32101 042855559

902
.44
v.23

Library of

Princeton University.

23. Jahrg. October 1898. 1. Heft.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet von

Peter Rosegger.

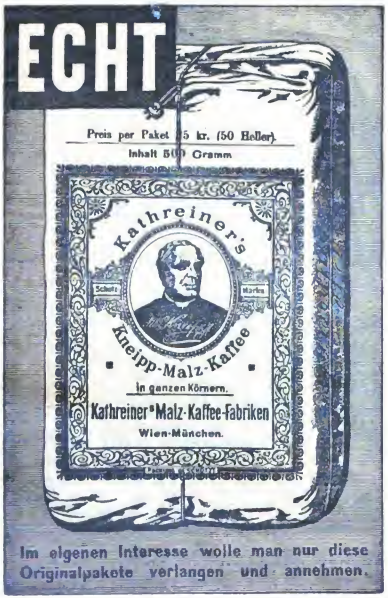
Druck und Verlag von „Leykam" in Graz.
Abonnementspreis jährlich (12 Hefte) 3 fl. 60 kr. = 7 M. 20 Pf., mit Franco-Postzusend
4 fl. 20 kr. = 8 M. 40 Pf.
Mit einer Beilage: Register des 22. Jahrganges „Heimgarten".

Inhalt.

	Seite
Der Galgenpater. Erzählung von Adolf Pichler	1
Auswanderer. Von Emil Ertl	14
Die Kreuzhütten-Buben. Ein Bild aus dem Volksleben der Alpen von Peter Rosegger	25
Der Mann unterm Bett. Eine Scherzgeschichte von Josef Willomitzer	38
Robert Hamerlings Nachfolger. Von Josef Wichner	42
Das Geld ein Mittel zur sittlichen Freiheit. Betrachtung von Peter Rosegger	48
Bergbummel in Tirol. Aus dem Tagebuch des Herausgebers	56
An Peter von Reininghaus zum achtzigsten Geburtstage. Von Peter Rosegger	62
Gedichte von Anna Behnisch	66

Kleine Laube.

Kaiserin Elisabeth †	67
Die Fremden in den Bergen	68
Die Botschaft des Cäsars. Von R.	71
Hamerlings Unstern. Von R.	74
Schillers Adelsdiplom	76
Bücher	76
Postkarten des „Heimgarten"	80



Jos. Kösel'sche Buchhandlung in Kempten.
Neu! Durch alle Buchhdlgn. zu beziehen.
Soeben erschienen: des † genialen Natur-Arztes.
S. Kneipp's Schriften
in 44 Liefgn. à 50 Pf. oder in 4 Bänden M. 22.—, geb. M. 25.80. Näheres enthält d. überall erhältl. Gratis-Kneipp-Broschüre.

Im unterzeichneten Verlage erschien und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Rund um die Adria.

Ein Skizzenbuch von **Josef Stradner.**

Mit 34 Illustrationen von **Franz Schlegel.** — Preis in colorierter Umschlag M. 1.20. Mit freier Postzusendung gegen vorherige Einsendung des Betrages M. 1.25.

Verlagsbuchhandlung „Styria" in Graz, Stempfergasse 4.

Heimgarten.

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

Peter Rosegger.

XXIII. Jahrgang.

Graz.

Druck und Verlag von „Leykam".

1899.

Inhalts-Verzeichnis

des

Heimgarten, XXIII. Jahrgang.

Romane, Erzählungen und Dramatisches.

	Seite
Der Galgenpater. Erzählung von Adolf Pichler	1, 81, 170
Auswanderer. Von Emil Ertl	14
Die Kreuzhütten-Buben. Ein Bild aus dem Volksleben der Alpen von Peter Rosegger	25
Der Mann unterm Bett. Eine Scherzgeschichte von Josef Willomitzer	36
Die Katzenhetz'. Ein Geschichtlein aus dem Volke. Von Dr. Karl Schönherr	102
Ein Mann von fünf Jahren. Bauernbild mit Herrenglossen von Peter Rosegger	108
Der studierte Sohn. Eine Erzählung aus dem Volksleben von Karl Krobath	181
Der rothe Thomas. Eine Erzählung aus dem Hochlande von M. Derschitz	241, 321, 416, 512
Das reiche Waldschulmeisterlein. Ein Bild aus dem Volke von Peter Rosegger	255
Die Zoller Anna. Von Karl Wolf	266
Neue Geschichten vom alten Hockewanzel	273
Die Weihnachtsgabe. Von Fritz Michael	297
Bei der Nachtlampe. Eine Geschichte von Bergfritz	336
Der zersprungene Spielbettler. Von J. K. Lecher	342
Der Waldbauer, dieser Dodel! Eine Erinnerung aus der Heimat von Peter Rosegger	409
Lohndiener Klingbom. Eine Erzählung von A. von Hedenstjerna	438
König Laurin und der Erzberg. Melodrama in drei Acten von Hans Grasberger.	481
Die Familie Nagerl auf der Bergpartie. Eins aus dem Leben von Peter Rosegger	561
Der Dreifache. Eine Volksgeschichte aus der Mitvergangenheit von Anton August Naaff	567
Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten. Von R.	572
Die Eisenbahner. Ein Geschichtchen aus Schwaben von K. Schmidt-Buhl	614
Wer will unter die Soldaten! Von Louise Seidl	620
Der Unkrott und seine Hani. Eins aus dem Leben der Gegenwart. Von R.	641
Dämon Weib. Ein Drama	647
Zwei Freunde. Eine Thiergeschichte von Emil Marriot	652
Leut. Ein Scherzspiel in zwei Acten von Robert Hamerling	686, 737
Ihre Hand. Ein Bild aus dem Volke. Von R.	801
Die Lavendel-Ehe. Eine Künstlergeschichte von Otto Julius Bierbaum	809
Der Seppbauer. Ein Volksbild aus dem Kärntnerland von R. J.	891
Der Liebesbrief. Eine Liebesgeschichte von Karl Wolf	900

(RECAP)

Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

Seite

Bergbummel in Tirol. Aus dem Tagebuch des Herausgebers 56
Die Fremden in den Bergen 68
Eine Bauernversammlung. Schweizer Volksbildchen, auch für uns giltig. Von R. Gutersohn 149
Wie die Waldbauern Kaiserfeste feiern. Von Peter Rosegger 165
Drei Stuhlecker-Tage. Spaziergänge in der Heimat. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 210
Ein Abendsingen. Von Rosalie Fischer 221
Wie der Sepp das Sterben zwingt. Eine Schweizergestalt von Ernst Zahn 365
Auf der Wander. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 370
Tief im Winter... Von Anton Renk 380
Mundartliche Volkssprüche. Gesammelt von Karl Reiterer 472
Die Ohrenbeichte. Eine Schilderung aus der katholischen Kirche von Peter Rosegger 496
Simerls guter Tag. Eine Ostergeschichte von Rudolf Greinz 504
Weil i a Deutscher bin! Von Karl Morre 546
Volksaberglaube. Gesammelte Beispiele aus der östlichen Steiermark von Rosalie Fischer 601, 680
Wandertage in den Nordalpen. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 675
Was z' Lacha. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Hans Hartmann-Hainfeld 713
Der Jäger David. Eine Gestalt aus dem Alpenvolke von Peter Rosegger 727
Frühjahrs-Wanderungen. Aus dem Tagebuche des Herausgebers 777
St. Anna beim Volke. Von K. Reiterer 790
Konst da's denkn. Von R. 792
Der Mosi-Mösl. Eine Gestalt aus dem Alpenvolke von Peter Rosegger 813
Ein Flug über das Bereich der Südbahn. Von Peter Rosegger 843
Der Flouing. Ein Spaziergang in der Heimat. Von R. 863
Der singende Schabelwirt. Ein Sonderbild aus dem Volksleben von Peter Rosegger 881
Ein Kriegsrath. Ein Erinnern und Plaudern von Peter Rosegger 911
Volksthümliches aus dem Ennsthale. Von Karl Reiterer 933

Land und Leute. Charakterbilder.

Robert Hamerlings Nachfolger. Von Josef Wichner 42
Der ordentliche Augustin. Eine Sondergestalt aus dem Volke von Peter Rosegger. 347
Arme Teufel! Von Josef Wichner 401
Ein tibetanischer Wunderdoctor 475
„Tschumpaliedla" aus dem Erzgebirge 561
Ein evangelischer Hofprediger. Charakterskizze von Theodor Kappstein . . . 582, 656
Auch Einer! Von R 589

Cultur- und Naturgeschichtliches.

Bauernleben im Mittelalter 229
Lose Stubengenossen. Eine Plauderei von Peter Rosegger 291
Die Erfindungen und Entdeckungen unseres Jahrhunderts 310
Prinz Johann und Prosesch-Osten. Von M. 524
Das Absterben der Völker. Von Theodor Vernaleken. 580
Die Fortdauer nach dem Tode. Von Robert Hamerling 596

Seite

In was das Thier dem Menschen voraus ist. Eine Betrachtung. Von Arthur Schopenhauer 608
Napoleon und der Luftschiffer. Von E. S. 715
Gegen das Absterben der Sprache. Von Bernaleken 793
Napoleon I. erzählt den Brand von Moskau 833

Zeitgeschichtliches. Plauderſames.

Das Geld ein Mittel zur ſittlichen Freiheit. Betrachtung von Peter Roſegger . . 48
Kaiſerin Eliſabeth † 67
Die Botſchaft des Cäſars. Von R. 70
Der große Kirchenabfall in Steiermark vor dreihundert Jahren. Von M. 113
Bismarck. Betrachtungen an ſeiner Todtenbahre. Von R. 121
Die Arbeiter. Von Peter Roſegger 127
Eine gute Partie. Von M. v. Weißenthurn 143
Die Strafe Lucchenis. Von M. 146
Zum zweiten December 161
Deutſche Jugend. Von Richard Voß 232
Über Trinkzwang. Von Karl Garnich 232
Vom Handſchuhtragen. Von Roſalie Fiſcher 234
Die zwei gegneriſchen Kirchen 284, 634, 796
Warum hat in unſeren Volksſchulen der deutſche Sprachunterricht ſo wenig Erfolg? Eine Beobachtung und Anregung von Hans Trunk 306
Die Wochentage. Erläutert von Theodor Vernaleken 361
Das Wetter im Sprichwort. Von Robert Hamerling 386
Zur Pſychologie der Phraſe. Von Rudolf Steiner 389
Los von Rom? Zeitgemäße Gedanken von einem Katholiken 445
Kranzſpenden verbeten! Von R. 467
Heil! Von R. 550
Wie ich mir die Perſönlichkeit Jeſu denke. Von R. 578
Ich weiß ein Buch 579
Laune. Von v. Weißenthurn 611
Die Socialdemokraten in den Oſtalpen. Ein Brief an den Herausgeber der „Deutſchen Revue“ von Peter Roſegger 629
Soll man übertreten? Eine Erwägung von Peter Roſegger 662
Das Radeln und die Geſundheit. Von Dr. Ernſt Schneider 668
Opfer des Herzens. Von Joſef Wichner 721
Ein verhängnisvolles Laſter unſeres Volkes. Von R. 732
Lebenslauf und Leidensgeſchichte eines Pferdes 793
Der Nationalismus ein — Elementarunglück? 829
Ein Mitternachtsgeſpräch mit dem Grafen Leo Tolſtoj 836
Bornierte Menſchen. Von Max v. Weißenthurn 840
Die „Gartenſtadt“ an der Mur. Ein Capitel für die Grazer. Von K. 859
Die Pflicht zu geben — das Recht zu nehmen. Von M. 867
Verſöhnung zwiſchen Bürger und Proletarier. Von R. 924
Wie ſollen wir unſere Todten begraben? Von R. 930
Die Kunſt, lange zu leben. Von Heinrich Müller 944
Die Preſſe und die Friedensconferenz 943
Ein Proteſtant über die katholiſche Kirche 946

Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

Seite

Hamerlings Unstern. Von R. 74
Schillers Adelsdiplom 76
Bücher 76, 157, 235, 313, 396, 477, 554, 636, 717, 798, 876, 949
Wie ein steirisches Kleinbauerndirndl Dichterin wurde 132
Hermann Gilms „Allerseelen“. Von Victor Feldegg 155
Hamerling-Erinnerungen. Bisher Unbekanntes von, an und über Hamerling. Mitgetheilt von Dr. Michael Maria Rabenlechner 188
Die Freuden des Berühmtseins 202
Ein steirisches Künstlerpaar 225
Über das Verhältnis des Volkes zur bildenden Kunst. Eine lose Plauderei von Hans Malser 354
Eine Ausstellung für die häusliche Kunst. Von R. 392
Briefe von Hans Grasberger an den Herausgeber dieser Zeitschrift 450
Über Dichter-Denkmäler. Von R. 465
Fritz Reuter als Trinker. Von Karl Schröder-Neuendorf 469
Aufruf 559
Ein Hauptvertreter des schweizerischen Schriftthums. Von R. Gutersohn 709
Der Cooperator von Niederdorf im Pusterthale. Von Adolf Pichler 711
Große Dichter in der Lade. Ein guter Rath für junge Poeten von M. 715
Hamerling zu Friedrich Halm. (Hamerling-Erinnerungen. Zweite Reihe.) Von Dr. Michael Maria Rabenlechner 765, 817
Grazer Censur. Persönliche Erfahrungen von Peter Rosegger 785
An die Thüre des ultramontanen „Grazer Volksblatt“ 794
Das Bozner „Batzenhäusl“. Ein Künstler- und Dichterheim. Von Franz Goldhann 851
Dem Klopfer von Tirol. Von Rosegger. 867
Die Einen und die Andern, oder die Hosen des Herrn von Mephisto 871
Die Armensünder-Bank 873
Ein seltsames Buch. Von M. 906
Bei Adolf Pichler. Zu seinem achtzigsten Geburtstage von Dr. S. M. Prem 916

Gedichte, Sprüche.

Gedichte von Anna Behnisch 66
Jesus Christus. Gedicht von Emil Faller 113
An die Nacht. Von Anna Behnisch 145
In der Geschwindigkeit. Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek 151
Du weißt nicht wie. Gedicht von Justus Frey 224
Gedichte. Von Albrecht Graf Wickenburg 281
Die Glocken in der Nacht. Von Tennyson. Deutsch von Jakob Feis 304
Neujahrsnacht. Von Anna Behnisch 305
Scherzgedichte. Von Karl Dunkl 312
Gedichte. Von Hans Grasberger 353
Gottsuchers Wanderlieder. Von J. E. Freiherrn von Grotthuss 390
Wüstenschweigen. Ein Gedicht von Georg Ebers. 393
Gedichte von Josef Kitir 467
Freundschaft. Von Jenny von Reuß 523

Seite

Seiner Natur getreu. Von R. 581
Gegenseitigkeit. Von R. 667
Selbstschau. Von Friedrich Spielhagen 706
Stoßseufzer eines Adlers 717
Aus unserem Dorfe. Gedichte von Erna Viereck 731
Finnländisches Abendlied 793
Die Seele und das Glück. Von Hermann Hango. 840
Reimzeilen. Von R. 944

Poetenwinkel:

Trost. Von Ernst Gnad 153
Abendstimmung. Von Ernst Gnad 153
Der Leichenzug. Von Hans Brugger 153
Krieg und Christenthum. Von Friedrich Bodenstedt. 154
Klein Berthas Grab. Von Heinrich Hege 154
Spende. Von Hans Fraungruber. 155
Es hat das große Weltmeer... Von A. Kassau 155
Allerseelen. Von L. V. 155
O zürnet nicht dem Sänger. Von Franz Tiefenbacher 227
Wandersehnen. Von Georg Mühlbach. 227
Herbstlied. Von Rothbauer 228
Verklärung. Von Konrad Aspia. 228
Die Zeit. Von Heinrich Hege 228
Heimweh. Von Franz Floth. 229
Herz, mein Herz, was zagest du? Von August Anton 229
Trutzliadl. Von Hans Fraungruber. 229
Wer bist du...? Von Anton Renk 551
Am Achensee. Von Hedwig Bürger 551
Ein Grüßen. Von Zeidler. 551
O, hätt' ich das Wort nie gesprochen! Von Franz Floth 552
Gedanke und Form. Von Jos. Sobel 552
Distichen. Von Jos. Sobel 552
Horch den Sternen. Von Franz Waidacher 552
Die drei Stafferla. Von R. 552
Genesung. Von Hermann Hango. 632
Mitleid. Von Hermann Hango 632
Noch ist das Licht uns nicht verglommen. Von Aurelius Polzer 633
Am See. Von Le Fort. 633
Sonntagskinder. Von Le Fort 633
Der alte Sänger. Von Josef Blobner 633
Pflat di Gott! Von Fr. Franz Scheirl 633
Am Lenauhügel bei Aussee. Von Gebell-Ennsburg. 869
Im Zauberbann. Von Irma Brasla 869
Viel Burschen vor dem Fenster. Von F. A. Bunzendahl 870
Wenn zwei sich lieben... Von Theodor Kappstein 870
Der Taufnam'. Von A. Schwarzinger 870
Die Seifenblase. Von E. Winkl 947
Waldfriedhof auf dem Kahlenberg. Von Michael Maria Rabenlechner . 948
Mit der Exc'llenz 948

Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

Seite
Zwei redliche Finder. Von R. 148
Milde siegt. Von R. 305
Aprilwetter. Einfälle, Gedanken und Stimmungen 542
Der Nachtwächter aus Schwaben 553
Das vollkommene Licht. Von R. 712

Verschiedene Sachen.

An Peter von Reininghaus zum achtzigsten Geburtstage. Von Peter Rosegger . . 62
Postkarten des „Heimgarten“ 80, 160, 240, 320, 400, 480, 560, 640, 720, 800, 880, 952
Was schickt sich nicht? 152
Zwei Friedhöfe 225
Benimm dich anständig! Von Paul von Schönthan 394
Eisenbahnwünsche? Von R. 395
Die Himmelfahrt. Ein Familiengesicht in der Dämmerstunde. Von R. 535
Ans Schatzerl. Ein Liebesbrief aus Nordböhmen, mitgetheilt von J. H. in Zeidler . . 553
Die vierte Dimension? 707
Mein kühles Zimmer. Von Gerhard Ramberg 871
Zur Naturgeschichte der Stadtleute 939

Der Galgenpater.

Erzählung von **Adolf Pichler.**

Der Galgenpater! Man braucht das Wort nur auszusprechen, und jeder Innsbrucker denkt an einen langen, mageren Kapuziner, mit dem stillen Wunsch, er möge in Frieden ruhen. Noch sehe ich ihn, wie er durch die Gassen der Stadt wandert und nach allen Seiten freundlich grüßt. Manchmal fliegt ein trüber Schatten über sein Gesicht, er bleibt an einem einsamen Orte plötzlich stehen, fasst den breiten Zottelbart, der, früher ganz schwarz, von dichten, grauen Strähnen durchwirkt ist, und klopft mit dem geschälten Buchenast, welcher ihm als Stock dient, nachdenklich auf den Boden. Ein tiefer Seufzer entringt sich seiner Brust, er schaut erschrocken in die Höhe und eilt rasch weiter. Nach etlichen Schritten holt er gewöhnlich die Dose von Buchsholz aus der Brustfalte seiner braunen Kutte, nimmt eine gewaltige Prise, niest so laut, dass die alten Weiblein auf hundert Schritt „Helf Gott!“ rufen, und blickt wieder mild und ernst wie immer. Das Volk betrachtet ihn mit scheuer Ehrfurcht, eine Bäuerin huscht hinzu, ergreift nach einem demüthigen Knix seine Hand mehr, als dass er sie freiwillig gäbe, drückt einen brünstigen Kuss darauf und trippelt, fast selig ob dem gelungenen Attentat, davon. Ein

469518

Schwarm Buben, der lärmend den Kreisel auf das Eis schwingt, läßt diesen schnurren und surren und starrt, die Pelzkappe verlegen zwischen den Fingern, dem Mönch nach, der ihnen lächelnd zuruft: „Schlingel, seid brav!“ und dann hinter der Ecke der Klosterkaserne verschwindet. Ich hab' ihm manchmal auch gebeichtet, dem guten Theodori, all meine Raufereien und Knabenstreiche. und er hat mir nie einen Fasttag aufgelegt, sondern stets nur ein Vaterunser oder einen Rosenkranz als Buße, — vergelt's ihm Gott!

Ein andermal begegnen wir ihm vor einem Dorfe, die Kutte ganz bestäubt, von der Stirne perlt Schweiß, über den gebeugten Rücken hängt ein Quersack mit einem Längsschlitz, durch welchen man Selchfleisch, Speck, Würste, getrocknete Birnschnitze und dergleichen Eßwaren erblicken kann. Hintennach schleicht ein Laienbruder und trägt behutsam ein Körbchen, wo zwischen Heu Eier und Butterstrützeln gebettet sind. Sie kommen an ein großes Bauernhaus und klopfen an die Thüre.

„Wer draußen?“ schallt es durch das Fenster.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ antwortet der Pater, „Kapuziner.“

Es wird das unwillige Gesicht einer Bäuerin sichtbar; wie sie den Mönch erblickt, ist sie plötzlich ganz verwandelt: „Jesus! 's Galgenpaterl!“ schreit sie und läuft, ohne das Fenster wieder zu schließen, an die Thüre. Er tritt schmunzelnd ein und legt den Sack auf den Boden.

„Thäten Euch halt auch um etwas bitten!“ wiederholt er.

„Mein Gott ja!“ erwidert die Bäuerin. „He, Jagg“, ruft sie laut, „steig von der Ofenbank und richt' etwas zusammen.“

Mittlerweile hat die Bäuerin ein reinliches Tischtuch ausgebreitet; auf einem Zinnteller stehen zwei Stamperln Schnaps, der den feinsten Wacholderduft verbreitet.

„Greift zu!“ spricht sie einladend und legt große Nudeln und Eierbrot dazu.

Die Mönche lassen sich nicht lange nöthigen.

Da klopft es an der Thüre, schüchtern öffnet ein Handwerksbursch und bettelt um ein Kreuzerlein oder ein Stückchen Brot.

Schon zieht die Bäuerin die Lade heraus, da legt ihr der Pater sanft die Hand auf die Achsel und sagt: „Laßt den Armen mithalten, unser Herr ist auch wie ein Handwerksbursch herumgewandert in Regen und Sonnenhitze.“

Die Alte schenkt gehorsam dem Burschen ein Gläschen voll und reicht ihm feines Brot.

Sie reden von allerlei, der Bauer erzählt, was sich während des Frühlings und Sommers im Dorfe ereignet, der Pater gibt Stadtgeschichten zum Besten, ernste und lustige, daß alle laut lachen. So ein Kapuziner ersetzte früher das Tageblättlein; nachher las man auf den

Dörfern die Zeitung und fragte, wie der Bonapartl geschlafen habe, freilich nicht in der Absicht, ihm einen guten Morgen zu wünschen, sondern ob ihn bei Nacht nicht der Teufel geholt und stückweise zerrissen.

Da zupft die Bänerin den Mann und flüstert: „Du, vergiss nicht!"

„Richtig ja", erwidert dieser und wendet sich an den Pater: „Die Kuh ist krank, wie wär's, wenn Ihr sie segnen thätet? Mein Weib meint, sie sei verhext."

„Verhext?" murmelt der Pater und schüttelt den Kopf.

„Freilich, ganz gewiss", betheuert die Alte, „und wir wissen auch, wer es gethan hat."

„So, so!" entgegnet der Pater und ein Zug leiser Ironie spielt um seine Lippen. „Doch ich will in dem Stall nachschauen, vielleicht bist du wirklich selbst die Hexe."

Wär's nicht der Galgenpater gewesen, sie hätte ihm die Nägel ins Gesicht gehackt.

Schweigend erhob er sich und gieng zur Thüre. Nachdem sich der Handwerksbursch dankend verabschiedet, folgten ihm Bauer und Bänerin. Der Pater untersuchte mit Kennerblicken die Kuh, betastete sie am Bauche und musterte, als sie schmerzlich zuckte, das Heu, welches unberührt in der Krippe lag. Er zog ein trockenes, breitblätteriges Kraut heraus, dann noch eins, endlich hatte er einen ganzen Büschel zusammengelesen.

„Siehst du", sagte er zum Bauern, „das ist's, davon hat die Kuh erwischt und mag nun nicht mehr fressen. Aber so seid ihr! Schon im Frühling hab' ich dir gesagt, du sollst dieses Gewächs auf deinen Wiesen ausrotten, gethan hast du es aber nicht!"

„Ja freilich nicht", erwiderte der Bauer kleinlaut, „aber heuer soll es gewiss geschehen!"

Nun kehrten sie wieder in die Stube zurück.

Die Uhr fieng an zu knurren und zu schnurren, es schlug vier Uhr. Der Galgenpater winkte dem Bruder, dieser nahm das Körbchen, er griff nach dem Sacke. Der Bauer nahm eine große Flasche Schnaps aus dem Fenster und bot sie ihm an.

„Nehmt sie mit, Ihr müsst oft des Nachts auf, da wärmt so ein Tropfen den Magen ein."

„Das ist zu viel!" sagte der Pater, indem er mit dem Rücken der Hand die Flasche auf den Tisch zurückschob, „ich will's nicht leugnen, hie und da schlürf' ich gern ein Gläschen, aber eine solche Flasche! Da hätt' ich zwei Jahre, und das ganze Kloster thät' von Brantwein stinken. Zu Innsbruck gibt's böse Männer!"

Der Bruder sah ihn an.

„Nun ja, ich versteh' dich, Barnabas", fuhr er fort, „wir könnten sie, nachdem ich mir ein Fläschchen abgezogen, dem Kloster

bringen; ist immer gut, wenn man etwas im Haus hat. Erlaubt Ihr das, Bauer?"

„Freilich, freilich, thut wie Ihr wollt!" entgegnete dieser und schob die Flasche sorgfältig in den Korb.

Der Pater ergriff nun den Stock und sprach, sich demüthig vor der Bäuerin verneigend: „Vergelt' Euch Gott, was Ihr dem Klösterlein und mir thut. Vergelt' Euch's Gott und — nichts für ungut!"

Er griff noch in das Weihbrunnkrüglein, das an der Thüre hieng, bespreugte die Stirn und die Schwelle, über die er hinanstrat.

Die beiden Klosterbrüder giengen vorwärts. Schon hatten sie ein Stück Weges zurückgelegt, als hinter ihnen eine Stimme rief: „Galgenpaterl, Galgenpaterl, ich geb' Euch schon auch etwas!"

Vor der Thür einer ärmlichen Hütte stand ein Weib, zwar reinlich, aber dürftig gekleidet, an ihrer Schürze hieng ein rothbäckiger Knabe; fast ängstlich hielt er eine irdene Schüssel, in der etliche Eier lagen, vor sich hin.

Der Pater kehrte um. „Ihr wollt mir auch was geben", sagte er freundlich, „und seid selber arm? Gott sieht auch die Spende der Witwe gnädig an, es wär' daher unrecht, wollte ich Euch zurückweisen. So nehm' ich denn ein Ei für das Kloster, die andern backt Ihr für Eure Kinderlen in Schmalz."

Er nahm sein Brevier, das rückwärts in der Kapuze steckte, blätterte darin und schenkte dann dem Büblein ein Bildchen.

Nun legte er das Ei in den Korb. Wie sie so auf der Straße vorwärts schritten, ziemlich müde und schwerfällig, rasselte ein Wagen hinter ihnen her. Sie traten in den Graben, um ihn vorbei zu lassen. Er hielt jedoch an, ein breites Gesicht mit einem feisten Doppelkinn lugte heraus; es war der Postmeister von Volders.

„He, Galgenpaterl", rief er, „wollt ihr nicht aufsitzen? Haben alle drei Platz!"

Die Mönche nahmen die Einladung dankbar an, rasch flogen sie mit den zwei Schimmeln vorwärts bis zum nächsten Dorfe, wo sie wieder ausstiegen, um das Geschäft des Bettelns neuerdings zu beginnen.

„Auf dem Rückweg trinkt ihr bei mir ein Seitl", rief der Postmeister noch aus dem Wagenschlag gebeugt, dann schwang er die Peitsche und die Rosse zogen frisch an. —

Wir haben nun den Galgenpaterl im Verkehr mit Menschen beobachtet; man munkelte aber auch von seinem Umgange mit Geistern, nicht bloß mit guten, nein, mit bösen sogar; soll er doch, wie Sanct Anton in der Wüste, selbst einmal mit dem Teufel handgemein worden sein!

Der hieng aber die Ohren, zog den Schwanz zwischen die Beine und trollte sich, einen scheußlichen Brodem von Pech und Schwefel zurück-

lassend, eiligst davon. Daher wurde das Galgenpaterl überall hingerufen, wo es spukte, und er vertrieb stets den Leuten die Gespenster, wenn auch nicht aus der Stube, so doch aus dem Kopfe.

Eine Geschichte machte viel Aufsehen; ich will sie erzählen, wie ich sie gehört, bemerke jedoch, dass bereits der Pater die Innsbrucker als böse Zungen bezeichnete, und kann daher nicht gutstehen, ob sich die Sache genau so zugetragen habe. In der Nähe von Volders liegt auf einer Anhöhe ein schöner Edelsitz, der nach dem Aussterben der uralten Familie, die davon ihren Namen und Adel entlehnt, in die Hände eines Emporkömmlings gerieth. Die Geister des alten Hauses, empört über die Schmach, dass nun ein ehemaliger Kellnerbursche dort walten sollte, wo sie mit zierlicher Grazie ihre Damen zum Menuett geführt, ließen ihm keine Ruhe; schlief er, so zupften sie ihn an der Nase, setzte er einen Humpen an den Mund, wie sie vordem in der Runde kreisten, erhielt er unvermuthet einen Stoß, dass der Rand des Gefäßes in Scherben brach; wollte er beten, so störten ihn schauervolle Töne, zwar nicht von den Posaunen des Weltgerichtes, aber auch keineswegs von sanften Engelharfen.

Was sollte er thun? Er pochte zwar auf seine Freigeisterei, allein vor Gespenstern hielt diese nicht Stich; da dachte er: Nichts Gewisses weiß man nicht! und schlich eines Abends zum Galgenpater. Der hörte lächelnd seine Noth und meinte schließlich, wenn es nichts weiter sei, wolle er mit dem höllischen Gesindel schon ausfahren. Der Geqnälte versprach für diesen Fall dem Kloster ein Stückfaß Bier, das beste, welches im Keller läge.

Beim Dunkeln kam der Galgenpater richtig angewackelt. Er trug ein großes, schwarzes Buch mit rothem Schnitte unter dem Arme, die messingenen Spangen einer Brille guckten zwischen den Blättern hervor; aus der Kutte nahm er einen gelben Wachsstock, ein Fläschchen Weihwasser und die Stola.

Sie setzten sich im Saal, wo es gewöhnlich am tollsten zugieng, an einen Tisch, und der Galgenpater schlürfte wohlgemuth den köstlichen Wein von Terlan, aß hie und da ein Schnittchen Schinken und schnupfte bei jedem Stundenschlag, wenn sein Wirt bebend zusammenfuhr, eine Prise, so viel er nur zwischen Daumen und Zeigefinger fassen konnte.

Elf Uhr! —

Er stand auf, trat in die Mitte des Saales, zog einen Kreis mit dem Finger und stellte sich und den Gesellen mitten hinein. „Wenn der Geist kommt“, sagte er zu ihm, „so ahmen Sie alles genau nach, was ich spreche oder thue!“

Dreiviertel auf zwölf!

Die Blechfahnen knarrten im Winde, der Schlossherr zitterte wie sie. Ruhig setzte der Pater die Brille auf und öffnete das Buch. „Ein

Schluck Wein", meinte er, „thät' vorher nicht übel; dort steht das Glas halb voll auf dem Tische, seien Sie so gefällig und holen Sie mir es."

Jener blickte ihn entsetzt an und stotterte: „Holt mich nicht der Teufel?"

„Wenn Sie ihm nicht selbst in den Rachen laufen, gewiss nicht", sagte der Kapuziner, sarkastisch lächelnd.

Jener machte einen Satz an den Tisch, wie selbst nicht in seinen Jünglingstagen, reichte ihm das Glas und stellte es dann, um es nicht zurückzutragen, außerhalb des Kreises.

Der Pater murmelte allerlei Sprüche; es beginnt zwölf Uhr zu schlagen — eins — zwei — drei! Der Schlossherr zitterte wie Espenlaub — vier — fünf — sechs! — Das Getäfel an der Wand knarrt, unheimliches Pfeifen und Zischen — er knickt in sich selbst zusammen — sieben — acht — neun!

Blaue Flämmchen zucken durch den Saal, seine Haare richten sich auf wie die Borsten eines Igels — zehn — elf — zwölf? —

Donnergepolter! — Er klammert sich verzweifelnd an die Kutte des Paters — aus der Wand springt ein Herr in prächtigem Rococo, die Perrücke auf dem Kopf, das Antlitz so bleich, wie der Puder in den Locken; er nähert sich seltsam hüstelnd, er tritt auf das Glas, dass es zersplittert, ein Fluch halblaut aus seinem Munde — und nun steht er vor dem Kreise. Fest fasst er den Mönch ins Auge: „Was willst du von mir, du heiliger Mann?"

Dieser bekreuzte sich und sprach demüthig: „Noch bin ich es nicht, aber mit Gottes Hilfe kann ich es werden!"

„Und was willst denn du von mir, du dummer Ochs?" wendete sich das Gespenst an den Schlossherrn. Dieser stotterte: „Noch bin ich es nicht, aber mit Gottes Hilfe kann ich es werden!"

Das Gespenst brach in ein schallendes Gelächter aus und verschwand. Der Pater musste ebenfalls lachen, dass ihm der Strick, der die Kutte um den Leib zusammenhielt, platzte; endlich erholte er sich und sagte, kaum der Stimme mächtig: „Jetzt ist es schon gut, hier erscheint nie mehr ein Geist!"

Tags darauf stand das Bierfass vor dem Kloster.

So jene Innsbrucker, denen die Freigeisterei noch nicht allen Glauben an die vier letzten Dinge zerstörte; andere behaupten, seitdem der neue Besitzer auf dem Schlosse walte, sei überhaupt nie mehr ein Geist dort zu spüren gewesen.

Vielleicht sagt mancher Leser: „Sie haben uns den Galgenpater gezeigt, wie er leibt und lebt, wie er isst und trinkt, wie er schnupft und betet, und nicht bloß das, sondern auch noch mitgetheilt, was andere von ihm lügen oder — dichten, dabei vergessen Sie aber zu erzählen,

woher er jenen abscheulichen Namen bekommen, den ihm sein Vater doch gewiss nicht bei der Taufe beigelegt?"

Ich besuchte noch eine untere Classe des Gymnasiums zu Innsbruck, als sich die Nachricht verbreitete, im Kräuterthurme, dem Stadtgefängnis am Inn, sei ein Mörder eingebracht und werde demnächst zum Tode geführt. Nachmittags einmal, als die Schule geschlossen wurde, winkte der Professor mit der Hand, wir sollten noch bleiben. Ich hatte schon die Klinke gefasst, ließ sie aber sogleich fahren, denn seine Züge waren so feierlich, dass wir, ich weiß nicht welcher Offenbarung entgegensahen. Sollte einer von uns, weil er die Predigt geschwänzt, in Arrest kommen? War ruchbar geworden, dass einer statt des Gebetbuches bei der Messe deutsche Classiker las? — Mir klopfte das Herz. Er begann: „Morgen um neun Uhr wird ein armer Sünder zum Tode geführt; man lässt euch frei, damit ihr sehet, wohin es führt, wenn einen Menschen die Gnade Gottes verlässt und er das sechste und siebente Gebot bricht. Hat er überstanden, so betet auch ihr für seine Seele, sie wird dann für euch bitten, dass euch unser Herr bewahre. So, jetzt geht ordentlich heim; erfahre ich, dass einer von euch morgen rüpelt, lass ich ihn über Mittag ins Loch stecken."

Wir brausten fort, lärmend und schreiend, als wären wir zum ergötzlichsten Schauspiel geladen. Noch spät schlich ich um das Gefängnis und guckte nach den vergitterten Fenstern; ich sah nichts, nur unheimliches Ketteuklirren tönte durch die Nacht. Zu Hause lud mich die Quartierfrau ein, für den Verurtheilten mit ihr zu Ehren der sieben Schmerzen Mariä sieben Vaterunser und den englischen Gruß zu beten.

Der nächste Morgen prachtvoll. Auf allen Wegen strömte das Volk zusammen, plaudernd, scherzend, lachend drängte es sich um die Bude, wo Würste, Brot und Obst verkauft wurden. Was ist ein Mensch! — Jetzt lag die Mutter des Verurtheilten in der Kammer und rang die Hände vor jener Heiligen, die ihren Sohn am Kreuze hängen sah, die Menge gieng am Hause vorüber, höhnend wies hie und da ein Finger zum Fenster empor, vielleicht spitzten schon die Nachbarinnen die Zungen, um hier eine alte Beleidigung abzutragen . . . . was ist ein Mensch! . . . .

Das waren ungefähr die Gedanken, die ich nicht abzuweisen vermochte, doch ließ ich mich vom Gedräng gegen die Innbrücke schieben, wo der unglückliche Zug vorüber musste. Es schlug neun Uhr; in drei Absätzen klang die Todtenglocke vom Thurme der Stadt, die Männer zogen die Hüte ab, alles schwieg, nur das leise Murmeln des Gebetes drang zum reinen Himmel empor. „Dort! dort! dort!" hieß es plötzlich. Ich schaute. Bajonette blitzten über den Köpfen der Menge, zwei schwarze Pferde zogen langsam einen Leiterwagen daher; entsetzt wandte ich mich ab, erhob jedoch, als die Räder vor mir auf dem Pflaster rasselten, neugierig wieder den Blick.

Auf einem Querbrette saß der Galgenpater, er hatte den rechten Arm um einen jungen Mann von etwa vierundzwanzig Jahren geschlungen, mit der Linken hielt er ihm das Crucifix vor. Der Verbrecher war todtenbleich, seine bläulichen Lippen zuckten krankhaft, starr und ohne Blick lag sein Auge auf der Menge, durch die ein leises Flüstern lief. Hinter dem Wagen schloss sich die Gasse; das Volk strömte nach, wie die Wogen eines Flusses, der den Damm durchbrochen.

Mir war, wie man bei uns sagt, sehr herzleidig, ich ließ den Schwall vorüber und folgte von fern zum Prügelbau, einer Fläche hinter der Kaserne am Inn, wo das Militär exerciert und die Verbrecher zum Tode gebracht werden. An der Seite derselben erhob sich eine Allee alter Kastanien, alle Zweige hiengen voll von Zuschauern. Als ich an Ort und Stelle gelangt, tönte bereits wieder vom Thurm ein Glockenzeichen; der Unglückliche hatte ausgelitten. Mitten auf dem Platz stand ein Gerüst, darüber ragte ein Pfahl; am Nagel, der oben eingeschlagen war, hieng der Verbrecher, Arme und Füße mit Stricken gebunden, den Kopf, um welchen wirr das lange Haar flatterte, zur Seite gedrückt. Neben ihm stand der Galgenpater. Er predigte. Die Augen funkelten im blassen Gesicht, er hatte den Arm erhoben und deutete auf die Leiche, seine Stimme rollte wie Donner über die Köpfe der Versammelten. „So mancher von euch denkt sich: dem gegenüber bin ich doch noch gut, denn er hängt am Galgen! Ja, er hängt am Galgen, die menschliche Gerechtigkeit hat ihn gerichtet, doch die menschliche Gerechtigkeit ist eine Gerechtigkeit von Menschen, armen, blöden, blinden Geschöpfen! Dort droben aber ist ein anderer Richter, sein Auge dringt in die geheimsten Falten, er richtet nach dem Willen, und nicht nach der That, und vielleicht steht mancher hier, der zum Himmel zu schauen wagt und dabei schlechter, niederträchtiger und verworfener ist, als der am Galgen da! Pharisäer! Du trägst den Galgen im Gewissen, deine Seele hängt vor Gott am Galgen; du Wucherer, dem die Thräne der Armut Gold zollt; du Verführer, der jahraus, jahrein die Unschuld seinen Lüsten geopfert und sich dabei noch rühmt, denn du bist ja so vornehm, dass die menschliche Gerechtigkeit keinen Finger gegen dich erhebt; du Dirne, die du für einen Tag, gleich der Fliege, die im Sonnenschein glänzet, die Ewigkeit hingibst, und, um dem Leib zu fröhnen, den Selbstmord an der ewigen Seele nicht scheuest; du Verleumder, der frech die Ehre tödtet, die den Menschen mehr ist, als das Leben! Wagt ihr den Stein aufzuheben? — —

„Und auch, wer sich weniger schuldig fühlt, denn vor Gott sind wir alle Sünder, soll verstummen; in jeder Brust schläft das Verbrechen, wie der Funke unter der Asche, der Satan bläst hinein, die Flamme anzufachen; wachet, betet, damit der Engel bei euch bleibe und schützend seine Schwingen über euch breite! Ja, du bist es, ewiger Richter, du

schaust nieder auf uns alle, ich werfe mich vor dir auf die Knie, ich hebe meine schwachen Arme zu dir: sei ihm gnädig, sei uns gnädig!"

Erschöpft brach er zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und verharrte, während sich die Menge erschüttert zerstreute, in stummem Gebet.

Beim Heimweg hörte ich ein altes Mütterchen sagen: „Das ist der Fünfte, dem er die Seele ausfegnet; ich wollt, ich hätt' so viel Fürbitter im Himmel als er!"

Die Erinnerung an diese traurigen Scenen war im Lauf der Jahre längst schon verblasst, als sie ein Zufall wieder auffrischte. Der vorige Spätherbst war so wunderschön, dass ich mich noch zu Allerheiligen entschloss, die Volderer Schlucht zu besuchen. Der anmuthige Weg leitet ober Hall auf das Mittelgebirge, bald durch Föhrenwälder, aus deren grünem Dunkel eine Lerche, wie eine goldene Pyramide leuchtete, bald an Einzelhöfen vorüber, wo die Menschen wie Bienen im Korbe dem Winter entgegenharrten, der sie einschneien sollte. Ich hatte den Rand der Hochebene erreicht und blieb, obwohl das Schauspiel, das sich zeigte, mir keineswegs ganz neu war, überrascht stehen. Über dem finstern Waldsaum der Berglehne starrte der Grat des Gebirges blendend weiß gen Himmel, man konnte jede Zacke, jede Falte unterscheiden, deren violette Schatten ein prächtiges Halbdunkel zeigten.

Vor mir breitete sich eine lange Fläche aus, darauf wechselten Wiesen, das satte Grün mit zahlreichen Zeitlosen untermengt und Äcker voll gelber Stoppeln, um welche Spinnen das Mariengarn gewoben; hie und da war eine Strecke umgebrochen, durch die Zeilen der Furchen lief die geschäftige Bachstelze auf und nieder. Zwischen den rothen Kirschbäumen schimmerten weiße Bauernhäuser, eine Taube flog hindurch, andere folgten ihr in lustigen Wirbeln, und über alles tönte hell die Kirchenglocke, als böte sie dem Wanderer ein freundliches Grüß Gott!

Siehst du dort das Haus? Es genügt zu sagen, dass es die Heimat des kühnsten Tiroler Helden, dass es die Heimat Speckbachers war. In den friedlichen Weilern, die so traulich zwischen den Bäumen versteckt sind, wohnten seine Kampfgefährten, feste, trotzige Männer, weniger fertig im Wort, als zur That. Und die Mädchen? . . .

Ich gieng schräg gegen den Abhang des Berges vorwärts und erreichte eine Runse, welche tief eingeschnitten in die Hochebene gegen Hall führt und wohl auch als Weg benützt wird, weil sie am schnellsten thalab führt. Der Pfad ist feucht und schlüpfrig, beiderseits drängen sich die üppigen Blätter des Huflattichs heran, betäubender Geruch der Sumpfminze steigt empor, das Bächlein glitzert zwischen Farnkraut und fetten Stauden der Tollkirsche, welche auf dem sparrigen Gezweig die schwarzen,

gleißenden Giftbeeren emporreckt. Hohe Erlen und finstere Tannen, halb von Moos und Flechten verhüllt, hemmen jede Aussicht, kaum blickt das blaue Auge des Himmels auf die unheimliche Stätte. Bei jedem Schritt, der zufällig das Gebüsch streift, flattert ein Schwarm Nachtfalter empor, auf dem breiten Moospolster kriecht der schleimige Salamander und glotzt überrascht den unwillkommenen Störer an. Und doch sollten hier, hätten die alten Legenden recht, Lilien die reinen Kelche emporhalten, denn wo die halbvermoderte Säule mit der fast unleserlichen Schrift steht, erlitt ein Mädchen den Märtyrertod von der Hand eines Mörders, — wir haben ihn bereits zum Galgen begleitet. Das Mädchen war die Nichte Speckbachers. Überrascht stand ich vor der Säule, die mich so unvermuthet in die Tage meiner Jugend zurückversetzte; waren es doch keine freundlichen Bilder, die sie erweckte. Ich hatte den Schritt eines Bauern ganz überhört, der nun zu mir trat und sagte: „Ihr wollt die Inschrift herausstricheln? Geht schwer. Wir haben dem alten Spöck so lange zugeredet, bis er endlich versprach, hier ein ordentliches Denkzeichen zu errichten mit einem Gemälde daran, welches alles genau darstellt. Vielleicht baut man hier noch eine Kapelle. Es wär' recht schön, wenn wir im Dorf zum Anderl, den der Papst heilig gesprochen, noch eine Heilige kriegen möchten."

Wir waren langsam am Rand der Schlucht emporgestiegen; als wir den Stiegel am Zaun, der sie einsäumte, übersprungen, öffnete sich die Aussicht ins Freie, etwa hundert Schritt vor uns zeigte sich die breite Front eines großen Bauernhofes zwischen weit ausgedehnten Feldern. Die schrägen Dachleisten liefen in geschnitzte Gemsköpfe aus und kreuzten sich am First, den tief zurückweichenden, dreieckigen Giebel schmückten zerschossene Scheiben mit allerlei Sprüchen und Zeichnungen; darunter nahm ein Söller die ganze Breite ein, auf dem Geländer standen Blumen in weiß und grün glasierten Töpfen.

„Schau", sprach mein Begleiter, „seit der junge Spöck geheiratet, sieht es hier wieder anders aus, fast so schön, als wie Agnes noch lebte. Der Alte wurde nach dem schrecklichen Unglück, das ihn betroffen, leutscheu und ließ alles verwerden; die Schwiegertochter, scheint es, hält besser zum Zeug."

Unter der Thüre wurde ein Greis sichtbar, seine Züge mahnten an das Porträt Speckbachers, wie es im Museum zu Innsbruck zu sehen ist, alles eckig, scharf, fast schneidig, wie die Kanten eines Krystalls.

„Das ist der Alte; auch den hat das junge Weib ein bisschen zusammengeputzt, sogar rasiert haben sie ihn, sonst gieng er fast ein bisschen fackisch daher. Wer mag noch eine Lust haben an sich selbst, wenn man einem die liebste Tochter abgeschlagen in das Haus schleppt! Hab' ihn lang nicht mehr gesehen, er ist grau geworden, ich bin es halt auch, aber ich weiß doch noch alles, als ob es heut' wär'; da haben selbst die wildesten Burschen geweint, dass eine Zähre der anderen nachlief."

Nun erzählte er mir umständlich, wie sich alles zugetragen; manches erinnerte mich an bereits Gehörtes, insbesondere an ein Heldengedicht, das der Pfarrer von Sanct Nikolaus über dieses schreckliche Ereignis in noch schrecklicheren Hexametern verfaßt, denen ich die lahmen und steifen Füße einrichten sollte. Er that sich sehr viel auf die Schilderung des Höllendrachen zu gut, der aus Freude, weil Cosmo den Entschluß des Mordes faßte, mit dem Stachelschwanz im Feuer so herumschlug, daß Funken und Asche aus dem Kamin der Unterwelt stoben.

Ich wurde die Geschichte auf dem ganzen Wege nicht los, überall trat mir die fromme Agnes entgegen; hier bei dieser Kapelle hatte sie vielleicht gebetet, dort im Schatten der Buchen gerastet, an jenem Abhang Erdbeeren gepflückt, auf der Höhe Alpenrosen geholt, um sie für einen Heiligen zum Kranz zu winden.

Sie war, sagte ein alter Herr, welcher sie gekannt, Speckbacher ins Weibliche und Blonde übersetzt, das Schroffe und Eckige sanft gemildert, eine schmale Stirn, um welche sich die Flechten wie ein goldener Heiligenschein schlangen, große blaue Augen unter fein gewölbten Brauen, eine gebogene Nase, Wangen und Kinn rosig angehaucht, die Unterlippe etwas vorschwellend. Ich hab' sie manchmal gesehen, wenn sie, in der rechten Hand das blecherne Milchgefäß, auf dem Kopf einen geflochtenen Korb, den sie mit dem leicht gebogenen linken Arm hielt, im schönsten Gleichgewichte auf dem steinigen Pfad niederstieg! Von einer Liebschaft hab' ich nie was erfragt. Doch konnte sie auch lachen und von Herzen lustig sein; hell klang ihr Jodler auf der Alm, und beim Tanz mochte sich der flinkste Bursch ebenso zusammennehmen, wie bei der Arbeit, wenn er es ihr gleichthun wollte. Es war aber der rechte noch nicht gekommen — er sollte auch nicht kommen!

Cosmo war als Sieder im Pfannhaus zu Hall angestellt. Die braune Gesichtsfarbe, das schwarze Auge und die dunklen, geringelten Locken deuteten auf seine wälsche Abstammung. Sein Vater hatte um Tagelohn beim Baue der neuen Straße über den Berg Isel gearbeitet; nachdem er, von einem abrollenden Stein getroffen, verschieden war, nahm ein Bauer den damals zwölfjährigen Burschen zu sich. Er ließ sich aber bei der Feldarbeit nicht sehr gut an, man brachte ihn daher durch die Fürbitte eines Beamten bei der Saline unter, wo er eine Beschäftigung fand, die ihm besser entsprach. Er war im Grunde ein braver Kerl, arbeitsam von früh bis spät, besonders dann, wenn einige Kreuzer Zulage in Aussicht waren, denn er sparte sich den Pfennig vom Munde ab, um ihn zu hinterlegen, bis aus viel Pfennigen ein Goldstück wurde, das er sorgfältig verbarg. Nur *eine* Leidenschaft bereitete ihm hie und da Ungelegenheit: eine nicht zu bändigende Sinnlichkeit hetzte ihn an jedes weibliche Wesen, das ihm begegnete. Er mußte deswegen zum Schaden

viel bitteren Spott leiden; Kaplan Ruf theilte mir noch ein Schnadahüpfl mit, das ihn, wenn seine Kameraden nur den ersten Vers sangen, zur Wuth reizte:

An' Schurz tragt die Goaß,
Und 'n Cosmus wird hoaß,
Das Salz laßt er liegen
Und ist der Goaß nachi g'stiegen!

Übrigens war mit ihm nicht gut spaßen; wer es thun wollte, suchte einen sicheren Platz, seit er einem Kameraden, der ihn erzürnt, die heiße Salzjauche über den Kopf geschüttet, dass er fast erblindete.

Cosmo hatte Agnes bereits öfters gesehen, wie sie durch das Münzerthor, welches neben dem Sudhaus den Eingang in die ehrwürdige Stadt gewährt, allerlei Erzeugnisse des väterlichen Gutes zu Markte trug. Ihre Schönheit lockte ihn, er grüßte sie höflich; sie erwiderte, obwohl er ihr völlig fremd war; das nächstemal, als sich eine günstige Gelegenheit bot, wagte er einige Worte. Da sie ihm freundlich Bescheid gab, glaubte er sein Ziel gewonnen und rückte heraus; sie schnalzte ihn jedoch frischweg ab. Das war ihm auch sonst schon geschehen, er hätte es daher mit stillem Ärger verschluckt; diesesmal hatten ihn jedoch seine Kameraden beobachtet und lachten ihn weidlich aus.

Er wollte schon losfahren, da trat der Verwalter Kraynag ein, verwies die Säumigen zur Arbeit, und der Zwist war vorläufig geschlichtet.

Cosmo gab übrigens seine Sache noch nicht verloren. Er paßte Sonntags früh, auf das Schönste geputzt, einen Strauß Schneeglöckchen an der Weste, in dem Wäldchen, durch welches der Pfad von der Hallerbrücke sich ins Mittelgebirge emporwindet.

Endlich kam Agnes — sie war allein!

Er vertrat ihr den Weg.

Betroffen blieb sie stehen und sah ihn zwar verwundert, aber furchtlos an.

„Agnes", begann er, „weil wir allein sind, möcht' ich dich bitten, mich ein bißchen lieb z' haben."

Sie wich einen Schritt zurück, eine leichte Röthe überflog ihre Wangen. Sie wollte ihn beiseite drängen; er blickte sie bittend an und flüsterte halblaut: „Verzeih' mir's!" so dass sie wieder stehen blieb.

„Bei uns in Tirol", sagte sie, „gilt nicht wälsche Sitte oder Unsitte. Mein Vater hat noch keinem ehrlichen Burschen das Haus verboten . . . übrigens musst du etwa nicht meinen, dass ich dich einlade."

Cosmo getraute sich nicht mehr, sie aufzuhalten; da eben im Walde Schritte hörbar wurden, sprang er ins Gebüsch. Seit er mit ihr gesprochen, wagte er zu — hoffen.

Oft schon hatte er gehört, dass seine Kameraden nachts an das Fenster ihrer Mädchen stiegen; man hatte ihm gesagt, dass so manche,

die bei Tag jeden spröd abgewiesen, nachts dem Werber den spröden Mund zum Kusse reicht. Genau erkundigte er sich nach Landesbrauch, Gelegenheit und Ort; bald wußte er nicht nur das Haus, sondern auch die Kammer, ja die Ecke derselben, wo Agnes schlief. Sonst so sparsam, kaufte er jetzt eine Flasche des feinsten Liqueurs, füllte die Taschen mit Zuckerwerk und Orangen und machte sich, ehe die Sonne hinter die Berge Sellrains sank, auf den Weg. Es war schon fast dunkel, als er schwer athmend in die Nähe des Hofes gelangte; er warf sich hinter einem Zaune nieder, um die Gelegenheit zu erspähen und zu warten, bis nach dem Abendgeläut jedes Licht erlöschen würde. Deutlich drangen die Stimmen der Knechte und Mägde, die strophenweise den Engelsgruß beteten, zu ihm, er hörte, wie sie die Bänke rückten, um aufzustehen, da, dort schlug eine Thüre zu, — alles war still.

Cosmo eilte hinter den Stadel, holte dort eine Leiter, lehnte sie leise an und war wie eine Katze auf dem Söller. Dort rittlings sitzend, zog er die Schuhe aus, um sich durch kein Geräusch zu verrathen, bückte sich und schlich an das Fenster. Wie die italienischen Banditen der Madonna von Loretto einen Theil des Raubes gelobten, wenn alles gelänge, so versprach auch er, in Absam drei Messen zu zahlen. Das Fenster war nur angelehnt, er öffnete es leise und schob den Vorhang zurück: dort lag sie hingestreckt, das Haupt auf dem Polster, über den sich das lange Haar goss, zurückgeworfen, fast hörte er ihren Athem; die Strahlen des Mondes trafen ihr Gesicht, sie wurde unruhig, der weiße bloße Arm glitt über den Rand des Bettes hinab. Cosmo suchte mit aller Kraft die Eisenstäbe zu biegen, es gelang nicht; er wollte sich dazwischen durchdrängen, das Geräusch erweckte Agnes. Entsetzt richtete sie sich auf und starrte mit weit offenen Augen gegen das Fenster; er begann leise zu rufen, sie erkannte ihn augenblicklich an der fremden Aussprache, riss die Thür der Kammer auf, wo ihr Vater schlief — sie konnte vom Bett aus mit der Hand die Klinke erreichen — und schrie überlaut: „Den Stutzen, Vater, den Stutzen, der Wälsche will herein!"

Schnell streckte der Alte, der noch nicht eingeschlafen war, den Kopf mit der weißen Zipfelmütze durch die Thür, griff zu einem Knüttel und rannte auf den Söller. Cosmo schwang sich eilig über die Leiter, ohne die Schuhe mitnehmen zu können. Weil sie im Schatten der Mauer lagen, übersah sie der Alte, ergriff jedoch die Liqueurflasche, die jener neben das Fenster gestellt, und schleuderte sie ihm mit lautem Fluch auf den Rücken, dass die Scherben nach allen Seiten sprangen und der edle Trank in den Koth spritzte.

Ohne umzuschauen, rannte Cosmo, dem das Wort Stutzen in den Ohren dröhnte, der Runse zu, dort stieß er sich an den spitzigen Steinen in der Dunkelheit die nackten Füße wund und erinnerte sich erst jetzt, dass

er die Schuhe vergessen. Er blieb einen Augenblick nachdenkend stehen und griff nach dem Stilet im Sacke, da schwebten neben ihm aus dem feuchten Boden zwei bläuliche Irrwische empor, sich nähernd, fliehend, einander verfolgend, flatterten sie hin und her, entsetzt lief er davon. Erst weit unten im Wald bei einem Kreuz wagte er ein wenig zu rasten; neugierig flatterte eine Nachteule herbei und schrie, ihn mit feurigen Augen angloßend, ihr Huhu, Huhu!

„Willst du mich auch noch verspotten, du Luder", rief er wüthend und schleuderte Steine ins Gebüsch; der Vogel flog mit einem höhnischen Huhu! Huhu! davon. Nun schlich Cosmo, verdeckt vom hohen Korn, auf dem Feldwege in die Stadt; er hielt sich im Schatten der Gebäude, um ja nicht von einem seiner Kameraden, die im Wirtshause beim Zeindl jubelten, erkannt zu werden. In seiner Kammer hockte er auf das Bett, er ballte die Fäuste, endlich brach er vor Zorn in lautes Weinen aus, bis ihn der Schmerz an den Füßen zur Besinnung brachte. Er machte Licht, zog die Dornen aus, wusch das Blut ab und verband sie. Schlaflos wälzte er sich auf dem Bette; als er endlich einschlummern wollte, weckte ihn das Bimmeln einer kleinen Glocke, das Zeichen, dass die Arbeiter im Sudhaus wechselten. Er musste fort.

Mit schweigendem Groll gieng er an das Geschäft.

Da fragte am Thor der Sudhalle ein Bauernbursch: „Ist nicht ein Wälscher da, der Cosmus heißt?"

„Dort", antwortete einer, mit dem Finger auf Cosmo deutend.

Dieser wandte sich nun, der Bauernbursche trat näher und warf ihm ein Paar Schuhe vor die Füße: „Du hast also bei Agnes g'fensterlt?"

(Fortsetzung folgt.)

Auswanderer.

Von Emil Ertl.

1. Mutter und Sohn.

Ein geschnürtes Bündel lag auf dem Tisch, und ein winziger Koffer stand daneben.

Der junge Bursch, der an dem Tische saß, war kräftig gebaut, grobknochig, aber von fahler Gesichtsfarbe. Er hatte die Ellbogen aufgestützt und stierte ins Weite. Meilenweit war er fort mit seinen Gedanken. Von den dürftigen Einrichtungsstücken, die ihn umgaben, sah er nichts, bemerkte nicht das ängstliche Gethue des alten runzligen Weibes, das sich in seiner Nähe zu schaffen machte. Durch die weißgetünchten

Wände der Dachstube hindurch schweifte sein Blick in blaue Fernen, weidete sich an farbigen Bildern von südlicher Pracht, azurenen Meeren, sonnbeglänzten Küstenstrichen, wo Kolibris an Lianenkelchen nippten und freie, heitere Menschen in Gleichheit und Brüderlichkeit zusammenwohnten.

„Wenn du dir's halt doch noch überlegen möchtest . . .“ sagte die Mutter schüchtern.

Er schwieg, sagte gar nichts.

Immer dunkler wurde es in der Stube. Vor dem Fenster lag der Novembernebel.

Schleichende Dämmerstunde . . . .

Die kleine Petroleumlampe brannte, auf dem Sparherd brodelte das Wasser. Als die Kartoffeln gargekocht waren, setzte sie eine ganze Schüssel davon auf den Tisch, dass es nur so dampfte. Sogleich machte er sich darüber und begann zu essen.

Sie saß ihm gegenüber und sah ihm zu, wie eine Mutter auf ihr Kind blickt, das an ihrer Brust trinkt, mit derselben wehmüthigen Freude. Wehmüthig, weil immer der Gedanke dabei ist: Bald wirst du anderswo deine Nahrung suchen . . .

Selbst aß sie nichts. Nicht einen Bissen hätte sie hinuntergebracht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Sie zitterte am ganzen Körper und dachte nur immer: Wenn er sich's halt doch noch einmal überlegte? . . .

Der Sohn zog, während er kaute, einen silbernen Siegelring vom Finger, der noch vom Vater her war. Er legte ihn auf den Tisch.

„Den lass ich dir da . . . man kann nicht wissen . . .“

Wie wenn ihr ein Stück Herz herausgerissen würde, empfand sie es. Fest stand es also? Unabänderlich? . . . Ohnmächtig ihre Mutterliebe, die ihr so groß, so stark, so unüberwindlich schien? Unfähig, ihn auch nur um Haaresbreite von seinem Entschlusse abzudrängen! — Instinctiv sah sie sich nach Bundesgenossen um.

Sie sagte: „Die Franzi ist heut' dagewesen . . . hat geweint . . .“

Er rührte sich nicht, zuckte nur die Achsel, setzte seine Mahlzeit fort.

Und nun fing die Alte selbst zu weinen an.

„Die Franzi hat gesagt . . . sie glaubt . . .“

„No, no, also! Was glaubt sie denn?“

Die Alte schluchzte. „Ja, ihr Männer macht es kurz, und wir sitzen dann da . . . .“

Er legte das Messer weg, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, starrte finster vor sich hin.

Es gieng etwas in ihm vor, gewiss! In ängstlicher Spannung, mit neu erwachtem Hoffen hieng das Auge der Mutter an ihm.

„Du, Mutter . . .“ sagte er. „Ich habe ihr verboten zu kommen . . . es wird mir zu hart . . . Nicht wahr, du bist so gut und sagst

ihr's . . . Ich werd' ihr schon Geld schicken — von drüben . . . Sie kann sich drauf verlassen! Ein Lump bin ich nicht!"

Die Mutter schluchzte auf. Von drüben! So war alles vergebens! Immer hat sie's gesagt: „Mit der verfluchten Socialdemokratie!"

Da wird er lebendig, beugt sich vor, legt die Faust auf den Tisch. Seine Augen funkeln, und die Zähne bleckt er wie ein wildes Thier.

„Dagegen sagst du mir nichts, Mutter! Da versteh ich keinen Spaß, daß du's weißt!"

Und dann kriegt er das Messer zu fassen, mit dem er die Kartoffeln geschält, und stößt es in die Tischplatte, daß es zitternd darin stecken bleibt.

Die Mutter trocknet die Thränen, geht an ihre Arbeit, säubert das Kochgeschirr, räumt die Betten ab. Sie murrt nicht mehr, wehrt sich nicht. Wie ein geduldiges Lastthier ist sie, dem man eine neue Bürde aufgeladen, und das die überschwere Fracht weiterschleppt, weil es nun einmal nicht anders sein kann, bis zum Zusammenbrechen.

Was sie ihm an den Augen absehen kann, das thut sie ihm noch. Den silbernen Ring muß er durchaus wieder an den Finger stecken. Und an Franzi wird sie schon alles bestellen! Überhaupt — wenn es nur ihm gut geht, drüben! Sorgen braucht er sich keine zu machen um sie und Franzi! Sie werden sich schon weiterhelfen . . . mit Gottes Hilfe!

Mit Gottes Hilfe — zaghaft ist das Wort über ihre Lippen gekommen, so als ob sie sagen wollte: Entschuldige, daß ich altes Weib noch so dumm bin!

Und als er sie vor dem Schlafengehen auf die Wange küßte, was er sonst nie that, da blühte aus ihrem dumpfen Kummer ein tröstliches und beinahe beglückendes Gefühl empor, das sie freilich nicht in schöne Worte hätte fassen können: Entsagung um seinetwillen, um Gotteswillen!

Noch lange lag sie wach und lauschte zärtlich den Athemzügen des Sohnes, der sogleich eingeschlafen war, dann schlief auch sie ein, ein Gebet auf den Lippen.

2. Der Sohn träumt.

Es ist ein weites Flachland nebliger Niederungen, erfüllt von braunen Schwaden beißenden Kohlenrauchs und vom üblen Geruche des Schweißes. Schwer hebt sich die Brust, wie eine Maschine athmet und keucht sie, aber leicht wie ein Aar fliegt empor der Blick nach den Bergen, die die Fläche begrenzen und in jähen Felsenmauern über den Dunst der Ebene aufragen. Frühlingsgrüne Palmenwälder krönen die sonnigen Höhen und schneeweiße Tempel grüßen, strahlend in der reinen, ewig heiteren Luft, lachend und lockend in die Tiefe.

Und da beginnt es sich zu regen in den Niederungen. Eine mißfärbige Wolke, wälzt es sich gegen den Berg. Menschen sind es im

Arbeitskittel, Hunderte, Tausende, dicht gedrängt wie ein Bienenschwarm. Heerscharen der Finsternis, erwacht, die sonnige Hochburg zu stürmen. Mit dumpfem Geschrei rennen sie an, prallen gegen den Wall der Felsen. Schon erreichen die Ersten die steinernen Mauern, beginnen hinanzuklettern, mit Todesverachtung, wie toll. Aber zu steil, zu glatt sind die Wände. Kopfüber stürzen sie herunter, reißen im Falle die Nächsten mit sich, zermalmen durch die Wucht ihrer Leiber die Nachfolgenden, massenhaft fallen sie nieder, wie Mücken im Herbst.

In blindem Eifer springen die Nachstürmenden auf die Leichen der Gestürzten, beginnen von neuem das waghalsige Spiel. Wieder ein Gleiten und wieder ein Stürzen, und im nächsten Augenblick liegen auch sie mit gebrochenen Gliedern auf dem Menschenknäul, der am Fuße der Felswand zuckt. Aber schon drängt es neuerdings zu Hunderten heran, über Leichen, über Sterbende hinweg, die Felsen empor. Ein jeder scheint daran zu glauben, dass gerade ihm gelingen müsse, was den anderen misslang. Und immer wieder machen sich neue Scharen in verbissener Wuth an das todbringende Wagnis. Immer wieder stürzen sie den andern nach, zerschellend von den Klippen.

Schier unerschöpflich an Menschen ist die qualmende Niederung. Ganze Heersäulen strömen hervor aus dem Rauch der Essen, der am Boden hinkriecht, graue, rußige Menschenwolken. Und mit dumpfem, weithinhallenden Geschrei wälzen sie sich gegen ihr Verhängnis.

Nun reißt es auch ihn mit fort aus der Erstarrung, in der er das grausige Schauspiel betrachtet. Eine wilde Lust überkommt ihn, die freie Höhe zu gewinnen, oder zu sterben. Jauchzend, in tollen Sprüngen, eine rothe Fahne in der Luft schwenkend, rennt er mit tausend und abertausend Genossen gegen den unbezwungenen Bergwall. Aber schwer und schwerer werden seine Schritte, wie lehmige Erde spürt er es unter den Füßen, und als er zu Boden blickt, gewahrt er, dass er auf Leichen watet.

Entsetzt will er umkehren, zurück! Aber die entfesselte Menge, die hinter ihm herstürmt, verschluckt ihn, macht ihn zu ihrem willenlosen Gliede. Nichts weiter ist er mehr als ein Organ des großen ungeberdigen Schwarmthieres. Gedrängt, geschoben, gestoßen, eilt er vorwärts. Höher und höher sieht er Leichenmassen vor sich aufschwellen, sich zum Berge thürmen, hinaufwachsen zum heißersehnten Ziele. Es kümmert ihn nicht mehr, auf was er tritt. Nur die Palmen und Paläste hat er noch im Auge, die in heiterer Ruhe näher und näher winken. Gleichgiltig ist er gegen das Blut geworden, das ihm von Füßen und Kleidern trieft. Nach Glanz und Sonne lechzend, stürzt er weiter, klimmt über Hügel von Gefallenen hinweg, tritt unter seine Stiefel, was sich noch regt, nur hinan, hinan die blutige Straße!

Bis nah an die sonnebeglänzte Höhe reicht schon der Wall von menschlichen Leibern. Im Schweiße seines Angesichts, kletternd und watend, arbeitet er sich die Leichenböschung empor. Nur ein niedriger Felsgrat ist noch zu bezwingen, der darüber hinausragt wie starrendes Gletschereis aus Moränen. In Rissen und Spalten klammert er sich fest, schiebt sich aufwärts, schwingt sich von Tritt zu Tritt und erreicht als Erster die Höhe.

Beseligt trinkt er die reine befreite Bergluft. Aber seine Schläfen hämmern. Rothe Nebel gaukeln vor seinen Blicken, und erschöpft sinkt er zu Boden. Wie im Starrkrampf liegt er mit geschlossenen Augen, ist nicht imstande, ein Glied zu rühren. Er spürt Tritte über sich hinweggehen, hört hundertfältiges Stimmengewirr ringsum, riecht den Schweiß der Niederung, der nun auch die Höhe zu erfüllen beginnt. Eine ungeheure Angst kommt über ihn: sie zertreten, zerstampfen dich, bringen dich um den Lohn deiner Mühe! Der Gedanke giebt ihm wieder Kraft. Er rafft sich auf, findet sich im Gedränge der Genossen, immer neue Massen klimmen den Bergwall herauf.

Sehnsüchtig späht er nach den Palmen und Palästen, aber die sind verschwunden, wie weggeblasen. Sehnsüchtig sucht sein Auge den heiteren Himmel, das Licht. Aber eine dumpfe stahlgraue Dunstschicht hat sich über das Firmament gebreitet und die strahlende Sonne in einen düster schwelenden Klumpen verwandelt. Matt, verschleiert wie ein ausgeronnenes Auge glost sie unheimlich auf die wahnsinnigen Menschen nieder.

Ja, Wahnsinnige sind es, die ihr schmutzig flößendes Licht bescheint, wahnsinnig durch Enttäuschung, Verzweiflung. Wüthig raufen sie sich die Haare, schlagen sich mit Fäusten ins Gesicht, werfen sich auf den unfruchtbaren Boden und stoßen Stirnen und Fäuste gegen scharfkantige Steine, um ihren Seelenschmerz zu übertäuben.

Das trostlos verschlackte Stück Erde vor ihnen, das sie in so heißen Kämpfen errungen, und das ihnen jetzt keinen Tropfen Schweißes werth dünkt, beginnt inzwischen sich in graubraune Fetzen einzuhüllen wie ein armes hungerleidendes Weib, das fröstelt. Die Nebel der Niederung sind es, die hinter den Siegern bergan gekrochen kommen und über die Hochfläche den Schwaden der Tiefe ausbreiten, mit Kohlenrauch geschwängert und Blutgeruch von hunderttausend Leichen. Dichter und dichter ziehen die stickigen Wolken sich um sie zusammen, schwer athmen die Lungen, arbeiten und keuchen wie Maschinen.

Aber da heben sich plötzlich alle Hände und weisen in die Ferne wie auf eine Erscheinung. Ein blinkender Berggrat, der die kahle Ebene begrenzt und in senkrechten Felswänden aus ihr aufsteigt! Gleich einer Fata morgana, duftig und hell, schwebt das Bild über der braunen klebrigen Atmosphäre, ragt daraus empor wie eine südliche Insel aus schmutziger Brandung. Immergrüne Palmenwälder krönen die sonnige

Höhe und schneeweiße Thürme und Tempel grüßen, strahlend in der reinen, ewig heiteren Luft, lachend und lockend in die Tiefe.

In wildes Geschrei bricht die Menge aus. Neue Kräfte fühlt sie in sich erwachen bei diesem Anblick. „Empor! Empor!“ hallt die Losung aus tausend Kehlen. Er selbst, die rothe Fahne in der Hand schwenkend, eifert die Zögernden an. Wie missfärbige Wolken wälzen sich die Scharen über die Fläche hin, prallen gegen die hochaufragenden Felsmauern. Die vordersten Reihen beginnen hinaufzuklettern, mit Todesverachtung, wie toll. Er selbst mitten darunter. Eine unsägliche Sehnsucht überkommt ihn, die Höhe zu gewinnen, oder zu sterben. Die rothe Fahne hält er zwischen den Zähnen, mit Füßen und Händen arbeitet er sich hinan. Blut springt ihm unter den Nägeln hervor, sein Gesicht ist zerkratzt und zerschunden. Schon hat er ein beträchtliches Stück der Felswand bezwungen, da blickt er zurück und sieht tief unter sich Leiber der Gestürzten zucken, sieht seine Mutter und Franzi stehen, die ihn mit ängstlichen Blicken verfolgen. Ihn schwindelt — er lässt los, und mit einem Aufschrei fällt er, faust, sich überschlagend, in die Tiefe . . .

Als er aufwachte, lag der matte Schein des Frühlichts auf dem Fenster. Er suchte sich zurechtzufinden. Allmählich fiel ihm alles wieder ein . . . Socialdemokratie . . . Strike . . . Brasilien . . .

Er stand leise auf, begann sich anzukleiden. Wie eine Maschine that er es, dumpf und fast gedankenlos.

Alles, was er dachte war: Kann schon so kommen . . . Wer weiß? . . . Aber was soll man machen? . . .

3. Die Mutter träumt.

Eine Menge Volkes wartet vor dem hohen Portal einer Kirche. Aus dem Innern tönen sanfte Orgelklänge und lieblicher Gesang. Aber niemand kann eintreten, denn das Thor ist verschlossen.

Sie selbst steht mitten in der Menge, ihr Kind auf dem Arm, ihren Sohn. Der ist noch ganz klein, ein oder zwei Jahre, und schön wie ein Christusknabe. Zärtlich presst sie ihn an ihre Brust, blickt ihm in die großen Augen, legt ihren Arm schützend um ihn, dass ihm kein Schaden zugefügt werde. Die Menschen drängen ungestüm gegen den Eingang, versuchen sich vorwärtszuschieben, drücken auf die Klinke, pochen an die Pforte. Das Thor bleibt verschlossen.

Da werden sie unwillig und gehen fluchend fort, einer nach dem andern. Immer lichter wird die Schar der Harrenden. Endlich entfernen sich auch die letzten. Allein steht sie vor dem Kirchenthor, ihr Kind in den Armen. Sie kann sich nicht losreißen. Die süßen Töne, die aus dem Innern dringen, halten sie wie mit überirdischer Gewalt.

Und plötzlich springt die Pforte krachend auf, und eine Stimme erhebt sich, die tönt wie Posaunen des Gerichts: Ihr Kleingläubigen, die ihr verzweifelt an der ewigen Güte, tretet ein zur Quelle alles Lichts!

Ängstlich blickt sie sich um, nach den andern, die mit ihr harrten, aber die sind alle fort, verschwunden. Da drückt sie sich zitternd hinter eine steinerne Säule und wagt kaum zu athmen. Aber ein Engel von unbeschreiblicher Schönheit, in goldnen Locken und strahlendem Gewand faßt sie an der Hand und führt sie feierlich in die hohe düstere Halle, wo in breiten schweren Wogen brausende Orgeltöne rollen. Schwarz wie Särge starren die leeren Kirchenbänke, aber vom Hochaltare dringt durch bläuliche Weihrauchwolken tausendfacher Lichterglanz wie der milde Schimmer eines unermeßlichen Sternenhimmels.

Demüthig und verschämt schreitet sie an der Hand ihres Führers durch die riesige Halle, wagt es nicht, die Augen aufzuschlagen.

Vor dem Hochaltar läßt er sie allein. Sie sinkt in die Knie, das Kind an sich drückend. Zögernd hebt sie den Blick empor. Da fällt wie ein beengendes Gewand die Furcht von ihr. Gleichsam nackt, ohne Scham fühlt sie sich als Geschöpf dem Allmächtigen gegenüber.

Sie sieht einen Kranz holdseliger Engel, pausbackige kleine und schlanke große. Aus Notenblättern singen die einen zur Orgel, silberne Weihrauchfässer schwingen die anderen. Und inmitten der Glorie Christus, der ernst und mild auf sie niederschaut. Die rothen Wundmale scheinen zu glühen.

Zu seiner Rechten thront Maria, die Himmelskönigin in blau und rosenfarbenem Gewand. Die neigt sich in unsäglicher Anmut zu dem Kinde herab und streckt wie segnend die Hände aus . . . . . .

Da erwachte die Mutter und erkannte, daß es nur ein Traum war. Sie lauschte zu ihrem Sohne hinüber, der athmete schwer und wälzte sich in seinem Bette herum.

Alles fiel ihr wieder ein . . . Socialdemokratie . . . Strike . . . Brasilien.

Aber ein wunderbares Gefühl von Trost und Zuversicht wohnte in ihrem Herzen.

Was klagte sie kleinmüthig, daß sie den Sohn verlieren mußte? Konnte es nicht zu seinem Besten also bestimmt sein? Vielleicht lag es im Rathschluß der ewigen Vorsehung, ihn auf diese Weise zu Gott, zum Glauben zurückzuführen, die sündigen Parteigötzen, die er verehrte, nach ihrem wahren Wert erkennen zu lassen! Sind die Wege des Herrn nicht unerforschlich? Und war es nicht eine gute Vorbedeutung, daß sie im Traume ihr Kind an die Stufen des göttlichen Thrones getragen hatte? Hatte nicht Maria sich geneigt, die schmerzhafte Mutter, die all ihren Kummer verstehen mußte wie niemand sonst? . . .

Sie betete: „Herr, Gott, dein Wille geschehe!“

Da hörte sie den Sohn, der aufgewacht war und sich leise ankleidete. Sie erschrak heftig.

So war der Tag gekommen?

4. Abschied.

Wie todt liegt die Fabrik da. Kein Rauch steigt aus dem Schlot. Es ist, als ob einer zu athmen aufhörte.

Mehrere von den Arbeitern richten ihre Blicke hinauf. So fremd, so traurig sieht er aus ohne Rauch. Es thut ihnen ordentlich weh, dass sie ihm zum Abschied das anthun mussten, dem langen rothen Gesellen.

Ernst und gefasst stehen die Männer beisammen. Kein lautes Wort fällt. Schweigend schütteln sie einander die Hände, schauen sich in die Augen. Die Weiber flüstern unter einander, wischen sich mit dem Rücken der Hand die Thränen ab.

In der Ferne hängen ein paar Strichregen vom Himmel auf die Erde nieder. Der kalte Novembermorgen, die trostlose Ebene, die vielköpfige Menge, die von Minute zu Minute anschwillt, alles ist in dieselben Farben gekleidet: Farben der Armut.

Still ist es wie auf einem Kirchhof. Aber da kommt ein Trupp junger Bursche an mit Bündeln und kleinen Koffern, Reisig auf den Hüten wie Recruten. Sie jauchzen, sind angezecht. Juchhe! Es lebe Brasilien!

Einer aus ihrer Mitte ruft einen Dastehenden an: „So, jetzt kannst wieder arbeiten, die Rädelsführer gehen!“

Der Angeredete ist ein bärtiger Mann mit finsterem Gesicht, der zwei Kinder von drei und fünf Jahren an den Patschhänden hält.

Einen Blick voll Neid und Sehnsucht schießt er auf den Spötter hinüber, dann senkt er ihn wie beschämt auf die mit Wasser gestriegelten Köpfe seiner Kleinen.

Den ersten reut sein Wort. „Lass gehen“, sagt er; „wenn wir drüben sind, schreiben wir euch, dann kommt ihr nach!“

Da bildet sich schon der Zug. In Reihen, sechs Mann hoch setzen sie sich in Bewegung. Wie Soldaten marschieren sie los, Reih um Reih. Mancher hat sein Mädel zur Seite, das ihm den Bündel trägt. Die Zurückbleibenden umdrängen sie in Schwärmen, laufen vor ihnen her. Eltern und jüngere Geschwister hängen sich an die Scheidenden.

„Wir begleiten euch! Nur ein Stück noch begleiten wir euch!“

„Alles mit!“ heißt es. Feierliches Geleit bis zum Bahnhof!

Ein hagerer alter Mensch springt zur Seite auf eine Tonne. Sein Auge ist unstet, fanatisch, wie es über die Menge hinschweift. Mit lauter Stimme ruft er: „Genossen und Genossinnen! Haltet Ruhe und Ordnung, wenn es durch den Ort geht! Sie sollen sehen, dass wir Arbeiter sind!“

Das Wort zündet. Ja, das sollen sie sehen! Und aus tausend Kehlen steigt zum grauen Morgenhimmel das Lied der Arbeit ....

Als der Zug den Hauptplatz erreichte, fand er alle Straßenausgänge von Landjägern besetzt.

„Nur die Auswanderer dürfen durch!" hieß es.

„Warum denn? — Warum? — Wir wollen sie ja nur begleiten!"

Die Masse staute sich. Dicht gedrängt standen alle beisammen.

„Was ist denn los? — Warum dürfen wir sie nicht zum Bahnhof begleiten?"

In den vordersten Reihen gieng es ans Abschiednehmen. Man hörte Weiber aufschluchzen.

„Leb' wohl! Leb' wohl! Vergiß nicht aufs Schreiben!"

„Zurück, die nicht abreisen!" riefen die Landjäger.

Das war leicht gesagt. Viele wollten zurück, aber die anderen drängten vor.

„Laßt uns durch, wir versäumen den Zug!"

„Laßt die Auswanderer durch!"

„Zurück! Platzmachen!" schrien die Landjäger, stießen mit den Gewehrkolben in die Menge. Weiber und Kinder kreischten. Ein mörderisches Gedränge entstand. Hilferufe wurden laut.

„Wozu das alles?" rief es aus der Menge. „In schönster Ordnung hätten sie uns begleitet!"

„Zurück! Platzmachen!" schrien die Landjäger, stießen mit den Gewehrkolben in die Menge.

Truppweise passierten die Auswanderer die Kette.

Ein kräftiger junger Mensch, der ein Kofferchen in der Hand trug, pflanzte sich trotzig vor den Postenführer, der die Pässe vidierte.

„Jetzt — warum soll meine Mutter mich nicht bis zum Bahnhof begleiten dürfen?"

Das alte runzlige Weib klammerte sich an seinen Arm, weinte.

„Zurück, wer nicht dazugehört!" rief der Postenführer.

„Warum? will ich wissen! Warum?"

„Zurück, wer nicht dazu gehört!"

„Warum?" sagte der Auswanderer.

„Zurück!" sagte der Landjäger.

Der junge Mensch schäumte vor Wuth. Aber er beherrschte sich.

„Sie wollen uns den Abschied von der Heimat leicht machen", sagte er. „Leb' wohl, Mutter! Geh zurück!"

Er küßte die Alte, die schluchzend mit ihren knochigen Armen seinen Hals umschlang.

„Geh, geh, Mutter! Es wird eine Zeit kommen ... Wir wollen hoffen ... Geh ... geh ... leb' wohl!"

Er riss sich los, wies den Pass vor und eilte den Genossen nach. Er war schon einer der letzten.

Aber die Alte wollte noch nicht von ihm lassen. Für das ganze zukünftige Leben sollte sie ihn verlieren, ja — das war Gottes Wille. Aber diese Viertelstunde gehörte er noch ihr nach menschlichem und göttlichem Recht!

So ähnlich fühlte sie es, und entschlossen machte sie einen Versuch durchzuschlüpfen, ihm nach. Ein Landjäger stellte sich ihr in den Weg. Sie stieß ihn zur Seite, aber ein zweiter fasste sie an den Handgelenken und drängte sie zurück in die Menge. Sie stöhnte unter dem eisernen Druck seiner Fäuste, rang mit ihm, allein spielend bewältigte er sie und zwang sie auf die Knie. Da biss sie ihn in die Hand, dass die Muskel knackten. Seinen Schmerz überwindend, riss er das Gewehr von der Schulter, traktierte sie mit Kolbenstößen. Seine Nebenmänner sprangen ihm bei, hielten, indem sie mit ausgestreckten Armen ihre Gewehre als Barrière gebrauchten, die unheimlich murrende Menge im Zaum.

Auch ein Officier von den Landjägern eilte herzu und herrschte das alte Weib an: „Zurück, oder ich lasse Sie arretiren!“

Da fuhr sie ihm schon mit beiden Händen ins Gesicht und kratzte ihn, dass ihm das Blut in den Bart rann. Aber er behielt seine Fassung und hieb sie nur mit der flachen Klinge über den Rücken.

Sie biss, kratzte, schlug um sich und spie gleich einer Rasenden. Wie ein wildes Thier wehrte sie sich gegen fünf oder sechs Männer, die mit Kolben und Bajonetten auf sie eindrangen. Nur mit vieler Mühe wurde sie endlich überwältigt und an beiden Händen gefesselt.

Die Menge war inzwischen durch die vorrückende Gendarmerie zurückgedrängt worden. Unter Kreischen und Schreien der Weiber und Kinder floh sie gegen die Straße, durch die sie eine halbe Stunde vorher so stolz auf ihre Zucht und Ordnung einmarschiert war.

Am untern Ende des Platzes, der schon gesäubert war, stand das alte Weib aufrecht, allein, von zwei Jägern mit aufgepflanztem Bajonett bewacht wie ein Mörder, ein gefährliches Raubthier. Wüthend zerrte sie an den Handschellen, die ihre Gelenke umklammerten. Sie fühlte: Ihr Recht hatte man geknebelt, ihr Mutterrecht, die letzten Minuten an der Seite ihres Sohnes auszuharren, den sie fürs Leben, fürs ganze Leben verlor!

Und diese himmelschreiende Vergewaltigung sah der Himmel ruhig mit an? Stand ihr nicht bei in ihrem heiligen Recht? Schleuderte keinen Blitz gegen die rohen Überwinder? Und sie hatte doch mit Gott in der letzten Nacht so innig Zwiesprach gehalten? Warum rührte er sich nicht, wenn er seine Geschöpfe liebte? Ah — vielleicht war alles ganz anders eingerichtet, als sie bisher geglaubt hatte! Sagte ihr Sohn nicht immer, dass die Starken Kindermärchen erfinden, um die Schwachen zu knechten?

„Hoch die Socialdemokratie!“ schrie sie aus Leibeskräften.

Die beiden Landjäger, die ihr zur Seite standen, geboten ihr Schweigen, pufften sie mit Fäusten in die Seite.

„Hoch die Socialdemokratie!“ schrie sie aus Leibeskräften.

Der Officier, der sich noch immer das strömende Blut vom Gesicht wischte, trat heran und redete gütlich auf sie ein, zu schweigen, es sei zu ihrem eigenen Besten.

Sie hörte nicht auf ihn, schrie aus Leibeskräften: „Hoch die Socialdemokratie! Hoch die Socialdemokratie!“

Ihre Hände mochten sie fesseln, ihre Zunge konnten sie nicht knebeln.

„Hoch die Socialdemokratie!“ scholl es nun auch aus dem Gewühl der Arbeiter. Ein wüstes Gejohle, hundertstimmig. Und wie eine Mauer stand plötzlich die flüchtende Menge fest.

Mit gefälltem Bajonett, wie im Kriege, rückte eine Schwarmlinie von Landjägern gegen sie vor. Ein furchtbarer Hagel empfieng sie. Man hatte an die scharfkantigen Steine nicht gedacht, die zur Straßenbeschotterung allenthalben in ganzen Haufen aufgeschüttet lagen.

Hasserfüllt standen die Gegner einander gegenüber. Ein regelrechter Kampf entwickelte sich. Auf beiden Seiten wälzten sich Verwundete in ihrem Blute.

Plötzlich erschollen Commandorufe. Unglaublich rasch und exakt concentrierte sich die Gendarmerie. „Feuer!“ Eine knatternde Gewehrsalve, durchdringend, erschütternd, aber ganz kurz wie der jäh abgebrochene Ton einer riesigen Rassel . . .

Einen Augenblick war es ganz still. Dann erfüllte jämmerliches Wehklagen die Luft. In wilder Hast, kopfüber flüchtete die Menge durch die enge Straße zurück.

Ganz kaltblütig und ruhig stand der Officier mitten auf dem Platz. Er zündete sich eine Cigarre an wie einer, der seine Arbeit gethan hat. Jetzt wurde er wieder auf das alte Weib aufmerksam, das sich noch immer auf derselben Stelle befand. Sie schrie ununterbrochen und zerrte wie wahnsinnig an ihren Ketten.

Langsam, gemächlich schlendernd und den Säbel auf der Erde schleifend, näherte sich der Officier und gab einen Wink, sie nach dem Polizeiarrest abzuführen. Ein Gendarm escortierte sie. Sie gieng gutwillig vor ihm her in ihren Handschellen, durch die stillen Seitenstraßen und Winkelgäßchen. Nur von Zeit zu Zeit kreischte sie auf und schrie aus Leibeskräften: „Hoch die Socialdemokratie! Hoch die Socialdemokratie!“

Dann flogen klirrend die Fenster auf, und die Leute steckten die Köpfe heraus.

„Eine Rädelsführerin!“ hieß es. Man sieht, wie nothwendig es war, sich vorzusehen!

Die Kreuzhütten-Buben.

Ein Bild aus dem Volksleben der Alpen von **Peter Rosegger.**

In einem Thal bei armen Hirten. Das Thal ist so eng, dass ein Bach und ein schmaler Wiesenstreifen es ausfüllt, der Weg muss sich schon an dem steinigen Berghange weiterhelfen, nie eben dahin, immer auf und ab. Die Berge sind sehr steil, theils mit Wald bewachsen, theils mit grauen Felswändlein bestanden, hoch oben sind grüne Almkuppen. Dort jauchzen die Hirten. Sie jauchzen hell, denn es sind die kurzhosigen Stadtherren und die rothkitteligen Stadtfräulein noch nicht erschienen, bei deren Anblick anderswo den Hirten der Juchezer im Halse stecken bleibt.

Im Engthale, dort wo es zu Rande geht und in zwei wilden Gräben aufsteigt ins Gebirge, steht die Kreuzhütte. Ein hölzernes Haus mit kleinen Fenstern, steilem Dache und einem Söller unter demselben, daneben das Wirtschaftsgebäude. Das ist von altersher noch eingerichtet für Getreidegarben, während an den Äckern lange schon die jungen Lärchen grünen und Erlsträucher wuchern. Drei Äcker hatte er gehabt, der Kreuzhütter. Weil sie aber schwer zu bearbeiten waren und kein Dienstbote zu kriegen in den ödweiligen Graben herein, so hatte er sich drei frische Buben angefrimt bei seinem jungen Weibe. Aber als diese Buben erschienen — Jahr für Jahr einer — waren sie so kleinwinzige Kerlchen, dass sie durchaus keine Hane und keine Sichel führen konnten, im Gegentheil, noch für sich selbst die unglaublichsten Dienstleistungen beanspruchten. Auch wollten sie nicht Brot essen, immer nur Milch trinken. Da hat der Kreuzhütter die Pflüge verkauft, dafür Kühe angeschafft und die Felder zu Weiden werden lassen. Die drei Buben wuchsen leidlich in die Höhe, der alte Kreuzhütter jedoch gieng von Jahr zu Jahr gebeugter einher und musste keuchen, wenn er den Berghang hinanstieg um einen Korb Futter. Eines Tages setzte er sich vor dem Hause auf die Bank und sagte ganz laut — der eine Bub hat's gehört — : „Leutl, behüt euch Gott beieinand. Feierabend ist's." Und sank seitlings hin auf die Bank. Aus war's.

Der Schreck der drei erst halberwachsenen Brüder war so, dass sie starr wie Holzbalken dastanden vor dem todten Vater. Allmählich hub der ältere, der Oswald, an zu sprechen: „Mir scheint, er ist gestorben."

„Es wird um Gotteswillen der Schlaf sein", sagte der andere, welcher Toni hieß.

„Beim Schlaf macht der Mensch ja die Augen zu", meinte der Jakob. „Er hat sie offen und sie sind ganz gestockt."

Dann schwiegen sie wieder und starrten hin.

Plötzlich machte der Älteste einen Sprung, packte den Vater und rüttelte ihn mit aller Macht. Der erwachte nicht, sondern fiel wie eine schwammige Masse auf die Erde hinab.

Die Brüder waren blaß bis über die Lippen, aber sie erhoben kein Jammergeschrei. Gleichzeitig stießen sie das Wort hervor: „Die Mutter!" — Die Mutter that oben auf der Grabenwiese Futter mähen. — Wie soll denn das sein? Wie kann man denn hingehen und sagen: Mutter, thu' die Sense weg, der Vater ist gestorben. — So kann's ja nicht sein, das ist nicht auszudenken.

Jetzt berathschlagten sie, wie man es der Mutter beibringen sollte. Sie hatten einmal gehört, daß auch der Schreck einen Menschen tödten könne. Dann erklärten alle drei, sie wollten ihr's gar nicht sagen.

Aber wenn sie heimkommt und es selber sieht? — Das schlägt sie ja nieder wie ein Donnerkeil.

. Sie giengen langsam hinauf, den schmalen Bergsteig hinter einander. An der Lärche, wo man schon die Wiese sah, blieben sie stehen. Jetzt thut sie noch ruhig mähen. Jetzt stützt sie den Stiel auf den Boden, fährt mit einem Grasschippel über die Sense hin und schärft sie mit dem Wetzstein. Sie weiß noch nichts davon, daß im nächsten Augenblick die ganze Welt einbricht.

„Ich mag ihr's nit sagen!" flüsterte der Oswald.

„Warten wir, bis sie aufhört zu mähen."

Und die jungen Burschen standen da. Und standen so lange, unter der alten, spießästigen Lärche, bis sie von der Mutter bemerkt wurden.

„Was macht ihr denn dort, Buben?" rief sie hinüber. Also schritten sie langsam über die Wiese und traten achtlos das gemähte Futter in den sumpfigen Boden ein. Die Mutter hub an zu zittern. Jetzt ist was geschehen. Umsonst gehen die Buben nicht so daher. Als sie ihr nahe waren, stürzten sie hin, bargen ihre drei Blondköpfe an ihren Schultern, an ihrer Brust und stöhnten laut.

„Was habt ihr denn?" rief sie schrill aus, „jetzt hat's was!"

„Liebestes Mutterl! Liebestes Mutterl!" riefen sie, legten ihr die Arme um den Hals, daß sie fast zu Boden gedrückt ward. „Wir werden schon recht brav sein und schauen auf dich und fleißig arbeiten. . . ."

„Jetzt hat's mit dem Vater was!" schrie die Hänslerin auf.

So haben sie ihr's beigebracht und brauchten nichts weiter zu sagen.

Als die Burschen dann erwachsen waren, hatten sie gute Lust zum Arbeiten und gute Freude zum Essen, aber siehe, da gab es auf dem kleinen

Gütel zu wenig von beiden für drei starke Mannsleute. Die Mutter herzten sie täglich, und alle Mühe wollten sie ihr aus der Hand arbeiten, so daſs sie bisweilen ganz brummig wurde und wofür sie denn eigentlich vorhanden sei, wenn sie nichts mehr zu thun hätte als Hemden nähen und Strümpfe stopfen, was gerade für die langen Abende ein rechter Zeitvertreib wäre, aber nicht für den lieben Tag, wo der Herrgott die Sonne brennen läſst, damit die Leute was ausrichten sollen. So haben die drei Buben anderwärts Arbeit gefunden und das Verdiente der Mutter heimgebracht in die Kreuzhütte, wo sie auf dem Dachboden nebeneinander ihre Betten hatten und alle Abende gesund schnarchten, bevor die Mutter in ihre Kammer gieng, und alle Morgen noch kräftig schnarchten, wenn die Mutter schon wieder beim Herdfeuer stand und den Milchbrei kochte. Aber zu ihrer Arbeit kamen sie noch allemal früh genug in den Holzschlag, wo der Gutsbesitzer roden ließ. Der Jakob blieb Holzknecht Jahr für Jahr; der Toni eignete sich später zum Kohlenbrenner, und der Oswald arbeitete mit den Zimmerleuten im Lande umher, wo es zu bauen gab. Da kamen die letzteren zwei wohl seltener heim in die Kreuzhütte. Wenn sie aber kamen, war der Toni kohlrußig und der Oswald gut gestrählt am Blondkopf und glatt rasiert bis auf den zarten Schnurrbart. Das war ein hübscher Bursche geworden, nur seine Plattfüße hatten ihn vor dem Soldatenrock bewahrt. Die beiden andern, den Jakob und den Toni, hatte das eifrige Beten der Mutter davor gerettet. Sie betete jeden Abend einen Psalter, daſs man ihr doch diese lieben Buben nicht zum Menschenschlachten davonführen möchte, und vor lauter Beten hat sie's erzwungen. Allerdings hatte der Toni einen starken Höcker, weil er als Kind einmal schwer gefallen war, und der Jakob war kurz- und säbelbeinig, weil ihn Gott so erschaffen hatte. Der eine hatte — wie die Spötter läuteten — den Torniſter schon auf dem Rücken, der andere war zum Reiten wie geschaffen, aber die Mutter hatte so viel zum Beten geschaut! So kamen sie an Samstagabenden doch wieder zusammen in der Hütte und jeder brachte allemal was mit für die Mutter, sei es ein blauer Kittelstoff, oder ein rothes Seidentuch, oder ein Kopfkissen mit Roſshaar, oder ein Stück Lebkuchen, oder eine Flasche Untersteirerwein, oder gar ein Silberkettlein, wie es andere Burschen der Herzliebsten schenken. Sie schlug allemal die Hände zusammen: „Aber ihr seid mir doch rechte Lappen! Wo thu' ich's denn hin? Hab' schon so viel schöne Sachen, daſs gar kein Platz mehr ist! Thut doch auch auf euch selber denken. Das sind aber doch Narren, liebe, daſs sie alles mir heimbringen!" Der Holzknecht nahm das Mütterlein um den Hals und koſete so viel, daſs sie über und über vor Harz klebte, und der Kohlenbrenner machte sie vor lauter Schäkern und Koſen ganz rußig und wenn sie sich dann mit beiden Flachhänden

im Gesichte wusch, kicherte sie in den Brunnentrog hinein voller Herzensfreud über die „lieben Narren“. An Sonntagen, wo andere der Lustbarkeit nachgehen, hockten die Buben daheim im versteckten Engthal bei Muttern und unterhielten sich mit Plaudern und Schäkern. Dieweilen sie den Burschen die Kleider ausbesserte, flocht ihr der Bengel von Holzknecht das grauende Haar in Zöpfleiu und der Kohlenbrenner war schier unzufrieden, wenn er zu „seiner Alten“ musste, sehen und schaffen, dass sie nicht Schaden that. Diese Alte war der schwarze Kohlenmeiler in der nahen Brennstatt. Die Mutter war's zufrieden, spähte aber bisweilen ein wenig aus, ob neben der „Alten“ nicht am Ende irgendwo auch eine „Junge“ seiner wartete. Allein, den Buben war für ihre kindliche Liebherzigkeit alleweil noch „das Mutterl“ genug.

Am seltensten kam der Oswald heim. Der war als Zimmermann weit im Lande herum und hatte auch an Sonntagen dort und da zu thun. Wenn er aber in seiner bockledernen Kniehose heimkam und das rothe Halstuch wie ein Rosenknöspleiu zwischen den Spitzen des weißen Hemdkragens hervorguckte, da hatte er allemal ein frisches, scheibenrundes Gesicht und lachte wie Sonnenschein in die dämmernde Hütte herein und brachte Sachen mit für Mutter und Brüder. Das Laster des Tabakrauchens hatten sie sich angewöhnt, die jungen Waldteufel alle drei, und wenn sie recht nebelten, hüstelte und schmollte die Mutter, und wenn sie darauf ausgehen ließen, holte sie vom Herd glühende Kohlen, um die Pfeifen wieder anzuzünden. Der Zimmermann brachte vom Markt Birnen mit heim, oder Zuckerwerk, oder süßen Schnaps, und hätte es gern gehabt, dass „Mutterl“ ins Naschen gekommen wäre; sie that, als stecke sie die Sachen brocken- und schopenweise in den Mund und schenke den Buben nur Restchen zum Kosten, diese Restchen waren aber stets das meiste, und die Burschen nahmen es nicht wahr, dass sie von all dem Guten, das sie ihr geschenkt, den allergrößten Theil selber verzehrten.

Der falbe Schnurrbart des Oswald war immer stattlicher geworden und ließ sich bereits in spitze Hörnlein drehen. Und einmal, wie er so drehte, fieng ihm der Jakob die Hand ab und sagte: „Du halt, wo greifst denn du lauter herum, dass dir solche Sachen hängen bleiben an den Fingern?“ Sofort machte der Oswald mit den gekrümmten Fingern eine Bewegung, als wollte er dem Bruder über das Gesicht kratzen, that's aber nicht, sondern lachte: „Dass doch so ein Holzknecht alles gleich begucken muss!“ Hatte nämlich der Zimmermann am Mittelfinger ein güldenes Ringlein. Und jetzt musste er eingestehen. — Die Wegscheidwirtin in der Blachau. Wo sie in den letzten Wochen den Stadl gebaut hatten. Ein tüchtiges Weibsbild her. Nicht über die Dreißig. Ihr Mann erst im vorigen Frühjahr gestorben. Ein schöner Platz! Stattlich Haus und Hof und hundert Joch Grund dabei. Er hätte auch das

Herumzigeunern mit den Zimmerleuten satt, wenn man sich's besser machen könne! Nu, so hätten sie's am vorigen Samstag ausgeredet, miteinand allzwei. . . .

Der Holzknecht und der Kohlenbrenner hatten während solchen Bekenntnisses allerhand Gesichter geschnitten. Die Mutter hatte gar aufmerksam zugehört; und jetzt, da er nicht mehr weitersprach, sondern mit der Spitze des Taschenmessers seine Fingernägel auskratzte, sagte sie: „Du bist mir aber doch ein Lotter! Die Wegscheidwirtin in der Blachau willst du heiraten?"

Da packte er mit beiden Händen ihren Kopf, schrie ihr lustig ins Gesicht: „Freilich wohl, Mutterl!" und gab ihr einen schmatzenden Kuss auf den Mund.

Bei der nächsten Zusammenkunft huben der Jakob und der Toni an, den Bruder zu necken wegen des „schönen Platzes", des tüchtigen Weibsbildes und ob der Wegscheide. Er antwortete, dass er recht gut wisse, welchen Weg er zu gehen hätte. — Fast etwas gereizt that er, und wenn sie schon wissen wollten, so möchten sie halt einmal in die Blachau hinausgehen, ein Wirtshaus stünde jedem offen. Der Jakob meinte unmaßgeblich: „Wenn sie Bekanntschaft machen will, die Frau Wirtin, so hat sie nicht weiter in den Graben herein, als wir hinaus." — Die Mutter merkte eine gewisse Verstimmung zwischen den Buben, die sie nicht gewohnt war, sie schlichtete mit dem Wunsche, nächstens einmal eine Wallfahrt nach Straßkirchen zu machen, bei dieser Gelegenheit könnten sie im Wegscheidwirtshaus einkehren und sich die Dinge unauffällig anschauen. Das wäre schon recht, meinte der Zimmermann, und als er am folgenden Samstage wieder heimkam, brachte er ein Stück Laugenseife mit, falls die Brüder sich zur Wallfahrt das Pech und den Ruß losfegen wollten. Da lachten sie wieder. „Er fürchtet schon, dass sie an mir könnte picken bleiben!" rief der Holzknecht. „Und wenn ich der Frau Schwägerin ein Küssel wollt' geben, thät sie einen schwarzen Fleck kriegen!" setzte der Kohlenbrenner bei.

Die Mutter hörte solche Reden nicht gern, erstens könnten sie dem Oswald ärgerlich sein, zweitens hielt sie auf ernsthafte Anständigkeit, besonders bei so heiklichen Sachen. Als der Wallfahrtstag herankam, war es das erstemal, dass sie den zwei Buben die frischgewaschenen Hemden bügelte, denn die jungen Waldlöwen pflegen in Hemdärmeln zu gehen. Sie selber zog ihr gutes Sonntagsgewand an, aber nicht das beste mit der schwarzen Taffentschürze und dem rothseidenen Busentuch. Ihr silberiges Haar glatt gescheitelt, mit den feinen Runzelchen im weißen Gesicht und den munteren blauen Augen drein — so sah sie gar anmuthig aus. Und der Kohlenbrenner, sauber gescheuert, beugte sich nieder, klatschte mit den Händen auf die Oberschenkel und

rief: „Mutterl, du bist ja schön!“ Seinen Arm durfte er ihr heute nicht um den Nacken legen, des Verknitterns halber.

So giengen sie auf die Wallfahrt. Bauschige rothe Regenschirme hatten sie bei sich und der Jakob trug am Rücken ein Bündel, in welchem Brot, Käse und sogar ein Eierkuchen waren, zur Wegzehrung. Die Mutter hatte eine Rosenkranzschnur um ihre braune knochige Hand gewunden. Auf steinigen, durch Unwetter arg verwaschenen Wegen wurde sie stets am Arme geführt von dem einen und von dem andern, und der voraus gieng, hatte immer aufmerksam zu machen: „Auf diesen Stein steigen, Mutterl! so den Fuß setzen! da ist's rutschig. Da ist eine Wasserkehr, musst hupfen — hopsa!“ Und sie: „Ja, bin ich denn blind, ihr Narren! Schaut doch, dass ihr selber nit in den Patsch steiget!“

Als sie in der Blachau dem Wirtshaus nahe kamen, wurden alle Schuhe sauber mit Gras gereinigt. Dann setzten sie sich ein wenig auf einen Steinhaufen und betrachteten das weitläufige Gehöfte, das zwischen flachen Feldern, Wiesen und Gärten vor ihnen dalag und dessen Schindeldächer in der Sonne so hell funkelten, dass die Kreuzhütterin ihre flache Hand vor die Augen halten musste.

Der Oswald betrachtete mit Stolz den Hof, dann Mutter und Brüder, die unter Kopfnicken drauf hinschauten. Auch die Gegend war so breit und frei, und die Berge waren ganz blau vor lauter Ferne.

„Ja, schön ist's da schon!“ sagte endlich die Mutter und rieb sich mit dem Sacktuch den Tropfen Schweiß vom Gesicht. Und der Oswald dachte, wie es dem Mutterl gut sein werde in diesem Heim. Ein warmes lichtes Stüblein gegen den Garten hinaus, im Fenster rothe Blumen, den Lederkissenstuhl daneben, ihren Kaffee jeden Tag — alles, was sie halt gern hat, und wenn etwan gar kleine Saggra kommen, die werden ihr die Zeit schon vertreiben. Nachher der Jakob Oberknecht, der Toni Weidknecht, und mitten in allem er selber, der Großbauer und Schenkwirt mit der feinen Frau Wirtin . . .

„Ich denk', wir gehen nicht hinein“, sagte der Toni.

Der Oswald lachte überlaut. „Wegen dem, dass wir hineingehen, sind wir ja hergegangen.“

„Ich möcht' auch vorher noch gern mit unserer lieben Frau von Straßkirchen reden“, sprach die Mutter nur so halblaut hin. Der Oswald aber brannte vor Begierde, seine Leutchen der Wegscheidwirtin vorzustellen. Sie soll einmal sehen, was er für ein herziges Mutterl hat und für prächtige Brüder.

Nun, so standen sie bald auf dem breiten Antrittstein des Eingangs. Dort konnten sie freilich nicht mehr lange säumen und überlegen, denn das alte Rundbogenthor war weit offen. Im Vorhause schon standen ein paar Tische, stülpte ein Fass, und es war, als

steige aus den dicken Mauern ein kühler Weinduft. In der geräumigen Gaststube standen mindestens sechs große Tische, die zu dieser Stunde unbesetzt waren. Am vorderen saß die Frau Wirtin. Den einen der vollen nackten Arme hielt sie in die Seite gestemmt, den anderen hatte sie weit über den Tisch hin liegen. Eine stattliche Figur, und am dicken Hals eine siebenfache Silberkette. Das Gesicht bestand hauptsächlich aus zwei hervorquellenden Wangen, zwischen denen eine etwas verkümmerte Nase saß. Am Munde kautschte sich die fleischige Unterlippe über die Oberlippe hinauf, die Mundwinkel giengen sachte nieder an beiden Seiten des hervorstehenden Kinnes. Das eine Äuglein schaute unter buschigen Brauen frisch und unternehmend aus, das andere hatte ein Blümel. Die schwarzen Haarsträhne waren locker ums Haupt gewunden, so dass sie an der Seite niederzuzuhängen Anlass nahmen. Als der Oswald mit dem Buckeligen, dem Säbelbeinigen und dem alten Weiblein beschieden eintrat, sagte sie leise: „Nau, Oswald, was bringst mir denn heut' für Leut' daher?"

Als sie vorgestellt waren, wurde sie liebenswürdig, reichte jedem die Hand, um diese nachher unauffällig an ihrer Schürze abzuwischen. Dann ließ sie Wein hertragen, Semmeln einen großen Korb, und Käse, blieb aber sitzen an ihrem Tisch, legte den Arm weit über die Platte hin und ließ ihr Auge umherzucken, ob auch in jedem Winkel alles zurecht wäre. Der Oswald hatte sich nicht hingesetzt, sondern gieng mancherlei auffassend und prüfend in der Stube herum, im Vorhaus, im Wirtschaftshof, auf den man durchs Fenster sehen konnte, und spielte schon so ein wenig den Hausherrn. Die andern saßen da. Zuerst hatten sie mit der Wirtin vom Wetter geredet, und vom schlechten Weg, dann stockte es. Später hatte die Frau zum Essen und Trinken angeeifert, denn sie würden wohl noch einen guten Marsch vor sich haben, dann stockte es wieder. Ferner fragte sie, ob die Brüder auch Zimmerleute wären? Nicht. Sei auch recht, jeder könne nicht Zimmermann sein. Wie alt denn wohl die Mutter schon sei? — Endlich, als sie zum Fortgehen rüsteten gen Straßkirchen, stand die Wirtin doch mählich auf, wobei sie ihre Faust an den Tisch stemmte, lehnte die angebotene Zechzahlung ab und machte artig die Einladung, auf dem Rückwege wieder zuzusprechen. Je näher die Kreuzhüttenleute in ihren schwerfälligen und eckigen Wendungen der Stubenthür kamen, desto freundlicher ward die Wirtin. Dann trat der Oswald noch zu ihr: „Behüt dich, Seferl!"

„Mit gehst wallfahrten?" lachte sie grell auf, „na, so thu' halt fleißig bußwirken, wird dir nit schaden!" Dabei gab sie ihm mit dem nackten Ellbogen schäkernd einen leichten Stoß.

Als die vier Wallfahrer wieder auf der heißen Straße waren, strich der Oswald ganz nahe an den Seinen hin und wartete auf irgend

einen Ausdruck von Zufriedenheit. Endlich sagte er selbst: „Nicht wahr, lieb ist sie!“ — Doch es war keine rechte Antwort zu erreichen.

Weil sie vorher an der mit allerhand Fahrnissen gefüllten Wagenhütte vorübergekommen waren, so sagte nun der Toni: „So ein Steirerwagerl, wenn sie uns hätt' einspannen lassen!“

„Gott sei für!“ rief die alte Mutter und humpelte, um zu zeigen, dass sie auf derlei nicht anstehe, hastig neben ihren Söhnen einher.

Auf dem ganzen Wege redeten sie weiter kein Wort über das Wegscheidwirtshaus. Die Wallfahrt wurde fleißig verrichtet. Am Beichtstuhle stand voran die Mutter, und hinter ihr die drei Söhne. So auch knieten sie nebeneinander vor dem Communiciertisch und dann nahmen sie in der Herberge ein gutes Mittagessen, wobei sie bedacht waren, die besten Bissen der Mutter auf den Teller zu legen. Auch Zucker thaten sie in den Wein, sonst war er ihr zu „stark“; und dann nippte sie und bekam rothe Wänglein und es war ein einträchtiges und fröhliches Gottloben auf der Wallfahrt. Den Rückweg wollten sie über den Mitterberg nehmen, sie werde ihn schon dermachen, meinte die Mutter; der Oswald stimmte sehr für die Rückkehr durch die Blachau, er habe nothwendig im Wegscheidwirtshaus zu thun, und sie würden sehen, wie lieb sie mit ihnen sein werde, wenn sie wieder zusprächen, sie sei schon so, erst nach und nach werde sie warm, dann halte es aber auch, wie ein Kachelofen im Winter. Zudem habe die Wirtin sie ja eingeladen, zuzusprechen und würde gewiss allerhand herrichten; ein absichtliches Ausweichen hätte sie nicht verdient, wo sie mit ihm doch gar so lieb und gut sei. Na, dem Bruder zu Gefallen haben die beiden andern der Mutter so lange zugeredet, bis sie beim rothen Kreuz links in die Blachau einbogen.

Es war Regenwetter gekommen. Die drei rothen Schirme und der braune des Zimmermanns deckten unsere Gesellschaft gegen oben, die Straße aber war so grundlos, dass der Toni wieder an das Steirerwäglein dachte, das die Wirtin ihnen leicht hätte entgegenschicken können. Der Oswald musste diesen Gedanken errathen, denn plötzlich sagte er: „Die Pferde, wenn sie nicht beim Holzschleifen wären! Wie die Grafen könnten wir fahren!“

In der Vorlauben des Wirtshauses schlenderten sie sorgfältig die Schirme aus, säuberten die Kleider von dem angespritzten Koth und traten dann — der Oswald tapfer voraus — ins Gastzimmer. Da gab es einen tischvoll Herren, die tranken, rauchten und heiter waren. An der Tischecke saß die Wirtin, legte den nackten Arm auf die Platte, redete gar manierlich mit den Gästen und gab die Scherze des Chirurgen und des Bürgermeisters aus Standelbach schlagfertig zurück. Als die Kreuzhütterfamilie eintrat, winkte sie stumm und lebhaft nach der Küchenthür. In die Küche sollten sie, wahrscheinlich, weil sie sich dort am Herdfeuer

trocknen könnten. Nass waren sie zwar ohnehin nicht; jetzt, in der Küche wechselten die Kreuzhütterleute miteinander einen kurzen Blick und dann giengen sie durch die andere Thür wieder in die Vorlaube. Dort sagte die Mutter leise zu den Söhnen: „Mir scheint, sie fängt sich schon an zu schämen mit uns!“ Dann nahmen sie ihre Regenschirme und giengen davon. Sie redeten darauf unterwegs nur wenig miteinander, der Zimmermann aber sagte gar nichts — nicht ein Wort. Er schritt vorneweg oder hinterher. In Neudorf blieb er vor der offenen Werkstatthür eines Korbflechters stehen und rief hinein: „Hättest du mir heut' nicht für einen Botengang Zeit, Steffel? Es müsst' aber freilich gleich sein. Mit einem Trinkgeld bin ich dir nicht zu sparsam, wenn du deinen Schubkarren nimmst und mir vom Wegscheidwirtshaus meinen Kleiderkoffer holst und ins Kreuzhäusel hinaufschaffest. Aber fein gleich müsst' es sein.“

„Das will ich dir schon thun“, antwortete der Korbflechter und ein paar Stunden, nachdem sie von ihrer Wallfahrt zurückgekehrt waren, zog in die Kreuzhütte wieder der hölzerne Kasten ein, der schon hatte anfangen wollen, seinen Inhalt in die großen Truhen des Wirtshauses zu entladen. Da nahm er seine Mutter her, herzte und küsste sie und sagte nichts als das eine Wort: „Mutterl, ich bleib' bei dir.“

Die Zimmermannsart war bei diesem Zwischenspiel aber nicht leichter geworden. Er war im Gedanken schon so schön behäbig in der Gaststube bei seinen Gästen gesessen, eine lange Pfeife im Munde oder zur Vormittagsjause seine Lieblingsspeise, Kalbsohr mit saurem Kren essend, oder war in den Wirtschaftsgebäuden umhergegangen, dem Gesinde befehlend, mit seiner Frau scherzend, mit seiner Mutter plaudernd. Er hatte bei diesem eingebildeten Wohlleben beinahe schon ein Bäuchlein bekommen — und jetzt wieder nichts als ein armer Zimmermann, der seinen Erwerb mühsam suchen muss überall, wo sich Feuer, Wasser oder ein anderes Unglück zugetragen hatte. Es war daher recht an der Zeit, als ihm Aufklärung ward, welche Art von Glück er versscherzt hatte. Der Gendarm sagte es ihm zuerst auf der Straße, am Feierabend, als der Zimmermann von einem Bau heimkehrte. Dieser Gendarm kehrte im Wegscheidwirtshause zu, um die Wirtin abzuholen. Sie war angeklagt, ihren viel älteren verstorbenen Mann durch Branntwein vergiftet zu haben. Sie soll den blödsinnigen Alten soweit hergerichtet haben, dass er täglich einen Liter Fusel soff, bis er eines Tages, als sie ihm die Pfeife anzündete, beim Munde Feuer fieng und elendlich umkam. Wegen dieser Sache hatte ihr zwar nichts geschehen können, denn das Branntweintrinken und das Pfeifenanzünden ist nicht verboten. Hingegen war bei dem Processe ein Ehevertrag zutage gekommen, des Sinnes, dass sie nicht rechtmäßige Besitzerin des Hofes gewesen. Der fiel den Verwandten des alten Wegscheidwirtes zu.

„Ja, ja, Oswald, da hättest du schon die Richtige derwischt!“ sagte nun einmal der Kohlenbrenner. Dem verwies es aber die Mutter: „Lass es gut sein, Tonnl, das weiß er jetzt schon selber.“

So lebten sie wieder beisammen in heiterer Eintracht, die drei Buben in der Kreuzhütte. Als im Laufe der Jahre die Kräfte der Mutter schwanden und sie nicht mehr die kleine Milchwirtschaft besorgen konnte, gab der Toni das Kohlenbrennen auf, fütterte und molk Kuh und Ziege, kochte das Essen und pflegte die Mutter. Dabei sang und jauchzte er so lustig um die Hütte herum und rief der hinfälligen Mutter so schalkhafte Koseworte zu, dass man von außen meinen konnte, es lebe in der Kreuzhütte ein junges, glückseliges Menschenpaar. Wenn er aber an Samstagfeierabenden mit seinen Brüdern allein hinten in der Futterkammer saß, da gab es sorgenvolle Unterredungen und einer oder der andere beugte sich kopfüber und schluchzte in seinen Ellbogen hinein. Die Mutter wusste nicht, wie krank sie war. Sie fuhr in ihrer gewohnten Weise fort, mit den Buben gutmüthig zu schmollen, wenn diese sie mit kleinen Geschenken und Liebkosungen ersticken wollten. Sie konnte in ihrem blassen Gesichtlein den wilden Bartwisch des Holzknechtes nicht leiden und die kratzenden Stoppeln des Kohlenbrenners nicht, und dem Zimmermann sein borstiges Haar an den Wangen nicht. Aber schmunzeln that sie doch dabei, wenn die drei waldbaumwilden Kerle Mutterminne trieben wie kleine Knaben. Vielleicht dachte sie auch bisweilen, dass die Söhne in der alten Berghütte ihr Leben versäumen könnten und sie rieth einem und dem andern, doch nicht immer im Berggraben zu stecken, sondern sich einmal auch die weite Welt anzuschauen. Und als der Jakob that, als wolle er den Rath ausführen, da zitterte und weinte sie halbe Nächte lang, und als sie ihr den Entschluss mittheilten, die Welt Welt sein zu lassen und daheim zu bleiben, da gab sie dem Nächststehenden ein Tätschchen auf den Backen: „Aber Narren seid ihr!“ und war wieder herzensglücklich.

Dann kam jenes Kirchweihfest. „Bin ich doch begierig, der welche mich zum Tanz führt!“ sagte die Mutter scherzend. Daraus wurde ernst, und alle drei führten das fast hinfällige Mütterchen im rothen Busentuch dem Feste zu.

In ihrem schönsten Gewand herausgestiefelt, so giengen sie über die grünen Fluren hin; im reifen Korn leuchteten die rothen Mohnblumen und die Lärchen sangen hoch in der Himmelsbläue. Die Mutter war ganz rührig heute.

„Machet doch nicht so stad, Buben!“ drängte sie, denn die Söhne giengen ihr zu langsam und im Dorfe läuteten schon die Glocken. Nach dem Gottesdienst giengen sie in die Taferne. Am „Herrentisch“, so wollte es der Zimmermann, nahmen sie platz. Zuerst ein warmes

Süpplein, dann resch gebratene Schweinsbrust mit Salat. Und nachher einen Liter Muskateller. Wollte er den Leuten zeigen, dass es auch ohne Wegscheidwirtin geht? Nein, nicht zu Trutz, nur zu Lieb! Der Mutter wollten sie einen Ehrentag anthun. So saßen sie da, die drei Buben, in gemütlicher Ehrerbietung, und unterhielten die alte Frau.

An Nebentischen saßen andere Burschen mit ihren Dirnlein, sagten solchen allerhand Artigkeiten, ließen ihnen allerhand Leckereien auftragen, aber herziger konnten sie's nicht treiben, wie die Kreuzhüttenbuben mit ihrer Mutter. Natürlich fehlte es an lustigem Spotte nicht, wie die drei starken Buben sich wohl vertragen thäten um einen Schatz, ob's nicht ein Raufen geben würde? Die Buben lachten gutmüthig dazu. Der Zimmermann legte einen Silbergulden auf den Spielleuttisch für einen Altsteirischen, dann nahm er das Mütterlein gelassen um die Mitte und reigte mit ihr langsam ein paarmal um die Runde. Dabei strampfte er mit den Füßen und stieß zwei- oder dreimal ein helles Jauchzen aus; sie schlug ihre Augen zu Boden, fast träumerisch. Einst ja, vor fünfzig Jahren, war es auch einmal so gewesen. Könnten sie nicht gerade jetzt die goldene Hochzeit haben, wenn er noch lebte? — Nachher wollte auch der Jakob und der Toni mit ihr noch eins tanzen, aber das gieng nicht mehr, sie war schon schwindelig geworden, und an ihren Tischplatz taumelnd schmollte sie: „Seid aber doch rechte Narren!" Und kicherte.

Sie hätten bald die Zeit übersehen. Es war der Abend da. Der Zimmermann dingte vom Tafernwirt einen geschlossenen Wagen mit zwei Pferden zur Heimfahrt. Einmal in ihrem Leben soll sie doch wie eine Gräfin fahren können, die arme Häuslerin. Es war finster, über den Gebirgen blitzte ein aufsteigendes Gewitter. Die vier Menschen saßen eng zusammengedrängt im Lederkobel. Der Mutter war ums Schlafen. Des Gewitterwindes wegen schlossen sie das Fenster, da wollten die Buben ihre Pfeifen ausgehen lassen, aber noch im Einschlummern lallte die Mutter: „Kindisch! Mir macht's ja nichts, das Rauchen." Sie schwiegen, rührten sich nicht und sahen durch die Scheibe hinaus, wie die Blitze zuckten und die Bäume mit dem Sturme rangen.

Endlich waren sie nach zwei Stunden in ihr Hochthal gekommen. Nun mussten sie die Mutter doch wecken. Als der Jakob ausstieg, sank sie, die sich an ihn gelehnt hatte, vom Sitz. Da sagte er „Mutter!" Da schrie er: „Mutter!" Sie rissen das Weiblein empor, es sank wieder hin, und die Hände waren eiskalt.

So starr und stumm, wie einst vor dem Vater, standen sie jetzt vor der Mutter. . . .

Dann haben sie sie aus dem Wagen gehoben und ins Haus getragen. Haben zwei Tage lang bei ihr gewacht, schweigend, ohne zu essen und zu schlafen. Manchmal fuhr einer mit der rauhen Hand über ihr graues

Haar, und da war es wie ein leises Erdbeben in der Kreuzhütte. Das Schluchzen hörte man nicht, aber die Erschütterung zitterte in der Holzwand nach. — Als sie begraben war, standen die Buben zusammen alle drei und sagten: „Was machen wir jetzt?"

Die Kreuzhütte haben sie dem Waldherrn verkauft und der Jakob hat als Holzknechtmeister noch eine Weile in ihr gewohnt, bis sie allmählich verfiel, so daß die Moose und die Pilze wuchsen auf den morschen Balken. Der Toni war in ein großes Eisenwerk gegangen. Der Oswald war Zimmermann geblieben, und hatte sich noch manches Jahr stattlos im Lande herumgearbeitet.

Der Erzähler hat sie in seiner Jugend noch gekannt, sie waren äußerlich arg verwildert. wichen den herlebigen Leuten aus, nur mit Greisen oder Greisinnen plauderten sie, und mit Kindern spielten sie. Geheiratet hat keiner.

Der Mann unterm Bett.

Eine Scherzgeschichte von **Josef Willomitzer.**[1])

Alle guten Geister . . . bist du das, Ferdinand, oder ist es der Geist deines seligen Urgroßvaters?"

In derb-fröhlicher Zwanglosigkeit ruft ein strammer junger Mann diese Worte einem ziemlich schlotterigen und ziemlich gigerlmäßigen Gesellen zu, der ihm auf der Strandpromenade entgegenschleift.

„Äh", stöhnt dieser, „welche Überraschung! Wie geht dir's, Ludwig?"

Während sie einander die Hände schütteln, zuckt der schlottrige Ferdinand schmerzlich zusammen. „Was mich betrifft" — seufzt er dann — „erbärmlich! Vollständige Götterdämmerung! — Sieh mal bloß" — bei diesen Worten lüftet er den Hut und zeigt dem wiedergefundenen Freunde die tadellose Glatze: „Hier — diese Verwüstung ist das Werk einer einzigen Nacht!"

„Einer einzigen? Na, ich habe diese Mondscheinlandschaft schon vor Jahren an dir bewundert."

„Du irrst. Vor Jahresfrist, als wir einander zum letztenmale sahen, besaß ich hier noch eine ganze Reihe von Haaren."

„Aber ich sah sie bereits wackeln."

„Die deinigen werden sich emporsträuben, Ludwig, wenn ich dir erzähle, wie ich die meinigen verlor."

---

[1]) Entnommen der Sammlung: „Lauter Unica", Scherzgeschichten von Josef Willomitzer. (Berlin. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.) Wer in unserer traurigen Zeit das Lachen verlernt haben sollte, der versuche es mit diesem Büchlein. Es dürfte wieder einmal glücken.
Die Red.

Sie hielten bei einer Ruhebank, und der junge Greis, dem das Wiedersehen offenbar zu stark in die Glieder gefahren war, ließ sich ächzend nieder. Dann fieng er wieder an:

„Ja, heute überstrahlt mein Mondschein eine wirkliche Ruine. Alle Erneuerungsversuche versagen. Die Ärzte sagen mir: Schnell nach Sylt oder Helgoland! Aus den Fluten der Nordsee wird Ihr Haupt mit verjüngter Lockenpracht emportauchen!"

„Warum appellierst du nicht einfach an die Kunst des Perrückenmachers?"

„Weil mein Organismus überhaupt keine Scheitelhaare mehr duldet, auch keine falschen. Sobald ich eine Tour aufsetze, rebelliert mein Blut; ich bekomme Congestionen. Die Nordsee, von welcher ich die Erneuerung meiner Nerven, Muskeln und Haare erwartete, wirkt zu stark — darum hat man mich hieher geschickt."

„Armer Junge! Und wie verhielt sich's denn mit jener aufreibenden Nacht, die dir den Rest deines Haarschmuckes raubte?"

„Ach jene Nacht — brrrr. Es ist richtig, dass ich mich schon längere Zeit vorher angegriffen fühlte. Ich befand mich physisch, moralisch und finanziell ungefähr auf dem Standpunkte, wo einem nichts mehr übrig bleibt, als sich . . ."

„Als sich zu verheiraten!"

„Ganz richtig, als sich zu verheiraten. Das hohlängige Gespenst des Ehestandes streckte seine Krallen nach mir aus. Allein in einigen Fällen gelang es mir zu entrinnen, in anderen Fällen zog das Gespenst freiwillig seine Krallen zurück."

„Banal gesprochen: Du bekamst einen Korb nach dem anderen."

„Um ganz aufrichtig zu sein: ich sah mich wirklich genöthigt, meine Umschau auf entferntere Gegenden auszudehnen, wo man mich als einen Fremden objectiver beurtheilen kann. In einer schlaflosen Nacht war mir jener dicke ungarische Gutsbesitzer eingefallen, den wir vor zwei Jahren in Karlsbad kennen gelernt haben. Wie hieß er doch nur?"

„Warte nur, wie hieß er denn . . . Darényi, wenn ich nicht irre. Koloman von Darényi."

„Ganz richtig! Nun, du erinnerst dich, er erzählte uns fortwährend von seiner Tochter J— J— J—"

„Ilka!"

„Ganz richtig, Ilka. Diese unbekannte Ilka war mir zunächst ganz Nebensache. Die Hauptsache war: der Vater sah sehr vertrauenerweckend aus."

„Gewiss, er machte den Eindruck eines sehr wohlhabenden Mannes."

„Schnell entschlossen fuhr ich also nach Ungarn und suchte Herrn von Darényi in seiner ländlichen Abgeschiedenheit auf. Ich wurde herzlich begrüßt, und als ich Fräulein Ilka sah —"

„Nun?“

„Schauerlich! Ein schauerlich schönes Weib! Furchtbar herrlich gewachsen — gräßlich entzückende Augen!“

„Also sie gefiel dir?

„Sie versetzte mich in einen Wonnetaumel.“

„Und du sie auch, natürlich!“

„Ich that, was ich thun konnte. Meine angenehme Singstimme, meine kleinen gesellschaftlichen Talente schienen einigen Eindruck zu machen. Nachmittags fieng ich sogar zu dichten an. Ich improvisierte nämlich während eines gemeinschaftlichen Ausflugs folgendes Sonett an Ilka:

In dieser schönen Scenerie
Sind Sie das Tüpferl auf dem i!

„Das ist aber ein sehr kurzes Sonett!“

„Kurz aber gut, was?“

„Ausgezeichnet!“

„Beim Abendessen löste mir der feurige Ungarwein die Zunge. Ob das Herz des Fräuleins noch frei sei? fragte ich den Alten. Allerdings, war die Antwort, aber, aber —“

„Was kann da noch zu „abern“ sein, wenn solch ein Freier naht?“

„Aber unter den Eingeborenen besitze Ilka einen Schwarm platonischer Verehrer. Dorfjünglinge hätten sich verschworen, jenen Stadtherrn niederzustechen, der es einst wagen wollte, das Schlossfräulein fortzuholen. Gleichwohl erklärte ich artigkeitshalber, es habe etwas Verlockendes für mich, zu den Füßen des Fräuleins zu verröcheln.“

„Nun, und weiter?“

„Ein gespensterhaft unheimliches Schlafgemach mit großen dunklen Bildern an der Wand wurde mir angewiesen. Ich brannte mir eine Cigarre an, trank noch eine Flasche Wein und verriegelte vorsichtshalber die Thür. Als ich zur Ruhe gehen wollte, bemerkte ich auf dem Kissen meines Bettes einen Brief ohne Adresse . . . Ich riss ihn auf und fand einen Zettel, auf welchem folgende Worte standen:

„Hast du zu Nacht gebetet?“

Der Erzähler verstummte und stierte vor sich hin im Nachgefühl des grausigen Erlebnisses. Dann fuhr er fort:

„Ich erinnerte mich: das hat entweder Franz Moor gesagt oder Karl Moor.“

„O nein, Othello hat es gesagt.“

„Ich wusst' es ja, irgend ein Mohr hat es gesagt. Jedenfalls war die Sache höchst unheimlich. Zugleich hörte ich ein verdächtiges Knistern — ich hatte das bestimmte Gefühl, dass sich jemand mit mir im Zimmer

befände. Ich leuchtete umher, dabei entfiel mir die Cigarre, ich bückte mich und da sah ich unter dem Bette einen Mann mit rollenden Augen und einem langen Messer."

„War das nicht vielleicht eine Sinnestäuschung?"

„O nein, ich sah es genau, wie der Mann sich zurückdrückte, um nicht gesehen zu werden. Bei diesem Anblicke gerann mir vor Entsetzen das Blut in den Adern. Gleichwohl hatte ich die Geistesgegenwart, den Mordgesellen nichts von meiner Entdeckung merken zu lassen. Ich fieng voll erheuchelter Fröhlichkeit zu singen an, gehe langsam zur Thür, schiebe den Riegel zurück — allein — die Thür gieng nicht auf! Die Haare sträubten sich mir empor —"

„Du — wenn ich dir alles glaube, die gesträubten Haare glaub' ich dir nicht!"

„Spotte nicht! Es war eine entsetzliche Situation! Abermals durchschritt ich singend das Zimmer — öffne das Fenster und überlege. Unterm Bett lauert der sichere Tod. Bei dem Sprung aus dem Fenster lächelt mir wenigstens die Hoffnung, mit gebrochenen Gliedern das Leben zu retten. Wohlan denn — ich sprang aus dem Fenster!"

„Donnerwetter!"

„Zum Glück gab's unten einige Haufen Stroh. Ich blieb unversehrt und bediente mich einer Leiter, die an der Mauer lehnte. Offenbar die Leiter des Mordgesellen. Ventre-à-terre eilte ich ins Dorfwirtshaus. Am nächsten Morgen ließ ich meine Sachen aus dem Schlosse holen und reiste schleunigst ab. Seit dieser Zeit verbringe ich fast sämmtliche Nächte schlaflos, weil ich fortwährend die Empfindung habe, dass ein Mann unter meinem Bette liegt. Das ist die Geschichte der Nacht, in welcher ich meine Haare verloren habe!"

Der Erzähler schwieg. Sein Freund, der bis dahin stehend, über die Banklehne hingelümmelt, zugehört hatte, zündete sich eine Cigarre an, setzte sich gemächlich neben die „Ruine" und sagte:

„Armer, armer Junge! Weißt du, dass ich unlängst ein ganz ähnliches Abenteuer erlebt habe?"

„Wahrhaftig", entgegnete der andere, „du siehst ein wenig angegriffen aus. Lass hören, armer Junge!"

„Nun denn, ich schicke voraus, dass mir Herr von Darényi in Karlsbad eine Photographie seiner Tochter zeigte und dass mir dies Bild ein lebhaftes Interesse einflößte. Ich konnte seither der Versuchung, das Original kennen zu lernen, nicht widerstehen, reiste — ohne irgend welche ernste Absicht nach Ungarn — und besuchte Herrn von Daréni auf seinem Schlosse. Meine Erlebnisse waren ungefähr dieselben, wie deine. Herzlicher Empfang —"

„Vollständige Niederschmetterung durch den Anblick der Tochter —"

„Nun, wenn auch nicht vollständige Niederschmetterung so doch — leichte Lähmung."

„Gemeinsamer Ausflug —"

„Ganz richtig: gemeinsamer Ausflug — feuriger Ungarwein —"

„Unheimliches Schlafgemach —"

„Jawohl: unheimliches Schlafgemach — die Botschaft Othellos —"

„Mann unterm Bett — Blut vor Entsetzen geronnen —"

„Halt! Der Mann unterm Bett stimmt noch, aber das Blut ist mir keineswegs geronnen, als ich bei der Durchsuchung des Zimmers den Othello unterm Bett bemerkte. Ich leerte vielmehr ruhig meine Flasche, sang dazu ohne alle Heuchelei: ‚Vorwärts mit frischem Muth!' — dann holte ich ruhig meinen Revolver hervor —"

„Wie, du hattest einen Revolver bei dir?"

„In Halbasien — immer."

„Weiter. Ich bin aufs Höchste gespannt."

„Nun, dann trat ich mit dem Revolver ans Bett — bückte mich — und brannte dem Othello eins auf den Pelz."

„Unsinn! Du willst mich verhöhnen!"

„Mein Wort, es ist die volle Wahrheit. Hör' nur weiter. Nachdem ich geschossen hatte, schoss ich noch einmal — und dann noch einmal —"

„Halt ein, Scheusal!"

„Mensch, was willst du?"

„Du, nimm mir's nicht übel, aber wenn das wahr ist —"

„Ich habe dir bereits mein Wort gegeben —"

„Dann — nimm mir's nicht übel — dann bist du ein Scheusal. Auch die Nothwehr hat ihre Grenzen! — Doch weiter!"

„Weiter gab's nicht viel. Als ich mit dem Othello fertig war, legte ich mich ins Bett und war gerade überm Einschlafen. Da hör' ich auf dem Gang eilige Schritte — die Thür wird mit einem Schlüssel geöffnet — Herr von Darényi tritt an mein Bett und fragt mich, was los sei. Ich reibe mir die Augen, und sage dann: Ah, Pardon, Herr von Darényi, entschuldigen Sie: unter meinem Bette befand sich irgend ein Kerl — ein Räuber — ich war so frei, ihn zu erschießen! — — Nachdem ich das gesagt hatte — wollte ich mich auf das andere Ohr legen — plötzlich aber —"

„Nun?"

„Plötzlich packt mich Herr von Darényi, reißt mich in die Höhe, rüttelt mich, umhalst mich und versetzt mir einen Kuss. Meiner Seel', ein Kuss von der Tochter wäre mir lieber gewesen. Dann gieng er und ich schlief ein."

„Du schliefst ein? — Mindestens wirst du mir zugeben, dass vorher die Leiche fortgeschafft wurde."

„Die Leiche? — Welche Leiche? fragte mit dem Ausdruck ehrlichen Staunens der Erzähler.

„Nun, die Leiche unterm Bett."

„Woher sollte denn eine Leiche unter das Bett gekommen sein?"

„Aber die Leiche des erschossenen Mordgesellen."

„Lieber Freund — das war ja doch nur ein Popanz — eine Figur aus ausgestopften Kleiern!"

„Ein Popanz — eine ausgestopfte Figur? Ich bin starr! Also hätte ich die Flucht ergriffen vor einer Vogelscheuche?"

„Dein Othello hatte ja rollende Augen; der meinige hatte nicht einmal einen ordentlichen Kopf."

„Es ist möglich, dass mich die Aufregung täuschte hinsichtlich der rollenden Augen —"

„Dann allerdings ist es auch möglich, dass dein Othello derselbe Popanz gewesen ist."

„Und du wusstest darum, bevor du Feuer gabst?"

„Natürlich. Sonst hätte ich nicht geschossen, sondern vielleicht lieber das Weite gesucht wie du. Stroh und Leiter waren auch für mich schon bereit."

„Und wie warst du hinter das elende Gaukelspiel gekommen?"

„Die Tochter des Hauses hatte mir's verrathen."

„Wie, Fräulein Ilka?"

„Gewiss. Im Laufe des Nachmittags hatte sie mir gesagt: Mein Papa liebt kleine Scherze: verrathen Sie mich nicht, Sie werden heute Nacht unter Ihrem Bette einen Mörder finden, aber er ist nur ausgestopft."

„O, ich Tölpel! Doch nein. Der eigentliche Tölpel in dieser ganzen Geschichte — bist du!"

„Erlaube mir —"

„Verzeih — aber ich will dir sofort beweisen, welch ein Tölpel du bist. Du erinnerst dich, dass Herr von Darányi uns zu sagen pflegte: Meine Tochter darf nur einen Mann heiraten. Jetzt erst ist es klar, was er mit dieser Phrase gemeint hat. Er meint: der Zukünftige meiner Tochter darf kein Schwächling, keine Memme sein. Das ist der Grund, warum er die Freier durch eine Gaukelei auf die Probe stellte. Du hast das Glück, der Tochter zu gefallen — Sie verräth dir das Geheimnis, damit du die Mannesprobe bestehst — du aber verzichtest auf jede weitere Ausbeutung dieser großartigen Chance — du bist und bleibst eben der Töffel ohne Löffel, wenn's Brei regnet."

„Töffel ohne Löffel? Ich weiß nicht, was du willst."

„Ich aber weiß, dass ich diese Ilka — wenn ich sie hier hätte — wahrhaftig, ich würde sie erwürgen!"

„Erwürgen? Ja warum denn?

„Weil sie dir das Geheimnis von der Vogelscheuche verrathen hat, und mir hat sie's nicht verrathen! Ja, es wäre mir eine große Erleichterung, wenn ich sie erwürgen könnte."

„Ich aber, lieber Freund, könnte das durchaus nicht dulden."

Verblüfft stierte das Gigerl den strammen Ludwig an. Dieser aber sagte langsam und behaglich:

„Jawohl, ich könnte das unmöglich dulden, weil ich mich mit dieser schönen Ilka gegenwärtig in dem angenehmen Zustande der sogenannten Flitterwochen befinde."

„Ist das dein Ernst?"

„Süßester Ernst!"

„Ich bin starr!"

„Lieber Himmel, was willst du? Selbstverständlich hielt ich am Morgen nach jenem nächtlichen Abenteuer um Ilka an, und der Vater antwortete mir: Jawohl, Sie sind ein Mann, Ihnen kann ich meine Tochter mit Beruhigung anvertrauen!"

„Und du hast wirklich hinter meinem Rücken dieses Götterweib zum Altar geführt?"

„Hinter deinem Rücken? Ich hätte dir unbedingt eine Trauungsanzeige geschickt — aber wohin? Du warst ja vollständig verschollen!"

„Und Ilka — wo ist sie?"

„Augenblicklich im Bade. Doch sieh: da kommt sie schon!"

„Wahrhaftig, sie ist es! Leb' wohl!"

Der Mann ohne Haare hatte sich erhoben, und mit stummer Abwehr aller Bemühungen des Freundes, ihn zurückzuhalten, wankte er von dannen.

Robert Hamerlings Nachfolger.

Von **Josef Wichner.**

Ein Jahr etwa mag's her sein, da stattete ich dem Cistercienserstifte Zwettl, das sich im stillen Waldthale als uralte und mächtige Culturstätte erhebt, einen Besuch ab, und da ich die meisten der Herren Conventualen meine Freunde, den hochwürdigen Herrn Prälaten meinen Gönner nennen darf, so schwanden die Stunden bei Besichtigung des an Kunstschätzen reichen Klosters und im trauten Gespräche, dem ein vorzüglicher Tropfen auf die Beine half, nur zu rasch dahin.

Selbstverständlich versäumte ich es nicht, auch meine jungen Freunde zu besuchen.

Ich habe nämlich im Stifte Zwettl auch junge Freunde . . . so zehn bis dreizehn Jahre mögen sie alt sein. Das sind die Singvögel der frommen Gemeinde, die Sängerknaben, eine Gilde, der einst in den vierziger Jahren auch Robert Hamerling angehörte. Sie singen meist, gleich den Vögeln, vom Blatte weg und verherrlichen durch ihren lieblichen Gesang die kirchlichen Feste. Dafür erhalten sie um den Gotteslohn durch zwei bis drei Jahre Verpflegung und Unterricht. Sie sind Gymnasiasten . . . allerdings Gymnasiasten eigener Art; denn da das Stift keine Mittelschule mit dem Rechte der Öffentlichkeit besitzt; haben sie die Verpflichtung, sich an irgend einer staatlichen Anstalt rechtsgiltige Zeugnisse zu holen, und das thun sie denn mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit zweimal in jedem Jahre am Gymnasium in Krems, woher sich eben mein Freundschaftsverhältnis zu den Nachfolgern Robert Hamerlings schreibt.

Kund und zu wissen sei hier jedermann, dass die Sängerknaben von Zwettl stets aufs beste vorbereitet am Prüfungstische erscheinen, also dass wir Professoren den Tagen, da die jugendliche Schar in ihren schmucken Uniformen anrückt, nie mit Bangen, sondern mit Freuden entgegensehen.

Ei, wie die Büblein da antwortlustig sind, wie sie selbst die ihnen etwas fremden, weltlichen Lehrer zutraulich anschauen, wie sie auf jede Frage gleich all ihr Wissen mit lauter Stimme hervorsprudeln wollen und sich beinahe ärgern, wenn wir uns bei der großen Zahl der Prüflinge und der karg bemessenen Zeit mit Stichproben und Schlagworten zufrieden geben und eine wohlbegonnene Rede kurzweg abschneiden! So saß auch einst Hamerling in dem altehrwürdigen Piaristengymnasium,[1]) so erläuterte auch er mit vor Eifer gerötheten Wangen die weltbewegende Thatsache, dass die ersten Römer Abkömmlinge des Mars und Pflegekinder einer Wölfin gewesen seien und dass die Cyklopen nur ein Auge mitten auf der Stirne gehabt hätten.

Und was ist aus diesem kleinen, blutarmen Waldviertler geworden?! Wer hätte damals geahnt, dass in ihm der Sänger der Schönheit erstehen würde, der mitten im herbsten Leiden zu den Höhen der Menschheit emporschwebte, ein Dichter und ein Weltweiser, der Stolz der Waldmark!

Wenn ich das bedenke, so getraue ich mich kaum, so ein Büblein hart anzufahren oder ihm gar die Zukunft abzusprechen. Wer weiß, was die unscheinbare Knospe für eine Blume birgt, wer weiß, ob die Zukunft mich nicht Lügen straft und die Geschichte mich nicht als „kurzsichtigen Zopf" verewigt!

Mit solchen Gedanken betrat ich die Räume, wo Hamerling in die Anfangsgründe der lateinischen Sprache eingeweiht wurde und wo die Knaben wie einst saßen und aßen, schliefen oder lernten oder auch Allotria

[1]) Vergleiche die ausgezeichnete „Geschichte der alten lateinischen Stadtschule und des Gymnasiums in Krems" von Dir. A. Baran.

trieben, und wie war ich überrascht und gerührt, als ich in einem der Gänge des Dichters Marmorbild erblickte!

Das hätte sich wohl Hamerling nicht träumen lassen, dass er wieder ins Kloster und nun unter die Lateinschützen zurück müsse!

Die Welt weiß, dass die Geistlichkeit weder einem Hamerling noch einem gewissen Obersteirer besonders grün ist, und es ist hier auch nicht am Platze, darüber zu rechten. Fällt mir auch nicht ein, zu glauben, dass Hamerlings Büste von dem kunstsinnigen Prälaten deshalb im Studiengebäude der zehn- bis dreizehnjährigen Sängerknaben aufgestellt wurde, damit die Büblein des Poeten Werke lesen und sich etwa „Die sieben Todsünden" angelegen sein lassen oder zur „Aspasia" in die Schule gehen sollen. Der vorurtheilsfreie Kirchenfürst hat eben dem Genius an der Stätte seines Erwachens ein Denkmal gesetzt und damit sich selbst geehrt.

Mein Gott, was wissen zwölfjährige Büblein, was selbst sogenannte „Gebildete" von Hamerlings Bedeutung! Aber eines erfassen die Knirpse gewiss, nämlich: der da war einst ein Studentlein wie wir, er hat hier gelernt und gespielt, gesungen und . . . manchmal, wenn ihn 's Heimweh nach dem Mutterl packte, auch geweint wie wir; er ist ein großer Mann geworden, dessen Ruhm weit über Europa hinausreicht, und also wollen auch wir, wenn auch nicht große, so doch rechte Männer werden!

Ist so ein Vorbild nicht mehr wert als tausend Worte, die ohne Haltestelle das Tunnel von einem Ohr zum andern durchfliegen?

Als wir die lichten Lehrzimmer und die luftigen Kemenaten durchschritten und uns im traulichen Kellerstübchen verankert hatten, konnte ich nicht umhin, dem wackeren Studiendirector P. Eugen über die zweckmäßige Einrichtung der Schule, die gute Vorbereitung der Knaben, sowie über ihr kerngesundes Aussehen meine Anerkennung auszusprechen, und scherzend bemerkte ich:

„Na, Hochwürden, bei der letzten Prüfung im Juli, da haben die Jungen auf mich beinahe den Eindruck preußischer Cadetten gemacht . . . so stramm standen und saßen sie vor mir; ich sehe, dass Sie auch das gesundheitliche Moment in der Erziehung keineswegs vernachlässigen."

P. Eugen lachte herzlich auf und erwiderte:

„Meinen besten Dank, Herr Professor, für Ihre anerkennenden Worte: aber . . . ferne sei es von uns, ein Verdienst in Anspruch zu nehmen, an dem wir vollkommen unschuldig sind! Gewiss, wir haben im Waldgau auch unsere Turnschule, und die Quecksilbernaturen leisten im Baumkraxeln und Hosenzerreißen ganz Erkleckliches; die stramme Haltung unserer Zöglinge bei der letzten Prüfung jedoch hatte einen ganz andern Grund . . . ich will Ihnen aufrichtig beichten.

Sie müssen wissen, dass die Zeiten der Prüfung für unsere Jungen, die unverbesserlichen Faulpelze ausgenommen, die sich vor dem Tage des Gerichtes fürchten, wahre Festtage sind.

Wochenlang freut sich der Waldviertler Bauernbub schon auf die für ihn so große, so bedeutsame Reise ins Donauthal, und er weiß es nur zu gut, dass da auch die Lust zu ihrem Theile kommt, dieweil der Präfect auf der Fahrt, wenn's nicht gar zu arg wird, die Augen etwas zudrückt und Fünfe g'rad sein lässt.

Und was es da alles zu sehen gibt . . . für die meisten eine völlig neue Welt! Mancher erblickt da zum erstenmale die Eisenbahn und kann sich über das pustende Ungethüm nicht genug verwundern, das ohne Pferde dahinrast, dass einem schier schwindelig wird. Und wie die Landschaftsbilder am großen Kindesauge vorbeiziehen, Wald und Wiese, Teiche und wogende Kornfelder, Dörfer und Kirchthürme und gar pudelnärrische Telegraphenstangen, die einem allfort entgegenlaufen! Nun kommt der große Bahnhof von Siegmundsherberg mit den sich kreuzenden Zügen und den vielen, vielen Reisenden in Sicht, und . . . . noch immer hat die Welt kein Ende! Horn mit seinem spitzen Kirchthurme und seinem altersgrauen Schlosse taucht zwischen Föhrenwipfeln auf, Maria-Dreieichen, wohin die Mutter immer wallfahrten gieng, wenn sie ein Leid drückte, winkt von der Höhe des Manhartsberges herüber, der Wald, wo der schreckliche Räuber Grasl einst sein Unwesen trieb, rauscht gar beängstigend, die sagenberühmte Rosenburg, des Kampfthales Perle, spiegelt sich im sanft hinschleichenden Gewässer, die Bahn windet und schlängelt sich mit dem Flusse um die Wette zur Tullner Ebene, bald erblickt der Knabe die ersten Rebenpflanzungen, und in Gobelsburg, wo das Stift einen Hof besitzt, wird Nachtrast gehalten zur Stärkung für den kommenden, immerhin schweren Tag.

Aber mit dem Stammen allein ist's nicht gethan! Die Quecksilbernaturen können nicht lange ruhig bleiben, bald hebt ein lustig Singen an, bald necken, bald zanken sich die Kameraden, ja sie geben sich Namen aus dem Thierreiche, deren jeder zehn Jahre später ein blutiges Duell zur Folge haben würde, und wenn erst P. Gustav, der würdige Pfarrherr und unermüdliche Sammler vorgeschichtlicher Alterthümer, den Studenten zum Nachtmahl ein Glas Wein gespendet hat, dann sind sie außer Rand und Band und treiben sich in und zwischen den Wirtschaftsgebäuden herum, dass die Hänserin die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt und selbst den Schweinen die Borsten zu Berge stehen. Alle lieben heiligen Nothhelfer ruft Frau Ursula an, dass sie den Hühnerhof und Gemüsegarten vor den Rangen schützen mögen, und erst wenn die wilde Schar tags darauf in aller Herrgottsfrühe nach Krems abgedampft ist, athmet sie erleichtert auf und zündet ihrer huldvollen Patronin einen Wachsrodel an.

Was gibt's aber erst in Krems, für jeden unserer Zöglinge eine Großstadt, alles zu sehen! Wer weiß, ob dem Dichter des Königs

von Sion beim Phantasiebilde Münsters nicht auch die vielthürmige Chremisa vorschwebte, da ja die ersten Jugendeindrücke die gewaltigsten sind und am längsten nachhalten. Darum lasse ich auch meine Jungen gerne ein Stündchen frei herumschweifen . . . durch die langen Gassen mit ihren mittelalterlichen Giebeln und Erkern oder die Donau entlang, die sie auf der Karte nur als Bandelwurm kennen gelernt haben und die nun in majestätischer Größe an ihnen vorbeiwogt und die gewaltigen Dampfer und Frachtkähne auf ihrem Rücken sicher dahinträgt.

Und nun, an jenem Julimorgen, da die Bürschlein Ihnen, Herr Professor, durch ihre stramme Haltung auffielen, trug sich im Hühnerhofe P. Gustavs etwas Seltsames zu. Der stattliche Pfau, dessen farbenschillerndes Rad das Staunen aller Besucher wachrief, ließ sich ganz gegen seine Gewohnheit nirgends blicken, selbst die Fütterstunde und der Lockruf der Viehmagd brachten ihn nicht ans Licht, und traurig senkten die Pfauhennen, bemitleidenswerte Strohwitwen, ihre Köpfe.

Da lief die Viehmagd zum Ackerknecht, beide zur Häuserin, alle drei zum Pfarrer, alle vier durchstöberten suchend die Stallungen und . . . prallten entsetzt zurück! Junos Prunkvogel kauerte, halb in Stroh vergraben, in einem Winkel und . . . schämte sich gleich dem Adam nach dem Sündenfalle; denn . . . . er war nackt . . . . nicht eine Speiche seines unvergleichlich schönen Rades steckte mehr in dem nun so häßlichen Körper!

Welch ein Barbarismus! Welch herzlose Roheit irgendeines bäuerlichen Strauchdiebes!

Meine kleinen Reisenden waren indes kaum einen Tag wieder zu Hause im waldumschatteten Stifte, da bemerkte ich, wie bald der eine, bald der andere mit einer Pfaufeder spielte oder seine Mütze mit dem farbenprächtigen Dinge verziert hatte. Sie hätten die Federn . . . . in Krems . . . . gefunden, meinte einer . . . gekauft . . . . geschenkt bekommen, der andere.

Da that ein Brief aus Gobelsburg von der frevelhaften Schändung des heiligen Vogels Meldung, und nun nahm ich die Missethäter ins Gebet und erzielte ein mit reichlichen Thränen begossenes Geständnis.

So einen herrlichen Vogel mit so vielen und so wunderschönen Federn hatten sie in ihrem Leben noch nie gesehen. Was mochte es ihm schaden, dachte sich der Semmelmayer, wenn er eine, nur eine einzige hergab, und also lief er dem Vogel nach und riss ihm nur die eine aus! Und der Kneiß und der Katzenbeißer, der Gschwandtner und der Kirchschlager und alle die andern, die wollten auch nur eine, eine gotteinzige Feder haben. Was waren ihnen alle Schätze Indiens oder Klondykes gegen diese eine Feder! Und indes die beiden Söhne des heiligen Bernhard im kühlen Speisezimmer des Erzählens kein Ende fanden und Frau

Ursula in der Küche das Geschirr reinigte, jagten die Bürschlein den armen Vogel aus einer Ecke des Hofes in die andere, bis er seines Stolzes ledig war.

Dieweil aber die Schnipfer wußten, daß sie ihre Beute nicht zeigen durften, so steckte sich am Morgen des Prüfungstages jeder die Jagdbeute fein behutsam . . . zwischen Hals und Hemdkragen und schob und zog, bis sie völlig verschwunden war, und nur um die kostbare Feder nicht zu brechen, darum giengen und standen und saßen die Kerle an jenem Tage so stramm und aufrecht, als hätten sie . . . den Marschallstab an den Leib gebunden."

Also erzählte P. Eugen, und ich fragte, herzlich lachend:

„Na, und haben Sie die Sippe ordentlich . . . . ?"

„Ob ich sie ordentlich bestraft habe? Nun . . . in der ersten Aufwallung war ich nahe daran, jedem einen Schübel Haare auszureißen, damit sie fühlen sollten, wie wehe es dem Liebling Junos gethan habe; dann aber wollte es mich bedünken, es sei nicht pädagogisch, eine Grausamkeit mit einer andern auszutreiben, und weil ich bei ruhiger Überlegung in der Pfauenjagd weder eine bewußte Bosheit noch eine beabsichtigte Thierquälerei, sondern bloß eine verzeihliche Kinderei zu erblicken vermochte, so ließ ich es bei einer ernsten Rüge und Mahnung bewenden, und ich denke, die M . . . ben, die ja doch meine Lieblinge sind, werden so etwas gewiß nimmer thun."

Da erhob ich mein Glas und rief:

„Ein herzliches ‚Prosit' dem ein- und um- und nachsichtigen Präfecten der Sängerknaben, ein ‚Hoch' den Nachfolgern Robert Hamerlings, die mit einer Pfauenfeder am Leibe, die sie um alles in der Welt nicht brechen dürfen, zur Prüfung gehen und . . . . doch nicht durchfallen!"

Und die Gläser klangen!

Wann werde ich dich wiedersehen, du friedsame Gottesstätte im weltfernen Kaumpthale, du trautes, gastliches Stift Zwettl?!

Das Geld ein Mittel zur sittlichen Freiheit.

Betrachtung von **Peter Rosegger.**

Von den alten Geizhälsen liest man, dass sie ihr Geld in eisernen Töpfen vergraben hätten. Ist das lächerlich? Nein, nach den heutigen Anschauungen ist es empörend, ist es ein Verbrechen, nicht allein an dem Thäter selbst, viel mehr noch an der Allgemeinheit. Lebendiges vergräbt man nicht, es wären denn Samenkörner, die nur darum in die Erde gelegt werden, damit sie vielfältige Frucht bringen. Alles Lebendige hat die Eigenschaft, Frucht zu bringen.

Auch das Geld ist etwas Lebendiges, und bestände es gleich in starrem Metall oder in nichtigem Papier. Es ist der vollgiltige Vertreter irgend einer menschlichen Thätigkeit, eines Verdienstes, das im Gelde eine Wirkung hat für unberechenbare Zeiten. Wenn du heute, am Montag, einen Scheffel Kartoffeln erntest und für einen Gulden verkaufst, so ist die Arbeit durchaus nicht abgethan, sobald die Kartoffeln verzehrt sind. Nein, es lebt nicht bloß der durch die Kartoffeln Gesättigte, es lebt auch der Gulden, den du dafür eingenommen hast. Du kaufst dir am Dienstag um diesen Gulden einen Hut, der Hutmacher lässt am Mittwoch mit dem Gulden seine Walchmaschine reparieren, der damit betraute Schlosser verschafft sich für den Gulden am Donnerstag einen Sitz im Theater. Der Theaterdirector entlohnt mit dem Gulden am Freitag den Maler für ein Decorationsstück. Der Maler bezahlt mit dem Gulden am Samstag das Höslein für seinen Knaben, der Schneider bereitet mit dem Gulden am Sonntage sich und seiner Familie ein Mittagsmahl u. s. w.

Schon in einer einzigen Woche also war der Gulden siebenmal Gulden. Er bedeutete sieben Gulden, hatte für sieben Gulden Werthe vermittelt, die sonst brach liegen geblieben wären. Nicht allein, dass er einer wahrscheinlich hungrigen Familie einen Scheffel Kartoffeln verschafft, er erzeugte gleichsam auch einen Hut, eine Walchmaschinenschraube, ein Theaterstück, ein Decorationsblatt, ein Höslein und ein Mittagsmahl. — Hättest du am Montag den für die Kartoffeln eingenommenen Gulden in die Erde vergraben, so würdest du deine Mitmenschen schon in dieser einen Woche um sechs Gulden benachtheilt haben. — Die Wesenheit des Geldes ist geheimnisvoll, ein Nationalökonom würde es gewiss deutlicher

machen und begründen können, wieso die Kraft des Geldes sich so zauberhaft entfaltet.

Aber ist das etwa ein Argument für die Sparsamkeit? Gerade darum dürfe man das Geld nicht in den Kasten sperren, höre ich sagen, sondern man müsse selbes, kaum eingenommen, wieder ausgeben, damit es unter die Leute kommt! Allerdings eine herrliche Begründung für Verschwender, — wenn sie nur stichhältig wäre! Man braucht das Geld, wenn eines vorhanden ist, weder in den Kasten zu sperren, noch auszugeben. Oder vielmehr man kann beides thun. Ich weiß ein Mittel, das Geld zu sparen, und es doch unter die Leute zu bringen. Man lege es in die Sparcasse. Die Sparcasse verschließt das Geld nicht in ihre eisernen Cassen, da könnte sie ja keine Zinsen zahlen, sondern müsste noch Aufbewahrungsgebür einheben. Die Sparcasse giebt das ihr anvertraute Geld weiter an Leute, die es nothwendig für ihre Wirtschaft brauchen, die Zinsen zahlen und eine gute Deckung bieten können. Oder sie legt es auf sichere Papiere an, die auch eine Art Bargeld sind, aber eines zweiter Güte, die, wenn es recht hergeht, wieder eine menschliche Thätigkeit oder Verdienst und das dadurch erzielte allgemein brauchbare Resultat vorstellen. Kurz, die Sparcasse streut das Geld wie einen Samen in die Welt hinaus, wo es in mannigfaltigster Weise befruchtet und den Volksreichthum vermehren hilft. An dieser Vermehrung hast du, der Einleger, deinen Antheil an Percenten, die du jährlich beheben kannst, oder auch in der Sparcasse belassen, wo sie selbst wieder Zinsen tragen und dein ursprünglich eingelegtes Capital vermehren. Denn dein in die Sparcasse gelegtes und von dieser weitergegebenes Geld hat die Eigenschaft, dass — obschon von dir ausgegeben und fremden Leuten dienstbar geworden — es zu dir zurückkehren muss bis auf den letzten Kreuzer, wann du willst. Es hat fremden Wohlstand gefördert und sich auch für dich vermehrt, es hat seine geheimnisvolle Kraft hundertfach entfaltet und verzweigt. Du hast dein Geld unter die Leute kommen lassen, und doch für dich behalten.

Es ist also sehr unsinnig zu sagen, man müsse das Geld leichter Hand ausgeben, damit es unter die Leute kommt. Und es ist schon auch darum nicht richtig, weil solches Geld von solchen Leuten, die das sagen, nicht ausgegeben wird aus Liebe zu den Mitmenschen, sondern um sich selbst Genüsse zu verschaffen. Was weiter mit dem ausgegebenen Geld geschieht, und wem es zugute kommt, das ist dem Ausgeber ganz gleichgiltig. — Vor kurzem habe ich diese Phrase vom Geldausgeben, damit es unter die Leute kommt, in einer socialdemokratischen Versammlung gehört, nachdem vorher über die Verschwendung der Capitalisten und über die für militärische Zwecke ausgegebenen Unsummen des Staates weidlich gewettert worden war. Aber das Geld des Capitalisten kommt

ja auch unter die Leute, warum soll er's nicht für Luxus ausgeben! Die Milliarden für das Militär kommen ebenfalls unter die Leute, weshalb soll sie der Staat nicht ausgeben!

Nein, die Hauptsache ist, wofür ausgegeben wird! Ob das, was man sich durch Geld anschafft, nutzbringend ist, oder unfruchtbar, oder gar schädlich. Wer sein Geld für nothwendige Lebensmittel und Erholung, für Arbeitswerkzeuge und Arbeitskraft ausgibt, der ist kein Verschwender, und wenn er auch mit vollen Händen ausstreut. Wer sein Bargeld in die Erde vergräbt, um es aufzusparen, der ist ein unsinniger Verschwender. Und wer sich mit seinem Gelde gar Räusche, Krankheiten, sonstige Kraftzerstörungen, Unlust und Unfähigkeit für seinen Beruf kauft, der ist der gewissenloseste und verächtlichste Verschwender, der ins Zucht- oder Krankenhaus, ja am besten sobald als möglich in den Moder gehört, er ist ein Nichtsnutz.

Ein Staat, und hätte er die besten wirtschaftlichen Theorien, muss zu Grunde gehen, sobald die Mehrzahl der Staatsbürger nicht spart. Wir haben eine Menge wirtschaftlicher Parteien, deren Agitatoren und Blätter immer alle erdenkbaren Ursachen aufzählen, weshalb die Leute verarmen. Stets sind sie bereit, die Schuld ihres Niederganges und Elendes anderen zu zuschreiben. Eine der allerwichtigsten Ursachen unseres wirtschaftlichen Jammers verschweigen sie regelmäßig. Den Mangel an Sparsamkeit. Verschwender und Wirtshauslumpen hat es wohl zu allen Zeiten gegeben, aber das waren Ausnahmen und haben als solche die abschreckenden Beispiele geliefert. Heute verschwenden die meisten, denn sie geben mehr aus, als sie einnehmen, und sie geben es für Dinge aus, die unfruchtbar sind, oder die mehr schaden als nützen. „Größere Bedürfnisse" hat man, „zurückbleiben" kann man nicht. — Die Kost ist leckeriger als früher, aber theuerer und weniger nahrhaft. Die Kleidung ist feiner, aber theurer und weniger haltbar. Die Einrichtungsstücke sind glänzender, aber theurer, verweichlichender und hinfälliger. Das fabriksmäßig hergestellte Zeug scheint nur für heute billig zu sein, während es morgen schon zu schanden gebraucht ist und durch immer neue Anschaffungen und Reparaturen viel theuerer zu stehen kommt, als früher die soliden Sachen. Alles ist dazu eingerichtet, auch den armen Leuten den letzten Groschen aus dem Beutel zu locken. Ja es gibt ein gottverfluchtes Princip, das des Manchester-Liberalismus, und das heißt, die Aufgabe der Civilisation sei es, dem Menschen so viel als möglich Bedürfnisse anzugewöhnen. Ein Volk, das die meisten Bedürfnisse habe, sei das vorgeschrittenste. Man könnte dann geradesogut sagen, ein Volk, das die drückendste Armut und die meisten Schulden, und die größte Unzufriedenheit aufweist, sei das vorgeschrittenste. Ich dank' schön für eine solche Cultur. Es wäre ja freilich sehr schön, wenn jeder alles Denkbare haben und genießen könnte,

ich hätte nichts gegen eine Cultur, die uns auch das äußere Leben so reich und fein als immer möglich machte; wenn sie uns aber innerlich verkommen läßt, wenn sie uns darüber zu Bettlern macht, die freilich nicht mehr unter sich betteln können, sondern die bei der Zukunft Anlehen machen müssen, dann lieber nicht. Lieber ein einfaches, mehr nach innen gekehrtes Leben, als heute den Luxus und morgen den Bankerott. Aber diese Cultur ist einmal da, das Elend, besonders in den untern Ständen, ist allgemein; natürlich geht man ins Wirtshaus, um es in Bier zu ertränken, in Wein zu ersticken oder gar mit Schnaps zu vergiften. Und vergiftet sich selber mit. Um sich in den jämmerlichen Zuständen ein wenig zu zerstreuen, sucht man Unterhaltungen auf, die Geld kosten und doch das Herz nicht mehr erfreuen. — All derlei scheint nothwendig, wenigstens allgemein gebräuchlich zu sein, wer wollte darin eine Verschwendung sehen! Und es ist doch eine, und zwar eine so allgemeine, daſs sie gar nicht mehr auffällt. Wie früher die Lumpen Ausnahmen waren, so sind es jetzt die Bedürfnislosen, die Fleißigen, die Sparsamen, sie werden auch ordentlich ausgelacht, aber wer zuletzt lacht, das sind sie, die Sparsamen, weil sie mitten im allgemeinen Niedergang bestehen bleiben und sogar in die Höhe kommen. Denn im ganzen spielt die Weltordnung immer noch so correct, daſs Fleiß, Sparsamkeit und schlichte Redlichkeit gesegnet sind, während das Gegentheilige einen stets fortzeugenden Fluch in sich trägt und das Geschlecht, das ihm huldigt, moralisch und physisch zugrunde richtet.

Unsere Arbeiterpartei, die man die Socialdemokratie nennt, hat viele gesunde Grundsätze, und weil das Recht auf ihrer Seite steht, wird sie im Principe siegen. In einem steht ihr aber weder Recht noch Vernunft zur Seite, und darum werden viele Mitglieder dieser Partei thatsächlich nicht siegen, nicht aufwärts kommen, sondern arme und verkommene Schelme bleiben. Viele Socialdemokraten verachten die Sparsamkeit. Ja, es ist sogar einer ihrer Grundsätze, nicht zu sparen, sich weder Haus, noch sonstigen Besitz zu gründen, sondern alles, was der Tag einbringt, auch wieder für den Tag auszugeben. Erstens meinen die Führer mit dieser Taktik die Arbeiterschaft zu einem vom heutigen Staat unabhängigen lenksamen Heere zu bilden, und zweitens ist ein allerdings nur mehr geringer Theil der Arbeiter noch immer so kindisch zu glauben, daſs ohnehin die allgemeine Gleichtheilung aller Reichthümer bevorstehe, wo sie ihr gutgemessenes Stück abbekommen würden. Wozu sich also etwas versagen, wenn man's haben kann, man lebt nur einmal, man ist nur einmal jung, und bis wir alt werden, wird der große Trumpf die Gleichheit ja hergestellt haben.

Das ist der Teufelsschwanz der Arbeiterpartei, an dem sie von allen gut und böse gesinnten Gegnern mit tausend eisernen Armen zurückgehalten wird, so daſs sie schließlich auch das nicht erreicht, was ihr von

rechtswegen gebürt. Dieser verhängnisvolle Standpunkt wird von den Feinden der Arbeiterschaft sehr tapfer ausgenützt, um sie bei allen vernünftig Denkenden in Misscredit zu bringen. Dieser Wirtshauslumpenstandpunkt macht die Besseren in der Arbeiterwelt selbst stutzig und endlich wohl auch die Führer nachdenklich. Wenn keine allgemeine Umkehr wäre, so würde dann nur jener Theil der „Soci“ zurückbleiben, der einem Lumpengesindel aufs Haar ähnlich sieht.

Ich, selbst einst ein körperlicher und heute ein geistiger Arbeiter, gehe mit der Arbeiterschaft in allem, womit sie ihr Los zu verbessern hofft. Aber vor dem Principe, nicht zu sparen, sich nicht heimsässig zu machen, keine geordnete Familie zu gründen, mache ich halt. Die Träger dieses Principes würden, um es kurz zu sagen, meine persönlichen Feinde sein, ihnen gegenüber würde ich mich mit jeder Macht verbinden und sie mit allen Mitteln bekämpfen. Ja, es wäre kein Mittel so schlecht, das nicht noch gut genug wäre, diesen verrücktesten und niederträchtigsten Wahn zu vernichten. Denn eine Gesellschaft, die nicht grundständig ist und sein will, nicht sammelt und nicht baut, nur ein Familienleben wie die Wilden führt, ohne Treue und Zucht, stünde niedriger, als die Zulukaffern, wäre umso ekelhafter, als sie kein Naturvolk, sondern ein degeneriertes Culturgesindel sein würde. Wenn ich sie mit den Zigeunern vergleiche, thäte ich letzteren unrecht.

Nicht in blindem Zorn wird das hinausgerufen. — Der Gleichheitsstaat mit seinen besitzlosen Staatsbürgern! Ich habe reichlich darüber nachgedacht, ob die bewussten Grundsätze der Socialdemokraten nicht am Ende doch haltbar wären, aber es findet sich weder in der Geschichte, noch in der menschlichen Natur ein Anhaltspunkt dafür. Die Staaten entstehen nicht nach Theorien, sondern nach menschlichen Eigenschaften. Gerade die sich selbst nun findenden und aufrichtenden Arbeiter haben am wenigsten das Zeug dazu, sich nach einer Schablone, unter Verleugnung aller Individualität, glücklich machen zu lassen. Im Staate der Gleichheit gibt's keine persönliche Freiheit. Und wenn man auf diese verzichten will, dann wäre ja der Zustand unter „väterlich sorgendem“ Schwert und Krummstab auch gut gewesen. Diese Nebenbemerkung nur für die wenigen, die noch von einem Gleichheitsstaate träumen.

Dass von staatswegen für alle Staatsbürger gesorgt werden soll, ist ja natürlich und fängt auch an mehr und mehr zu geschehen. Gesetzt aber den Fall, dass der Staat wirklich in der Lage wäre, für jedes seiner Mitglieder volle Gerechtigkeit walten zu lassen, was würde denn sein? Würden der Fleißige wie der Faule, der Gefräßige wie der Mäßige, der Talentierte wie der Dumme, der Anschickame wie der Ungeschickte, der Vordrängerische wie der Bescheidene, der Starke wie der Schwache gleichviel haben? Das wäre die allergrößte Ungerechtigkeit, und gerade in einem gerechten Staate, wie wir alle ihn wünschen, ganz

unmöglich. Der Schlechtveranlagte wird immer weniger haben, als der Gutveranlagte, der Starke wird hinter dem Rücken des gerechtesten Gesetzes den Schwachen, der Kluge den Thörichten, der Gewissenlose den Redlichen zu übervortheilen suchen. Das würde selbst in dem „Staate der Gleichheit“ nicht anders sein, weil die Menschen einmal sind, wie sie sind.

Jeder muss innerhalb des Gesetzes auf sich selber schauen.

Der Idealstaat des Socialisten würde im besten Falle nur für das Gemeine und Alltägliche seines Staatsbürgers sorgen. Wer besondere Neigungen und Genüsse haben wollte, Kunst, Literatur, Reisen, Lieblingsstudien u. s. w., der müsste sie mit einem Sparpfennig eigens erwerben. Ohne einen solchen kleinen Vortheil käme er aus der trostlosen Herdenexistenz nicht für einen Augenblick los.

Wenn also schon in einem socialdemokratischen Staate die edleren Genüsse des Lebens nur durch eine gewisse Verdienstansammlung gewonnen werden können, um wie viel unabweislicher ist das Sparen in einem Staate, der sich gar nicht oder viel zu wenig um den Einzelnen kümmert. Der Arbeiter sagt es ja mit Recht, dass er unter den gegenwärtigen Zuständen ganz auf sich selbst angewiesen sei. Ja, warum schaut er denn nicht auf sich selbst, warum setzt er sich nicht in jenen einzigen Vortheil, der jedem bisher noch unbestritten blieb? Warum hält er den Lohn seiner schweren Arbeit nicht fest, warum spart er nicht?

Nun, weil, wie gesagt — es Arbeiter-Demagogen gibt, die das Haushalten geradezu verdammen. Sie fürchten, der Arbeiter könnte durch ein vernünftiges Wirtschaften allmählich zufriedener werden, als er heute ist. Und zufriedene Leute kann der Demagoge nicht brauchen:

Leute, die nicht wirtschaften können und sogar den Grundsatz haben, jeden Tag das Erworbene zu verthun, kann wiederum der Staat nicht brauchen, er müsste mit ihnen zugrunde gehen.

Die Verhältnisse sind allerdings so, dass die Arbeiter im allgemeinen sich nicht viel ersparen *können*. Fünf oder höchstens zehn Kreuzer des Tages wären schließlich ja noch beiseite zu legen, und wenn auch nur zwei Kreuzer, aber was gibt das aus? Zwei Kreuzer Ersparnis täglich, das wären in zehn Jahren immer nur erst dreiundsiebzig Gulden! Mit sammt den Zinsen kaum hundert Gulden. — Allerdings keine Altersversorgung (diese muss anders angestrebt werden), hingegen aber ein vom Himmel gefallener Hunderter. Mehr wert als dieser wäre aber der mit den täglichen zwei Kreuzern erweckte und gezüchtete Sparsinn und das damit verbundene Sammelvergnügen. Und *kann* der Mann das Sparen erst einmal, dann wird er unter denselben Verhältnissen am Ende täglich auch zehn Kreuzer erübrigen, ohne einen besonderen Abbruch zu leiden, was nach zehn Jahren mäßig verzinst an fünfhundert Gulden ausmacht. — Sobald man das Geld nur auf fruchtbaren Boden wirft, wächst es wie Unkraut.

Aber um sich täglich einen Schluck Schnaps, eine Cigarette weniger zuzuführen und die paar Kreuzer beiseite zu legen, dazu gehört moralische Kraft. Zwar nicht viel, aber man bringt die wenige nicht auf. Mein Gott, und da will man einem solchen Menschen zumuthen, dass er sittliche Lasten auf sich nehme, schwere Pflichten trage, wo der arme Schwächling nicht einmal imstande ist, zwei Kreuzer aufzuheben.

Seit man — und unter obwaltenden Zuständen gewiss mit Recht — angeleitet oder gar gezwungen wird, in die Krankenladen, Versorgungscassen, Versicherungsgesellschaften einzuzahlen, hat die freiwillige Sparsamkeit ganz aufgehört. Sie würde aber gesegneter sein, und den Menschen freier und selbständiger erhalten, als das nothgedrungene Einzahlen, das oft noch mit Misstrauen verbittert wird und im übrigen dem Leichtsinn Vorschub leistet.

Die Bevormundung, die in dem Zwange zu gewissen Ladeneinzahlungen liegt, muss man sich wohl gefallen lassen. Leute, die für sich nicht haushalten können, sind in der That unmündig.

Nun könnten meine Gegner vielleicht sagen, ich hätte den Geiz lieb. Nein, dieses schäbigste der Laster habe ich nicht lieb; ich verachte den Geiz als die unbegreiflichste Dummheit der Menschen. Darum sage ich nicht scharren, sondern sparen. Hätten wir das christliche Vertrauen noch, mit dem auch die Gnade der Anspruchslosigkeit und Entsagung Hand in Hand gieng, ich würde bei unseren Leuten nicht ans Morgen denken, sondern mit dem „täglichen Brot von heute“ zufrieden sein. Wer aber die Genussgier betrachtet und anderseits die physische und moralische Gefahr der Armuth, der muss verzagen, wenn die Leute blind in den Tag hineinleben, morgen aber alt, erwerbslos sein werden und immer noch leben und etwas genießen wollen. Für die Gläubigen sorgte der Herr, die Weltlinge lässt er — wenn sie nicht für sich selbst sorgen — elendiglich zugrunde gehen. —

Geld allein macht nicht glücklich, man muss es auch haben, sagt ein lustiges Sprichwort. Ernsterweise aber zeigt es sich, dass das Haben noch nicht genug ist, man muss es auch recht anwenden können. Das kann nun weder der Geizige, noch der Verschwender. Ferner lehrt die Erfahrung, dass geschenktes oder ererbtes, oder gar unrechtmäßiges Geld ungleich weniger Segen in sich hat, als durch eigene Arbeit erworbenes. Das ist auch leicht zu verstehen, den Wert des Geldes kann nur der ermessen, der ihn zuerst aus sich heraus dem Gelde gegeben hat. Das persönlich erworbene Geld gehört gleichsam zur Person, zu seiner persönlichen Kraft. Sowie ein vernünftiger Mensch nicht mehr Kraft verbraucht, als er entrathen kann, so gibt er auch nicht mehr Geld aus, als angemessen ist, er schont nicht allein seine körperliche, er schont auch seine wirtschaftliche Gesundheit, und damit steht er — wie die Welt einmal eingerichtet ist — auf Grundlage seiner Persönlichkeit und Freiheit.

Ich gebe sehr gern zu, daſs jedermann das Geld, das er sein Lebtag verdient hat, auch sein Lebtag aufbrauchen darf. Aber immer nur so, daſs es ihm zum Wohle wird, daſs es ihn unabhängig und frei macht und eine Stütze ist in schweren Zeiten und im Alter. Wer mehr einnimmt, der mag natürlich mehr ausgeben, er darf nur nicht vergessen, daſs das Mehrausgeben die Bedürfnisse steigert, also: Je mehr er täglich ausgibt, je mehr Ursache hat er, täglich zu sparen für die gesteigerten Bedürfnisse. Daſs der Arbeitsmensch bei solcher Lebensweise allmählich zufriedener werden würde, ist allerdings nicht zu leugnen — doch meine ich, daſs die übrige Gesellschaft und der Staat mit einer sparsamen und zufriedeneren Arbeiterschaft wesentlich lieber paktieren würde, als mit einer wirtschaftlich so zerfahrenen, wie es ein Theil der heutigen Arbeiter ist.

Doch ich entsinne mich. Das moderne Wirtschaftssystem ist ja nicht auf das Sparen begründet, sondern auf das Schuldenmachen. Das Schuldenmachen ist auch der Grund, weshalb das Geld Zinsen trägt. Gäbe es keine Schulden, so hätte das Geld keinen Zinsfuß, weil niemand Darlehen nehmen und dafür eine Entschädigung zahlen würde. Je mehr Schuldenmacher, desto höher der Zinsfuß. Also sind es die Verschwender und Unternehmer, die dem Ausleiher das Geld vermehren helfen, und die Sammler und Sparer, die den Zinsfuß niederdrücken und am Ende ganz verschwinden machen könnten. Was folgt daraus? Es folgt daraus, daſs diejenigen, die ein Feind hoher Zinsen und behaglicher Rentiers sind, das Sparen zu einem ihrer Grundsätze machen müssten. Ein Arbeiter, der sich viele Luxussachen anschafft, schädigt sich und nützt dem Capital, dem Fabrikanten, dem das Geld für die gekauften Sachen hauptsächlich zufließt. So komme ich schließlich auch auf diesem Wege zum bekannten Schlusse.

Wenn das Volk auf einmal anfienge zu sparen, es wäre eine wahre Calamität für die Reichen und Mächtigen, das wirtschaftliche Leben würde sich total ändern, und mit ihm das gesellschaftliche, und die Politik! Wenn die Leute anfiengen, stets fleißig zu arbeiten, entsprechend zu ruhen, sich naturgemäß zu nähren, eifrig zu lernen, mäßig zu genießen, vernünftig hauszuhalten: vorbei wäre es mit der Übermacht des Capitals, aber auch mit dem Arbeiterelende, wir hätten einen kräftigen Mittelstand, und wir würden nicht abwechselnd Sclaven des Clerus, des Adels, der Geldmächte sein.

Oder irre ich mich? Sollen die altbewährten Tugenden doch nichts mehr zustande bringen? Ich glaube, die größte Schwäche dieser Tugenden besteht darin, daſs man nicht mehr an sie glaubt. Sie sind altväterisch, spießbürgerlich und verächtlich geworden. Von einzelnen ausgeübt, erweisen sie sich allerdings oft als wirkungslos; je fleißiger einer arbeitet, je mäßiger er lebt, desto mehr Fett bietet er anderen zum Ab-

schöpfen. Wenn nur aber alle in ihrem Beruf fleißig arbeiten, einfach leben und gut haushalten wollten! In wenigen Jahren schon würde sich das Land allgemein eines großartigen Wohlstandes erfreuen, und die Menschen würden körperlich gestärkt und sittlich gekräftigt sein.

Doch wohin gerathe ich? Das sind ja schon die gesegneten Fluren Utopiens. Da haben wir nichts zu suchen. Bleiben wir bei unserer hausbackenen Welt und unseren erprobten Grundsätzen. Alles kann man nicht machen, doch dem einzelnen kann man rettende Zeichen geben. Die fleißige Arbeit allein kann ausgenützt werden, aber sie führt zum Wohlstand des Arbeiters, wenn die Klugheit dazu kommt. In unserem Volksmunde, der auf alte Erfahrungen bauend zumeist das Richtige sagt, heißt „Klugheit" soviel als Sparsamkeit, gleichsam als ob der Kern aller Klugheit darin bestünde, mit seinen erworbenen Sachen sorgfältig hauszuhalten. Wie dem auch sei, wichtig ist und bleibt die Klugheit des Sparens nicht bloß für das leibliche Wohl, vielmehr noch für höhere Güter. Ein gewisser, wenn auch mäßiger Besitz entzieht uns fremder Willkür und Demüthigung und macht uns erst zum freien Menschen.

Das ist der Hauptgrund, warum ich auf ein vernünftiges Haushalten so großes Gewicht lege.

Bergbummel in Tirol.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Vor achtundzwanzig Jahren, als ich das erstemal durch das damals noch eisenbahnlose Pusterthal ostwärts wanderte, fiel mir bei Toblach und Innichen ein Berg auf, der scheinbar gerade mitten im Thale stand und die Form eines Helms hatte. Zwischen dem Drau- und dem Sextenthal steht er fast herausfordernd da und damals schon, im vortouristischen Zeitalter, dachte ich an die Besteigung des Berges. Erst in diesem letztvergangenen Sommer ist sie erfolgt. Und daß ich auf diesem Berge, thatsächlich der Helm genannt, vielleicht die größte Bergschönheit meiner Alpenbummeleien finden sollte — es ist unverhofft gekommen.

An der Haltestelle Weitlanbrunn waren wir ausgestiegen, mein Sohn Sepp und ich. Das dort auf grünem Waldanger traulich versteckte Sommerfrischbad hat uns Rast- und Gastschaft geboten. Es ist eines jener in Tirol so zahlreichen Bauernbadeln, wo im Hochsommer die Landleute ein paar Wochen der Erholung pflegen, die sie gewiß oft nicht minder nöthig haben, als der Städter, für den an solchen Orten ebenfalls die

Wannen gefüllt, die Tische und Betten bereit stehen. Im tief eingeschnittenen, engen Drauthale, unter lauen Schatten der Kastanien, zwölfhundert Meter hoch, athmet sich wohlige Alpenluft. Aber das ist in unserer hochstrebenden Zeit lange nicht genug, wir wollen ja diese Höhe verdoppeln.

Zuerst steigt's durch Wald hinan, aber den mäßig steigenden Fahrweg reut es bald, er wird zu steilerem Fußsteig, der längs des rauschenden Frauenbaches emporgeht bis zum Forcherkaser, wo die Almen anheben und der Ausblick die Zinne des Helm trifft. Aber diese Zinne ist schrecklich hoch oben und das Schutzhaus auf dem höchsten Punkte ragt in den blauen Himmel hinein und leuchtet nieder wie ein Sternchen. Im Kaser — der Name kommt wohl nicht von Käserei, sondern vom italienischen casa — Haus — habe ich Milch getrunken. Um auf Bergwanderungen der Erschöpfung vorzubeugen, muss man fleißig nachfüllen. Wein, Schnaps entnerven allzuleicht, Milch und Brot sind die besten Bergstöcke.

Nun wird's steil. Grüner Rasen, Strupp und wetterzerzauste Bäume begleiten uns noch lange zwischen Felsblöcken und Wänden hinan. Dieses ruppige Thal, die Pfannböden, mit dem stürzenden Wasser, steigt von Terrasse zu Terrasse an; drei- oder viermal glaubt man dahinter zu sein, aber es ist noch allemal eine. Endlich ein Brunnen, wo der Frauenbach aus dem Gesteine quillt, zweitausend Meter hoch. Ein köstliches Wasser. Die meisten Leute wissen nicht, was Wasser ist. Nun liegt in den Mulden Schnee, daneben Alpenrosen. So zwischen zwei Felsbergen immer hinan, von dem zur Rechten grüßt uns das Haus, es ist nahe gekommen. Vor uns die Bergkante. An derselben empor genügen fünf Schritte, um eine neue, furchtbar herrliche Welt zu finden, die Dolomiten. Sie stehen jenseits des Sextenthales ganz nahe da, mutternackt, hunderttürmig, tausendzackig. Aus dem nördlichen Thale sind wir heraufgekommen, nun gehen wir an der südlichen Seite der Bergkante hinan und sind in einer Viertelstunde auf der Spitze des Helm. Im Ganzen hatten wir zum Aufstieg vier Stunden gebraucht. Auf dem Dache des Schutzhauses ist die Aussichtsstelle mit dem Orientierungstisch, der uns die Berge nennt dieser wunderbaren Runde. Zwei Bergwelten, vom breiten Pusterthale geschieden. Südlich die weißen, unbeschreiblich zerrissenen Kalkriesen der Dolomiten, nicht mehr Berge, nur noch das pure Gerippe derselben; nördlich das Urgebirge. Hinter grünen Voralmen die Tauernspitzen mit ihren Gletschern. Vom östlichsten Gletscher der Hochalpe reihen sie sich hin: der Sonnblick, der Großglockner, der Venediger, die Dreiherrenspitze, die Riesergletscher, die Zillerthaler Alpen mit ihren schimmernden Eisfeldern. Fern im Westen des Pusterthales stehen die Stubeier und die Oetschthaler Alpen, sie sind im blendenden Dunste der Abendsonne nicht zu sehen. Hingegen schreit der Süden. Die Dolomiten sind nicht so hoch, als die

Tauern, aber sie schreien lauter. Ihre schweigenden phantastischen Felsgebilde, ich empfinde sie wie Knalle und Schreie, wie ein ewiges, verzweifeltes Aufbäumen gen Himmel, während die Urgebirgsformen des Nordens in stiller Majestät ruhen. Es schreien die Spitzen des Sarnkofels, des Hannold, des Eilfer und des Zwölfer, aber der furchtbarste Ausruf ist die Dreischusterspitze, dieser rasende Himmelsstürmer in Stein. Im Hintergrunde, über den Achseln der vorderen schreien die drei Zinnen herüber, der Monte Marmarole, die Terza grande und andere aus dem Königreich Italien.

Unser Helm hat eine Höhe von 2430 Metern. Der Bergzug zieht gegen Südosten hin und steigt bald bis zur 2670 Meter hohen Pfannspitze. Weiterhin sinkt er wieder und bildet die Grenze zwischen Italien und dem Gailthale, das unserem Blicke großentheils offen liegt. Nördlich desselben, gegen Lienz hin, ist noch eine Dolomitengruppe — die Unholden.

Das Rundbild betäubt. Ich hatte eine Weile zu thun, um mich zu fassen und die einzelnen Thal- und Berggebilde ruhiger zu betrachten. Der Glockner und Venediger waren in goldige Wölklein gehüllt, die Häupter entschleierten sich nun, und die Spitze des Großglockners ragte klar über den weißen Feldern empor. Ich denke, an siebzig Kilometer mag diese Spitze von unserem Standpunkte entfernt sein, aber das Fernrohr zeigte deutlich seine senkrechten Wände und seine Eistafeln. Das Pusterthal war sachte nächtig geworden, nur der Drausluss zog noch sein dünnes Silberfädchen von dem Fuße des Hannold her, wo sein Ursprung ist. An den Bergspitzen röthete sich dort und da eine Zacke, eine Tafel, aber zu einem Alpenglühen kam es nicht. — Vor Sonnenuntergang war ein alter Bauer an dem Berghause heraufgestanden, heraufgekommen, um seine auf den Matten weidenden Pferde zu besuchen, bei dieser Gelegenheit gönnte er sich das Vergnügen, die auf diesem Berge sichtbaren Kirchthürme zu zählen — er fand deren vierundsiebzig. Die Kirchthürme mögen freilich schön sein, aber diese Berge sind noch schöner. Im großen Stile gebaut, weit die Felsen, weit die Almen, weit die Wälder. Die Thäler meilenlang, besät von weißschimmernden, baumlosen Dörfern. Eine Natur, die jahrhundertelang niemanden hinauslassen wollte und niemanden herein. Die fortgiengen, starben draußen an Heimweh, die Fremden, die hereinkamen, um sich hier niederzulassen, verkamen an dieser herben Welt, oder zogen wieder davon. Also ist Tirol rein für sich Tirol geblieben. Und so lange der Himmel noch nicht verdeckt ist vom Rauche der Fabriken, glauben sie an ihn.

Auf dem Helm nächtigten wir. Die Luft war ganz ruhig, aber empfindlich kalt. Wir stiegen in das Haus hinab. Das ist ziemlich geräumig und bequem eingerichtet, war aber nicht recht heimlich. Es war

verwaist. Ein paar Tage früher hatte trotz zweier Blitzableiter der Blitz ins Haus geschlagen nächtiger Weile, und die Wirtsleute derart verletzt, dass sie in das Spital nach Innichen gebracht werden mussten. Ein neuer Hauswart war vorhanden, aber ohne Mittel und ohne Vollmacht. Die Schränke waren verschlossen, nur Wein und Brot gab es in mäßigem Vorrath, und der Mann schlug fortwährend die Arme in der Luft herum und entschuldigte sich in einem durch Soldatenjargon verdorbenen Tiroler Deutsch, dass er nicht mehr bieten könne. Drei andere Touristen waren noch erschienen, ein hoher Officier aus Graz mit seinem Knaben und dessen Erzieherin. Wir packten im Dunkeln — denn die Lampe hatte kein Öl — unsere Mundvorräthe hervor. Aus Wasser und etwas Cognac wollten wir einen Punsch kochen, aber im Herd brannte das Feuer nicht; der Blitz hatte den Rauchfang verstopft. — Um uns über solche Missheiligkeiten zu trösten, giengen wir noch einmal auf das Dach, dass wir den aufgehenden Vollmond betrachteten. Der stieg über dem fernen Elendgletscher auf, wie er überall aufsteigt, gab aber an den Felsbergen keinen besonderen Effect; sie waren blassgrau geworden und unterschieden sich nicht vom nächtlichen Himmel. Die Berge schrien nicht mehr, es war die Stille der Nacht.

Mein Sohn und ich zogen uns gemeinsam mit dem General in eine der Schlafstuben zurück. Die Betten waren gut. Die Anderen schliefen bald ein, ich wartete auf meinem Lager wach dem Morgen entgegen. Endlich, just ein wenig im Einnicken, polterte der Hauswart. Zum Fensterlein schimmerte ein langweiliges Grau herein. Wir erhoben uns lässig, ohne zu ahnen, was uns erwartete. Wohl angekleidet und noch besonders in schwere Bettdecken gewickelt, stiegen wir aufs Dach. Hinter dem Hannold gieng gerade der Mond unter, in seinem magischen Scheine standen die wüsten Felswuchten da, gleichsam durchscheinend wie Alabaster. Die Thäler waren erfüllt von einem finsteren Blau, aus dem keine Straße und kein Wasser und kein Gebäude noch schimmerte. Es schienen unmessbare Tiefen zu sein. Allmählich begannen sich über diesem dunklen Grunde Nebelchen zu bilden, in leichten Streifen, die sich rasch vermehrten und verdichteten. So muss es der Ballonfahrer sehen, wenn über dem Meere sich der Himmel trübt. Die in den Thälern Aufwachenden werden gesagt haben: es bewölkt sich der Himmel, während wir diese Wolkenbildung tief unter uns hatten. Jetzt war der graue, wellige See fertig, und darüber empor ragten die hohen Berge. Und jetzt gieng die Sonne auf. Glutroth brannten alle Dolomiten, und die Gletscher der weiten nördlichen Krone schimmerten weiß und rosig, selbst die allerfernsten in größter Klarheit und Plastik. O Tirol, so schön, so unermesslich schön, wie an diesem Augustmorgen, habe ich dich noch nie gesehen! — Ich denke, es werden auch die anderen schauernd gebetet haben . . .

Dann aber kamen wieder die leiblichen Begierden. Der Magen des Culturmenschen schreit am Morgen nach Kaffee oder Thee. Der Herd war hergestellt, ich ließ Tiroler Wein wärmen; das ward sauer, regte aber die Magengeister wohlthätig an. Und dann im Morgensonnenschein zu Thal. Unterwegs begegneten uns die Nebel, sie flogen munter bergan, um sich dann im blauen Himmel zu verflüchtigen. Nach zwei Stunden waren wir in Weitlanbrunn, wo wir alsbald ins Wasser giengen, um die müden Beine zu erfrischen, so wie das Herz auf Alpenhöhe sich glückselig gebadet hatte.

Mit dem nächsten Eisenbahnzuge bis Innichen und Einkehr dort in der Pension „Saxonia", wo es uns heimlich und traut ward und wo ich in der folgenden Nacht einen Schlaf that, wie so gut und erfrischend er mir selten beschieden ist.

Am nächsten Frühmorgen fuhr mein Sohn auf dem Rade eines in Innichen wohnenden Freundes in die Dolomiten hinein bis Cortina. Der Freund selbst begleitete mich ins Sextnerthal, entlang dem schönen Sextenbache, dessen klares Wasser auf dem lichten Kalksteingrund in purem Silberschimmer herniederrauscht. Der Name des Ortes soll von den ersten Ansiedlern kommen, deren „sexe" gewesen wären. Aber in diesem weltfernen Alpenwinkel gibt es Festungen. Der nahe Pass, zu dem das Thal ansteigt, der Kreuzberg, ist die Grenze von Italien. Dort haben in den Befreiungskriegen die Tiroler Wacht gehalten und den Feind so oft zurückgeworfen, bis ihm die Lust zum Vordringen vergangen war. — Zu Moos im Wirtshause setzten wir uns auf den Söller, tranken ein Glas Wein und blickten hinaus in das grüne Hochthal mit seinen baumlosen Dörfern. Gerade gegenüber stand der Helm, das lichte Wärzchen auf der Spitze. Mit sonniger Seele so hinauszuschauen in die sonnige Gegend, von lauen Berglüften umweht, vom Wasserrauschen leicht eingesungen, ein gutes Glas Wein auf dem Tisch und einen alles mitempfindenden Freund daneben — das ist so eins von den köstlichen Dingen, die hundert unköstliche vergessen machen. — Dann giengen wir hinauf in das Fischeleinthal — gewiss einer der berückendsten Felswinkel der Dolomiten. Es liegt zwischen der Zwölfergruppe und der Schusterspitze, aus deren Felsungethümen die mächtigen Schutthalden und Wildgräben niedergehen auf die grünen, weichen Lärchwiesen, wo wir wandern. Bald am Eingange unter Lärchen erzählt eine Gedenktafel, dass dort Kronprinz Friedrich Wilhelm gerastet, als er vor eilf Jahren todtkrank einige Wochen in Toblach zugebracht hatte. Am Tage unserer Wanderung lag im fernen Friedrichsruh Bismarck auf der Bahre. So vergehen auch die größten Männer, während die Berge bestehen und in eisiger Schroffe auf die Geschicke der Geschlechter niederstarren. Das Fischeleinthal, dünn besetzt mit schönen Lärchen, und weiterhin mit dunklem Fichtenwald, zwischen

dessen Gewipfel die bleichen Wände blinken, endet hinten in einer schaurigen Wüstenei. Kein Baum, kein Strauch, kein Halm mehr, nur Schutt und Felstrümmer. Zwei lebendige Wesen steigen noch auf: der Adler und der Mensch. Der Adler gegen Himmel, der Mensch zu den drei Zinnen.

Als wir auf der Matte unter schleierigen Lärchen ein Stündchen gelagert hatten — gelagert, geplaudert und geschwiegen, kehrten wir um nach Innichen zum fröhlichen Mittagstische, weil es schon manchmal Tage gibt, wenn auch selten, die alles Schöne und Gute in sich vereinigen.

Der kleine, uralte Ort Innichen besitzt fünf Kirchen, darunter von hoher Merkwürdigkeit die Stiftskirche. Ein dreischiffiger romanischer Bau voll Würde und Erhabenheit. Über dem Hochaltare steht ein uraltes, rauchgebräuntes hölzernes Crucifix, welches Herzog Thassilo, der Gründer Innichens, auf der Jagd in der Wildnis gefunden haben soll. Bei dem großen Kirchenbrande im Jahre 1200 war es verschont geblieben. Während einer späteren Feuersbrunst begann es Blut zu schwitzen. Irgendwo in der Kirche soll sich das Gerippe eines Riesen befinden, der einst die acht Kirchenpfeiler, wovon einer zwei Klafter im Umfange hat, von Sexten nach Innichen getragen hat! Aber noch andere Merkwürdigkeiten weist diese seltene Kirche, den Historikern und den Architekten zum Entzücken. — Eine zweite merkwürdige Kirche Innichens ist die Grabkirche, die vor Jahrhunderten ein reicher Bürger erbauen ließ. Sie ist genau der Heiligengrabkirche in Jerusalem nachgebildet, bis auf die Grabnische in Marmor. Diese Kirche hat dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III., besonders gefallen, und soll sein Mausoleum in Potsdam genau nach ihrem Vorbilde hergestellt worden sein.

Am Nachmittag machte ich bei Gewitterschwüle einen Spaziergang an den nördlichen Berghang, wo unter der Waldgrenze Bauernhöfe stehen. So wie das Hochgebirge ein Höhenmesser der Wolken ist, zeigt es auch den niedergehenden Regen, lange bevor er zu Thale kommt. Die Schleier hiengen lange an den Bergspitzen, ehe der erste Tropfen an meine Hand schlug. In dieser Gegend bestehen die Bauernhöfe gewöhnlich nur aus einem einzigen Bau: Nach vorne Menschenwohnung, nach rückwärts Viehstall, dazwischen ein langer Gang. Die Häuser sind einen Stock hoch, unten von Stein, oben von Holz. Die Stuben sind geschmackvoll ausgetäfelt, mit Heiligenbildern und religiösen Kleinodien reich geziert. Am mächtigen Ofen Bank mit Geländer; auf dem Tisch die Brotschneidemaschine — denn so ein zwiebackharter Tiroler Brotlaib leidet Gewalt. Im Bauernhause zum Bircher fand ich ein altes Moidele beim Kuhtränkekochen; es bewirtschaftet das ziemlich weitläufige Gut mit einer Schwester, sie sind ohne nähere Verwandte, ohne Nachkommen, sie möchten den Hof gerne verkaufen, in den Marktflecken hinabziehen und

„für sich sein“. Als das Moidele vernimmt, ich sei aus Graz, schlägt es die Hände zusammen. Sie hat schon gehört von Graz, es soll ja eine große Stadt sein und auf dem Meere stehen. Sie habe einen Bekannten gehabt, er sei aber schon gestorben, ja, und dessen Tochtermann sei in seiner Jugend in Graz gewesen. Es soll halt so gottsunmöglich weit weg sein. — Im Thale pfeift der Eilzug. „Moidele“, sage ich, „jetzt geht die Sonne unter, wenn du dich gleich in den Eilzug setzest, so kommst du drei Stunden früher nach Graz, als sie wieder aufgeht.“

„Helf uns Gott!“ haucht das Moidele und bekreuzt sich erschrocken. Dann eine Lunte, ein Knall, und lichterloh brannte am nahen Waldrand die Fichte.

Mit diesem Effecte fanden die schönen Tiroler Tage ihren Abschluss. Der Sohn war nach einer genussreichen Radelfahrt aus Ampezzo zurückgekehrt, der nächste Abend fand uns wieder in Steiermark.

An Peter von Reininghaus

zum achtzigsten Geburtstage.

Immerhin gibt es Leute, die zu ihren Merktagen verstohlen anhorchen, ob sich nichts regt. Hatten sie in einem langen Leben auch wenig geleistet, so möchten sie doch nicht allzu ungerne eine Anerkennung haben dafür, dass sie so alt geworden sind. Nun will man aber nicht das Alter wahrnehmen, als ob es ein Verdienst wäre, sondern man ehrt das Verdienst, weil es ein so beständiges, vielleicht ein siebzig- oder achtzigjähriges ist.

Du wirst es nicht wohl leugnen können, mein theurer Freund Peter, das letztere stimmt bei Dir. Der zweite October dieses Jahres bringt uns ein Recht, und Dir eine Pflicht. Uns das Recht zu sagen, wie hoch man Dich ehrt, Dir die Pflicht, in Gottesnamen standzuhalten bei unserem Festgruße, es einmal gelassen anzuhören, was wir — die wir Dich kennen — von Dir halten.

Man wird Dir an diesem Tage Dein vergangenes Leben wiederholen, vom heimatlichen Westfälerland herüber, Station für Station, bis in unsere grüne Steiermark, wo Du so Bedeutendes geschaffen, nicht Dir und den Deinen allein, auch der Stadt, die Du zu Deinem Wohnsitz erkoren, auch dem Lande, das Du Deinen Nachkommen zur Heimat gegeben hast.

„Aus fernem Land, dem Land der rothen Erden,
Trieb einst mich Jugenddrang zu dir, du grüne Mark;
Du solltest mir die zweite Heimat werden,
Du Land der Berge und der Männer stark.“

So sangest Du selbst in hochgemuther Freude, und wir antworten:

„Kein besserer deutscher Mann konnt' unser werden,
Als dieser, aus dem Land der rothen Erden."

Du gehörst auch zu denen, die diese Welt zuerst an einer sehr günstigen Stelle betreten haben, nämlich dort, wo Dürftigkeit, Bedürfnislosigkeit, Zucht und Arbeit herrschen und Erzieherinnen sind. Wer da unten anheben muss, bei dem geht's mit Fleiß und Tüchtigkeit leicht bergan, während einer, der auf den Höhen der Gesellschaft und Wohlhabenheit geboren wird, bei allzufreier Bewegung leicht niederwärts rutscht. Du hast die Schule des Lebens mit Vorzug durchgemacht, bist durch eigene Kraft allmählich emporgestiegen zu dem Posten, an dem Du für Dich und einen weiten Kreis der Menschen so Großartiges gewirkt hast. Wenn man nur an das alte, schlichte Brauhaus denkt, dort, wo jetzt die „Stadt Steinfeld" steht! Diese Stadt mit der Organisation eines großen Gemeinwesens! Wahrlich, es ist eine amerikanische Leistung im besten Sinne. Aber nein doch, diese und andere eminent wirtschaftlichen Schöpfungen, so weit sie sich auch verbreiten über Land und Länder, so tief sie auch eingreifen in das Leben des Volkes, hätten es mir nicht angethan. Solcher Unternehmen gibt es viele und der reine Schild versteht sich von selbst. Wirklich groß in meinen Augen wird diese Thätigkeit, wenn sie verbunden ist mit einer leuchtenden Humanität.

Es ist sonst eine verhängnisvolle Eigenthümlichkeit der Besitzenden, dass sie sich wenig kümmern um andere, außer um sie auszunützen. Je größer ihre Glücksgüter werden, je härter ihre Herzen. Mitleid haben sie nur mit sich selbst, wenn sie zu Leistungen und Opfern herangezogen werden, denen mit Ausflüchten nicht mehr zu entkommen ist. — Welch ein Gegensatz hiezu der Mann von der rothen Erden! Das ist nicht Bereitwilligkeit allein, das ist Herzensfreude, wenn es sich darum handelt, mitzuthun, um irgend ein gemeinnütziges Werk zu stiften, der Gemeinde zu dienen, Gotteshäuser, Schulen, Kranken- und Versorgungsanstalten zu fondieren, für Arbeiter zu sorgen und Gutes zu schaffen. Und die stillen Wohlthaten, die er im Vereine mit seiner edlen Gattin ausführt, hat niemand gewogen, als Gott.

Besonders hoch, mein theurer Freund, müssen wir's halten, dass Dein Haus uns ein Vorbild deutscher Sitte geworden ist, so wie Du selbst ein Vorbild edler Freundschaft bist und deutscher Gesinnung, die im Worte bekannt, im Leben geübt wird.

Sonst pflegen wirtschaftlich sehr thätige Männer aufzugehen in ihrem Beruf; sie haben für ein Übriges keine Zeit, kein Interesse und kein Verständnis. Dein Wesen hingegen ließ von der materiellen Welt sich niemals fesseln, Dein Geist fand noch Zeit und Muße, der Wissenschaft sich zu neigen, Dein Herz, der Kunst zu leben, welcher Du stets

Förderer und Beschützer gewesen bist. Gelehrte, die heute einen Weltruf haben, hast Du gestützt in Zeiten materieller Bedrängnis. Künstler und Literaten könnte ich nennen, die Ursache hätten, an Deinem Jubiläum Dir eine Ehrenpforte zu errichten, so hoch und so farbenprächtig, wie der Herr den Regenbogen baut über Deinem Hause.

Besonders ein Beispiel, verzeihe, möchte ich Dir in Erinnerung bringen. Einst stand in der Zeitung von einem jungen Menschen zu lesen, der fern im Gebirge unter ärmlichen Verhältnissen lebe, für Malerei und Poesie Sinn habe, aber nicht in der Lage sei, eine entsprechende Schule zu besuchen. Die Zeitung wurde von vielen Tausenden gelesen, aber nur ein einziger der Leser kam bei jenem Hinweis auf den Gedanken: Wenn der junge Mensch Talent zeigt und etwas lernen will, so muss Rath geschaffen werden. — Und dieser einzige warst damals Du. Du hast Mittel gestiftet. Der „Norddeutsche" hat sich in Steiermark eines armen verlassenen Steirers angenommen, hat mitgesucht und mitgesorgt, bis der lernbegierige Junge in der Hauptstadt eine Schule gefunden, hat ihm sein Haus aufgethan, hat ihn unterstützt, bewacht und gehütet in sittlichen Gefahren, hat ihn ermuthigt, angespornt — erzogen. Für keines Deiner eigenen Kinder hast Du moralisch mehr thun können, als für diesen armen Fremdling aus dem Oberlande.

Seither sind mehr als dreißig Jahre vergangen, Du bist sein Freund geblieben, und Dein Haus sein Heim. Du hast gemeinsam mit den Deinigen seine Arbeiten gefördert, sein Glück geschmückt, in Leidenszeit ihn aufgerichtet. Nicht der Hauch eines Misstlanges, nicht der Schatten eines Missverständnisses ist zwischen Dir und ihm gewesen. Hingegen wie viele anregende, heitere und erhebende Stunden habt ihr selbander genossen, zu den frohesten darunter solche, wo Du selbst Deinen munteren und sinnigen Pegasus rittest und ein frisches Wettrennen hieltest mit dem Poeten der Berge, bei dem letzterer stets um eine Idee zurückblieb. — Wie oft haben wir uns zusammen gefreut an der Natur, sei es auf den musterhaft gepflegten Feldern und Gärten Deiner Landwirtschaft am Hardterschlosse, sei es in Wald und Gebirge der Alpen, auf den steinigen Höhen des Karstes, oder auf dem Meere, wo Du übrigens bei jenem tückischen Amateurphotographen mich schnöde verrathen hast. Wie oft aber auch waren wir bekümmert um den Weltlauf, der von Eigennutz und Unverstand geleitet wird und dem gegenüber alles Heben und Streben idealer Gemüther illusorisch zu sein scheint. Und doch haben wir uns gesagt, es ist eine gewaltige Zeit, es gährt eine neue Welt, und schließlich siegt nicht Eigennutz und Dummheit, sondern der Geist, die Idee. Denn vor unserem Auge haben sich seit einem Menschenalter Wandlungen vollzogen, die eine Wiedergeburt der Menschheit verkünden.

Und so, mein treuer Freund, sage ich heute, daſs das Beſte dieſer vergangenen Zeiten nicht vergangen iſt, daſs es in, um uns lebt und daſs wir in dem, was wir entſtehen ſahen und ſelbſt entſtehen ließen, jung bleiben und einen Antheilſchein beſitzen an dem ewigen Leben der Menſchheit, welche trotz allem der Vollkommenheit näherkommen wird.

Manchmal betäubt von dem ſchrecklichen Ringen der großen Welt draußen, verſenken wir uns ins Kleine der Natur. Wir betrachten ſo genau, als es unſer Auge betrachten kann, das Stück Rinde eines Baumes, oder ein Büſchlein Moos an der Felswand, oder die Blütenkrone einer Pflanze, oder das Leben und Treiben in einem Waſſertümplein. Überall dasſelbe ununterbrochene Aufbauen und Zerſtören, dieſelbe Entwickelung des Geſunden auf Koſten des Kranken. Aber es iſt nicht bloß der gleiche Vorgang, es iſt auch die gleiche Größe und Bedeutung, ob hier emſige Käferchen eine Baumrinde unterminieren, oder hunderte von Knappen in den Kohlenbergwerken arbeiten, ob im Tümpel die kaum ſichtbaren Waſſerthierchen ſich verzehren, oder auf dem Ocean gewaltige Seeſchlachten geſchlagen werden. — Und wenn uns bange wird vor der Furchtbarkeit ähnlicher Erſcheinungen, da ſehen wir nicht mehr hin auf die unterminierten Berge und kreiſenden Räder, nicht mehr auf den wilden Daſeinskampf, der ſich im Kelche einer Roſe vollzieht, wir ſchließen das müde Auge und ſuchen mit dem Lichtlein der Seele die *inneren* Schätze, die ſich im Laufe der Zeit aufgeſpart haben und in denen uns die Vergangenheit ein unzerſtörbares Gut geworden iſt. Die Beſchaulichkeit und die Erinnerung, dieſe von einem milden, wunſchloſen Frieden durchhauchte Welt iſt die Welt des Alters. Zweimal in ſeinem Daſein iſt der Menſch ein Einheitliches, ein völlig Ganzes: im gedankenloſen Genuſſe der Jugend, und in der bedingungsloſen Ergebung des Alters. Das letztere iſt jener Grad von Vollkommenheit, zu dem es der Einzelne bringen kann. Trotz der Beſchwerden, denen auch die geſündeſte Natur im Alter freilich unterworfen iſt, liegt in dem Stilleben des Nachſommers heilige Poeſie. Die Mühen und Sorgen vollbrachter Werke, das einſt ſo heiße Streiten und Dulden in wandelbaren Geſchicken — alles iſt verklärt, und mancher wilde Schmerz hat ſich gelöst in eine ſanfte Wehmuth. — Aber viel braucht's, bis der Herrgott den Menſchen ſo weit bringt! In der Jugend, in der Geſundheit, im Drange des Schaffens, im Hange nach Genuſs iſt kein Menſch zufrieden. Doch im Nachſommer, wenn juſt nicht Altersmühſal zu ſehr drückt und man ja auch nicht mehr ſo wehleidig iſt, da dünkt uns eine Stunde der Beſchaulichkeit glückſeliger, als ein ganzes Frühjahr in der Jugendzeit. Und hoch über alle früheren Lebensjahre wird das Alter erhoben und geadelt durch das Bewuſstſein, in einem ehrenhaft geführten Ringen Nützliches und Bleibendes den Menſchen geſchaffen zu haben.

Bevor wir, mein Peter von Reininghaus, selbander den Weg weiterwandeln, den der Herr uns noch beſchieden haben mag, erfaſſe ich nun Deine Hand zu einem Worte in eigener Sache. Ich löſe Dich und mich los von Allem, was menſchliche Gefühle befangen machen und beirren könnte, Du biſt für mich jetzt nicht der ingeniöſe Geiſt, nicht der reiche Mann, nicht der großmütige Protector, Du biſt mir einzig nur der treue Menſch, für den ich aber kein anderes Gratulationsliedel weiß, als dieſes: Ich liebe Dich!

Peter Roſegger.

Gedichte

von Anna Behniſch.

Ein Weltkind nennt ihr mich...

„Ein Weltkind —“ ſagt ihr, weil's aus meinem Munde
Von kecken Scherzen ſprüht,
Und mir im Blick in leichtbeſchwingter Stunde
Des Spottes Lächeln glüht.

„Ein Weltkind —“, weil ich mich von Formen kehre,
Die ihr im Chor bekennt,
Und ungeprüft — nach überkomm'ner Lehre —
Voll Ehrfurcht heilig nennt.

Vergeſſt ihr, daſs wir alle Masken tragen
Im bunten Lebensſpiel?
Brauch' wen'ger ich als ihr in wirren Tagen
Ein höchſtes Lebensziel?

Nur ſucht' ich nicht den Gott, nach dem ich bange
Auf ausgetret'nem Pfad;
Ich hab' mich ihm in heißem Sehnſuchtsdrange
In Einſamkeit genaht.

Gemeinſam wandelt mit zufried'nen Herzen
Ihr auf bequemem Weg.
Was wiſst ihr von des Zweifels wilden Schmerzen
Auf ungebahntem Steg?

„Und warum fliehſt du die bequemen Gaſſen —“
Fragt ihr — „und gehſt allein?“
Noch tiefer wollt' als ihr ich Gott erfaſſen,
Wollt' ihm noch näher ſein.

Ein Weltkind nennt ihr mich... ob ich gefunden,
Wonach ich heiß verlangt,
Was thut's? — Daſs ich in weltentrückten Stunden
Nach einem Gott gebangt,

Das iſt's allein, was gilt! Mein ehrlich Wollen,
Mein Suchen, zählt es nicht
So hoch als wie, wenn ſeine glaubensvollen
Gebete jemand ſpricht?

* * *

Gebet.

Ich möchte wie ein Kind die Hände falten,
Noch einmal innig wie ein Kind vertrau'n,
Noch einmal glauben, gute Engel halten
Die Wacht bei mir in mitternächt'gem Grau'n.

Gott meiner Kindheit, den ich lang verloren,
Noch einmal nah' ich fromm erſchauernd dir:
Das Glück, das Glück hat ſich mein Herz erkoren, —
Erbarm' dich mein, gewähr's in Gnaden mir!

Die Freude an dem eig'nen ſtolzen Streben,
Der troſ'gen Kraft, wie ſchnell iſt ſie verblaſst!
Hoch über mir muſs es ein Weſen geben,
Das ſtützend meine Hand erfaſst.

Wir alle ſuchen's. Wenn wir's nicht erkennen,
Es wird den Irrthum liebreich uns verzeih'n, —
Ich möchte wie ein Kind es Vater nennen
Und zu ihm beten: Laſs mich ſtille ſein!

In tiefer Nacht zeig' mir ein freundlich Blinken,
Gib mir das Glück, nach dem mein Herz verlangt;
Laſs mich noch einmal ſüßen Frieden trinken
Und ſtütze mich, wenn alles weicht und wankt!

Kleine Laube.

Kaiserin Elisabeth †.

In Österreich herrscht unsägliche Trauer. Am 10. September kam aus Genf die entsetzensvolle Nachricht, dass an demselben Tage dort unsere Kaiserin von Mörderhand gefallen ist.

Diese hochsinnige Fürstin, deren Leben nur von edelsten Idealen, von Güte und Wohlthun erfüllt war, die — obschon zu wenig erkannt — doch wie ein Engel geliebt und verehrt worden ist von Allen, denen ihr fast überirdischer Lichtkreis nahe kam, diese seltene Frau ist uns auf so furchtbare Art entrissen worden.

Große Menschen haben große Schicksale. Sie, die keinen Feind zu haben glaubte, weil sie in ihrem Leben niemandem wehe gethan, wähnte ohne besonderen Schutz mit ihrem trauernden Mutterherzen im Frieden durch Gottes schöne Welt ziehen zu können. Auf die glänzenden Vortheile ihrer hohen Würde hat sie verzichtet, und doch um dieser Würde willen sterben müssen.

Grenzenlos ist unsere Entrüstung gegen den Mordbuben, aber ein Meer, in dem alles untergeht, ist unsere Trauer.

Die Stürme der Herzen verzittern in Wehmuth und lösen sich auf zu dem einen Gebet: Gott beschütze unseren Kaiser und verleihe ihm die Kraft, auch diesen schwersten Schlag eines tragischen Geschickes zu ertragen!

Die Fremden in den Bergen.

Daſs der Fremdenverkehr in den Alpen Geld ins Land bringt, iſt nicht zu bestreiten, daſs er im übrigen eine große Gefahr bedeutet, iſt gerade auch in diesen Blättern oft beklagt worden. Die Fremden verderben vielfach das Volksthum, und dieser Schaden iſt mit keinem Gelde gutzumachen.

Mit dem Gegenstande beſchäftigt ſich ein vor kurzem in der Roth'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart erſchienenes Buch: „Die Fremden". Ein Roman aus der Gegenwart von Karl Domanig. Der Verfaſſer wird mit diesem Buche ſelbſt kein dichteriſches Kunſtwerk geſchaffen haben wollen, dafür iſt es zu wenig geſtaltlich, zu viel reflexierend und zu tendenziös; ihm war darum zu thun, den Gegenſatz zwiſchen Fremde und Heimat, Welt und Volk darzuſtellen und vor allem den bedenklichen Einfluſs des modernen Fremdenweſens in Tirol zu beleuchten. Der Verfaſſer, ſelbſt ein gegenwärtig in Wien lebender Tiroler, ſtellt ſich dabei ſo eng und ſcharf an Seite ſeiner Landsleute, daſs er hie und da ſogar den objectiven Weltblick verlernt und ſein Tirol eben nur mit den Augen des Tirolers betrachtet. Aber das iſt recht ſo. Auf dieſem begrenzten und überaus dankbaren Felde weiß er gründlich Beſcheid und trifft den Nagel faſt immer auf den Kopf. Die Schilderung der Fremden iſt ſchemenhaft, die der Landsleute charakteriſtiſch; aber ſo machen es wir alle, die wir unſer eigenes Volk am beſten kennen, am meiſten lieben, alſo auch am ſicherſten zeichnen. Daſs dabei die beſten Seiten hervorgekehrt, die andern im Hintergrunde ſtehen gelaſſen werden, iſt unſer poetiſches Recht. Allerdings ſind die Tiroler ſo, daſs ſie trotz ihrer Schattenſeiten es mit jedem anderen Volke aufnehmen können. Darum bangen wir alle, wenn ein ſolches Volk Gefahr läuft, von der eindringenden Fremdenwelt ſeiner Urſprünglichkeit entwurzelt und in ſeiner Bravheit gelockert zu werden. In dieſem Sinne ſind die „Fremden" von Karl Domanig eine bedenkſame Kundgebung. Die Grundſtimmung des Werkes liegt in der Bemerkung, die der Verfaſſer ſeinem Amerikaner O'Reilly in den Mund legt:

„Wiſſen Sie, was Gradmeſſer für den Culturſtand eines Volkes bildet? Ich dächte doch, nur der Wert, den der Menſch, den das Individuum findet! Danach ſollte man die Palme der Cultur eher dem nächſtbeſten Gebirgsdorfe zuerkennen, als der modernen Großſtadt!"

Und dann über den Fremdenverkehr:

„Was meinen Sie, O'Reilly, ob ſich der Fremdenverkehr wohl immer auf dieſer Höhe erhalten wird?"

„O, Liebhaber der Alpenwelt wird es immer geben, und Reiſende, welche die bequemen Verkehrsmittel benutzen! Aber daſs die ungeheure Zahl derjenigen, die heute nur der Mode zuliebe nach den Alpen ziehen, daſs die ſich verringern wird, iſt nicht zu bezweifeln. Wie es jetzt geſchieht, daſs man ſich halbe oder ganze Tage lang in überfüllten Waggons matt ſchwitzt, um dann von Gaſthof zu Gaſthof um ein Logis zu betteln und um ein ſchlechtes Eſſen ſich zu raufen, das werden die Menſchen wohl einmal ſatt bekommen; die Mode wird ſich ändern, oft kippt ſie um. Es hat eine Zeit gegeben, wo man das Hochgebirge abſcheulich fand, das Zeitalter der Perrücken und Schäferſpiele: geben Sie acht, der Stil Ludwigs XV. hat bereits angefangen ſeine Liebhaber zu finden."

Überaus treffend finden wir die Worte einer Bäuerin über das Führerweſen. Sie ſagt von ihrem Manne:

„Verdienen thut er viel, aber bleiben, wenn man alles nimmt, thut zuletzt gar wenig, und g'arbeitet hat er nachher für andere. Jetzt nehmen Sie: ſchier den ganzen Sommer geht er mit den Fremden auf die Berg'; das iſt nicht ſo ein leicht's

Brot, und wundern kann man sich nicht, wenn er dann in den Wirtshäusern viel braucht. Dabei g'wöhnt er sich den Wein an, und im Winter geht's halt nachher auch, wenigstens an den Feiertagen, ins Wirtshaus. Und heikler mit dem Essen ist er auch schon worden, daſs ich's ihm oft nicht mehr recht ermach', Frau, bei allem Fleiß! O mein, das hätt's früher wohl nicht geben! . . . Aber, wissen Sie, das Ärgste ist, daſs er daheim die Arbeit versäumt und g'rad alles nur auf mir liegt, und wir eine Dirn' extra halten müssen, die wir sonst, b'sonders im Winter, wirklich nicht braucheten. Und gar 'sselb' ist: nicht mehr so gern arbeiten thut er, kommt mir vor, als wie früher; so viel anders Zeug hat er jetzt im Kopf als sein Hauswesen . . . Jetzt rechnen Sie sich's dann aus, wo da zuletzt der Profit bleibt."

Die Gräfin sagte, zu O'Reilly gewendet, sie habe sich einmal erzählen lassen, daſs ein bekanntes Dorf in der Schweiz durch den Fremdenverkehr geradezu verarmt wäre, alle Männer verdingten sich dort als Führer und Träger, Dienstboten waren wenige zu haben, und so giengen die Bauerschaften zurück. Dabei steigerten sich die Bedürfnisse der Leute, die Arbeit verleidete ihnen, der Verdienst des Sommers gieng völlig auf, und — eines Tages baut man ihnen die Eisenbahn auf den Berg, der die Quelle ihres Gelderwerbes war. Jetzt sind die Führer überflüssig und die Bauerschaften ruiniert.

Vielsagend ist der Ausruf des Postmeisters:

„Ah, sein thut's weiter ein Kreuz! Zuerst weiß ich bald nimmer, wie wüst meine Dienstmädeln aussehen müssten, daſs sie sicher wären — die Kathl könnt' ein Lied singen, mein' ich! Wie viel die etwa Ohrfeigen schon ausgetheilt hat —"

Die unbedingte Hingabe an den Clerus, die in dem Buche sich ausspricht, kann uns nicht gefallen, es wäre die bedingte genug für ein freies Volk. Was aber der Curat in Zosdorf zur protestantischen Gräfin sagt, begreifen wir doch:

„Mein, thun Sie mir doch", fuhr der Curat mit steigender Wärme fort, „thun Sie mir doch unsere Leut' in Ruh' lassen! Wer hat denn Ihnen, schauen Sie, bei uns da etwas in den Weg g'legt? Wer hat denn Sie in Zösdorf da gefragt, ob Sie dem Martin Luther glauben oder dem Muhammed? Von mir aus! Das ist Ihr' Sach', wir lassen Sie bei Ihrem Glauben. Und Sie sind doch eigentlich unsere Gäst', und wir die Leut' vom Haus: könnt' man doch meinen, daſs man auch uns im eigenen Haus thun und denken ließ', wie wir mögen . . . Und jetzt schauen Sie einmal! Unsere armen Leut' da — so hart arbeiten wie sie müssen ihr ganzes Lebtag, haben thun sie von der Welt schier nichts anderes als Noth und Plag': was sie aufrecht hält, mein' liebe Frau, o das ist wohl nichts anderes als der Glaube; das ist ihr Trost, und man kann sagen, der einzige Inhalt ihres Lebens! Thun Sie doch daran nicht rütteln! Wissen Sie, das brächten Sie ja doch nicht zustand, nein, das nicht, daſs unsere Tiroler heutzutag' noch lutherisch werden, höchstens das, daſs sie aufhören, katholisch zu sein: das wohl, das, und nachher sind sie halt ungläubig, und, Frau Gräfin, das kann ich Ihnen sagen: ein Tiroler, wenn er einmal ganz ungläubig ist, ist ein zuwiderer Patron, ja nicht bald einer so wüst radical, so grob und unverträglich wie ein ungläubiger Tiroler, ich kenn' mir sie leider Gottes genug — wenn's lanter solche gäb' im Land, Frau, das thät' auch den Fremden Tirol verleiden! Ganz g'wiſs das!"

Mit Freuden unterschreibt man die Charakterisierung der verschiedenen drei Fremdengruppen, die in unsere Alpen kommen.

„Ich unterscheide nämlich unter den Fremden, die zu uns kommen (denn von den Curgästen in Südtirol spreche ich nicht), dreierlei Gruppen. Die erste Gruppe das sind diejenigen, welchen es um die Schönheiten der Natur zu thun ist, welche Freude finden an unseren Bergen, und nicht an den Bergen allein, sondern auch an

der Bevölkerung — an Land und Leuten, also eigentlich die Freunde von Tirol. Das sind die gebildetsten, die achtenswertesten Gäste, und zugleich, um es vorweg zu sagen, diejenigen, deren wir uns einigermaßen versichern können.

Die zweite Gruppe der Fremden sind die Sportsleute, die gewissen ‚Schrofentottel' — ihr kennt sie. Da sind oft die besten, wohlmeinendsten Leute darunter; aber ihrer sind wir weniger sicher, deshalb, weil der Sport zu häufig wechselt, weil immer ein Sport den anderen verdrängt. Schon durch den Radfahrsport sind heute viele dem Kletterſport entfremdet, und — wer kann wissen, was nachkommt?

Die dritte Gruppe endlich, die bei weitem zahlreichste von allen, das sind die eigentlichen Modemenschen, die keinen anderen Zweck verfolgen, als im Strome mit zu schwimmen, Leute, denen es im Grunde völlig einerlei ist, wo sie Table d'hôte speisen, wo sie ihr Tarock spielen und ihre Toiletten wechseln. Die ziehen einen Sommer nach Tirol, weil gerade viel von Tirol die Rede war, tauchen heute in Madonna di Campiglio auf, weil die Kaiserin von Österreich da war, und morgen in Igels, weil sich die Königin der Niederlande dort aufhielt; denn man muſs es in den Salons erzählen können, daſs man heuer in Campiglio war, wo die Kaiserin von Österreich gewesen ist, und in Igels, wo sich auch die Königin der Niederlande aufgehalten hat. Laſst heute Cayenne in Mode kommen (die Teufelsinsel müſst ihr wissen!), so zieht der Troſs der Modemenschen nach Cayenne!

Aber eines wenigstens ist zum Theil in unsere Hand gegeben: daſs wir uns jene Gäste erhalten, welche nicht des Sports und nicht der Mode wegen zu uns kommen, sondern darum, weil sie Interesse und Verständnis besitzen für Land und Leute. Und diese erste Gruppe, wie ich sie nannte, sind mir zugleich die liebsten unter den Fremden; sie betrachten sich als unsere Gäste, nicht als unsere Arbeitgeber und Herren; es sind unsere Freunde, die das Volk, seine Sitten und Gebräuche achten und nicht wie unduldsame Protzen jede Rücksicht beiseite setzen; nicht wie manche, in völliger Verkennung der Verhältnisse, aus blassem Hass gegen alles Katholische, unser Volksthum schmähen und heimlich oder öffentlich befeinden. Solche Gäste werden wir je bälder je besser los. Uns dagegen jene achtenswerten Fremden, jene Freunde des Landes zu erhalten, das ja, das ist ein Gebot der Klugheit! Und wie nun, sagt mir, kann das geschehen?

Es kann geschehen, wenn diese Fremden in Tirol finden, was sie erwarten und was sie suchen. Gebt acht! Keine Nation der Welt genieſst — manchem Artikelschreiber zu trotz — eines besseren Rufes als die Tiroler; aller Welt gelten wir für ein männlich freies, für ein gott- und kaiſsertreues Volk. ‚Wer da will Männer sehen, geh' ins Tirolerland,' hat vor achtzig Jahren ein deutscher Dichter gesungen. Uns als Männer zu sehen, haben diese Fremden erwartet: wenn sie in dieser Erwartung enttäuscht werden, dann — kommen sie ein zweitesmal nicht wieder. Sie haben in Tirol nicht gefunden, was sie suchten.

Und nun sag' ich's euch und warne euch, Landsleute! Es gibt Tiroler, nicht wenige, welche solche Enttäuschungen bereiten oder wenigstens vorbereiten. Seid dessen sicher: die Sängergesellschaften und die Schaustellungen, die Edelweiſssträuſschen und die bemalten Kuhschellen, die tausend Nippsachen aller Art, die als Tiroler Erzeugnisse verhandelt werden, die thun's einem denkenden Manne nicht an: im Gegentheile, solche Tirolerei ist einem Gebildeten eher widerwärtig; was er sucht, ist das Tirolerthum: die Menschen vom alten Schlag, die treuen biederen Tiroler. Wie viele Reisende hab' ich schon sagen hören, sie wären früher in die Schweiz gegangen, jetzt verleide es sie dort, man sei dort nur noch Gegenstand der Speculation. Ja, um wie viel in mancher Hinsicht unser Land vor den seenreichen gewaltigen Gegenden

der Schweiz zurücktreten muſs, umso viel mehr Anziehungskraft, das darf man sagen, üben unsere Leute aus.

Wodurch aber, frage ich noch einmal? Dadurch, dadurch allein, daſs sie sich des Rufes würdig zeigen, den sie in aller Welt genießen."

Diese Grundwahrheiten sollten alle Alpenbewohner bedenken, die ihre tüchtige Eigenart vor dem von Jahr zu Jahr höher schwellenden Fremdenstrom zu schützen haben.

Je näher man den verhängnisvollen Zug der Zeit kennen lernt, je schwerer wird das Heimweh nach dem alten treuen Volksthum. M.

Die Botschaft des Cäsars.

Vier Wochen nach dem Tode Bismarcks hat Nikolaus II., Kaiser von Rusland, folgende Mittheilung an die europäischen Mächte erlassen:

„Die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens und die möglichste Verminderung der übermäßigen Rüstungen, welche auf allen Nationen lasten, stellen sich bei der gegenwärtigen allgemeinen Weltlage als das Ideal dar, auf dessen Erreichung die Bemühungen aller Regierungen gerichtet sein sollten. Se. Majestät, mein erlauchter Herr und Kaiser, ist von diesen humanitären und großherzigen Gesinnungen vollständig durchdrungen. In der Überzeugung, daſs dieses erhabene Ziel dem wichtigsten Interessen und berechtigten Wünschen aller Mächte entspricht, hält die kaiserliche Regierung den gegenwärtigen Augenblick für sehr günstig, um auf dem Wege einer internationalen Discussion die wirksamsten Mittel zu erforschen, welche geeignet sind, allen Völkern die Wohlthaten eines reellen und dauerhaften Friedens zu sichern und der fortschreitenden Ausgestaltung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen. Im Laufe der letzten zwanzig Jahre haben sich die Wünsche nach einem allgemeinen Frieden im Bewusstsein der civilisierten Völker außerordentlich befestigt. Die Erhaltung des Friedens wurde als der Zweck der internationalen Politik bezeichnet; in ihrem Namen haben die großen Staaten untereinander mächtige Allianzen geschlossen; um den Frieden wirksamer sicherzustellen zu können, haben sie in bisher ungeahnter Ausdehnung ihre militärischen Streitkräfte entwickelt und sie setzen diese Thätigkeit noch immer fort, ohne vor einem Opfer zurückzuscheuen. Indessen vermochte man trotz aller dieser Opfer noch nicht zu den wohlthätigen Ergebnissen der ersehnten Pacification zu gelangen. Die in aufsteigender Richtung sich bewegenden finanziellen Lasten treffen die öffentliche Wohlfahrt an ihrer Wurzel, sowie die intellectuellen und physischen Kräfte der Völker. Arbeit und Capital sind zum überwiegenden Theile ihrer natürlichen Bestimmung entfremdet und werden in inproductiver Weise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden zur Anschaffung von schrecklichen Zerstörungswerkzeugen verwendet, welche, heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet, morgen infolge irgend einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiete all ihren Wert verlieren. Nationale Cultur, wirtschaftlicher Fortschritt, Erzeugung des Wohlstandes erscheinen gelähmt, oder in ihrer Entwickelung behindert. Je mehr die Rüstungen jeder einzelnen Macht wachsen, desto weniger entsprechen sie dem Ziele, das sich die Regierungen gesetzt hatten. Die wirtschaftlichen Krisen sind zu ihrem größten Theile den übermäßigen Rüstungen und der anhaltenden Gefahr zuzuschreiben, die in der Anhäufung von Kriegsmaterial besteht. Der bewaffnete Friede unserer Zeit wird auf diese Weise zu einer erdrückenden Last, welche die Völker immer schwerer zu tragen vermögen. Es ist daher augenscheinlich, daſs, wenn diese Lage länger andauert, sie unausweichlich zu jenem Kataklysma führen muſs, das zu vermeiden man sich bemüht und dessen Schrecken im Vorhinein jedes menschliche

Empfinden schaudern machen. Diesen unaufhörlichen Rüstungen ein Ende setzen und die Mittel zur Beseitigung jener Gefahren, von welchen die ganze Welt bedroht erscheint, ausfindig machen, das ist die höchste Pflicht, welche heute allen Staaten obliegt. Durchdrungen von diesen Gefühlen, geruhte Se. Majestät mich zu beauftragen, allen Regierungen, deren Vertreter am kaiserlichen Hofe accreditiert sind, den Zusammentritt einer Conferenz in Vorschlag zu bringen, die sich mit diesem ernsten Probleme zu beschäftigen hätte. Diese Conferenz wäre mit Gottes Beistand von glücklicher Vorbedeutung für das beginnende Jahrhundert. Sie würde in einem mächtigen Brennpunkte die Bemühungen aller Staaten vereinigen, welche aufrichtig danach streben, der großen Idee des allgemeinen Friedens zum Siege über die Elemente der Zerstörung und der Zwietracht zu verhelfen. Sie würde zu gleicher Zeit gerade durch diese solidarische Anerkennung der Grundsätze der Billigkeit und des Rechtes, auf denen die Sicherheit der Staaten und die Wohlfahrt der Völker beruhen, das Einvernehmen der Staaten befestigen."

Dieser Erlass des mächtigsten Herrschers der Erde hat in der Welt einen Sturm von Gefühlen, Gedanken und Meinungen entfesselt. Der lauteste Aufschrei war: Gott sei Dank, es ändern sich die Zeiten.

Einige Elemente, die am Kriege, dessen Rüstungen und Bereitschaft ein Interesse haben, bespötteln zwar den Zar, als ob er die Suttner wäre. Andere zweifeln an der Aufrichtigkeit des Vorschlages und wittern in denselben eine politische Finte. Ich höre die Botschaft des Cäsars und glaube sie. Ich zwinge mich, sie zu glauben. Denn man glaubt am liebsten, was man wünscht. Allerdings wäre es den Deutschen, dem Volke der Dichter und Denker, der Idealisten, dem Volke Kants angestanden, die Idee der Friedensfreunde als die ersten politisch zu sanctionieren. Nun, wenn das reactionärste Reich dem vorgeschrittensten einmal vorankommt — auch gut. Wir Deutsche wollen nach allen Kräften mitwirken zur Erfüllung der großen, erlösenden Idee. Ihre Verwirklichung wird viel Arbeit, Geduld, Erziehung und lange Zeit brauchen, aber sie wird der Opfer wert sein.

An mich kleinen Poeten mit dem großen Ideal langen nun allerhand Fragen ein. Einige derselben will ich hier kurz beantworten, weitere Erörterungen vorbehaltend.

Frage: Halten Sie eine allgemeine Abrüstung für durchführbar?

Antwort: Warum denn nicht? Nur kann keiner anfangen, bevor er nicht die Gewissheit hat, dass die Übrigen auch abrüsten. Eine internationale Conferenz, wie sie der Zar vorgeschlagen, müsste jedem Reich die erforderliche Sicherheit schaffen können.

Frage: Erscheint Ihnen eine solche Conferenz als das wirksamste Mittel?

Antwort: Nicht bloß als das wirksamste, auch als das heute einzig mögliche. Dass die Frage reif ist, beweist das ungeheure Aufsehen, welches des Zaren Vorschlag gemacht hat. Sie tritt plötzlich in ein ungeahntes Stadium.

Frage: Glauben Sie, dass man die Herabsetzung der Rüstungen erzwingen kann?

Antwort: Nein. Das wäre der Krieg. Es muss die Einsicht vorhanden sein, und die kann geschaffen werden. Dass Kriege bei Culturvölkern unausrottbar, ja eine Nothwendigkeit seien, ist der verhängnisvollste Aberglaube, den jeder, der ein öffentliches Wort frei hat, zerstören helfen soll. Die Menschen haben den Krieg, solange sie ihn für nothwendig halten, und haben den Frieden, sobald sie an ihn glauben.

Frage: Wie denken Sie sich den Staat ohne Armee?

Antwort: Gar nicht. Es handelt sich nicht um Abschaffung der Wehrkraft, sondern um deren allgemeine und verhältnismäßige Herabsetzung oder Einstellung der Weiterrüstungen. Jeder Staat muss schon zur Aufrechthaltung der inneren Ordnung eine Macht haben. Es muss eine Armee in Bereitschaft stehen, doch warum soll sie in friedlichen Zeiten nicht statt der Waffe das Arbeitswerkzeug führen?

Frage: Wie denken Sie sich das?

Antwort: Anstatt als Soldat bloß Waffenübungen zu leisten, müßte jeder Mann dazu verhalten sein, einige seiner besten Jahre dem Staate zu weihen, und zwar zur Ausführung öffentlicher Arbeiten, als Rodung von Wildnissen, Abgewinnung von Meeresboden, Trockenlegung von Sümpfen, Anlegung von Canälen, Wildwasserverbauung, Verkehrsstraßenbau, Aufführung von gemeinnützigen Gebäuden aller Art, als: Schulen, Kirchen, Krankenhäuser, Versorgungshäuser, Kunsthäuser u. s. w. — Diese Armee hätte auch für die Ruhe im Lande zu sorgen und es gegen äußere Gefahr zu schützen. Im letzteren Falle müßte das angegriffene Land völkerrechtlich von anderen also eingerichteten Staaten unterstützt werden. Gegen einen Friedensstörer müßten alle Staaten zusammenhalten, zuerst durch Fällung eines Schiedsgerichts, im Nothfalle durch Ausübung von Gewalt. Viele werden den einen auch ohne besondere Rüstung bezwingen, da dieser eine, der Störenfried, durch den Weltvertrag und seine Controle ja stets selbst an einer besonderen Rüstung verhindert worden ist.

Einwand: Wenn aber mehrere Friedensstörer sich vereinigen?

Antwort: Dann hätten wir Krieg. Diese Gefahr kann jedoch durch die Erziehung der Völker vermindert werden. Man darf den Einfluß der Erziehung nicht unterschätzen. Der Fürst führt keinen Krieg mehr, wenn das Volk nicht will. Die Menschen der Zukunft werden nicht mehr für das Vaterland sterben, sondern für dasselbe leben wollen.

Frage: Also glauben Sie thatsächlich an den ewigen Frieden?

Antwort: Wenn die Mehrzahl der Menschen an ihn glaubt — ja. Der naturgemäße Kampf ums Dasein vollführt sich in anderer Form, als in der blutiger Völkerkriege. Doch um den ewigen Frieden handelt es sich heute gar nicht. Hätte der russische Kaiser eine Conferenz ausgeschrieben zur gänzlichen Abschaffung der Kriege, so würde er wahrscheinlich von vielen Seiten ausgelacht worden sein. Er denkt nur an die Einstellung der immer sich steigernden feindseligen Rüstungen, die Mißtrauen erregen, Kriegsgefahr entsachen und andererseits das Mark der Völker verzehren. Heute handelt es sich um die Verminderung der Kriege, und wenn es unseren Bestrebungen gelingt, im Jahrhundert auch nur einen großen Krieg zu verhindern, dann haben wir für das Wohl der Menschheit mehr gethan, als die größten Kriegshelden aller Zeiten zusammen. Und der Sittlichkeit des Volkes würde es auch nicht schaden, wenn das große Beispiel von Raub und Mord einmal aufhörte, oder wenigstens von aller Welt in Fluch und Bann gethan wäre.

Einwand: Aber Bismarck und Moltke sollen ja den Krieg als eine Quelle der Tugenden gepriesen haben.

Antwort: Mein Gott, was konnten sie denn anders thun, als den Krieg, den sie führen mußten, auch moralisch zu beschönigen! Bismarck liebte übrigens den Frieden, nur glaubte er nicht an ihn. Zu seiner Zeit gab es noch keine Fürsten, die vor ihresgleichen und den Völkern den Frieden in so gewaltiger Weise proklamiert hätten, als es Nikolaus II. gethan hat.

Frage: Wie denken Sie sich den Anfang zu den Reformen?

Antwort: Ich habe es schon gesagt, durch die Propaganda, durch die Erziehung der Jugend und des Volkes im antikriegerischen Sinne. Dann durch noch etwas: Gemäß dem Selbstbestimmungsrechte der Völker müßte jedem Volke freigegeben werden, unter sich abzustimmen, zu welchem Staate es gehören, oder ob es selbständig sein will.

Einwand: Das wäre nicht möglich.

Antwort: Aber selbstverständlich. — Mit Lösung der Nationalitätenfrage wäre ein Hauptgrund der Kriege aus der Welt geschafft. Nicht Lösung durch Gewalt, sondern durch Selbstbestimmung. — Aber da müßte ich weit ausholen.

Frage: Ihre Meinung ist also, auf der ganzen Linie ein entschiedenes: „Die Waffen nieder!“

Antwort: Und das Werkzeug hoch! Die schöpferische Arbeit wird den Völkern mehr Ehre und beständigeren Gewinn bringen, als das Schwert des Eroberers es je gethan hat. R.

Hamerlings Unstern.

Aus den Bergthälern war der Abend aufgestiegen, von den hohen Bergen legte Widerschein der untergehenden Sonne noch röthliches Licht auf die Fichtenbäume der Schlucht. Ich hatte tagsüber einen bezaubernden Spaziergang gemacht im Thale der oberen Mürz. Vom Bahnhofe zu Neuberg war ich am linken Hang des steilen Waldberges dahingegangen, unter mir zwar das brausende, dampfende und pfauchende Eisenwerk zuerst, später aber die stillen Tümpel des Flusses und jenseits die leuchtenden Felswände des Schneealpenzuges. Der naturfreudige Mürzthaler, der bisher von diesem trautsamen Fußsteig nichts gewußt haben sollte, wird mir für die Angabe ein Vergeltsgott sagen. Ich gebe sie willig dafür, obschon man solche Wald- und Matteupfade ganz gern für sich allein hat. In der Krampen steigt man zu Thale, übersetzt die Mürzbrücke und kehrt im guten und waschechten Alpenwirtshaus „zur blauen Forelle“ ein. Nach dem Mahle die gewohnte Rast im Baumschatten und nach der Rast eine kleine Wanderung ins Tirol. „Im Tirol“, so heißt der Berggraben nördlich von Krampen in die Falten des Hochgebirges. Eine gute Straße führt hinein und bergan zum kaiserlichen Jagdhause auf der Hinteralpe. Auf weißem Kalksteinbette rieselt durch die Schlucht ein klares Forellenwasser heraus. Diesem entlang gehen wir bis zum Thalwinkel, wo die Wände hart und herzlos niederstarren auf die Ruinen einer letzten Hütte. Es ist eine elegische Stätte, und das Rieseln des Tirolbaches zwischen den wuchtigen Steinen singt seine Stimme mit im ewigen Klageconcert der Natur.

Der Spaziergang hatte mich auf Moll gestimmt. Nun saß ich in der Au bei Mürzzuschlag auf einer stillen Bank. Die abendlichen Fichten reckten ihre schwarzen Wipfel in den erblindenden Himmel auf, tief unten rauschte die Mürz, deren immer lebendige Wellen noch heraufschimmerten zwischen dem Gestämme. Knapp hinter mir ragt ein senkrechter Fels hinan, und in diesen Fels gegraben ist das Bildnis eines Unsterblichen.

In Einsamkeit saß ich vor dem Denkmale Robert Hamerlings. Und wie man in solcher Stille schon über allerhand nachdenkt, fiel mir des Dichters Unglück ein. Jetzt ehren sie ihn, jetzt, jetzt. Jeder hält angeblich seine Dichtungen hoch, die sie gar nicht kennen. Es ist ja eine so große Heuchelei in unserem lieben „literarischen“ Volk. — Als er auf der Bahre gelegen, sah ich über seiner Stirn einen Stern stehen. Es war der Unstern des Genius, der Tag für Tag niedergefunkelt hat auf die Widerwärtigkeiten und das Unheil, in dessen Wirrnissen sich seine Dichtungen entzündet hatten. In der Jugend Armut, in der Manneszeit Krankheit und frühes Siechthum. Er war ein Lehrer seines Volkes als Poet und Ethiker, und mußte in das Joch eines Mittelschullehrers. Dazu war er nicht geschaffen, es brachte ihm nur Ungemach und Spott. Sein Familienleben war eine ununterbrochene Kette schwerer Leiden und Conflicte, schmerzvoller und trostloser, als es die meisten ahnen. Sein Privatleben ist mißverstanden und dumm bekrittelt worden, seine Werke sind besonders von der Großstadt-Presse in den Staub gezogen worden, solange er lebte. Als er todt war, haben sie ihn sehr gelobt. Es war ihm gelungen, sich über den

Parteiſtrömmungen zu halten, aber als er todt war und ſich nicht mehr wehren konnte, haben ſie ihn — der ein Dichter für die Menſchheit war — zu einem politiſchen Parteipoeten herabgezogen und den Geiſt, den ſie prieſen, nur discreditiert. Als von Graz aus für ſein Denkmal geſammelt wurde, ſollen aus Deutſchland nur — ſiebzehn Mark eingegangen ſein. Hingegen brachte eine rührige Partei für dieſen Zweck eine größere Summe zuſammen, die aber nicht dem Denkmalſonde in Graz eingeliefert, ſondern einem großen Unſinn zugewendet wurde. Man kaufte Hamerlings Geburtshaus zu Kirchberg am Walde an, um es niederzureißen, an deſſen Stelle einen neuen Bau aufzuführen und das Reliefbild — eines Andern hineinzuſtellen. Wohl auch Hamerlings Büſte ſoll daſelbſt untergebracht ſein, ſo auch iſt ſeine Bibliothek dort, wohin niemand kommt, in der Verborgenheit begraben.

Auf perſönliche Ehrungen hatte der Dichter nie viel gehalten, ſein ganzes Herz hieng an ſeinen Werken, und die Verbreitung derſelben wäre ſeine Freude und ſein Stolz geweſen. Er war der beſcheidenſte Menſch, aber der literariſche Wert und die volkliche Bedeutung ſeiner Dichtungen iſt ihm bewußt geweſen. Eine geſammte, oder wenigſtens ausgewählte Volksausgabe ſeiner Dichtungen war der große Wunſch ſeines Lebens. Zu beiſpiellos günſtigen Bedingungen hatte er dem Verleger ſeine Werke abgetreten, um die Verbreitung zu fördern, in ſeinem Vermächtniſſe gab er die Rechte faſt wie ein Geſchenk an den Verlag in Hamburg. Sein immer wieder ausgeſprochener Wunſch — eine Volksausgabe. Der Verlag hat die ihm abgetretenen Rechte ſofort acceptiert, die daraus für ihn erwachſenen Pflichten aber? — Es kreiſt das zehnte Jahr ſeit Hamerlings Tod. Die damals ſchon vom Verlag in Ausſicht geſtellte Volksausgabe iſt bis heute noch nicht bewerkſtelligt. Gar nichts iſt geſchehen für Hamerlings Bedeutung und Verbreitung; außer gelegentlichen Parteicitaten hört und lieſt man nichts von ihm. Nicht einmal von einer neuen Auflage irgend eines ſeiner Werke hört man. Es wären die alten noch nicht vergriffen, heißt es. Sie ſind ja lebendig begraben. Die Gleichgiltigkeit des Verlages hat den literariſchen Ruf Hamerlings gelähmt, wenn nicht getödtet. Seit Jahren verſpricht der Verlag dem berechtigten Drängen der Hinterbliebenen und Freunde des Dichters die Veranſtaltung der Volksausgabe, und Jahr um Jahr ſchiebt er ſie hinaus, ſein eigenes Intereſſe daran blindlings verkennend. Andere Verleger wären froh, wenn ſie dieſen literariſchen Schatz hätten, ſie würden ihn mit größerer Gewiſſenhaftigkeit verwalten, mit lebhafterer Umſicht verbreiten im deutſchen Volk. Aber wartet nur! Noch zwei ſolche Zeiträume von zehn Jahren, und Hamerlings Werke ſind frei. Vielfach werden ſie verlegt werden, zu billigen Preiſen werden ſie zu haben ſein. Dreißig Jahre nach des Dichters Tode wird doch wohl ſein Unſtern verloſchen ſein. — Vielleicht iſt nichts verſäumt. Vielleicht iſt ein Geiſt wie dieſer zu gut für die elende Zeit, die nichts Höheres kennt, als materiellen Erfolg, barbariſche Kraftleiſtungen und Parteigezänke. Ein Hommunkelthum ohne Sinn für Recht und Liebe.

Es war ganz dunkel geworden. Der Wald ſchwieg tiefer als am Tage. Die Mürz rauſchte lauter. Hamerlings Bild iſt in den harten Fels gegraben, aber dieſer Fels und die Denkſteine, die ſie ihm noch ſetzen wollen, werden eher verwittern, als der Buchſtabe zerfällt, als der Geiſt verweht.

Ein Volk, das ſeine Dichter von Herzen liebt, wird ihr Andenken vor allem in ihren Werken lebendig bewahren. R.

Schillers Adelsdiplom

ist jetzt gefunden und bekanntgemacht worden. Suchen wir darin nach den Gründen der Adelung, so finden wir seine „vortrefflichen Gedichte“ zwar auch mit erwähnt, aber seines Vaters Officierseigenschaft wird an erster, seine Vorbildung auf der Militärakademie an zweiter Stelle, daſs seine Gattin „aus einem guten adeligen Hause“ gewesen, wird ebenfalls als hochbedeutsam erwähnt und seine Ehrenmitgliedschaft an „ausländischen Gelehrten Gesellschaften“ muſs gleichfalls herhalten, den „rühmlichst bekannten Gelehrten und Schriftsteller Johann Christoph Friedrich Schiller“ der hohen Auszeichnung wert zu zeigen, ein adeliges Wappen „in Streiten, Stürmen, Schlachten, Kämpfen und Tournieren, Gestechen und Gefechten, Ritterspielen“ u. s. w. zu gebrauchen. Der „Kunstwart“ macht dazu die treffende Bemerkung: Lesen wir das heute, so erscheint es uns in einer Beziehung beleidigend für den großen Dichter, den es unserm Gefühle nach lächerlich macht.

Bücher.

Paris Ein Roman von Emile Zola. Übersetzt von A. Berger. Drei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Über Lourdes und Rom ist der französische Dichter zu dem schrecklichsten Roman gekommen, der je geschrieben worden. Dieser Roman heiſt „Paris“. Er könnte auch „Die Anarchisten“ heiſsen. Kunstwerk ist es keines, dafür überwuchert viel zu sehr die Tendenz. Mit furchtbarer, stellenweise rasender Leidenschaft verdammt der Dichter die gegenwärtige Weltordnung und erstrebt eine neue. Er verdammt das Christenthum, die Entsagung, die Barmherzigkeit. Die Barmherzigkeit taugt nichts, sie dämpft das sociale Elend nicht, sie macht es nur immer noch größer. An ihre Stelle muſs die Gerechtigkeit treten. Aber hier geht es Zola mit der Barmherzigkeit so, wie in seinem „Lourdes“ mit dem Glauben. Indem er den Glauben bestritt, bewies er die Macht des Glaubens. Und indem er hier gegen die Barmherzigkeit wüthet, bebt und schluchzt er vor Erbarmen. Aus Barmherzigkeit zu den Armen will er Gerechtigkeit, aus Liebe zu den Menschen will er Gerechtigkeit. Zola geberdet sich immer als Antichrist, aber sobald er sich zur ethischen Höhe erhebt, wie in seinen drei letzten Romanen, steht er eigentlich auf der Basis des Christenthums, ohne daſs er es merkt. Er mag unerschöpflich von dem endlichen Siege der Wissenschaft und Wahrheit sprechen, die alle Religion ausschlieſst, sein Endziel ist das Glück der Menschheit, das durch Liebe, Gerechtigkeit und das Martyrthum Einzelner errungen wird. Es laufen viele Widersprüche und Phrasen mit unter, man merkt auch das Bestreben des Autors, sich den Stimmungen und Mächten des Menschenherzens anzubequemen, er verschmäht die Wirkungen der Ahnung, der Mystik nicht, mit Vorliebe ist er symbolisch — um ganz plötzlich und unnöthig wieder in den plattesten Materialismus niederzupatschen.

Der Hauptinhalt des Romans ist die Gegenüberstellung des corrumpierten Bürgerthums und des elendesten Proletariats. Die Gegensätze treibt er natürlich bis auf die äuſserste Spitze. Die Widerlichkeiten zu beiden Seiten schildert er mit unerreichter Meisterschaft. Aber seine Sympathien sind auf Seite des Proletariats, in welchem edle Schwärmer und groſsartige Helden stehen. Mitten drin steht der Held von „Lourdes“ und „Rom“, der Abbé Pierre Fromont. Er, der in Lourdes den Glauben nicht zu finden, in Rom das Christenthum nicht zu wecken vermochte, sucht hier sein Heil in der Arbeit und im Ideale der Gerechtigkeit. In den Titanenkampf zwischen dem Socialismus und der alten Gesellschaft greift Pierre nicht unmittelbar ein, macht bloſs den Zuschauer, und soferne er wirkt, ist es im Sinne selbstloser Liebe. Endlich wird er selbst Handarbeiter und heiratet nach groſsen inneren Kämpfen die Braut

seines resignierenden anarchistischen Bruders, ein gesundes, braves Weib. Damit hat er den Frieden gefunden.

Man weiß, daß Zola in der Schilderung des schmutzigen Elends unübertrefflich ist, noch höher aber stelle ich diesmal seine Darstellungen von Gesellschaftstypen. Dieser Minister Montferrand, dieser Monsignore Martha, diese Journalisten Fonsègue, Massot und Saguier, dieser Geldbaron Duvillard mit seiner Familie und seiner jungen Schauspielerin Silviana, deren Bühnenerfolge Ministerien geopfert werden, u. s. w. Das sind Gestalten voll der frappantesten Lebenswahrheit. Sie beherrschen die Welt, um dann in ihre Nichtigkeit zu versinken, während die Helden der Arbeit, die Fanatiker der Zerstörung, die Phantasten der Gerechtigkeit in ihrer Dämonenhaftigkeit auf dem Schauplatze bleiben.

Mehr als einmal wurde mir bange beim Lesen dieses unheimlichen Buches, und die schönen Worte von Brüderlichkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit bieten kein genügendes Gegengewicht zu all dem gestalteten Abscheulichen und Empörenden, das allerdings nicht frivol, sondern mit der schwersten Entrüstung eines sittlichen Charakters beschrieben ist. Der Verfasser gibt sich sichtlich Mühe, durch die Idylle in der Familie des Pierre ein Gegengewicht aufzustellen und gegen Ende des Werkes einen trostreichen kosmopolitischen Ausblick in die Zukunft zu bieten. Aber trotz seines Kosmopolitismus läßt ihn der Franzose nicht einen Augenblick los — von Paris und nur von Paris muß der Menschheit das Heil kommen. Von diesem Paris, das er drei Bände lang als den Abgrund aller Laster und Niederträchtigkeiten geschildert hat. Der einzige Pierre, der Arbeiter geworden ist, seine Familie und einige socialistische Schwärmer bleiben die Träger seiner Hoffnungen, aber das genügt uns nicht. Manchmal ist es, als läse man Jules Verne. Zola will allen Ernstes glauben machen, daß mit der Erfindung eines besonderen technischen Motors das Glück der Zukunft gesichert sei. — In der Trilogie Zolas ist „Paris“ künstlerisch das schwächste. Es fehlt an der richtigen Steigerung und Spannung. Bei „Lourdes“ war man gespannt, ob sie geheilt wird, bei „Rom“, ob er zum Papst kommt. In „Paris“ verflüchtigt sich das Interesse gegen Ende hin, die Sache gipfelt sich zuletzt bloß in ein vorhergesehenes „Sie kriegen sich“. — Immerhin ist die Idylle der Familie Fromont daran noch das Erfreulichste. Als ich den Roman aus der Hand legte und die Frage an mich stellte: Hast du bei dem Lesen dieses schrecklichen Sittenbildes gewonnen oder verloren? antwortete in mir eine beklommene Stimme: Du bist ärmer geworden, du hast wieder ein Stück Glauben an die Menschen eingebüßt.

R.

Kaiserin Maria Ludovica von Österreich 1787—1816 Nach ungedruckten Briefen von Eugen Guglia. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Maria Ludovica war die zweite Gemahlin des Kaisers Franz. Sie war der gute Engel des Kaisers, der geschworenste Feind Napoleons, dem sie aber doch schließlich ihre Schwiegertochter zur Gemahlin geben mußte. Einer ihrer größten Bewunderer war Goethe, der sie in Karlsbad kennen gelernt und dann vielfach besungen hatte. Sie selbst zeigte für deutsche Literatur nicht gerade viel Sinn und verwechselte Schiller mit dem Major Schill. Aus Goethe — der sich als Dichterfürst manchmal etwas gar tief vor ihr beugte — machte sie sich auch nicht viel, sprach über ihn nur von dem „berühmten Schriftsteller, der zugleich geheimer Rath des Herzogs von Weimar ist“. — Die in dem Buche mitgetheilten intimen Züge geben uns ein ziemlich deutliches Bild dieser Frau. Sie selbst war kinderlos, von den Kindern ihres Gemahls aus erster Ehe liebte sie Franz Karl, den nachmaligen Vater unseres Kaisers, am meisten. Aber auch um das, was man im bürgerlichen Leben die Wirtschaft nennt, kümmert sie sich: sie ist eine haushälterische Frau; in Laxenburg schärft sie dem Schloßhauptmann Riedel ein, daß er ja keine überflüssige Ausgabe mache, „da auf dem Lande ich das Einfache allem vorziehe“. Im Juli 1812 soll sie in Baden Aufenthalt nehmen: „Für mich ist jedes Zimmer, wo kein Zug ist, gut genug, auch brauche ich nur eines“, schreibt sie an den Kaiser. 1813, da sie sich mit den Kindern rüstet, um Wien zu verlassen, falls der Feind in Böhmen vordringen sollte, ordnet sie alles mit der größten Sparsamkeit an, entwirft selbst den Reiseplan, bestimmt die Zahl der Wagen, die nicht überschritten werden soll, beschränkt die Zahl der begleitenden Dienerschaft auf das Nothwendigste. Nur in Wien will sie eine „schöne Wohnung“: das bezeichnet sie selbst als ihren einzigen Luxus. „Was meine Wohnung betrifft“, schreibt sie 1809 von Ofen aus an den Kaiser, „so kennst Du, bester Schatz, meine Schwachheit, diese ist das einzige auf der Welt, was kein Gefühl der Seele enthält und mich doch freuet. Ich leugne nicht, daß die Ausgabe groß sein wird, doch alles bleibt dem Staat und nichts betracht' ich als Proprietät, sondern will mir bloß den Genuß zueignen. Was ich Dir in Möbeln kost', kostet Dir eine andere Frau in Pferden, Bällen, Unterhaltungen, von denen verlange ich nichts, nur eine schöne Wohnung — lache nur über mich, ich gestatte es Dir.“ Aber auch dabei soll kein Geld hinausgeworfen werden, ein Graf Harrach soll die Sachen besorgen, da „alles, was durchs Oberhofmeisteramt geht, meistens garstig, falsch und enorm theuer ist“ und Harrach ihren „Gusto“ kenne.

Mit zweiundzwanzig Jahren schon begann in ihr eine tückische Krankheit zu nagen. Sie konnte nichts Rechtes mehr mitmachen und schreibt über den Gemahl: seine einzige Freude sei, mit den Kindern zwei, drei Stunden auf Bergen, zwischen Felsen und auf sumpfigen Wegen herumzustreifen, seine Schwestern begleiten ihn, ohne darunter zu leiden, und da könne er nicht begreifen, warum sie es nicht könne mit ihren zweiundzwanzig Jahren: „für jedesmal, das er mir sagt: ich soll mich schonen, sagt er mir zehnmal, es sei doch sonderbar, daß ich immer zu Hause bleibe, das seien Grillen; gewiß, er sagt es nicht, um mich zu betrüben, dessen ist er nicht fähig, er sagt nur aufrichtig, was er denkt. Da ich mich aber damit zugrunde richten würde und ich's auch anders gar nicht imstande wäre, so bleibe ich doch zu Hause, kränke mich aber sehr und würde gern mein ganzes Vermögen geben, wenn ich mir darum ein Capital von Kraft kaufen könnte."

Die katholische Kirche und die Geistlichkeit ist ihr alles; politisch ist sie noch von dem Geiste erfüllt: Alles für das Volk, aber nichts durch das Volk. In den großen Kriegsgefahren ward wohl freilich an das Volk appelliert. Im Jahre 1812 kamen sie und der Kaiser in Dresden nothgedrungenermaßen mit ihrem Schwiegersohn Napoleon und seiner Gemahlin Maria Louise von Österreich zusammen. Das schildert sie in Briefen:

„Er kam mit seinem ganzen Hof, wir waren allein, wir giengen ihm bis ins zweite Zimmer entgegen; er umarmte den Kaiser und that so, als umarmte er mich, und küßte mir die Hand. Dann giengen wir zusammen in mein Gemach, die Thüren wurden geschlossen, und, ohne uns zu setzen, sprachen wir etwa eine Viertelstunde über gleichgiltige Dinge. Du kannst Dir wohl vorstellen, was ich dabei empfand. Hierauf kam die Kaiserin in großer Gala und mit Edelsteinen bedeckt, ihr ganzer Hof mit ihr; ich gieng ihr entgegen: sie — obwohl sehr erfreut, ihren Vater wiederzusehen — zeigte die Verlegenheit und Kälte, ... die mich zur Verzweiflung bringt; ich that indes, als ob ich es nicht bemerkte und umarmte sie zärtlich, da ich ja in der That ergriffen war. Bei Tische saß ich an diesem Tage, wie auch später immer, neben Napoleon; ich hörte sehr schlecht, und Du kannst Dir denken, welche Qual mir das Gespräch bereitete. ... Indes war ich nicht verlegen, sondern nur traurig über unsere Lage; er spricht sehr viel und liebt es, fortwährend zu fragen. Fragen lassen sich vermeiden, aber Antworten nicht Aber ich bemerkte, daß er es eben deshalb thue, und brach das Gespräch ab, das sich dann nicht wieder anknüpfen wollte. — Du kannst mir glauben, daß mir diese Nachbarschaft, das viele Reden und alles, was ich um mich sah, umso schmerzlicher fiel, als ich Fieber hatte und so müde war. Auf alle seine Reden antwortete ich ohne Verlegenheit, was mir passend erschien, suchte weder ihn zu vermeiden, noch ihm zu gefallen, und benahm mich doch im ganzen viel kälter und zurückhaltender, als ich es mit jedem andern, der sich mit meiner Tochter verheiratet hätte, gewesen wäre."

Mit der Haltung der Österreicher in Dresden ist sie zufrieden, sie zeigten sich klug, ohne Niedrigkeit. Der Kaiser sei am ersten Tag verlegen gewesen, dann aber hätte er sich nur zu wohl gefühlt und mit Napoleon so vertrauungsvoll wie mit ihr selber gesprochen; „ich", sagte sie, „suchte die Würde unseres Geschlechtes zu behaupten, aber ich blieb allein damit, denn die Königin (von Sachsen) und alle Prinzessinnen mußten die Cour machen, als ob sie Männer wären, mußten aufstehen und sich setzen, wann er wollte: überhaupt, Du hast keine Idee vor der slavischen Furcht, die sie am sächsischen Hof vor ihm haben, aber auch nicht von dem Haß des Volkes, der damit in seltsamem Gegensatz steht." Die Kaiserin deutet auch an, daß sie ihren Gemahl zu nachgiebig, zu bestimmbar gegenüber Napoleon finde: „Lange Zwiegespräche haben bewirkt, was ich immer fürchtete", sagt sie, „daß man ihm alles sagt und sich von ihm alles sagen läßt; ich entnahm dies zuletzt aus den Äußerungen des Herrn zu mir, obwohl sie immer einsilbig genug waren — nur zu sehr hat Napoleon den Meinigen zu gewinnen gewußt; ja der weiß, wie man die Menschen behandeln muß, er hat sie gut studiert! Was ich dabei leide, kannst Du Dir wohl denken." Wenigstens dies aber vermochte sie abzuwenden, was einen Augenblick schon beschlossen schien: daß Kaiser Franz Napoleon begleitete. „Gott half mir, und nach vierundzwanzig angstvollen Stunden, in denen ich mehr todt als lebendig war, gelang es mir, (ihn) zu überzeugen, daß ein solcher Entschluß die größte Bestürzung im ganzen Land hervorrufen und unberechenbare Folgen nach sich ziehen würde."

Aus diesen wenigen Strichen sehen wir den Charakter der Kaiserin ziemlich klar hervortreten. Gewiß war sie der besten eine unter den Fürstinnen ihrer Zeit, doch ihr Einfluß auf den Gang der Ereignisse scheint unwesentlich gewesen zu sein. Sie erlag ihrem Brustleiden im neunundzwanzigsten Lebensjahre. Näheres bietet das Büchlein von E. Guglia, das mit ihrem Bildnisse und mehreren anderen Illustrationen geschmückt ist. M.

„Getrennt." Roman von Elise Polko. (Breslau. Schlesische Buchdruckerei.)

Eine romantische, warm empfundene und flott geschriebene Geschichte ist es, welche uns

die bekannte und beliebte Fabulistin in einem stattlichen Bande vorlegt. „Das hohe Lied der Liebe“ würde das Buch verdienen genannt zu werden, denn es handelt von zwei Menschen, die sich nur brieflich kennen und lieben lernen, und sich dann einbilden, dass ihre platonischen Empfindungen ausreichen, um das ganze Leben auszufüllen, bis sie schließlich doch die Sehnsucht erfasst, sich in die Augen zu sehen, sich die Hände zu reichen, sich anzugehören. Das aber geht nicht, denn Regina, die poesiedurchduftete Heldin des Romanes, ist an einen deutschen Rittergutsbesitzer, Herrn von Hollenburg, verheiratet, der die Quintessenz praktischster Nüchternheit verkörpert. Regina hat auch eine Schwester, die schöne Madeleine, an der sie mit glühender Leidenschaft hängt, die sehr unglücklich an einen russischen Fürsten verheiratet war, sich von diesem trennt, auf der Hollenburg Ruhe und Erholung sucht, schließlich aber doch dem inneren Triebe folgt und zum Theater geht. Als Mitglied einer fahrenden Truppe lernt sie in Venedig den Künstler André kennen, ohne zu ahnen, dass dieser derjenige sei, dem das Herz ihrer Schwester gehört. Sie verliebt sich in ihn, er aber bleibt dem Ideale treu, welches er nur aus Briefen kennt, nur wird die Sehnsucht, demselben A. g' im Auge zu begegnen, so mächtig, dass er schließlich jede Schranke zur Seite stößt und nach der Hollenburg eilt. Das Ende der stimmungsvollen Arbeit ist ein tragisches. Regina stirbt, als sie den jahrelangen Wunsch ihres Herzens befriedigen und nach Italien reisen darf. Der Künstler wahrt der Todten die Treue, und freit nie um ein anderes Weib.

Das Buch ist frei von jedem fin de siècle-Anhauch, leistet, nach modernen Begriffen, jedenfalls etwas zu viel in Sentimentalität, bietet aber Gemüthsmenschen, denn nur für solche ist es geschrieben, eine anregende und sympathische Lectüre. W.

Grad a Todsünd wert. Unter diesem vielversprechenden Titel liegt uns ein Volksschauspiel aus den Bergen von E. Salzburger vor, welches wir den Theaterleitungen zur Prüfung empfehlen. Es dürfte nicht verlorene Mühe sein, jedenfalls ist die Suche nach guten Volksschauspielen heutzutag' eine nothwendige Sache. M.

Eine treffliche Unterlage für die Pflege des Thierschutzes bietet der Berliner Thierschutz-Verein dem Lehrer durch seine jährlich erscheinenden **Kalender** und sein **Lesebüchlein**. (Berlin SW., Königgrätzer Straße 108.) Es sind im Kalender und Lesebüchlein des Berliner Thierschutz-Vereins wahre Perlen des Schriftthums, insbesondere des volksthümlichen und des für die Kinder bestimmten, enthalten. V.

Reizende **Ansichts-Postkarten**, die lediglich dazu bestimmt sind, die Interessen des Thierschutzes zu fördern, bringt der Berliner Thierschutz-Verein (Berlin SW., Königgrätzer Straße 108) für billigen Preis in den Handel. Sie zeigen allerliebste Thierbildchen; drollige Kätzchen, Hündchen aller Art. Singvögel und dergleichen tummeln sich darauf umher und sinnige Sprüche sind da zu lesen. Allen Ansichts-Postkartensammlern empfehlen wir diese Neuheit. V.

Eine moderne Kreuzfahrt. Von Karrillon. (Weinheim. F. Ackermann.)

Professor Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff“ ꝛc., schreibt über dasselbe in einem Briefe an den Verfasser u. a.:

„Ich habe Ihr Manuscript mit großem Interesse durchgelesen und mich ebenso sehr an der lebendigen und anschaulichen Darstellung, wie an der humorvollen Art der Behandlung erfreut. Ich würde es sehr bedauern, wenn dasselbe nicht in Druck erscheinen könnte“ u. s. w. V.

All Heil! Amtliche Festschrift zum fünfzehnten Bundestag des Deutschen Radfahrerbundes. (Dortmund. 1898.)

Vom 4. bis 9. August d. J. wurde in der freien Reichsstadt Dortmund der fünfzehnte Bundestag deutscher Radfahrer abgehalten. Die amtliche Festschrift erschien im Verlage von Fr. Wilh. Ruhfus in Dortmund, und steht sowohl in technischer als auch in künstlerischer Beziehung auf der Höhe modernen Fortschritts.

Eine Bitte an Deutschlands Radfahrer:

Eine Bitte ohne Spaßen.
Radler, sei an euch gestellt:
Schafft das Geh'n nicht aus der Welt,
Eh' wir andern sie verlassen.

Martin Greif (München).

Einen beachtenswerten Artikel: „Eins über Bildung — ein gar wichtiges Capitel für Radfahrer“ von Franz Goldhann (Graz). Nach einer klaren Entwickelung des Begriffes „Bildung“ heißt es: „— — Warum ich gerade hier über dieses Capitel spreche? Weil es gut ist, wenn das radfahrende Publicum zu passender Gelegenheit an Bildung und damit an Rücksicht erinnert wird. Nur mit diesen wichtigen Factoren kann es die Welt erobern.“ g.

Büchereinlauf.

Spielhagens Problematische Naturen. Lieferung 6/14. (Leipzig. L. Staackmann.)

Bei Ring und Ding. Erzählung aus germanischer Urzeit von A. Süren. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Aus dem Böhmerwalde. Erzählung fürs Volk von Wilibald Böhm. (Budweis. Selbstverlag des Verfassers. 1898.)

Rudolf von Habsburg Historisches Schauspiel in fünf Acten. (Wien. Verlagsbuchhandlung „Austria" Franz Joll. 1898)

Lieder von Walther von der Vogelweide. Ins Neudeutsche übersetzt von Wolrad Eigenbrodt. (Halle a. S. M. Niemeyr. 1898.)

Des St. Galler Mönches Ekkehard I. Gedicht von Walther und Hildegund. Übersetzt von Dr. Paul von Winterfeld. (Innsbruck. Wagner. 1897.)

Gedichte von Anna Richter. (Leipzig. A. G. Liebeskind. 1898.)

Frei! Freier Gedanke ... Gedichte von Michl Blümelhuber. (Linz. E. Mareis.)

Gemseneier. Alpin-Humoristisches in Wort und Bild. Dritte Portion. (Kempten. Jos. Kösel'sche Buchhandlung.)

Grabschriften, Sprüche auf Martersäulen und Bildstöcken ꝛc., dann Hausinschriften, Wirtsschilder, Trinkstubenreime, Geräthe-Inschriften u. a., gesammelt und geordnet von Anton Drexelly. (Salzburg. Anton Pustet.)

Was ist National-Social? Eine Antwort von Adolf Damaschke. (Berlin. Eugen Kundt.)

Mit vereinter Kräfte Walten. Eine österreichische Gedenk- und Jugendschrift aus Anlaß der fünfzigjährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz Josef I. von Franz Czeczansky. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn. 1898.)

Le rôle de l'art. D'après Tolstoi par Halpérine-Kaminsky. (Paris. 1898.)

Stenographisches Lesebuch (System Gabelsberger) für Fortbildungs-, Handels- und Mittelschulen von Karl Prohaska. (Wien. X. Erlachgasse 91/93.)

„Zucker ein Nährstoff." (Berlin. Paul Parey.)

Postkarten des „Heimgarten".

A. H., Leoben: Die Mundartdichtung hat nie einen Anspruch darauf gemacht, zur höchsten Gattung der Poesie gezählt zu werden. Allein sie ist — ihre Echtheit vorausgesetzt — für die geistige Annäherung der deutschen Volksstämme von unschätzbarem Werte. Wie sollen sich die einzelnen Stämme näherkommen, wenn sie immer nur Gedankenformen austauschen, die den Gebildeten von ihnen, aber nur diesen, seit jeher gemeinsam sind! Wie sollen die deutschvolklichen Ureigenthümlichkeiten der Mehrzahl des Volkes, die gar nicht hochdeutsch kann, gefunden und verstanden werden, wenn nicht durch ihre Mundarten? Wie kann die von Ihnen selbst zugestandene Entwickelung der hochdeutschen Sprache aus den Mundarten vor sich gehen, wenn diese Mundarten nie in die Literatur eintreten, die hochdeutsche Sprache nie befruchten sollen? — Nein, mit der Theorie allein ist es hier nichts, man muß die Augen aufmachen, um zu sehen, wie es sich thatsächlich vollzieht.

Villach: Stimmung etwa so:

Wenn wir an der Todtenbahre eines lieben Menschen stehen, so fängt er erst an, uns zu erbarmen. Nicht weil er gestorben ist, sondern weil er gelebt hat.

* Tausend Dank nach allen Seiten für die Auszeichnungen am 31. Juli.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Der Galgenpater.

Erzählung von **Adolf Pichler.**

(Fortsetzung.)

„Merk' dir's, Wälscher", fuhr der Bauernbursche fort, „wenn du dich noch einmal stundenweit dem Hofe näherst, so purzelst über den Berg hinunter, dass du alle Beineln zusammenklauben kannst!"

Er gieng, ohne sich weiter um Cosmo zu kümmern, von dannen. Bald sang man diesem zu Trutz:

Der wälsche Kapaun
Fliegt über den Zaun,
Die Henn' hat er zupft,
Und die Henn' hat ihn g'rupft.

Cosmo wurde schwermüthig; spottete man, so verzog er den Mund, ohne etwas zu erwidern; endlich schien er sein Abenteuer vergessen zu haben. Während er jedoch nichts mehr merken ließ, kochte das Gift in seinem Innern und zerfraß sein Herz; er hütete sich, Agnes zu begegnen, lauerte aber stets in einem Winkel, bis sie vorübergieng. Wer ihn gesehen, wie er dastand, die Finger krampfhaft eingezogen, den Hals vorgebeugt, als sollte der Leib dem wilden Blicke folgen, den er aus dem Dunkel schoss, wie ein Tiger im Käfig, der fern ein Lamm auf der Weide sieht, hätte nicht gezweifelt, dass hier eine böse Absicht auf Zeit und

Gelegenheit passe, eine Freveltat zu verüben. Das Bild jener Nacht war seinen Sinnen glühend eingebrannt, wie sie auf dem Polster zurückgegossen lag, das Haupt leise geneigt, die Haare herunterfließend über die Brust, den vollen Arm.

Er war mit seinen Kameraden ins Wirtshaus gegangen, sie hatten ihm tüchtig eingeschenkt; mit rauher, heiserer Stimme begann er zu singen, ein Zeichen, dass ihm der neue Wein zu Kopf gestiegen. Da gieng die Thür auf und lärmend schoben sich etliche Arbeiter herein.

Einer packte ihn beim Arm und zog ihn an das Fenster:

„Da schau", rief er, „Agnes geht vorüber, wie sie lacht und lustig ist!"

„Das glaub' ich gern", bemerkte ein Zweiter, indem er den andern mit zugekniffenem Auge winkte, „sie heiratet ja, und der nette Bursch an ihrer Seite ist wohl der Bräutigam."

Cosmo erblasste.

Mechanisch griff er nach einem Messer und ließ es wieder fallen. Dann sprang er ins Freie, verfolgt von rohem Gelächter. Keiner dachte in seiner Weinlaune daran, wie weh er dem Unglücklichen gethan und welche schreckliche Folgen der Scherz haben werde.

Ohne zu wissen wie, gelangte er auf die Brücke, dort nahm er den Hut ab, wischte den Schweiß von der Stirn und starrte in die kalte Flut, die unter seinen Füßen hinbrauste. Ein Wagen rasselte vorbei, er schaute auf; die Sonne hatte nicht mehr weit zur Rüste; dann wendete er sich gegen das Mittelgebirg und kehrte eilig heim. Bald trat er wieder aus dem Haus, eine Axt in der Hand; die Hölle in der Brust, rannte er keuchend bergan.

So hatte er die Schlucht erreicht. Erschöpft warf er sich in den kalten Schlamm, er spürte es kaum, wie das Wasser seine Glieder bespülte. Was beginnen?

Wären beide schäkernd heraufgestiegen, er hätte ihn jauchzend niedergeschmettert; von unten nahte eine helle Stimme:

„Wenn der Gemsbock über'n Kar ausspringt
Und die Sennerin schöne Lieder singt" . . .

Agnes kam, sie erblickte Cosmo, das Lied stockte in ihrer Kehle.

Er glich mehr einem Wahnsinnigen, als er vor sie hintrat, die Kleider besudelt, das schwarze Haar zerzaust, in der Hand die Axt.

„Du heiratest?" fragte er mit stieren Augen.

„Und wenn es wäre", antwortete sie erröthend, „wenn es wäre, gieng' es dich was an?"

„Ich will nichts von dir . . . nichts als einen Kuss, dann sind wir getrennt wie Himmel und Hölle, ich schwör' es dir bei Jesu, Maria und Josef . . . nur einen Kuss!" . . .

„Ho ho, Kerl!“ schrie das Mädchen zornig, entflieh, oder“ . . . sie hob die Hand.

Er faßte sie und rang, sie stieß ihn von sich.

Alle Kraft zusammenraffend, schleuderte sie ihn zurück, daß er an einen Baum taumelte und dann wieder vorwärts prallte.

„Du mußt, du mußt!“ heulte er keuchend und suchte sie wieder zu umklammern, wie ein Teufel den lichten Engel, der sich über ihm zum Himmel schwingt. Noch einmal warf sie ihn zurück, ihr Auge flammte, den Finger drohend ausgestreckt, rief sie ihm zu:

„Elender Hund, morgen klag' ich dich beim Amt. Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Er sah die hämischen Gesichter seiner Kameraden, er hob die Axt. —

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Es rauschte im Gezweig, sein Arm gehorchte mehr dem Schwung, als daß er geschwungen hätte . . . . das Beil traf ihr Haupt, sie brach zusammen; noch einmal suchte sie sich, auf die rechte Hand gestützt, emporzuraffen, mit der linken griff sie an die Stirn, um das Blut abzuwischen, die Glieder versagten jedoch den Dienst und sie sank mit einem leisen Seufzer auf die gelben Blätter, welche der Herbst hingestreut . . . Sie hatte vollbracht!

Cosmo stand mit weitaufgerissenen Augen unbeweglich; es rauschte wieder im Gezweig; mit einem Schrei, der Steine hätte spalten mögen, schleuderte er die Axt von sich und stürzte in den dunkelsten Wald. —

Der alte Speckbacher wartete vergebens auf seine Tochter; die Nacht brach an, sie kam nicht, die Glocken läuteten zum Gebet, umsonst schaute er, so weit es die Dunkelheit gestattete; endlich befahl er den Knechten, ihr entgegen zu gehen. Sie eilten über den Fahrweg bis zur Hallerbrücke — nirgends eine Spur von Agnes; den Pfad durch die Runse schlugen sie nicht ein, weil man nicht voraussetzen konnte, sie werde ihn zu so später Stunde betreten.

Dem Alten wurde Angst, er lief zu den Nachbarn; niemand wußte Bescheid, doch erboten sie sich voll Theilnahme suchen zu helfen, und bald flackerten auf allen Stegen Kienfackeln, lauter Ruf hallte über Wald und Feld; keine Antwort. Da stiegen zwei Burschen in die Schlucht, sie fanden Agnes im Blute, starr und kalt. Einer sah die Axt im Gebüsch schimmern, er hob sie schaudernd auf, auch sie war blutbefleckt. Sie schnitten Fichtenzweige ab und legten die Leiche quer darüber. Über die Nacht voll Jammer in Speckbachers Hause wollen wir mitleidig den Schleier breiten; was noththat, mußten die Freunde besorgen, und so lief auch ein Bauer zum Amt, dort Anzeige zu machen.

Der Verdacht fiel alsogleich auf Cosmo, die Gerichtsdiener machten sich augenblicklich auf, ihn abzufassen. Er war nicht mehr heimgekehrt,

sondern irrte wie Kain herum; sie lauerten daher vergebens vor der Thüre auf seine Ankunft. Beim Grauen des Tages beschloss er, in das Sudhaus zu gehen, um den Verdacht von sich abzuleiten; aus der dumpfen Verzweiflung war unwillkürlich der Trieb der Selbsterhaltung erwacht. Die Arbeiter schürten bereits das Feuer unter den großen Pfannen; als er eintrat, wichen sie scheu beiseite. Keiner bot ihm einen guten Morgen, und auch er wagte nicht, die Lippen zu öffnen. Er begann zu schaufeln und zu rühren, that jedoch alles verkehrt; niemand stellte ihn zur Rede. Ein Arbeiter hatte bereits dem Verwalter seine Anwesenheit berichtet, dieser schickte nach den Schergen. Sie eilten in das Sudhaus. Die Arbeiter erschraken, als gelte es ihnen; manchem entsank das Geräth, so furchtbar erschienen die Diener der Gerechtigkeit auf den Spuren der Schuld. Cosmo war gelähmt, er zitterte so heftig, dass ihm einer den Arm stützen musste, während ihm der andere Fesseln anlegte. Die Scene war um so schrecklicher, weil sie stumm, ohne Rede und Gegenrede vor sich gieng.

Man warf ihn in das Gefängnis. Durch das schwere Gitter erblickte er ein Stück des blauen Himmels und die Tannen am Saum des Mittelgebirges. Am zweiten Tag tönte harmonisches Glockengeläut zu ihm herab; er ließ die Eisenstange, sank in die Knie und schluchzte, die Stirn an die kalte Mauer gelehnt. Die Glocken läuteten droben einem Zug. Kreuze wurden vorangetragen, dann eine Bahre mit der Jungfrauenkrone auf den Schultern kräftiger Jünglinge, mit Sträußchen von Edelweiß an der Brust; dann ein Priester, er trug den weißen Chorrock, über den Schultern jedoch nicht die schwarze Stola, die bei gewöhnlichen Begräbnissen, sondern die rothe, welche an den Festen der Märtyrer angelegt wird; dann weißgekleidete Jungfrauen, den Kranz von Rosmarin im Haar, weinend, dass sie kaum die Leichengebete sprechen konnten, dann eine endlose Menge aller Stände, jedes Geschlechtes, jedes Alters. Der Zug wallte auf den Friedhof, die Erde empfieng den heiligen Staub.

Das Gericht leitete, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, die Vorerhebungen ein, erst nach diesen wurde Cosmo zum Verhör berufen. Er schwieg anfangs hartnäckig, als sich aber die Schlingen immer fester um ihn zogen, immer mehr erschwerende Umstände ihm vorgeworfen wurden, versuchte er zu leugnen, ja er wollte sogar die Schuld auf die zwei Burschen schieben, welche die Leiche entdeckt hatten und ihm jetzt die Axt entgegenhielten. Als er diese erblickte, zuckte er zusammen, er redete wirr durcheinander, bis er endlich auf jede Frage ein ängstliches „Wo?“ stotterte. Das Gericht befand sogar eine Gegenstellung des alten Speckbacher nöthig. Jammernd verfügte er sich in den Saal, er rief mit hocherhobener Hand die Rache Gottes auf das Haupt des Mörders. Dieser

fiel ohnmächtig zusammen. Der Greis wurde hinausgeführt; Cosmo erholte sich und verweigerte jedes Geständnis. Das Gericht beschloss, ihn einige Zeit den Schrecken seines Gewissens zu überlassen. Von jetzt an saß er bei Tag dumpf brütend im Gefängnis, immer wilder, immer verstörter wurden seine Züge, des Nachts verfiel er der Tobsucht, Gebrüll erfüllte den Kerker, die Ketten rasselten und klirrten, bis der Wächter erschien und ihn mit Schaum vor dem Munde, im Schweiß gebadet, sich an den Leisten der Bettstatt ankrallend, fand. Wenn er den Verbrecher fragte: „Was gibt's?" verstummte dieser. Wendete der Wächter sich zum gehen, so fiel er vor ihm auf die Knie und beschwor ihn bei allen Heiligen, zu bleiben.

„Warum?"

Er schwieg, und der Wächter gieng.

Ostern nahte. Die Kirche vergisst auch im Gefängnis den Verbrecher nicht, sie sendet ihre Friedensboten, ihm anzudeuten, dass er von ihrer Gemeinschaft nicht ausgestoßen sei, ihm ihren Trost zu bieten.

Der Galgenpater trat in die Zelle Cosmos.

Erschrocken starrte ihn dieser an und rief: „Meinst du, ich will sterben? Geh' zum —" er hielt inne — „pack dich zum Loch hinaus, ich brauch dich nicht."

„Gelobt sei Jesus Christus!" sagte der Mönch sanft, und reichte ihm die Hand.

„Was willst du?" schrie Cosmo.

„Dir den Segen des Himmels bringen, wo eine Heilige für dich an Gottes Thron kniet!"

Cosmo brach in ein tolles Gelächter aus.

Der Galgenpater ließ sich nicht irre machen. „Dir das Thor des Himmels zu öffnen", fuhr er fort, „wurde mir dein Kerker aufgethan!"

„Bin ich denn schon verdammt?" knirschte Cosmo.

„Du entgehst der menschlichen Gerechtigkeit nicht, Cosmo! Damit sich die göttliche Gerechtigkeit für dich in Gnade wandle, bin ich hier, das Gefängnis mit dir zu theilen."

„Theilen", rief Cosmo höhnisch, um durch Spott die innere Bewegung zu bewältigen, „ja theilen, daran erkennt man den Pfaffen!" Wüthend ergriff er den Krug und schrie: „So theile denn mit mir!" Er schleuderte ihm das thönerne Gefäß an den Kopf, dass die Scherben niederfielen, der Galgenpater sank halb betäubt in die Knie, er stützte sich auf den rechten Arm, den linken erhob er gegen die Stirn, von welcher Blut niedertröpfelte. Er blickte mild zu Cosmo auf und sprach: „Im Namen Jesu!"

Als ihn Cosmo in dieser Stellung sah, schauderte er zusammen; die Hände ringend, in den Haaren wühlend lief er auf und ab und flüsterte durch die Zähne: „Er weiß alles, er weiß alles!"

Schnell erkannte der Pater, daſs eine Wendung eingetreten sei, er stand auf und sprach muthig zu Cosmo: „Ja, ich weiß alles!

„Du weißt alles!“ jammerte der Verbrecher, „ist sie dir auch erschienen, wie ich sie sah in der letzten Stunde, und wie sie jede Nacht vor meinen Augen erscheint? Oh, du willst mich tödten lassen, du übergibst mich den Schergen!“

„Die irdische Gerechtigkeit streckt den Arm über dich, opfere dein Leben selbst, damit du ewig lebest!“

„Kann mir Gott eine solche That verzeihen? Ich fürchte den Tod, weil er mich in die Hölle wirft — kann mir Gott verzeihen?“

„Denk' an den rechten Schächer am Kreuze! Gott verzeiht dir durch mich, einen armen Sünder wie du. Ich erhebe meine Hand und zeichne dich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes; im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sind dir deine Sünden vergeben!“

Der Sünder blickte unter Thränen zu ihm empor. Jetzt breitete der Galgenpater die Arme aus und rief voll Innigkeit: „O mein Sohn!“

Cosmo sank an seine Brust.

Er wurde still und ruhig. Der Pater nahm ein Crucifix aus der Brust, stellte es auf den Tisch, beide knieten nieder. Jener betete vor, dieser sprach jedes Wort nach. Endlich erhoben sie sich.

Der Mönch trat an die Thüre, rief den Wächter und sprach leise einige Worte zu ihm. Bald kehrte dieser mit Fleisch, Brot, einer Zinnflasche und zwei Gläsern zurück. Nachdem er dieses auf das Bett niedergelegt, gieng er noch einmal und brachte ein kleines Tischchen. Cosmo lächelte . . . zum erstenmal seit Monaten. Der Mönch schenkte die Gläser voll Wein, erhob das seinige, stieß mit Cosmo an und rief: „Ein fröhliches Wiedersehen in der Ewigkeit!“

Sie redeten lang, der Verbrecher war fast heiter. Endlich wurde er einsilbiger, der Galgenpater merkte, daſs er völlig erschöpft sei, und betete ihm noch das Vaterunser vor. Cosmo legte sich zurück und entschlief bald.

Der Pater wachte bei ihm. Als der Morgen graute, trat er an sein Lager, wie ein Vater auf sein Kind blickte er auf ihn nieder, eine schwere Thräne rollte in seinen Bart.

Endlich legte er ihm sanft die Hand auf die Stirn, Cosmo schlug die Augen auf und erwiderte auf den Gruß: „Gelobt sei Jesus Christus!“ — „In Ewigkeit!“

Der Mönch forderte ihn auf, die heilige Communion zu empfangen. Freudig bat Cosmo darum. Jener rief wieder den Wächter, nach einer Weile brachte ein Kapuziner den geweihten Kelch mit der Hostie. Cosmo,

dem der Wächter die Fesseln abgenommen, kniete nieder und empfieng aus der Hand des Galgenpaters die Hostie.

Dann faßte er diesen beim Arm und gieng, von ihm gestützt, in den Gerichtssaal, wo er ein volles, unumwundenes Geständnis ablegte. Es wurde ihm der Stab gebrochen, der Kaiser bestätigte das Urtheil. Er war es, ihn sah ich als Knabe auf dem Hochgericht. Nun weiß der Leser, warum der Mönch Galgenpater heißt; ist er uns soweit gefolgt, so nimmt er wohl jetzt auch, ohne ungeduldig zu werden, dessen Lebensgeschichte mit in den Kauf.

Sebastian war der jüngste Sohn eines Grobschmiedes zu Absam. Er besuchte mit andern Buben die Schule; wenn auch nicht unter den letzten, zeichnete er sich doch bei Anlässen aus, wo ihm keine Belohnung, sondern nur die Ruthe blühte. Wie ein Eichkätzchen kletterte er über jeden Zaun; mit einer Sicherheit, um welche ihn mancher Schütze beneiden konnte, traf er auf dem höchsten Baum Nüsse und Äpfel, und fiel der erste Schnee, so konnte man ihn gewiss im Anger treffen, wie er Männchen daraus knetete, oder Haufen von Ballen wie Kugeln thürmte, um Vorübergehenden heimlich einen nachzuschleudern. Er war eigentlich eine drollige Gestalt, wenn er den andern voran johlend und schreiend über die Gasse lief. Durch die Löcher des zerrissenen Hütleins starrten wie Stroh aus den Spalten eines Stadels die Borsten; darunter die schwarzen Augen voll Unternehmungsgeist, das keck aufgestülpte Näschen, volle Wangen, strahlend von der Farbe frischer Gesundheit, soweit es der Schmutz erkennen liess, der sie eine halbe Stunde nachdem ihn seine Mutter mit einer Bürste abgerieben, wieder bedeckte; eine Jacke war ein Luxusartikel, den er im Sommer gar nicht kannte, die Hose, deren Farbe niemand zu bestimmen vermochte, reichte nur bis zur Mitte der Wade und war dort in Fransen zertröselt. Sein Vater hatte ihm oft gedroht, ihm den Hintern und die Knie mit Eisen zu pflastern; es wäre auch wohl das Beste gewesen, schwerlich hätte aber diese neue Mode bei ihm ein Vierteljahr ausgehalten, auch das Eisen wäre für ihn zu schwach gewesen. Plumpe Holzschuhe vollendeten die Toilette.

Seine Kameraden hatten ihm den Spitznamen Kikeriki beigelegt, weil er stets eine lange Hahnenfeder trug. Übrigens war dem Schlingel niemand feind, gutmüthig half er jedem Nachbar, wie und wo es gieng, nie zeigte er eine Spur von Bosheit oder Rachsucht, wenn er für einen losen Streich Züchtigung erhielt.

So vergieng ein Jährchen um das andere. Er hätte, solang die Mutter am Donnerstag Knödel, am Feierabend Nudeln aufstellte, gar nicht an die Zukunft gedacht, als müsste das in Ewigkeit so sein, da

faßte ihn eines Morgens, nachdem wieder ein Schuljahr vorüber war, der Vater beim Kragen, schleppte ihn vor den Amboß und gab ihm einen schweren Hammer in die Hand. Diese Scene war mit einer ganz kurzen Anrede begleitet: „So“, sagte der Alte, „jetzt ist's mit der Lapperei aus, da schlag zu und werd' ein braver Schmied!“

Das war unserm Sebastian für den Augenblick freilich nicht recht, denn er wollte mit etlichen Kameraden, die bereits vor der Thüre lungerten, in den Wald, Haselnüsse zu suchen, allein er fügte sich geduldig. Was sollte er auch anderes thun? Er sah jetzt ein, daß auch für ihn die Lernzeit kommen müsse; lieber als Nähnadel oder Schusterpfriem schwang er doch den Hammer; in der Schmiede war es stets lebendig, Fuhrleute kamen und ließen die Rosse beschlagen, immer wußten sie etwas Neues zu erzählen, und so fehlte es nie an Unterhaltung.

Neben ihm arbeiteten zwei ältere Brüder. Der erste war bereits Geselle, eine schlichte, harmlose Natur, treu und fleißig und in jeder Beziehung so zuverlässig, daß ihm der Vater, wenn er Reisen machte, um Eisen einzukaufen, die Aufsicht über die Werkstätte übertrug. Setzen wir gleich bei, daß er sie auch nach dem Tode des Alten übernahm, später heiratete und das Handwerk, geachtet von jedermann, fortführt bis auf den heutigen Tag, ohne daß sich das Schicksal im Guten oder im Bösen jemals viel um ihn gekümmert hätte.

Der zweite, Hieronymus, hatte mehr Ähnlichkeit mit der Mutter als dem Vater, während es sich bei Sebastian umgekehrt verhielt. Besser gesagt, die Eigenschaften der Mutter hatten sich bei ihm bis zu jener Grenze gesteigert, wo sie gefährlich zu werden und in Fehler umzuschlagen drohten. Der Vater schied bittere Tropfen, die in seine Seele fielen, bald wieder aus. „Das Elend bauen“, sagte er oft, „hilft nicht viel, unser Herr schickt nach dem Regen Sonnenschein, dann wächst wieder das schöne Blümlein der Freude.“

Die Mutter war still und nachdenkend: phlegmatisch möchte es dem flüchtigen Beobachter erscheinen, weil sie kaum je bei einem Ereignis in Aufregung gerieth. Geschah etwas Ungewöhnliches, so hob sie sachte den Kopf, ihr Auge schien zu starren, als staunte sie, doch verlor sie anfangs selten ein Wort. Man mochte wohl meinen, sie habe die Sache längst vergessen, bis sich unvermuthet eine Schleuse der Erinnerung öffnete, und sie auf den Gegenstand, den sie bisher still erwogen, zurückkam. Solche Naturen sind gegen Beleidigungen nicht unempfindlich; auch sie konnte eine Streitfrage erst spät zur Abrechnung bringen und dann mit einer Schärfe auftreten, die von dem sanften Weib niemand erwartet hätte.

Ihr Hieronymus war härter und schneidiger. Beleidigungen, die er zuerst ruhig anzunehmen schien, kochten in seinem Busen. — „Wir

werden sehen!“ pflegte er in solchen Fällen kopfnickend zu sagen, und dann folgte bei Gelegenheit ein Ausbruch, um so wilder und maßloser, als er sich sonst gut zu beherrschen wusste. Man konnte übrigens nicht von feindlichen Brüdern reden, obwohl der Gegensatz beider Naturen schon äußerlich sichtbar war. Hieronymus war schlank gewachsen, wie ein Storch schritt er auf den langen Füßen daher, während er kaum einen Arm regte, seine wasserblauen Augen verloren sich in die ungewisse Weite, und dennoch entgieng ihm auch in der Nähe nichts. Mochte hinter ihm geschehen was wollte, nie drehte er den Hals, sondern kehrte sich lieber voll Gravität ganz um. Bei Zeiten gewöhnte er sich an das Schnupfen, seine Dose zierte aber nicht ein Heiliger, wie es nach altväterischem Brauch sein sollte, sondern ein hübsches Mädchen mit üppiger Büste. Eigentlich war das ein Widerspruch mit seinem sittsamen Wesen. Solche Naturen muss man aber nicht nach dem äußeren Schein beurtheilen, ihr Innerstes verräth nur hie und da ein kleiner Zug, ohne dass man sie deshalb falsch oder Heuchler nennen dürfte. Sebastian gewann durch nähere Bekanntschaft, Hieronymus verlor dabei; dem Kobold, mochten auch seine Streiche hie und da ärgern, war niemand gram, während der Bedächtige eigentlich keinen Freund hatte.

So hämmerten die drei Brüder in der Schmiede des Vaters nebeneinander. So sollte es jedoch nicht immer bleiben.

Oft schreitet ein Wanderer nachts wohlgemuth auf seinem Pfade weiter, den er für den rechten hält, da zuckt ein Wetterleuchten durch das Dunkel und erhellt die Gegend, oder es beginnen die milden Lichter des Himmels zu schimmern, er hält inne, schaut verwundert auf und kehrt rasch besonnen um.

So sollte es unserm Sebastian geschehen. Zwei Jahre hatte er schon geschmiedet, manches Ross beschlagen und manchen Nagel auf den Kopf getroffen, da hörte er, dass am letzten Sonntag des Juli die akademische Liedertafel zu Absam ein Fest feiern wollte. Den Leuten in Tirol war die Sache ganz neu, es wurden daher allerlei Nachrichten herumgetragen. Sebastian bat seinen Vater, ihm zu gestatten, den Aufzug mit anzusehen. Der Schmied hatte kein Arges, er griff in den Sack und schenkte ihm auf die Bedingung, dass er nicht zu tief ins Glas gucke, einen Silberzwanziger, doch solle er ja beim Nachtessen nicht fehlen. Das geschah beim Mittagstisch; Sebastian sprang auf, warf den Löffel hin, ohne ihn nur abzuwischen, und wollte mit einem Satz zur Thüre hinaus. „Erwartest du's nicht bis nach dem Gebet?“ rief die Mutter.

Langsam kehrte er zurück. Erst nachdem alles nach strengster Hausordnung abgethan war, durfte er fort. Hieronymus schritt im gemessenen Takte einer Schwarzwälder Uhr voran. Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, that Sebastian einen hellen Juchschrei, dass sich der andere

fast entsetzte, schnalzte mit der Zunge und sprang querfeldein über die Wiese zum Garten des Boguerwirtes. Dort waren lange Tafeln aus rohen Brettern gezimmert, Familienväter hatten bereits vorsorglich Plätze belegt, der Wirt lugte nach der Straße von Thaur, auf der sich wie eine Schlange ein großer Zug bewegte. Fahnen schwenkten, Musikklänge tönten aus der Ferne.

„Jetzt ist es Zeit!" murmelte er; wie ein Feldherr gab er Befehle, seine hübschen Schwestern flogen hin und her und füllten für die durstigen Musensöhne die Flaschen mit rothem Terlaner; hinter einem Baume wurde das rußige Gesicht eines Knechtes sichtbar. Die Lunte schwenkend, fragte er: „Soll ich's krachen lassen?"

Der Wirt nickte zustimmend.

Nun donnerten die Böller der Reihe nach. Dann wurden sie rasch wieder aufgestellt, mit Pulver gefüllt und tüchtige Zapfen aufgesetzt; wie der Zug einschwenkte, sollte ihn eine volle Salve begrüßen. Auch Sebastian half treulich mit.

Unsere Studenten waren eben so lustig wie die anderer Universitäten, er wurden die gleichen Lieder gesungen und der gleiche Firlefanz, den man nun einmal als wesentlich für das akademische Leben betrachtet, durchgemacht, nur vielleicht mit etwas mehr Leidenschaft; war es doch das erstemal, dass sie von den lang verbotenen Früchten naschten! Mit Staunen sah Sebastian zu; so, stellte er sich vor, müsste es im Himmel droben sein, und erst, wenn man selber mitthun dürfte! Er machte freilich keine Reflexionen, die ihn in der Andacht des Genusses gestört hätten; da erblickte ihn der Sohn des Nachbars, selbst ein lustiger Studio, ein flaches rothes Käppchen keck auf dem krausen Haar, den Kragen aufgeschlagen, eine Pfeife mit großen Troddeln in der Hand.

„He", rief er, „he, Sebastian, du Philister, geh her, ich bring dir's!"

Fast ehrerbietig empfieng der junge Schmied das volle Glas.

„Schad' um dich", fuhr dieser fort, du solltest auf der Hochschule sein, das wär' flott; z'Innsbruck trät' gewiss kein lustigerer Bursch das Pflaster!"

Das war der Blitz, der ein grelles Licht in Sebastian's Seele warf und Wünsche weckte, die er bis jetzt nicht gekannt.

Dankend stellte er das Glas nieder, um sich stumm in die Menge der Dörfler zu verlieren, die neugierig das Schauspiel des Festes betrachteten.

An einem langen Tisch saßen Bauern mit ihren Frauen und Kindern, auch der Müller, — man konnte sein stattliches Haus in der Senkung zwischen Thaur und Absam erblicken — hatte sich eingefunden. Sein Töchterchen Zilla war eine ländliche Schönheit gewöhnlichen Schlages, rothe Wänglein, Augen wie Schwarzkirschen und was so dazu gehört.

Die Frau des Schmiedes war weitläufig mit dem Müller verwandt, Hieronymus hatte dem Mädchen gegenüber bereits platzgenommen, es konnte nicht auffallen, dass sich auch Sebastian beigesellte. Drei Stühle wurden noch an den Rand des Tisches gelehnt, denn der Schmied hatte auch versprochen, mit seinem Weib und dem Ältesten nach der Vesper dem seltenen Schauspiele beizuwohnen. Hieronymus that von Zeit zu Zeit einen langsamen, aber tiefen Schluck, er wurde lebhafter, endlich wagte er sogar sein Bäschen mit den Fingern anzurühren und ihr die wichtige Offenbarung mitzutheilen: „Wir haben uns eigentlich lange nicht mehr gesehen!"

„Du folgst halt deinem Namenspatron, der als Heiliger in der Wüste lebte und vor allen Leuten floh."

„Oder wie der Einsiedler dort auf dem Schloss", sagte die Müllerin. „Ihr kennt ihn ja alle, den Bruder Felix; vor einigen Jahren zog er noch mit den Schützen aus und war gar kein Kostverächter, jetzt ist er plötzlich erleuchtet worden und hat sich eine Klause gebaut. Da wollten letzthin einige Weiber zu ihm, denn er war mit den Lebensmitteln knapp beisammen — wisst Ihr, was er that, als sie an der Pforte klopften? Hinten ist er durch das Fenster hinausgehüpft, so dass sie ihm das Mehlsäckchen über den Zaun werfen mussten. Er ließ durch den Pfarrer danken, und als ihn dieser fragte, warum er denn davon gelaufen? antwortete er: in den Geschichten der Altväter stehe zu lesen, der Teufel habe die Frommen stets durch Weiber zu Fall gebracht. Der soll mich, wenn er wieder was braucht, fünferlen, hat er um sechs Feierabend."

Alle lachten.

„Der hat Euch gekannt", setzte der Müller bei, „und ist zu rechter Zeit verschwunden!"

„D'rum bist du mir nachgelaufen, bis ich dich endlich nahm — geh' du! antwortete die Müllerin.

„Nun ja", sprach er, „es war eigentlich doch nicht schlecht, dass wir uns zusammenfanden!"

Während dieses Wortgefechtes flüsterte Hieronymus zu Zilla über den Tisch: „Es hatte halt weder mein Namenspatron, noch der Felix ein so hübsches Bäschen!" Sebastian horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, auch er weidete das Auge nur zu oft am Lächeln des Mädchens.

Doch sprach er, seit er mit den Studenten zusammengetroffen, auffällig wenig, auch Zilla kam ihm ganz anders vor als früher. Er hatte mit ihr die Schule besucht, sie oft mit Schneeballen geneckt, mit ihr geschäkert und gespaßt, gerade wie mit einem Buben, noch vor acht Tagen war er ihr vor der Mühle am Brunnentrog begegnet ... jetzt musste er wohl verhext sein.

Ein Student kam aus dem Garten. Er trug einen schönen Strauß und überreichte ihn einer jungen Dame.

„Hätt' ich doch auch einen solchen Büschel!" sagte Zilla zum Vater.

„Den werd' ich dir bringen!" sprach Hieronymus und erhob sich langsam. Indes war Sebastian, ohne sich zu besinnen, aufgesprungen, er schwang sich, den Umweg zu ersparen, rasch über den Zaun und war bereits mit einer Hand voll Blumen zurück, als sich sein Bruder zum erstenmal bückte, eine zu pflücken.

Als er zurückkehrte, rief ihm Zilla entgegen: „Ich dank' dir, Sebastian hat mir schon gebracht!"

Hieronymus blieb betroffen stehen, verzog den Mund und setzte sich dann, ohne ein Wort zu sagen, wieder auf seinen Platz. Er ließ den Bruder nicht mehr aus den Augen. Als er sich erhob, gieng er ihm nach, führte ihn abseit und sagte zu ihm: „Ein solcher Lecker wie du soll einem Mädel keine Blumen geben!"

„Und warum nicht?" fragte Sebastian erstaunt.

„Weil du erst siebzehn Jahre alt bist!"

„Und du achtzehn! Fahr' ab mit deinen Sprüchen!"

„Thust du's noch einmal, gib acht!"

Sebastian lachte über diese Drohung und ließ ihn stehen. Unterdess waren die Eltern angekommen. Nachdem sich Alle am Tisch vereinigt, entspann sich ein gleichgiltiges Gespräch, welches jedoch bald durch einen lauten Toast der Studenten auf die Frauen Tirols unterbrochen ward. Aller Augen richteten sich auf den Tisch, wo jene in langer Reihe zechten; Zilla meinte, es gebe doch nichts Frischeres als diese jungen Herren.

Sebastians Auge leuchtete hell auf, über das Gesicht von Hieronymus flog eine leichte Wolke des Unwillens.

„Frisch, ja!" begann der Schmied, „sie können's leicht sein, denn sie leben aus dem Beutel anderer Leute, und sitzen, selbst wenn es mit der Studi aus ist, nicht an eigener Schüssel. Da ist mir der nächste beste Handwerksbursch lieber, er isst doch das Brot, das er im Schweiße des Angesichtes verdient."

„Aus einem Handwerksbursch wird aber nie ein Geistlicher!" bemerkte die Müllerin.

„Aber mit der Zeit ein Meister!" rief der Müller lebhaft dagegen, „und das ist was wert!"

Das Fest dauerte bis Abend. Da gab ein Student mit einem Horn das Zeichen.

Der Zug ordnete sich wieder und setzte sich, die flatternde schwarz-roth-goldene Fahne voran, nach Thaner in Marsch.

Am nächsten Morgen war alles wieder im Geleis des Werktages, die Schmiede hämmerten lustig im Takt; wenn sie jemand darans brachte,

war es — Sebastian. In seinem Innern gährten Sorge, Wunsch und Hoffnungen wirr durcheinander, doch hütete er sich vorläufig, Eltern oder Brüdern etwas mitzutheilen. Während der Ferien hätte sich so oder so seine Lage doch nicht geändert, der Vater würde ihm den Müßiggang nicht gestattet und selbst im Fall der Einwilligung zum Studium ihn zur Arbeit verwendet haben bis zum Tage der Abfahrt nach Innsbruck. Als die Schwalben fortgezogen und sich das Laub zu röthen begann, wurde Sebastian immer unruhiger, er verdarb in der Schmiede mehr als er nützte, und mußte sich wiederholt Vorwürfe gefallen lassen. Am Samstag vor Michaeli, als er wieder einen Verweis erhielt, legte er das Eisen nieder und sagte zum Vater: „Es geht nimmer mit dem Handwerk, ich will studieren!“ Dieser hielt erstaunt mit dem Schwunge des Hammers ein, ließ ihn dann auf dem Amboß sinken, wischte sich den Ruß aus den Brauen und musterte den Sohn von oben bis unten. Rechts und links traten mit offenen Mäulern die ältern Söhne zu ihm.

„Hast du sonst keine Schmerzen?“ begann er unwillig. „Studieren ja, hättest du's nach der Feiertagsschule gesagt.“

„Dort war mir alles einerlei, ich wußte nichts von der Welt!“

„Die lernst du als Schmied auf der Wanderung früh genug kennen. Jetzt bist schon siebzehn und willst unter den Buben auf der Bank rutschen? Du zerreißest im Gymnasium ein Paar gemsledene Hosen, ehe du's zu was bringst, bist du grau!“

„Ich habe mich erkundigt. Man kann zwei Jahre zusammenziehen und für beide Prüfung machen. Das will ich thun. Schmied mag ich nicht bleiben, ich wäre unglücklich mein Lebtag.“

Er war dem Weinen nahe.

„Nicht Schmied?“ bemerkte Hieronymus höhnisch. „Dir kocht man etwas Besseres als uns!“

Sebastian warf ihm einen zornigen Blick zu.

„Student ja“, fuhr der Vater gemessen fort, „wenn es dabei bliebe. Wer steht mir aber gut, daß du nicht umschlägst und dann nach einem Jährlein, wo du das Lumpen und Faulenzen unter den Burschen gelernt hast, als Taugenichts daher kommst? Dann ist das Geld hinausgeworfen.“

„Wagt die Probe!“ rief Sebastian, „das erste Jahr verlange ich nichts als die Kleider von Euch. Ihr sollt mir keine Kost zahlen, auch das Quartier nicht, als Bettelstudent will ich meinen Unterhalt vor Klosterthüren und bei Wohlthätern suchen, wie so mancher andere, der es weiter brachte, als ich es je bringen werde. Halt' ich nicht aus, so ergreife ich ohne zu mucksen wieder den Hammer.“

Der Alte schwieg nachdenklich. Endlich verließ er die Werkstätte und gieng in die Stube, wo er der Mutter alles vortrug.

„Wir könnten es vielleicht in der Ewigkeit büßen", sagte diese, „laſs ihn probiren. Geht es nicht, sind wir frei von jedem Vorwurf. Wer weiß, ob es nicht ein Wink des Himmels ist? War doch seit Urgroßvaters Zeiten in unserer Familie kein Geistlicher mehr; ich hab' mir oft heimlich eine solche Zierde des Hauses gewünscht."

„Wenn du meinst, gut!" erwiderte der Schmied, „er soll ein Vierteljahr hinauf, sich die Kosten zusammenbetteln; wer auf eigenen Füßen stehen will, sorge selbst für sich. Sind die Professoren zufrieden, dann reut mich für ihn auch das Geld nicht. Die Verantwortung übertrag ich dir."

Er kehrte in die Werkstätte zurück.

Mit klopfendem Herzen wartete Sebastian auf die Antwort.

„Die Mutter", begann der Schmied, „ist einverstanden, ein Vierteljahr geben wir dir zur Probe, mißlingt es, dann laſs uns in Ruh' für ewige Zeiten."

Sebastian sprang hoch auf vor Freude, dann lief er in den Winkel, zog unter Hobelspähnen ein zerlumptes Buch hervor und zeigte es dem Vater: „Siehst du, ich habe mich heimlich vorbereitet, schon kann ich ala durch alle Endungen und jetzt bin ich beim amo!"

„Wird was Sauberes werden", witzelte Hieronymus, „wenn du jetzt schon mit dem Amor anfängst!"

Sebastian war zu glücklich, sich um solche Sticheleien zu kümmern, er eilte zur Mutter, ihr aufrichtig zu danken und alles Gute zu geloben.

Nach wenigen Tagen war er marschfertig. Er hatte sich heimlich ein buntes Käppchen machen lassen, dieses steckte er in die Rocktasche.

Vor der Mühle verbarg er den Hut hinter dem Gartenzaun, setzte das Käppchen auf und klopfte am Fenster. Zilla guckte heraus, schwieg einen Augenblick erstaunt, dann lachte sie laut auf und lief zur Thüre.

„Wie gefall' ich dir?" schmunzelte Sebastian.

„Oben thut sich's, unten schlecht!" erwiderte sie, „laſs dir auch den Rock stutzen, wie die andern Studenten. Ein solcher Wadenfeger taugt nur für einen alten Bauern!

„Einen Blumenbüschel steckst mir aber doch auf", bat Sebastian, „jeder bringt einen solchen in die Stadt!"

„Sollst einen haben, Vetter", entgegnete sie und trat in den Garten, wo sie eine Blutnelke und einige Zweiglein Rosmarin pflückte.

Der Student reichte ihr das Käppchen über den Zaun, sie befestigte den Strauß mit einer Stecknadel.

Dann gab er ihr den Hut, sie solle ihn behalten und später der Mutter bringen.

Er machte sich freudig auf den Weg.

Bei der steinernen Marterſäule hinter der Thanrer Mur verſchwindet die Mühle in einer Bodenfalte; Sebaſtian ſchwang das Käppchen und jauchzte, daſs man es bis Abſam hören konnte.

Zu Innsbruck ſtudierte er, daſs ihm der Kopf rauchte; es gelang ihm, das Wohlwollen der Profeſſoren zu gewinnen. Eines Tages kamen ſeine Eltern, nachzufragen, und da der Beſcheid zu ſeinen Gunſten ausfiel, bewilligten ſie ihm die nöthige Unterſtützung.

Wir wollen den Leſer nicht mit den für ihn unwichtigen Ereigniſſen von Sebaſtians Studenten-Laufbahn behelligen; damit die Unterbrechung nicht zu lang dauere, möge er uns nur erlauben, eine Anekdote einzuflechten. Sebaſtian gieng an Ferientagen nicht ſelten von Innsbruck nach Abſam, um dort die Zeit im elterlichen Hauſe zuzubringen; warum ſollte er dabei nicht auch in der Mühle einkehren, die am Wege lag, und ein bischen mit Zilla plaudern? Niemand hatte ein Arges, weniger angenehm war es freilich Hieronymus, und es gab daher manchmal Zwiſt. Endlich bemerkte die Mutter eine ſolche Scene, die Urſache konnte ihr nicht verborgen bleiben, und ſie nahm Sebaſtian beiſeite.

Zilla war das erſte Mädchen, mit dem er in nähere Berührung gekommen, ſie mußte daher ſein Intereſſe erregen, wenn auch nicht ſo tief, daſs er einen unverlöſchbaren Eindruck empfangen hätte; ſeine Gefühle waren nie zu Wünſchen gereift, er hatte gar nie darüber nachgedacht; erſt das Geſpräch mit ſeiner Mutter führte ihn zur Erwägung und endlich zum Entſchluſs, den Bruder nicht mehr zu reizen, ein Entſchluſs, den ſein gutes Herz auch dann gefaſst hätte, wenn es ihm ein Opfer gekoſtet haben würde.

Er beruhigte Hieronymus, der bei dieſer Eröffnung wohlgefällig das breite Maul auseinanderzog und ihn von jetzt an ruhig mit Zilla ſcherzen und lachen ließ, während er zuſah und vergnügt die Hände rieb. Übrigens war er, mochte er es ſich immer einbilden, auch nicht Hahn im Korbe, dazu hätte er kühner auftreten müſſen.

Sie wäre Hieronymus unbedenklich zum Altar gefolgt, hätte er ſie nur vor den Altar führen und dann verſorgen können! So betrachtete ſie ihn zwar freundlich als einen von den vielen, von einer lebhaften Neigung war aber keine Spur.

In ſeinem Innern loderte das Feuer umſo heftiger, je weniger er ihm Freiheit geſtattete. Sie mußte doch längſt wiſſen, was er fühle, dachte er oft. Eine Kokette hätte ihn von Stufe zu Stufe auf das Eis gelockt, dazu war ſie jedoch zu ehrlich oder zu derb, es fiel ihr nie ein, ihn zu ermuntern oder zu reizen.

Selbſtändig aufzutreten war ſeine Natur nicht angelegt, er hätte wohl am liebſten den Vater geſchickt, um beim Müller zu werben. Übrigens war er zufrieden, daſs alles ſtand wie es ſtand; er konnte

sie ohne Hindernis besuchen, anschauen und heimlich liebhaben; niemand klatschte deswegen, denn die Leute auf dem Lande setzen nicht gleich voraus, dass einer, der mit einem Mädchen ein bisschen fein thut, deswegen Ernst machen muss.

So kam wieder die Vacanz. Sebastian hatte längst schon versprochen, Zilla einmal zu Innsbruck herumzuführen. Er bat sich daher beim Zeindl die Wägelchen aus, der alte Schimmel wurde vorgeführt, Hieronymus der Überglückliche und das Mädchen stiegen ein und so kutschierte er sie durch die Halleran. Er sah sich dabei oft nach dem hübschen Bäschen, mit dem er in der Stadt paradieren wollte, um, so dass er den Wagen beinahe in einen Graben geworfen hätte; es sollte aber noch besser kommen. Als er zu Innsbruck in die Neustadt fuhr, wollte er ihr in dem Schaufenster eines Kaufmanns einige schöne Sachen zeigen; während er, den Kopf umgewandt, mit der Peitsche hinwies, gab er mit der Linken dem Zügel einen Riss, die Deichsel fuhr in die Scheiben eines Juweliers, und der Gaul streckte erstaunt ob dem Weg, den man ihm anwies, die Nase in den Laden.

Lautes Geschrei erschallte von allen Seiten, das Volk lief zusammen, die Brüder mussten den Schaden ersetzen und hatten dazu auch noch den Spott. Das Mädchen schämte sich, Hieronymus brummte, Sebastian machte sich aus dem Ganzen nicht viel und riss selbst Witze über das Abenteuer.

Die Geschichte wurde aber in Hall ruchbar, man dichtete Spottliedlein, es gab Vorwürfe und Verweise, Hieronymus besuchte die Mühle weniger häufig als früher, und so wurde er denn eines Sonntags mit der Neuigkeit überrascht, dass — Zilla Braut sei. Ein junger Bauer aus Pradel, der schon öfters mit dem Müller geschäftlich verkehrt hatte, meldete sich, wies einen bedeutenden schuldenfreien Besitz aus, er gefiel dem Alten, und die Tochter sagte nicht nein.

Hieronymus erblasste, dann schoss ihm das Blut ins Gesicht, er wusste weder, was er thun, noch was er reden sollte.

„Nun", rief die Müllerin, „wünschest du deinem Bäschen gar nicht einmal Glück?"

Er schwieg noch immer.

Dann weckte ihn das Gelächter der Knechte, welche auf der Ofenbank saßen, aus seiner Erstarrung, erschrocken blickte er im Kreise herum, er schien sich erst jetzt auf alles zu besinnen und stotterte endlich: „Ich wünsche ihr so viel Glück, als sie um mich verdient."

Er nahm seinen Hut. „Ich werde dir", sagte er zu Zilla, ohne ihr die Hand zu bieten, „für die Aufrichtigkeit und Freundschaft, die du mir bewiesen, stets dankbar sein, und wär's hundert Jahre!"

Er gieng, ohne die Thüre zu schließen.

Ein tiefer Schmerz hatte sich des ganzen Menschen unwiderstehlich bemächtigt, er suchte ihn kaum zu verbergen; zu Hause beachtete man ihn anfangs nicht, man war ja sein schweigsames Wesen, seine Zurückhaltung gewohnt. Endlich erregte das bleiche Gesicht, die trüben Augen, die eingefallenen Wangen bei der Mutter Sorge, sie fragte ihn, ob er krank sei; dunkles Roth übergoss sein Antlitz.

„Du fieberst ja", rief sie ängstlich, „man muss dir den Doctor holen."

Er machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, es werde sich schon alles von selbst geben.

Sebastian konnte er nicht täuschen, denn dieser hatte von der Verlobung erfahren und brachte den traurigen Zustand des Bruders alsogleich damit in Zusammenhang.

Als sie allein waren, drang er mit aufrichtiger Theilnahme in ihn; fast unwillig wies Hieronymus denselben anfangs zurück, endlich gestand er, überwältigt von seinen Gefühlen, alles; sonst war er einsilbig, jetzt sprudelten die Worte durcheinander, wie sie Liebe und bereits erwachende Rachsucht ihm entrangen.

Dass sich das Verhältnis Zillas zum Bauern nicht mehr ändern lasse, darüber wurde er in den letzten Tagen, wo er alles nach jeder Richtung überlegte, völlig klar; er hatte nur mehr den dunklen Drang, auch seinerseits einen Schritt zu thun, der ihn vor sich selbst von der Vergangenheit befreien und die Last derselben auf das junge Paar wälzen würde.

Sebastian begriff eigentlich von diesen Dingen wenig, umsoweniger, weil er die gleiche Angelegenheit ohne viel Herzbrechen abgethan, allein er fühlte Mitleid und rieth Hieronymus, er möge nur nicht den Spott der Welt auf sich ziehen, das Haus des Müllers besuchen wie vordem und sich allmählich zurückziehen.

Sebastian erbot sich, zuerst hinzugehen.

Er pflückte im Garten die schönsten Blumen, warf sie auf die Bank und lud den Bruder ein, ihm beim Binden eines Straußes, den er Zilla glückwünschend überreichen wolle, zu helfen.

„Lieber greif' ich glühendes Eisen an", rief Hieronymus zurücktretend, „als die Blumen zu einem Strauße, den sie vielleicht noch heute abend ihrem Bauern vorsteckt."

„Meinetwegen mag sie ihn einem Bock zu fressen geben", sagte Sebastian lachend und begann zu wählen und zu binden.

Er war fertig und machte sich auf den Weg.

Die Müllerin und Zilla saßen vor dem Hause auf der Bank. Sich zierlich verneigend, bot er dem Mädchen den Strauß: „Eigentlich wär' der Brauch", sagte er, „dass du gleich, nachdem du die Sache

richtig gemacht, deinen Lotter der künftigen Verwandtschaft vorgestellt hättest, allein die alten Sitten kommen aus der Mode, und so bin ich denn hierher geeilt, dir wie einem Stadtfräulein meine Aufwartung zu machen und Glück zu wünschen."

„Nun das freut mich", entgegnete Zilla, „daſs du mir nichts für übel hast!"

„Ich für übel?" rief Sebastian und blickte sie scheinbar verwundert an.

„Du nicht", erwiderte die Müllerin, „aber dein Bruder, der hat sich ja die Zilla eingebildet und ist nun, weil er so lange nicht kommt, bös darauf, daſs sie ihn nicht mochte. Neben den Pradler darf er sich halt doch nicht stellen."

„Die Söhne meines Vaters", sprach Sebastian verletzt, „sind nicht schlechter als der des Bauern zu Pradel. Übrigens irrt Ihr, wenn Ihr meint, Hieronymus sei verdrießlich, weil Zilla heiratet. Glück auf und schönes Wetter! Er ist ein tüchtiger Arbeiter, und mir ist gar nicht bange, daſs er mir zur Zeit eine Schwägerin bringt, so gut wie Eure Zilla, der ich übrigens nichts herabthue."

Das Mädchen rümpfte die Nase, Sebastian bemerkte es und fuhr spöttisch fort: „Verdrießlich ist er allerdings, aber nur weil Ihr ihm vor der Verlobung gar nichts mittheiltet, und ihn die Nachricht wie das gloria in excelsis gewissermaßen aus den Wolken überraschte. Ihr kennt ja seine Empfindlichkeit!"

„Er soll thun, wie er will", entgegnete die Müllerin, „das kümmert uns wenig?"

„Nur nicht so oben aus, Base!" sprach der Student, „jetzt lassen wir das gut sein, er mag es selbst mit Euch abthun."

Sebastian war innerlich tief verstimmt, da er jedoch nichts merken lassen wollte, so überbot er sich im Lauf der Unterhaltung an Witz und Humor, so daſs die beiden Frauen gar nicht aufhörten zu lachen.

Nachdem er sich verabschiedet, sagte Zilla zur Mutter: „Ein Student ist halt doch das flotteste Ding von der Welt, schad', daſs sie nicht heiraten können!"

„Du, red' nicht so neben dem Pradler", entgegnete die Alte brummend, „die Mannsleute sind oft eifersüchtig."

Hieronymus befolgte treulich den Rath des Bruders, der indes nach Ablauf der Ferien wieder zu den Studien gekehrt war; er gieng von Zeit zu Zeit in die Mühle, fast wie früher, auch sein Betragen schien nicht anders, sein Gemüth arbeitete noch immer, ohne die verschiedenen Strömungen zu zeigen. Er hörte ruhig zu, wenn vom Pradler die Rede war, nur einmal, wo Zilla jenen lobte, zuckte er auf in der

Meinung, es geschehe, um ihn herabzusetzen. Er hatte ihn nie gesehen, sein Widerwille steigerte sich aber zu dunklem Hasse, als er hörte, jener habe geschworen, ihn, sollte er mit ihm bei Zilla zusammentreffen, durch die Thür hinauszufußeln. Er ballte heimlich die Faust und wünschte fast eine Begegnung mit dem glücklichen Nebenbuhler; eine Entladung des mehr und mehr anschwellenden Grolles sollte ihm, hoffte er, wie früher manchmal die Seele erleichtern.

Der heilige Abend war angebrochen. Dort besuchen die Bursche ihre Bekannten, es steht der Weihnachtszelten, nachdem ihn der Liebhaber abgeschnitten, auf dem Tische, jeder kostet ein Stück davon und läßt sich den Branntwein oder Liqueur, der dazu geboten wird, schmecken. Hieronymus gieng nachts zum Müller, schon vor der Thür hörte er lustiges Gelächter aus der Stube, er schaute durch eine Spalte des Ladens hinein: neben Zilla saß der Pradler, ein junges Bürschlein mit keckem Gesicht, das ein Bärtchen zierte, aufgedreht wie die Schwanzfeder eines Enterichs. Sie kosten mit einander, während die Mutter kaum wehrte und lächelnd zusah — der Vater war noch nicht nach Hause gekehrt.

Hieronymus stieß einen dumpfen Laut des Unwillens aus; er mußte sich erst sammeln, dann trat er in die Stube. Der Bauer warf ihm einen finstern Blick zu.

Jener grüßte Mutter und Tochter, ohne ihn zu beachten, und legte den Hut, den einige Federn schmückten, auf den Tisch; der Pradler stürzte ein Glas Schnaps hinunter und summte dann das Schnadahüpfl:

„Zu Pradel da droben
Ist a Hendl verreckt,
Und a Abjamerbua
Hat die Federln aufg'steckt."

Zilla reichte Hieronymus, der ihrem Bräutigam verächtlich den Rücken wendete, ein Stück Zelten; er kostete davon, lobte ihn, wie es der Brauch, und holte aus der Tasche ebenfalls eine große Schnitte. „Sie solle versuchen, wie ihn seine Mutter gerichtet."

Zilla brach ihn entzwei und reichte dem Pradler davon. Dieser, der Hieronymus für feig hielt, weil er sein Trotzlied ohne Erwiderung hingenommen, warf sein Stück auf den Boden und rief höhnisch: „Den Dreck mag ich nicht!"

Hieronymus zitterte: „Hätt' ich dich vor der Thür', rief er, „ich wollt' dir die Ohren recken!"

„Du willst meinen Schwiegersohn schimpfen?" schrie die Müllerin.

„Schon dein Schwiegersohn!" entgegnete Hieronymus, „nun ja", setzte er spöttisch bei, „mich kümmert's nicht, wenn er bei Zilla vor der Messe zum Opfer gegangen ist."

Die Röthe der Scham brannte auf den Wangen des Mädchens.

Der Bauer sprang auf und faßte Hieronymus bei der Gurgel. Er hatte sich jedoch verrechnet. Der junge Schmied, stets gewohnt, den schweren Hammer zu schwingen, besaß eine furchtbare Kraft, die noch durch Wuth gesteigert ward; er riss sich los, dass die seidene Halsbinde platzte, packte den Gegner beim Schopf, wirbelte ihn ein paarmal im Kreise und schlenderte ihn vor die Füße des Mädchens, dass alle Glieder krachten.

„Nun sieh", rief er, „wer besser ist! Behalt ihn dir, und wenn du glaubst, ich habe dich je lieb gehabt, so glaub' es! Jetzt hass' ich dich wie die Großmutter des Teufels. Selbst am Thor der Ewigkeit verzeih' ich dir die Beleidigung nicht, die du mir angethan."

Der Pradler wollte sich aufrichten, Hieronymus stieß ihn zurück und verließ, die Thüre unter höhnischem Gelächter zuschlagend, das Haus.

So schien die Sache abgethan, Hieronymus hatte jedoch dadurch, dass er gewaltsam alle Fäden zwischen sich und Zilla zerrissen, noch nicht Ruhe gewonnen. Es brachen traurige Tage für ihn an, Liebe und Haß wogten in seiner Brust, immer und immer wieder tauchte das Bild des Mädchens vor dem dunkeln Hintergrunde streitender Gefühle auf; hätte sie ihm heute die Hand geboten, er würde, alles vergessend, der glücklichste Mensch geworden sein. Wenn er aber wieder des Nachts zur Mühle schlich, durch das Fenster guckte und das verlobte Paar nebeneinander auf der Bank sah, überwog der Groll und er hätte beide zerschmettern mögen. Einmal konnte er nicht schlafen, er zog die Kleider an und verließ das Haus. Ehe er daran dachte, stand er vor der Mühle; dort im Schatten des Vordaches war Zillas Kammer, er trat näher — eine Leiter lehnte am Fenster. Hieronymus knirschte vor Wuth, indem er an den Pradler dachte, denn wer anders sollte wagen zu fensterln? Er horchte durch die Nacht, es schien ihm, als höre er Gelispel. Jetzt kannst du dich rächen! flüsterte es in sein Ohr, zünd' ihnen das Nest über dem Kopf an! — Er griff in die Tasche, hatte jedoch kein Feuerzeug bei sich.

Da kam ihm ein anderer Gedanke, er hob Steine auf und warf sie in das Fenster der Kammer, wo der Müller schlief. Prasselnd sprangen die Scheiben. Als der Pradler, vom Lärm erschreckt, um zu fliehen, den Fuß auf die Sprossen der Leiter setzte, rückte sie Hieronymus weg, so dass er herunterpurzelte. Dann sprang er auf den Hügel nebenan und weidete sich eine Zeit lang an der Verwirrung und dem Geschrei, das im Hause losgieng. Er sah, wie der Pradler auf allen Vieren in eine Staude kroch, es juckte ihn, dem unglücklichen Liebhaber noch das Wamms auszuklopfen, da erinnerte er sich zur rechten Zeit an die zahlreichen Knechte des Müllers und gieng heim.

Die Hochzeit war auf den Faschingsonntag festgesetzt. Der Müller hatte die ganze Verwandtschaft eingeladen, nur den Schmied nicht, ob-

gleich beide in keiner Feindschaft lebten. Er entschuldigte sich deswegen auch bei ihm, und gab als Grund an, dass er jeden ärgerlichen Auftritt zwischen den Buben vermeiden wolle. Die Vetterschaft solle deswegen nicht zu Brocken sein. Das war dem Schmied auch recht.

Die Hochzeit wurde zu Pradel mit allem bäuerlichen Prunke gefeiert. Nach dem Mahle ist es der Brauch, mit den Gästen herumzuziehen von Wirtshaus zu Wirtshaus bis spät in die Nacht.

Ebenso ist bekannt, dass die Burschen eines Dorfes es sehr übel nehmen, wenn ein Mädchen aus der Gemeinde wegheiratet, insbesondere ein hübsches und reiches. Diese pflegen dann meist in einem Wirtshause, wo die Runde ankehrt, zu passen, um Streit zu suchen. Dann geht eine tüchtige Keilerei los, sonst wäre eine Bauernhochzeit ebenso wenig vollständig, als ohne Kalbskopf mit dem Lorbeerzweig im Maul. Die Absamer hatten sich in der Redoute zu Innsbruck zusammenbestellt, dort wollte nämlich der Brautzug mittanzen. Für Hieronymus war es ein Ehrenpunkt, dabei zu sein.

Der Student traf die Gesellschaft im Saale an einem Tische beim Wein; er wusste nichts von ihrer Absicht und setzte sich wohlgemuth zu ihnen. Da hörte man auf der Gasse jauchzen und jodeln, die Bursche stießen einander an. Der Zug erschien im Saale, voran der Pradler und Zilla, beide festlich geschmückt, er einen Strauß an der Brust, sie den Kranz von Rosmarin und Goldflinserln auf dem Kopf.

Ein Absamer sang:

„Der Geldsack, der Mehlsack,
Die sind bei einand,
Und im Geldsack, im Mehlsack
Da ist nichts als Sand."

Die Kameraden des Pradlers zogen die Schlagringe aus der Tasche und steckten sie an den Finger: einen Reif aus Eisen oder Silber, an dem ein schwerer kantiger Knopf angelöthet ist; gar mancher Bauernbursche hat einen Schlag schon mit dem Leben, der Gegner im Zuchthaus gebüßt. Die Absamer schauten spöttisch zu.

Ein Pradler sang:

„Ihr Absamer Buab'n
Thut's Maultrommel wöck,
Sonst schlagen wir'n Takt euch,
Dass's kriegt blaue Flöck!"

Ein Absamer stand auf, jauchzte und erwiderte, die Hände im Hosenträger:

„A Kranzl willst tragen?
Hast's lang schon verlor'n,
Wir thun dir eins binden
Aus Stroh und aus Dorn!"

Nach diesem Wechselgesange rückten die Gegner drohend auf einander los.

Hieronymus brach den Fuß von einem Stuhl und eröffnete den Angriff auf den Pradler. Mit einem schweren Schlage streckte er ihn hin, dass das Blut von den Schläfen troff. Zilla schrie laut, Hieronymus deutete hohnlachend auf den Gefallenen und suchte einen anderen Gegner.

Gleichzeitig begann mit Trompeten und Pauken ein Walzer, im Saal entspann sich ein furchtbarer Wirrwarr, die Polizei fuhr dazwischen und trennte die Kämpfer.

„Lasst mich auf den Spitzbuben los!" schrie der Pradler, der sich wieder erhoben hatte, wüthend. Ein Soldat hielt ihm das gefällte Bajonett entgegen. Er taumelte zurück.

„Wart' nur", rief Hieronymus mit geballter Faust, „ich werd' dir heut' das Nest wärmen, dass dir die Hölle dagegen zu kalt ist!"

Sein Gesicht trug einen dämonischen Ausdruck, er verschwand in der Menge. Die Polizei, nicht imstande, beide streitbare Mächte zu arretieren, wies sie aus dem Saal fort, der Commissär beschied sie jedoch auf den nächsten Morgen ins Amt, dort sollte ihnen ihr Trinkgeld ausgezahlt werden.

(Schluss folgt.)

Die Katzenhetz'.

Ein Geschichtlein aus dem Volke. Von **Dr. Karl Schönherr.**

Der Bergerhansl war mit seinen dreizehn Jahren noch ein kleiner Knirps, aber ein großer Lump. Zu finden war er überall, in der Schule ganz hinten, und bei den Spitzbubereien ganz vorn. Beim Beten schlief er, bei der Arbeit fror er, beim Essen kam er in Schweiß. Und das schlug ihm gut an; er strotzte vor Gesundheit, wie die meisten Lumpen, seine Backen waren roth und fleischig, und auf dem Kugelkopf trug er ein ganzes Stoppelfeld strohgelber Haare, die nach allen Dimensionen des Raumes auseinandersprühten. Da schoss eine Garbe pfeilgerade in die Höhe, gleich daneben griff ein Büschel wagrecht aus, und das obere Drittel der Ohrmuscheln war beiderseits von einem überhängenden „Haarschipl" verdeckt. Hatte aber nichts zu sagen, denn Hansls Ohren waren trotzdem noch groß genug.

Beim Anblick dieser ausstrahlenden „Büschl" und „Schipl" kam man unwillkürlich in Versuchung, daran zu zupfen; und der Schullehrer, willensschwach, wie er schon war, konnte gar nie dieser Versuchung Meister werden.

Der Hansl war zwar in allen Lumpereien wohl bewandert, hatte aber doch auch sein ausgesprochenes Specialfach, das Katzenquälen. In diesem Punkte war er eine Capacität. Nußschalen hatte er den Thieren als Schuhe an die Füße gebunden und sie dann ins Estrich gesperrt, wo sie durch das ungewohnte Geräusch, das plötzlich ihren Tritt begleitete, immer wilder und wüthender gemacht, wie besessen herumfuhren, so daß die alte Bergerin einmal mitten in der Nacht aufstand und geweihtes Kraut verbrannte, um das „Geistergepolter" zu bannen. Kunstgerechte Hinrichtungen durch den Strang hatte er weit über ein Dutzend vorgenommen. Bei den Vorbereitungen hiezu hielt er sich stets genau an ein illustriertes „Familienblatt", in dem eine menschliche „Hinrichtung" im Bilde dargestellt war. Sogar das „Gnackausrenk'n", das ganz besondere Kunstgriffe erforderte, hatte er bis zum Überdruß geübt.

All das hatte für den Hansl nicht den geringsten Reiz mehr; er war blasiert und abgestumpft, und neue Ideen wollten sich nicht einstellen, so sehr er auch seinen dicken Kopf abmarterte und quälte. Da kam ihm endlich der Haushund „Tyras" zu Hilfe. Dieser hatte eines Tages im Hofe die große Tigerkatze aufgespürt und jagte sie mit wüthendem Gebell vor sich her. Das Herz hüpfte dem Hansl vor Lust. Mit höchstem Interesse verfolgte er den Wettlauf. Der Tyras war dem Best schon ganz dicht auf den Fersen.

„Jetzt muß er sie hab'n — jetzt — aber jetzt. —

Gerade als der Tyras die Katze nach Hansl Wunsch und Berechnung hätte zwischen den Zähnen haben sollen, erreichte diese die Mauer; mit einem Satz war sie droben, mit einem zweiten darüber hinab und verschwunden.

„Verdammte Mauer", schrie der Hansl und stieß mit dem Fuße daran. „Kann man denn gar koa Vergnüg'n mehr hab'n!"

Aber eine Idee reifte unter seinem Strohdach.

Wäre das Vieh nur auf der großen Wiese gewesen, die sich ein Trumm hinter dem Hofe weit und breit in der Ebene dehnte, ohne Baum und Strauch — ohne Schlupfwinkel. — — — — — —

Der Hansl machte plötzlich einen Luftsprung und schnalzte mit der Zunge.

„Dös gibt a Hetz!" schrie er laut auf. „Dös is was für mi!"

Haben die Engländer ihre Fuchshetz', so wollte der Bergerhansl seine Katzenhetz' haben!

Von einem Sonntag auf den andern paßte er auf eine günstige Gelegenheit; denn für einen Werktag wäre so ein Vergnügen schade gewesen. Aber es wollte sich nie recht geben. Bald war der Vater nicht aus der Hütte zu bringen, dann saß wieder die Mutter ganze Nachmittage lang in der Küche beim Kaffeehafen; aber der Hansl konnte warten.

Und am Spätnachmittag des Frohnleichnam gab sich's ganz prächtig. Der Vater war im Wirtshaus, Hansls erwachsener Bruder folgte als gehorsamer Sohn dem Vater, die Mutter war auf einen Plausch zur Nachbarin hinüber; nur die alte, halbtaube Großmutter saß in der sommerlich stillen Stube; und die konnte nicht auf den Hansl achten, sie hatte mehr als genug zu thun, um die Fliegen von ihrer Nase zu verscheuchen.

„Nu also", jubilierte der Hansl, als er mit einem alten Salzsack der Küche zuschlich, wo er die Tigerkatze vermuthete. „Grad' wart'n muaß man können!" „Muinzl", lockte er sanft, „Muinzl — Muinz!"

Richtig kam auch schon die Tigerkatze mit hoch aufgestelltem Buckel hinter dem Herde hervorgeschlichen.

„Ja freilich" — schmeichelte der Hansl, näher heranschleichend, „s Muinzl is brav — so brav!"

Die Katze sah ihn scheel an, als wollte sie sagen: Ja, aber der Hansl nit, und verhielt sich ziemlich zugeknöpft. Als er aber mit einigen Fleischbröckeln kam, wurde Muinz zutraulicher, ließ sich sogar auf den Arm nehmen. Und als sie eben vor Behagen zu schnurren begann, machte der grausame Hansl seinen Spruch: Dreimal drei is neun — marsch mit dir in 'n Sack hinein!"

Und drinnen war sie!

Wie er dann triumphierend mit seinem Opfer im Salzsack zur Thüre hinauswollte, ertönte vom Herde her ein leises Mian, und das niedliche Köpfchen eines kleineren zweiten Kätzleins wurde sichtbar.

Flugs hatte sie auch schon der Hansl beim Kragen und im Sack.

„Es is oa Katz schon gnat", calculierte er, „aber zwoa Katzn sein besser! Gibt a doppelte Hetz'!"

Nun ließ er den Tyras von der Kette und eilte mit ihm, das Herz voller Wonne, der Wiese zu. Es war ein herrlicher, sonnenklarer Tag, weit und breit kein Mensch zu sehen, die Wiese frisch gemäht — ja, der Hansl hatte ein unheimliches Glück. Zudem hatte er heute außerordentlich gut und kräftig gegessen, dann trug er ein nagelneues Gewand am Leib, gewürfelte Beinkleider und einen schiefgestreiften „Jangger", und jetzt noch diese Hetz dazu. — — — — —

Wenn es im Salzsack drinnen so lebendig „herumwurlte" und „zwazelte", gieng ihm jedesmal ein Wonneschauer über den Rücken.[1]) Und wie der Tyras den Sack abschnüffelte und winselnd empor sprang!

„I gratulier, i gratulier", rief der Hansl ein um's andere mal in überquellender Freude.

Dann lachte er wieder selbstgefällig in sich hinein:

„Bin i nit a Teufelsbua! I krieg schon bald a Freud an mir selber!"

[1]) Was für eine Unsumme von Vergnügungen war für ihn in diesem alten schäbigen Salzsack verborgen!

Bald war er mitten auf der Wiese angelangt.

Mit geübtem Auge schätzte er den Mittelpunkt ab, gieng bald noch etwas vorwärts, dann noch rechts, und endlich blieb er stehen. „So! Gnat is's!"

Hier konnte die Katze nun nach allen vier Windrichtungen laufen, es gab weit und breit nur ebenen Boden, kein Schlupfwinkel, keine Verschanzung, weder Baum noch Strauch.

„So, Tyras! Jetz' gehn wir's an!"

Der Hund geberdete sich wie besessen.

„Wart' nur, du g'scheckets Luadervieh, heut' wirst mir d' Hetz' nimmer verderbn!" höhnte der grausame Junge, während er sich anschickte, den Sack zu öffnen.

Wüthend und pfauchend schoss die große Tigerkatze aus dem Sack, und zugleich mit ihr wie der Blitz die Kleine. Der Hund machte einen gewaltigen Satz und schnappte schon mit den Kiefern.

Doch die beiden Katzen hatten im Nu das Schlachtfeld überschaut. Weit und breit kein Schlupfwinkel, keine Verschanzung, weder Baum noch Strauch; der Hansl das einzige Ding, das in dieser Ebene irgendwie in die Höhe ragte. Und so fuhren sie denn wie auf Verabredung an Hansls Beinen entlang in die Höhe; im nächsten Augenblick saßen sie bereits auf seinem Schädel.

Hansls Kopf, so groß er war, hatte aber nicht Raum für zwei. Doch Mainz und Manz wussten sich zu bescheiden.

Die Tigerin hatte sich in dem dichten Strohhaar verschanzt und hackte ihre kräftigen Tatzen ohne weiteres in die Kopfhaut ein, so dass diese trotz der straffen Spannung Falten bekam, wie ein Ziehharmonika; die Kleine hielt sich mehr nach rückwärts und verankerte sich mit ihren spitzen Krallen in Hansls Nackengegend.

So erwarteten sie mit funkelnden Augen und gesträubten Borsten den Beginn des Kampfes.

Der Hansl aber stand da wie ein gefrorener Jörgl und war so paff, dass er trotz seiner Schmerzen aufs Schreien vergaß.

Der Tyras gieng sofort zum Angriff über. Bellend und wüthend sprang er hoch an Hansl empor, um die Beute von seinem Kopf herunterzuholen. Die Thiere erlangte er nicht, dazu war er zu nieder gebaut; aber einen handbreiten Fetzen aus Hansls neuem, schiefgestreiftem Rock hatte er gleich beim ersten Ansturm zwischen den Zähnen.

Allgemach kam Leben in den Bergerbuben.

„Auweh, auweh'! schrie er aus Leibeskräften und zog abwechselnd bald das rechte, bald das linke Bein in die Höhe. „Lasts mi aus, ös verdammt'n Viecher! Lasts mi aus! I thu enk nix!"

So dumm waren die Katzen nicht, auszulassen. Und dass ihnen nichts geschah, dafür wollten sie schon selber sorgen.

Der Hansl versuchte wohl, sie gewaltsam mit den Händen herunterzureißen, aber da wäre eher der ganze Kopf mitgegangen, so fest gruben sie ihre Krallen ein. Zudem bekam er Hiebe und Bisse auf die Hände ganz hageldicht, dass er sich's gerne vergehen ließ, da hinaufzugreifen.

Der Junge schrie und fluchte und schnitt Grimassen, wie ein Verdammter; die Katzen pfauchten, der Tyras bellte, winselte, sprang mit steigender Wuth nach den Bestien und riss einen Fetzen nach dem andern aus Hansl schief gestreiftem Jaugger.

Sapperlott, war das eine Hetz'!

Von vorn gieng's nicht, das war dem Tyras klar geworden. Deshalb versuchte er, den Katzen in den Rücken zu fallen. Er schlich sich nach hinten und erneute dort mit wahrem Löwenmuth seine Anstürme.

Doch flugs änderten auch Muinz und Mauz ihre Schlachtstellung. Die Kleine wich vom Genick etwas gegen den Scheitel zu und hackte sich dort ohne Verlaub zu sagen in Hansls Schädelschwarte ein, während die Tigerin mit hochgezogenem Buckel vorsichtig bis über die Stirne hinaus vorrückte und ihre Vordertatzen kraftvoll in Hansls Nasenflügel hieb, dass dieser laut aufbrüllte; mit den Hinterbeinen ritt sie auf seiner Schädelkuppe. Es saß sich gar nicht schlecht auf dem strohhaarenen Sattel. Die beiden Ohren dienten dem schlauen Best als Steigbügel.

Der Hansl winselte und wand sich vor Schmerz, das Blut rieselte ihm über Gesicht und Nacken. „Auweh! Teufl hoaß! Glühnig hoaß!" wimmerte er in einem fort.

Es is oa Katz' schon guat, aber zwoa Katz'n sein besser!

Auf solche Weise konnte der Tyras auch hinten nichts ausrichten, nur riss er im Eifer des Gefechtes auf einmal gleich das ganze Hintertheil aus Hansls neuen, gewürfelten Beinkleidern heraus.

Ja, eine Hetz war's, das konnte niemand bestreiten.

Halb dem Wahnsinn nahe, bückte sich der Hansl instinctiv etwas stärker gegen die Erde. Nun waren die Viecher dem Tyras leichter erreichbar. Aber dieser, durch die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen aufs äußerste gereizt, unterschied gar nicht mehr zwischen Mensch und Katzenvieh und biss den Hansl kurzweg in die Wange.

Die Katzen ließen sich auch im Nahkampf nicht uzen und hieben mit ihren Tatzen muthig von Hansls Kopf herunter nach dem Tyras. Und kein einziger Streich gieng daneben. Denn was nicht den Hund traf, gieng in Hansls fleischige Backen.

Der schrie wie ein Besessener. Seine Kopfhaut war aufgefranst, das ganze Gesicht kreuz und quer zerkratzt, die Nase gut auf das doppelte Volumen angeschwollen, die Ohren zwei dicke, blutrünstige Klumpen. An den gewürfelten Beinkleidern fehlte das Hintertheil und von dem neuen,

schiefgestreiften Zangger waren überhaupt nur mehr einige Lappen übrig, die gerade noch zu Stoffmustern gereicht hätten.

Hansl! Kannst eine Freude haben an dir selber!

Laut heulend lief er heim zu, mit den beiden „Höllenviechern" auf dem Kopfe; und hinterdrein stürmte der Tyras. So zog der Bergerhansl in den Hof ein, den er mit den wonnigsten Hoffnungen verlassen hatte. Die beiden Katzen schwangen sich beinahe an derselben Stelle, wo sich die Tigerin damals noch rechtzeitig den Zähnen des Tyras entzogen hatte, von Hansls Kopf weg auf die Mauer und waren im nächsten Augenblick hinter derselben verschwunden.

Als der Hansl, ein Bild des Jammers, sich in die Stube schleppte, schrie die Mutter laut auf vor Schreck:

„Herr Jessas! Armer Bua! Was is denn dir gschehn! Mein Gott, über und über voll Blut!"

Der Vater, welcher soeben von Wirtshaus heimgekehrt war, sah in seinem praktischen Sinne nur das zerfetzte neue Gewand, sonst gar nichts.

„Also so gehst du mit'm nagelneuen Gewand um!"

Dann tastete er auch schon emsig, mit unheilverkündender Stille die Wand ab, wo etwan das spanische Röhrl heute wäre.

Der Hansl, nichts Gutes ahnend, schrie Zeter und Mordio:

„Anweh! Wer wird mir denn 's Bluat stellu! Wer stellt mir denn 's Bluat!"

„Wir leitns halt a bissl weiter abi vom Kopf, nacher wird's wohl stehn", gab der Bergerbauer zur Antwort.

Dann bog er das Bürschlein über das linke Knie und maß ihm eine ausgiebige Tracht herunter, wobei der Hansl nun erst mit erschreckender Deutlichkeit spürte, welche Verheerungen der Tyras an seinen gewürfelten Beinkleidern angerichtet hatte.

Nachdem der Berger seine Ableitungsmethode genugsam in Anwendung gebracht hatte, überließ er erst den Patienten der mütterlichen Behandlung und Pflege.

Die Heilung gieng verhältnismäßig rasch vonstatten, denn ein gesundes Blut, das hatte der Hansl. Nur einmal wurde die Mutter ängstlich, als er in seinem Bette plötzlich laut aufschrie:

„O i Ochs — i Esl — i Stoaneſl!"

Da glaubte die besorgte Bäuerin, es breche am Ende gar nachträglich die Hundswuth aus; aber der Hansl wusste gut, warum er sich so anklagte.

Er war allgemach — wie man schon im Bette oft so nachdenkt und grübelt — daraufgekommen, dass die Hetz' ganz anders hätte verlaufen können, wenn er sich damals nur gleich flach auf den Boden niedergelegt hätte.

Aber wenn einem zwei solche Höllenvieher auf dem Kopf sitzen, vergeht einem das Denken.

Ein Mann von fünf Jahren.

Bauernbildl mit Herrenglossen von **Peter Rosegger.**

Der Regen hatte aufgehört, ein lebhafter Wind schüttelte von den Bäumen die Tropfen. Ich machte noch am Abend einen Spaziergang aufwärts des Trabachs, wo die zwei- und dreihundertjährigen Bauernhäuser stehen. Sie sind von Holz gebaut und haben noch klingend harte Wände, während unweit davon das hölzerne Häuschen eines Sommerfrischlers, das aus dem vorigen Jahrzent stammt, bereits anfängt zu modern. Auch diese putzige „Villa" bemüht sich schon recht alt zu scheinen und hat ihr Holz deshalb braun anstreichen lassen. Aber die sonnen- und wetterbraune Farbe der hundertjährigen Bauernhäuser ist es nicht.

Die Bauernhäuser am Trabach haben kleine Fenster, in denen rothe Nelken stehen und sind einen Stock hoch. Das Bretterdach ist noch einmal so hoch und sehr steil, wie ein gothischer Kirchengiebel, es ragt starr über die Wirtschaftsgebäude empor. Bei meinem Spaziergang nun sah ich auf dem First eines solchen Hausdaches etwas Lebendiges. Ein fahlfarbiges Wesen, das sich längs der Dachschneide langsam fortbewegte. Es war weder eine Katze noch ein anderes Hausthier, es war etwas Gespenstiges, wie es sich so zuckend weiter bewegte und dann wieder unbeweglich dahockte. Und näher kommend sah ich, dass ein Menschenkind da oben dahinkroch. Ein etwa fünfjähriger, blonder und rothwangiger Knabe, barhaupt und barfuß, nur ein graues Hemd und Höslein am Leibe. In reitender Stellung, mit den Händen vorgreifend, sich festhaltend an den Latten, bewegte er sich voran, dann an den Giebel gekommen, sachte wieder zurück, und ein paarmal rief er aus: „Hi, Schimmel!" Das Haus war sein Reitpferd.

Ich war bei dem Anblick erschrocken, dass mir die Beine zitterten. Wie kommt dieser Knabe auf das schreckliche Dach? Die Leute arbeiteten auf der Wiese und sahen es nicht, in welcher Gefahr das Kind schwebte. Ich wollte noch hinaufrufen: Gib acht! Gib acht! Fürchtete aber gerade mit diesem Rufe ihn zu erschrecken und unsicher zu machen. Er ritt auf dem Dachfirst gelassen hin und zurück und rief mit seinem hellen Stimmlein: „Hi, Schimmel!" — Ich gieng ums Haus herum

und sah dann auf der Gartenseite eine lange Leiter angelehnt, bis zum unteren Dachrand reichend. Von dort weg lag auf dem Bretterdach eine Feuerleiter, die bis zum First gieng, aber sie bildete nicht die Fortsetzung der unteren Leiter, sie lag mehr rechtsab und konnte nur über einige steile Dachbretter hin erreicht werden. Und doch musste er da hinaufgestiegen sein.

Als der Kleine sich sattgeritten hatte auf dem im Winde klappernden Bretterdach, als er auch an dem Giebelknauf gerüttelt hatte, ob der wohl auch fest stehe, hob er das eine Bein über den First und begann an der Feuerleiter niederzusteigen, den Rücken an das Dach gekehrt. Einen Augenblick rutschte er, denn die Bretter waren glitschig, aber an den Sprossen klaute er sich fest. Der Kleine machte es so bedächtig, dass mir fast die Zuversicht kam. Niedersteigend fieng er an, laut die Sprossen zu zählen: Eis — zei — dei — vier — füf — sex — acht — zölf." — Na, wenn er die Sprossen auch so übersprungen hätte, wie die Zahlen, dann wäre es schlimm geworden. Endlich war er am unteren Dachrande. Hier, auf dem Rücken liegend und mit den Händen zu beiden Seiten sich an der Leiter festhaltend, fieng er an, mit den Beinen zu strampeln hinaus über den Rand in die freie Luft, vor lauter Lust. Und ich, auf dem sicheren Erdboden stöhnte vor Angst. Da hatte er mich plötzlich bemerkt und stutzte. Wurde ganz still und schaute unbeweglich herab. Ich rief ihm zu, er soll nur so sitzen bleiben und versuchte die untere Leiter zu rücken, dass sie sich an die Feuerleiter anschloss. Als der Knabe diese Absicht bemerkte, schob er sich rasch um und kletterte aufwärts, hastig und flink wie eine Katze.

Ich war rathlos und wollt die Leute rufen von der Wiese her. Am Zaunthor stand ein mit Grüngras vollgepfropfter Korb, den schleppte ich herbei und entleerte ihn über den Steinen der Dachtraufe, wo der Kleine unfehlbar herabfallen musste. Der Knabe hockte wieder auf dem Dachfirst und beobachtete mit Misstrauen mein Beginnen. Dann wendete er das lichte Rundköpflein nach der andere Dachseite hin, wo keine Leiter war. Es schien fast, als wollte er's dort hinab versuchen.

Von der Wiese her kam der alte Bauer und rief mir zu: „Was macht Ihr denn da? Der Bub fürchtet sich ja!"

„Aber mein Gott, es ist auch die höchste Gefahr. Wie könnt Ihr ihn denn da hinaufsteigen lassen?"

„Anweh!" lachte der Alte. „Vor dem Herabfallen wird er sich fürchten! Das wär' schon gar schön! Wann soll der Mensch denn das Klettern lernen, als in der Zeit, wenn er gelenkig und gering ist?"

„Aber das arme Kind!" sprach ich entrüstet. „Wie kann denn ein Kind die Vortheile und die Gefahren kennen und die richtige Vorsicht anwenden!"

„Den Schlingel solltet Ihr erst einmal auf den Kirschbäumen sehen! Bis ins letzte Zweigel hinaus, dass er dann nur so von einem Ast zum andern hüpft wie ein Vogel. Der fängt Euch von den Rothkiefern Eichkatzen herab. Und so ein Hausdach da, wo nichts brechen kann!"

„Aber Ihr sagtet doch selber, dass er sich fürchtet!"

„Freilich fürchtet! Natürlich fürchtet! Weil ein fremder Mensch da steht bei der Leiter, und nicht weggehen will!"

„Vor mir soll er sich fürchten?"

„Vor wem denn? Fremde Leut' kommen nicht viel zu uns, da ist er schreckig."

Der Bauer rüttelte an der Leiter, ob sie fest stehe, dann rief er aufs Dach: „Maxl! Ich bin da! Ich bin's! der Ähndl!" — Der „Fremde" aber gieng hinüber an die Lindenbank, wo er vom Dache aus nicht gesehen werden konnte. Und dort habe ich mich erst einmal besonnen. — So weit ist es mit dir gekommen, du alter Waldbauernbub! Hast du nicht selbst einst an den Giebeln der Hausdächer in die Spatzennester geguckt? Hast du nicht selber von den Wipfeln der Lärchbäume die rothen Blütenzäpfchen herabgeholt? Und du wirst jetzt nervös wie eine alte Kindsfrau, wenn ein frischer Knabe auf dem Dach herumsteigt?

So weit haben es die vierunddreißig Stadtjahre gebracht und das Hocken am Schreibtisch! Und die verschiedenen Mütter, die vor Schreck aufkreischen, wenn ein Kind auf den Lehnstuhl klettert, oder sich auf einer Zaunlatte schaukelt! „Ich bitte dich, bleib' herunten, du kannst herabfallen! Ich bitte dich, spiele doch ruhig mit den Bausteinen und lass das Umhertollen, du kannst dir Arme und Beine brechen! Ich bitte dich, lege das Messer weg, du kannst dich schneiden! Ich bitte euch, so rauft doch nicht, ihr Rangen, ihr werdet euch noch ein Auge ausschlagen! Ich bitte dich, ziehe doch den Paletot an, wenn du ausgehst, es ist windig! Und schlage ein dickes Tuch um den Hals, damit du keinen Katarrh bekommst! Aber Karl, du hast gewiss nasse Füße, ziehe sofort trockene Socken an! Mein Gott, laufet doch nicht so, Kinder, es wird eine Lungenentzündung geben!" So geht es den ganzen Tag, und nach dem Willen der Mutter müssten die Kinder immer hübsch brav im Winkel hocken, oder bei streng gemessener Temperatur von achtzehn Graden im Garten recht ruhig und eingezogen herumgehen. Aber die schlimmen Kinder folgen nicht. Sie folgen einer anderen Mutter, der Mutter Natur. Sie wollen sich rühren, mit allem frisch anbinden, alles versuchen und sich naturgemäß vorbereiten für den großen Kampf, der ihnen ja nicht erspart bleibt. Trotzdem gelingt es dem immerwährenden Bewachen und Einschränken vieler Eltern, ihre Kinder derart zu verweichlichen, dass sie später zu nichts fähig sind. So untergräbt man systematisch seinen eigenen Stamm. Eine Stadtmutter wäre im Angesichte des kletternden Kindes

wahrscheinlich in Ohnmacht gefallen, ich hatte nicht weit dazu, und daraus erhellt die Entartung eines von Haus aus leidlich gesunden Naturburschen, wenn er ins Treibhaus der Civilisation versetzt wird. War denn kein Tröpflein Blut mehr vorhanden von jener Zeit? Hatte er sie denn ganz vergessen, die kleinen, lustigen Kerle im Waldlande, die Tag für Tag sich in die Lebensgefahr begaben solange, bis sie groß und stark geworden? Im reißenden Bache der Fresen waren sie barfuß hin- und hergegangen, um Forellen zu fangen, und wehrsame Krebse hatten sie in die Zehen gezwickt. Auf glosenden Kohlenmeilern waren sie umhergestiegen, um die sich öffnenden Krater mit Lösche zu verschütten. Stiere hatten sie gereizt und waren ihnen dann auf den Rücken gesprungen. Auf den sich vorwärts bewegenden Baumblöcken der Brettersäge waren sie geritten, ganz nahe bis zum auf- und niederrasenden Messer hin, das sie im nächsten Augenblicke mitten entzweigeschnitten hätte. Auf dem Mühlfloß über dem kreisenden Rade hatten sie das Eis aufgehackt, in der Zeugschmiede hatten sie unter sprühenden Funken das Eisen gehämmert. Gerungen hatten sie miteinander, dass die Recklein zu Boden purzelten, die Körper an die Steine schlugen und es mehr Beine gab in der Luft, als Köpfe. Bei schwärmenden Bienen huben sie die lebendigen Trauben von den Sträuchern. Es gab Stiche und Schrammen und allerhand Wunden, aber es wurde kein Aufhebens davon gemacht. Frost und Hitze, Hunger und Durst, ohne dass viele Worte darüber verschwendet wurden. Auch nicht, wenn einer zu Ostern beim Pöllerladen Tabak rauchte. Hatten sie ein Halsbrennen, oder eine Lungenentzündung, so wussten alte Franen dafür Schmieren, Pflaster, Pulver und Tränke, die wendete man an und wartete dann, bis die Krankheit vorüber war. Manchmal starb einer, die jedoch davonkamen, waren nachher wie Stahl aus der Esse.

So wird ein starkes Volk erzogen. Auf dem Steinhaufen wird der Mensch kräftig, in der Watte geht er zugrunde.

Dergleichen sann ich unter der Linde, alldieweilen Erinnerung der Muth der Alten und Moralisieren die Tugend der Schwachen ist.

Von der Haldgasse her glockte und trottete die Herde. Kühe, Ochsen, Stiere und Kälber durcheinander. Die Thiere waren übermüthig, gankelten miteinander, stießen sich, sprangen eins aufs andere, stemmten sich Kopf an Kopf gegen einander, jedes bestrebt, sein Horn dem Gegner in den Hals zu rennen. Dabei brüllten sie, schnoben und scharrten mit den Beinen, dass der Sand flog. Mitten unter diesem Gewirre und Gedränge watschelte ein kleines Barfüßlein drein, ein etwa siebenjähriges Dirndel, das mit der Birkengerte den ganzen Trubel vor sich her trieb, oft den Rindern fast unter die Füße kam und doch die Führende blieb.

So ein Ochs nimmt ein siebenjähriges Kind gerade so vollwertig, wie einen dreißigjährigen Mann und lässt sich von ihm leiten, und dem

Kinde fällt es nicht ein, daſs es von der halbwilden Herde zermalmt werden könnte.

Allmählich machten die Leute auf der Wiese Feierabend und kamen zum Hauſe herüber. Da sagte die kleine, stets emsige Bäuerin zu ihrem Mann: „Bei der Bachwehr unten die Stang' kannt'ſt wohl auch einmal wegthun. Der Maxl hupft drauf schon wieder hin und wieder. Auf ja und na kann er in's Waſſer patſchen —"

„Nachher iſt er naſs und kriegt Schläg'," antwortete der Alte, sonſt sagte er nichts. Der Maxl war nämlich schon lange nicht mehr auf dem Dach; draußen auf der über dem Bache liegenden Heuſtange, gerade über dem Wirbeln und Strudeln des großen Wehrtümpels schien es ihm wohl heimlicher zu ſein, als auf dem Hausfirſt, wo einer gar nit ſicher geht vor fremden Leuten.

„Wie viele habt Ihr?" fragte ich den Bauer, denn es wurden der Kinder immer mehr ſichtbar, größere, als der Maxl war und auch kleinere. Und alle voller Lebendigkeit und Unternehmungsluſt, wo ſie ſprangen, hüpften und kletterten.

„Stuck a zehn wurden ihrer im Ganzen ſein", antwortete er.

„Einer iſt uns geſtorben", vervollſtändigte die Bäuerin.

Bei näherer Nachfrage erfuhr ich, daſs ein Junge von einem Holzſchlitten erdrückt worden war, den er vom Berge herabzog und an der ſteilen Lehne ſchließlich nicht mehr aufhalten konnte. Einer war alſo doch in der Gefahr umgekommen, während die übrigen in ſteigender Kraft und froher Kühnheit aufſtrebten. — Einer! Von zehn verweichlichten Stadtkindern ſtirbt wohl ein Drittel vor der Zeit.

Ich bin meines Weges weitergegangen. Und auf der Wieſe beim rauſchenden Bach, da ſprang aus dem Wehrtümpel plötzlich der Knabe, das Waſſer über und über von ſeinen Kleidern ſchlenkernd, daſs es ſpritzte. So ſchoſs er, dem unheimlichen Fremden in weiter Runde ausweichend, quer hin, aber nicht gegen das Haus, ſondern gegen eine Bretterhütte. Dort im Heu mochte er ein behaglicheres Trockenwerden erhoffen, als im Hauſe, wo ein naſſer Bub Schläge kriegt. Das Hüpfen auf der Stange war freilich erlaubt, aber das Inswaſſerfallen war verboten.

Als ich mir nachher den Tümpel beſah, den tiefen, weiten Keſſel, in welchem von der Wehre ein kleiner Niagarafall niederbrauste und in weißen Giſchten rundum wirbelte und kochte, da ward mir die Sache deutlicher. Ein anderer wäre einſtweilen drinnen geblieben. Mein Maxl aber! — Er muſste Übung haben im Hineinfallen und Herausſteigen, der junge Mann von fünf Jahren!

Ich glaube, den könnte man auf die Spitze des Stefansthurms ſchicken, zu ſehen, ob die Türken ſchon kommen, oder in eine Taucherglocke thun; er fürchtet ſich weder vor Adlern, noch vor Seeungeheuern — er fürchtet ſich bloß vor Fremden.

Jesus Christus.

Gedicht von Emil Faller.

Da steht sie wiederum,
Die große, herrliche Gestalt,
Vor meinen Augen!
In lichten Formen fließt der heil'ge Leib
Durch der Gewandung Schnee.
Unendlich freundlich blickt sie zu mir nieder,
Das engelschöne Antlitz träumerisch geneigt
Und schlichte, wundervolle Locken um das Haupt
Des edelsten der Erdensöhne.

O, welch ein Adel! Welche Geisteshoheit!
Der Liebe Sanftmuth mit dem Ernste hold
vermählt!
Der Abglanz Gottes leuchtet noch
Von dieser reinen Stirne,
Wie hohe Berge abends glüh'n,
Wenn längst dem Thal
Die Sonne untergieng.
Die sanften Lippen lächeln Allverständnis,
Allerbarmen jeder Creatur,
Und aus dem tiefen Blicke strahlt
Das ganze, weite Himmelreich des Menschenherzens
Mit seinem Seelenfrieden,
Der glaubensinn'gen Opferfreudigkeit,
Das uns der Göttliche erschloss.

O Menschensohn!
Du reichste Wunderblume,
Die je der Erde dunklem Schoß entstieg!
Von deinem Paradiesesduft umflossen,
Im Sonnenscheine deiner seligsüßen Nähe,
Wird mir so wohl und warm,
So still zu Muth.
Es schweigen alle Dissonanzen dieses kleinen Lebens,
Dass ich vertrauensvoll der Welt Geschick,
Mein eignes selbst,
Dem hehren Geist befehle,
Der frohverheißend aus den milden, lieben Augen glänzt.

Ja, zank' nur fort, du finstre, herzverstockte Pharisäerschaft,
Mit deinem todten Wort, voll Hass und Fluch!
Ja, läst're frech, gespreizte Weisheit hohler Gottesleugner!
Ich setz' mich hier bescheiden zu des Meisters Füßen.
Ich lass' euch gerne euern stolzen Wahn,
Und wenn Er bei mir ist, der Herrliche,
Und wenn ich gläubig zu Ihm aufschau' —
Da spür' ich keine Leere, keine Hoffart mehr im Herzen,
Ich fühl' nur eines, eines:
Ich bin Christ!

Der große Kirchenabfall in Steiermark

vor dreihundert Jahren.

In Graz, nächst der Domkirche, steht ein kirchlicher Prachtbau, der durch seine nicht sehr geschmackvolle Prunkhaftigkeit auffällt. Es ist das Mausoleum Erzherzog Ferdinands II. Zu dieser Grabstätte processionsweise zu wallen, hat die katholische Kirche alle Ursache, besonders in dem gegenwärtigen Jahre 1898. Und die Kirche feiert thatsächlich heuer ein Jubiläum, zu dem das Volk bereits in Stimmung versetzt wird. Denn es ist nun gerade dreihundert Jahre her, seitdem Ferdinand II. die Steiermark wieder katholisch gemacht hat.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir einen Blick zurück thun auf jene Zeit der Wirren und Bedrängnisse unseres Vaterlandes. Zwei gewaltige Feinde waren aufgestanden, der Türke bedrohte das Land, und der Martin Luther die katholische Kirche. Diese hatte noch mehr Angst vor dem letzteren, als vor dem ersteren Feinde. Und mit allem Grunde. Denn die Kirche und die Priesterschaft war im Lande damals in einem geradezu abscheulichen Zustande gewesen, durch und durch verdorben, gleichgiltig und welthaft. Ich will nicht die im Angesichte des heutigen gewissenhaften Priesterstandes fast unglaublichen Beispiele nachsagen, die alte Chronisten uns überliefert haben, will nur die Klage eines damaligen katholischen Priesters anführen, der gewiss nichts weniger, als zu stark aufgetragen haben wird. Der Cardinalerzbischof Matthäus von Salzburg brachte sie auf der Synode zu Mühldorf im Jahre 1522 vor.[1])

„Wüsste man nicht aus zahllosen anderen Quellen, wie es um die Kirchenzucht in jenen Tagen bestellt war, man könnte meinen, die Farben seien auf seinem Gemälde viel zu schwarz und zu stark aufgetragen. Trotz alledem, was in früheren Zeiten für die Erhaltung und Förderung der Kirchenzucht verordnet worden sei, seien die Gebote so wenig eingehalten worden, dass man heutzutage vor einem Abgrund stehe. Ungebundenes Leben, Abnahme guter Sitten, zahlreiche Schändlichkeiten und ihre von Tag zu Tag wachsenden Ausschreitungen haben die Geistlichen lau und nachlässig in der Erfüllung ihrer Berufspflichten gemacht, abergläubisch, begehrlich und gleichgiltig gegen die Verbreiter der von der Kirche verdammten Lehren. Ihrer Würde vergessend, tragen sie eine Kleidung, die sich von der der Laien nicht mehr unterscheidet, ja sie gehen auch bewaffnet umher. Der Völlerei und dem Trunk ergeben, verkehren sie in Gasthäusern, rennen in den Straßen umher, finden stets Grund zu Saufgelagen, wobei es ohne Gotteslästerung, Zank, scandalöse Auftritte oder Raufereien nicht abgeht. So treten sie nicht selten noch schläfrig und noch vom Weine triefend zum Altar des Herrn und sind imstande, den Gottesdienst zu entweihen; die Sacramente verwalten sie so, dass die Seelen der ihnen anvertrauten Gemeinde Gefahr laufen, nachlässig und nicht selten nur gegen Abgaben, die sie in schändlicher Simonie von den Gläubigen erpressen. Um Geld dulden sie Ehebruch und alle Laster, um derentwillen man sonst die Sacramente verweigere. Manche machen ihre Pfarrhäuser zu Weinschenken, andere treiben Handel und Wuchergeschäfte, die dem Clerus untersagt sind; die meisten halten Beischläferinnen und Kinder im Hause und scheuen sich nicht, mit ihnen zusammen öffentlich aufzutreten. Andere verprassen das Kirchengut, vornehmlich solche, die ohne canonischen

[1]) Loserth: „Die Reformation und Gegenreformation in den innerösterreichischen Landen." (Stuttgart 1898.)

Rechtstitel sich solches Gutes anmaßen, und begeben sich in den Schutz der Laienhand. Die Kirchen werden geplündert, und die Stiftungshäuser verfallen. Nicht selten läßt man sich durch Vicare vertreten, die, kärglich entlohnt, zumeist ihrer armseligen Bezahlung entsprechen: als ungebildete, untaugliche Mönche, Mendicanten, vagierende Priester, ja auch durch solche, deren Rechtgläubigkeit in Verdacht steht. Die Geistlichkeit kümmert sich überhaupt mehr um zeitlichen Vortheil, als um das Heil der Seelen: daher die zahllosen Schmähschriften, die heutzutage zur Schande des ganzen geistlichen Standes gegen diesen verbreitet werden, daher der Hohn und Spott, dem die Geistlichen mehr als jemals vordem ausgesetzt seien und der Hass, dem sie allerorten begegnen, so dass es den Anschein gewinnt, als sei es auf ihren gänzlichen Untergang abgesehen. Dürfe man sich wundern, dass Gott den Türken Sieg verleiht, erzürnt über die Laster der Welt und vor allem über jene des Clerus?"

In der Bevölkerung, besonders im Herrn- und Ritterstande des Landes, war aber noch ernster Sinn für Religion und Christenthum vorhanden, kein Wunder daher, dass sie nach Besserem ausschauten und, von Schriften und Predigern aus Deutschland beeinflusst, dem katholischen Cultus den Rücken kehrten und sich der evangelischen Richtung Luthers zuwandten. Heute denken nur mehr wenige Steirer daran, dass ihre Voreltern im sechzehnten Jahrhundert fast achtzig Jahre lang Protestanten gewesen sind. Damals war der deutsche Geist und die Reformation nicht von unten hinauf, sondern von oben herabgekommen, von jenen Rittern und Herren, deren Schlossruinen heute noch von den Bergen und Hügeln auf uns niederstarren. Erhoben hatte es sich allmählich. Je weniger der katholische Clerus seiner christlichen Aufgabe entsprach, desto mehr und rascher fand die reformierte Lehre Eingang. Als die Kirche und der Landesfürst Ferdinand I. sich dagegen ins Mittel legen wollten, war es zu spät. Die evangelische Lehre (Augsburger Confession) hatte sich schon so tief in die Gemüther gelegt, dass heimlich und öffentlich in Stadt und Land protestantischer Gottesdienst gehalten wurde und man dem katholischen Clerus den Krieg erklären konnte, der dann auch mit größter Erbitterung gegenseitig viele Jahrzehnte lang geführt worden ist und einen unheilbaren Riss in der Bevölkerung verursacht hat.

Wie es bei solchen Sachen schon hergeht, um die Lehre Christi dreht sich der Streit zum wenigstens, fast nur um Cultusformen und Dogmen hüben und drüben. Die Evangelischen beschuldigten die Katholischen, dass diese mit öffentlichem Beten, Fasten, Beichten, Wallfahrten, Ablasskaufen u. s. w. alle ihre Sünden und Verbrechen tilgen wollten. Die Katholischen wiederum warfen den Evangelischen vor, dass diese mit dem Glauben an die Verdienste Christi allein ihr Luderleben rechtfertigen wollten. Die Lutherischen thäten meinen, der Glaube allein sei zur

Seligkeit genug, im übrigen könne man treiben was man wolle. Immer und zu beiden Seiten gieng's um die Ceremonien, und eine Hauptsache war, ob die Communion in beiden Gestalten, Brot und Wein, oder nur in einer zu nehmen sei. Da gab's denn allerorts die heftigsten Befeindungen in den Gemeinden und Familien. Die katholischen Kirchen standen leer, die Evangelischen versammelten sich in ihren Häusern, um mit den aufgenommenen Predigern ihren Gottesdienst zu halten. Die katholischen Prälaten hatten im Vereine mit weltlichen Behörden, soweit solche noch zu haben waren, an allen Orten der Steiermark Kirchenvisitationen abhalten lassen, bei denen freilich sehr unangenehme Sachen der katholischen Geistlichkeit ans Tageslicht kamen. Es sollen hier einige Befunde angegeben werden.

Viele Landpriester thäten saufen, kartenspielen, hätten Weiber. Ein Kaplan in Krieglach erklärte auf der Kanzel, es sei kein Wunder, dass Blitz und Ungewitter schlügen, wenn allweg das „Affenspiel" (in den Kirchen) getrieben werde. In Bruck stiegen weltliche Leute auf die Kanzel, predigten und sagten, aus ihnen spreche der heilige Geist. Und in die Weihwasserkessel habe man unsaubere Dinge gethan. In Leoben habe ein Vicar behauptet, ihm sei Christus allein genug, er brauche keine Heiligen, dabei habe er sich eine „Dirne" beigelegt. In Aussee zeigten sie dem Pfarrer die Todesfälle nicht an, sondern begruben ihre Todten ohne kirchlichen Segen. In Schladming klagte die Geistlichkeit, dass die Knappen nicht zum Beichtstuhl kommen, sondern nur durch eine Gemeinbeicht wollten absolviert werden. Luther'sche Bücher wurden überall gefunden, in Beschlag genommen und verbrannt. In Oberwölz antwortete der wegen des Fastengebotes angeklagte Pfleger dreist, er habe in der heiligen Schrift nicht gelesen, dass an Fasttagen das Fleischessen verboten sei, und darum esse er es. Der Pfarrer von Schleinitz gibt an, dass sechzig Personen nicht communiciert haben; an anderen Orten gieng das Gerücht, man vergifte die Weihbrunnen, dass die Bauern sterben müssten. In Strassgang äußerte sich eine Weibsperson, es nehme sie wunder, dass die Leute beim Sacrament meinten, Gott lasse sich im Ofen backen.[1]) — Irgend etwas Schlimmes gab's in den meisten Orten, während in Graz der Protestantismus sich in Schule und Kirche öffentlich zu organisieren begann, und zwar mit der hinreißenden Begeisterung junger Secten.

Als nach dem Tode Ferdinands I. im Jahre 1564 die Regierung des Erzherzogs Karl II. folgte, kam die Zeit, in der die steirischen Stände und Großen die energischesten und hartnäckigsten Anstrengungen machten, den Protestantismus in Steiermark (und den Nachbarländern Krain und Kärnten) zur gesetzlich anerkannten Kirche zu erheben, welche ganz die gleichen Rechte und Freiheiten des Katholicismus hätte. Sie

[1]) Robitsch: „Geschichte des Protestantismus in Steiermark." Graz 1859.

setzten auf den Landtagen dem Erzherzog heiß zu. Dieser war ein weichmüthiger, friedliebender Mann, selbst der katholischen Kirche innig ergeben, wollte und konnte es sich aber auch mit den evangelischen Ständen nicht verderben. Durch halbe Versprechungen und zweideutige Zusagen suchte er sie hinzuhalten, durch andere, allerdings wichtige Angelegenheiten von ihrem Begehren abzulenken; allein die Stände blieben fest bei ihrem Verlangen: vollen Schutz für den Protestantismus und seinen Cultus, und Gewissensfreiheit für Alle im Lande.

Der Erzherzog hätte die Stände sicher mit der schärfsten Abweisung heimgeschickt, allein er brauchte sie. Er brauchte die Stände und das steirische Volk überaus nothwendig. Seuchen grassierten, gegen die Vorkehrungen getroffen werden sollten, an einzelnen Orten trat die schwarze Pest auf. Andere Plagen traten ein. Das Schlimmste aber war der Erbfeind, der Türke, der vor den östlichen Grenzen stand und um diese Zeit wiederholt in Steiermark einfiel. Der Erzherzog war in großer Bedrängnis, vor allem brauchte er Geld, das die Stände ihm bewilligen sollten. Die Prälaten und Klöster, die ihn noch mehr für ihre katholische Sache gewinnen wollten, standen ihm opferwillig bei, der Papst verordnete, dass die Hälfte der Kirchengüter gegen die Türken aufzubieten sei; die Landstände aber sagten, sie würden auch ihrerseits alles bewilligen, wenn der Erzherzog Religionsfreiheit gewähre. Daher war der Fürst in größter Klemme und lavierte immer so zwischen durch, ohne einer der Parteien etwas bestimmt abzuschlagen oder zu versprechen. Diese Parteien aber, die katholische und die evangelische, befehdeten einander mittlerweile auf das äußerste mit Schimpf und Schmach, List und Gewalt; es war ein Krieg der Seelen im Lande Steier, viele Jahre lang, und man weiß ja, nie sind die Leute mehr des Teufels, als wenn sie um den Namen Gottes sich befehden. Die Gewissen waren so lebhaft erregt, dass die Stände die Türkengefahr, das Schicksal des Landes und ihrer Güter unterordneten dem religiösen Bekenntnisse. Wir verstehen das kaum, und doch erinnert jene Zeit vielfach an die heutige.

Es war ein langwieriges Hin und Her. Den Landständen war nicht ums Streiten zu thun, sie wollten nur die Freiheit der religiösen Überzeugung für sich und ihre Unterthanen. Sie waren glücklich und zu allen Diensten bereit, wenn sie nur etwas für ihre Religion erreichen konnten. Sie giengen klug und bescheiden vor. Auf solchem Wege wurde der Fürst immermehr zu Zugeständnissen gedrängt, hielt sich aber stets noch ein Hinterthürchen offen, durch welches er gelegentlich den Protestantismus einschränken oder gar abschaffen konnte. Die Stände jedoch blieben fest bei ihrem Begehren: Freie, gesetzmäßig verbürgte Ausübung der Augsburger Confession, Gewissensfreiheit. Um einen geringeren Preis sagten sie ihren Beistand, Personen- und Geldopfer, gegen die Türken nicht zu. Der Erzherzog

warf ihnen vor, dass sie ihre Religion um Geld erschachern wollten, endlich erreichte seine Bedrängnis aber doch einen so hohen Grad, dass er den steirischen Ständen und Edlen ihre Wünsche zugab. Sie könnten den evangelischen Glauben vollkommen frei üben, sich Prediger halten, Kirchen und Schulen bauen, und sollten geschützt sein gegen alle Gegnerschaft, auch die von katholischer Seite, nur dürften sie sich keinerlei Übergriffe und Befeindungen zu Schulden kommen lassen. Die Städte und Märkte nur behielt er sich vor, dass sie den Protestantismus nicht öffentlich gegenüber den Katholiken bekennen durften, Gewissensfreiheit war auch diesen zugesichert. Und zwar auch für die Zukunft. Diese Erklärung gab der Erzherzog mündlich. Die Stände drangen auf ein schriftliches Document, er entgegnete, dass ihr Misstrauen ihn bekümmere, da er doch sein Wort gebe. So mussten sie sich zufrieden stellen und haben ihrerseits mit einer Denkschrift, von allen Anwesenden und den Räthen des Erzherzogs unterzeichnet, die Bewilligung festgesetzt.

Wenn Erzherzog Karl II. diese Bewilligung anstatt bloß mündlich, schriftlich gegeben hätte, so wäre heute wahrscheinlich Steiermark evangelisch, so wie es Sachsen, Preußen, Würtemberg u. s. w. ist.

Die steirischen Landstände und mit ihnen alle Evangeliker des Landes und der Nachbarländer waren damals hochbeglückt über die Zusage des Erzherzogs und haben sich sofort häuslich eingerichtet mit ihrem evangelischen Bekenntnisse in Steiermark. Jetzt durften sie ungehindert das Evangelium nach der Auslegung Luthers hegen und pflegen und allen verkünden, die es hören wollten. Opferfroh stellten sie ihr Gut und Blut dem Landesfürsten zur Verfügung gegen den Erbfeind, der dann auch zurückgedrängt wurde und sich nicht weiter gegen Westen verbreiten konnte.

Das war im Jahre 1572. Und nun war Steiermark von der katholischen Kirche abgefallen, war protestantisch. Der größte Theil, die einflussreichste Bevölkerung, selbst sehr viele katholische Volkspriester und Klostergeistliche hatten sich den Evangelischen angeschlossen. Ein Grazer Pastor konnte schreiben: „Von der Donau bis ans Adriatische Meer ist alles erfüllt vom reinen Evangelium Christi. — Über Steiermark ist Gottes Gnade im reichsten Maße ausgegossen. — Wenn wir in Graz predigten, ist es vorgekommen, dass wir an siebentausend Zuhörer hatten.“ Jahrzehntelang übten sie frei ihr Bekenntnis. In den Herzen war eine große religiöse Innigkeit, zu der sich freilich immer wieder der Fanatismus gesellte. Es war eine immerwährende Fehde zwischen den Evangelischen und dem Reste der Katholiken. Man beschuldigte sich gegenseitig alles Schlechten, besonders der zur Zeit unterliegenden Partei war kein Mittel zu gering, die Gegner bei Fürsten und Volk zu verdächtigen und zu verleumden. Allerdings gab es einzelne Gegenden des Landes, Landstriche, Städte und Klöster, wo der Katholicismus Herr geblieben war, sich nun

sammelte und kräftigte. Die schlechten Früchte waren abgefallen, in die Geistlichkeit hatte die Noth Zucht und Ordnung gebracht. Der Papst versah sie mit neuen Kräften, und es kamen die Jesuiten ins Land. Eine frische Arbeit begann gegen die Evangelischen, zuerst vorsichtig, allmählich frei und offen. Die katholischen Räthe, besonders der Beichtvater, begannen dem Erzherzog zuzusetzen, ins Gewissen zu reden, ihn zur Zurücknahme seiner Verordnung zu bestimmen. Das war nicht sehr schwer, denn der Fürst war ja dem Katholicismus stets von ganzem Herzen ergeben gewesen, er hatte seine Zusage oft genug bitter bereut, und sein Gewissen peinigte ihn fort und fort, noch aufgestachelt von seiner fürstlichen Familie und nun durch die Jesuiten. Aber wie konnte er sein den Ständen feierlich gegebenes Wort zurücknehmen? Es war geradezu ein Aufstand zu befürchten!

Auf einmal konnte das nicht gemacht werden. Es mußte allmählich geschehen, Schritt für Schritt mußten die Evangelischen zurückgedrängt werden und die Katholiken begünstigt. Eingesetzt wurde bei dem Umstand, daß der Erzherzog die Städte und Märkte sich vorbehalten hatte und daß keinerlei Übergriffe gestattet gewesen waren. So wurden die Rechte der Protestanten von Jahr zu Jahr enger und enger gezogen, ohne daß ein offener Wortbruch zu constatieren war, und schließlich hieß es, der Erzherzog sei seinerzeit von den Umständen gezwungen gewesen, er hätte die Verordnung nicht aus freiem Willen gegeben, und so habe sie im Grunde keine Giltigkeit. Kurz, im Jahre 1581 war es wieder soweit, daß in allen landesfürstlichen Städten, Märkten, Herrschaften, Schlössern, Dörfern und Flecken keine andere, als die katholische Religion geübt werden durfte.

Die Stände, in ihrem Gewissen schwer bedrängt, machten einen Fußfall vor dem Fürsten und baten, wie Menschen nur bitten können, um Schutz für ihre evangelische Religion, in der sie geboren worden, sterben und selig werden wollten. Der Erzherzog aber entfernte sich unwillig. Seitens ausländischer Mächte war es bereits fest beschlossen, die Evangelischen auszurotten. Da der Erzherzog Karl wieder schwankend wurde, ob er die zugesagten Freiheiten nicht doch zum Theile aufrecht halten sollte, so wurden die evangelischen Stände von den Gegnern des Hochverraths verdächtigt, als giengen sie lieber mit dem „viehischen Türken", als mit dem Hause Habsburg. — Aber den Gedanken, untreu zu werden, hatten die Steirer selbst in den schlimmsten Tagen nicht einen Augenblick gehegt. Die Stände stellten dem Landesfürsten nur bisweilen die Gefahren vor, die durch Aufhebung der Religionsfreiheit entstehen könnten und wiederholten ihren Fußfall, bis der Erzherzog die Knienden allein ließ und die Thür zornig hinter sich zuschlug.[1])

[1]) Wer ein genaues Bild dieser unseligen Zeit haben will, den verweise ich auf das jüngst bei Cotta in Stuttgart erschienene Werk: „Die Reformation und Gegen-

Die von den Ständen vorhergesagten Gefahren stellten sich ein, es begannen Unruhen an manchen Orten, besonders in Graz, denen die Regierung nicht gewachsen war. Erzherzog Karl starb im Jahre 1590. Ihm folgte sein Sohn Ferdinand II. Karl hatte die Austilgung der Evangelischen vorbereitet, aber vermöge seines milden, ängstlichen Charakters nicht durchgeführt. Das hat Ferdinand II. gethan. Eine junge Kraft! Die Jesuiten hatten alle Wege trefflich geebnet und in Graz sogar eine Universität zustande gebracht, damit die jungen Leute nicht an deutsche protestantische Universitäten ziehen sollten. Die Fürsten in Österreich, in Baiern und Rom waren längst einig und hatten den Plan in der Tasche. Nun wurde er ausgeführt. Zuerst waren die deutschen Prediger ausgewiesen worden, dann vertilgte man alle protestantischen Schriften, die zu bekommen waren, stellte die Kirchenbauten evangelischer Gemeinden ein, sprengte bereits bestehende Bethäuser mit Pulver in die Luft. Die Senioren und Prediger zog man ein, mancher wurde enthauptet oder im Gefängnisse erdrosselt. Dem Volke drohte man mit dem Scheiterhaufen. Trotzdem blieben die meisten der Evangelischen beständig und übten ihren Gottesdienst heimlich, wie die ersten Christen. Aus Geschichtsblättern entnimmt man, dass sich selbst katholische Geistliche zu Angebern und Schergen hätten gebrauchen lassen, um die Verfolgten aufzuheben und einzuliefern. Im Jahre 1598 wurde der Todesstreich geführt: „Jedermann, der nicht katholisch ist, oder binnen sechs Wochen nicht zur katholischen Religion zurückkehrt, wird aus dem Lande gewiesen."

Die Schlechtesten waren es nicht, die damals ihr und ihrer Vorfahren Heimatland verlassen haben und in die Verbannung gezogen sind, um ihres Glaubens willen. Die Gleichgiltigeren und solche, denen weltliche Vortheile lieber waren, als ihre Gewissenssache, sind daheim geblieben.

Aber es muss auch gesagt werden, dass der Protestantismus in Steiermark und den übrigen Alpenländern wie ein reinigendes Gewitter wirkte auf den katholischen Clerus. Dieser früher in Liederlichkeit und Trägheit versumpfte Stand ist aufgerüttelt worden zur besseren Erfüllung seiner Seelsorgerpflichten; er ist seither scharf und nach allen

---

reformation in den innerösterreichischen Ländern im XVI. Jahrhundert" von Dr. Johann Loserth. Dieses umfangreiche Werk ist ein wahrer Urkundenschatz; Actenstücke, die übrigens in gutes Deutsch gebracht sind, überwuchern den geschichtlichen Faden. Die Unmenge von Einzelnheiten verhindert eine geschlossene Einheit der Darstellung, die ja schließlich nur bei künstlerischen, nicht bei wissenschaftlichen Schriftwerken verlangt wird. Hingegen gewährt Loserths Buch einen sehr tiefen Einblick in jene Zeit, ihre culturellen und politischen Verhältnisse. Das Werk behandelt die Reformation unter Kaiser Ferdinand I. und die Gegenreformation unter Erzherzog Karl II. Mit dem Tode dieses Fürsten schließt es ab. Aber die Charakteristik Karls II. ist an und für sich schon hoch interessant und seine Person der eigentliche Brennpunkt des ungeheuren Conflictes. Vielleicht dürfen wir vom Verfasser noch einen zweiten Band mit der Gegenreformation unter Ferdinand II. erwarten. Oder gehört diese dramatische Zeit, die sich weniger mit dem Buchstaben, als mit der Faust befasst, mehr dem Dichter an, als dem Geschichtsschreiber?

Kräften auf der Hut, dass „Irrlehren", wie er auch das evangelische Bekenntnis nennt, nicht mehr in dem Maße aufkommen können. Und das persönliche Leben der steirischen Priesterschaft ist im allgemeinen musterhaft. — Seit dem Toleranzedicte von 1781 sind die Katholiken allerdings wieder nicht alleinige Herren im Lande. Der Evangelismus war nicht todt gewesen in Steiermark, und so trat er in mehreren Gegenden des Landes wieder hervor, baute sich Schulen und Kirchen, und es zeigt sich, dass beide Bekenntnisse recht wohl in Fried und Verträglichkeit nebeneinander bestehen können.

Wenn man aber an die Scharen von christlichen Bekennern denkt, die vor dreihundert Jahren in die Fremde verstoßen worden sind, die meisten ohne Habe, nur mit Weib und Kind, einem ungewissen Geschick entgegen, wenn man das damit verbundene Elend betrachtet, das grenzenlose Leid der Herzen, die an ihrem lieben Heimatlande gehangen sind, nicht weniger als wir, die das unerhörte Unrecht nicht geringer empfunden haben als wir — dann dünkt uns schier, es wäre besser gewesen, wenn man uns die „Gegenreformation" nicht mehr in Erinnerung gebracht hätte.

M.

Bismarck.

Betrachtungen an seiner Todtenbahre.

So etwa vor vierunddreißig Jahren ist an das Ohr unseres Alpenvolkes zum erstenmal der Name Bismarck gedrungen. Als Österreich gemeinsam mit Preußen nach Schleswig-Holstein zog, war es der preußische Minister Otto von Bismarck, der die Politik dieses Feldzuges leitete. Die beiden Mächte schienen aber bei diesem Feldzug nicht sehr gut auseinandergekommen zu sein, denn im Witzblatte, das im Dorfe auflag, begann das Spottbild Bismarcks ständig zu werden, ich glaube, damals schon das mit den drei Haaren, in welchen man sich drei Hörner dachte — eins mehr, als beim Teufel. Das Jahr 1866 war ein einziger, millionenfacher Entrüstungsschrei gegen Bismarck. Der Österreicher sah in ihm seinen Todfeind, ja mancher sogar den Vernichter der deutschen Nation. Hatte er doch die Deutschen auseinandergerissen und Österreich zertreten, um sein Preußen groß zu machen. Man erinnerte sich nun, dass der preußische Junker der verrückteste Reactionär sei und schon auf dem Frankfurter Parlamente gegen den „Nationalitätenschwindel" aufgetreten war. Der Hass gegen Bismarck bei und nach diesem Kriege war grenzenlos, auch bei denjenigen, die sonst in der Völkergeschichte den Krieg zu Recht anerkennen. Siegen solche, dann ist der Krieg eine Fügung Gottes, unter-

liegen sie, dann ist er ein Fluch der Hölle und der starke Gegner der abscheulichste Bösewicht. Als das Jahr 1866 vorüber war, wunderte sich Österreich nur, daß es noch bestand. Der Preußenkönig Wilhelm — Heldengreißler nannten ihn die geistreichen Wiener — hatte mit seiner Armee in Wien einziehen wollen; Bismarck verhinderte es, und durch seine Vermittelung wurde dem Unterlegenen eine beispiellos geringe Kriegsentschädigung auferlegt, eigentlich gar keine, und in der weiteren Einigung die äußerste Rücksicht zu theil. Was geschehen war, hatte geschehen müssen. Wer jene Zeiten miterlebt hat, der vergißt allerdings nicht, wie furchtbar weh die gewaltsame Scheidung gethan, doch die Änderung, die damals vor sich gieng, wird nun wohl jedem, dem Politiker wie Nichtpolitiker, als eine absolute Nothwendigkeit erscheinen. Ein vielvölkeriges Österreich als Oberhoheit in Deutschland, ist das noch denkbar? Durch 1866 ist nicht allein Preußen, sondern auch Österreich befreit worden; gerade von dieser Zeit an begann bei uns eine culturelle Entwicklung, die unser Österreich in größeres Ansehen gesetzt hat, als vorher die Verquickung mit Deutschland es vermochte, die weder national oder staatlich einen Sinn gehabt hat, die eben im Lauf der Geschichte ein Unding geworden war.

Die großen Ereignisse in den Jahren 1870 und 1871 erst haben uns verstehen gelehrt, was Bismarck meinte. Die Bewunderung konnte ihm nun niemand mehr versagen. In den Deutschen Österreichs erwachte für Bismarck glühende Begeisterung, woraus freilich alsbald die Raderer antipatriotische Tendenzen deuteten. Als ob wir uns nicht sollten freuen dürfen darüber, daß dieses uns von Natur angestammte deutsche Volk groß und herrlich geworden war. Denn wir, wenn auch politisch außerhalb seiner Grenzen stehend, waren es mit ihm geworden. Unser Herz hatte mitgeschlagen auf den Schlachtfeldern Frankreichs, und die Vortheile, die durch Besiegung Frankreichs und durch die Einigung Deutschlands auch für uns Deutsche in Österreich erwuchsen, sind unmeßbar. Jetzt erst begann unser Österreich als ein großer, wahrhaft nothwendiger Factor im europäischen Gleichgewicht aufzuleben, von Stufe zu Stufe, bis ebenbürtig zum Bündnisse mit dem Deutschen Reiche. Bismarcks Plan war That geworden. Bismarcks Plan? Man sagt ja vielfach, er hätte keinen gehabt, Er hätte gar nicht im Voraus die Absicht gehabt, Deutschland zu einigen, das nationale Ideal zu verwirklichen. — Mit Idealen hat Bismarck sich überhaupt verflucht wenig abgegeben. Nach den thatsächlichen Verhältnissen hat er gehandelt, die günstigen Stellungen hat er ausgenützt, das Glück hat er im richtigen Augenblick beim Schopf genommen, stets von Fall zu Fall das seinem Königshause Zweckmäßige hat er gethan mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit und Kraft, und Deutschland kam mit ihm dort hin, wo es jetzt steht. Ein Werk, wie es Bismarck

vollbracht, läßt sich im Voraus überhaupt nicht berechnen — das Genie vollführt es naiv und elementar. Natürlich war die Einigung des Deutschen Reiches vorbereitet gewesen in der Sehnsucht des Volkes, im Liede seiner Dichter und in tausendfachen Keimen des Lebens, sonst hätte sie auch ein Bismarck nicht finden und verwirklichen können. Damit will ich sagen, daß seine Mission eine wahrhaft naturgemäße gewesen ist. Die Weltgeschichte geht stets gesegnet mit großen Ereignissen, nur gehört von Zeit zu Zeit der richtige Geburtshelfer dazu, ein großer Mann. Ist die Entwicklung so weit vorgeschritten, und braucht die Natur den großen Mann, dann bringt sie ihn zuwege — nicht einen Rechner und Klügler, sondern einen Thatenschlenderer.

Bei Durchführung der Einheit Deutschlands war der sogenannte Culturkampf, besser Cultuskampf, nothwendig geworden, eine Auseinandersetzung des Protestantismus mit der katholischen Kirche. Und dieser Sache wegen sind in unserem Lande dem Fürsten Bismarck die unversöhnlichsten Feinde erstanden. Jener Krieg, den man allzu optimistisch den dreißigjährigen nennt, ist im deutschen Volke noch lange nicht zu Ende, und gerade der Hinblick auf die kirchliche Frage erfüllte Bismarck stets mit Entsetzen, wenn irgend einmal der Ruf nach politischer Vereinigung der Deutschen im Süden mit dem Deutschen Reiche hörbar geworden war. Bismarcks Größe bestand nicht sosehr im Erobern, als vielmehr im richtigen Verzichten. Die völlige Einigung aller Deutschen würde zu viel Katholizismus ins Reich gebracht, dadurch das norddeutsche Element, und damit auch den nationalen Gedanken zu bedenklich geschwächt haben. Ich würde mich eigentlich nicht groß wundern, wenn die katholische Kirche im Glauben an die Ungeschwächtheit ihrer innern Kraft allgemach den politischen Anschluß aller katholischen Deutschen an das Reich zu predigen begänne. Es wäre vielleicht ein bedeutsamer Feldzug gegen den Protestantismus.

Bismarck bezeichnete sich als einen treuen deutschen Diener Wilhelms I. Er war stets nur ein Diener dessen, der ihm gehorchte. Aber dann nicht zum Schaden seines gehorchenden Herrn; der kluge Herr gehorcht seinem weisen Knechte. Bismarck war unlenkbar und rücksichtslos in Erreichung dessen, was er für sein Ziel hielt, er war — so sagen seine Gegner — der verkörperte Egoismus, dem der Erfolg über alles gieng. Gewiss. Selbstherrlicher ist keiner vorgegangen, als dieser Diener, aber für wen? Es hat Zeiten gegeben, in welchen man glauben konnte, daß ihm das preußische Königthum über alles gehe, daß er Deutschland nur erobern wolle, um es dem König von Preußen zu Füßen zu legen. Aber die Ereignisse haben gezeigt, daß er selbst dem Könige von Preußen Widerpart leisten konnte, wenn dieser ihm in seinem alldeutschen Wirken hinderlich schien. Der Bruch zwischen Bismarck und

Kaiser Wilhelm II. wird ewig beklagenswert sein, aber er war durch die Natur selbst bedingt. Damals schien es unbegreiflich, doch seit zehn Jahren gab es Gelegenheit genug, den jungen Kaiser Wilhelm soweit kennen zu lernen, um einzusehen, dass ein Unterordnen bei ihm nicht möglich ist. Der greise Wilhelm, der erst auf den Thron gelangt war zur Zeit, wo andere Männer müde und enttäuscht ihr Leben zu beschließen pflegen, hat gewiss gern und dankbar dem Starken und Weisen gehorcht. Wilhelm II. aber, der mit dem Muthe der Jugend, beseelt von dem Gottesgnadenthume des Königs, sich bewusst der persönlichen Verantwortlichkeit des Herrschers, zur Regierung kam, dieser selbständige Tenergeist, der dem Deutschland seiner Zeit ein Kaiser sein wollte — wie konnte dieser Mann ein willenloser Diener seines Ministers sein? Ein verträgliches Nebeneinandergehen dieser zwei explosiven Herrschernaturen erschiene doch als ein Ding der Unmöglichkeit, und begreift es sich, wenn damals geschah, was geschehen musste. Hingegen habe ich es rührend gefunden, wie man nachher auf beiden Seiten bestrebt war, dem Gegner das Seine zu geben und dem deutschen Volke den tragischen Conflict möglichst vergessen zu machen.

Wenn nun bei Bismarcks Tod der Bruch zwischen dem Hause Hohenzollern und dem Hause Bismarck neuerdings in seiner erschreckenden Tiefe zum Vorschein gekommen ist, so kann ich die Schadenfreude darüber wohl begreifen bei den Franzosen und Ultramontanen, nicht aber das Vergnügen, dass auch Deutsche über die Demüthigung des Kaisers empfunden haben sollen. Wer soll denn nun der Träger des nationalen Gedankens sein, wenn nicht die deutsche Kaiserkrone? Sollen Bismarck und Hohenzollern zweierlei bedeuten?

Es wurde schon gesagt, dass Bismarck den brutalen Egoismus und der Bismarckianismus lediglich die Anbetung des Erfolges bedeute. Das mag sein. Es kommt nur darauf an, ob Bismarck's Egoismus ein persönlicher war oder ein nationaler. Vielleicht war er der Egoismus des deutschen Volkes. Und was den Erfolg betrifft, wer betet den nicht an? Und schon gar bei Staatsmännern und Feldherren. Es kommt darauf an, ob die Sache, die Erfolg hat, eine gerechte oder ungerechte ist. War es denn so ungerecht, den französischen Erbfeind, der unter und seit Ludwig XIV. die Deutschen nicht weniger als dreimdzwanzigmal mit Krieg überzogen hat, für eine Weile ohnmächtig zu machen? War es ein Unrecht, die Deutschen zu einigen und das altehrwürdige Kaiserreich wieder herzustellen? War es unrecht, durch kluge Weltpolitik den errungenen Frieden in Europa für lange Jahre zu sichern? Das sind seine Haupterfolge — ich glaube aller Ehren wert.

Dass Besitzthümer, die durch Blut und Eisen erworben werden, schwerer zu erhalten sind, als solche, die durch friedliche Entwicklung

Eigenthum werden, hat Bismarck selbst wohl am tiefsten empfunden. Vielleicht hat er sich in stillen Nächten gefragt, ob es gut war, dass er Lothringen genommen? — — — Dieses Sichern und Schützen gegen Wiederverlust, das Gerüstetsein gegen den Hass Frankreichs war eine noch weit schwerere und heiklere Arbeit, als die Eroberung und nahm seit 1871 die Hauptkraft Bismarcks in Anspruch. Dieses Schützen und Gerüstetsein gegen Frankreich wird auch die Hauptarbeit der deutschen Staatsmänner bleiben. Es ist eine verzweifelte Errungenschaft, und wenn bei Bismarcks Tod die Blätter stolz ausriefen, dass sein Werk für alle Zeiten unzerstörbar sei, so wünsche ich das aus ganzem deutschen Herzen, aber — völlends beruhigt bin ich nicht darüber. Das Schwert ist nicht die sicherste Hut; verlässlicher als ein siegreicher Krieg und eine große Armee ist die schaffende und die sittliche Kraft eines Volkes.

Bismarck ist den Deutschen auch ein großes Vorbild als Mensch. In diesem Manne waren Tugenden verkörpert, die der modernen Zeit sachte abhanden kommen. Vor allem die Treue. Über seine Treue zu König und Reich würde jedes Wort nur eine schale Profanation sein. Treu war er sogar den Feinden, vielleicht der einzige Diplomat, der nicht gelogen hat, oder dieweilen man einem Diplomaten nicht zu glauben pflegt und seine Worte ins Gegentheil zu deuten bereit ist — die Leute mit der Wahrheit angelogen hat. Er war hart wie Stahl, aber wer ihn nahm, wie er war, der hat bei ihm gewusst, woran er ist. Wem Bismarck den Untergang geschworen, der hat sich geradeso auf ihn verlassen können, als sein König, dem er Treue gelobt. Dann aber sollten die Deutschen auch einmal in die Schule gehen zu ihrem Bismarck, dem patriarchalischen Familienvater, dem sparsamen Haushalter, der allen Prunk gehasst hat, dessen persönliche Bedürfnisse so schlicht waren, wie beim tüchtigen Bürgersmann. Und unsere nach läppischem Personencultus dürstenden Herrschaften, unsere Jubiläenjäger und Festesser, die armen eitlen Seelen, die ihr bisschen gemeinnütziges Wirken gleich in Lob und Auszeichnungen zurückerstattet haben wollen — werden sie nicht schamroth vor dem, der ein Weltreich aufrichtete und gegen persönliche Ehrungen geradezu gottlos gleichgiltig gewesen ist? Der dieselben höchstens als ein Mittel weiterer nationaler Erfolge ausgenützt hat! Ob es sich um eine Wandtapete oder um einen Herzogshut handelte — ihm mangelte jeglicher Sinn für Decoration. Bismarck hat den Deutschen Nationalismus gelehrt; wenn er ihnen nun auch in obigen und noch anderen Eigenschaften von Tüchtigkeit ein Vorbild sein möchte, dann wäre für den Bestand der Deutschen allerdings noch mehr gethan, als durch die gegen den Willen der Bevölkerung vollzogene Aneignung von Elsass-Lothringen, in der die Gefahren der Zukunft ruhen.

Den gewaltigen Vorzügen des Mannes standen ebensolche Fehler gegenüber. Er war manches, was ein guter Mensch, ein Christ nicht

sein soll. Er herrschte nach dem Philosophen Nitzsche als Übermensch, dem der Einzelne, sein Menschenrecht und seine Freiheit nichts bedeutet. Er war eben Bismarck, ein Charakter von antiker Größe, ein einziger, unvergleichlicher Kraftmensch, dem vieles zum unsterblichen Ruhme wird, was andere an den Galgen bringt. Die ganze Welt zollt ihm bewundernde Achtung. Doch was sagte er in vertrauter Stunde einem Freunde von sich selbst?

„Niemand liebt mich wegen meiner politischen Thätigkeit, niemanden habe ich damit glücklich gemacht, auch mich selbst nicht, wohl aber viele unglücklich. Ohne mich hätte es drei große Kriege nicht gegeben, wären achtzigtausend Menschen nicht umgekommen, und Eltern, Geschwister und Witwen trauerten nicht."

Aber die Geschichte bedarf manchmal eines solchen Gewaltigen, dann geht sie wieder zur Tagesordnung über.

Gut gefällt es mir, dass Bismarck nicht bis zu seinem Lebensende der Mächtige von der Wilhelmstraße blieb, dass er auch einmal der Weise vom Sachsenwalde sein durfte. In seiner beschaulichen und von Wallfahrern viel unterbrochenen Einsamkeit hat er manches Wort gesprochen, das seine Größe vervollständigt. Man darf sagen, er war menschlicher geworden. Seine Winke und Warnungen sind dem deutschen Volke ein Vermächtnis, viele seiner Aussprüche der Welt ein wertvolles Gut geworden. Also hat sich die Zeit Bismarcks herrlich erfüllt.

Zwar gibt es Leute, die mit dem Werke Bismarcks noch immer nicht zufrieden sind. Sie meinen, er hätte auch die sociale Frage lösen sollen. — Das wird allerdings die Aufgabe des nächsten Jahrhunderts sein, aber dazu gehört ein zweiter Bismarck. Der wird nicht geringer sein dürfen als der erste, das Schwert aber wird er in der Scheide lassen müssen.

R.

Die Arbeiter.

Von **Peter Rosegger.**

Der Ergebenste hat noch vom ersten Mai her ein Anliegen auf dem Brettel. Am ersten Mai war's, als man die Hand an die Stirn legte und sich fragte: Ist denn das möglich? Unsere führenden Geister können sich den wenigen gesunden Bewegungen unserer miserablen Zeit in solcher Art widersetzen?

Was man nicht hindern konnte, das hat man allerdings gestattet. Die Arbeiterwelt hat den ersten Mai zu ihrem Feiertage erklärt. So wie die Innungen einst ihre bestimmten Feste hatten, an welchen sie zu Ehren ihrer Gewerbsclassen mit Fahnen und Schildern feierlich auszogen, begeisterte Reden hielten, begeisterte Lieder sangen und in aller Weise ihren Stand erhöhten, so wollen es auch heute die vereinigten Arbeiter thun, vor aller Welt Zeugnis ablegend, dass sie stolz sind auf ihren Beruf, und dass sie denselben erheben zu den Rechten und Würden aller ehrlichen und für die Menschheit ersprießlichen Thätigkeit.

Nun sucht man aber dieses Beginnen zu verhindern durch alle Mittel und Wege. Obschon die Arbeitgeber sich einverstanden erklärten mit dem Arbeiterfeiertag und nichts Schlimmes daran mehr erblicken, können sich die Behörden immer noch nicht entschließen, denselben vollständig freizugeben, sie legen Hemmschuhe und Sperrketten an, wie und wo sie können. Und so ist richtig auch an dem diesjährigen ersten Mai in einzelnen Städten unseres Vaterlandes der Arbeiterumzug wieder verboten werden. Man fürchtet Demonstrationen, man betrachtet den Umzug selbst für eine Demonstration.

Ja, um des Himmelswillen, warum sollen denn die Arbeiter für ihre redliche Sache nicht demonstrieren? Demonstriert doch jede Menschenclasse für die ihre, die bisweilen lange nicht so brav und ehrlich ist, wie die körperliche Arbeit. Es werden für ganz andere Dinge, die viel weniger gut sind, als die Arbeit, Propaganda, Proselyten gemacht jahraus, jahrein, in Dorf und Stadt, mit den gewaltigsten Mitteln. Weshalb soll just die Arbeit des Volkes, auf der Sittlichkeit und Wohlstand der Gesellschaft beruht, immer das Aschenbrödel sein!

Ausschreitungen fürchtet man! Ja, mein Gott, dann verbiete man doch auch die Dorfkirchweihen, es vergeht selten eine, wo nicht gerauft

wird, Räusche und andere Ungehörigkeiten setzt's auf jeder, dass es nur so strudelt. Andererseits hat sich bei Arbeiterfesten und -Aufzügen, wo die Arbeiter selbst ihre Ordner und Polizeiorgane sind, stets eine musterhafte Ordnung erwiesen, die höchstens durch ein übereifriges Eingreifen von außen gestört worden ist. Ich habe den österreichischen Behörden einmal gerathen, um einer angeblichen antipatriotischen Tendenz der Kornblume die Spitze abzubrechen, selbst Kornblumen ins Knopfloch zu stecken, heißt das, wo irgend noch eines leer ist. Warum sollen diese leitenden Organe nicht auch fröhlich mitthun, wenn die Arbeiter in schwungvollen Reden ihr Recht verlangen und der Arbeit ein „Hoch" darbringen! Und wenn irgend einmal ein überschwänglicher Redner gegen das Capital, gegen die „herrscheuden Classen" u. s. w. wettert, so mag die Behörde ganz ruhig zuhören, sich gegebenen Falles ihrer Übermacht bewusst. Jedoch auch die Arbeiter sind vernünftige Menschen, und ihr Billigkeitsgefühl ist gewöhnlich weitaus größer, als das bevorzugter und verwöhnter Kreise, die da meinen, ihre Vortheile seien ihnen von der Vorsehung garantiert und müssten in alle Ewigkeit bestehen bleiben. Die Arbeiter werden von dem Augenblicke an, wo ihnen ohne Misstrauen, sondern mit wirklichem Wohlwollen begegnet wird, wo man ihre nicht abzuleugnenden Rechte respectiert und ernstlich bestrebt ist, sie auch durchzuführen, von diesem Augenblicke an werden sie keine aufrührerischen Reden mehr halten, sondern die treuesten und verlässlichsten Staatsbürger sein. Dass schließlich auch die Arbeiter mehr verlangen, als es nur annähernd möglich ist, ihnen zu gewähren, ist ein taktisches Mittel der Agitation überhaupt, und jede Partei wendet es an. Die Arbeiter machen es eben, wie alle andern; wer etwas erreichen will, muss vieles verlangen, ja sogar unvernünftig viel, weil dadurch erst die Sache ihren Schwung kriegt, Aufsehen macht und Prüfung heischt.

Die sogenannte Gesellschaft, das Bürgerthum wie die Aristokratie, waren bisher kindischerweise geneigt, die Arbeiter als ein fremdes Element zu betrachten, als einen Feind der Cultur und Gesittung; und nicht ohne Schuld an dieser Auffassung sind die Arbeiter selbst, weil sie den Umstürzlern einen Augenblick Gehör gegeben haben. Das ist vorüber, es war nur ein Gährungsstadium der Entwicklung. Wir werden uns daran gewöhnen müssen, die Arbeiter als das zu nehmen, was sie sind, als die unsern. Nach kurzen Jahren werden wir es selbstverständlich finden, dass sie mit uns die gleichen politischen Rechte haben, dass sie dieselbe Wohlhabenheit und Bildung anstreben, dass sie dieselbe gesellschaftliche Achtung genießen, wie Bürger untereinander überhaupt. In Amerika gibt es auch Millionäre und Arbeiter, doch der Millionär ist Arbeiter, und jeder Arbeiter kann Millionär werden. Und im gesellschaftlichen Leben rückt der eine beim Gruß so tief wie der andere den Hut, und sie sitzen am gleichen Tisch und werden gleich respectiert. So weit kommt's auch bei uns. Natürlich wird der Arbeiter auch dann noch

nicht zufrieden sein. Weshalb auch? Weshalb soll denn gerade der Arbeiter je einmal zufrieden sein? Sind denn wir andern es irgendwann? — Um die Zufriedenheit handelt es sich auch gar nicht, es handelt sich lediglich nur um Pflicht und Recht des Menschen im allgemeinen und des Arbeiters im besonderen.

Mit solchen Gedanken habe ich mir jenen ersten Mai ausgeschmückt, an dem wieder einmal der Arbeiterumzug verboten worden war.

Ich für meinen Theil hatte eine glühendheiße Freude, als vor Jahren der erste Mai zu einem Feste der Arbeit erhoben worden war. Ich will nicht poetisch werden und ausspinnen, wie zu dieser Jahreszeit auch die Natur ein Fest ihrer Arbeit feiert, ich sage nur, dass von allen guten Dingen, die der Mensch je gefeiert, die Arbeit allein fast leer ausgegangen war. Der Müßiggang hat so viele Festtage, warum soll nicht auch die Arbeit einen haben! Die Arbeit ist nach Gott das Beste, was wir Menschen gefunden, aus ihr kommt nicht allein unsere Daseinsmöglichkeit, unser Genuss, unsere Rüstung gegen die Fährlichkeiten des Zufalles, gegen die Ungewissheiten der Zukunft. Aus der Arbeit kommt auch unsere sittliche Kraft.

Vor einem Haufen von unmuthigen Müßiggängern und vacierendem Gesindel, der durch die Straßen strömt, würde ich mich fürchten, der wäre zu jeder Schandthat bereit. Vor einem Heer von Menschen, die aus der Werkstatt kommen, in deren Zügen, an deren Händen die Spur der Arbeit liegt, und wären sie vom Steinkohlenruß schwarz wie der Teufel, und wären sie bewaffnet mit allen Werkzeugen ihrer Arbeit, fürchte ich mich nicht. Der tüchtige Arbeiter begeht kein gemeines Verbrechen, am allerwenigsten dort, wo er gemeinsam um ein Ideal kämpft. Man braucht doch nicht erst daran zu erinnern, dass aus einer beständig harten und strengen körperlichen Arbeit mehr Charaktere hervorgehen, als aus Schulen und Hochschulen, die heute den jungen Menschen in die pedantischeste Fessel schlagen und morgen plötzlich der ausgelassensten Freiheit übergeben. Wer die körperliche Arbeit kennt, sie erprobt hat mit seinen eigenen Gliedern, der wird mehr Respect für die Arbeiter haben, als unsere Plutokraten, Aristokraten und Cleriker, in unseligen Vorurtheilen noch befangen, aufzubringen vermögen.

Mir ist die Fabriksarbeit wohl auch nicht sympathisch. Der Landbau, der den Segen aus der Erde hebt, das handliche Kleingewerbe, bei welchem der Mann sein Product vom ersten bis zum letzten Grade fertig macht, stehen mir als Arbeit unvergleichlich höher, als das mechanische Hantieren an der Maschine, die nicht von einem individuellen, sondern von einem Gattungsgeiste geleitet wird. Aber wir „Gesellschaft" haben uns von der Landwirtschaft und dem Kleingewerbe abgewendet; um die modernen Bedürfnisse zu befriedigen, bedarf es tausender von Fabriken; und die Überproduction der Fabriken hinwiederum muss bestrebt sein, Bedürfnisse

zu schaffen, die bisweilen ganz und gar widernatürlich sind. Es ist ein ganz abscheulicher Zustand, aber wer kann dafür? Der Arbeiter am wenigsten. Der sucht Beschäftigung, wo er sie finden kann. Freilich wäre es schöner, wenn er sich als fleißiger Bauernknecht zufriedengeben wollte mit den alten anspruchslosen Verhältnissen. Aber weshalb sollen wir's denn gerade diesen Leuten zumuthen, anspruchslos und bedürfnislos dahinzuleben, wenn es alle andern nicht thun, wenn sonst jedermann vorwärts, aufwärts strebt, so wenig als möglich sich anstrengen, so viel als möglich genießen will!

Wenn uns die Arbeiter nicht gefallen, so müssen wir also bedenken, dass sie ein Product unserer Cultur sind. Wer den Bauernstaat zu einem Industriestaate macht, der darf sich nicht wundern, wenn er überall Arbeiter sieht. Und wer die Unmenge von Arbeitern betrachtet und ihre Leistungen, der darf sich auch nicht wundern, wenn die Arbeiter sich zusammenthun, sich Führer wählen und ihrem jungen Stande eine Organisation geben, wie sie jeder Stand hat, und ihr materielles wie ideales Los auf alle Weise zu verbessern suchen. Und weil sie eben ein neuer Stand sind, so haben sie nicht die Vorurtheile einer historischen Kaste zu überwinden, sondern können und müssen mit den modernsten Mitteln entschlossen und gründlich ihren Hebel einsetzen, wohin er gehört. Damit sind sie den anderen Ständen voraus und deshalb liegt in ihnen die Kraft zu einer neuen Cultur. Vielleicht zu einer unseligen Cultur, wenn es uns nicht beliebt, sich an unserer alten entsprechend theilnehmen zu lassen.

Es schließt sie ja niemand aus! höre ich sagen. Sie hätten doch mit allen übrigen die gleichen Gesetze, die gleichen Schulen, die gleiche Kirche, die gleichen wirtschaftlichen Möglichkeiten und ich weiß nicht, was noch alles.

Und das ist wahr und nicht wahr. Die gleichen Gesetze haben sie, aber an der Gesetzgebung sollen sie sich wenig oder gar nicht betheiligen. So macht man Gesetze, die andern zum Vortheile und ihnen zum Nachtheile sind. Die gleichen Schulen haben sie, aber nicht die Mittel, ihre Kinder dahin zu schicken. Die gleiche Kirche haben sie, aber eine, die mit allen denkbaren Mitteln dagegen agitiert, wenn die Arbeiter irgendwo einmal einen Abgeordneten wählen und ins Parlament schicken wollen. Die gleichen wirtschaftlichen Möglichkeiten haben sie nicht, weil sie die aufreibende Arbeit haben, und andere das zinstragende Capital. — Und wir, die Bessergestellten und doch ewig Unzufriedenen, werden nicht müde zu behaupten, dass die Arbeiter keinen Grund zur Unzufriedenheit hätten!

Aber diese große Zielsicherheit, und zugleich diese einheitliche und energische Agitationskraft, dieses Einstehen des einen für alle und aller für einen sind ein Beweis, dass sie der Zukunft fähiger und würdiger sind, als manch andere Partei, die bei ihren regierenden, sich widerstreitenden Grundsätzen nichts Besseres zu thun weiß, als andere Richtungen zu hemmen und sich selbst zu bekämpfen.

Das Wort „Socialdemokrat“ hört sich ganz erschrecklich an, von weitem; in der Nähe besehen, ist es eine reformatorische Bewegung, deren rothe Farbe weder Blut noch Brand bedeutet, vielmehr das Aufblühen einer neuen Gesellschaftsordnung, die in ihrem gesetzmäßigen Siege friedlicher und verlässlicher sein wird, als die bisherige, weil sie gerechter ist.

Draußen in Deutschland hat jemand die Socialdemokraten eine vaterlandslose Rotte genannt. Der betreffende Herr hat damit der Landesväterlichkeit kein gutes Zeugnis ausgestellt. Ich glaube, dass viele Leute das Vaterland gerade deswegen nicht lieben, weil sie keines zu haben glauben, weil das Land, der Staat, dem sie angehören, nicht genügend für sie sorgt. Dass die Socialdemokratie als *solche* international ist, natürlich! Ihre Aufgabe ist, der wirtschaftlichen Noth der unteren Volksclassen zu steuern, und diese Noth ist international. So weit die Schäden und Bedürfnisse dieselben sind, halten die Leute zusammen, um ihnen mit vereinten Kräften abzuhelfen. Das hindert doch keinen Socialdemokraten, als Mensch national zu sein. Einen socialistischen Führer, dessen Wort in unserem Lande Gewicht hat, und der stets den Internationalismus der Socialdemokratie betont, stellte ich darob zur Rede. Er antwortete klar und deutlich, dass der socialistische Internationalismus durchaus nicht Antinationalismus bedeute. Er denke sich die Länder und Reiche nach den Nationalitäten abgegrenzt und gleiches Recht für jede Nation. — Es wäre zu wünschen, dass jeder unserer Nationalen so stramm national dächte, als dieser internationale Socialdemokrat. — Jedenfalls gestattet es ihre viel proclamierte Freiheit dem einzelnen, je nach persönlichem Verlangen religiös und auch national sein zu dürfen. — Kurz, ich gebe die Socialdemokraten nach keiner Richtung hin auf.

Dass die Socialdemokraten vielfach auch mit verwerflichen Mitteln arbeiten, leugne ich keinen Augenblick. In der Wahllosigkeit und Leidenschaftlichkeit des Kriegszustandes wird manchmal etwas gesagt und gethan, das den Sieg nur fraglicher macht. Ein bedenkliches Mittel ist der Strike, weil im Ganzen das Capital warten kann, der Arbeiter mit seiner Familie aber nicht. Ein grundschlechtes und falsches Kriegsmittel ist der Grundsatz des Arbeiters, das Erworbene aufzubrauchen, Ehen auf Kündigung zu schließen und ein Nomadenleben zu führen. Man will sich nicht binden an einen Besitz, an eine Familie, um nicht vom Staate und dem Capital abhängig zu werden. Man will dem Arbeiter die Freizügigkeit sichern, wie der Soldat und der katholische Priester sie hat, um gelegentlich leicht geleitet werden zu können. Eine scheinbar kluge Taktik, in Wahrheit aber die thörichteste. Mit einer Partei, die grundsätzlich nicht sparen will, keine Familie aufrichten, keinen Privatbesitz haben mag, macht der Staat nie und nimmer Gemeinschaft. Eine solche Partei müsste mit vollem Rechte unschädlich gemacht, ausgerodet werden. Zum Glücke gibt es bei uns eine solche Partei

nicht. Ist eine ähnliche Lehre freilich verkündet worden, so geschah es von ungeschickten Agitatoren für den Kriegszweck; dass sie auch gelehrige Schüler fand, ist bei dem heute überall herrschenden Leichtsinn nicht zu verwundern. Und dass die Gegner solcherlei Irrlehren ausnützen und die Arbeiterschaft dafür verantwortlich machen, ist begreiflich.

Im Grunde denkt sich der Arbeiter trotz aller Utopien die Zukunft nicht viel anders, als die Gegenwart ist — nur dass es *ihm* besser gehen wird, als jetzt, dass er seine bürgerlichen Rechte haben wird und dass an den großen Werken, die er mit hervorbringt, auch ein gut Theil für ihn abfällt. Dass aber die Grundlage alles bürgerlichen Wohlstandes die Sparsamkeit ist und bleibt, dass das Glück des Menschen vor allem in einem selbständigen Heim und in einer lieben Familie gesucht werden muss, das weiß jeder vernünftige Arbeiter, und sollte er es tagsüber im Lärme der Partei wirklich einmal vergessen, so wird am Abend oder in schlaflosen Nächten sein Gewissen ihn daran erinnern.

So schätze *ich* den Arbeiter, so beglückwünsche ich ihn zum Kampfe um seine bürgerliche Existenz. Doch, die Arbeit ehren, das ist noch zu wenig, es muss — ich wiederhole es immer wieder nachdrücklichst — auch der Lohn geehrt werden durch *Sparsinn*. Verzeiht mir, Arbeiter, dieses alte Liedel, ich weiß kein besseres, es gibt kein besseres. Staat und Gesellschaft könnten euch alles Mögliche zugestehen, ohne ein vernünftiges Haushalten jeder für sich bliebet ihr und eure Nachkommen arme nothige Schlucker bis ans Ende der Welt.

Wie ein steirisches Kleinbauerndirndl Dichterin wurde.

Sind dem Leser des „Heimgarten" in neuerer Zeit nicht kleine Geschichten und Bilder aus dem steirischen Volksleben von *Rosa Fischer* aufgefallen? Diese Rosa Fischer ist eine literarische Erscheinung, welche den Heimgärtner, eigener Vergangenheit gedenkend, besonders interessiert. Sie ist eine Ausnahme im trostlosen Dilettantismus, an dem die deutsche Literatur krankt, ja welcher selbst die kunstlose Schilderung von Land und Leuten in Misscredit gebracht hat. In Rosa Fischers formell ja vielfach mangelhaften Leistungen finden wir schwerwiegende Vorzüge: Eine scharfe Beobachtungsgabe, klares Verständnis der Volksseele, Unmittelbarkeit und künstlerische Sinnlichkeit der Darstellung, tiefe Innigkeit der Empfindung, sowie Unschuld und Adel der Weltanschauung.

Rosa Fischer ist die Tochter eines Kleinhäuslers in Hartberg, ihr Vater besorgt nebst seiner Wirtschaft das Geschäft eines Ab-

deckers, sie hat Arbeit und Sorgen einer kümmerlichen Haushaltung zu tragen und kann nur in den wenigen Feierstunden der Lieblingsbeschäftigung sich widmen — ein recht dunkler Hintergrund für die reine, lichte Poesie.

Der Heimgärtner, der die Unmittelbarkeit liebt, der ein Freund von Autobiographien und freimüthigen Selbstbekenntnissen ist, und immer der Meinung, man müsse die Literatur aus den papierenen Theorien heraus- und ins volle Leben hineinführen, hat seine junge Mitarbeiterin angeregt, schlicht, wahr und kurz ihr bisheriges Leben, und wie sie zum Dichten kam, für den „Heimgarten" zu beschreiben. Das hat sie gethan und auch einiges von ihrer Familie erzählt. Überraschen wird ihr Briefwechsel mit Ludwig Anzengruber, der sie zuerst erkannt hat.

Das Kleinbauerndirndel schreibt:

Welchem Stande ich eigentlich angehöre, weiß der Heimgärtner, und ich stelle es ihm frei, dies der Welt zu sagen oder nicht, wie er es für gut findet. Daß die große Menge unserem Stande ein Vorurtheil[1]) entgegenbringt, das weiß ich wohl, aber gerade persönlich gelitten habe ich darunter nicht oft, und wenn es geschah, so kränkte es mich; wär' es oftmals geschehen, so hätte es mich verbittert und trotzig gemacht. Aber meine Kindheit war so sonnig und unschuldsvoll wie jene meiner Gespielinnen. Meine nun selige Mutter war ein Bauernkind aus Schönegg bei Leibnitz, aus einem guten Hause. Ihre Jugend war froh gewesen und ihr Herz war gut. Aber trotz ihrer Jugend — zweiundzwanzig Jahre — war sie ein praktisches Mädel gewesen, sie hatte nicht aus „Liebe" geheiratet. Sie mochte diese Rede gar nicht hören, und wenn ihre heranwachsenden Dirndln ihr mit der Weisheit eifriger Romanleserinnen klarmachen wollten, daß beim Heiraten nur die „Liebe" glücklich macht, da wurde sie ganz bös. „Das ist just so ein Red'n", sagte sie. „So ein junger Mensch ist ja noch nicht klar, der hat ja noch ein' Nebel vor Augen. Da müßt's warten, bis euch die Weisheitszähn wachs'n, mit achtundzwanzig, dreißig Jahr'n, nachdem werd't 's schon klar sein. Was hilft denn ein schön's Schüsserl, wenn nichts drin ist!" Im Punkte der „Liebe" und Sittlichkeit war sie sehr streng. Freilich, kam ihr eine „Sünderin" recht gut und demüthig, so war alles wieder vergessen. Und trotz ihrer praktischen Grundsätze ist es ja vorgekommen, daß sie in trüben Stunden nachdenklich sagte: „Jetzt saget ich schon bald selber, wenn man nichts hätt' als die Liab'!" Und als es dazu kam, daß ihre ältere Tochter Maria die Wahl hatte zwischen reichen Freiern und einem, der eben nicht viel sonst hatte, als eine große, vertrauensvolle Liebe, da war gerade die Mutter es, die immer und immer wieder diesem das Wort redete. Lieben und Sorgen für Gatten und Kinder füllten ihr arbeits- und segensreiches Leben aus. Als die Zeit kam, wo für die Zukunft der Buben gesorgt werden mußte, was hat sie da Kummer und Sorge getragen und Pläne gemacht, wieviel umsonst! Da hat sie mir einmal ihr Kopftüchel gezeigt, in das sich unzähligemale ihre Fingernägel eingeprägt, wenn sie dieselben in kummervollem Studieren gegen den Kopf gedrückt hatte. Bis zu ihrem letzten Kranken-

[1]) Das Unschöne an unserem Stande, durch die Umstände mehr oder weniger bedingte qualvolle Tödtung der Thiere, habe ich nach Möglichkeit zu beseitigen gesucht, und, wenn Gott will, mit Erfolg. Dem unverdienten Vorurtheil setze ich eine gute Portion Hochmuth entgegen, so eine Ader vom „classenbewussten Proletariat".

bett, bis zu ihrem letzten Tage geleitete ihre Liebe sie, und gerade in dieser letzten Zeit wurde ihr mit allseitiger Liebe wieder vergolten. Unsere Mutter hat uns, seitdem wir erwachsen waren, nie geküßt, auch nicht den Vater vor unseren Augen; wir Geschwister einander auch nicht. Unsere Liebe zur Mutter zeigten wir nur in leisem Schmeicheln, und es war doch unsere höchste Seligkeit, an so einem arbeitsruhigen Sonntagnachmittage an der Mutter Seite zu sitzen, oder manchmal einen Spaziergang zu machen. In jener Zeit aber, als die Mutter ihre Stunde kommen fühlte, als sie mit qualvollem Herzen erkannte, daß sie scheiden mußte, da hat sie uns gar oftmals an ihre Brust gezogen und hat uns so leidenschaftlich lang und heiß geküßt, und hat uns versprochen: „Wir kommen ja wieder z'samm", hat uns das Kreuz gemacht und uns gesegnet, den Bruder auch, der ferne bei den Soldaten stand. In ihren letzten Stunden, nachdem sie vorher so still, so friedlich gewesen war, und herzinnig verlangend die Arme ausgestreckt hatte nach ihrem als zartes Kind verstorbenen ersten Buberl, da hat sie nicht von uns gelassen. Und hat mich so bange angeblickt, und hat mir mit schon gebrochener Stimme nur immer wieder eins gesagt: „Rosl, brav sein!" Ihr letztes Wort war noch ein Segensruf, ein Stoßgebet, ein dreimalig: „Pfüat enk Gott, pfüat enk Gott, pfüat enk Gott!" — So war die Mutter.

Der Vater lebt noch und ist heute der gütigste und uneigennützigste Mann, zeitweise schon recht mühselig, so ein rechter guter Großvater, der seine Freud und sein liebes Kreuz mit den drei kleinen Buben hat, die immer an ihm hängen. Er hat sein Lebtag viel gearbeitet, hat die Scholle bebaut, die ihm sein Vater überlassen, und ist auch sonst in der ganzen Gegend beliebt, da er ein treuer Helfer gar vielen ist, wenn sie in der Noth sind mit ihren Vieh. Sein jüngerer Sohn Peter, ein gelernter Müller, war bei den Soldaten und kam dann ins Vaterhaus zurück; der ältere, Ignaz, war irrsinnig geworden. Irrsinnig — dieser lebensfrohe, fleißige, junge Mensch! Er war gelernter Schmied, aber seine Freude war die heimatliche, die ländliche Arbeit, er liebte die Thiere, die Bäume, die Rosen, Wies' und Feld, hat alles gehegt und gepflegt. Er wäre ein guter Bauer geworden. Singend gieng er in aller Gottesfrühe der Arbeit nach, singend und pfeifend hinterm Pflug, oder mit Sense und Rechen auf der Schulter, und wo bei Sang und Klang frohe Menschen weilten, war er auch dabei. So frohgemuth! Und dann kam das Verhängnis. Für einen Abbrandler hatte er Ziegel geführt, dabei gab es angeheiterte Köpfe, dann einen gestürzten Wagen bei einem Kameraden, dann Streit mit anderen Leuten, und dann von Seite der Übermacht eine so grobe Mißhandlung, daß der Bruder mit einer tiefen Kopfwunde heimkam. Er gieng nicht klagen, denn: „Ich hab's ja auch g'schimpft." Aber es kamen so traurige Folgen, Herzleiden vom Laufen in tödtlicher Angst, und ein furchtbarer Kopfschmerz. Darauf monatelang kein Schlaf, keine Ruhe, furchtbare Schmerzen, und endlich der Wahnsinn. Vier Jahre, schönste Jugendjahre, im Irrenhaus. Nun ist er heimgekehrt, schätzt sich glücklich, arbeitet fleißig, und dankt Gott für alle Tage. Geistig ist er gesund, Gott wird es ihm auch körperlich geben. Von seinen einstigen Gegnern will er nichts. — Nun habe ich noch eine Schwester Maria, seit neun Jahren verheiratet, gegenwärtig eine glückliche Frau und Mutter von drei kleinen Buben.

Und nun komme ich. Geboren wurde ich 1868[1]) am Tage der heiligen Rosalia, und weil auch meine Mutter Rosalia hieß, wurde ich ebenfalls Rosalia getauft. Aus dem Kalenderverzeichnis in einem älteren Gebetbuch habe ich glücklich herausgesucht, daß ich an einem Freitag geboren wurde, also ein Freitagskind, ein Unglückskind. Zuweilen in trüben Stunden habe ich dies ja auch geglaubt, aber heute nicht mehr.

[1]) So genau soll man so was gar nit sag'n.

Ich habe noch als Kind viel Leid getragen und oft dasselbe im „Rothen Kreuz“ bei der „lieben Frau“ ausgeschüttet, und es ist mir leicht geworden, wenn ich wieder heimwärts gieng. Und ich glaube, dass ich diese Sorgen und Leiden oft als Strafe ansah, wenn ich schlimm und sündhaft gewesen bin. Und ich habe mir vorgenommen, deshalb diese oder jene Sünde zu meiden. Bei dieser Gelegenheit muss ich bemerken, was für einen Einfluss auf mich die Beichte hatte. Wir waren doch noch Kinder, ziemlich jung, aber es war uns gesagt worden, was Sünde ist, und bange, mit hochklopfendem Herzen sind wir am Beichtstuhl gestanden, eine die andere vordrängend, um inzwischen mehr Muth zu fassen. Und wenn's dann vorüber war, war es uns, als sei ein Stein weg vom Herzen. Und da habe ich mich mehrerer Sünden gar so bitter geschämt, und um dieselben nicht immer wieder beichten zu müssen, habe ich sie gemieden und gelassen. Das nennt man nun zwar nur eine unvollkommene Reue, aber sie genügt doch, ein kleines und oft auch ein großes Menschenkind zu bessern. Ich glaube auch, dass nur selten mit der Beichte ein Spiel getrieben wird, denn das Gewissen ist doch eine mächtige Stimme Gottes. Aber auch ein sehr glückliches Kind bin ich gewesen, geliebt, gehegt und geborgen. Und heiter waren unsere Spiele, die unbändigen, wo wir Dirndln mit den Buben und Nachbarsmädeln um die Wette hetzten und rauften, und die sanfteren, wo wir „Frauen spielten“, oder „Puppen“, oder mit den Blumen des Gartens und von Feld und Rain. Besonders dieses Blumenspiel war so lieb und sinnig. Die Blümlein waren die Kinder, die Mädeln und Frauen. Der Blütenstengel war der Kopf, die grüne Samenhülse war der Oberleib, die Blütenblätter das Kleid, und die Staubgefäße Unterröcke und Füßchen. Die schönen Tage haben dem Spiel gehört, die trüben und insbesonders die traulichen Abende dem „G'schicht'n derzähl'n“. Als kleinste Kinder hat uns wohl der Vater auf seinen Knien gehabt und an seiner Seite und hat uns „Geschichten“ erzählt aus der „biblischen G'schicht'“: von „Adam und Everl“, von „Sodoma und Gomorrha“, von der „Sündflut“, von der „Arche“, von den „schlimmen Buben, die den alten Mann gereizt haben und die dann der Bär gefressen hat“, und am liebsten und öftesten die Geschichte vom „egyptischen Josef“. Daran knüpfte sich dann die „Gschicht' von der Genovefa“, vom „Asch'npudl“, vom „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“, vom „dammenlangen Hansel“, und vom „Eulenspiegel“. Später saßen wir in einem befreundeten Haus[1]) gar manche lange Abendstunde auf der „Schusterbrücke“ und ließen uns von dem Gesellen gar viele lange und greuliche „Geister- und Rauberg'schicht'n“ erzählen, bis es ihm zu dumm wurde und er uns zu necken anfieng:

Is amol a Jud g'we'n,
Der is auf und auf voll Rud' (Rost) g'we'n.
Der hat zwa Hund g'habt. Aner hat g'haßn
„Fang an“ und aner hat g'haß'n „Hör auf“.
Von welchem soll i dazähl'n.

Wenn wir dann sagten: „Vom Fang an“, so fieng er wieder an: „Is amol a Jud g'we'n“. Sagten wir: „Vom Hör auf“, so erwiderte er: „So hör' i halt auf“. Daheim saß ich die längste Zeit neben der „Kuahdirn“, der Waberl, auf dem Melkschemel. Und während sie die Milch herausdrückte und zipfelte, erzählte sie mir schöne Geisterg'schichten, denn sie war vom Gebirg herab. Und wenn die Kühe in dem dämmerigen, heimelnden Stalle so andächtig kauten, und das Dirndl so andächtig und gruselnd zuhörte, wie bei der Nacht beim Kreuz drauß'n a schwarzer Butzl g'leg'n is, da machte die Waberl immer einen tiefen Nicker und die Finger einen langsamen Zipfler und die Geschichte war aus. Wenn ich dann bettelte: „Waberl,

[1]) Schuhmacher Hinker.

wie geht's denn weiter? Derzähl." Da erwiderte sie ganz dasig: „Hiaz hab' i 's schon vergess'n."

Später, als ich einmal lesen konnte, kamen die „Geschichtenbücher". Die wunderbaren, beseligenden Märchen; dann von unseren Religionslehrern die Erzählungen von Christof Schmied, und wohl viele andere. Dann die Bücher aus der Volksschulbibliothek, und später Zeitschriften und Romane und Schauergeschichten, was uns, meiner Schwester und mir, nur immer in die Hände fiel. Unsere gute Mutter hat sich viel darüber geärgert. „So ein Hineinstarr'n", sagte sie greinend, „die ganz'n Aug'n müßt's euch verderb'n. Ist ja so lauter erlogen's Zeug. Alles wirf ich in Ofen und heiz' 's ein." Von Romanen und Theatern meinte sie, es gäbe im Leben Geschichten und Theater genug. Der Vater aber hat allzeit viel und gern gelesen, thut's heute auch noch. Dann in der Schule, was die Kinder meines Standes halt zu lernen haben. In der ersten und zweiten Classe habe ich recht gut gelernt, in der dritten aber wurde ich ganz lau und faul. Da hat mir mein Katechet oftmals gesagt: „Fischer, du bist heuer sehr faul. Voriges Jahr bist du schön fleißig gewesen." Und da habe ich mich stets gefreut, mir was eingebildet, dass ich im vorigen Jahre so fleißig war.

Und nun, nach den Schuljahren, fängt es an, wie ich dazugekommen bin zum Dichten und Schreiben. Schon als recht unmündiges Kind bin ich nach dem Schlafengeh'n meist lange Zeit wach gelegen und habe mich damit unterhalten, die verschiedensten und recht närrische Luftschlösser zu bauen. „Denken" nannte ich dieses Hinträumen, und ich weiß, dass ich einmal meine Schwester oder eine Freundin fragte, ob sie auch so „denken" thäte; sie sagte „nein" und verstand mich gar nicht. Später saß ich oft abends lange Zeit vor dem Ofenthürl und erzählte dem traulich innrenden Feuer ganze lange Geschichten. „Gedichtet" und das „Gedichtete" niedergeschrieben habe ich zuerst wohl in meinem letzten Schuljahre als dreizehnjähriges Kind, und den Anfang werden wohl die „geistreichen" „Versln" gemacht haben, die ich in meinem Lesebuch unter den verschiedenen Lesestücken an die Namen der Verfasser angekritzelt finde. „Du Gellert, sprich nicht verkehrt." – „Herr Auerbach versteht sein Fach." – „Herr Rückert jedem dichten lehrt." – „Herr G. Schwab, du wirst geehrt bis in das Grab." – „Herr Uhland stets Beifall fand" u. s. w. Und darauf kamen die ersten „Gedichte". Die haben mir meine Mitschülerinnen weggenommen und zur Lehrerin getragen. Sie war sehr verwundert und hat mir die Gedichte abgenommen. Nun nach vielen Jahren kann ich mich nur noch einiger „Gesetzl" erinnern. Von einer Naturbeschreibung:

Wie ist es hier oben so stille,
Wie lieblich säuselt der Hain,
Wie laden der Blümchen so viele
Den Wanderer zum Sitzen hier ein.

In einem Gedichte habe ich den Bernhardinerhund Barry besungen, als er das verirrte Kind im Schnee auffand und in das Kloster brachte. Ein anderes behandelte die Enthüllung des „eisernen" Erzherzog Johann-Denkmales in Graz. Davon weiß ich noch, dass sich zur „Enthüllungsfeier" reimte „Eine Frau im Schleier", – „Trat auf den Platz heran", – „Die Gräfin Meran". Jene Gedichte nahm mein lieber Lehrer Herr Karl Kopf in Empfang, und ich weiß noch, wie er liebreich sagte: „Nicht ‚auf' den Platz heran, sondern ‚an' den Platz. – Nicht aus Eisen ist das Denkmal, sondern aus Bronze." Und dieser Lehrer hat sich meiner besonders angenommen, hat mir Bücher gegeben mit Gedichten von großen Männern, Schiller und andern, und mit Lehren über Versmaß und Versfüße, aber ich glaube, diese gelehrten Sachen haben mich nur verwirrt. Der Lehrer hat mir gerathen, ich solle Lehrerin werden, wenn

nämlich meine Eltern die großen Kosten zahlen könnten. Natürlich habe ich gedacht, das sei weiß Gott wie leicht. Sehr gut weiß ich noch, wie ich einmal heimstürmte: „Vater, ich möcht' gern Lehrerin werd'n, geb'n's mir mein Vermög'n." – „Ein Vermög'n?" meinte lächelnd mein Vater, „ja hast du eins?" Damals ist mir auch so ein Fleckerl Eitelkeit in den Kopf gestiegen, denn man sagte mir Scherzworte, die ich für Ernst nahm, und ich weiß, wie ich mein Köpfel trug, als Studenten, die in den Ferien zu Hause waren, im Vorübergehen sagten: „O, die Dichterdirn, die Dichterlocken hängen ihr schon herunter über die Stirn!" Lernbegierig war ich überaus. Freudwörter, wie wir sie aus dem Sprachbuch lernten, schwirrten mir durch den Kopf, und einmal fieng ich sogar „Französisch lernen" an, nämlich mit meinem Bruder Ignaz, der als Bürgerschüler dazu verhalten wurde. Aber wir waren noch bei den ersten kurzen Sätzen, da hat er schon aufgehört und dann nothwendigerweise auch ich.

Und nun, in jener Zeit, als ich die Schule verlassen hatte, hat mir mein Dichten und Schreiben sehr viel heimliche Freude, aber auch sehr viel Herzensbangen gebracht. Mein Bildl aus jener Zeit, das ich neulich bei einem Verwandten fand, zeigt ein sehr bleiches, weltschmerzliches Gesicht. Ja, heimlich war mein Dichten. Und warum? Weil ich mein Schreiben niemand lesen-lassen wollte, weil sie mich ausgelacht hätten, und weil ich niemand zu sagen getraute, welche Hoffnungen ich hegte, weil man mich nicht verstanden hätte. Zwar weiß ich nicht, daß ich damals schon Pläne gehabt hätte, es hat mich eben gefreut, zu schreiben. Als ich die Schule verlassen hatte, noch unter dem Eindrucke des Abschiedes von einer Freundin, schrieb ich meine erste „Erzählung". Einem großen Schulschreibhefte habe ich sie mit Bleistift anvertraut. Freilich trägt sie deutlich die Spuren verschiedener Schauerromane, Erzählungen, die ich zuvor gelesen hatte, und ist im flüchtigen Tone geschrieben, in dem Bestreben, auf möglichst wenig Papier in möglichst kurzer Zeit etwas „Ganzes" niederzuschreiben. Im Hinterstübel habe ich gearbeitet. Da kam mir einmal meine etwas ältere Schwester darauf, und mit der Neugierde eines ungeschickten, aus der Schule ausgestandenen Dirndls wollte sie wissen, was ich schreibe. Ich wehrte mich mit aller Gewalt um meinen Schatz, und so haben wir ein Fenster eingeschlagen und ich mir die Hand blutig geschnitten. Das große Schreibheft, das so schwer zu verbergen war, habe ich nun irgendwo versteckt und habe mir einzelne Papierbogen angeschafft. Diese klein zusammengefaltet und über der Brust geborgen, wo ich frommgläubig auch eine geweihte Medaille trug, ein Flascherl mit Tinte im Kittelsack, so habe ich mich fortgeschlichen in die allerheimlichsten Winkel. Und da habe ich geschrieben, in pochender Angst, daß mich jemand entdeckt, mit zitternden Fingern. Auf dem Hausboden, im Heuboden, in den verschiedensten Winkeln und zuweilen draußen im „Galsterwald". Den Oberkörper seitwärts niedergebeugt, so habe ich geschrieben und so hätte ich bald meinen geraden Wuchs zum Opfer gebracht. Und dies war schon so bemerkbar, daß ich öfter als einmal hörte: „Ich weiß nit, hat das Dirndl alle Kittel schief an, oder wird's wohl einseitet." Geschrieben habe ich gar vielerlei. Hatte ich vorher einen spanischen Schauerroman gelesen, so wimmelte es in dem meinen von lauter Dons und Donas. Einmal, als ich einige Wochen in Ungarn gewesen war, flocht ich ungarische Brocken ein. Und natürlich waren alle meine Helden Grafen und Barone und andere Herrschaften. Und gewiß ist, daß ich damals nicht wußte, daß ein Bauernmädel auch ein Herz hat. Unter Liebe verstand ich natürlich nur die Schwärmerei, wie sie in Büchern dargestellt wurde. Geschrieben habe ich ohne Absetzen in einem Ton, die Thatsachen hinstellend, wie ich sie dachte. Da kam mir dann einmal das Einseh'n, daß ich etwas ausarbeiten, erklären, beschreiben, längere Gespräche einführen müsse. Aber die Zeit, die Gelegenheit, alles

hat mir gefehlt. Wie oft, wenn ich am fleißigsten beim Schreiben war, tönte irgendwo der Ruf: „Rosl, Roserl, wo bist denn schon wieder? Wo denn das Dirndl allweil steckt? Die längste Zeit thut's nix wie faulenz'n. Jetzt bist schon groß g'nug zum Arbeiten."

Später hab' ich freilich angefangen zu arbeiten. Als einmal eine Magd grade zur g'nöthigsten Zeit durchgieng, habe ich, nachdem ich früher näh'n gelernt, als Sechzehnjährige um Abwaschschaffel, Reibbürste, Waschwandl, Backtrog und Trankschaffel, oftmals auch um den Melkstechter gegriffen. Und mit solchem Eifer, so froh und leichtfüßig, daß meine Mutter meinte: „So hitzig darfst es nicht angeh'n, sonst stoßt du dir den Ammer zu g'schwind ab." Aber ich bin dieser schlichten Arbeit doch treu geblieben, großentheils freilich aus Pflichtgefühl, aber auch weil ich dabei meinen Herzensfrieden gefunden noch allezeit. Freilich zuweilen war diese Arbeit so streng von früh bis spät, daß ich ganz daßig und demüthig wurde und nichts ersehnte, als nach der rauhen Patschарbeit einmal die Ruh'. Und ich habe wieder geschrieben und habe das theuere Gut versteckt in Heu und Stroh und droben auf dem Dachboden unter den Mauerbänken und hinter den Latten des Dachstuhles. Da habe ich dann mit Tinte die betreffende Stelle gemerkt. Einmal habe ich ein Heft schreckensstarr in meinen Händen gehalten — es war von Mäusen zerfressen. Und wieder einmal hätte ich bald alles verlassen und wäre auf und davon gegangen, wenn's nur leichter sein hätt' können. Und das war so. Meine Schwester, die Mariedl, und ich waren beim Waschen — für uns junge Dirndln die bitterste Arbeit —, und da gieng die Mariedl etwas zu suchen ins Nebenstöckl, wo wir unser Schlafzimmer hatten, und kam halt so lang nicht zurück. Mir wurde angst und bang und heiß stieg's mir auf — ich hatte in meinem Bett meine Schreibereien verborgen. Und richtig, als ich leise hinaufschlich, saß sie auf ihrem Bett und hatte schnell etwas versteckt. Nun blieb ich, schlimmer Ahnungen voll, an meinem Lager, die Mariedl an dem ihren. Endlich sagte sie lachend: „Jetzt will sie ihren Schatz bewachen", und, nicht ahnend, welch tiefes Leid sie mir anthat, eilte sie mit meinem Manuscripte fort. Meine Verzweiflung war so groß, daß ich durchgeh'n wollte. Ich schrieb deshalb an Luise v. François in Weißenfels, von der ich vorher ein Buch gelesen hatte, „Phosphorus Hollunder", und bat sie, ob ich kommen dürfe. Aber glücklicherweise kam keine Antwort, und während ich wartete, war mein Zorn auch wieder verraucht, zumal ich meine Schriften wieder fand, hinter dem „Altarl" in der Zimmerecke verborgen. Ob meine Schwester sie gelesen, weiß ich nicht; wir giengen beide stillschweigend über diese heikle Sache hinweg, aber viel später einmal hat die Marie gesagt: „Andern Leuten schickt sie ihre Sachen, uns läßt sie's nicht lesen." Und ein andersmal sagte sie wohl auch bei einer Gelegenheit: „Da schreibt sie immer von Liebe, und dann soll niemand ein Herz hab'n." Denn die Marie war ein schönes und „weichherzig" Mädl. Anders die Rosl, die ist als Kind schon das „Hahnafferl" gewesen, und das „Schnapperl" und das „Tschabarackerl" und der Mutter ihr „Zarterl". Und als die Zeit war zum Jungsein, da hat sie „alt Mutter" gespielt. Und doch ist auch mich damals zuweilen die Sehnsucht angeflogen, daß ich so froh, so jung sein könnte, wie andere, und gerne habe ich dem Sange der Burschen gehorcht, die in stiller Nacht ihre Wege zogen; und wenn ich ein „Mundhammerl" spielen hörte, oder eine Ziehharmonika, ist mir 's Herz weich geworden.

Aber was alles habe ich meiner Herzensneigung, meiner Schreibelust zum Opfer gebracht? Und wie habe ich mich gefreut dabei. Es war mein größtes Glück, wenn ich Sonntags „hüat'n"[1]) mußte, denn es war bei uns Hausordnung, daß einmal diese, einmal jene daheim bleiben und die Arbeit richten mußte — „Haus-

[1]) Heute ist mir die sonntägliche „Frühmesse" Herzensbedürfnis.

hüatn“ —, während die anderen in aller Seelenruhe in die Kirche giengen und darnach wohl noch hie und da „einkehrten“. Freilich, es war wohl schön, so im goldenen Sonntagmorgen dahinzugehen, während ringsum die Glocken klangen. Aber schön war es auch daheim. Schreiben! Einmal kam mein Bruder Peter und wollte herein. Ich hatte die Thüre gesperrt und machte nicht auf und meldete mich nicht. Da drückte er so ungestüm an, dass der Schlosshaken aus dem Thürstock gieng. „Da thut's schreiben“, sagte er gedehnt und schaute dann verlegen auf das Unheil, das er angerichtet. Glücklich geschätzt habe ich mich, wenn meine Eltern mit der Marie zu einer Unterhaltung giengen. Da habe ich wohl die ganze Nacht gearbeitet im ungeheizten Zimmer. Und es sind mir die Finger gefroren, die ich zeitweise über dem Kerzenlichte wärmte, und die Füße waren mir wie Eis, und der Kopf so überanstrengt, dass ich nicht mehr klar denken und beim Niederlegen nicht einschlafen konnte. Und meine Lieben, wenn sie heimkamen, haben gedacht, ich sei gut ausgeschlafen, und so bin ich dann wieder an meine Arbeit gegangen.

Und was haben all diese Opfer mir für einen Erfolg gebracht? — Jahrelang keinen, nur Herzensbangen und Enttäuschung. An fast alle Zeitschriften, die zu lesen ich Gelegenheit hatte, habe ich meine „Arbeiten“ geschickt, und jedesmal erfolgte im Briefkasten des Blattes die Antwort, dass sie leider „Raummangels“ wegen nicht verwendet werden könnten, ein trostloser Trost. Oder gar, man schickte mir mit dieser Antwort das Paket zurück. Welcher Schreck, wenn es mir ins Haus gebracht wurde. Dann habe ich mir stockfest vorgenommen: „Jetzt thu' ich nichts mehr. Jetzt will ich froh und glücklich sein. Und es war mir ruhig ums Herz, aber es hat nicht lang gedauert. Bald wieder hat es angefangen, mich zu reizen und ich habe wieder geschrieben. An das Familienblatt „Alte und Neue Welt“ in Einsiedeln hatte ich ein Packerl geschickt und mir postlagernd unter „Rosa Haring“ Antwort erbeten. Und so gieng ich am düstern Spätherbstabend hin aufs Postamt. Und damit mich niemand kennen sollte, habe ich mir statt meines Tüchels eine Bubenmütze aufgesetzt und einen alten schwarzen Schleier um das Gesicht gehüllt. So fragte ich mit tiefer Stimme den gut bekannten Beamten nach einem Brief für „Rosa Haring“. Er musterte mich neugierig, während er die Briefe durchsah, und endlich sagte er: „Brief ist keiner da, aber ein Paket ist zurückgeschickt worden, weil es zu wenig frankiert war.“ Und er hielt mein Paket in den Händen, auf dessen Rückseite ich meine Adresse: „Rosa Haring“ angegeben hatte. „Das g'hört mein“, rief ich und wollte nach dem schon sehr zerrissenen Paket greifen. „Ja, da müssen Sie Strafporto zahlen!“ Aber schon noch etwas. Federn, Papier und Marken kosten Geld und mir ist mein Weniges, das ich zeitweise von Mutter und Vater erhalten habe, immer ausgegangen. Da war es bei uns Hausordnung, dass derjenige, der zu den heiligen Zeiten beichten gieng, vom Vater ein Sechserl oder zwei auf ein Frühstück mitkriegte.

Und unter solchen Sorgen, Mühen und Enttäuschungen, Verzagen und stets neuer Hoffnungsfreude sind die Jahre hingegangen, bis plötzlich Ende 1886, als ich achtzehn Jahre vorüber war, eine Wendung eintrat. Kurz zuvor hatte ich im Kalender „Wiener Bote“ ein Märchen gelesen: „Annerl, Hannerl und Sannerl“, dessen Verfasser sich schrieb: Ludwig Anzengruber. Was wusste ich ehdem von ihm, von diesem großen Mann und guten Menschen? Aber dieses Märchen hat mir sehr gefallen, und als ich kurz darauf ein Blatt „Figaro“ und „Wiener Luft“ in die Hände bekam, deren Redacteur wieder Ludwig Anzengruber hieß, da habe ich ohne viel Überlegen an ihn geschrieben und ihm eine größere Arbeit: „Ein Kain“, und einen Bogen mit Bildangaben für das Witzblatt zugeschickt. Im „Briefkasten“ von „Figaro“ und „Wiener Luft“ erhielt ich die Antwort, dass die größere Arbeit nicht verwendbar sei. „Von der übrigen Sendung bringen wir eine Kleinigkeit mit Illustration.

Wie wünschen Sie Briefe an Sie adressiert?“ Und darauf ist ein Brief gekommen, der mir unendlich viel Freude bereitet hat. Ich habe ihn abends behoben und zuerst in einem befreundeten Bürgershause heimlich beim Lampenlicht gelesen und sodann beim Heimgehen unter einer einsamen Straßenlaterne. Und später hat mich dieser Brief begleitet auf allen meinen Wegen, hat mich getröstet. Und so oft habe ich ihn gelesen, bis das Papier auseinandergieng. Und später einmal, Gott weiß es, wie bitter ich ihn suchte, ist er mir verloren gegangen. Aber ich habe ihn so oft gelesen, daß ich hoffe, ihn noch einmal niederschreiben zu können:

„Sehr geehrtes Fräulein!

In Nummer 1 von ‚Figaro‘ und ‚Wiener Luft‘ ist der Scherz von der Frau, welche keine Kinder bekommt, als vierteiliges Bild erschienen und gibt Ihnen Anspruch auf ein Honorar von einem Gulden, wegen welchem Sie sich nun an die Redaction von ‚Figaro‘ und ‚Wiener Luft‘ wenden oder mich mit dem Incasso desselben betrauen mögen. Was Ihre größere Arbeit ‚Ein Kain‘ anbelangt, so krankt dieselbe an einer vollkommenen Unkenntnis des Lebens und seiner Verhältnisse. Anderseits muß gesagt werden, daß sie auch Stellen enthält, welche nicht schlecht genannt zu werden verdienen. — Das Brot der Schriftsteller ist ein hartes und karges; dabei wohlbefinden könnte sich wohl nur, wer gezwungen ist, ein noch härteres und kargeres zu essen. Das kleine Honorar von einem Gulden, das Sie nun bei der Redaction des ‚Figaro‘ guthaben, gibt Ihnen den Beweis, wie flink und fleißig man sein muß, um etwas Nennenswertes an Ertrag zu erzielen. — Opfer bringt nur, wer vom Schreibteufel besessen ist, aber selbst abgesehen von der Besessenheit durch den Schreibteufel und eine Schreiblust harmloserer Natur voraussetzt. — Ganz unthunlich wäre es, in Hartberg verbleiben zu wollen. Sie müßten noch sehr viel lernen; es müßte Ihnen der Berather zur Seite steh'n, von Stufe zu Stufe, von Fall zu Fall. Zur Selbstbeobachtung haben Sie wohl kaum die Eignung. — ... Jemand aus seinem bisherigen Wirkungskreise loszureißen. — Einer bekannten Person gegenüber würde ich es nur schwer wagen, einer fremden gegenüber wage ich es schon gar nicht. — ... aber persönlich an mich.

Penzing bei Wien, Maiergasse Nr. 10.

Briefe an die Redaction oder Administration werden auch von anderen Händen geöffnet. Hochachtend L. Anzengruber.“

Das ist alles, was mir von dem theuern Brief im Gedächtnis geblieben. Der gütige Mann hat mir erlaubt, wieder an ihn zu schreiben, ihm Arbeiten zur Durchsicht zu schicken. Ich war der Freude voll über mein zu erwartendes „erstes Honorar“, daß ich es der Mutter nicht verschweigen konnte: „Mutter, ich krieg' an Guld'n.“ Als ich Anfang Mai 1887 in die Pfarrhofküche kam, um kochen zu lernen, war es mein erstes, an Anzengruber zu schreiben, und in den nächsten Tagen erhielt ich schon einen Brief und eingeschlossen den Papiergulden, mein erstes Honorar! Anzengruber schrieb mir, er habe mit der Sehnsucht eines Redacteurs, der gerne seine Honorarverpflichtungen erledigt sieht, sich Tag für Tag meines Schreibens gewärtig gehalten. Er habe deshalb im Briefkasten des Blattes mich zur Einsendung etlicher weiterer Kleinigkeiten aufgefordert, hoffend, daß sich vielleicht Brauchbares darunter fände und er in der Lage wäre, mir das Honorar „anzustückeln“. Ohne viel Überlegen schrieb ich ihm wieder und immer wieder, und er schickte mir so schöne, so gutmeinende Briefe und zeitweise für „Kleinigkeiten“ Geld. Dieses gab ich meinem Mütterlein und hab' es ihr auch erklärt, wofür ich's erhalten habe. Sie hat es anfangs nicht leicht verstehen können. Anzengrubers Briefe waren immer aufmunternd, belehrend, später auch sehr ernst, über manches greinend. Er ermunterte mich zum Einsenden meiner Arbeiten. „Scheuen Sie sich gar nicht, schicken Sie's mir, es soll

gewissenhafterweise erledigt werden. Finde ich eine Arbeit von Ihnen der Veröffentlichung wert, werde ich selbe empfehlen.“ Er hat auch einmal eine „Dorfgeschichte“ von mir in seiner großen Gutheit der Halbmonatschrift „An der schönen blauen Donau“ geschickt, welche die Arbeit aber ablehnte. Daraufhin hat er die Arbeit „einer kleinen Umarbeitung unterzogen, damit Sie daraus lernen können“. Später hat er wieder gegreint mit mir, dass ich so lau arbeite, dass meine Sachen nicht gerade schlechter, aber auch nicht besser würden.[1]) „Ich möchte Ihnen dringend rathen, dies ziel- und zwecklose Producieren in ein zweckbewusstes und zielsicheres umzuwandeln, gleich einen Leserkreis ins Auge zu fassen und in aller Ruhe die Arbeit zu erledigen. Schreiben Sie vorerst etwas weniger Umfangreiches. Dann noch eins, beschreiben Sie nur immer eine Seite des Papiers, die erste und dritte des Bogens, die zweite und vierte ist leer zu lassen, das fordert der Setzer. Ich werde Ihnen weiter in Prüfung der Arbeiten zu Diensten stehen; nur arbeiten Sie sorgsamer. Ihr Erfolg ist ja nothwendig, sonst kommen Sie nie heraus mit einer Arbeit, ohne Erfolg ist eine Wendung, welche Sie erhoffen, einfach unmöglich. Also arbeiten Sie mit allem Aufgebot Ihres Talentes auf diesen los.“ So gut ist er gewesen. Einmal aber habe ich einen sehr „steifen“ Brief bekommen, und das war so. Das Manuscript, das er mir zurückgeschickt hatte, war in braunes Papier gepackt, in dessen Innenseite die Adresse des Dichters von einer Verlagsbuchhandlung geschrieben war: „Herrn Dr. Ludwig Anzengruber.“ Ich hatte aber „Ludwig Anzengruber“ geschrieben, nun schrieb ich „Dr. Ludwig Anzengruber“. Die Folge davon war ein Brief in auffallend steifem, kühlem Tone: „Beehre mich, Ihnen anzuzeigen — —“ Ich habe ja nicht mehr „Dr.“ geschrieben. Habe ich aber auch wahrhaftig erkannt, wieviel ich dem berühmten gütigen Manne schuldete? Ich glaube nicht. Ich war ihm dankbar, ich freute mich, ich betete für ihn, aber ich war doch so sehr verwöhnt, dass ich alles so selbstverständlich hinnahm und ihm nicht so dankte, wie ich ihm heute danken würde. Im Gegentheil, haben mich zu aufrichtige, strenge Worte schier gekränkt. So dumm bin ich gewesen. Und weiß doch, wäre er am Leben geblieben, er hätte mich nicht verlassen. Aber jenes Jahr, wo ich alle meine Briefe im Pfarrhofe selbst in die Hände bekam, gieng zu Ende. So stand ich plötzlich ohne Verbindung mit meinem hochherzigen Berather. Zudem trug ich das Gefühl in mir, als ob ich ihn mit meinen unreifen Arbeiten zu sehr belästige, und so habe ich die Zeit benützt, mit möglichster Sorgfalt eine neue Arbeit zu schreiben. Ich glaube, sie war besser als die meisten früheren, aber ich wagte nicht, sie Anzengruber zu schicken. So sandte ich sie an die „Oberwarther Sonntagszeitung“, welche zu lesen ich Gelegenheit hatte, und richtig, das Blatt nahm die Erzählung an und machte seine Leser aufmerksam auf die Dorfgeschichte „Hoch hinaus von Rosa Rauscher“. Und im Herbste 1889 wandte ich mich wieder an meinen Freund[2]) mit allerlei Anfragen. „Ob ich in diesem Falle von der ‚Oberwarther Sonntagszeitung‘ Honorar zu erwarten habe, und ob ich meinen falschen Namen beibehalten dürfe.“ Er gab mir bereitwillig Antwort, und gerade so, wie es eintraf. „Ob Sie in diesem bestimmten Falle Honorar zu erwarten haben? Gewiss nicht, man wird Sie belehren, dass man aus Gefälligkeit Ihre Arbeit, die ja auch noch gefeilt werden musste, also der Redaction Arbeit verursachte, zum Abdruck brachte, und wird nebstbei betonen, dass man zu solcher Gefälligkeit auch fernerweitig, selbstverständlich ohne Honorar, bereit wäre. Das ist

[1]) Einerseits hatte mich das Glück leichtsinnig und vertrauensselig gemacht, anderseits fehlte mir besonders damals, wo ich auch die Sonntage nicht frei hatte, die Zeit zum sorgsamen Arbeiten.

[2]) Ich will das Wort gewiss nicht missverstehen. Aber er war mir, dem schlichten Mädl, ein Freund, den ich freilich Zeit meines Lebens nicht sehen konnte.

alles, was Sie von einem Provinzblättchen zu erwarten haben. Ob Sie Ihren falschen Namen beibehalten könnten? Gewiss, so lange sich's nur um Einsendungen handelt; wenn es sich aber um Zusendungen an Sie handelte, und Sie das Incasso von Honoraren nicht persönlich betreiben können, wie wollen Sie es dann machen? Die Post gibt Wertsendungen an keine unbekannten Adressaten ab, und dann kennen fast alle Redactionen die Schriftstellernamen und die wirklichen der Autoren, letztere bleiben nur für das Publicum verschleiert." Unter „R. Gutgesell" postlagernd, wie den ersten, so hatte ich diesen letzten Brief erbeten und so beehrte mich Ludwig Anzengruber noch am 17. August 1889. Aber eine gewisse Herbe schien mir über diesem Brief zu liegen, und er war, der einzige, mit schwarzer Tinte geschrieben. Wenige Monate später war Anzengruber todt.

Mitten in meinen häuslichen Arbeiten, es war just vor Weihnachten, kam mir das Zeitungsblatt in die Hände: „Ludwig Anzengruber gestorben." Ich war betäubt, hab' mich auf den Dachboden geschlichen und ein wenig was gebetet, und hab' nicht gewusst, wie mir war. — Im Frühjahr 1890 schickten mich meine Eltern in die Umgebung von Graz, damit ich meinem nachmaligen Schwager ein Wirtshaus führen half, während die Schwester Marie als Braut daheim ihre Vorbereitungen traf. Ich gieng, in der Hoffnung, dass ich schreiben könne. Viel Leute verkehrten in unserem Geschäfte,[1]) wie ich sie früher nicht gekannt. Arbeiter aus den Fabriken, theilweise abgearbeitete, ruhige Männer, theilweise heitere, junge Genossen, und theilweise wieder Gesellen, so schwarz an Leib und Seele, so gehässig, so verkommen in ihrer Rede, in ihren Plänen, in ihrem Rausche, dass ich einmal nach Haus geschrieben habe, unsere Bauernburschen daheim seien Engel gegen dieses Volk, dem nichts, nichts heilig war.[2]) Jedoch, es freut mich, dass ich jene Zeit dort verbrachte. Ich habe auch so viele gute Menschen kennen gelernt unter jenem „Arbeitervolk", warmherzige junge Männer, charaktervolle Familienväter, weiche Frauen, liebe alte Mütterlein, und so unschuldige, arme, liebe Kinder. Aber da ist die Sehnsucht nach daheim täglich stärker geworden. Ich dachte immer heim, und alles erschien mir in einem verklärenden Lichte, voll Frieden und Geborgensein, unser Haus, so einsam im tiefen Grün, unser Vieh und unsere schlichte, harte und doch so friedvolle Arbeit. Oftmals stand ich abends unter gottesfreiem Himmel und dachte, diese Sterne, dieser Mond scheinen auch daheim! Als ich erfuhr, dass meine Schwester unter ein paar Wochen heiraten werde, da war ich wohl schnell reisefertig. Ohne Abschiednehmen von gar manchen guten Leuten fuhr ich heim. Und wie schön hab' ich's gefunden! Es wurde eben Tag, ein Sonntag. Als ich die einsame Landstraße dahin gieng, schlug die Kirchthurmuhr drei. Und da hab' ich meinen Koffer hingesetzt und hab' mir die Welt betrachtet, wie das Morgengold aufstieg am Himmelssaum und wie's dann so fahl hinflutete über das Thal mit seiner grüngoldenen Saat, und wie die Lerche sich trällernd in die Lüfte hob, und wie die Wachtel schlug im Korn: „Findst mih nit." Da hab' ich mich nicht halten können, da habe ich sie aufgejubelt aus dem Schlaf, die Eltern, die Schwester.

Ich bin zufrieden in der Wirtschaft auf unserem Gütel bei meinen Leuten. Habe wohl viel Arbeit und auch immer einmal Kümmernisse. Wenn Zeit und Stimmung vorhanden ist, thue ich halt schreiben. Und fragen Sie mich nach dem interessantesten Capitel im Menschenleben — nach der Liebe! Mit dem größten Freimuth wüßte ich darüber nur weniges zu berichten. Ein paar närrische Anwandlungen in ganz jungen und wohl auch späteren Jahren, so ein Stücklein unglückliche

[1]) Gasthaus „zur Steinbruchlinie" bei Graz.

[2]) Wenn ich damals einen Bauernburschen die Straße daherfahren oder ein altes Vaterl in Hemdsärmeln von weit draußen dahergehen sah, kamen mir die Thränen.

Liebe, — das viele Romanlesen war schuld, — ist aber, Gott sei Dank, als flüchtige Träumerei gleich wieder vorübergegangen. Früher einmal, ganz jung — es ist schon längst verjährt —, da scheint mir, ist mir einmal einer gar lieb vorgekommen. — —

Inzwischen hat das Schicksal oftmals schwer bei uns angeklopft, ist auch die Mutter gestorben und mein Bruder irrsinnig geworden. Und bei alldem hätt' ich wieder schreiben mögen. Einmal, als meine Schwester sehr schwer krank war, da kam mir der Gedanke, dass ich meiner Schreibelust, die ich fast als Sünde betrachtete, entsagen wolle, wenn meine Schwester gesund würde. Aber mein guter Geist hat mir zugeflüstert, wenn ich so etwas Hartes verspräche, würde sie sterben. So habe ich nichts gelobt, und die Marie ist gesund geworden. Dann habe ich doch wieder geschrieben und auch meine Schwester in alles eingeweiht.

Anzengrubers „Letzte Dorfgänge" fand ich angekündigt und da fand ich in der Vorrede den Namen seines Freundes Anton Bettelheim, der mein Vertrauen erweckte, und ohne viel Überlegen schrieb ich an ihn, nachdem ich vorher von der Cotta'schen Verlagshandlung seine Adresse erforscht hatte. Und darauf erhielt ich einen Brief. Es waren gütige Worte. Daraufhin, mit Freude im Herzen, sandte ich Einiges an Dr. Bettelheim. Er schrieb mir, meine Sachen seien stofflich meist anregend, nur die Form, die Grammatik, sogar die Rechtschreibung zuweilen fehlerhaft. Die Skizze „Altersversorgung" könnte vielleicht in Rosseggers „Heimgarten" gedruckt werden. Darauf habe ich angefangen, meine Sachen an den „Heimgarten" zu schicken, wo vieles gedruckt worden ist. Und eines Tages schrieb mir Rosegger: „Liebes Fräulein! Wie wäre es, wenn Sie mir in kurzen Worten ihren bisherigen Lebenslauf erzählen wollten, und wie Sie dazugekommen sind zum Dichten und Schreiben? Ich möchte gern einen kleinen Aufsatz über Sie verfassen und im ‚Heimgarten' abdrucken." So habe ich geschrieben, wie es war und wie es ist.

Eine gute Partie.

Was ist das Leben ohne Liebesglanz,
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.
Schiller.

Die Zukunft liegt in unseren Kindern — das ist naturgemäß! Alles Denken und Trachten, Streben und Ringen, Wünschen und Hoffen concentriert sich in der aufkeimenden Generation, so war es, und so wird es immer sein — solange es Menschen gibt, die leben und leiden, was, wenn man's genau betrachtet, ein gleichbedeutender Begriff ist, für die Mehrzahl wenigstens, denn selten findet sich eine Lichtgestalt, an die das Leid sich nicht heranwagt. Naturgemäß ist es auch, dass kinderlose Menschen und solche, die sich mit ihrer Kinderlosigkeit abgefunden, so gut wie keine Zukunft haben, dass ihnen vielleicht mancher Schmerz, gewiss aber unzählige Freuden fremd bleiben. Und doch sind gerade jene Ehen, die durch Kinder gesegnet wurden, oftmals diejenigen, in denen man am meisten sündigt in Bezug auf die Zukunft. Sobald der kleine Weltbürger — oder das winzige Mädchen das Licht der Welt erblickt, ja auch noch vorher, beginnt man, sich dessen Zukunft bis in die kleinsten Einzelnheiten auszumalen; natürlich muss der

arme Wurm dabei immer wollen, was seine pleno titolo Herren Eltern wollen, er soll eine Individualität sein, darf aber weder eigene Ideen, noch eigenen Willen haben. Letzterer ist, in Parenthesis bemerkt, nicht mit Eigenwille zu verwechseln, der bekämpft werden soll, während vernünftige Eltern dem eigenen Willen frühzeitig zur Entfaltung verhelfen, weil er den Charakter stählt und den Geist klärt. Knabe wie Mädchen haben die Lernjahre kaum hinter sich, so befaßt man sich schon mit der großen Lebensfrage einer guten Partie für beide. Was aber ist eine gute Partie? Der Mann muß eine hübsche Stellung, einen guten Namen, ein anständiges Auskommen, lieber noch ein großes Vermögen haben, und entspricht er all diesen Anforderungen, dann darf man wohl in Bezug auf diesen oder jenen kleinen Charakterfehler etwas nachsichtig durch die Finger gucken. Er ist ja reich, er bietet seiner Gemahlin ein glänzendes Sort, er deckt ihr seelisches Elend mit einem vornehmen Namen — das genügt. Mehr zu fordern wäre Phantasterei. Das Mädchen hingegen, welches man unter die Haube bringen will, oder das man sich für den Sohn erkies, muß ein tadelloses Lärvchen haben, einer begüterten Familie entstammen, gesellschaftlichen Drill besitzen, die Kunst, in blumenreichen, schön geschnörkelten Phrasen *nichts* zu sagen, aus dem ff verstehen, sie muß mit einem Wort chic sein; ernste Begriffe über Pflicht und Leben, über Kindererziehung und Familiengeist braucht sie keine zu haben, denn das ist unnützer Ballast aus Großmutters Hinterstube, dafür aber muß sie die Kunst verstehen, sich hübsch zu kleiden und ob das viel kostet oder nicht, ist Nebensache, denn sie muß ja ihren Firlefanz auch bezahlen können, hat sie nicht viel, so wird sie als Schwiegertochter einfach nicht acceptiert. Wenn die Alten so praktisch denken, welche vielleicht in einem langen, mühevollen Leben den Wert des Geldes schätzen gelernt, so ist das, wenn nicht schön und recht, so doch verzeihlich, weil sie wenigstens nicht für sich, sondern für ihr Fleisch und Blut rechnen; daß aber die Jungen genau ebenso denken, daß die Heiratscandidaten nicht fragen — ist das Mädchen gut, wohlerzogen, gebildet, sondern, daß sie in erster Linie forschen — hat sie Geld, — daß die jungen Damen des neunzehnten Jahrhunderts dem Beispiele der Männer folgen und zuerst nach der Börse, dann nach der Stellung, und in allerletzter Linie erst nach dem Charakter fragen, das ist der Krebsschaden der modernen Gesellschaft, dessen Folge die in erschreckender Menge überhandnehmenden Scheidungen sind. Und dieser Krebsschaden wird um sich greifen und weiteres Unheil stiften, solange dem modernen Erziehungssystem gehuldigt wird, welches das Gemüth als verrostetes Eisen in die Ecke wirft. Das Leben ist keine Landpartie, die Ehe kein Vergnügungsrausch, sondern ein Band, das für gute und böse Tage, für frohe und ernste Stunden, für Krankheit und Noth, und nicht allein für Glück und Freude geschlossen wird. Eine gute Partie kann somit nicht in der Harmonie der Börse, nicht in dem prunkenden

Luxus, nicht in der Möglichkeit, jede Laune zu befriedigen, bestehen, sondern nur in wechselseitiger Achtung, wechselseitigem Vertrauen und wechselseitiger Liebe ihre Begründung finden, in jener Liebe, welche die Feuerprobe auch im Schmerze besteht und sich hoch erhebt über das Gekläff der Menge, in jener Liebe, welche bis zum letzten Athemzug währt und kein Opfer scheut, in jener Liebe, welche es dem einen unmöglich macht, ohne das andere glücklich oder auch nur froh zu sein. Erziehen wir unsere Kinder beiderlei Geschlechtes so, dass sie fähig sind, dieses erhabenste aller Gefühle in seiner ganzen Größe zu erfassen, und wir werden sie weit besser vorbereiten für eine gute Partie in des Wortes edlem Sinn, als wenn wir Eigendünkel und Größenwahn in ihnen nähren, durch sie Ansprüche stellen, ohne Glück zu bieten, und selbst keine wahre Herzensbefriedigung empfinden können.

M. v. Weißenthurn.

An die Nacht.

O schwarze Nacht, lass mich die Stille trinken,
Mit welcher du geheimnisreich
Und mild und weich
Auf Erden ruhst. O lass aufs Knie mich sinken
Vor deiner göttlichen Erhabenheit
Und lass für alle Zeit
Mich deinen Frieden trinken.

O schwarze Nacht,
Nun segne du
Die Welt und decke freundlich zu,
Was Tagesnoth an Kampf und Leid gebracht.
Wer kennt die Nacht mit ihren heil'gen Schauern
In Städtemauern,
Wo nie des Lebens lauter Reigen
Verhallt?
Wer kennt ihr unergründlich Schweigen
In Feld und Wald,
Wo sich die Seele auf sich selbst besinnt
Und, wie der Wellenuhr Zeiger leise rinnt
Und wie die Zeit mit ihren Schwingen rauscht,
Das Ohr erlauscht?

O schwarze Nacht, lass mich den Frieden trinken,
Den du voll Gnade ausgesät,
Und lass aufs Knie mich sinken
Vor deiner Majestät.
Du schaust mir bis ins Herz voll Ernst und Liebe
Und kehr' ich nun ins bunte Weltgetriebe
Voll Weh und Glück
Zurück,
So leite mich dein stiller, tiefer Segen
Auf meinen Wegen!
O schwarze Nacht, geheimnisreich
Und mild und weich
Und hehr und groß,
Ich will das müde Haupt dir in den Schoß
Wie einer Mutter legen.
Sprich deinen Segen!
Es sei dem ruhelosen Herzen
Mit seiner Sehnsucht ewig neuen Schmerzen
In Glück und Leid
Für alle Zeit
Dein stiller, tiefer, heil'ger Frieden
Beschieden.
O schwarze Nacht,
Nun nichts mehr wacht,
Erbarme dich
Und segne mich!

Anna Behnisch.

Kleine Laube.

Die Strafe Luccheni's.

Dem Processe des Ungeheuers Luccheni sieht man ohne besonderes Interesse entgegen. Man weiß ja im voraus, daß der Unmensch verurtheilt wird, und zwar zur schwersten Strafe, über die das Genfer Gericht verfügen kann.

Aber das Genfer Gericht ist sehr human. Allerdings hat es auf den „Todtschlag mit Vorbedacht" lebenslängliche Gefangenschaft gesetzt, doch kennt es keine verschiedenen Classen von Verurtheilten. Von dem Tage an, wo er im Zuchthause sitzt, wird jeder Gefangene gleich behandelt, hat er nun einen Einbruchsdiebstahl begangen, oder einen Menschen umgebracht, sitzt er nun auf zwei Jahre oder zwanzig Jahre, oder auf lebelang. Luccheni wird — wie die schweizerische Presse bereits darthut — nach der Verurtheilung in das Gefängnis St. Antoine überführt werden. Dort im Zuchthause muß er ein Handwerk betreiben, wahrscheinlich Schuhmacherei oder Strohflechterei. Da wird, mit Ausnahme einer kleinen Unterbrechung für die Mahlzeit, den ganzen Tag gearbeitet. Die Fleißigen können sich etwas Kleingeld verdienen und sich damit manchmal ein Töpfchen Wein verschaffen. Die Zellen sind reinlich und luftig, zweimal des Tages gibt's einen kleinen Spaziergang im Hofe. Bisweilen kann der Gefangene auch Besuche empfangen. Der Sonntag ist frei, der Gefangene kann in der Kapelle dem Gottesdienst beiwohnen oder in seiner Zelle bleiben und lesen. Mit dem Gefängnisgeistlichen darf er auch Gespräche führen. Sonst muß stets tiefes Schweigen beobachtet werden, und legt die Genfer Justiz gerade auf das Verbot, untereinander zu plaudern, großes Gewicht. Der Schweigezwang gehört in dieser Versorgungsanstalt zu den empfindlichsten der Strafen.

Das ist so ziemlich alles, und das wird die zukünftige Lebensführung des Mörders unserer Kaiserin sein. — Österreich hat die Auslieferung des Scheusals nicht verlangt, um seinen Boden nicht mit dem Blute desselben zu beflecken. Aber wird die Schweiz ihres Amtes walten?

Luccheni wird genau so bestraft wie jeder andere Mörder, sagt der freie Schweizer Canton. Wir sagen, er wird nicht so bestraft. Lucchenis Strafe ist weit milder und unvergleichlich weniger trostlos, als die eines gewöhnlichen Todtschlägers mit Vorbedacht.

Der gewöhnliche Verbrecher weiß sich ausgestoßen aus der Menschheit, der Verachtung aller preisgegeben, niemand kümmert sich um ihn, und er hat die Gewissheit des Lebendigbegrabenseins für immer. Luccheni hingegen fühlt sich als „Märtyrer“ in gehobenster Stimmung. Er dünkt sich einer jener antiken Helden, die das Volk mit dem Dolche von den Tyrannen befreiten, und von denen in allen Schulbüchern so schön zu lesen ist. Man hat ihm zwar gesagt, es wäre das scheußlichste aller Bubenstücke, eine kranke, wehrlose Frau zu erdolchen, eine Frau, die stets den Glanz des Fürstenpalastes geflohen ist, um unbeachtet dahinzuleben und dem Volke Gutes zu thun. — Aber der Anarchist weiß das besser. Eine herrschende Fürstin war sie doch. Gerade dieser Mord einer allen sympathischen Frau beweist, dass die Anarchisten nicht persönlicher Rache dienen, sondern der Idee. Sie musste fallen weil sie eben eine Fürstin war. Und gerade, dass nicht einmal gekrönte Frauen mehr sicher sind, beweist, was den gekrönten Männern zugedacht ist. Dieser Mord einer fürstlichen Frau hat Europa in weit größeren Schrecken versetzt, als wie wenn irgend ein regierender König ermordet worden wäre. Und eben der Schrecken, das ist die Absicht, die dieser Anarchist mit seiner neuerfundenen Mordwaffe vollkommen erreicht hat. — In solchem Lichte sieht Luigi Luccheni sich selbst und in solchem Lichte feiern ihn seine Genossen.

Diese Genossen sind mit ihm, ob er auch durch Mauern von ihnen getrennt ist. Er kann von ihnen geheime Zeichen und Zuschriften erwarten, er weiß, dass er von den Anarchisten, so große Entrüstung gegen ihn sie auch heucheln mögen, in allen Ländern wie ein Abgott gepriesen wird. Und er weiß, dass sein Bildnis und seine Lebensgeschichte in der ganzen Welt verbreitet wird, dass sein Andenken auch in der „Gesellschaft“ durchaus nicht überall Entrüstung, sondern vielfach auch Bewunderung erregt!! Er ist nicht allein der „Held des Tages“; solange er lebt, wird er die Gemüther in einer gewissen Spannung halten — und der junge gesunde Mann gedenkt lange zu leben. Dass er einem Canton, wo für seinesgleichen noch der Galgen Brauch ist, ausgeliefert zu werden verlangte, war nur ein guter Spaß des allzeit heiteren Galgenstrickes; in der That lässt er beim Eintritt in sein lebenslängliches Gefängnis die Hoffnung nicht fahren.

Im Laufe der Jahre wird der intelligente Mann sich durch eine musterhafte Aufführung das Vertrauen seiner Vorgesetzten und seiner Wächter erworben haben, seine allverbreitete, in sich mächtige Partei wird nicht müßig bleiben, wird auf jede Gelegenheit lauern, und eines Tages wird Luigi Luccheni — verschwunden sein. Verschwunden, um seine Berufsfähigkeiten neuerdings zur „ersprießlichen Entfaltung“ zu bringen.

Nun fragen wir, ob bei einer solchen, wenn theils auch nur eingebildeten Perspective dieser Mörder so viel leiden wird, wie jeder andere im Gefängnis zu St. Antoine? Ob seine Strafe nicht eine unvergleichlich mildere, erträglichere, hoffnungsreichere ist, als die der Mitgefangenen, die vergessen und verloren sind. Er wird drinnen wie draußen der interessante Kaiserinmörder sein, dessen Meisterstoß in den Annalen der Verbrecherwelt nicht seinesgleichen hat!

Genf besitzt wohl ein Gesetz für gewöhnliche Spitzbuben, aber keines für Fürstenmörder. Und so wird uns dieser „berühmte Zeitgenosse“ noch lange erhalten bleiben.

M.

Zwei redliche Finder.

Eine mir nahestehende Frau hatte einen Ring verloren, der ihr sehr theuer war. Sie ließ den Verlust in den Zeitungen verkünden und gab dem redlichen Finder ihr Haus an.

Am nächsten Tage schon hatte der redliche Finder sich eingestellt. Es war ein Herrschaftsbedienter, er bat zuerst mit unterthäniger Artigkeit, den Ring zu kennzeichnen. Es geschah, es stimmte, und er folgte das Kleinod aus.

Während die Frau ins Nebenzimmer gieng um ohnehin die Börse zu holen, rief er ihr erregt nach: „Ich bekomme meinen Finderlohn!“

„Wie viel glauben Sie denn beanspruchen zu dürfen?“ fragte die Eigenthümerin, „ich denke Ihnen fünfzehn Gulden zu geben, weil man seltene Ehrlichkeit besonders achten muss. Der Ring hat nur für mich als ein Andenken besonderen Werth“.

„Meine Gnädigste!“ antwortete er, „der Ring hat einen Edelstein an sich, obschon allerdings der Wert nicht so groß ist, als ich mir anfangs gedacht; zweihundert Gulden, sagt der Goldarbeiter; denn ich war schon bei einem Goldarbeiter, um den Ring schätzen zu lassen. Will nichts damit gesagt haben, meine Gnädigste, doch bei manchen Herrschaften muß man Numer sicher gehen. Zweihundert Gulden aufs allermindeste, sagte der Goldarbeiter.“

„Es freut mich“, versetzte lächelnd die Frau, „dass ich einen so wertvollen Ring besitze und so bitte ich diese zwanzig Gulden hier zu sich zu nehmen.“

„Ich küss' die Hand, Allergnädigste“, sagte der Überbringer gesprächig, „ich küss' die Hand. Sehen Sie, wegen diesem Ring hab' ich heute die ganze Nacht nicht geschlafen. Was machst du damit? habe ich mir gesagt, tragst du ihn auf dem Finger, so wird dich deine Herrschaft fragen, woher der wertvolle Ring? Sage ich, dass ich ihn gefunden hätte, so wird es heißen: zurückgeben. In der Zeitung hat man's auch schon gelesen. Dann ist er für meine Finger obendrein zu klein. Will ich ihn verkaufen, so wird man wieder wissen wollen, woher ich ihn habe. Und hebe ich ihn auf, so kann's später Unannehmlichkeiten geben. Übrigens ist der Wert ja nicht bedeutend. In Gottesnamen, hab' ich mir gedacht, gibst ihn zurück, bleibst ehrlich. — Ich küss' die Hand, Euer Gnaden.“ Und mit Bücklingen davon.

Das ist doch gewiss ein redlicher Finder, wenn einer so aufrichtig, es harmlos einzugestehen, dass er eigentlich doch ein Spitzbub ist. —

Vor einiger Zeit verlor eine arme alte Frau alles, was sie hatte. Ihr einziger Sohn, ihr Trost und Ernährer, war plötzlich gestorben und hatte ein Vermögen von hundertfünfzig Gulden hinterlassen. Als die Mutter dieses Geld in die Sparcasse tragen wollte, und unterwegs verschiedene Kleinigkeiten zu besorgen hatte, verlor sie unterwegs das Geld. Sie war eine Bettlerin, aber nicht trostloser, als sie es vorher gewesen. Der Verlust wurde freilich der Polizei angemeldet, in den Zeitungen angezeigt, aber die alte Frau „machte das Kreuz“ über dieses Geld und meinte, wie sie die Welt kenne, sei von einem Wiederbekommen wohl keine Rede.

Als sie am nächsten Tage von einem Gang in ihre Wohnung zurückkam, erzählte ihre Zimmergenossin, dass ein alter Mann dagewesen sei und ein kleines Paket für sie abgegeben habe. In diesem Paket war das verlorene Geld.

„Wer ist es denn!“ fragte die Frau, ganz erregt über dieses ungeahnte Glück.

„Er hat nichts gesagt“, antwortete die andere, „er ist nur bis an die Thür gekommen und gleich wieder fortgegangen. Vom Sehen aus mögen Sie ihn wohl kennen, es ist der Greis mit dem langen weißen Haar, der manchmal vor dem Herzogdenkmale sitzt, wo ihm bisweilen jemand eine kleine Gabe zuwendet, obschon er nicht bettelt.“

„Aber mein Gott, er hat ja von mir den Finderlohn zu bekommen! Hat er denn nichts gesagt, wo er wohnt, oder wann er ihn holen will?“

„Er hat gar nichts gesagt, als, ob hier die Frau N. N. wohne und dass er diese Sache abzugeben habe, welche er auf der Gasse gefunden hätte.“

Die Frau eilte sofort zum Herzogdenkmal, ob er nicht etwa dort sitze. Dort saß er nicht. Sie gieng am nächsten Tage wieder hin, sie erkundigte sich an mehreren Orten nach dem Greise, aber es war nichts Rechtes zu erfahren. Eine Höckerin, bei der er sich manchmal einen Wecken gekauft hatte, gab endlich eine Adresse an, im sechsten Stock eines fünfstöckigen Zinshauses. Die Frau gieng durch das Thor, durch die Höfe, über dunkle Treppen hinauf bis zu einer Kammer in dem Dache. Die war unversperrt, aber auch leer. Ein dünner kahler Strohsack war alles, was vorhanden. Die Magd einer Nebenpartei erzählte, der alte Mann wäre am selben Vormittage fortgetragen worden in die Leichenkammer. Er sei am Morgen in seiner Kammer todt gefunden worden.

In der Leichenkammer war er aber auch nicht mehr zu finden. Die Ärzte hatten ihn auf ihren Seciertisch bringen lassen und dann constatiert, dass dieser Mann verhungert sei.

Verhungert, während er seinen Fund der armen Verlustträgerin mit Verzicht auf den Lohn der Ehrlichkeit zurückgegeben hatte. R.

Eine Bauernversammlung.

(Schweizer Volksbildchen, auch für uns giltig.)

Auf der Fensterbank sitzt der Christen und studiert, mit der Brille auf der Nase, die „Landwirtschaftliche“, sein Leiborgan. Da steht doch alleweil was Interessantes drin, nicht bloß, was der deutsche Kaiser sagt, was der Bismarck denkt und was der Faure in Paris thut, nein, da kann man doch über Ochs und Kalb und Kuh lesen, auch über Maschinen, die dem Bauern den launigen Knecht schließlich ersparen. So viel hat er gelesen, will nun nachsehen, ob der Kobel im Gäu endlich erlöst ist von seinem schlimmen Husten, 's hat schon gestern einer erzählt, es geh' zu End'. Doch scheint 's noch nicht soweit zu sein, steht er doch nicht im Blatt, aber da, was heißt's denn? „Du Bärbeli!“ ruft der Christen, hebt ein bisschen den Kopf zur Seite, „Bärbeli, komm, morgen hält einer im ‚Leuen‘ einen Vortrag, 's ist Bauerntag!“ — Die Bärbeli, die rundliche Hälfte des Christen, erscheint unter der Thür, wischt sich die Hände ab an der groben Schürze und fragt, was es gebe. „Da steht's: Wie ist der landwirtschaftlichen Dienstbotennoth abzuhelfen? Da muss ich dabei sein, hab' jetzt schon recht Angst, bis ich einen neuen Knecht kriege, ich mag nicht einmal recht auf die Suche, aber der Heuet steht vor der Thür!“ So räsonnierte der Christen, die Bärbeli nickte dazu und meinte: „Über die ‚Meitli‘[1]) ließ' sich von uns Bauerufrauen auch was sagen! Übrigens dem Gemeindeamann seine Frau, die hat's noch schlimmer, seit einem Monat hat sie die vierte, und will doch alleweil so g'scheidt sein!“ — Und in manch' einem Bauernhaus, da war eine ähnliche Rede zu hören, denn, 's ist halt schwer, zu einem braven Knecht zu kommen. So mancher nahm sich vor, der Bauernversammlung beizuwohnen, um zu hören, ob einer so ein Mittelchen wüsst', die Leute wieder zum Dienen zu bringen.

Der Sonntagnachmittag war da, im „Leuen“ zu Xthal ging's lebhaft her, Bauernwägelchen standen vor dem Haus, ein's am andern, weither hat einige dies

[1]) Mägde.

interessante Thema gelockt. Der Christen schreitet eben an seinem Stock dem „Leuen“ zu, besieht sich schmunzelnd die Wagenburg und denkt: „Aha, die im Gäu, wenn sie schon sonst die G'scheidter'n sein wollen, denen geht's mit den Dienstboten gewiss nicht besser, als uns!“ — Bei zweihundert Bauern waren im geräumigen Wirtssaal versammelt, Großbauern, so feste, stattliche, und Kleinbäuerlein in Menge, jeden drückt gewiss der gleiche Schuh. Die Versammlung nahm ihren Anfang, der Präsident sprach einen „Willkomm“ und theilte den Versammelten mit, dass der Referent plötzlich erkrankt sei, aber das Thema sei so bekannt, dass gewiss ein jeder etwas dazu zu sagen wisse. Da ergreift einer der Anwesenden das Wort und sagt, dass die Dienstbotenfrage keine neue sei, sondern schon oft und viel lebhaft vom Bauern, wie vom Städter besprochen worden wäre. Er betont weiter, dass die Hauptursache dieser Schwierigkeiten die Überhandnahme der Industrie sei und die Verhältnisse sähen noch nicht zum Besserwerden aus. Dann aber sei die Meisterschaft gerade zuweilen so im Unrecht, wie die Dienstboten. Vor allem fehle das patriarchalische Leben, das früher alle Glieder eines Bauernhofes fest zusammenhielt. Es gibt viele Dienstboten, die übler als das Vieh behandelt werden, eben so viele, denen der Bauer kein rechtes Essen gönnt. Auch die Dienstboten verlangen eben mehr vom Leben als früher, und da muss halt der Bauer sehen, dass er nachkommt. Aber leider, so führte der Sprecher weiter aus, seien viele Bauern gar nicht imstande, den Mehrforderungen zu entsprechen, da sie oft viel zu theuer ihre Liegenschaften kaufen, die Schulden, die der Gemeinde grad' so gut versteuert werden müssen, einfach übersehen und, fast nicht „schnaufen“ können. Zur Bekämpfung der Dienstbotennoth könne aber der Bauer recht viel selber thun, und zwar soll er bei den eigenen Kindern die Liebe zur landwirtschaftlichen Arbeit wecken. Auch den Hofkindern[1]) sollte der Bauerngewerb lieb gemacht werden, denn aus solchen ließen sich sicherlich rechte Dienstboten ziehen. Der Staat muss mithelfen, es sollen nach dem neuen Armengesetz Stipendien ausgesetzt werden, welche arme Knaben und Mädchen, die den landwirtschaftlichen Beruf erlernen wollen, zukommen werden. Auch Prämierung von Dienstboten wäre ein Mittel, sie an das Bauernhaus zu fesseln. — Wie die Bauern alle aufmerksam zuhörten, nicht einmal der Halbenstoffel schlief, ein rechtes Wunder!

Ein Verwalter stund auf und meinte, wenn eine Art Lehrvertrag, wie bei Lehrlingen anderer Berufe, eingeführt würde, wäre das nur von Vortheil. Dann aber sollte man vor allem auf die Versorgung alter Dienstboten Bedacht nehmen. Der heutige Lohn eines Bauernknechtes sei gut, aber doch sei für seine alten Tage nicht gesorgt.

Ein anderer ergriff das Wort, der meinte, es dürfte mancherorts ein bisschen besser sein mit dem Essen und mit der guten Behandlung. Aber noch schlimmer sei die Stromerei der Dienstboten; im Sommer, wenn's viel zu thun ist, da kann man Bauernknechte fast mit der Laterne suchen, da treiben sie sich lieber als Fuhrleute, Handlanger ꝛc. herum, kommt aber der Winter, da finden sich mehr, als man will. Im weitern aber, führte der Redner aus, sind die Bauern halt selber schuld, dass niemand bauern will; sie selber treiben die Leute vom Land! Hat ein Bauer vier Buben, da müssen ganz gewiss drei studieren, und der Dümmste ist grad' gut genug zum Bauer werden! Studierte gibt's sonst mehr, als man brauchen kann, da soll der Bauer seine Söhne seinem Stand erhalten. Mit Gelehrten allein ist keinem Land gedient, der Bauer muss dabei sein! — Mancher hat gelacht bei der Erörterung und mancher aber auch mit dem Kopf genickt, als

[1]) Gemeindekinder, solche, die von der Gemeinde unterstützt und einem Bauern zum Aufziehen gegeben werden, meist Waisen.

wollt' er sagen, das sei mehr als wahr. Auch etliche waren da, die fast an den Fingern hätten aufzählen können, was ihre „g'studierten" Buben gekostet hatten und was nun aus ihnen geworden. — Ein anderer meinte, es gehe dem Bauern gleich mit den Mädchen. Da wird die Bauerntochter eine Zeitlang ins Welschland gethan, kommt heim und spricht nur noch per Papa und Mama, findet alles zu gemein, mag den landwirtschaftlichen Odem nimmer ertragen! Und hält schließlich ein Bauernsohn um solch ein Mädel an, findet die leicht, ein Bauer sei ihr zu wenig, da begnügt sie sich mit einem Stadtherrlein, und wenn's nur ein Schreiberlein ist. — Der Director einer landwirtschaftlichen Schule sagt, es sollte beim Lohn ein besserer Unterschied gemacht werden, ein schlechter und ein guter Arbeiter sei gleich bezahlt. Vielleicht wäre auch da oder dort angebracht, dass sich der Bauernknecht am Reinertrag betheiligen kann, dadurch gewinne er Interesse am landwirtschaftlichen Betrieb. — Noch mancher betheiligte sich an der Discussion, die Redner und Zuhörer waren ganz warm geworden ob dem Thema, welches für sie alle von Wichtigkeit war. Einer meinte, mit „Anbrüllen" und von „Obenherab" befehlen könne einer nie zu rechten Dienstboten kommen. Ein anderer sagte, dass auch die Schule beitragen könne, den landwirtschaftlichen Beruf in bessere Beachtung zu bringen.

Während all den Meinungsäußerungen war die Zeit vorgerückt, solche, die noch reden wollten, konnten nicht mehr, die Versammlung musste geschlossen werden. Und mancher hat den ganzen Heimweg entlang an die kurzweilige Versammlung gedacht und sich das Gesagte schön zurecht gelegt. Auch der Christen schmunzelte nur so, froh war er, gegangen zu sein, und haarklein berichtete er dann der Bärbeli, was er gehört und was er — gesagt hätte, wenn er zum Sprechen gekommen wäre.

R. Gutersohn.

In der Geschwindigkeit.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Moriz Schadek.[1])

Dö Beicht'.

D' kloan' Reserl hat d' Sünden schön aufg'schrieb'n
Und sauber in's Betbüachl g'legt,
So kann ihr ja weiter nix g'scheg'n mehr,
Sie is vor der Beicht' nimmer g'schreckt.

Halt' 's Büachl schön fest, und so glaukelt j',
Wia 's Straßerl just geht, hott und hütt,
Und wann's a alloan is, dös macht nix,
Geht eh allweil 's Bacherle mit.

Na also; und z'spat is's ja a nöt,
Wia j' kimmt, geht's der Pfarrer grad an,
Er setzt si' in'n Beichtstuhl und schneuzt si',
Muass j' nimmermehr knian lang hiedan.

A Weil' aber do, bis j' auf sie kimmt.
„So, Reserl." — Jatzt zappelt s' halt hin.
„Ich armer, ich sündiger Mensch" — bet't s' —
— Suacht d' Sünden in'n Betbüachl d'rin.

„Ich armer, ich sün —" Ja, sie blattelt,
Draht 's Büachl, wend't's rechts und links um.
„Ich armer, ich —" woant s' — — „No, was hast denn?
Was woanst denn? – Geh', beicht' liaber frumm."

Da schaut s' 'n Herrn Pfarrer ins G'sicht iatzt
Wia Engerl, so unschuldi schier:
„Bitt' recht schön, verzeig'n S' mir's, – i kann nöt,
I hab' koane Sünden bei mir."

* * *

[1]) Aus der neuen gleichnamigen Sammlung. (Wien. Karl Konegen 1898.) Eine der gelungensten Gaben Schadeks, die manchem Mundartfreunde ein heiteres Stündchen machen wird.
Die Redaction.

Dö feine Naſen.

Probier'n hat er's wöllen, der Herr „von“ aus der Stadt,
Und kaft ſi' a Wirtſchaftl drauſt,
Was wird's denn a ſein? — Gibt ja Büacheln für all's,
Da leſ't er, iatzt hat er's herauſt.

Nach'n Büachl wird's eing'richt't; oan Hakerl nur hat's,
Sei Naſen is fein, Gott ſei Dank,
So g'fallt eam bald 's Viach und der Miſthaufa nöt,
Sö machen eam alles z'viel G'ſtank.

Es muaß a ſo a geh'n; viel theuerer wohl kimmt's,
Sei Ziel aber, ja, er erringt's,
's ſein' Naſerl hat's guat; d' Luft is üb'rall ganz rein,
Koa G'ruch. — nur in'n Geldladl ſtinkt's.

* * *

D' Heirat.

Du willſt den Ziagelknecht zum Mann,
Von mir aus guat; i kann's nöt hindern,
Du muaßt nur denka, was da g'ſchiacht,
Wia's geh'n ſoll, kemt's amal zu Kindern.

Haſt du nix und er a nöt mehr,
Ös habt's eng gern; na ja, dös lob' i,
Nur ſag' mir: „Auf was heirat'ſt denn? — “
Da ſchaut ſ' in's Firta: „Auf Jakobi.“

* * *

In Wean.

„Jeſſas, in Wean biſt g'weſt, Hiaſel?
Alſo wia is dir denn g'ſcheg'n?
Haſt üb'rall hing'ſchmeckt a biſſel,
Haſt recht viel Schönheiten g'ſeg'n?“

„Hinzaelt hätten ſ' mi eh wohl
Kreuz und quer durchi durch d' Stadt,
Ja, und i kann eng's nöt ſag'n gnua,
Wia viel, viel Leut' 's da geb'n hat,

G'fahr'n keman ſ', ganga und g'radelt,
Oan' allweil hin, and're her,
Und kimmſt da mitten wo eini,
Bruummt dir der Kopf allweil mehr.

D'rum, was's z'ſeg'n gibt, i hab' nix g'ſeg'n,
Gar nix, i kann nöt dafür,
I hab' nur ſchau'n müaſſen ſteißi,
Daſs i nöt z'ſammg'ſtößen wir'.“

Was ſchickt ſich nicht?

In der Märznummer der „Freien Bildungsblätter“ (Karlsbad) ſtehen die nachfolgenden beherzigenswerten Ausſprüche von Felix Dahn:

Es ſchickt ſich nicht, ſeiner Tochter eine Ausſteuer für 10- bis 100.000 Kronen anzuſchaffen und dabei den Bücherſchrank zu vergeſſen.

Es ſchickt ſich nicht, Commerzienrath oder anderer Rath zu ſein und einen vollen Weinkeller, aber einen leeren Bücherſchrank zu haben.

Es ſchickt ſich nicht, nach Patchouli oder anderen eaux de mille fleurs zu duften und ſchmierige Leihbibliothekbände zu leſen.

Es ſchickt ſich nicht, gute Bücher, in deren Genuſs man ſich ſetzen will, zu leihen, wenn man die Mittel zur Anſchaffung beſitzt.

Es ſchickt ſich nicht, über die neue Literatur zu reden, wenn man ſie nur aus Bücherbeſprechungen kennt.

Es ſchickt ſich nicht, Bücher mit den Fingern aufzuſchneiden, auch wenn dieſe gewaſchen ſind.

Es schickt sich nicht, eine Couponscheere zu haben — aber kein Papiermesser.

Es schickt sich nicht, zu Weihnachten nur Sachen zu schenken, die für die Bildung von Geist, Charakter und Gemüth keinen Wert haben.

Es schickt sich nicht, Bücher zur Ansicht anzunehmen und aufgeschnitten dem Buchhändler zurückzugeben.

Es schickt sich nicht, Baron sich zu nennen und nur 20 Heller-Reclambändchen zu kaufen.

Es schickt sich nicht, sich für die Soirée eine Bücherauswahl kommen zu lassen und den anderen Tag wieder zurückzuschicken.

Es schickt sich nicht, seine geistige Nahrung nur aus der Tagesliteratur und illustrierten Zeitschriften zu schöpfen.

Poetenwinkel.

Trost.

Die alten Bäume, sie grünen und steh'n
Noch fest in der Erde Grund,
Es singen die Vögel, die Blätter weh'n
Dir kühlenden Hauch noch zur Stund.

Und hast du verloren, was dich beglückt,
Ist grau und gebeugt dein Haupt —
Was du genossen, was dich entzückt,
Das hat kein Schmerz dir geraubt.

Lass andere kommen und selig sein,
Sie werden auch weinen, wie du.
Und schaust du an ihnen die eigene Pein,
So wird im Herzen dir Ruh'.

Es rauschet der Wind am Strauche vorbei,
Es zittert in Blüten die Luft,
Und riss auch so manche Blume entzwei —
Erfüllt ist die Erde mit Duft!

Ernst Gnad.

* * *

Abendstimmung.

O sprich es aus, was dir das Herz bedrückt:
Dass alles stumm, was einstens dich entzückt,
Dass, was ersehnt du hast mit heißem Drang,
Ans Ohr dir tönet wie ein leerer Klang,
Dass Glück und Liebe nur ein buntes Wort —
Ein Lufthauch bringt's und weht es wieder fort —

Und dass der Freudenstrom, der aus dem Leben quillt,
An dir vorüberrauscht, ein fernes Bild.
Geblendet wirst du nur vom Sonnenlicht,
Wenn aus der Höhe flammt ihr Angesicht,
Doch ruhig weilt dein Aug' auf ihrem Strahl,
Wenn still und milde sie sich senkt zu Thal.

Drum schau dein Leben auch im Abendschein,
Lass es versinken und vergessen sein.
Hat's nur ein Herz auf seinem Weg entzückt,
Die kleinste Hütte nur mit seinem Licht beglückt,
Dann klage nimmer, dass du's lassen musst:
Denn wert war's seiner Qual und seiner Lust!

Ernst Gnad.

* * *

Der Leichenzug.

Es schaut ein Dorf im Schweizerland
Aus Bäumen, die von Herbstfrucht schwer.
Den Hügel säumt als Eisenband
Das Schienengleis von Westen her.
Ein Häuflein Volkes harrt am Hang
Und späht in Mittags Flimmerschein,
Da dröhnt in feierlichem Gang
Heran der Kaiserin Todtenschrein.

Es schallt kein Pfiff, kein Rufen gellt.
Der Zug in düstrer Majestät
Rollt weiter durch die Herbsttagswelt,
Und Rauch und Dampf im Wind verweht.
So, dacht' ich, klirrt der Eisenschritt
Des Schicksals durch dies Erdenthal,
Tagtäglich theilt es Stoß und Schnitt,
Und Opfer liegen ohne Zahl.

Beim Wächterhaus am Damme fort
Ein Knabe, faßt der Mutter Kleid
Und hebt das Aug'. „Der Zug ist fort!
Was weinst du, Mutter? Was thut dir leid?“
Die Mutter sprach: „Mein Kind, sieh hin!
Noch einmal schau' dem Zuge nach!
Dort fährt die todte Kaiserin,
Die jüngst ein Mordgesell' erstach.“
„Wen nennst du Kaiserin? Wer mag's sein?“
Das Schweizerkind die Mutter frug.
„Mein Sohn, das war eine Dame fein,
Die auf dem Haupt ein Krönlein trug.“ —
„Dann kenn' ich sie vom Märchenbuch,
Sie sitzt auf hohem guldnen Thron,
Sie trägt ein Kleid von Seidentuch,
Und auf dem Haar die güld'ne Kron'.“ —

„Einst wohnte sie im Kaiserhaus,
Jetzt ist sie arm, wie ich und du,
Nur treue Lieb' hält bei ihr aus
Und wünscht ihr weinend gute Ruh'.“ —
Der Mörder, ein unselig Kind,
Wuchs auf, ein böser gift'ger Strauch,
Gleich vielen, die verlassen sind
Von Liebe, lernt' er Mörderbrauch.“
Die beiden geh'n zum Dorf hinan,
Nun dünkt dem Knaben in seinem Sinn
Der arme Mensch im Mörderwahn
Weit ärmer, als die Kaiserin. — —
Ihr Todtenschrein mit Adlerflug
Enteilt, wo Aargaus Höhe blaut,
Und auf der Fürstin Leichenzug
Die Habsburg trauernd niederschaut.

Langenthal, Schweiz. Hans Brugger.

* * *

Krieg und Christenthum.

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel und wie ihr wollt, verkünden,
Nur schweigt von eurem Christenthum,
Gepredigt aus Kanonenschlünden!

Noch gläubig schlägt das Türkenheer
Die Schlacht zum Ruhme seines Allah —
Wir haben keinen Odin mehr,
Todt sind die Götter der Walhalla.

Bedürft ihr Proben eures Muths,
So schlagt euch wie die Heiden weiland,
Vergießt, soviel ihr müßt, des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland!

Seid, was ihr wollt, doch ganz und frei,
Auf dieser Seite wie auf jener, —
Verhaßt ist mir die Heuchelei
Der kriegerischen Nazarener. —

Friedrich Bodenstedt.

* * *

Klein Berthas Grab.

An des stillen Friedhofs stillstem Ort —
Eine holde Stelle weiß ich dort.

Schöner blüh'n die Blumen, und es klingt
Süßer hier, sobald ein Vogel singt.

Höher steh'n die Gräser, und ein Hauch
Stiller Wehmut geht durch Baum und Strauch.

Heller glänzt die Sonne, und ein Schein
Gold'nen Lichts umspinnt des Kreuzes Stein.

Tiefer wird mein Sinnen, und es geht
Durch mein Herz ein liebliches Gebet. — —

Und was ist's, das diesen Zauber thut?
Und wer ist es, der hier unten ruht?

Alle, die in Liebe sie gekannt,
Haben kleine Bertha sie genannt,

Und man sagt, daß sie im gold'nen Haar
Lieb und hold wie eine Blume war.

Doch da floh sie in des Himmels Hut,
Denn sie war für diese Welt zu gut —

Und so schied in Blüte dieses Kind,
Wie ein Frühlingslied verklingt im Wind. — —

Aber aus der Gruft, darin sie liegt,
Dringt ein Zauber, der den Tod besiegt,

Und um ihren stillen Hügel kreist
Ihres Wesens noch ein holder Geist.

Ihre Seele wie ein Märchen schwebt
Hier durch alles, was da lebt und strebt.

Alles freut sich, Blüte, Blatt und Halm,
Alles singt der Schönheit ew'gen Psalm,

Alles lächelt, alles klingt und spricht,
Denn ihr Wesen war wie ein Gedicht.

Eine Welt von Liebe sinnt und spinnt
Tausendfältig um das todte Kind,

Und darüber wacht der Blumen Schar,
Weil sie selbst wie eine Blume war. — —

Heinrich Hege.

* * *

Spende.

Die ersten rothen Rosen,
Die mir der Frühling gab,
Sie sollen einsam kosen
Auf deinem frühen Grab,

So lind wie deine Wangen,
Dein seidenweiches Haar,
So süß, wie dein Verlangen
Nach Glück und Lieben war.

Ihr duftigschwüles Glühen
Sei deinem Traum geweiht!
So mußtest du verblühen
In deiner Rosenzeit.

Hans Fraungruber.

* * *

Es hat das große Weltmeer ...

Es hat das große Weltmeer
Eine Leiche gespült an den Strand,
Ein Fischer hat sie gefunden
Und still verscharrt im Sand. —

Es sitzt im fernen Stübchen
Eine Mutter, weinend still:
Ob er denn nimmer wieder
Nach Hause kommen will?

A. Kassau.

* * *

Allerseelen.

Wenn jene Tage wiederkommen,
Die unsern Todten wir geweiht,
Wie ist die Brust uns da beklommen,
Von all dem bittern Herzeleid!

Da schwingt die Seele sich zum Himmel,
In uns'rer Todten lieben Kreis;
Da lassen wir das Weltgetümmel,
— Das nichts von Treu' und Liebe weiß!

Wie Veilchen still, im Wiesengrunde,
Erinn'rung duftend uns umweht,
Manch trautes Wort, aus liebem Munde,
In unserm Herzen aufersteht.

Da reden wieder wir mit ihnen,
Wie einst — in längstvergang'ner Zeit!
In ihren sanft verklärten Mienen
Strahlt uns der Liebe Ewigkeit! —

Und wie ein Garten voller Blüten,
Ist da des Friedhofs stille Pracht!
Eins will das andre überbieten,
Und treue Liebe hält die Wacht!

Wenn solchen Trost wir dann empfangen,
Und ihre Geister uns umweh'n;
Erfüllt ein mächtiges Verlangen
Uns auf ein einstig Wiederseh'n!

Wenn auch im ganzen Jahr die Sorge
Und Mühe uns gefangen hält;
In jener Zeit bricht an der Morgen,
Wo frei von allem Bann die Welt!

Und friedvoll wird's dann im Gemüthe,
Der Tod hat keinen Stachel mehr;
Erinn'rung ist die Zauberblüte; —
Und nimmer ist es öd und leer!

L. V.

Hermann Gilms „Allerseelen".

Von Victor Feldegg.

„Allerseelen", das zu den wertvollsten der Gedichte Hermann von Gilms gehört, wurde noch von dem Dichter selbst in die „Sophienlieder" eingereiht, deren anmuthige Heldin, Sophie Petter in Brunneck, wohl die sympathischeste Frauengestalt ist, die in Gilms Leben eine Rolle spielte. Das ganze Gedicht lautet in seiner letzten Form, die von der ursprünglichen in einigen Punkten abweicht, folgendermaßen:

Allerseelen.

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten rothen Astern trag herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.

Gib mir die Hand, daſs ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei,
Gib mir nur einen deiner süßen Blicke,
Wie einst im Mai.

Es blüht und funkelt heut auf jedem Grabe.
Ein Tag im Jahre ist den Todten frei. —
Komm an mein Herz, daſs ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

Da es ohne Zweifel das bekannteste Gedicht des großen Tiroler Lyrikers ist, das auch mehrfach vertont wurde (so von Ed. Lassen, Karl Pfleger, Goldschmied u. a.), verlohnt es sich, die Auffassung, die es gefunden, auf ihre innere Richtigkeit hin zu prüfen.

Die allgemein herrschende Auffassung dieses Gedichtes gelangte in scharfem Ausdrucke in dem Gemälde von Volz, das in zahlreichen Wiedergaben große Verbreitung fand und namentlich in den ersten Novembertagen in allen Auslagefenstern unserer Kunsthandlungen prangt. Ein herbstsonniger Allerseelentag voll weicher Stimmung lächelt ins stille Zimmer. Der Dichter im stummen, thränenlosen Schmerze, die heiße Stirne in die Hände gepreſst, an seinem Tische. Graue Schatten ziehen durch seine Erinnerung, die Lüge vom Glück! Im weißen, wallenden Schleier erscheint das Abbild seiner Braut, Myrthen in den Haaren. „Ein Tag im Jahre ist den Todten frei, und lass uns wieder von der Liebe reden, wie einst im Mai.“ So einwandfrei das Bild an sich sein mag, so unhaltbar wird bei näherem Zusehen sein Gedanke, wenn er mit der künstlerischen Absicht des Dichters in Verbindung gebracht wird. Was wäre bei dieser Auffassung der Sinn der Verse: „Gib mir die Hand, daſs ich sie heimlich drücke, und wenn man's sieht, mir ist es einerlei!“. Sie ist ja todt, und da haben derlei kleine Rücksichten wenig mehr zu bedeuten! Die beiden Verse werden erst verständlich und für den Zusammenhang bedeutungsvoll, wenn wir zwischen Ihm und Ihr ein wesentlich anderes Verhältnis herstellen. Das Schicksal hat es nicht gefügt, daſs sie einander angehören sollten. Beide leben, aber im Leben sind sie für einander todt. Heute aber ist Allerseelentag. Heute blüht und funkelt es auf jedem Grabe. Komm an mein Herz! Auch den Todten ist ein Tag im Jahre frei. Und wenn auch die ander'n sehen, wie ich dir heimlich die Hand drücke, mir ist es einerlei.

Ich glaube nun davon überzeugen zu können, daſs aus diesem Gedanken heraus Gilm sein Allerseelen geschaffen, somit die bisher geltende Auffassung nur auf einer miſsverständlichen Auffassung beruht! Das Verhältnis mit Sophie nahm seinen Anfang im Herbst 1844. Darin ist wohl auch der Grund zu suchen, warum die „Sophienlieder“ ursprünglich „Herbstlieder“ überschrieben waren. Kein wehmüthiger Herbstzauber durchzittert sie, wohl aber ein stilles, seliges Glück, dessen hoher Protector der liebe Himmel mit dem blauen Mantel und den „großen Orden d'ran voller Brillanten“ war. Hier hat die Allerseelenstimmung keinen Raum. In der That spricht vieles dafür, daſs dieses Gedicht schon 1840 bald nach den „Sommerfrischlern“ in Schwaz entstand. Wie in diesen, gönnt auch hier der Dichter nicht seiner eigenen stürmischen Leidenschaft das Wort, sondern versenkt sich in die zarteren Gefühle der von ihm aufgeschlossenen Mädchenseele.

In einem Briefe aus der gleichen Zeit (2. Jänner 1841) an seine Schwester fand ich nun folgende Stelle: „Das Mädchen (Theodolinde von Gasteiger) ist verliebt in mich, daſs ist klar; was daraus werden wird, weiß Gott! Sie hat mir vier Gläser Punsch gefüllt, und ich habe sie getrunken: Eines auf das Wohlsein der Eltern, eins auf das Eure, eins auf das meiner Pepi. Auch die Todten sollen leben!“ Das ist derselbe Gedanke, der in dem Gedichte seinen Ausdruck gefunden und nur

die Auffassung zuläßt, die ich oben darlegte und die auch entschieden unserem künstlerischen und menschlichen Empfinden näher steht, als die allgemein verbreitete. Die erwähnte „Pepi“ aber war Gilms erste Liebe Josefine Kogler, die er in den „Sommerfrischliedern aus Natters“ mit aller Glut einer ersten Leidenschaft besungen hatte und nunmehr in Schwaz vergessen lernte.

„Lyra.“

Phantasiestücke. Von Friedrich Hafslwander. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

„Phantasiestücke“ — dem Literaturkundigen kommt dieser Titel nicht unbekannt vor. Phantasiestücke in Callots Manier von E. T. A. Hoffmann. Und als ein Schüler Hoffmanns hat auch Hafslwander den im Grunde gleichen Titel gewählt: — auch in Hafslwanders Buch Phantasie, die das Scepter schwingt, die tolle und doch so poesiegesättigte Phantasie E. T. Hoffmanns. — Das Buch bringt sechs Novellen: „Der Waldkönig“, „Der letzte seines Stammes“, „Les contes d'Hoffmann“, „Die Tochter der Feuerlönigin“, „Ein Ferienabend“, „Ein Abenteuer Mozarts“. Wir geben dem „Waldkönig“ unter allen den Vorzug. Das ist fürwahr eine Erzählung, die in ihrer Art nur wenige ähnliche Seitenstücke aufweisen kann. Warum sie Hafslwander „eine Novelle“ betitelt? „Traumdichtung“ — das wäre die treffende Bezeichnung. Von furchtbarer Wirkung sind „Les contes d'Hoffmann“, eine Geschichte, die den für Wien so schrecklichen 8. December 1881 zum Hintergrunde hat. In „der Letzten seines Stammes“ weiß Hafslwander treffliche Naturschilderungen zu verweben, so daß ihn auf Grund dieser Schilderungspracht mancher Kritiker — doch mit Unrecht — zu einem Schüler Stifters erklärt hat. „Ein Abenteuer Mozarts“ ist eine entsprechende Geschichte aus Mozarts Leben. Ein tiefes Gemüth, das aus dieser Geschichte zu uns spricht. „Die Tochter der Feenkönigin“ wieder, ein hochoriginelles Stück à la Hoffmann, indes „ein Feierabend“, etwas Tieck'sche Phantasie empfinden läßt! Aber Hafslwander bleibt trotz alledem stets originell — keine Nachahmung, sondern bei allen Anklängen an den Meister doch immer Wahrung der Persönlichkeit. Und das ist's, was uns Hafslwanders Buch über das Niveau gewöhnlicher Unterhaltungslectüre erhebt.

Drr.

Theodor Körner und die Seinen. Geschildert von Dr. Emil Peschel und Dr. Eugen Wildenois. Zwei Bände. (Leipzig. E. A. Seemann. 1898.)

Unter den deutschen Dichtern und Helden einer der sympathischesten Gestalten ist unser Theodor Körner, er, der beides war. „Er widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Rettung. Diesem Beruf weihte er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend.“ So steht es zu lesen auf dem Stein an seiner Grabstätte zwischen Schwerin und Gadebusch, wo er am 26. August 1813 im Gefechte durch eine Franzosenkugel gefallen ist. Nicht das Schwert des Eroberers, sondern das Schwert der Vertheidigung, zur Rettung des Vaterlandes, hat er geführt — ein herrliches Vorbild für die Jugend. Ich wüßte für den deutschen Jüngling kaum eine schönere Gabe, als dieses mit rührender Sorgfalt und Liebe ausgestattete Körnerbuch. Dasselbe ist mit erläuternden Karten, Facsimiles versehen und mit sehr vielen Bildern geschmückt. Es ist gleichzeitig eine Geschichte von Körners Zeit, besonders des großen Befreiungskrieges.

R.

Schillers Werke. Herausgegeben von J. G. Fischer. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Die Ausgabe umfaßt sämmtliche Gedichte, alle Dramen, auch diejenigen des Nachlasses, ebenso die prosaischen Schriften, mit Ausschluß der philosophischen, die ja wirklichen Eingang in das Volk nicht gefunden haben und abseits vom poetischen Schaffen des deutschen Lieblingsdichters stehen. Natürlich mußte, um Schillers Werke in nur einen Band von beinahe tausend Seiten bringen zu können, auf Zusammenfassen des Druckes Bedacht genommen werden, aber unbeschadet der nur kleinen Lettern hebt er sich klar und scharf von dem guten Papier ab. So wird hier zu einem Preise, wie er so wohlfeil

bisher nicht gestellt wurde (3 Mark), ein echt volksthümlicher Schiller geboten, der allgemeiner Verbreitung in weitesten Kreisen sicher sein darf. Die Stirnseite des stattlichen Bandes schmückt das Bildnis Schillers nach Danneckers bekannter Büste. V.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in 60 Lieferungen. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Die soeben ausgegebenen Lieferungen 43—49 der neuen wohlfeilen Ausgabe von „Anzengrubers Werken" bringen den Inhalt des achten Bandes und führen noch in den neunten, den vorletzten der Sammlung hinein. Wir finden den Dichter mitten im ernstgen dramatischen Schaffen. Er fühlt sich angeregt, Rollen für die Gallmeyer und für die Geistinger zu schreiben, und so entstehen Stücke mit scharf ausgeprägten weiblichen Charakteren wie „'s Jungferngift" und „Die Trutzige". Die Mitte des Bandes nimmt „Stahl und Stein" ein, jenes Stück, worin der Dichter den kecken Vorwurf seiner Erzählung „Der Einfam" in ergreifender Weise ins Dramatische gewendet hat.

B.

Bergvolk. Novellen von G. v. Berlepsch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Von den fünf kleinen Geschichten der vorliegenden Sammlung darf jede als ein Cabinetstückchen bezeichnet werden. Gemeinsam ist allen der Schauplatz, auf dem sie sich abspielen, das Tiroler Hochland und ebenso verräth jede von ihnen dieselbe Wärme und Wahrheit der Empfindung und die gleiche Freiheit der Naturanschauung und Darstellung. In ihrem Gehalt dagegen geben sie eine reiche Mannigfaltigkeit zu erkennen, sie zeigen uns das menschliche Schicksal bald in seiner schlichten, idyllischen, bald in seiner ernsten bis zum Tragischen sich steigernden Gestalt, ebenso wie sie in der Form sich von der Skizze und einfachen Schilderung bis zur kunstvoll gefügten Erzählung erheben. Von der ersteren Art sind „Der arme Herrgott", „Requiescat" und „Wenn Engelzungen reden", von letzterer „Der Nachtwächter von Schluru" und „Auch ein Künstler", zwei kleine Prosadichtungen, die niemand ohne tiefste Antheilnahme an dem Geschicke der darin auftretenden Persönlichkeiten wird lesen können. V.

Los von Prag und Rom. Von Anton Nittel, Pfarrer. (Warnsdorf. Ed. Strache. 1898.)

Diese beachtenswerte Broschüre sollten wohl alle lesen, die wissen wollen, wie es bei den angezogenen Fragen, besonders in Böhmen, hergeht. Klarer ist uns das noch nie gesagt worden, und zwar mit statistischen Belegen und Beispielen aus dem Leben erhärtet. So zum Beispiel, wenn die tschechischen Priester öffentlich erklären: In der nationalen Frage gehen wir nicht mit unseren Bischöfen, sondern mit unserer Nation. Und sie sind doch auch römisch-katholisch! Da könnten sich unsere deutschen Priester ein Beispiel nehmen. Und wenn die czechischen Jünglinge sich gerade darum mit Vorliebe dem geistlichen Stande zuwenden, um als Priester in deutsche Gemeinden einzudringen und dort für die Czechisierung zu wirken! Auf diesen Gedanken sind unsere deutschnationalen Jünglinge noch nicht gekommen, daß man auch aus nationalen Gründen Priester werden könne. Die deutsche Jugend flieht den geistlichen Stand, die Czechen und Slovenen drängen sich dazu — kein Wunder daher, wenn er ist, wie er ist. Die Broschüre wirft dann grelle Schlaglichter auf die Ultramontanen, den Jesuitismus, die confessionellen Zustände in Nordböhmen und lädt schließlich ein, als Nothwehr gegen Ultramontanismus und Jesuitismus (nicht gegen die christkatholische Kirche) zum Übertritte in den Altkatholicismus der dem ursprünglichen Christenthume huldigt und den Gottesdienst in deutscher Sprache hält. M.

Thierschutz in Schule und Gemeinde. Vom Berliner Thierschutz-Verein mit dem ersten Preise gekrönte Schrift des Lehrers Philipp Klent in Mainz.

Das ist ein kleines, aber köstliches Buch. Wir dürfen sagen, daß diese Arbeit geradezu eine Fundgrube für unsere Thierschutzbestrebungen darstellt. Sie gliedert sich nach folgenden Gesichtspunkten: Entsittlichende Wirkung der Thierquälerei. — Welche Gefahren birgt die Gemütsverwilderung für die menschliche Gesellschaft? — Bekämpfung der Thierquälerei durch die Schule. — Einwirkung des Lehrers auf die Jugend außerhalb der Schulzeit. — Bekämpfung der Thierquälerei unter den Erwachsenen.

Reiche Leute, die so oft nicht wissen, wo sie ihr Geld vortheilhaft anlegen sollen — denn mitnehmen können sie es ja nicht, wenn sie sterben — seien auf den Leitfaden von Philipp Klent hingewiesen und auf den Berliner Thierschutz-Verein, der ihn verbreitet. T. u. M.

Gedenkblätter aus Altenzell. Nach den Klosterurkunden bearbeitet von H. Möbius. (Nossen. Emil Heusel.)

Dieses Büchlein schildert Geschichte und Ort des alten Klosters Altenzell in Sachsen und ist besonders für unsere sächsischen Leser belangreich. Sie werden vieles heimatlich Anmuthende und Fesselnde darin finden. M.

Kaiserin Elisabeth von Österreich. Unserer Kaiserin Leben, Wirken und Tod von Heinrich Klingenberger. Unter diesem Titel erschien soeben im Verlage von Rainer Hosch in Neutitschein ein 64 Seiten starkes Werkchen, das

in zusammenfassender Weise alles Wissenswerte aus dem Leben unserer nun verblichenen edlen Kaiserin, sowie die Einzelnheiten ihres schrecklichen Endes behandelt.

Büchereinlauf.

Vom Webstuhl der Zeit. Vier Prosa-Dichtungen aus deutscher Vergangenheit von F. Weber. (Dresden. E. Pierson.)

Lieder und Sprüche von Natalis Janus. (Wien. Karl Konegen. 1898.)

„Die Augen der Jfunta" und andere Novellen von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Nordböhmische Dorfgeschichten. Dritte Folge vom Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel". (Warnsdorf. E. Strache. 1898.)

„Zschelmenkinder." Fröhliche Geschichten von Alwin Römer. (Eßlingen. M. Harburger.)

Wo die Straßen enger werden. Geschichten von Alfred Bock. (Großenhain. Baumert & Ronge. 1898.)

Habsburg. Märchenspiel in drei Acten von Alfred Freiherrn von Berger. (Wien. Karl Konegen. 1898.)

Künstlerseele. Drama in drei Aufzügen von Rudolf Braune. (Roßla. E. Braunes Verlag. 1898.)

Dissolving Views. Charakterzeichnungen von Land und Leuten, aus Natur und Kunst. Von Georg Brandes. (Leipzig. H. Barsdorf. 1899.)

Waldeszauber. Ein Sang aus Mittewald in Kärnten von Anton Risy. (Villach. E. Liegel.)

Acta diurna. Gesammelte Aufsätze. Neue Folge. Von Anton Bettelheim. (Wien. A. Hartlebens Verlag.)

Zur Hebung deutschen Sprachunterrichtes. Beobachtungen und Anregungen von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.)

Johannes der Täufer und seine Zeit. Ein Beitrag zum Verständnis des „Johannes" von Hermann Sudermann von Theodor Kappstein. Mit einem Bilde von Josef Kainz als „Johannes". (Berlin. „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.)

Eine Sittenlehre für das deutsche Volk. Eltern und Lehrern gewidmet von J. K. Schott. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil. 1898.)

Kleine Anstandslehre. In besonderem Hinblick auf die weibliche Jugend verfaßt von Franz Mohaupt, Bürgerschuldirector. (Böhmisch-Leipa. Selbstverlag des Verfassers. 1899.)

Aus dem Naturgarten der Kindersprache. Beitrag zur kindlichen Sprach- und Geistesentwickelung in den ersten vier Lebensjahren von Gustav Lindner. (Leipzig. Th. Grieben. 1898.)

Christlich-Germanisch. Betrachtungen eines Idealisten aus Anlaß des kaiserlichen Kreuzzuges. (Leipzig. Friedrich Fleischer. 1898.)

Das Bienenjahr. Lehrbuch der rationellen Bienenzucht nach Grundsätzen der Theorie und Praxis von W. Staryta. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.)

Das österreichische Strafverfahren. Rechte und Pflichten der Behörde und Staatsbürger. Leichtfaßlich dargestellt von Dr. Gustav Harpner. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Die Vivisection in ihrer wahren Gestalt. Unwiderlegliche Thatsachen aus der Fachliteratur. Gesammelt von Hermann Stenz. (Berlin, Königgrätzerstraße 108.)

Brathühlein von Frau Luise Rehse zur Herstellung nahrhafter und wohlschmeckender Bratspeisen ohne Fleisch u. s. w. (Hannover. Adolf Rehse, Handelslehrer.)

Der Weg zur Schönheit. Anleitung zur möglichst vollkommenen Ausgestaltung des menschlichen Körpers. Von A. Kelch. Mit zahlreichen Abbildungen. (Berlin. A. Kelchs Verlag.)

Pflanzenkost und Schönheit. Von A. Kelch. Mit einer Abbildung. (Berlin. A. Kelchs Verlag.)

Das Licht, eines unserer wichtigsten Lebensbedingungen, ein Hauptmittel zur Gesundung und zur Vervollkommnung des Menschenleibes. Von A. Kelch. (Berlin. A. Kelchs Verlag.)

Malerische Studien. Sammlung von zweihundert Photographien in Farben. (Leipzig. K. F. Koehler.)

Neue Ausflüge in der Umgebung von Düsseldorf, Elberfeld, Barmen, Remscheid, Solingen, Opladen, Kettwig und Werden von einem Wanderer. Mit vielen Ansichtsbildern. (Düsseldorf. Fr. Dietz.)

Kopenhagen, die Hauptstadt Dänemarks. Herausgegeben vom dänischen Touristenverein. (Kopenhagen, 1898.)

Österreichischer Arbeiter-Kalender für 1899. (Wien. Erste Wiener Volksbuchhandlung.)

Der Thürmer. Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgeber Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Bühne und Welt. Halbmonatschrift für Theaterwesen, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Otto Elsner. Redigiert von Heinrich Stümcke. (Verlag Otto Elsner. Berlin.)

Der deutsche Schulmann. Erster Jahrgang. Halbmonatschrift für die Interessen der Volksschule und der verwandten Lehranstalten. Herausgeber Johannes Meyer in Krefeld.

Postkarten des „Heimgarten“.

J. W., Würzburg: Ja, diese Dreyfusgeschichte in Frankreich! Da sagen gewisse Blätter: Selbst wenn Dreyfus unschuldig wäre, sei es besser, er stürbe auf der Teufelsinsel, als dass Frankreich zugrunde gienge. — Was soll das heißen? Der Staat hat doch die Aufgabe, den einzelnen in allen seinen Rechten zu schützen. Das ist seine erste und heiligste Aufgabe. Wenn er das nicht kann, wenn es sein Bestand fordert, dass der einzelne unschuldige Staatsbürger seinetwegen ehrlos zugrunde gehe — dann fort mit diesem Staate. Wenn ein Reich einmal so weit ist, nur durch ein gemeines Verbrechen gerettet werden zu können — dann ist es fertig, dann ist es nicht eines Schusses Pulver wert, geschweige eines Menschenlebens. — Das ist unsere Meinung.

J. H., Wien: Ist nicht überraschend. Jedes Zeitalter hat seine Ideale. Diese machen das geistige Leben der Menge aus. Je weniger eigenes Geistesleben ein Mensch führt, desto schneller und lieber wendet er sich dem zeit- und laufläufigen Ideale zu. Das ist stets schon bequem zubereitet und fordert keine Gedankenarbeit.

W. M., Wien: Menschenschutz. Das ist eine neue Vereinigung Gleichgesinnter. Sie wird den allgemeinen Frieden, die Abrüstung, die Völkerschiedsgerichte anstreben, denn dadurch würden alljährlich die Völker Europas von der Zahlung von dreitausend Millionen Kronen befreit und diese Ersparnisse würden eine Aufhebung der drückendsten Steuern, die Einführung großartiger Arbeitsinstitute, Wohlthätigkeits-Etablissements und anderes mehr erreichen. Die Corporation weiß aber, dass das Ziel nicht schnell zu erreichen ist und nicht genügen würde. Deshalb will sie schon jetzt praktische Menschenhilfe treiben, sie will Waisenhäuser errichten, in denen die Kinder zu Ärzten und Lehrern erzogen werden, sie will Arbeitsinstitute und dergleichen schaffen, sie will die Grausamkeit, die Unmoral, in welcher Gestalt immer sie sich zeigen, bekämpfen, sie will statt dessen Aufklärung, Bildung, Zufriedenheit verbreiten. Die Kenntnis der wichtigsten bürgerlichen Einrichtungen, die Liebe zur Natur, die Beförderung eines sittlichen Familienlebens, die Pflege des menschlichen Körpers, die naturgemäße Heilweise, das sind die Themen, die in den großen Versammlungen dieser Vereinigung behandelt werden sollen.

Der Jahresbeitrag beträgt für außerordentliche Mitglieder zwanzig Kreuzer, während ordentliche Mitglieder zwei Gulden entrichten, dafür aber mancherlei Vortheile genießen. Alle wahren Menschenfreunde sind zur Betheiligung geladen und werden ersucht, von der Leitung der Corporation, Graz, Sackstraße 54/56, die Satzungen zu verlangen, deren Zusendung sofort kostenlos erfolgt. — Dass Sie auf Rechnunglegung und Veröffentlichung der Resultate jedes Jahr Gewicht legen, kann man nur billigen.

J. W., Wien: Friedrich Hottenroth sagt über die Volkstrachten sehr pessimistisch: „Volkstrachten stehen nicht für sich allein da; sie sind an gewisse culturelle Bedingungen geknüpft, und mit dem Verschwinden dieser Bedingungen muss nothwendigerweise ihre Lebenskraft versiegen. Da, wo man die Volkstracht über ihre natürliche Zeit hinaus beizubehalten sucht, wird sie zur Maskerade. Wir können die Anfänge solcher Maskerade jetzt schon bemerken, und zwar in der Schweiz an solchen Orten, auf die sich der Fremdenzustuss am stärksten richtet. Es kann hier dem, der fähig ist, zu sehen, nicht entgehen, dass die Volkstrachten nur noch aus Speculation beibehalten werden, nicht aber aus innerem Bedürfnisse, und dass sie sofort gegen die Modetracht vertauscht werden, sobald die Saison vorüber ist. So erfreulich sonst der Anblick einer Volkstracht ist, so muss er unter solcher Bedingung jedem ehrlichen Menschen widerwärtig sein. Alles hat seine Zeit; und warum die Volkstrachten sie nicht haben sollten, das würde schwer zu beweisen sein. Im übrigen kann niemand mehr, als ich selber wünschen, in diesem Punkte unrecht zu haben.“ Der „Heimgarten“ hat seinerzeit Ähnliches gesagt, auch er wünschte, unrecht zu haben.

W. E., Wien: Ob der Leichnam im glühenden Ofen oder in der Erde langsam verbrennt, das ist ziemlich gleichgiltig. Unnatürlich ist nur die Steingruft und der Metallsarg, weil sie den natürlichen Process hemmen.

J. W., Rotenmann: Bewusste schwäbische Grabschrift lautet:

Wanderer, machs Thürle auf,
Hier liegt der Herr Josef Liegentauf.
Der Herr gab ihm die ewige Ruh,
Jetzt mach' du wieder 's Thürle zu.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Zum zweiten December.

Ein kleiner Knabe war ich noch, als eines Tages der Vetter Franz vom Jahrmarkt ein buntes Bild nach Hause brachte, es stolz herumzeigte und dann an die Stubenwand heftete. Auf dem Bilde war ein junger, freundlich dreinschauender Mann und eine junge, bildschöne Frau. Er hatte eine rothe Hose an und einen weißen Soldatenrock, über den ein breites Brustband gieng und an dem zur Linken der Brust ein goldener Stern hieng. An der Seite sah man auch noch den Säbelgriff mit den goldenen Quasten. Die blonden Haare des jugendlichen Hauptes waren quer über die Stirne geglättet, der braune Schnurrbart spitzte sich an beiden Spitzen leicht aus und das große blaue Auge schaute offen und froh in die Welt. Die Frau an seiner Seite hatte um ihre schlanke Gestalt einen zarten Schleier, ihr reiches dunkles Haar war mitten gescheitelt und an beiden Schläfen wellig aufgelockert. Eine Perlenschnur zierte den schlanken Hals, und in ihrem länglichen Antlitz lag eine solche Schönheit und Milde, dass man sein Auge davon kaum wenden konnte.

Dieses Doppelbild war unser Kaiserpaar Franz Josef und Elisabeth.

Dieses Doppelbild haben wir alle seit jenen fernen Zeiten unzähligemal gesehen in allen Manieren der Kunst und überall, im Palast, in der Behördenstube, im Schulzimmer, im Gasthause, in der Hütte. Es ist

gleichsam ein Bestandtheil unseres Lebens geworden. Und so das hohe Paar selbst. Der Kaiser Franz Josef, die Kaiserin Elisabeth! Wir des gegenwärtigen Geschlechtes wissen keine Zeit, da es anders war, und können es uns nicht anders denken. Ein ganzes Leben hindurch haben wir gemeinsam mit diesem Kaiserpaar große Geschicke getragen und jedes, ob leidvoll, ob freudvoll, hat Kaiser und Volk immer noch näher einander gebracht.

Der Krieg hat es mit Österreich redlich gemeint. Während er andere Staaten scheinbar mit Macht und Reichthum und Glück überschüttete, zeigte er sich unserem Lande in seiner wahren Gestalt, als das, was er ist, als die furchtbarste Geißel des Himmels und der Hölle, nur segensreich in dem Sinne, wie jedes große Unglück segensreich ist, zur Einkehr und Aufrichtung mahnend. Unser Österreich ist groß geworden während der Regierung des Kaisers Franz Josef, aber durch den Frieden. Während dieser fünfzig Jahre hat es einen stärkeren Ruck nach vorwärts gethan, als früher in Jahrhunderten. Als Franz Josef den Thron bestieg, war Sturm der Gesetzgeber. Wo gereifte Männer zitterten, stand muthig und stark ein achtzehnjähriger Jüngling. Die Revolution hat das Volk befreit, wir müssen sie preisen. Franz Josef hat aus ihr das Bleibende gegründet: die Selbstbestimmung des Volkes, die Constitution. Unter Franz Josef, wird der Geschichtsschreiber zu berichten haben, ist Österreich eingetreten in die Reihen der großen Culturstaaten, ja in vieler Beziehung selbst ein Vorbild für die Reiche geworden, die ihm früher an Staatseinrichtung und Gesittung weit voraus gewesen. Was Kaiser Josef begonnen, hat Franz Josef in manchem Sinne weitergeführt. Die innersten Kämpfe mit den Traditionen der Dynastie hat wohl niemand gesehen, aber der Sieg ist uns und dem Reiche zugute gekommen.

Schweres hat unser Kaiser vollbracht, das Schwerste zu vollbringen bleibt ihm noch vorbehalten — die Versöhnung der Nationalitäten in seinem Reiche. Ob das in eines Menschen Macht steht? Und *wenn* es einem Menschen gelingt, so gelingt es unserem Kaiser, der als persönlicher Charakter die größte Verehrung, als gütiger Monarch die treueste Liebe genießt. Nicht bloß bei uns in Österreich, in allen Culturländern ist heute unser Kaiser Franz Josef der verehrteste Fürst der Welt.

Nicht allein, weil ungeheueres Leid, wie es selten so wuchtig auf eines Menschen Haupt fällt, seine Person geheiligt hat, er ist noch im weißen Haar dasselbe herrliche Vorbild an Gewissenhaftigkeit, Verlässlichkeit und Wohlwollen, als das er schon in seiner Jugend die Bewunderung und Liebe der Menschen auf sich gelenkt hat. Würden es die Zeiten gestatten, dieses Herrschers Kräfte und Tugenden dem unfruchtbaren Militarismus zu entziehen und der culturellen Weiterentwickelung gänzlich

zuzuwenden, und wüthete im Innern nicht der nationale Streit: bei dem Naturreichthum des Landes und den begnadeten Anlagen seiner Völker müßte dieses Österreich das erste Reich der Erde sein!

Wir begehen das Gedächtnis der fünfzigjährigen Regierung des Kaisers. Wie hatte sich das Frohgemüth des Österreichers dieses Jubeljahr vorgestellt! Und nie noch blutete sein Herz so tief als in diesem Jahre. Während zwar alle Nachbarstaaten in bestem, beziehungsweise geradezu freundschaftlichem Verhältnisse zu uns stehen, wird das Reich durch einen inneren Streit zerrissen, wie er so heftig bisher nie gewüthet hat. Und den Kaiser, den Jubilar, sehen wir mit seinem Kummer auf dem Throne — einsam. Einsam auch sein Haus, der frohe Lärm einstigen Familienglückes verhallt.

Seine Lebensgefährtin, die Kaiserin Elisabeth, die dem Kaiser eine Stütze gewesen, für die er nach seinem eigenen Ausspruche dem Himmel nicht genug danken konnte, hat man vor wenigen Wochen hinabgetragen in die Kapuzinergruft. Die herrliche Frau, deren Bildnis wie ein Leuchten der Schönheit das Haus des Österreichers ziert, sank an den paradiesischen Gestaden des Genfer Sees von der Hand eines Verruchten hin. Wir haben es nicht fassen können und können es heute noch kaum glauben, dass es so geschehen ist. Diese großherzige Frau, die nur dem Wohlthun und dem Schönen lebte, die auf alles verzichtete, was der Hof an Prunk und Glanz hat, was die Dynastie an Herrlichkeit und Macht besitzt, die schlicht und einfach nur der stillen Natur lebte und die Hütte des Landmannes lieber aufsuchte als den Palast — diese seltene Frau wurde das Opfer eines Anarchisten.

Die Kaiserin Elisabeth war geliebt, ohne gekannt zu sein. Den Philistern blieb ihr Wesen gänzlich geheimnisvoll, umso größer war die Neugierde, die Zudringlichkeit dieser Sorte von Leuten. Besonders die Großstädter kennen keinen Takt, wenn es sich um die Befriedigung einer kindischen Schau- und Nachlaufsucht handelt.

Menschen, die ein tieferes Seelenleben führen, sind keine Freunde aufdringlicher Huldigungen. Ehe sie zu Menschenverächtern werden, ziehen sie vor, zu fliehen. Die Kaiserin war schließlich nur selten mehr in Wien, wo sie ja nie unbehelligt ins Freie gehen konnte. Ein Gemüth, das in die Tiefen des Lebens gründet, auf die Höhen der Geister fliegt, kann auch an den Förmlichkeiten und Sitten der Höflinge keinen Gefallen finden. Einem leidenden, ringenden und sich seiner Ohnmacht bewussten Menschen mussten die Kriechereien der Leute, und Vergötterungen durch die Menge widerlich sein. Eine freie Persönlichkeit konnte die fortwährende Bewachung durch die Polizei nicht ertragen, und ein gutes Gewissen konnte an die Nothwendigkeit eines solchen Schutzes nicht glauben. Sie wollte ein freier Mensch sein, und nicht eine gefangene Kaiserin. Sie sah und genoss

die Welt ja nicht wie eine Königin, sondern wie eine Philosophin. Neun Jahre vor dem Tode wurde das Mutterherz von einem Schwerte durchbohrt. Keine Klage haben wir gehört, in der Einsamkeit, in der Natur Gottes hat sie demüthig Trost gesucht und gefunden.

Die große Volkstrauer bei ihrem Tode hat gezeigt, dass man die Bedeutung dieser Persönlichkeit, wenn schon nicht begriffen, so doch geahnt hat. Ein Freund sagte mir beim Anblick der zahllosen Trauerfahnen und der trauernden Menge: „Warum weint das Volk? Es verlor eine Kaiserin, die es nie besessen. Was sie war, das gieng nicht einem Kaiserthume, das gieng der Menschheit verloren. Der Menschheit gieng an Elisabeth von Österreich eine große Seele verloren, eine Seele, die Kronen und Königsmacht gleichgiltig hingab für das Recht der Persönlichkeit." —

Wenn einst das Buch dieser Fürstin geschrieben werden wird, dann dürfte die Welt staunend vor einem Frauenideale stehen, wie es in des Lebens heiligen Tiefen selten, auf der Gesellschaft schimmernden Höhen fast nie vorkommt.

Konnten wir ihr hoheitsvolles Wesen auch nicht eigentlich verstehen, geahnt haben wir es doch. Und wie sehr wir sie geliebt, das sind wir erst inne geworden, als sie in ihrem schwarzen Gewande schmal im Sarge lag.

Wer unter uns den Schmerz am tapfersten trug, war der, den er am schwersten traf. Der Kaiser hat seinen Völkern gezeigt, wie man dem Schicksale steht. Diese moralische Kraft, die sich wohl auch den Besten des Reiches mittheilt, ist das Geheimnis, weshalb Österreich trotz der Verhältnisse Ungunst aufrecht bleibt. Nicht im Erschlagen liegt das größte Heldenthum, sondern im Ertragen.

Das Ertragen und Sichvertragen war seit jeher auch die Aufgabe der Völker Österreichs. Seit aber der gewaltige Kampfgeist Nationalismus an dem alten Staate rüttelt, kündet sich unter großer Gefahr ein neues Werden an. Wären die Völker denn wieder zur Einsicht gelangt, dass nicht in dem gegenseitigen Bekämpfen, vielmehr in dem gegenseitigen Fördern der gedeihliche Nationalismus und Patriotismus liegt — dann erst könnte auf seiner historischen Grundlage der ehrwürdige Kaiserstaat sein hohes Jubiläum feiern.

Möchten alle Völker dieses Reiches mit einstimmen dem aus deutschem Herzen entsprungenen Dichtergebete:

„Gottes Sonne strahl' im Frieden
Auf ein glücklich Österreich!"

Wie die Waldbauern Kaiserfeste feiern.

Von **Peter Rosegger.**

Im Waldlande da oben gibt's kein Fest, zu welchem nicht die Kirche ihre Glocken läutet. Selbst wenn's um Kaiser und Reich geht, horcht der Waldbauer alten Schlages zuerst hin, was die Kirche dazu sagt.

Am Sonntage wird von der Kanzel verkündet: Am Erchtag z. B. (oder Pfingsttag) ist des Kaisers Namenstag (Geburtstag gibt's keinen in unserem Bergvolke). Wird ein Hochamt gehalten.

Sagt dann daheim der Hausvater zu seinen Leuten: „Das Grumet ist im Stadl, mit den Rüben hat's noch Zeit. Wer in die Kirche will gehen, der soll gehen, 's ist der Kaisertag."

„Den Kaiser auf dem güldenen Thron und mit der güldenen Kron' möcht' ich meiner Tag gern einmal sehen", meint eine vorwitzige Magd.

„Ich auch", darauf ein frevelhafter Knecht. „Und noch am liebsten auf einem Guldenstückel."

Der Hausvater versteht's alsogleich und sagt: „Geld hab ich keins. 's ist gestern der Steuerbot dagewesen. Wer ins Wirtshaus will und auf dem Kaiser seine Gesundheit trinken, der muss schon seinen eigenen Beutel aufthun. Aber ich denk', es ist gescheiter, ihr thut in der Kirche fleißig beten, dass unser Hergott unsern Kaiser beschützt vor den Franzosen, den Preußen und den ungarischen Schneidern."

Das Attentat vom Jahre 1853 hat der Bauer nicht vergessen und die „Preußen" sind ihm auch seit jeher als Erbfeinde unseres Kaiserhauses geschildert worden. Da ist der Ignatzl einer, der Kohlenbrenner aus dem Karwald! Der stellt sich die „Preußen" ähnlich vor, wie wir etwa uns die Hunnen; aber noch schrecklicher ist er, der Preußenkönig, noch schrecklicher als der Etzel! Sehr oft war dem Ignatzl gesagt worden, dass unser Kaiser und der König von Preußen miteinander befreundet wären, dass sie einander oft besuchten, sich beim Wiedersehen und Scheiden allemal umarmten und auf die Wangen küssten. Auf solches ist er immer wild geworden, der schwarze Ignatzl, hat mit den Armen ausgeschlänkert und gesagt: „Hörts mir auf mit der Lug! Das ist kreuzweis derstunken und derlogen. Mit so Gerede wollen sie nur die lieben Christen irre machen. Und du, Stadtzodl, du verdächtiger! (das war ich)

Du kannst schauen, daſs d' weiter kommst! zu den lutherischen Preußen hinaus! Und der Martin Luther, der wird dir schon auch sein Tintenfaſsl an den Buckel schmeißen, daſs du so schwarz wirst wie der Andere. Weißt eh, der welche!"

Und da war es an einem frischen Herbstmorgen auf dem Bahnhof in Mürzzuschlag. Alles voller Menschen. Von Berg und Thal waren sie gekommen, um den geliebten Kaiser zu sehen. Ein Hofzug aus Wien nach Neuberg zu den Hofjagden. In Mürzzuschlag etliche Minuten Halt, ein bissel aussteigen und Alpenluft schöpfen. Zwei Jäger gehen im Marschschritt nebeneinander auf dem Perron hin und her, führen ein lebhaftes, heiteres Gespräch. — Stand im Gedränge nahe neben mir mein Kohlenbrenner, stellte sich auf die Zehen, reckte den Hals, daſs er ihn sehen könnte. — Dort, der mit der Lederhose und den nackten Knien! — Der den alten Hut mit der Hahnfeder aufhat. — „Aber mein Gott, das ist ja ein Bauersmensch!" — Ist der Kaiser! — „Das ist aus der Weis! Na ja freilich, wenn er ins Gamsgebirg geht, wird er seinen rothen Mantel mit dem güldenen Stern nit wollen mitschleppen. Glauben thu' ich's eh. Und der andere, der neben seiner geht? Ein kleines Mandel! Mit dem aufgesträubelten Schnurrbart! Und die langen Schritt', die er macht, das ist 'leicht der Büchsenspanner?" —

Jetzt wende ich mich zum Kohlenbrenner und sag': „Ignatzl, den schau dir gut an. Der Büchsenspanner ist es nicht. 's ist ein anderer. Dem Namen nach wirst ihn eh kennen. 's ist der König von Preußen."

Das Wort hören und sich zornig umwenden ist jetzt eins beim Kohlenbrenner. Dann brummt er mir noch zu, daſs man an einem solchen Tag keine dummen Späſse mache. — Als er es aber auch von anderer Seite vernahm, und von allen Seiten: Wilhelm der Zweite wär's, der König von Preußen, der deutsche Kaiser, und kein anderer! Da hat er's glauben müssen. Kopfschüttelnd über die Welt, an der man sich nimmer auskennt, ist er davongeschlichen. Und soll doch heute noch bei seinem Köhlerglauben bleiben, daſs es auf der weiten Erde keinen größeren Feind gibt, als den „Preußen!"

Ein Sohn von diesem Manne ist heute Gemeindevorstand zu Schachenbach im Thal. Der läſst alljährlich am Kaisertag viel Pulver knallen. Und in der Kirche betet er der Gemeinde vor: „Auf daſs der liebe Herrgott unserm Kaiser Franz Josef ein langes Leben schenke und seine gute Kameradschaft mit dem Kaiser Wilhelm fortdauern lassen möge, beten wir ein Vaterunser!"

Nach dem Hochamt erheben sie sich von ihren Bänken, gehen aber nicht fort. Auf dem Chor werden alle Orgelregister aufgezogen, wie am Christtag und am Osterfeste. Und dann erschallt das Kaiserlied: „Gott erhalte, Gott beschütze!" — An den Bänken entlang stehen der Reihe

nach die Veteranen. Zum Theil sind sie bewaffnet und haben hohe Federhüte auf den Köpfen — mitten in der Kirche! Das bedeutet, dass sie nicht da sind, um zu beten, sondern um Schutzwacht zu stehen für Gott, Kaiser und Vaterland! Mancher dieser graubärtigen Männer sieht bei dem Klange des Liedes das Schlachtfeld, auf dem er einst gekämpft, von Kugeln umsaust. Die Kanonen krachen, die Kleingewehre knattern, aus den Wolken des Pulverdampfes sprengen die Reiter, stürzen, und andere rasen in wildem Sturme darüber hinweg. Haufenweise in ihrem Blut die Sterbenden. . . . Es gibt Leute, die bei solcher Einnerung sich begeistert und erhoben fühlen. Vielleicht ist auch einer unter den Veteranen von Schachenbach, der zur Stunde fragend auf den Altar hinstarrt: Jesu Christ! Ist es dein Wille, dass so was geschieht?

Oder ist keiner dabei, der so fragt? —

Nach dem Gottesdienst natürlich auf ein Glasel Wein ins Wirtshaus. Und etwelches politisieren, die Bauern können's gerad so gut, wie die Stadtleute. Ihr Leitfaden ist vielfach noch folgender: Geschehen thut's halt, wie's der Kaiser will. Der kann regieren nach Belieben.

„Das ist eine Majestätsbeleidigung!" rief da einmal ein Schelm dazwischen, der Halterfriedel von der Speikalm. „Seht's es denn nit, wie's ausschaut überall? Ja, meine lieben Lent', wenn's geschehen thät', wie es unser Kaiser wollt', nachher gieng' es uns allen gut!"

Das war kein schlechtes Wort. Sie tranken ihm zu.

„Wenn's gieng', wie's der Kaiser wollt'", setzte der Halter bei, „so könnt' ich mir jetzt ein Maß Wein auftragen lassen und ein schweinernes Bratel."

Sogleich erklärte sich ein rundlicher Großbauer bereit, den Willen des Kaisers diesmal zur Ausführung zu bringen.

„Wirthansel, hörst du! dem Halterfriedl eine Maß Guldenwein und ein Schweinernes mit Speckschwarten und Salat! Dem Kaiser zu Ehren!"

Der Wirthansel war soweit ein guter Patriot, er hatte in der Kirche bei der Volkshymne sogar das Flügelhorn geblasen. Diesmal wartete er aber doch mit der Ausführung, bis der Großbauer beisetzte: „Zahler bin ich!" — So geht's in Schachenbach her. Und jetzt wollen wir etliche Schritte nach rückwärts gehen — das gehört auch dazu.

In meiner Jugend hat's im Waldlande noch Leute gegeben, die den Kaiser immer auf einem goldenen Throne sitzen sahen. Er saß beständig dort, hatte einen goldenen Mantel um, und eine goldene Krone auf, und ein goldenes Schwert an der Seite. In majestätischem Schweigen saß er da und regierte das große Reich mit seinem goldenen Scepter, so wie der Schulmeister auf dem Chor mit dem Taktstab die Musikanten. — In solchen Kindsköpfen, wie damals auch der Waldbauernbub einer gewesen, geht ja alles schrecklich leicht. Selbst das Regieren in Österreich!

Vierzig Jahre nachher ein anderes Bild. Zwei Schritte von mir stand ein schlichter Mann im braunen Reisekleid. Sein Bart grau, sein Antlitz verwittert, sein blaues Aug' voll Seelengüte. — Stürme und Schicksalsschläge, so gewaltig, wie sie je ein Mensch erfahren, waren über ihn hereingebrochen. Er war ihnen gestanden in Heldenmuth und Demuth! — Und diese Erscheinung schien mir von höherer Majestät, als jene mit dem goldenen Mantel und dem goldenen Schwert in der Kindesphantasie. — Nicht Macht und nicht Furcht hatten die Völker an ihn gekettet, sondern — Liebe. Und Liebe ist die größte Macht! —

Wir haben es auch noch gesehen, wie das Glück der Jugend ihn umgab. Ein zehnjähriger Knabe war ich dabei, als der Kaiser die Kaiserin nahm. Im Waldland hatte sich damals die Mär verbreitet, der junge Kaiser Franz Josef hätte sich eine Bäuerische ausgesucht. Alle Bauern waren darob voller Anerkennung und Stolz, standen sie nun doch im verwandtschaftlichen Verhältnis zum Kaiser! Es war aber bloß ein kleiner Sprechfehler gewesen, und der Soldaten-Michel hat uns darüber aufgeklärt, dass die junge Kaiserin zwar eine engelschöne Frau wäre, jedoch keine Bäuerische, sondern eine Baierische! Eine Prinzessin aus dem Baiernlande.

Fünfundvierzig Jahre ist es nun her, seit wir an jenem Georgstag in der Kirche am Hauenstein das „Großer Gott wir loben dich!" gesungen haben, aus Freude über die Kaiserhochzeit. Und wie der Gottesdienst vorüber, hat der Pfarrer aus der Gemeinde zwei uralte Leutchen hervorgeholt, ein Ehepaar, das schon lange die goldene Hochzeit hätte halten können, wenn die Verwandtschaft und das Geld dazu vorhanden gewesen wäre. So hatte nun der Pfarrer gemeint, weil das kaiserliche Paar fern in der Wienerstadt für uns Dorfleute nicht zu erreichen wäre, so könnten wir ihm zulieb und Gott zu Dank und Bitt' unsere Festfreude auf das arme alte Höfelbauernpaar übertragen und diesen Leutchen einen Ehrentag anthun.

„Sind aufgegriffen und auf der Stelle standrechtlich copuliert worden!" So lautete später der Bericht des Soldaten-Michel über die „goldene Trauung" des alten Paares, die diesem — wie vom Himmel gefallen — der wunderbarste Tag des Lebens geworden war.

Ein großes Dorfwirtshaus muss immer ein wenig vorbereitet sein auf seltsame Gäste und Feste, aber auch der Soldaten-Michel war es. Er hat bei der „goldenen" Hochzeit der armen Leute eine manierliche Rede gehalten auf die „eiserne" in Wien.

„Ich wünsch' Glück!" sagte er unter anderem. „Das Heiraten ist leicht, wenn sich zwei gern haben. Aber das Regieren alsdann! Der Kaiser ist freilich wohl nit so gut d'ran, wie der Höfelbauer. Er hat nit allein sein Weib zu regieren, sondern auch seine Länder. Unser Herr Pfarrer beklagt sich immer einmal, dass er seine vierhundert Seelen nicht

recht zu hüten vermöcht. Und jetzt erst vierzig Millionen Seelen mitsammt den Leibern! Böhmen, Ungarn, Slovaken, Windische, Wällische, alles durcheinander. Sogar Deutsche sollen dabei sein. Ich dank' schön. Lieber den ganzen Tag Holz hacken! Aber ich sag' euch's, Leut', wenn einer im Stand ist, das Österreich zu regieren, so ist's unser Franz Josef. Denn, weil wir ihn gern haben, drum heb' ich mein Glasel Wein zu Gott dem Herrn: Der Kaiser soll leben und die Kaiserin daneben!"

Auf diesen wackeren Spruch haben wir alle unsere Gläser geleert, auch die Höfelbauernleut. Diese haben davon ganz rothe Wänglein bekommen und sachte angefangen miteinander zu schäkern. Dann sind die alten Leutlein mit Gaben betheilt und auf einem Steirerwäglein gar vornehm in ihre Waldhütte geführt worden. —

Dreißig Jahre später haben wir Steirer ein ganz besonderes Kaiserfest gefeiert. Es war auch eine Art goldener Hochzeit. Das Steirerland war seit sechshundert Jahren vermählt mit dem Hofe Habsburg. Da war der Kaiser eine Woche lang bei uns in der grünen Mark, und ein Festjauchzen gieng durch das ganze Land. Der alte Samer-Flodel von Hinterberg war in Graz dabei gewesen, und ich kann aufwarten damit, was er nachher daheim davon erzählt hat.

— „Leut", hat er angefangen, „so was ist noch nit dageweſen. Tag und Nacht das Schießen und Leuchten überall! Ganze Dörfer meint man, in Brunst! Und alles Lust und Leben. Der Eisenbahnzüge sind so viel, dass einer den andern derpfeifen kann, und so lang, dass der Zugführer ein Reitpferd thät brauchen auf den Bahnhöfen, zum Leut'-Aus- und Einlassen. So viel sind ihrer gefahren. Alle nach Graz. Und die Hausdächer in Stadt und Land haben Flügeln gehabt in allen Farben, so viel Fahnen! Weil der Kaiser im Land ist mitsammt dem grünen Federbuschen!"

„Thut er jagern, oder sucht er Soldaten z'samm?" wird der Samer-Flodel ganz ungeschickterweise gefragt.

„Narr, dreispießiger!" antwortet auf der Ofenbank ein alter Wurzner. „Mit dem grünen Federbuschen und der rothen Hosen wird er jagern! — zum Gedenkuns ist unser Kaiser da. Weil's jetzt gerad sechshundert Jahr ist, seit wir Steirer bei Haus Österreich sind."

Jetzt das begreifen sie aber schon gar nicht. Sind wir Steirer denn nicht seit Erschaffung der Welt bei Haus Österreich gewesen?

Wandte sich der Samer-Flodel gegen die Ofenbank hin: „Dass aber du nit hinabgehst, jetzt nach Graz! Bist ja eh ein alter Soldat. Willst dir nit wieder einmal den Kaiser anschauen?"

„Den Kaiser hab' ich bei mir!" antwortete der Flodel und deutete auf die goldene Tapferkeitsmedaille an seinem Lodenrock. —

Soviel der Beispiele, wie man im Waldlande Kaiserfeste gefeiert hat.

Gefeiert hat!

Wenn jetzt der Gedächtnistag einer fünfzigjährigen Regierung kommt, so wird das Waldland nicht mehr recht mitthun können. Denn so wie in den ganzen Alpen und noch weiter hin, sind auch in unserem Waldlande Veränderungen vorgegangen. Häuser und Hütten sind verfallen und die Leute haben sich verlaufen. Die Hirsche und die Rehe aber lieben ihren kaiserlichen Herrn nicht. Sie fürchten ihn.

(Aus dem neuen Werke: „Franz Josef I. und seine Zeit." Wien.)

Der Galgenpater.

Erzählung von **Adolf Pichler.**

(Schluss.)

Es mochte etwa drei Uhr morgens sein, als plötzlich die Klänge der Feuerglocke Innsbruck aus dem Schlaf emporschreckten. Gegen Südosten war der Himmel geröthet, die Spritzen rasselten nach dieser Richtung fort — nach Pradel, wo das Haus des neuvermählten Bauern lichterloh in Flammen stand. An ein Löschen konnte niemand denken, kaum, dass es gelang, die Stallthüre aufzureißen und das Vieh zu befreien, mit solcher Heftigkeit raste die entbundene Lohe. Das Feuer brach schon aus allen Lücken und Fenstern, als es die Nachbarn bemerkten und zu Hilfe eilten, die Bewohner des Hauses wurden davon so überrascht, dass sie kaum Zeit fanden, das nackte Leben zu retten. Der junge Bauer und sein Weib, welche über die brennende Stiege nicht mehr zu entrinnen vermochten, liefen angstvoll im Hemde auf dem Söller hin und her, während die Flammen aus den Fenstern schon nach ihnen züngelten. Muthige Männer holten sie mit Leitern herab. Bei dem schrecklichen Ernst des Ereignisses fühlte niemand das Komische dieser Scene — niemand? —

Hinter dem dicken Stamme eines Apfelbaumes im Anger grinste ein Gesicht — Hieronymus!

Bis auf die Grundmauer stürzte Haus und Stadel nieder; als man des Morgens den Schutt wegzuräumen begann, schaufelte ein Knecht verkohltes Gebein aus der Asche, eine alte Magd war verbrannt. Anfangs vermisste sie niemand.

Kein Mensch zweifelte, dass das Feuer von Frevlerhand gelegt worden; schon die ersten Erhebungen leiteten auf Hieronymus. Er wurde noch am nämlichen Tage vom Amboss weggeholt. Als er das Unheil, welches er angerichtet, in vollem Umfange überschaute, als zur Anklage auf Brandstiftung noch der Tod der alten Magd kam, erwachten die Furien in seiner Brust, welche bisher das Verbrechen nicht gekannt hatten,

schluchzend, an sich und Gott verzagend, legte er über alles Geständnis ab. Er hatte das Haus angezündet, und zwar an mehreren Punkten zugleich. Weil dabei ein Mensch zugrunde gegangen, lautete das Urtheil auf Tod.

Wenden wir uns zu Sebastian. Auch er wurde mit in das Unheil verflochten. Die Untersuchung ergab, dass er an der Rauferei theilgenommen, er wurde von der Universität ausgestoßen. Den Schmerz und Jammer im Hause der Eltern kann sich jeder leicht vorstellen. Die Tage, welche auf die Verhaftung des Hieronymus folgten, waren feucht von Thränen, die Liebllosigkeit der Menschen, die sich in die Heuchelei des Pharisäers hüllte, schärfte das Bewusstsein der Schmach — und erst die Stunde des Abschiedes, ehe der Verurtheilte den Todesgang antrat! —

Auf dem Rückweg nach Hall hörten seine Leute den Klang der Pfarrglocken von Innsbruck, der alte Vater sank weinend an einem Feldkreuz nieder und umklammerte es mit den Armen, die Mutter stammelte die Gebete für Sterbende — es war ihr Sohn am Galgen!

Zum erstenmal schaute Sebastian in die unermessliche Tiefe menschlichen Jammers, er empfand ihn mit und flehte mit gefalteten Händen zum Himmel, dass er ihnen, wenn nicht Erlösung, doch Stärke verleihe, ihr Verhängnis zu tragen.

Endlich hatten sie Absam erreicht. Der alte Schmied gieng wochenlang nicht aus dem Hause, die fromme Mutter wagte sich nur im Morgendunkel nach Hall in die Frühmesse, und weinte sich dort die Augen roth — die sogenannte Gerechtigkeit der Menschen trifft ja auch den Schuldlosen! Sebastian legte wieder das Schurzfell an und ergriff den Hammer. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiße, aber die schrecklichen Bilder, welche ihn verfolgten, wurde er nicht los, das Leid der Eltern brach ihm fast das Herz.

Sollte es keinen Trost mehr für sie geben? Wohl hieng das Auge der Mutter traurig an ihm, er sah es und dachte daran, wie sie sich darauf gefreut, dass er als Priester die Zierde des Hauses sein werde. Seine Lust am Leben war wie die erste Blüte des ersten Frühlings vom Reif versengt; was sollte er von der Zukunft hoffen?

An einem Sonntag morgens wanderte er langsam nach Innsbruck. Die Lerchen stiegen aus allen Feldern freudig jubelnd, er sandte seine Gebete wie ihre Lieder in den offenen blauen Himmel, dass sein Entschluss allen zum Segen gedeihe. In Innsbruck suchte er das Kapuzinerkloster, zögernd ergriff er das Kreuz, welches die Stelle des Glockenringes vertrat, Schlüssel rasselten, und der Pförtner fragte um sein Begehr.

Er führte ihn auf seinen Wunsch zum Guardian. Diesem trug er mit warmer Beredsamkeit seine Angelegenheit vor und bat ihn schließlich um Aufnahme, und wär' es nur als Laienbruder. Der vielerfahrene Mönch prüfte ihn mit forschendem Auge und forderte ihn auf, nach drei Stunden Generalbeichte über sein ganzes Leben abzulegen.

Sebastian verbrachte die vorgeschriebene Zeit in einem Winkel der Kirche, dann verfügte er sich wieder in die Zelle, wo ihn jener bereits erwartete.

Er beichtete offen und ohne Hinterhalt, der Mönch sprach ihn los von der Vergangenheit und öffnete ihm das Thor einer neuen Zukunft: „Du bist", sagte er, ihm freundlich die Hand reichend, „als Noviz aufgenommen, morgen legst du den alten Namen ab und zur Kutte, als Zeichen, dass du ein neuer Mensch werdest, einen neuen an. Heiße in Zukunft Theodorus, Gottesgabe, denn der Friede soll dir kommen als eine Gabe Gottes, und du sollst andern, die bedrängten Herzens sind, diese Gabe verleihen, weil du selbst ein bedrängtes Herz getragen!"

Froh eilte er nach Hause. Die Eltern staunten ihn verwundert an, als er lächelnd eintrat. Nachdem er seinen Entschluss mitgeteilt, klärte sich auch ihr Antlitz zum erstenmal seit jenem Unglückstage, zum erstenmal funkelte wieder Wein auf dem Tische.

Als er jedoch am nächsten Morgen in aller Frühe vor ihnen niederkniete und fromm ihren Segen für den neuen Beruf erbat, konnten beide die Thränen nicht zurückhalten.

„Bring' uns die Ehre wieder!" sagte der Alte und hob die Hand.

„Ich will beten für die Lebendigen und für die Todten!" erwiderte er schluchzend und erhob sich.

Sie begleiteten ihn noch eine Strecke über Feld.

Wir übergehen die paar Jahre theologischen Studiums, eben ausreichend, ihn zur Priesterweihe vorzubereiten, und freuen uns mit der wackern Familie, die sich erst an dem Tage, wo er in der Kirche zu Absam primizierte, allen Nachbarn wieder gleichwertig fühlte. Das Volk glaubt, dass bei dieser heiligen Handlung der junge Priester eine arme Seele vom Fegfeuer losbeten könne, sie erscheine ihm dann, wenn er die Hostie zum Himmel hebe. Sebastian, oder wie er jetzt heißt, Theodor, habe nun, als er es that, plötzlich zu zittern angefangen, auf den Altar sei ein heller Schimmer niedergeflossen, der schwache Abglanz von dem leuchtenden Geist des hingerichteten Hieronymus, der sich in jener Minute emporgeschwungen zu den Chören der Engel, um dort neben dem rechten Schächer und andern Büßern platzzunehmen. So murmelte man, ein Schimmer der Ehrfurcht, mit der man den Mönch betrachtete, gieng auch

auf seine Eltern über, die von nun an ein ruhiges Alter führten und an die Vergangenheit nicht mehr mit Schmerz, sondern mit Wehmuth dachten. Dem Pradler hatten sie längst schon den Wert seines abgebrannten Hauses aus dem Betrage der Erbschaft, die auf Hieronymus einst getroffen hätte, bezahlt, und durften auch in dieser Rücksicht keinen Vorwurf fürchten.

Der junge Mönch gab sich einem streng ascetischen Leben hin. An der nackten Wand der Zelle hieng ein Kreuz, das Hieronymus sterbend in der Hand getragen, darunter eine Geißel aus den Stricken, mit denen man ihn gebunden; Theodor schwang sie nur zu oft, das zeigten die Blutspuren an den Knoten, ein Todtenkopf lag als beständiges memento mori auf dem ungehobelten Tische. Es schien, als wollte er den Himmel im Sturm erobern; dass er nicht mehr fern vom Thore desselben sei, zeigte das hohle Auge, die eingefallene Wange, der fleischlose Arm. Bald kam er in den Geruch der Heiligkeit, den ich meinen Lesern freilich nicht beschreiben kann, weil ich ihn nie an mir getragen, er lockte jedoch alle Betbrüder und Betschwestern in der ganzen Gegend, die ihn als ihr Orakel betrachteten und überglücklich waren, wenn sie ein Stück seiner Kutte mit den Lippen berühren durften.

Er wäre in dumpfem Mysticismus untergegangen, hätte ihn nicht der Rest gesunder Natur, den er aus dem Volke mitgebracht, mit dem er noch immer verkehren musste, gerettet.

Er sah ein, dass das Christenthum die Religion der Liebe sei, die Liebe will aber die That, und nicht bloß die leere Gesinnung; da überzeugte er sich bald, dass die Frommen, die Gebete murmelten und Rosenkränze lispelten, nicht immer die Guten seien. Er merkte, dass sie sich durch ihre Tugend mit dem Himmel abfinden wollten, um, geschirmt vom Mantel der Heuchelei, die Erde desto rücksichtsloser auszubeuten. Er erinnerte sich, dass Christus ein farbiges Kleid getragen, Gastmale und heitere Gesellschaft besucht und nicht auf jene gehört habe, die nur „Herr, Herr!“ zu ihm sprachen.

Allmählich öffnete er wieder die Augen, je mehr seine Erfahrung wuchs, desto mehr wandte er sich von Betschwestern und bigotten Heuchlern ab; am liebsten hätte er jetzt den Strick von der Wand gerissen, um sie auszujagen für immer. Sie verloren sich auch allmählich wie das Ungeziefer, wenn frische Luft durch den Raum streicht.

Im Jahr 1848 bin ich mit dem Galgenpater an der wälschen Grenze zusammengetroffen. Er war mit den Schützen als Feldkaplan ausgerückt und saß mitten unter ihnen lustig zechend, lustiger als alle, doch fiel an der Tafelrunde kein unanständiges Wort, ebensowenig wurde, wo er mitthat, ein Rausch geliefert. Ohne die Burschen bevormunden zu wollen, was sie nicht geduldet hätten, wusste er sie mittelbar so zu leiten, dass

in dieser Compagnie ausgezeichnete Ordnung herrschte und ihm der Hauptmann zu Dank verpflichtet war. Unser Pater verließ aber seine Buben auch dann nicht, wenn die Kugeln pfiffen, die Hostie in einer Kapsel auf der Brust, ließ er sich durch keine Gefahr schrecken, Verwundeten, gleichviel ob Freund oder Feind, den letzten Trost zu reichen. Darum freute es jeden, als ihm nach dem Kriege der Kaiser das goldene Verdienstkreuz verlieh. Da fragte wohl mancher, wenn er bei feierlichen Gelegenheiten den Mönch mit dem Orden auf der braunen Kutte sah, wer das sei? und wenn er es erfahren, nahm er voll Ehrfurcht den Hut ab.

Seit 1848 verlor ich ihn aus den Augen, bis endlich eine drollige Geschichte durch das Land lief, wo er eine Rolle spielte, und eine der Hauptpersonen für mich noch nebenbei ein kleines Interesse hatte. Es war ein junger Bauer, der einige Jahre zu Innsbruck studiert, und nachdem sein älterer Bruder gestorben war, sich heim begeben und dort die Wirtschaft des elterlichen Gutes übernommen hatte. Ein lieber, wackerer Bursch, nicht ohne Talent, ergriff er den Pflug statt der Feder, indem er weder zum Beamten noch zum Geistlichen Lust spürte. Sein Haus stand auf dem Vorsprung einer kleinen Hochebene, wo sich Maisäcker und Wiesen im reichen Wechsel ausdehnten, zur Seite fiel sie steil gegen den Inn ab und ließ nur der Poststraße nach Telfs Raum. Wo diese von den Felsen in die flache Au springt, lehnt am Abhange ein Bauernhaus fast versteckt zwischen uralten Obstbäumen, welche eine Mauer umfaßt. Vielleicht ein ehemaliger adeliger Ansitz, darauf scheint auch ein mehr und mehr abblätterndes Wappen mit allerlei heraldischem Vieh hinzudeuten. Das Gut droben hieß beim Däumling, das untere beim Riesling, und wie zwischen Zwergen und Thyrsen, waltete auch zwischen beiden Familien uralter Stammeshaß, welcher auch auf die Witwen der letzten Besitzer vererbte.

Nach einer Sage sollten die Zwerge droben Steingerölle auf das Gut der Riesen geschüttet und diese dann einige derselben an Tannen gehängt haben. Sei dem wie ihm wolle, die Däumlinge waren kurzstockig aber kraftvoll, die Rieslinge reckenhaft und schnell beweglich, jene schwarzäugig, schwarzhaarig und krausgelockt, diese in und auswendig germanisch, ob auch immer christlich, lassen wir dahingestellt. Der letzte Sprößling war oben der junge Bauer, unten die hübsche Rosel, muthwillig und lustig, daß man lachen mußte, wenn man sie nur ansah. —

„Romeo und Julie?" Nun ja, die Mütter setzten die Fehde der Montechi und Capuletti fort, warum hätten sich die Kinder nicht lieben sollen? Führte sie doch derselbe Weg in die Schule, hatten sie doch schon oft von den Eltern Schläge bekommen, wenn sie bei einander ertappt worden waren. Wofür man leidet, das liebt man! Während der Studien-

zeit wuchs sie zur Jungfrau, er zum Jüngling, beide einander würdig in jeder Beziehung. Sie kümmerten sich nicht um den alten Hader, sondern wechselten junge Küsse, bis endlich das Schicksal keifend in Gestalt der Mütter zwischen beide fuhr, ohne dass es jedoch vermochte, sie zu trennen. Beide erklärten rundweg, jene möchten sich zanken bis zum letzten Athemzug, sie wollten einander heiraten und lieb haben bis zum letzten Athemzug. Die Einwilligung war aber von keiner Seite zu erlangen.

Da nahm Däumling seine Zuflucht beim Galgenpater, der sich damals in Telfs aufhielt und zwischen feindlichen Nachbarn gern und mit Erfolg die Stelle des Friedensrichters vertrat. Dieser benützte die Osterzeit, indem er den zornigen Weibern das Leiden Christi vorstellte, an dessen Wirkung sie nur theilnehmen könnten, wenn sie, wie er, dem Feinde verzeihen und sich vor dem Altar versöhnen würden. Jede versprach ihm unter Thränen, dieses zu thun; er verabredete eine Stunde, wo sie in seiner Gegenwart zusammentreffen sollten. Sie kamen, die eine von rechts, die andere von links, und als sie einander erblickten, erwachte der alte Groll, wie Basilisken schauten sie einander an und keine sprach ein Wort. Der Pater trat zwischen beide und fasste sie bei den Händen, sie rissen aus.

„Um Christi willen!" sagte er sanft.

„Die Däumlingin soll mir zuerst abbitten", sprach die eine, „dann will ich ihr verzeihen!"

„Ich dir abbitten?" schrie die andere, „für alle die Laster, mit denen du behaftet bist?"

Eine Rede gab die andere, wie Furien wollten sie mit den Nägeln auf einander los, so dass der Pater Mühe hatte, sie zu trennen und fortzutreiben.

Tief betrübt ob solcher Hartherzigkeit gieng er ins Kloster zurück.

Als sie am Gründonnerstag zum Communionstisch kamen, verweigerte er beiden die Hostie, ein Fall, den noch niemand erlebt hatte und der daher das größte Aufsehen erregte. Um so grimmiger hassten sich jetzt beide, denn jede betrachtete die andere als die Ursache dieser Schmach.

Oft muss, wer nicht will.

Der Hochsommer war schon angebrochen, dieses Jahr ausgezeichnet durch die Heftigkeit seiner Gewitter. Ein schwüler Nachmittag drückte auf das Land, allmählich stiegen die Wolken schwarz und dicht über den Grat der Berge, Menschen und Thiere suchten eine Zuflucht, nur der Galgenpater war noch auf dem Wege nach Telfs, eilig, eilig das Kloster vor dem Ausbruch zu erreichen.

Schon fieng es an zu tropfen, ein Blitz zuckte blendend über das Thal, und unmittelbar darauf folgte der Donner. Theodor sah ein, dass er umsonst laufe, und sich entweder auf einem Felde seinem Schicksale ergeben oder bei der Riesling, deren Haus nur wenige Schritte entfernt

lag, Unterkunft erbitten müsse. Fast wollte er das erste thun, so groß war sein Unwille über die Unversöhnlichkeit des Weibes, da trat sie aber aus der Thür und lud ihn freundlich ein. Er stand noch unentschlossen, jetzt schaute Rosel aus dem Fenster, sie machte eine bittende Geberde und er mochte nicht mehr widerstehen. Vielleicht gelingt dir heute, dachte er im Stillen, was bisher misslang, fasste jedoch den Vorsatz, nicht von der Sache anzufangen, es sei denn, die Bäuerin beginne, um nicht den Eigensinn herauszufordern. Überdies hoffte er, der Sturm werde bald vorübergehen und ihn so aus der unangenehmen Lage befreien.

Der Sturm brach los. Der Pater murmelte aus seinem Brevier den Wettersegen, das Ungewitter hörte jedoch nicht auf, und so musste er sich wohl oder übel entschließen, hier zu übernachten.

Die Bäuerin wies ihm Rosels Kammer an und nahm diese zu sich. Ermüdet vom Tagesmarsch in der brennenden Hitze legte er sich bald zu Bette und entschlief nach einem kurzen Gebete, während der Regen noch immer heftig gegen die Scheiben klopfte, das Grollen des Donners jedoch sich in der Ferne verlor. Die Nacht mochte schon ziemlich vorgerückt sein, als ihn ein leises Klirren am Fenster weckte. Er hob den Kopf; das Zimmer war dunkel, draußen leuchtete aber der Mond, so dass sich eine männliche Gestalt, eben im Begriff hereinzusteigen, deutlich an dem hellen Hintergrund abzeichnete. Er wollte rufen, in der Meinung, es sei ein Dieb, dann aber besann er sich rasch eines andern und verhielt sich mäuschenstill. Der Fremde schlich auf den Zehenspitzen zum Bette und flüsterte mehrmals: „Rosel, Rosel!“

Als er keine Antwort erhielt, tastete er mit der Hand auf die Decke und griff an den Bart des Kapuziners. Erschrocken fuhr er zurück und sagte leise: „Rosel, hast du Zahnweh, dass du dir einen Kuhschwanz vorgebunden.“

Keine Antwort.

Nun beugte er sich, um das geliebte Mädchen mit einem Kuss zu wecken, da fuhr der Kapuziner mit den Händen aus der Decke, packte ihn bei den Ohren und schüttelte ihn derb. Lärm und Gepolter . . . Da öffnete sich die Thüre, die Bäuerin, ein Leintuch, wie einen Rittermantel um die Schultern geschlungen, erschien mit dem Lichte, blieb aber mit offenem Maul stehen, als sie den Pater und seinen Gefangenen erblickte. Es war der junge Däumling.

Sobald sie ihn erkannte, schrie sie zornig: „Da hat man's! Zum Stehlen kommt der Lump. Halten Sie ihn fest, Hochwürdiger, ich hole die Knechte und lass ihn gebunden ans Gericht liefern.“

„Pst!“ sagte der Pater, „lasst die Knechte schlafen, sonst hören diese Sachen, die nur für unser Ohr sind. Holt' dafür die Tochter.“

Sie that es. Als das Mädchen in die Stube trat, überschaute sie alsogleich den ganzen Sachverhalt und erblasste. Däumling stand neben

dem Bette des Kapuziners mit einem jämmerlichen Sündergesichte. Auch der Alten gieng jetzt ein Licht auf. Nun begann der Kapuziner seine Predigt: „Nicht genug, dass du selbst dich durch unchristlichen Hass gegen die Nächstenliebe versündigst, nicht genug, das du wie eine Heidin das Wort des Priesters verwarfst, gibst du auch zu fremden Sünden Anlass und stoßest dein eigen Kind auf den Pfad des Teufels. Du bist schuld daran, dass er, weil du ihnen die Kirche versperrtest, den Weg durch das Fenster wählte, du bist verantwortlich für alles, was geschehen ist und noch geschehen wird. Vielleicht pfeifen in wenigen Monaten alle Spatzen von der Schmach deines Hauses" . . . .

„Um Gottes willen", unterbrach ihn die Bäuerin mit aufgehobenen Händen, „sagen Sie nur niemandem etwas, ich will gerne beilegen, heiratet meinetwegen bis Kathrein, wenn nur die auf dem Berg droben" . . . .

„Lass die droben!" sprach der Kapuziner unwillig, „der werde ich morgen in der Frühe schon das Gesicht einrichten!"

„Es ist nicht mehr nöthig", begann Däumling schüchtern; „vor drei Wochen wurde ich vierundzwanzig Jahre alt und bedarf daher keiner Einwilligung mehr. Jetzt bin ich Herr droben, und die Mutter wird sich in das Unvermeidliche schicken!"

„So wäre das abgethan!" sprach der Kapuziner. „Morgen kommt ihr in den Widum zur Brautprüfung, das übrige werde ich mit euch zwei — er meinte die jungen Leute — in der Beichte abmachen. Gute Nacht!" Er drehte sich auf die andere Seite, Däumling stieg durchs Fenster hinaus, die Alte führte das Mädchen brummend mit sich fort.

Der Däumling und die Rieslingin sind jetzt längst verheiratet; wenn sie zum erstenmal etwas früh in die Wochen kam, so musste sie sich eben die Glossen böser Mäuler gefallen lassen, die sich in einerlei Vermuthungen erschöpften, — wissen wir warum?

Heuer im Spätherbst, als ich in das Ötzthal gieng, um dort die vulcanischen Reste von Köfels zu untersuchen, traf ich mit dem Galgenpater zusammen. Ich hatte den steilen Weg durch das Stamserthal gegen das Kreuzjoch eingeschlagen. Im Schatten des Gebüsches am Stege, der auf das linke Ufer führt, fand ich ihn auf einem Steinblocke sitzend; er schaute mir neugierig zu, wie ich Trümmer vom Felsen loshämmerte.

„Nun was ist's?" rief er mich an.

„Gneis!" erwiderte ich lächelnd.

„So so, da bin ich so klug als zuvor", sagte er und erhob sich langsam.

Er war seit 1848 alt geworden, sehr alt, in langen silbernen Flocken floss der Bart auf die Brust nieder, das kahle Haupt zitterte ein wenig, doch klomm er noch rüstig vorwärts, so dass ein schlechter Bergsteiger ihm schwerlich Schritt gehalten hätte.

Unter allerlei Gesprächen erreichten wir die Alm. Der Kapuziner klopfte an die Thüre, niemand regte sich. „Das ist schade", begann er, „ich hatte gehofft, hier ein bisschen Speise zu erhalten, und mir deshalb nichts mitgenommen, nicht ein Stückchen Brot!"

„Dafür kann ich helfen!" sprach ich und ließ ihn in das obere Fach meiner Kräuterbüchse gucken, wo ein paar Semmeln und zwei Cervelatwürste winkten.

Er wog eine mit den Fingern, schmunzelte dann und legte sie in die Büchse zurück: „Das reicht aus für beide, Gott sei Dank! Mit wem ich jedoch die Ehre habe, diese Bergfahrt zu machen?"

„Wenn es nur das ist", entgegnete ich lachend, „so kann ich dienen: ich heiße Adolf Pichler. Erinnern sie sich meiner nicht mehr von 1848?"

„Dem Namen nach ja! Sie sind einer von den Liberalen, wie ich öfters gehört!"

„Allerdings! Deswegen können sie aber ohne Sorge mit mir über das Joch steigen. Auch Wurst und Brot werden Sie nicht zurückweisen, ich thät' es wenigstens nicht, wenn ich in der Wildnis nichts zu essen hätte."

„Nein, nein, so ist es nicht gemeint", rief er lebhaft, „gieng doch Christus der Herr selbst mit Petrus um!"

„Das war der erste Papst, warum vergleichen Sie mich mit dem?"

„Der Papst hat mit Ihnen wohl wenig zu schaffen; Petrus bekehrte sich!"

„Sie wollen damit andeuten, dass auch ich mich vielleicht bekehre? Wenn Sie sich übrigens mit Christus zusammenstellen, hab' ich nichts dagegen, dass Sie mich zum Petrus machen."

Er klopfte betroffen mit dem Stocke auf den Boden, dann blickte er mich mild an und reichte mir die Hand: „Verzeihen Sie mir den unbedachten Scherz!" Weit eher darf ich Sie neben den heiligen Petrus setzen, als mich neben Jesus Christus! Welch eine thörichte Rede von mir! Verzeihen Sie!"

„Wir brauchen nicht erst Frieden zu schließen", entgegnete ich; „Araber und Kreuzfahrer vereinte das Salz, das sie aßen; beliebt es? Jener Steinblock mit dem Moosfilz scheint so recht für uns gedeckt."

Wir setzten uns nieder. Die Quelle nebenan reichte den Trank zu unserem einfachen Mahle. Er zog ein Fläschchen aus der Tasche, bat sich meinen ledernen Becher aus, füllte ihn mit Schnee, den er leicht in einer nahen Felsenspalte erreichen konnte, und goss Enzeler darauf, bis er durchweicht war.

„Da ist Gefrornes", sagte er, „wie man's in keinem Kaffeehaus kriegt, es stärkt und erfrischt nach einem solchen Weg."

Wir verzehrten zuerst Wurst und Brot, dann aßen wir mit den Fingern statt der Löffel den Becher leer.

Hier auf dem Joch beschloss ich zu bleiben, um einige Staurolithe und Cyanite zu sammeln. Er wollte nach Stellrain gehen.

Schon wendete er sich, nachdem er mir die Hand zum Abschied gereicht; ein Blick auf das Kreuz jedoch, und er kehrte noch einmal um. Er schüttelte unwillig den Kopf und begann an einer Stelle mit dem Nagel zu kratzen, als wollte er etwas loslösen.

Ich schaute ihm neugierig zu und trat, als ich den Gegenstand nicht erkennen konnte, näher. Es war eine Bleikugel, die tief im Holze steckte.

Ich wollte sie mit dem Messer herausschneiden, er hielt mich aber zurück und sagte: „Lassen wir's, es ist so besser! Hier ist ein Frevel geschehen; abergläubige Schützen meinen, dass eine Kugel, die zu einer bestimmten Stunde in ein Kreuz geschossen wurde, unfehlbar sei. Ich wollte fast errathen, wer es gethan! Lassen wir darum die Kugel, er soll sie holen, und ich kann ihn dann packen!"

Er nahm nun Abschied. Nachdem er eine Strecke bergab gegangen, drehte er noch einmal den Kopf und rief zu mir herauf:

„Besuchen Sie mich doch einmal in meiner Zelle!"

„Noch heuer", entgegnete ich und winkte ihm mit der Hand.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Der Rückweg führte mich an seinem Kloster vorbei. Der Pförtner, bei dem ich mich nach ihm erkundigte, nannte mir die Nummer seiner Zelle; ich fand ihn zu Hause.

An der Wand hieng das Sterbekreuz seines unglücklichen Bruders, rechts und links die Bilder von St. Petrus und Magdalena, der bußfertigen Sünderin, darunter nicht mehr der blutige Strick, sondern ein Kranz von Edelweiß; die Geräthschaften waren aus Birkenholz, dem die Rinde mit allerlei Schnitten den einzigen Schmuck verlieh. Auf dem Fenstersims standen Reihe an Reihe Blumenstöcke, ein Rothkehlchen flatterte zwischen durch. Der Eindruck, den das ganze Gemach trotz seiner Ärmlichkeit hervorbrachte, war heiter und friedlich.

„Gestern", sagte er freundlich, „ist mein Vögelchen gekommen, das alle Jahre während des Winters bei mir Unterkunft sucht, heute darf ich Sie begrüßen, seien Sie mir gesegnet!"

Der Verlauf des Gespräches brachte uns auf die Bleikugel.

„Ich habe", erzählte er, „ganz richtig geurtheilt. Der Frevler war ein Bauernbursche, der, anstatt durch Fleiß sein Brot zu verdienen, auf den Schießständen robeln will! Diese Schießstände! Mögen die Leute ihre Unterhaltung haben, immerhin! Wenn aber Noth an Mann geht, bleiben die meisten zu Hause, die vor der Scheibe am lautesten

aufpochen; gar mancher wird in ein flottes Leben hineingerissen, wie ja schon das Sprichwort angibt: dass der beste Schütze im Jahr eine Kuh verschieße; viele reizt die Gewinnsucht, auf Kosten der Unerfahrenen Geld zu schneiden, und das ist weder schön, noch gut.

Zu diesen gehört auch Platzers Hartl. Nebenbei auch noch eine Liebschaft! Wär' wenig einzuwenden gewest, wenn er auch gearbeitet hätte. So wollte der Vater des Mädels nichts von ihm wissen, und ich gab ihm auch völlig recht, redete auch dem Burschen zu, es nützte aber nichts. Gut! Jetzt hat die Kugel geholfen!

Ich erkundigte mich, wann er zum großen Schießen ziehe. Er wollte sich dort nämlich ein Best von etwa fünfzehnhundert Gulden holen und dann vor dem Alten auftrumpfen, hätte ihm aber auch nicht geholfen, denn der ist gescheiter als der Hartl.

Gut! Ich passte ihm vor dem Schießstande auf. Da kam er daher, lustig unter einer Schar seiner Brüderln, den Spielhahnstoß auf dem Hut, den Schlagring am Finger, den Stutzen über der Achsel, jodelnd und pfeifend. Ich winkte ihm, er erschrak, und da wusst' ich gleich, wie ich daran war. Wir traten beiseite.

Mit der Kugel, — begann ich ernst — die du geladen hast, wirst du nichts treffen, kehr' um und bete, dass dir Gott die Sünde verzeihe!

„Betroffen starrte er mich an, dann zwang er sich zum Trotze, denn wie hätten ihn die andern Schützen ausgelacht, wär' er auf das Schelten eines Kapuzinerleins umgekehrt. Früher war es anders, da galt dieses Gewand mehr als jetzt, wo jeder Bub frech spottet. Gut! Gott weiß warum!

Er schnalzte mit der Zunge und ließ mich stehen.

Lauf zu! dachte ich mir, du entgehst mir nicht. Sonst einer der besten Schützen, schoss er diesmal jämmerlich, ja fehlte sogar die Scheibe. Der Eindruck, den meine Worte hervorgebracht, und den er nicht auszutilgen vermochte, dieser Eindruck machte seine sonst so feste Hand zittern.

Ich suchte indes das Mädel auf, unterrichtete sie von der Gottlosigkeit ihres Buben und fragte sie, ob sie mit ihm noch zu thun haben möge.

Das Mädel war fromm und jagte ihn fort.

Nun kroch er zum Kreuze. Er umfasste mir den Stutzen abliefern und geloben, ihn nur mehr zur Ehre Tirols gegen den Feind zu tragen, und bloß am Scheibenschießen in seiner Ortschaft oder höchstens zwei Stunden davon theilzunehmen. Seitdem arbeitet er fleißig und der Alte ist nicht abgeneigt, ihm das Mädel zu lassen."

„Warum", fragte ich, „klärten Sie ihn nicht über seinen Aberglauben auf?"

„Aufklärung!" erwiderte er, ironisch lächelnd; „hab' ich nicht einen glänzenden Erfolg erreicht, ohne auch nur ein unwahres Wort zu sagen?"

„Sie haben ihm aber nicht alles gesagt, was wahr ist!"

Er lachte: „Sie sind öffentlicher Lehrer, sagen Sie Ihren Schülern alles, was wahr, oder nur das, was dem Standpunkt derselben entspricht?"

Brechen wir hier das Gespräch ab, obwohl es sich noch lange fortspann. Wir schieden als gute Freunde; ich versprach, ihn im nächsten Frühjahr heimzusuchen.

Der Frühling kam, einer der schönsten und herrlichsten, der auf unsere Alpen niedergieng.

Ich läutete an der Klosterpforte und fragte nach Pater Theodor.

„Den müssen Sie", entgegnete der Pförtner mit feuchtem Auge, „hinten im Garten unter den Tannen suchen, dort liegt er begraben." Er öffnete das Gitter: eine Reihe Gräber an den Wand, eines darunter frisch mit einem schlechten Holzkreuz; ich hatte einen Strauß Veilchen, Anemonen und Primeln in der Hand, ich streute sie auf den Hügel und verließ schweigend den Garten.

Das arme Rothkehlchen wird im Herbst wohl vergebens Unterkunft suchen!

Der studierte Sohn.

Eine Erzählung aus dem Volksleben von **Karl Krobath.**

Seit Wochen und Monaten schon freute sich die alte Leni und zwackte sich ab, was sie nur konnte. Kaum zu essen getraute sie sich mehr, und der Lenzhofer, bei dem sie als Kindswärterin bestellt war, meinte, es müsse sie rein nur die Freude speisen.

Es war aber auch nichts Geringes, was das schon mühsam pochende Herz der alten Leni bewegte. Stand doch Ostern vor der Thür, und da sollte sie in die Stadt hinein, um nach vier Jahren wieder ihren Franz, ihr „Herzpinkerl", zu sehen. Das sollte ein Wiedersehen geben nach einer für eine Mutter so langen Trennung! Aber einen „so viel g'scheiten" Sohn, als wie sie, hatte aber auch nicht bald wieder eine Mutter, erzählte sie jedem, der es hören wollte. „Vier ‚Lebende' hat er schon im Kopf und zwei ‚Todte'." Die Leute, die sie so sprechen hörten, überlief es eiskalt, denn die Leni vergaß hinzusetzen, daß sie Sprachen meine. Und in der „obersten Lateinschul'" war ihr Franzl schon und sollte bald auf die Hochschule gehen, um — Bader zu studieren oder Doctor. Unter letzterem verstand sie aber nur einen Rechtsgelehrten.

Als der Charfreitag heraukam, da freute sich die Leni nicht mehr wie andere Sterbliche, sondern „schier unbändig", obwohl es eine Sünde

ist, sich am Charfreitag zu freuen. Das gibt dann das ganze Jahr Thränen, prophezeit der Volksglaube. Die alte Kindswärterin aber that an diesem Tage der Trauer so frisch, als hätte sie sich in der fabelhaften „Altenweibermaschine" verjüngt. Nun zählte sie auch nicht mehr die Monde und Tage, sondern schon die Stunden und Minuten, so schwer ihr dies auch fiel, denn im Rechnen hatte sie schon ihrerzeit „fünf" gehabt, und seither war die Wissenschaft noch um ein Erkleckliches vorgeschritten.

Aus der mit bunten Blumen bemalten Truhe, die ihr ganzes Hab und Gut in dunkler Tiefe barg, holte sie ihre Sonntagskleidung: die barchentene Jacke, den grünen, schon arg abgeschossenen Kittel, das schwarzseidene Kopftuch und das „Fürtach",[1]) in welchem auch die grellen, mehr als „lebensgroßen" Blumen prangten, welche sich bei der Landbevölkerung einer so großen Beliebtheit erfreuen. Das ganze Gewand war schon sehr „überlegen" und mußte gründlich gebürstet und an die Sonne gehängt werden; es war ja schon vier Jahre nicht an das Tageslicht gefördert worden. Die Leni hatte es angehabt, als ihr Franzl zuletzt auf Ferien gewesen war; seit der Zeit nicht mehr.

Nun oblag dem Mütterchen noch eine sehr gebotene Verrichtung, nämlich auch die Sparkreuzer aus der Truhe zu suchen. Viel war nicht darinnen, das wußte sie, aber für die Fahrt konnte es doch langen.

Es waren die Trinkgelder, welche ihr zu allen heiligen Zeiten, wenn er gerade in guter Laune war, der Bauer gegeben hatte. Den Jahreslohn hatte sie immer unangetastet zu Weihnachten dem Franz geschickt und sein Dankschreiben war immer schon — um Dreikönig eingetroffen.

Das Mütterchen zählte und zählte, die wenigen Kreuzer, die sich in der Truhe vorfanden, wurden deshalb doch nicht mehr. Sie reichten für die Fahrt nicht hin. Was konnte sie deshalb etwa anderes thun, als den Lenzhofer um den Zuschuß bitten.

„Z'wenig hast für die Fahrt? Muaßt denn a z'dein Sohn in d' Stadt? Aus dem wird so sei Lebtag nix rechts wer'n. Do i will dir's Geld geb'n, denn abred'n lassst di so nit." Und er zählte der Leni das fehlende Geld in nagelneuen Kronen auf den Tisch. „Ab'r z'Weihnachten zieh' i dir's von dein Lohn ab. Dir würd' i's schon schenk'n, aber du thätest's sonst so wieder dein Zartalan[2]) schick'n."

Der Lenzhofer war dem Franz'l nicht wohl gewogen, weil dieser nicht Geistlicher werden wollte. Bisher hatte er seine Meinung — abgesehen von einigen spitzigen Bemerkungen — mehr oder weniger bei sich behalten. Daß er aber diesmal so offenkundig gegen Franz loszog, verletzte die Leni aufs tiefste. Sie wollte etwas erwidern, überlegte es sich aber noch und strich schweigend die Geldstücke ein.

[1]) Fürtach = Fürtuch oder Vortuch (Schürze).
[2]) Zartale ist ein Kosewort, gleichbedeutend mit Liebling.

Das Mütterchen hatte für ihren Franzl aber auch eine kleine Überraschung in Aussicht genommen. Sie hatte bereits ihr „Geweihtes" — es war zwar noch nicht geweiht, hieß aber doch schon so — bekommen. Das packte sie nun zusammen: Selchfleisch, Würste, rothe Eier, Krenwurzeln und „Reindling". Dazu legte sie noch einige Äpfel, Schwarzbrot und mehrere Stückchen Speck. Das hatte sie sich schon seit langer Zeit vom Munde abgespart, obwohl sie die Sachen oft selbst gerne gegessen hätte, wenn sie des Abends noch hungrig in ihrer kalten unfreundlichen Kammer saß.

Als das Paket schon fertig war, gab sie noch einige geweihte „Palmwutzeln" [1]) dazu. Das sollte Glück bringen, und Glück brauchte ja ihr Franzl wie jeder andere Mensch.

Der Freitag und Samstag entschwanden unter solchen Reisezurüstungen für die alte Leni gar bald und brach endlich der ersehnte Tag an. Schon mit dem ersten Hahnenschrei war die Kindswärterin aufgestanden und hatte sich „zusammengeputzt". Selbst den Spiegel zog sie zu Rathe ob es ihr wohl gelungen sei, den seit geraumer Zeit im Gesichte angelegten Staub zu entfernen. Der Lenzhofer musste das an ihr nicht gewohnt sein, denn er bemerkte spöttisch: „Weiß Gott, warum du in d' Stadt fahrst. Vielleicht gehst di um ein' Mann umschan'n. Zeit wär's schon. Übrigens glückliche Reis'!"

Die Leni sagte gar nichts darauf, nahm schnell ihr Paket und trippelte dem Bahnhofe zu. Sie kam gerade noch recht, sonst wäre ihr der Zug vor der Nase weggefahren. Es war das erstemal in ihrem Leben, dass sie sich einem modernen Beförderungsmittel anvertraute. Sie wäre wohl in ihrer Einöde gestorben, ohne den Fuß in ein Coupée gesetzt zu haben, hätte es sich bei ihr nicht darum gehandelt, recht schnell zu ihrem Liebling zu kommen. Wusste sie doch nicht, wann oder ob überhaupt noch einmal sie denselben sehen würde, denn die Jahre drückten sie schon gewichtig, und mit dem Athem wollte es auch nicht mehr recht gehen.

Endlich — die Fahrt war der alten Frau schier endlos vorgekommen — pfiff die Locomotive und der Zug fuhr in die ersehnte Station ein. Nun stieg die Alte so schnell aus, dass sie fast ihr Paket im Waggon zurückgelassen, wenn sie nicht ein Passagier daran erinnert hätte. Eilig gieng sie dem Hause zu, wo ihr Sohn wohnte. Ihre Hand zitterte, als sie anklopfte.

Eine ihr wohlbekannte Stimme rief ziemlich unwirsch: „Herein!"

An einem Tische saß er, ihr Franzl, und schrieb in einem Hefte. Schnell blickte er sich um — und schrieb eifrig weiter.

[1]) Palmwutzeln = die Knospentriebe der Palmweide.

„Nimm etwas Platz. Du keuchst so. Hättest nicht so laufen sollen, denn zurecht wärst noch immer gekommen," sagte er, während die Feder unablässig über das Papier flog.

Die Leni vergaß sich zu setzen. Einen Blitz aus heiterem Himmel hätte sie eher erwartet, als einen solchen Empfang. Sie hatte es sich so schön ausgedacht gehabt. In die Arme hatte sie ihn schließen und an das treue Mutterherz drücken wollen. Nun saß er aber da und beachtete sie kaum. Die alte Ländlerin glaubte von einem bösen Traum getäuscht worden zu sein.

Nach einiger Zeit legte der Student die Feder weg, die er vorher noch sorgfältig mit einem Fleckchen von Tinte reinigte. Verdrießlich brummte er vor sich hin: „Immer Störungen, heute schon die zweit, wohin komme ich mit meinen Hausarbeiten, wenn es so fortgeht." Dann kehrte er sich der Mutter zu und sagte laut: „Also du bist wirklich gekommen, wie du mir geschrieben hast! Schau', diese Unternehmungslust hätte ich in dir gar nicht gesucht."

Wie fremd er sprach und wie fremd erschien der Angeredeten sein Gesicht. So gelehrt erschien ihr dasselbe. War das denn wirklich ihr Sohn, der Sohn der geistig wenig begabten alten Leni! Sie war ganz verwirrt und wusste lange Zeit nicht, was sie herausstottern sollte. Endlich sagte sie mechanisch: „Ja, i bin kommen, Franzele."

Der Student rückte unwillig mit dem Sessel.

„Sag' nicht immer Franzele zu mir, Mutter, wie du siehst, bin ich ja kein Kind mehr", sagte er mit eisiger Kälte.

In dem alten Kopfe der Leni jagten sich die verschiedensten Empfindungen in formloser Hast. Ihr Sohn lehnte also auch das traute Schmeichelwort ab. Vielleicht hätte sie gar Herr Holzinger sagen sollen?

„Sei nit harb, Franzl", sprach sie endlich bittend. „I hab' nit d'ran g'dacht, dass du schon a Herr g'word'n bist. I hab' in dir eb'n nur mei Kind g'seh'n. Aber i werd mir's nun schon merken und nit mehr Franzele sag'n."

„Und in einem Athem sagst du es wieder", bemerkt der Gymnasiast ärgerlich. „Wenn du deine Rede so wenig überlegst, sprich, bitte, lieber gar nichts."

Nach einiger Zeit, als er sah, dass sich die Augen seiner alten Mutter mit Thränen füllten, fügte er entschuldigend bei: „Du bist zu einer bösen Zeit gekommen. Im Juni ist schon die Maturitätsprüfung, und da will ich der erste sein, ja ich muss es sein, denn ich lasse nicht nach, wenn ich auch Tag und Nacht studieren müsste. Ich bin daher etwas gereizt; das wirst du doch begreiflich finden."

„So bin i wohl zu ung'leg'ner Zeit kömman?" fragte das Mütterchen mit weinerlicher Stimme. „I hab' mi so g'freut, di wieder mal z'seh'n;

's is eh das letztemal vor'm Sterb'n. Deshalb hat's mi nit mehr z'Haus erhalt'n. I hab' dir no mein Seg'n geben woll'n."

Franz Holzinger stand unwillig auf.

„Lafs diese Sentimentalitäten beiseite. Das Leben ist viel zu ernst dazu. Nur vorwärts streben muss man, wenn man arm ist und doch etwas aus sich machen möchte. Bei angestrengter geistiger Arbeit aber hat man zu wenig Zeit auch das Gefühl zu pflegen."

Die Alte musste die Spitze dieser Worte nicht gemerkt haben, denn sie pflichtete ihrem Sohne bei: „Ja, Franzl, traurig is es, wie viel ma einsteck'n muss, wenn ma arm is. I hab' mi mei ganzes Leb'n schind'n und plag'n müssen und jetz hab' i erst recht nix."

Wie von einer Tarantel gestochen, schnellte der Student von seinem Sitze empor. Sein Gesicht war feuerroth geworden und seine Hand zitterte nervös.

„Was, du!" rief er rauh. „Du bist zur rohen Arbeit geboren worden und weißt eigentlich gar nicht, wie ein anderes Leben beschaffen ist. Kuhstall und Kinderstube waren zeitlebens dein Arbeitsfeld. Aber schau' mich an. Ich fühle es, dass ich Großes leisten kann, und doch muss ich immer mit den quälendsten Nahrungssorgen kämpfen. Unablässig muss ich arbeiten an meiner Zukunft, die gutmachen soll, was seit meiner Geburt an mir verbrochen worden ist — von deiner Seite. Ich frage dich nun: was hast du eigentlich für mich gethan?"

„Was i konnt hab'", gab die arme Mutter zur Antwort. Aber der Gymnasiast schien diese Worte gar nicht zu beachten, sondern fuhr fort, immer heftiger werdend: „Was habe ich vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre thun müssen, weißt du es noch? Die Schafe auf die Weide treiben, wenn ich ermüdet aus der Schule kam. Bei ihrem Blöken und bei Schellenklang konnte ich dann am harten Boden meine Aufgaben machen. Und was bekam ich dafür? Ein Stückchen hartes Brot und etwas Speck zur Jause und eine abgeschmackte Suppe zu Mittag, die ich hinter dem Kachelofen verzehren musste. Mein Gewand war schon so geflickt, dass von dem ursprünglichen Stoffe nichts zu sehen war. Dazu zog mich noch der Leuzhofer oft genug an den Ohren, als hätte mich nicht schon das Geschick genug gezüchtigt. Und dann, als mich der Pfarrer in die Lateinschule schickte? Als ich aus dem geistlichen Institute weglief, weil ich mich nicht verpflichten wollte, später in die Theologie zu gehen, was musste ich thun? Ein Suppenstudent musste ich werden, einer jener armen Burschen, die sich täglich nur einmal, und das nur durch Mildthätigkeit fremder Leute sattessen können. Dass ich vor Scham oft weinte und beschloss, lieber zu verhungern, als Gnadenbrot zu essen, nützte nichts. Der Hunger zwang mich immer dazu, die Noth und — der Ehrgeiz. Wollte ich fortkommen, so musste ich ja vor allem mein Leben fristen

können. Für den Mietzins muss ich mich noch jetzt mit Instructionen abplagen und für das eigene Studium bleibt mir oft nur die Nacht. Von den Kleidern die ich trage, habe ich kein Stück noch selbst gekauft. Alle habe ich sie geschenkt bekommen. Aber ich weiß den Spendern keinen Dank dafür, denn ich habe die Lumpen mit meiner Demüthigung theuer genug bezahlt. Und da denkst du noch, die wenigen Groschen, die du mir zu Weihnachten geschickt hast, hätten für mein Studium ausgereicht und ich hätte dir alles zu verdanken!"

Die alte Kindswärterin musste sich setzen. Es flimmerte ihr vor den Augen und sie wäre wohl zu Boden gesunken.

„I hab' di so gern, Franzl", stammelte sie, „und das is nun mei Dank."

„Dank?" rief Holzinger. „Ich weiß dir keinen Dank. Oder soll ich dir dafür danken, dass du mich zum Leiden geboren hast?"

Die Leni hatte sich wieder etwas erholt. Sie stand auf und sagte mit fester Stimme: „Franzl, i hab' bei deiner Geburt bald 's Leben lass'n müss'n. Aber g'rad deshalb, weil du mei Schmerzenskind bist, hab' i di erst recht gern. Hab' i nix und kann dir nix geb'n, so richt deswegen mit unserm Herrgott und nit mit mir. Du solltest mir kan Vorwurf mach'n. G'arbeitet hab' i immer, so viel i nur können hab'. Wollt' i so red'n wie du, so könnt' i a sag'n, dass i lieber Gräfin worden wär', als wie a Stalldirn und Kindsmadel. Ab'r d' Vorsehung hat es besser b'stimmt, als wir's glaub'n."

„Die Vorsehung — ja die!" sprach mit einem Spottgelächter der junge Mann. „Du magst deine kleinliche Anschauung ja behalten, denn für dich genügt sie ja. Ich aber denke mir: der Mensch macht sich selbst seine Vorsehung. Wer nichts werden will, aus dem wird auch nichts. Wenn aber jemand ohne Unterlass immer vorwärts strebt, der muss zu seinem Ziele kommen. Doch lassen wir das; du verstehst es so nicht."

Er gieng im Zimmerchen auf und ab, die Hände vornüber gekreuzt. Die Leni aber murmelte: „Ja, das versteh' i wirkli nit."

Nach einer Weile stand Franz still und deutete auf das Paket, welches die Mutter mitgebracht hatte.

„Was hast du denn da?" fragte er.

„So is es, wenn ma alt wird", antwortete die alte Leni erfreut, denn sie hoffte durch das Geschenk den Sohn freundlicher zu stimmen. „Bald hätt' i vergess'n. Etwas zu d'Ostern is es, etwas G'weihtes."

Sie fieng an auszupacken. Es kamen alle die mühsam ersparten Sachen und zuletzt die „Palmwutzeln" zum Vorschein.

Als Holzinger dieselben erblickte, sagte er unwillig: „Hast schon wieder solchen Unsinn im Kopf stecken gehabt! Du bist in der Beziehung unverbesserlich."

„Aber 's bringt Segen und Glück in's Haus, wenn Palmwutzeln am G'weihten sind", meinte die Mutter bittend.

„Lass dich nicht auslachen!" war die laute Antwort. „Ein Glück und einen Segen, der von Palmwutzeln kommen soll, brauche ich nicht. Packe auch gleich das andere Zeug ein. Ich mag es nicht; es ist mir zu alt schon."

Ganz frisch is der Reindling, und 's andere hat sich auch g'halten", versicherte die Alte.

„Mag es auch frisch sein, ich mag es nicht", fuhr sie der Student barsch an. „Die Sachen hast du schon zum Theil monatelang in der Truhe herum gewalgen, dass sie schon ganz gelb sind. Schau' den Speck an."

„Das is alter Speck; der is schon lang so. Aber für d' Brust is er gut."

„Wenn auch. Ich mag nichts. Damit will ich diesen Punkt erledigt sehen."

Nun brach die schlichte Frau in ein bitterliches Weinen aus. Was ihr Franz zuvor angethan, wie er sie auch gekränkt hatte durch die unverdienten Vorwürfe, es hatte sie nicht so beleidigt, als diese schroffe Zurückweisung der so mühsam ersparten Sachen. Sie sprach auch kein Wort mehr darüber, sondern packte die Eswaren wieder ein. Das „Geweihte" wurde von mancher Thräne benetzt. Dann schwankte sie der Thüre zu, wendete sich noch einmal um und sagte innig: „Pfüt di Gott! — Sei glückli!"

Franz hatte sich über ein Studienbuch gebeugt. Als er die Mutter fortgehen sah, erhob er sich von seinem Sitze, als wollte er sie zurückhalten. Gleich aber besann er sich eines anderen, setzte sich wieder und sagte nur trocken: „Leb wohl!" — —

Wie die Leni nach Hause gekommen, wusste sie kaum.

Der Lenzhofer stand gerade unter dem Hausthor.

„Bist aber schnell wieder z'rück kommen!" sprach er sie halb mitleidig, halb spöttisch an. „Dei Sohn hat di nit brauch'n könn' in der Stadt. Er is halt a rechter Schlauchel."

„Sag' nix über mein Sohn, Lenzhofer", sagte die Kindswärterin leise zu ihrem Brotgeber. „Er hat d o a gut's Herz — aber studieren hätt' i ihn nie lass'n soll'n."

Thränen erstickten ihre Stimme. Sie wandte sich schnell ab, nahm die Schürze vor das Gesicht und gieng in das Haus, um sich in der Stille ihrer Stube auszuweinen.

„Da muss es was abg'setzt hab'n in der Stadt!" sprach der Lenzhofer nachdenklich vor sich hin. „Gern hab' i den Franzl nie g'habt, seit er aber gegen d' arme Haut, seine Mutt'r, so is, erst recht nit."

Er gieng dann zu den Pferden nachschauen, ob der Schimmel noch immer keinen Hafer fressen wolle. —

Knapp vor der Maturitätsprüfung erhielt Franz Holzinger die Nachricht von dem Tode seiner Mutter. Vor acht Tagen war sie schon beerdigt worden. Der Lenzhofer hatte sich also mit dem Schreiben nicht beeilt.

„Es thut mir leid", sprach der Student vor sich hin, „dass ich, als sie mich besuchen kam, nicht viel freie Zeit hatte und etwas ärgerlich war. Sie hat mir's aber verziehen, ich weiß es. — Es ist eigentlich gut, dass ich erst jetzt von ihrem Tode benachrichtigt wurde; sonst wäre ich vielleicht doch zum Begräbnis gefahren und das hätte mir zu viel Zeit weggenommen. Sterben müssen wir schließlich ja alle."

Er nahm wieder die unterbrochene Lectüre, die Annalen des alten Tacitus, zur Hand und versenkte sich in längstentschwundene Tage römischer Macht. —

Bei der Matura war er der Primissimus.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Was aus dem Studenten geworden?

Er studierte Philologie, Jurisprudenz und zuletzt zwei Semester Medicin. Kein Studium aber gewährte ihm Befriedigung. Er brachte es auf zwölf Semester, ohne sich für ein bestimmtes Fach entschieden zu haben. Plötzlich ließ sein sonderbares Benehmen auf geistige Störung schließen. Er wurde in eine Irrenanstalt gebracht und starb dort im hoffnungsvollsten Alter.

Hamerling-Erinnerungen.

Bisher Unbekanntes von, an und über Hamerling.

Mitgetheilt von **Dr. Michael Maria Rabenlechner.**

Hamerling-Erinnerungen! — „Späne aus der Werkstatt eines Hamerlingforschers" hätte ich vielleicht noch besser die nachfolgenden Zeilen überschreiben können. „Späne" — „Goldspäne" freilich! Goldstaub den Freunden uns'res großen Dichters, deren zahlreiche ja unter den „Heimgarten"lesern sich finden, und denen darum unsere Mittheilungen gewiss eine willkommene Überraschung bilden werden.

Keine weitere Einleitung — sondern gleich die Einladung, unsere schüchterne Arbeit — einige wenige, aber pietätvolle Ausgrabungen — in Augenschein zu nehmen.

Als Präludium eine Erinnerung aus unseres Dichters Jünglingszeit. Feuchtersleben war gestorben, Feuchtersleben, den unser Poet so innig geschätzt, dem vors Auge zu treten sein glühendster Wunsch gewesen. In dieser trüben Stimmung schreibt er seinem Freunde Bruckner den folgenden inhaltschweren Brief.

10. September 1849.

Mon cher ami!

Weinen oder Schreiben? — Lieber schreiben will ich und meinen Schmerz aufdecken, wie der Poet im Walde den Felsen und Eichen sein Leid klagt — aus bloßem Bedürfnisse, sich auszusprechen. — Der Baum meines Glückes hängt nicht voll von Früchten des Genusses, aber voll von Blüten der Hoffnung — eine der schönsten Blüten hat der Sturm verweht! — Feuchtersleben ist gestorben. — Ich habe ihn nie gesehen, aber ich trauere um ihn und sage es stolz: Er war mein Freund und Bruder im Geiste (ich würde sagen Vater im Geiste, doch die Geister haben alle nur einen Vater, aber viele Brüder — nur finden diese sich leider selten zusammen). — Aphoristische Blitze eines hehren Lichtes überraschen Gleichgesinnte in seinen Werken — und diese Blitze drangen wie Liebesfunken aus seiner Seele in die meine und weckten dort das natürliche Gefühl der Verwandtschaft. Wie wünschte ich die Zeit heran, wo ich mit Attestaten dieser geistigen Verwandtschaft vor ihn treten könnte — ein Wunsch, der um so glühender und tiefer war, je schmerzlicher ich das Bedürfnis der Mittheilung und des Mitgefühls empfand, jenes Ineinanderlebens, das man bald Freundschaft, bald Liebe nennt: denn bis jetzt hat nur das weite schöne Reich der Erscheinungen zu mir gesprochen, Herzen aber und Zungen sind mir verschlossen und stumm geblieben. Ihn zuerst wollte ich führen in meinen Ideentempel, den ich der Schönheit und der Liebe aufbaue, oder der sich vielmehr seit Jahren in meinem Geiste selbst zusammenbaut bei den vereinzelten Klängen der Welt Schönheits-Harmonie, die mir zutönen, — wie Theben bei Orpheus Liedern. — Ich schmeichle mir, er wäre als mein erster Proselyte zuerst selig-andächtig niedergekniet — — doch — ich bitte um Entschuldigung wegen dieser Phrasen und Sentenzen, ich will verständlicher und verständiger werden.

Es liegt seit langem unter meinen Papieren ein Brief, worin ich dich und meine Eltern bitte, für den Fall, daß ich etwa sterben sollte, meine Rudimente zu dem „Schönheits- und Liebeswerke", die nun zu einem ziemlichen Hefte angewachsen, ferner das „Buch der Lieder" und die Tagebücher an Feuchtersleben zu übergeben. — Und nun? — — So ist mein Herz wieder verwaist und einsam. Doch eines bleibt mir noch immer. Mein Auge darf ruhen auf der Erscheinung eines männlichen Charakters, den ich an olympischer Seelenruhe und -stärke noch nicht erreichen konnte — auf Dir. — Zu Dir darf ich sagen, was Hamlet zu Horatio:

— — Glücklich der,
Des Blut und Urtheil ist so temperiert,
Daß er nicht Pfeif' ist für Fortuna's Finger
Zu tönen, wie sie greift. Gebt mir den Mann,
Den Leidenschaft nicht unterjocht! Im Herzen
Will ich ihn hegen, ja im Herz des „Herzens",
Wie ich dich hege — — —

* * *

Mit Anastasius Grün stand unser Poet in freundschaftlichem Verkehr. „Nicht sehr häufig, aber immer in anregender, für mich wohl-

thuender Weise verkehrte ich mit Anastasius Grün", äußert Hamerling in den „Stationen" (p. 419).

November 1865 hatte Hamerling den eben erschienenen „Ahasver" Anastasius Grün gesandt. Einige Tage später schon dankte der Dichter des „Schutt" unserem Poeten in folgendem Schreiben:

Euer Wohlgeboren!

Ich kann und darf nicht säumen, Ihnen für die wertvolle Gabe, durch deren Übersendung Sie mich soeben überrascht und innig erfreut haben, meinen verbindlichsten und herzlichsten Dank abzustatten. Ganz abgesehen von dem dichterischen Werte Ihrer neuesten Schöpfung, deren Genuss mir die nächsten Mußestunden würzen soll, bin ich Ihnen schon für die güte- und liebevollen Zeilen, welche Ihr Geschenk begleiten, aufs herzlichste verpflichtet, da diese mir den so wohlthuenden Ausdruck freundlicher Sympathien und den erwünschten Anlass zu näheren Beziehungen von Seite eines Mannes zuwenden, dessen literarische Bahnen ich lange schon mit großem Interesse und warmer Theilnahme folge.

Mit dem Ausdrucke aufrichtigster Hochachtung und wiederholten Dankes

Euer Wohlgeboren

Graz, 12. November 1865. ergebenster Ant. Auersperg.

Sr. Wohlgeboren Herrn Professor Robert Hamerling ꝛc. ꝛc.

hier

Sporgasse Nr. 113, 2. Stock.

Eine mündliche Unterredung zwischen den beiden Poeten folgte diesem Briefe Grüns bald — kurz, nachdem Grün das Epos gelesen, freilich, wie Grün sich dabei über „Ahasver" — Hamerling direct gegenüber — geäußert, ist uns nicht erhalten.

Aber an anderem Orte ist uns das kritische Wort Grüns über die Dichtung aufbewahrt. Am 14. September 1866 fragt L. A. Frankl Grün brieflich: „. . . . kennen Sie das Gedicht „Ahasver in Rom" von Hamerling? Jedenfalls der bedeutendste unter den frappant wenigen Dichtern aus dem nachmärzlichen Österreich. Noch hat er sich nicht zur einfach edlen Architektur der Composition durchgefunden, die Linien sind überall durch Arabesken, Guirlanden, Statuetten, so schön diese sind, unterbrochen und verdeckt. Und bei all diesem hypertrophischen Reichthum und Luxus vermisst man den Reim. Ich vermuthe aus Bequemlichkeit des Autors. Die versi sciolti, die z. B. Hugo Foscolo so grandios behandelt, scheinen sich in deutscher Sprache nicht völlig zu eignen . . ." Grün erwidert darauf am 16. October 1866 . . .: „Was Sie über Robert Hamerlings „Ahasver in Rom" und überhaupt über dessen dichterischen Charakter sagen, stimmt völlig mit meinen eigenen Anschauungen über diese bedeutende Erscheinung überein und tritt gerade im Entgegenhalten zu S. Hellers ‚Ahasverus' am schlagendsten zutage. Bei größerer formeller Correktheit steht letztere jedoch an poetischer Wirkung und Nachhaltigkeit des Eindrucks dem Hamerling'schen Gedichte nach. Interessant war es mir, dass Sie bezüglich des Metrums diesem dieselbe Ausstellung machen, die

ich selbst mündlich gegen Hamerling, dessen persönliche Bekanntschaft ich in Graz gemacht, ausgesprochen. Allein es ist keineswegs Bequemlichkeit — denn H. handhabt die Form mit großer Leichtigkeit — sondern Vorbedacht, was ihn zur Wahl des fünffüßigen Jambus veranlasste, den er als das passendste Versmaß für seine Zwecke erklärte. Aber dass er auch dieses nicht vollkommen correct behandelte, namentlich die Abrundung des Gedankens innerhalb des Rahmens der Einzelverse vernachlässigte, lässt sich nicht leugnen . . ." (Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl, Berlin 1897, pag. 229 ff. und pag. 236.)

Der zweiten Auflage seines „Ahasver" hat Hamerling einen Epilog an die Kritiker beigegeben. Daselbst heißt es: „Der Plan zu ‚Ahasverus in Rom' ist bis ins kleinste jahrelang im Geiste gehegt, aber ziemlich rasch ausgeführt worden. Daher kommt es, dass ich bei dieser zweiten Auflage an dem wohlerwogenen Thatsächlichen des Gedichts nur hie und da zu ändern fand, in formeller Beziehung aber auf jeder Seite die Feile anzulegen hatte. Möchte das Werk fortan nur in seiner gegenwärtigen Gestalt gelesen — nur in dieser beurtheilt werden."

Anastasius Grüns Wort hat zu dieser formellen Änderung des Gedichtes in der That manches beigetragen: — Grün bestätigt die Zusendung der zweiten Auflage des Gedichtes durch folgenden Brief:

Euer Wohlgeboren!

Empfangen Sie meinen wärmsten und herzlichsten Dank für die gütige Übersendung Ihres nun in neuer Auflage verjüngten „Ahasverus", dem wohl auch eine Lebensdauer zu prognosticieren ist, gleich jener, an welche der Name Ihres Helden erinnert. Nur sehr geehrt kann ich mich fühlen, dass Sie meinen bescheidenen Bemerkungen Ihre Aufmerksamkeit zuwenden wollten, aber ich glaube noch und freue mich nun darüber, dass durch die in dem angedeuteten Sinne gehandhabte, ohnedies nur in spärlichen Fällen erforderliche Feile das charakteristisch einfache Pilgergewand des alten Wanderers sich noch kleidsamer an die kolossale Gestalt anschmiegt.

Indem ich den edlen Aufschwung Ihres Dichtergeistes mit meinen besten Wünschen und Hoffnungen und mit einem herzlichen „Glückauf" bezleite, in aufrichtiger Verehrung

Euer Wohlgeboren

Graz, 3. März 1867. dankbar ergebener Ant. Auersperg.

Sr. Wohlgeboren Herrn Robert Hamerling ꝛc.

in Graz

Normalschulgasse.

In der Zeit, die zwischen diesen beiden Briefen Grüns liegt, hatte Hamerling von Grün auch ein umfangreiches Paket erhalten. Seinen Inhalt bildet indes ein Manuscript von Hamerlings Triester Lehramtscollegen Franz Raab, dessen unser Poet auch in den „Stationen" gedenkt. Grüns den Paketinhalt begleitenden Brief aber lautete:

Euer Wohlgeboren!

Herr Professor Franz Raab in Triest hat mir vor einiger Zeit das beifolgende Manuscript mit der Andeutung übersendet, ich möge dasselbe nach vorgenommener

Durchsicht nicht direct an ihn befördern, sondern Ihnen zu weiterer gefälliger Übermittlung einhändigen. Ihre gütige Zustimmung voraussetzend, komme ich hiemit dieser Aufforderung nach.

Ich benütze diesen Anlass zur Erneuerung des Ausdruckes der wärmsten und aufrichtigsten Hochachtung, womit ich geharre

Euer Wohlgeboren ergebenster
Graz, 17. März 1866. Ant. Auersperg.

Professor Franz Raab, der selbst poetisch thätig, hatte sich offenbar um Urtheil an Grün gewandt und ein gleiches auch von Hamerling erbeten.

Mai 1867 sandte Hamerling sein Porträt an Grün und erbat sich Revanche. Umgehend sandte Grün seine Photographie:

Euer Wohlgeboren!

Ihrer freundlichen Aufforderung nachkommend, erwidere ich Ihre für mich so wertvolle Gabe, für welche ich zugleich meinen herzlichsten Dank abstatte, durch die beifolgende Gegensendung. Möge dem Bilde ein Plätzchen in Ihrem Album, dem Übersender aber in Ihrer wohlwollenden Erinnerung gegönnt sein!

Mit dem erneuerten Ausdrucke aufrichtiger Verehrung

Euer Wohlgeboren herzlich ergebener
7. Mai 1867. Ant. Auersperg.

Sr. Wohlgeboren Herrn Robert Hamerling, k. k. Professor ꝛc.
hier
Realschulgasse.

Einige Wochen später beantwortet Grün die Aufforderung Hamerlings, fürs Düsseldorfer „Künstler-Album" einen Beitrag zu liefern:

Euer Wohlgeboren!

Sie waren und sind so freundlich, mich zu wiederholtenmalen zur Einsendung eines Beitrages für das Düsseldorfer „Künstler-Album" aufzufordern, und schon, um Ihnen gefällig zu sein, würde ich gewiss dieser Aufforderung bereitwilligst entsprochen haben. Allein mein Vorrath an geeigneten lyrischen Arbeiten ist so gänzlich erschöpft, und die letzte Zeit war für mich so wenig zu neuer Productivität angethan, dass ich diesmal wohl um Entschuldigung bitten muss, wenn ich dem mich ehrenden Ansinnen nachzukommen nicht in der Lage bin. Lassen Sie zu dem freundlichen Entgegenkommen, mit welchem Sie mich jederzeit erfreuten, diesmal zu meiner vollen Beruhigung ein entsprechendes Maß von Nachsicht treten, welcher zu bedürfen mir gerade Ihnen gegenüber doppelt schmerzlich fallen muss.

Da ich morgen wieder von hier nach Untersteiermark abreise, muss ich auf das Vergnügen, Sie persönlich aufzusuchen, leider verzichten, indem Geschäfte der verschiedensten Art mich heute noch in Anspruch nehmen.

Mich Ihrem ferneren wohlwollenden Andenken empfehlend, mit dem erneuerten Ausdrucke ausgezeichnetster Hochachtung, in sichtlicher Eile

Euer Wohlgeboren aufrichtig ergebener
Graz, 21. Juni 1867. Ant. Auersperg.

Von 1867 bis 1876 hat Hamerling mit Grün keine Briefe mehr gewechselt: — es war die Zeit der großen politischen Kämpfe und Siege Grüns. Indes hat Hamerling seinem älteren Sangesbruder regel-

mäßig seine neuerschienenen Dichtungen zugesandt, und mündlicher Austausch hat jährlich einigemale stattgefunden.

Am 11. April 1867 feierte aber das literarische Deutschland Grüns siebzigsten Geburtstag. Die „Neue Freie Presse" brachte im Feuilleton dieses Tages Hamerlings „Frühlingslied" (Blätter im Winde", pag. 104). Am Tage darauf dankte der ehrenüberschüttete Sänger Hamerling durch eine Visitekarte:

Anton Alex. Graf von Auersperg.

Freundliche Nachsicht diesem kleinen Blatte; es soll dem Dichter den innigen Dank eines warmen und ihn verehrenden Herzens in aller Eile überbringen.

In der „Gegenwart" berichtete dann Hamerling über die bezügliche Grazer Grün-Feier (vergl. „Prosa" 1884, pag. 286); und wieder traf auf einem Kärtchen in wenigen, aber desto empfundeneren Worten des Dichters Dank ein:

Anton Alex. Graf von Auersperg.

Abermals in dieser eiligen Form, aber im ersten und drängendsten Gefühlsausbruche den herzlichsten Dank für Worte der Liebe und Nachsicht.

Und fünf Monate später wand Hamerling dem todten Sänger den „letzten Kranz":

— — — — — — — — — — — — — —

Den schönsten der Kränze, gar friedlich und still,
Dem kein irdischer Herbst mehr verderblich,
Schlingt die Blüte, die falbe, das Asphodill —
Und die Todten allein sind unsterblich.

„Die Todten allein sind unsterblich." Dieser Schlussvers im Gedichte auf den Tod A. Grüns ist noch zu Lebzeiten Hamerlings ein geflügeltes Wort geworden. Hamerling sprach einmal darüber mit Rosegger. „Ist es Ihnen nie aufgefallen", sagte Hamerling, „wie pathetisch man dieses Sprüchlein zu behandeln pflegt? Ich hatte es zur Gelegenheit allerdings ganz ernst gemeint, aber den leichten Humor doch nicht zurückhalten mögen, der darin steckt. Meines Wissens haben ihn nicht viele herausgefunden." — „Da die Lebenden alle sterblich sind, so werden die Todten alle unsterblich sein", war Roseggers Entgegnung. Und Hamerling — schmunzelte (Rosegger, „Persönliche Erinnerungen", pag. 59).

* * *

Mit Anzengruber trat Hamerling, obgleich er ihn sehr schätzte, in keinen näheren Verkehr. Im Juli 1883 traf an ihn das folgende Schreiben ein:

Hochgeehrter Herr!

Da Sie früher von Zeit zu Zeit die „Heimat", mit deren Herausgabe nunmehr ich betraut bin, durch eine Gabe erfreuten, so wende auch ich mich bittlich an Sie, für den Fall, als Sie über irgend ein kleineres Gedicht noch keine Verfügung getroffen hätten, mir dasselbe gütigst — unter meiner Adresse — zukommen zu lassen.

Es käme mir eben jetzt, wo ich mich mit den Vorbereitungen zum neuen Jahrgang beschäftige, sehr erwünscht.

Ich würde es sehr albern finden, erst zu versichern, dass ich besonderen Wert darauf lege; aber von allem Geschäftlichen abgesehen, erfreut es mich, eine Gelegenheit gefunden zu haben, ohne Aufdringlichkeit Sie meiner Verehrung zu versichern, welche mich seit Jahren erfüllt und bei Nennung Ihres Namens oder Ihrer Schöpfungen den Hut rücken ließ.

Nichts für ungut. Hochachtungsvoll ergebenst

L. Anzengruber, Herausgeber. Wien, VI. Hofmühlgasse 2.

In einem überaus warm gehaltenen Briefe, der sich in Anzengrubers — indes schwer zugänglichem — Nachlass wohl finden wird, antwortete Hamerling. Anzengruber berichtet hierüber am 2. August 1883 an Rosegger (vergl. „Heimgarten", fünfzehnter Jahrgang, pag. 199): „. . . erhielt ein sehr liebenswürdiges Schreiben von Hamerling, das mich sehr erfreute", und schreibt am selben Tage an Hamerling:

Hochgeehrter Herr!

Wenn mein Schreiben Sie wirklich erfreut hat, so haben Sie es durch das Ihre wett gemacht. Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und für Ihre Zusage.

Selbstverständlich hält sich die „Heimat" an den bisherigen Honorarsatz gebunden und bis Ende August zu warten, erkläre ich mich gerne bereit.

Wien, 2. August 1883. Ihr hochachtungsvoll ergebener

L. Anzengruber.

October desselben Jahres trat Anzengruber in Graz vorlesend auf. Bei dieser Gelegenheit lernten sich die beiden Dichter persönlich kennen. Anzengruber schreibt bezüglich dessen unterm 6. November 1883 von Wien aus an Rosegger: „. . . Besten Dank für Ihre Freundlichkeit, die Sie mir in Graz erwiesen. Ich lasse alle jene, welche mir so freundlich entgegenkamen, auch die Grazer „Concordia", bestens grüßen. Wir sehen uns ohnehin sehr bald, also werden Sie mir ja erzählen können, was Graz von dem Vorleser Anzengruber hält und auch was der verehrte Poet Hamerling von dem Menschen hält, den er kennen gelernt. Wenn ich ihm „ansteh" muss ich ihn einmal auf längere Zeit sprechen. In der neuesten Nummer des „Magazins für Literatur des In- und Auslandes" begann soeben ein Aufsatz über ihn, den ich, soweit er vorliegt, mit beiden Händen unterschreibe . . ." (Vergl. „Heimgarten", fünfzehnter Jahrgang, pag. 199.)

Als Hamerling gestorben, hat denn auch Anzengruber freudig den Aufruf fürs Hamerlingdenkmal in Graz unterschrieben; freilich nicht, ohne dass der damals arg verbitterte Dichter seiner Stimmung Luft machte in dem durch den Hamerlingdenkmalsaufruf veranlassten Vers:

Dichters Los.

Der Wahrheit wird im Leben man
Durch viele Beispiel satt,
Dass doch die Welt für Denker nichts
Als einen Denkstein hat.

Ach, kaum drei Monate später war auch Anzengruber heimgegangen. . .

Vielleicht ist es hier nicht unpassend, eine Äußerung Roseggers aus dessen Verkehr mit Hamerling zu erwähnen: „Einmal machte er (Hamerling) mir den Vorschlag, dass wir zusammen ein Theaterstück schreiben sollten, ein Volksstück, an dem er die Idee, den Aufbau, ich die Dialoge zu besorgen hätte. In der Charakteristik der Personen hätten wir gemeinsame Sache. Mir wollte das nicht gefallen, wir wären für eine solche Compagniearbeit beide zu selbständige, zu wenig schmiegsame Naturen gewesen. Unsere Gegenseitigkeit äußerte sich doch ganz anders." (Rosegger, „Persönliche Erinnerungen", pag. 77.)

* * *

Aus Hamerlings tiefstem Empfinden drang das „Strafsburglied". „Eines Tages", erzählt uns Rosegger („Persönliche Erinnerungen", pag. 118), „fand ich ihn sehr erregt. ‚In solchen Momenten', sagte er, ‚weiß man es, wohin man gehört.' Ich verstand ihn anfangs nicht. Da hielt er mir ein Zeitungsblatt vor, in welchem eine Notiz mit Bleistift angestrichen war. Die Notiz bedeutete, dass zu Paris vor dem Standbilde der Stadt Strafsburg die Franzosen aus Rachgier eine deutsche Fahne verbrannt hätten. ‚Wahrlich, das hitzt das Blut', sagte ich. ‚Nicht wahr!', gab er bei, ‚aber sie mögen machen, was sie wollen. Strafsburg werden sie nicht haben, Strafsburg nimmermehr!'"

Wenige Tage nach diesem Gespräch brachte das „Berliner Tageblatt" (vom 22. Juli 1884) Hamerlings am 18. Juli entstandenes Gedicht:

An die Franzosen,
welche vor dem Elsafs-Denkmal in Paris 1884 eine deutsche Fahne verbrannten.

Mögt ihr an die Rache glauben
Und an künft'ger Siege Kranz,
Hoffet nicht zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands,
Mögt ihr schwärmen wie die Raben
Um ein Elsafs-Standbild her,
Strafsburg werdet ihr nicht haben
Strafsburg nimmermehr.

Schämt euch, dass ihr's je besessen,
Deutsches Land und deutsches Gut;
Deutschland hat sich's unvergessen,
Heimgekauft mit seinem Blut.
Tanzt mit wilden Wuthgeberden,
Um ein Elsafs-Standbild her,
Strafsburg wird nicht euer werden,
Strafsburg nimmermehr!

Das Panier, das zu entehren
Ihr gewagt am Strand der Seine,
Weht auf Strafsburgs Wall in Ehren,
Bis versiegt der deutsche Rhein.
Singt der Rache heiß're Lieder
Um ein Elsafs-Standbild her,
Strafsburg wird nie fränkisch werden,
Strafsburg nimmermehr.

Dies Lied, von den meisten deutschen Tagesjournalen nachgedruckt, klang durch ganz Deutschland — ja klang so laut, dass der Ton auch jenseits der Vogesen vernommen ward. Heisa — da regnete es nun ins schlichte „Stiftinghaus“ anonyme Schmäh- und Drohbriefe, wahre Chimborassos gallischen Größenwahns und gallischer Gemeinheit. Etliche aus ihnen hat der Dichter gleich nach Lesung vernichtet — etliche so gemeine, dass sich der Dichter für die Franzosen geschämt, falls sie einst fremden Leuten in die Hände gerathen wären. Einige „harmlosere“ indess haben sich erhalten und hier eine Probe dieser:

Paris, le 1er Août 1884.

Mon cher monsieur,

J'ai eu l'extrême plaisir de lire vos divagations dediées „au die Franzosen“ dans le „Berliner Tageblatt“ du 12 juillet 1884.

Vous vous imaginez donc dans votre lourde cervelle d'allemand que les français ne reprendront plus ni l'Alsace ni Strasbourg.

Certes, s'il fallait attendre le jour ou les allemands de votre trempe seront honnêtes et intelligents et n'auraient plus l'ambition de venir voler nos pendules, vous pourriez être dans le vrai, mais ne vous endormez pas sur votre choucroûte, il pourrait vous en nuire.

Croyez certainement que les Alsaciens ne tiennent pas tant aux chers frères crasseux allemands que vous leur fourrez à tout propos dans le bras (pouah!?)

Leur seul souhait c'est de les voir crêver tous comme de chiens et j'espère, cher monsieur de mon cœur, que le jour n'est pas loin où les Alsaciens au lieu de leur donner cette main fraternelle que vous aimez tant à vanter, leur ficheront leur bolle à l'endroit où tout bon allemand s'assoit et tient son intelligence.

Si des fois il vous reprenait des velléités d'insulter aussi gratuitement les français selon votre noble habitude, venez donc le répéter à deux pouces du nez d'un Alsacien quelconque, il pourrait juger alors, si votre hablerie est de bon aloi où c'est tout simplement les emanations d'un cervelet de crétin.

Hé vilaine tête carrée.

Un Alsacien,
qui vous emmerde.

Hier eine Bemerkung anzufügen, ist wohl ein richtiger Ort. Hamerling war ein *nationaler* Dichter im vollsten *edelsten* Sinne. Er durfte es ohne Anmaßung von sich sagen, dass in *jedem* seiner Werke der nationale Gedanke zu so häufigem Ausdrucke gelangte, wie in den Werken *keines* anderen lebenden deutschen Dichters. Freilich, dass man ihn ausschließlich nur zum nationalen Dichter lediglich auf Grund einiger rein politischer Tagesgedichte, mochten sie auch, wie das „Strafsburglied“, noch so empfunden sein, stempelte, das verdross Hamerling. „Ja, lieber Freund, die Leute sind drollig“, bemerkte Hamerling einmal zu Rosegger, „denken Sie, meine größeren Werke zusammen haben mir nicht so viel Beifall eingebracht, als ein paar nationale Gelegenheitsgedichte, die ich in letzterer Zeit verfasst habe. Daraus ersieht man, wie leicht es für uns wäre,

die Gunst der Zeitgenossen zu erlangen." Indes — Hamerling durfte sich trösten, zwar nicht das Gros der „Heil"-Rufer, aber das Herz seiner Gemeinde erkannte ihn nur als den nationalen Dichter im großen Sinne, nicht in dem Sinne einer politischen Partei. Schreiber dieses hat in einer eigenen Schrift „Hamerling der Nationale" das ethisch-nationale Moment im Dichter und Philosophen Hamerling zu zeigen versucht. Auch der „Heimgarten" hat von dieser Abhandlung Kenntnis genommen. Aber seltsam — während in Österreich erscheinende politisch-extrem-nationale Blätter den Verfasser mit „Judenknecht" titulierten, leistete sich das führende kritische Organ Deutschlands, Brockhaus' „Blätter für literarische Unterhaltung" (1896, pag. 221), die folgende pyramidale — man verzeihe das folgende Wort, aber 's gibt keine parlamentarische Bezeichnung für solchen Stumpfsinn — die folgende pyramidale Saudummheit: „Ein Herr Rabenlechner bemüht sich Hamerling zum durch und durch nationalen Dichter umzustempeln. In der Handschrift Hamerlings ist die Reimerei (sic!) „Ich liebe mein Österreich" mitgetheilt. Natürlich, will ich ebensogut (ohne Selbstüberhebung darf ich wohl sagen: besser) nachweisen, dass der sehr überschätzte Hamerling ein **völlig** unnationaler Dichter war . . . Größere Gegensätze als das sangfrohe Herz unseres prächtigen Scheffel und der überhitzte Kopf Hamerlings, als der Wanderschritt des einen und der Stelzgang des andern gibt es kaum." So die „Blätter für literarische Unterhaltung". Den Namen zu nennen, auf den der Verfasser dieser Kritik hört, wäre zu viel Reclame für ihn. Nur die Bemerkung, dass Kürschner als sein Geburtsjahr 1872 angibt. Das Jüngelchen stand also im zarten Alter von vierundzwanzig Jahren, als es obiges Blödsinnsexcrement von sich gab. Und als wir gar erst im Organ von — um mit Professor Kirchner zu sprechen — von „Gründeutschland" sein Porträt erblickten, da war uns alles klar: — — das arme Knäblein ist ein Mikrocephalus . . .

* * *

Als Hamerlings Freund, der Dichter der „Sulamith", der „Spinnerin am Kreuz", des „Stephan Fadinger" u. s. w., Professor Franz Keim in St. Pölten, Ende 1887 von der Verschlimmerung in Hamerlings Befinden gehört, sandte er ihm Neujahr 1888 folgende Vierzeile:

Der ist nicht krank, dem solche Kraft gegeben,
Dass selbst sein Hauch uns Freude gibt und Leben,
Der ist gesund, ob auch in Schmerzen krank,
Der wie ein Gott vom Quell des Lebens trank.

Hamerling antwortete:

Nun ja, nicht krank mehr bin ich, aber todt;
Und aus dem Jenseits sang' ich den Homunkel,
Wie einem frommen Mönch der Sage nach
Einst eine Rose wuchs aus todtem Mund.

„Den Schöpfer des Homunculus“ aber grüßte Keim einige Wochen später — am 24. März 1888:

Des Sängers heil'ge Pflicht zu allen Tagen
Ist, seiner Zeit ein furchtlos Wort zu sagen;
Und wenn's auch bitter wie ein Pfeilschuss trifft,
Es bringt Genesung, wirkt wie Gegengift.

Du hast vor Gott und Menschen nie geheuchelt,
Dem Hochmuth und der Schwäche nie geschmeichelt,
Du hast erkannt bei blinder Ärzte Streit,
Was todtkrank ist am Körper uns'rer Zeit.

D'rum danken dir die Schuld'gen wie die Reinen,
Wer ehrlich ist, der zählt sich zu den deinen,
Doch was mit Geifer fletscht und faucht und lacht,
Das ist Gethier für die Walpurgisnacht.

* * *

Vor uns liegt eine reizende Damenspende. Sie stammt von einem noch zu Lebzeiten Hamerlings abgehaltenen Balle des Prager Künstler- und Schriftstellervereines „Concordia“ und stellt ein in Leder gebundenes reizendes Räthselbüchlein dar. Folgender von Alfred Klar verfasster Räthselprolog leitet das zarte Werkchen ein:

Der Räthsel Erstes ist, was Räthsel sollen,
Wenn wir gedankenlos in Lust uns wiegen,
Auflösen nur den bunten Reigen wollen,
Um uns dem neuen Reigen anzuschmiegen.
Je nun, der Zweck, den also wir bekunden
Als Doppelwirkung uns'res Freudenfestes,
Zwei Worte nennen ihn Dir, eng verbunden
Und künden dir zugleich des Lebens Bestes.
Ein Dichter hat sie an die Stirn geschrieben
Als erster Reim den holden Jugendreimen,
Und wahrlich allen, die das Leben lieben,
Wird Bess'res nie in Kopf und Herzen keimen.
Fragt nun, woher geheimste Freuden stammen,
Ihr werdet rasch das Doppelwort gewinnen,
Und Tanz und Räthsel reimt sich gut zusammen
Kommt Reim und Lösung also euch von innen.
(„Sinnen und Minnen“)

Im Ballsaale selbst aber war Hamerlings überlebensgroßes Porträtmedaillon angebracht und darunter die Worte:

Robert Hamerling.
Schwüle Glut und stürmisch Sehnen —
Doch berauschend süß erklang
Der Romantik letzter Klang
Und der Zauber der Hellenen.

F. Adler.

* * *

Innige Freundschaft verband Hamerling mit dem Kärntner Dichter Ernst Rauscher in Klagenfurt. Erst vor kurzem sind die Briefe Hamerlings an diesen zur Veröffentlichung gelangt. (In „Ungedruckte Briefe von Robert Hamerling“, II. Theil, Wien, Österreichische Nationalbibliothek, pag. 6—75.) Unterm 31. December 1876 dankt Hamerling für ein Sonett zum Jahres-

wechsel: „Hochgeehrter Herr und Freund! — Ein Sonett an mich zum Jahreswechsel? Wie gern würde ich auch mit einem solchen antworten, aber es ist schon lange her, dass ich Sonette gemacht, und ich fürchte, dass mir keines mehr gelingt. Eine Zeitlang producierte ich nur Lieder, dann wurde mir alles unter der Hand zum Sonett, dann konnte sich mein Herz geraume Zeit nur in antiken Rhythmen ergießen, zuletzt verfiel ich auf die reimlosen freien Hymnen und „Streckverse" und begnügte mich einige Jahre lang damit. Gegenwärtig schenke ich mein Vertrauen der — Prosa. Und so sage auch ich Ihnen in ungebundener Rede, dass es mich herzlich freut, Sie in Ihrer freundschaftlichen Gesinnung gegen mich unverändert zu sehen. Wenn ich nur wüsste, was ich Ihnen meinerseits zum Jahreswechsel wünschen könnte? Sie besitzen ja schon alles Mögliche. Ich könnte höchstens noch um ein bisschen Sehnsuchtsschmerz für Sie die Götter anflehen, damit Sie etwas fleißiger dichten, oder um Reisedrang, ein brennendes Verlangen, Paris zu sehen, oder Athen oder — Graz, wo Ihr Erscheinen auch dem menschenscheuesten der Eremiten Vergnügen machen würde, ich meine — Ihrem unwandelbaren alten Freunde — Rob. Hamerling."

Ernst Rauschers bezügliches Sonett aber lautete:

Zwar — ohne dass ich's schreibe — musst du wissen,
Dass ich zu unauflöslich-innʼgem Bunde
Im Geiste dir vereint, und jede Stunde
Der besten Wünsche für dein Wohl beflissen.

Und also möchtest leichtlich du vermissen,
Vielliebster Freund! auch diese einzʼge Kunde;
Mich aber kränkt es tief im Herzensgrunde,
Säh' ich das letzte, äußre Band zerrissen,

Das uns verknüpft, und Einmal — an der Wende
Des Jahres muss ich klar zu Tage heben,
Was ich so lange stumm in mir getragen;

Gefesselt folge deinem Siegeswagen
Das Glück — so treu, wie ich dir selbst ergeben
In alle Zukunft bleibe — bis ans Ende!

* * *

Zwei interessante, zwar schon veröffentlichte, doch wenig beachtete Vierzeilen, unser'n Dichter betreffend, mögen folgen — sie sind beide an Hamerlings Tadler gerichtet, die eine von Cajetan Cerri, die andere von J. Tandler:

Grenzen der Bescheidenheit.

(Geschrieben als nach dem Tode Hamerlings einige Publicisten dem Dichter, auf Grund seiner Autobiographie, Unbescheidenheit vorwarfen.

Erkennt sich selbst nicht als Talent
Ein volles wirkliches Talent,
So weiß es nicht: — was ist Talent,
Dann aber wär' es kein Talent.

Cajetan Cerri („Dioskuren", 1895).

R. Hamerling.

Gewaltig ist dein Können, wie Dein Wollen
Titanenhaft, was immer du ersannst,
Kein Wunder, wenn die kleinen Götter grollen;
Nicht wollen sollst du eben, was du kannst.
J. Tandler („Spruchbüchlein" 1875, pag. 105).

Dieses Tandler'sche Sprüchlein trifft entschieden den Nagel auf den Kopf: — — weil sie nicht können, was sie wollen, drum soll er nicht wollen, was er kann!

* * *

Zu den wenigen gold'nen Augenblicken seines Lebens zählte unser Poet die Stunden, die er zugebracht nächst Graz — in einem Landhaus zwischen Hilmteich und der „Platte" im „Hexenhof" (jetzt „Villa Gstirner"), Sommer 1861 in der Gesellschaft seiner beiden Freundinnen Frau Dr. Clotilde Gstirner — Minona — und Frau Fanny Schreiber (derzeit in Wildon, eine Schwester des erst kürzlich verstorbenen steirischen Landesrechnungsrathes Kraus, des Verfassers der „Ehernen Mark"). „Wären mir", bekennen die „Stationen" (pag. 288), „im Leben überhaupt ungetrübt schöne Stunden vergönnt gewesen, so müßte ich vor allem die Stunden dieser . . . anmuthigen Gesellschaft dazu zu rechnen haben" — die Stunden bei — Minona und Fanny. Vor seiner Rückkehr nach Triest, da er Abschied nahm von der Murstadt, sandte er „den edlen Frauen Clotilde Gstirner und Fanny Schreiber" wohlklingenden Abschiedsgruß:

Leb wohl, du Hochlandsflur, die stolzen Ganges
Bergströme mit krystall'nem Schaum bethauen,
Denn wieder führt zum Meere mich, dem blauen,
Zurück der schroffe Pfad des Alpenhanges.

Doch Namen folgen mir viellieben Klanges,
Und Bilder, die zum Trost ich durfte schauen,
Ich sah, wie lieblich steht der Stirn der Frauen
Der Dichtung Flor, die Blume des Gesanges.

Euch mein ich, euch, des Schönen Priesterinnen,
Clotilde, Fanny, die das Glanzgefieder
Des Genius umweht von Sternenzinnen.

Lebt wohl, lebt wohl! Und bis ich kehre wieder,
Laßt weben still um euch mein Sinnen, Minnen
Und blüh'n auf euren Lippen meine Lieder.

Graz, 27. September 1861.

Und der Dichter kehrte wieder, und das Band der Freundschaft gewann an Festigkeit — insonderheit Minona gegenüber. Und was dieses edle Frauenwesen dem Dichter in den beiden letzten Jahrzehnten geworden, das wird eine kommende Generation erst völlig erfahren . . . „Sie wollen wissen" — schreibt Hamerling an Frau Baronin H. in München — „warum ich ein alter Knabe geblieben bin und mich nie von Hymens

Bande umschlingen ließ? Viele Menschen haben eine Fülle von Erinnerungen im Leben angesammelt, unvorhergesehene Ereignisse erlebt und Liebesverhältnisse angeknüpft und sie wieder fallen lassen. Das war nicht mein Fall; es gibt Dinge, die ich nicht gekannt habe — und darum doch kein Weiberfeind bin. Ich erinnere Sie an unser Gespräch darüber, und Sie werden mir zugestehen, dass ich mit Pietät von einem weiblichen Wesen gesprochen habe, dem ich viele Sonnenblicke meines Lebens verdanke . . ." (Vergl. „Briefe von Robert Hamerling an eine Münchener Dame" in „Die Zeit" IV. Band (Wien 1895), pag. 27). Es ist dies dasselbe weibliche Wesen, das er in einem Briefe an einen Freund also preist: „Nur einen Trost besitz' ich: Das theilnehmende Gemüth einer Frau, einer Frau von unvergleichlicher Naturfrische, Wärme, Innigkeit, Heiterkeit, Güte und Hingebung des Herzens. Aber diese Frau ist nahe der Fünfzigen. Ich bin durch nichts an sie gebunden, aber alles Glück der Erde würde mich nicht verlocken können, ihr wehe zu thun. Ihr Name ist Clotilde. Ich möchte Ihnen wohl einmal mehr von ihr erzählen. So wenige wissen von ihr, und doch möchte ich keinen Dent für die Fortdauer meines Namens bei der Nachwelt geben, wenn mit diesem Namen nicht auch der des Weibes fortlebte, ohne dessen treues Mitleben und Mitempfinden in Freude und Leid, ohne dessen verständnisinnige Theilnahme an allen geistigen Interessen bei einer fast kindlich naiven Natürlichkeit, Frische und Innigkeit des Empfindens mir die Welt und mein Dasein längst zur unerträglichen Last geworden wäre . . ."

Mit dieser Äußerung Hamerlings in einem seiner schönsten Briefe an Albert Möser möge die erste Reihe unserer Hamerling-Erinnerungen verzittern. Der Literarhistoriker der Zukunft wird Hamerling neben Minona nennen, wie er „Dante und Beatrice" schreibt, „Petrarca und Laura", „Lenau und Sophie", „Hölderlin und Diotima". Nicht als den Ausfluss galanter Stimmung, nein — als das Zeugnis ebenbürtiger Herzensgröße wird der Vers gelten, den Hamerling in Minonas Exemplar des „Ahasver" geschrieben:

Dies Buch ist dein von Anbeginn: —
Im weiten Leserreigen
Nennt keiner in so tiefem Sinn
Es je, wie du, sein eigen!

(Eine zweite Reihe „Hamerling-Erinnerungen wird im Laufe dieses Jahrganges folgen.)

Die Freuden des Berühmtseins.

Unter meinen zahlreichen Bekannten befindet sich ein junger Mann, ein sonst ganz prächtiger, gescheiter Mensch, der aber die Schwäche hat, berühmt sein zu wollen. Seit manchem Jahre arbeitete er an der Erreichung dieses Zieles mit Kopf, Händen und Füßen. Er dichtete, er malte, er meißelte, er geigte, und da die schönen Künste sehr spröde waren, versuchte er es auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg und stieg aufs Zweirad. Damit kam er nun allerdings rasch vorwärts, so rasch, daſs er daran dachte, als Distanzfahrer in die Ruhmeshalle zu gelangen. Nun wollte es aber das Ungemach, daſs auch andere auf dem Rade sehr rasch vorwärts kamen, mehrere sogar ein klein bisschen rascher, als er, und da schon einmal alles fuhr, so ließ er auch die Hoffnung fahren.

Rund um alle Möglichkeiten zum Ruhme galoppiert, kam er wieder zum Ausgangspunkte zurück, bei dem so viele gute Leute berühmt werden, zur Kunst. Er hatte wahrgenommen, daſs junge Maler, die widerliche Gegenstände sehr häſslich malten, noch am ehesten Aufsehen erregten, daſs über ihre Malereien viel geschrieben und gesprochen wurde, daſs Kunstkenner darüber sogar Vorlesungen hielten und ob der Bilder ein Streit entstand, der chronisch wurde und also eine permanente Reclame abgab. Mein junger Freund malte also häſsliche Bilder. Aber auch damit hatte er kein Glück, sosehr er sich auch anstrengte, einen recht abscheulichen Stoff zu fördern, ihn recht unmöglich zu stilisieren, mit recht garstigen Farben stümperhaft zu malen, es gelang nicht. Der Mann hatte zu viel gelernt, und einen guten Geschmack kann man sowenig auf ja und nein abschütteln, als einen schlechten. Das Ding wurde nicht häſslich, nicht unappetitlich genug, oder es war etwas von jener classischen Häſslichkeit an ihm, die in ihrer Art schön ist. Kein Hahn krähte also nach seinen Bildern und er selber wollte nicht die Henne sein, die laut gackert, wenn das Ei gelegt ist.

Nun fiel ihm neuerdings die Dichtkunst ein. Der Pegasus hat Flügel, mit dem muſs es doch noch am leichtesten aufwärts gehen. Auch braucht man dazu nur Papier, Feder und Tinte, und nach Einiger Meinung allerdings auch Talent. Daſs er Talent besaß, hatte sich schon beim Fahrrad bewiesen, warum soll ein intelligenter Mensch, der radeln

kann, nicht ebensogut dichten können? Es kam wohl auch hier wieder auf einen recht aparten Stoff an. Ob er gefiel oder nicht, ob er künstlerisch behandelt war oder nicht, wenn er nur packte; wenn er dem guten Geschmack ins Gesicht schlug, um so besser, dann schreit man, es erhebt sich eine kritische Balgerei, das Publicum horcht auf, der Mann wird genannt, er macht Schule, und der Ruhm ist da.

Weil es mein Beflissener aber nicht so weit brachte, weil es immer nichts war, so viel er auch Schlechtes, Anstößiges und Läppisches schrieb, so fragte er sich brieflich bei einem berühmten Sohne Apollos an, wie er es doch machen müsse, um berühmt zu werden.

Das Frageschreiben war schon abgeschickt, als mein Freund mir davon Mittheilung machte.

Mein Lieber! sagte ich ihm, das hättest du dir auch ersparen können. Wenn der Mann überhaupt antwortet, was zwar nicht wahrscheinlich ist, so hast du dich auf eine große Nase gefaßt zu machen. Entweder der Meister kanzelt dich ab wegen deiner kindischen Eitelkeit, der es nicht darum zu thun ist, etwas Tüchtiges zu leisten, sondern bloß um berühmt zu werden, oder er frozzelt dich zum Verkriechen neun Klafter tief in die Erde hinein. Wenn gerade seine satirische Ader geschwollen ist, dann läßt er sich den Prügeljungen nicht entgehen, schon zum Merks der anderen Ruhmdurstigen, die auf allen Gassen und Straßen, in allen Schulen, Amtsstuben und Kaffeehäusern dutzendweise herumlaufen und herumsitzen.

Nach wenigen Tagen langte der Brief mit der deutschen Reichsmarke ein. Markensammler will er ja auch werden, mein Freund, wenn nun bald die Briefe aus aller Herren Länder heranflattern sollen. Zu meiner Verwunderung war der Meister weder grob noch spöttisch, er nahm den Fall mit jenem ruhigen Ernste auf, wie etwa ein Arzt, dem der eingebildete Kranke ein schweres Leiden klagt. „Weh muss es ja doch thun, sonst würde er nicht klagen. Und dann ist's schon eine wirkliche Krankheit." Vielleicht auch war es dem berühmten Manne darum zu thun, über die beneideten Genüsse des Ruhmes einmal sein Herz auszuleeren.

Angesichts dieses letzteren Falls vermochte ich meinen Freund zu bestimmen, dass er den Abdruck des Briefes im „Heimgarten" gestattete, unter der Bedingung natürlich, dass die Namen des Absenders und Empfängers ungenannt bleiben.

Und hier steht der freimüthige Brief jenes erfahrenen Mannes über die Freuden des Ruhmes.

„Mein lieber Herr!

Ihre Zuschrift ist künstlerisch und ethisch keinen Hundling wert, aber mir ist sie sympathisch ihrer Offenheit wegen. Andere denken es

bloß, Sie sagen es. Ob da was Rechtes geleistet wird, das ist Pappe, Hauptsache ist der Vortheil, ist der Ruhm. Nun, dem Vortheile ließe sich noch eher ein entschuldigendes Wort sprechen, der Ruhm aber ist ein Conjon! Der hetzt Sie, wie ein Jagdhund den Hirschen, der bringt Sie um alle Lebenspoesie, der frisst Ihnen Ihr eigenes Herz aus dem Leib. Sie meinen wohl, ihn trotzdem mit Vergnügen erdulden zu wollen, den bösen Ruhm! Ich kenne Sie nicht. Sind Sie ein hohler Mensch, dann stopfen Sie den Kerl immerhin mit den unterschiedlichen Früchten des Ruhmes aus. Sind Sie eine Persönlichkeit, dann werfen Sie den Ruhm zum Teufel, wohin er gehört, und gehen Ihrer Wege.

Mich nennen Sie berühmt, meinetwegen, Popularität schließt die Calamität nicht mehr völlig ein, die mir zusetzt. Obschon der Ruhm eigentlich erst nach dem Tode beginnen soll. Der echte Ruhm hat zwei Kränze, mit dem Dornenkranz schmückt er die Stirn des ringenden Erdensohnes, mit dem Lorbeerkranze krönt er den Todtenschädel. Aber der Ruhm, den Sie suchen und den ich hiermit meine, ist ein anderer. Mir ist er ein großes Bündel Ungemach geworden und ich kann nicht sagen verschuldeterweise. Ich habe ihn nicht gesucht, nicht genährt, nicht einmal erwartet. Als er sachte kam, war er sehr süß, das gestehe ich, als er da war in seiner ganzen Dicke und Tücke, sah ich's eben, dass er ein Conjon ist.

Werden Sie berühmt, mein Herr. Wie und wodurch, das ist gleichgiltig, werden Sie bloß einmal berühmt. Dann sprechen wir weiter. Sie sagen, dass ich auf diesem Flecke gleich weitersprechen soll! Aber Sie verstehen mich ja nicht, Sie meinen, dem Satten wäre es leicht, Entsagung zu predigen. Na, Sie wollen nicht entsagen, und so mögen Sie wissen, wie der Tag eines berühmten Mannes aussieht. Voller Genüsse und Ehren, in der That! — Setzen wir den Fall, Sie seien ein berühmter Schriftsteller, das wird Ihnen ja recht sein, denn man braucht nichts dazu als Papier, Feder und Tinte und noch etwas, nämlich — Streusand. Gottlob, dann hätten wirs beisammen. Ihre Bücher werden vieltausendfach gelesen, bewundert hüben und drüben. Es vergeht keine Stunde bei Tag und Nacht, da nicht irgendwo in der Welt Ihr Name ausgesprochen wird. Dieses Bewusstsein macht Sie selig, und mit Recht. Vielleicht sagt Ihnen auch Ihr Inneres, Sie hätten doch etwas wahrhaft Gutes geschaffen, hätten viele Menschen erfreut und beglückt. Das Gefühl ist himmlisch, ich sage es Ihnen. Aber dabei bleibt's nicht, der Ruhm ist kein Vergelter, kein Friedengeber, er hat keine Liebe, keinen Takt, er ist ein zudringlicher Conjon.

Sie haben einen schweren Kopf noch von gestern abends, Sie möchten noch gerne schlafen, aber vor Ihrem Fenster bringen Ihnen angeheiterte Studenten, die vom Kaffeehause kommen, ein klingendes Morgenständchen. Zu bedanken brauchen Sie sich nicht, man setzt ja eigentlich

gar nicht voraus, daſs Sie schon zu Hause sind. Hingegen wird noch an diesem Vormittag die verschleierte Dame kommen, die vor ein paar Tagen das Manuscript brachte, jenes mit dem rothen Bande, eine sieben-actige Tragödie, glaube ich; sie will darüber Ihre maßgebende Meinung hören und Ihnen fährt es durch den Kopf: das Drama ist noch gar nicht gelesen. Noch sind Sie mit der Toilette nicht fertig, und schon trägt die Magd einen Epheukranz herein, den ein Dienstmann gebracht „von einer durchreisenden Verehrerin". Sie legen das Bouquet zu den gestrigen, schon welkenden Blumenspenden und denken: Das ist zu nett, von der Dame, daſs sie durchgereist ist.

Der Briefträger bringt die erste Post, er vermag sie kaum in einer Hand zu halten, und etliche Zeitungen und Briefschaften gleiten auf den Boden. Sie schieben einstweilen mit der Stiefelspitze die Sachen seitlings und wollen einmal sehen, was es gibt. Journale mit Rothstift angestrichen. Ihr neuestes Buch wird besprochen — glänzend! — „Ein literarisches Ereignis, so oft ein Werk von unseren genialem N. erscheint!" In einem der Briefe werden Sie gebeten, Ihr Bild mit biographischen Daten gütigst zu schicken für ein illustriertes Unternehmen, „das sich mit einer eingehenden Würdigung des berühmtesten Zeitgenossen selbst ehren will". Dann kommen zwei Autographensammlerinnen, wovon eine auf der Adresse Ihren Namen falsch schreibt, die andere über „Ihren Roman ‚Karfunkel' maßlos entzückt ist", während Sie diesen Roman gar nicht geschrieben haben. Ein dritter Brief bittet ebenfalls, den Absender mit „Ihrem werten Namenszuge unendlich glücklich zu machen", da in seiner Sammlung gerade noch eine Lücke sei. Ferner finden Sie unter Kreuzband, von einem guten Freunde zugesendet, eine Kritik Ihrer Person und literarischen Thätigkeit, die in dem Gedanken gipfelt, daſs Sie und Ihre schriftstellerischen Producte mit der Literatur nichts zu thun hätten, daſs Ihre Popularität nur durch ein freches Cliquewesen künstlich aufgeblasen worden wäre, ein Modegötze, mit thönernen Füßen u. s. w. Solche Sachen — sage ich Ihnen, — lesen manchmal auch Ihre Verehrer nicht ungerne; gönnen Sie den Leuten, die des Lebens ohnehin so selten froh werden, doch einmal ein wenig schadenfroh sein zu können. Man erträgt dann Ihr übriges Wohlsein wieder um so leichter. Unter der Post befinden sich auch die Aushängebogen eines Buches, das Sie durchlesen sollen, denn der Verfasser will es Ihnen widmen, als „dem unübertrefflichen Meister und großen Vorbilde in Ehrfurcht und Dankbarkeit". Sie erinnern sich bei dieser Nummer, daſs seit längerer Zeit schon ein Paket mit Correcturbogen bei Ihnen liegt, die Sie ebenfalls durchlesen sollten, weil der junge Verfasser Sie ersucht hatte, zu seinem Werke eine Vorrede zu schreiben, damit das Buch unter der Ägyde eines so illustren Namens leichter seinen Weg mache.

Noch sind Sie mit der Morgenpost nicht fertig, als sich schon die verschleierte Dame melden läßt. „Tausendmal", sagen Sie, „meine Verehrteste, muß ich um Entschuldigung bitten, daß ich noch nicht Zeit fand, Ihr Drama zu lesen. Wüßte übrigens auch kaum, wie Ihnen zu dienen wäre, denn, obschon ich an der Vortrefflichkeit Ihres Opus nicht einen Augenblick zweifle, ist doch weder bei einer Bühne, noch bei einem Verleger je noch etwas anzubringen", und dergleichen. Die Dame ist consterniert. Sie hätte gemeint, einer Dame gegenüber dürfte doch wohl auch der berühmte Mann einige Rücksicht beobachten, nachdem ihre Poesien überall die freundlichste Aufnahme gefunden hätten.

Es würde nicht so leicht gewesen sein, die „Collegin" auf gute Weise hinauszucomplimentieren, wenn nicht ein paar Vereinsdiener schon an der Thür stünden, welche Vereinsbeiträge einzucassieren haben. Denn alle Wohlthätigkeits- und Geselligkeitsvereine des ganzen Landes reißen sich um die Ehre, den berühmten Literaten in ihren Listen zu haben. Kaum sind die mit ihrer Beute draußen, gibt ein livrierter Domestik die Einladung ab zum Souper bei Baron St., wo sich auch fürstliche Persönlichkeiten einfinden werden, die den Wunsch ausgesprochen hätten, den weltberühmten Verfasser des „So und So" kennen zu lernen. Das Knopfloch Ihres strapazierten Frackes ist nicht einen Augenblick sicher.

Im Vorzimmer wartet schon seit einer halben Stunde ein Herr, der bitten läßt, seine Aufwartung machen zu dürfen. Er ist sehr höflich und bescheiden, sein schwarzer Rock ist fast zu eindringlich gebürstet worden, es zeigt sich hier und da schon ein wenig das Fadenwerk. Seine Atmosphäre riecht nach Spiritnosen; Optimisten mögen denken, er putze sich damit aus den Kleidern die Fettflecken. Es ist ein College auf der Reise, der sich momentan in großer Verlegenheit befindet, und an wen soll er sich denn wenden, als an den edlen Menschenfreund u. s. w.

Mittlerweile sagt die Magd den Postboten mit Paketen und zu unterschreibenden Empfangsscheinen an. Ein Kistchen aus der Schweiz mit extrafeinem Emmenthalerkäse. Eine Schachtel aus Nürnberg mit Lebkuchen; die Zollrechnung ist zwar wesentlich höher, als wenn Sie Käse und Kuchen bei dem nächsten Delicatessenhändler gekauft hätten, hingegen „bitten die Sender inständigst, dem großen Dichter ihre Huldigung durch die kleinen Gaben Ausdruck verleihen zu dürfen." Dann die Pakete mit den Albums, Stammbüchern, Fächern, Sticktüchern, wo Sie entweder Ihre Photographie hineinstecken, oder Ihren Namenszug einschreiben sollen. Eine Dame aus Ostpreußen oder aus Holland schickt Ihnen sinnig ein paar selbstgestickte Pantoffeln, wofür sie sich ein Exemplar Ihres „So und So" mit eigenhändiger Widmung erbittet. Mit ähnlichen Wünschen versehen kommen Schreibmappen, Briefbeschwerer, Statuettchen, Kerzenhalter, Bilder vollkommen fremder Personen in prunkvollen Rahmen, so daß Sie schon

nicht mehr wissen, wo sie all den Kram unterbringen sollen. Die täglich gespendeten Bücher aus allen Zonen werden für Sie nachgerade zu einer Kalamität, denn alle Kästen, Kisten und Stellen sind vollgepfropft, alle Tische und Ständer mit Büchern überladen, dass sie ächzen. Die arme Magd weiß schon nimmer, wie den angeschichteten Staub aus den Zimmern zu bringen, und auf dem Schreibtische haben Ihre Ellbogen kaum mehr Platz, überall Bücher, Briefschaften, unaufgeschnittene Zeitungen und Zuschriften in Stößen. Eingemauert sind Sie von Büchern, Broschüren und Schriften und haben keine Lust zum Lesen. Sie fliehen ins Freie. Da geht das Grüßen an. Überall werden Sie von Bekannten angesprochen, mit Complimenten überschüttet, und die Fremden umlauern Ihre Schritte und Tritte, Ihre Bewegungen, fangen jede Bemerkung auf, die Sie harmlos vor dem Erstbesten fallen lassen, deuteln sie, kritteln sie, tragen sie weiter und machen das alltäglichste Wort zu einer Staatsaction. Nicht hundert Schritte können Sie unbehelligt spazieren gehen. Die Leute tragen N.-Hüte, N.-Cravaten, Spazierstöcke, Busennadeln mit Ihrem Bilde. Man gründet Comités zur Verbreitung Ihrer Dramen, man errichtet N.-Museen mit Aufstapelung von allerlei Plunder, der sich irgendwie auf Sie bezieht. Es gibt Postkarten mit Ihrem Porträt, die Ihnen täglich buschenweise zugeschickt werden, damit Sie Ihren Namen daraufschreiben sollen. Es gibt Backwerke, Bonbons, Chocolade auf Ihren Ruf u. s. w. Jeder Geschäftsmann münzt Ihren Namen wo und wie er kann zur eigenen Reclame, während Ihre Gegner die Meinung verbreiten, als wäre all derlei von Ihnen selbst angestiftet. Derlei hören Sie auf der Gasse, und man beglückwünscht Sie überlaut.

Angewidert kehren Sie in Ihre Wohnung zurück. Dort erwartet Sie Besuch. Zwei Herren in weißer Cravate und Glacéhandschuhen bitten Sie, den Vorsitz bei einem zu gründenden Club zu übernehmen, man brauche eine „Autorität". Diesen Herren folgen fast auf dem Fuß zwei Damen in Seidenroben, sie haben „ein unendlich großes Anliegen", sie wünschen einen Festprolog zur Eröffnung eines Wohlthätigkeitsbazars, „der Name wird ziehen".

Endlich wollen Sie sich zum ruhigen Mittagstisch setzen, da trippelt fast „unangeklopft" ein jovialer Graf zur Thür herein, packt Sie ohne weiteres am Arm: „Aber Doctor! Sie werden doch heute das Diner bei uns nehmen. Es erscheint die Gesellschaft. Und vorher eine kleine Spazierfahrt!" — „Bester Graf!" rufen Sie aus, „heute geht es schlechterdings nicht, ich muss am Nachmittage dem Maler zum Porträt sitzen." — „Meine Damen werden untröstlich sein. Wir hatten auf einen Speech von Ihnen gerechnet."

Sie hätten besser gethan, zum Grafen zu gehen und Sect zu trinken, als beim Maler zwei Stunden lang auf einem Stuhle zu sitzen, unbeweglich, wie angeschraubt. „Den Kopf etwas mehr rechts, noch ein

bißchen, so! Ein klein wenig höher. Ich danke. Wollen Sie mich ansehen! Ist es Ihnen unangenehm, mir ins Gesicht zu blicken? Sehr hübsch! Bitte etwas freundlicher. Gut. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollen, den Mund zu schließen. Schön! Vortrefflich. Wir wollen den Franzosen ein charakteristisches Bild unseres genialsten Romanciers schicken. Darf ich ersuchen, ein klein wenig mehr aufrecht zu sitzen. Ist gut. Thut Ihnen das Licht im Auge weh? Wollen Sie gefälligst einmal an etwas Ihnen recht Liebes denken. Was sagen Sie zur neuen Primadonna? Bitte unterthänigst, den Mund zu schließen. So. Ausgezeichnet!" Und während dieser fortwährenden Zusprüche pinselt er auf der Leinwand herum, heute so, morgen so, mehrere Wochen so. Das Bild ist für die Pariser Weltausstellung bestimmt. — Ähnliche Sitzungen bei einem Bildhauer, der sie modelliert. Der packt Sie von hinten und vorn, macht ein mächtiges Zeushaupt mit schweren Locken und langem, nacktem Halse, ganz classischen Stils. Dann will er auch die Hände formen, „die so viel Schönes schon geschrieben haben". Die werden gegossen. Er begießt die Hand mit milchigem Gips, bestreicht sie dick mit Gips, und als der hart wird, haben Sie einen wuchtigen Handschuh an, mit dem Sie mancherlei einmal nach Belieben ohrfeigen könnten.

Der dienstfertige Friseur schwärmt nicht für Zeuslocken, er weiß für die abgeschnittenen Haarsträhne bessere Verwendung. Hinter Ihrem Rücken vergibt er sie an enthusiastische Verehrerinnen gegen generöse Trinkgelder.

Vom Maleratelier zurückgekehrt, erwartet Sie an der Thür Ihrer Wohnung ein geschmeidiges Herrchen mit schwarzem Haar und überredsamer Zunge. Das bittet um Gehör auf zehn Minuten in einer sehr wichtigen Sache. Es handelt sich um eine Rundfrage über die Abschaffung der Todesstrafe, und da dürfe der Ausspruch eines so illustren Geistes nicht fehlen. Sie antworten ihm barsch, für die Abschaffung der Todesstrafe zu sein, mit Ausnahme der Interviewers, diese müsse man erbarmungslos hängen. Der Mann lächelt wie zu einem guten Witz, läßt sich aber nicht abweisen, bis Sie ihm irgend einen Brocken Meinung über die schwebende Frage hingeworfen haben.

Vielleicht noch an demselben Abende müssen Sie zu einem Bankett, das Ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Ein Jubiläum. Irgend etwas an Ihnen wird doch gerade fünfundzwanzig, oder zwanzig oder zehn, oder fünf Jahre um sein. Man feiert Sie in Reden und Trinksprüchen, in Gedichten, die am nächsten Morgen mitsammt dem Menu in den Blättern stehen zur höchsten Selbstbefriedigung aller, die dabei waren und zum Ärger anderer, die nicht geladen worden.

Und das, mein lieber Ruhmdürstiger, ist ein Tag. Der nächste macht sich ähnlich, und so fort. Nur daß die Post anstatt der Schmeichelbriefe einmal Bettelbriefe bringt, anstatt Einladungen zu Festessen allerhand Traumngs-, Geburts- und Todesanzeigen Ihnen ganz unbekannter Leute. Natürlich müssen

Sie alles beantworten, sonst werden die Sender ungehalten. Rühm- und Dankbriefe, die mit keiner Adresse des Aufgebers versehen, sind eine Seltenheit, und daſs Sie täglich fünfzig Adressen beantworten, bestätigen, bedanken, begratulieren oder becondolieren sollen, daran denken Ihre „Verehrer“ nicht.

Nur eine Gattung von Briefschreibern verzichtet aufrichtig auf eine Antwort, die Gattung der — anonymen. Zwar sind anonyme Briefe meist nicht darauf berechnet, den Ruhm des berühmten Mannes zu erhöhen, doch können Sie sich verlassen auf ihre Aufrichtigkeit. Es sind stets echte Herzensergüsse verbitterter Bosnickels und Neidhammels.

Endlich ist Ihnen die Sache unerträglich und Sie flüchten aufs Land. Das nützt Ihnen aber nichts. Auf dem Lande geht's ja gemüthlicher zu, man lauert Sie auf Ihren Spaziergängen ab und schließt sich Ihnen an; man guckt Ihnen zu den Fenstern hinein, man bringt Ihnen Ständchen, man legt zu Ihren versteckten Lieblingsplätzchen schöne Wege an und leitet die Scharen der Sommerfrischler dahin. Sie haben niemals Ruhe, Sie haben nirgends Ruhe. Sie werden grob, das nützt nichts, das findet man nur genialistisch und interessant. Endlich stehen Sie fast auf dem Punkte, Ihre persönliche Freiheit mit blanken Fäusten zu erkämpfen. Sie flüchten tiefer in die Landeinsamkeiten. Bei den Holzern und Kohlenbrennern, wo man Sie derb frägt, wer Sie denn eigentlich wären, daſs Sie so in der Einschicht umherstreichen, athmen Sie erst auf.

Nachdem ich nun eine Anzahl von Beispielen, die erstbesten, von den Freuden des Ruhms zusammengestellt habe mit großem Fleiße, höre ich Sie, mein lieber, ruhmdürstiger Mensch sagen: Diese Beispiele wären ja nichts weniger, als abschreckend, vielmehr äußerst angenehm, eine Reihe von köstlichen Dingen. — Auf eine Weile, das gebe ich zu, macht es Spaſs. Endlich aber, wenn man sich hingibt, verliert man sich darin, und alles innerliche Leben verflüchtigt sich in Äußerlichkeiten. Und wer sich nicht hingeben will, der hat Tag für Tag den Kampf mit diesen Ergebnissen der Popularität zu führen, der muſs einen Theil seiner Widerstandskraft aufbrauchen, um die Persönlichkeit zu bewahren und der eitlen, neugierigen Menge nicht zum Opfer zu fallen. So sehr die wahren, innigen Verehrer, die taktvollen und anspruchslosen, glücklich machen, so heftig widert das Treiben der anderen an, glauben Sie das mir. Die Eitelkeit erstreckt sich noch etliche Jährchen nach dem Tode des „Berühmten“, bis das Denkmal gesetzt ist, dann hört das Interesse für ihn auf und er gehört der Vergangenheit, oder besser, der Vergessenheit an. — Trachten Sie, lieber Freund, nicht, ein berühmter Mann zu werden, sondern ein bedeutender Mensch. Es ist ein Unterschied. Berühmte Menschen sind nicht immer bedeutend, und bedeutende Menschen sehr oft nicht berühmt, mit welchem Merks der Ergebene sich empfiehlt.

Drei Stuhlecker-Tage.

Spaziergänge in der Heimat. Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Die Vortheile des Radels spürt man bereits auf den Bergen. Diese werden wieder still und heilig. Nicht alle, aber viele. Die Bergsteige entvölkern sich in dem Maße, als die ebenen Straßen an Radlern zunehmen. Und das ist eine große Annehmlichkeit, nicht für die Bergwirte, wohl aber für die Naturfreunde.

Als ich vor sechsunddreißig Jahren das erstemal über die stundenlangen Almhöhen schritt, die in einem mächtigen Bergzug von Alpel bis zum Semmeringgebiete sich hinziehen, begegneten mir Bauern und Hirten — sonst niemand. Seither waren dort Unterstandshütten und Touristenhäuser gebaut und — zerstört worden. Und als ich in dem letztvergangenen Frühsommer wieder einmal anstieg zum Stuhleck, war es, wie vor Zeiten, nur dass nicht bloß die Touristen mangelten, sondern auch die Bauern und Hirten. War ja doch auch ich am Morgen ausgezogen wie vor Zeiten, ohne Absicht und Touristenrüstung, nur einen Stock in der Hand und ein Stück Brot in der Tasche. So war ich vom Dorfe Spital aus angestiegen in der Meinung, einen kleinen Waldspaziergang zu machen. Im Zickzack auf Bauernwegen über Wiesen und Äcker und Halden sachte bergwärts bis zu den Waldungen. Auf dem sanft ansteigenden Waldweg hob ganz bescheidentlich eine Frage an: Wohin führt denn dieser Weg? Und die Antwort: Der muss ja ein Almweg sein und emporsteigen zu den sonnigen Hochblößen des Stuhleckerzuges. Der Weg war glatt und fein. Ringsum junge üppige Fichten im hellen Grün junger Triebe, in der Frische des Morgenthaues. Manche standen im Sonnenschein ganz gülden da mit ihren in vielen Farben funkelnden Tropfen. Ein feuchter Erdhauch trug mir alle Düfte zu, von den Hölzern und Harzen, von den Trieben und Blüten, es duftete das Heidekraut, das Moos, und dazwischen lachten kurzstämmige Blümlein, blau, roth und gelb, und ein frohes Finkenzwitschern war in allen Zweigen und Wipfeln. Dann kam das Kreuz im Walde, wie es in allen romantischen Dichterwerken überall herumsteht. Hier ist es kein sentimentales Dichterwerk, sondern schöne Wirklichkeit, wie auf stillem, hochgelegenem Waldanger das Kreuz ragt. Es hat die bekannte Form mit dem Bretterdache und dem Christusbilde, ist roth angestrichen und heißt im Volksmund das

„rothe Kreuz". Auch kreuzen sich hier die Waldwege, auf deren Grund das junge Gräslein wächst, weil sie einsam sind. Man ruht auf dem Rasen und horcht dem Klingen der ewigen Ruhe und denkt: Du kommst, und weißt nicht woher, du gehst und weißt nicht wohin. . . .

Wenn man weiter gienge?

Ich blickte einmal in den Himmel — leichte, besonnte Wölklein und ein trockenes kühles Lüftchen. Ich schaute auf die Uhr. Eine zeitliche Vormittagsstunde. Ich zog das Stück Brot aus dem Sack und betrachtete seinen Umfang. Wenn man weitergienge? Zu den Almen hinauf, gar bis zum Gipfel des Stuhlecks, wo man die Rundsicht haben soll über den fünfzigsten Theil von Europa! Es gibt ja Touristenhäuser oben und die alte Pfarrer-Schwaig, da wird man doch Atzung bekommen, und bishin reicht dieses Brot. Gut — wagen wir's! Nun mußte der Schritt geändert werden. Nicht mehr seitab laufen, um Steine, Thiere und Pflanzen zu besehen, nicht mehr stehen bleiben und nicht mehr trippeln. Hingegen den gemessenen Alpenfuß anschnallen, langsam und weitschrittig, mit biegsamen Knien und gleichmäßigem Auftreten und den Gehstock mäßig einstemmen. Die sorglose Idylle des Spaziergangs war zu einer strammeren Bergtour geworden.

Die Holzwege und Viehsteige giengen nach allen Richtungen hin. Ich hielt mich immer an den, der am entschiedensten himmelan strebte, stets des Bergrückens entlang. Bisweilen war an einen Baumstamm eine Schindel genagelt, was wohl die Markierung bedeutete. Es heißt, dass die Jagdverwaltung keinen Touristenweg wünsche. Bei jeder Lichtung wurde das Thal hinter mir blauender, hinter der Kampalpe stieg allmählich das Hochgebirge auf, zuerst die Henkoppe der Rax, dann die Schneealpe, das Klosterwappen des Schneeberges und endlich Fels an Fels, von der Veitsch bis zur Hochwand bei Wiener-Neustadt. Auf dem ganzen Weg begegnete mir keine Seele, geschweige ein Leib. Es ist köstlich, ganz allein so hinzuschreiten durch den hohen Bergwald, nichts zu hören als den Schlag der Finken, das Lüftchen in den Wipfeln und seine eigenen Tritte. Immer tiefer zurück sinkt das weite, reichbevölkerte Land, man fühlt sich wie ein Emporgehobener und Befreiter. Da fiel mir auch ein, welch ein Unterschied da herrscht zwischen Strecke und Strecke. Gehst du im Thale wagrecht zweitausend Meter dahin, so hast du noch die gleiche Luft, das gleiche Landschaftsbild, die gleiche Stimmung. Steigst du zweitausend Meter in die Höhe, so liegt eine Welt zu deinen Füßen und ein Wohlgefühl in deiner Brust, die du unten auf Rad oder Nadel vergeblich suchest. Das Jauchzen ist nicht im Thale, sondern auf den Bergen erfunden worden.

Nachdem ich über drei Stunden gegangen war, wurde es licht zwischen den Bäumen. Sonniges Grün leuchtete herein in meine Waldes-

dunkelheit, es waren die ersten Almmatten. Ich setzte mich auf ein schwellendes Mooskissen, in das allerlei junges Geblümel eingewoben war, und ließ mir's wohl sein. Auf der dünneren Seite brach ich das Stück Brot an. Es war eine andächtige und herzinnige Essfreude vorhanden, ganz so wie einst, als der Hirtenknabe das Stück Schwarzbrot in ganz kleine Bissen theilte, um recht lange damit tafeln zu können. Die ersten Bissen bedeuteten ihm Erdäpfelmus, die weiteren Speckkraut und die letzten Rahmstrudel — da hatte er ein Mahl, wie der erste Großbauer in Alpel. Ich wollte jetzt nach dem Speckkraut die Tafel aufheben, denn noch war die Entfernung bis zur Höhe unbekannt und der Wanderer auf einsamen Weiten soll immer noch einen letzten Vorrath im Sacke haben für alle Fälle.

Ich wäre nun am liebsten die kahle Kuppe, die noch zu besteigen, rücklings hinaufgegangen, um keinen Blick zu versäumen in die weiten Thäler und auf die Berge, die offen und herrlich hinter mir da lagen. Gegen Westen stundenlang gestreckt, glatt und grün wie saufte Wiesen, meine Almen, ein entzückendes breites Thal für sich, nur dass es wie bei anderen Thälern an beiden Seiten nicht aufwärts geht, sondern abwärts. Vor mir baute sich noch eine mäßig steile Kuppe, deren Rasen Eis und Stürme zerrissen hatten, so dass überall die erdschwarzen Schürfe und Löcher dalagen und die Steine locker hervorquollen aus dem Inneren des Berges. Der Rasen selbst war noch fahl und ohne Gras und Blumen, in mehreren Mulden lag Schnee. Eine halbe Stunde noch, und ich stand an dem Pfahle, der mit einem Steinhaufen befestigt ist und mehrere Orientirungstafeln trägt. Zu allen Seiten gieng es niederwärts in blaue Tiefen. Das ist die Hochkuppe, genannt Stuhleck. In Tirol und der Schweiz würde man 1783 Meter hohe Berge noch keine Berge nennen. Dort wären sie liebliche Vorhöhen zu Füßen des Hochgebirges. Unser gesegnetes Land aber ist so gebaut, dass ein Berg von der Höhe des Stuhlecks dieselben Effecte gibt, als die Drei- und Viertausender an der Salzach und am Inn. Was die Aussicht von Stuhleck betrifft, so ist jene Touristenreclame allerdings zu vorlaut ausgefallen. Den fünfzigsten Theil von Europa habe ich nicht gesehen.

Der Ausblick gegen Nordwesten ist für uns vom Spitaler Boden Heraufkommenden nicht mehr überraschend. Es ist das graue Steingebirge mit den Hauptculminationen der Hochwand, des Schneeberges, der Rax, der Schneealpe, der Lachalpe, des Ötscher, des Dürnsteins, des Tonions, der Veitsch, der Hochschwabengruppe und der Tragösserberge. In ihren Hochkesseln liegt vielfach noch Schnee. Berge des westlichen Hintergrundes ertrinken im Sonnenäther. Tief zu unseren Füßen ins Grüne gebettet das Fröschnitzthal, das Neubergerthal, das Mürzthal, und dort, wo diese drei Thäler sich einigen, liegt der stattliche, industrie- und verkehrsreiche Ort Mürzzuschlag, leicht

übertüncht mit einer braunen Steinkohlenrauchschichte. Rechts an der Flanke des Sonnwendsteines leuchten einzelne Punkte des Luftcurortes Semmering herüber. Weit draußen am Horizont stehen zwei dünne lichte Streifen scheinbar in den Himmel hinein. Die Eisenbahn und die Reichsstraße, die nebeneinander über das weite Steinfeld hinlaufen und vor Neustadt sich im Dunst der Ferne verlieren.

Von Westen her gieng ein scharfer Wind, gleichmäßig heftig wie ein ungeheuerer Strom. So flüchtete ich mich ein wenig in den südlichen Hang hinab, wo es an den aufgewühlten Terrassen windstille und sonnige Plätze zum Sitzen gab. Also habe ich sie wieder einmal vor mir liegen, da unten ausgebreitet, die nordöstliche Steiermark. Von dem hohen Gebirgszuge des Wechsels im Osten fällt es sachte ab ins Mittelgebirge und Hügelland. Unmittelbar unter Stuhleck liegt der Pfaffensattel, über welchen eine Poststraße von der Bahnstation Steinhaus nach Rettenegg, Ratten, Birkfeld südwärts zieht. Jenseits des Sattels stehen die zwei weißverkarsteten Bergkögel, genannt die Pfaffen. „Die geistlichen Herren", wie jener Grazer Tourist schrieb, aus Besorgnis, von der löblichen Censur sonst confisciert zu werden. — Enge, langgezogene Thäler, mit zerstreuten Bauernhöfen, von mittelhohen, reichbewaldeten, felslosen Bergen bestanden — das ist der Hauptcharakter der nordöstlichen Mark. Unserem Auge fallen besonders auf, der breitgelagerte Stiftingberg, der schärfer aufspringende Masenberg mit seinem letzten Ausläufer, dem Ringkogel bei Hartberg, der langgestreckte Rabenwald, das Ofeneck. Im Hintergrunde der pyramidenförmige Plankogel, der hornartige Lantsch und der Grazer Schöckel. Weiterhin gegen das Unterland verliert sich alles in sonnigen Dunst. Zwischen den Wechselausläufern und dem Masenberg liegt der breite Kessel von Vorau, von dessen altem Chorherrnstift einst die Cultur ausging über dieses Land. Die an den Wechselhängen entspringende Feistritz fließt tief am südlichen Fuße unseres Stuhleck dahin und beispült Theile meiner Waldheimat, von wo aus vor fünfundreißig Jahren sechs lustige Bauernburschen vier Stunden weit heraufgekommen waren auf dieses Stuhleck. Sie sangen Schelmenlieder, einer blies auf der Mundharmonika steirische Ländler, die anderen traten Takt auf den Steinen und meinten, wenn jetzt die Dirnlein da wären! — Fünf dieser damals so leblustigen Gesellen liegen heute in der weiten Welt zerstreut unter der Erde. Nur einer ist zurückgeblieben auf der Höhe und schaut nachdenklich hinaus ins sonnige Land.

Zur würdigen Feier des Berggipfels verzehrte ich dann den Rest meines Brotstückes.

Ein paar hundert Schritt gegen Westen, vom Wipfel aus kaum sichtbar, kauert unter einem schieferigen Felswändchen die „Gustav Jäger-Schutzhütte", aus rohen Steinen armselig hergestellt, aber mit eisernen

Thür- und Fensterläden, wie ein Pulverthurm. Man soll mehrmals eingebrochen, die Hütte sogar einmal zerstört haben. Es muss schon ein abscheuliches Wetter sein, das den Touristen in diesen Steinhaufen hineintreibt. Eine halbe Stunde weiter unten, umstanden von verwitternden Fichtengerippen, findet sich eine ganze Colonie von Schutzhäusern. Eine alte, ziemlich geräumige Holzhütte, ein neues, stattliches Holzhaus und daneben die Almwirtschaft des Spitaler Pfarrers. Den letztvergangenen Winter über soll im neuen Touristenhause ein Flüchtling gehaust und sich ganz behaglich eingerichtet haben, die Einzelhaft auf freier Höhe vorziehend dem vergitterten Gelasse der volkreichen Stadt. Ich hatte mir bereits einen ausgezeichneten Appetit zurecht gerichtet und phantastisch ausgestattet mit Butter, Käse, Sterz und Kaffee! Es war daher eine ganz niedliche Überraschung, als die Hütten und Häuser sich verschlossen und noch unbewohnt fanden. Auf den spießigen Wipfeln der Baumruinen krähten Raben. Diese Einladung zu ihrem Mittagsmahle ist höflich abgelehnt worden. Von nun an machte ich keinen überflüssigen Schritt mehr, sondern stieg langsam, mit möglichster Schonung der noch vorhandenen Kraft, durch den steilen Wald auf einem Schlangensteige hinab in den Kaltenbachgraben. Das starke Gefälle des rauschenden Kaltenbaches hat mich wieder daran erinnert, wie viele überschüssige Kraft es doch überall gibt in der Natur. Hundert Mühlen könnte dieses Wasser treiben und wäre bei der letzten just noch so kräftig wie bei der ersten. Aber schließlich — es ist dieselbe dumme Kraft, die auch in einem erschöpften Touristen noch reichlich vorhanden ist, wenn er von der Felswand herabfällt. Unter Umständen erschlägt da ein todter Schneider einen Grenadier!

Bei einer Waldquelle gab's ein köstliches Mahl. Ich trank Wasser und aß Brunnenkresse und fühlte hierauf wieder Mittel für ein stundenlanges Wandern. Bald jedoch lag der Ort Spital da und nun begegnete mir nach einer achtstündigen Wanderung der erste Mensch, ja eine ganze Karawane, die weiter oben sehr wertvoll gewesen wäre. Der Wirt zog auf die Alm, um mit Mehl, Schmalz, Milch, Fleisch, Käse, Wein, Kaffee u. s. w. ins neue Touristenhaus die richtige Poesie zu bringen. Männer und Weiber schleppten keuchend an jenen Dingen, die den einen erschöpfen, weil er ihrer zu viele, den andern, weil er ihrer zu wenige hat.

Ich saß später im Landhause des Freundes und Mimen Sommerstorff, wo es leibliche und geistige Erquickung in Fülle gab. Und bei heiterer Tafelrunde bleibt es ziemlich gleich, ob tausend Meter höher oder tiefer. —

Also, das war der erste Gang auf das Stuhleck gewesen. Neun Tage später machte ich den zweiten. Weil es so schön da oben, so nahm ich diesmal auch zwei meiner Kinder mit — die Annerl und die Gretel.

Als wir vormittags durch den Kaltenbachgraben hinaufgiengen, war es sonnig und schwül und fortwährend umtanzten uns die Mücken. Neben uns rauschten die zahllosen kleinen Fälle und Sprünge des Baches. Auf halbem Wege wandte die Gretel sich um, zeigte auf die Kampalpe hin und sagte: „Dort steht der Satan!“ Hinter der Kampalpe stieg bleigraues Gewölk auf mit hervorspringenden weißen Nebelfransen. Wie weit es sich nach rechts und links ausdehnte, war in unserem engen Graben nicht zu ersehen.

Nach zwei Stunden kamen wir zur Stelle, wo in einer dürren Baumgabel ein Heiligenbild steht, und der steile Berg beginnt hinan bis zum Schutzhause. Um diese Zeit war auch unser Stuhleckerhimmel mit rauchbraunen Wolken zugedeckt, bis auf ein paar Fleckchen, durch die noch blaue Hoffnung schimmerte. Da wir uns vom schreienden Wasser etwas entfernten, war auch schon Donnerrollen zu vernehmen. Rasch schritten wir den Schlangenweg hinan unter dem schlanken Gestämme, dessen Schäfte weit hinauf kahl und dürrästig und erst im Gewipfel grünbezweigt sind. Annerl, die hinten drein gieng, fühlte an der Hand den ersten großen Tropfen. Mit den unschuldigen Geberden eines vorüberziehenden Sprühregens fielen ihrer etliche nieder, dann war's wieder gut. Meine Hoffnung, dass es sich nun lichten werde, traf nicht ein, die Luft war schweigend und dämmerig; mein rasches Aufsteigen sollte ein gutes Beispiel geben, aber die jungen ungewohnten Bergsteigerinnen ließen zwischen mir und sich immer mehr Baumstämme stehen, so dass ich sie manchmal gar nicht mehr sah. Plötzlich begann es niederzurauschen, große Tropfen, kalte Tropfen, viele Tropfen und — Tropfenkörner. Nun kamen die Mädeln, und jede bot mir ihren Regenschirm an, da ich nur mit meinem unvermeidlichen Stecken versehen war. Die besorgten Begleiterinnen kamen nicht zu Frieden, bis ich den Schirm der Gretel nahm, die sich dann eiligst in den Plaid vermummte. Der Regen wurde zum Guss, wir suchten unter alten Bäumen Schutz, allein sie gaben kein Dach, und weil links und rechts die Blitzkunten knallten, so trauten wir den hohen Stämmen nicht, sondern stiegen voran. Der Fußsteig, die Baumwurzeln waren glitschig genug gewesen, jetzt auch noch die Hagelkörner, so dass wir mit manchem Schritte mehr rückwärts als vorwärts kamen. Zwischen den Stämmen staubte das Wasser, nun wurde der steile Berghang lebendig, überall kleine Wälle von dürren Baumnadeln und Eiskörnern bewegten sich niederwärts, da sich staunend, dort durchbrechend und in hundert Bächen mit Eis- und Erdmassen hinabfahrend. Erst hatten die Regenschirme nur Löcher bekommen, als aber der Steig — es war ja keiner mehr — in die Lichtung des Holzschlages trat, brauste der Sturm und machte in einem Augenblick unseren Schirmen den Garaus, so dass die schlappen Fetzen vom Gerippe niederhiengen. Das Schütten und Prasseln vom

Himmel hörte nicht auf, wir rangen jedes für sich, keines sagte ein Wort. Die Kinder vermochten in den schweren, klebenden Kleidern kaum die Füße vorwärts zu bewegen, wie eingefatscht waren sie ins patschnasse Zeug, strauchelten, rutschten, fielen hin, rafften sich wieder auf, schnauften, fielen wieder hin — aber sagten nicht ein Wort. Es wäre auf keins gehört worden. Plötzlich ein glitscheriger Steg über den tiefen Graben, in welchem ein Brei von Erde und Eis sich niederwälzte. Wir mußten drüber trotz des Sturmes, mit ruhiger Vorsicht gelang es. Ein dumpfer Gleichmuth war's, wir können ja nicht mehr naß werden, und wenn uns die Wasser und Lahnen hinabreißen oder der Blitz erschlägt, so bleibt uns das weitere Bergsteigen erspart. Aller Ausblick war ganz verschleiert, erstens weil unendlicher Regen goß und Nebel flog, zweitens weil über Gesicht und Augen Wasserfälle niedergingen. So stieß mein Kopf jählings an eine Steinwand. Und das war das Schutzhaus. Aber die Mädeln waren zurückgeblieben, ich rief ihnen die Rettung zu, sie hörten nichts und krochen wie zwei unförmige Massen langsam heran. Bei weitaufgerissener Thür, durch die der Sturm mit hineinfuhr, stürzten wir in das Haus, und im Augenblick war das Stubenfletz ein See, so rannen tausend Cascaden von unseren armen Gestalten nieder.

Wir ließen fallen was fiel, Stock, Schirm, Plaid, Hut und schauten uns verdutzt an. Wir wunderten uns, da zu sein. Es war ja wirklich ein Haus, das uns umgab, und wir lebten noch. Da ist es uns einmal so recht klar geworden, warum man auf hohen Bergen Schutzhäuser baut. Und was im Schutzhause eine Hausmutter wert ist! Die liebe Frau Brauner, wir vergessen sie nicht mehr!

Für uns gab's natürlich nur ein Mittel — das Bett! Dieweilen unsere Kleider viele Stunden lang über dem Herdfeuer trockneten, lagen wir in Betten, unter warmen weichen Decken, und während unter dem Schindeldach ununterbrochen Regen und Hagel prasselte und die Donner rollten, tranken wir heißen Kaffee und besprachen das Abenteuer. Geschehen war uns weiter nichts, keines hatte ein gebrochenes Bein, nicht einmal eine Schramme an der Stirn. So waren wir sehr heiter und schmückten das Erlebnis noch mit feinen Zuthaten aus. Von daheim hatte die fürsorgliche Annerl Kirschenkuchen in einem Päcklein mitgenommen. Niemand hatte in der Wetternoth daran gedacht, aber das Ding war durch alles hin der Trägerin an der Hand geblieben. Das steife Packpapier hieng in schwammigen Lappen nieder, aber das „Guterl" hatte die Generalprobe zum Weltuntergang überdauert und mundete uns fast so gut, wie vor Tagen mir das Stück Schwarzbrot. Später sind wir ein wenig eingeschlummert, zu Schlafe gesungen von dem köstlichen Regenrieseln auf dem Dache. — Um fünf Uhr ließ die Hausmutter sagen, die Kleider wären ziemlich trocken. Mittlerweile hatte der Regen auf-

gehört und der Himmel sich gelichtet. Aus den Thälern stiegen weiße Nebel, die Bergspitzen waren rein, aber weiß wie im Winter.

Wir rüsteten uns rasch, den Gipfel vom Stuhleck zu besteigen, über das knisternde Eis hinan. Eine Stunde später waren wir auf der Höhe und sahen weite Hagelfelder über die Almen hin. Der Ausblick ins Hochgebirge war rein und klar, über der östlichen Steiermark aber lag ein finsteres Gewitter, dessen Wolkenvortrab quirlend und schäumend gegen unser Stuhleck heranwallte, während darunter hin die graue Nacht des Regens zuerst die fernen, bald auch die näheren Berge mit ihrem Schleier bedeckte. Im gleichen Maße kam das Donnern näher vom dumpfen Murren bis zum grellen Krachen. Ich, der voraus war, hatte das noch beobachtet, es war ein schwerer Wolkenbruch, der da unten niedergieng; doch von außen sieht sich so etwas wesentlich besser an, als wenn man mitten drinnen ist. Als aber die Mädchen keuchend nachkamen, war es die höchste Zeit umzukehren, kaum, dass sie einen einzigen entsetzten Blick werfen konnten auf das neue Gewitter, das südlich zu unseren Füßen raste. Zur Stunde giengen, wie wir später erfuhren, in Nah und Fern verheerende Unwetter nieder, weite Landstriche und Städte mit Hagel und Hochwasser heimsuchend. Es war der 22. Juni. Ich hatte darauf gerechnet, dass das südliche Gewitter den hohen Bergzug, auf dem wir waren, nicht überschreiten würde, auch ein westlicher Gegenwind strich von der fernen Hochschwabgruppe herüber, wo ein zweites Gewitter stand. So ereilte uns thatsächlich nur ein mäßiger lauer Regen und wir kamen wohlbehalten zum Schutzhause zurück, während tief unten auf dem Spitaler Boden ein Nebelsee braute, aus welchem Blitze zuckten.

Aber als es nun sieben Uhr abends war, heiterte der Himmel, und jetzt erinnerten die Mädchen sich an ihre häuslichen Pflichten und wollten heim. Vom Kaltenbachgraben herauf brausten die Wasser lauter und hohler als sonst und unsere Wirtin, Frau Brauner, warnte vor diesem Rückwege, es werde Stege und Brücken fortgerissen haben. So traten wir nach eingenommener Stärkung unsern Rückweg über das Hocheck an, nordöstlich der Bergzug, der zwischen dem Kaltenbachgraben und dem Fröschnitzthale vom Stuhleckerstock gegen Spital hinab sinkt. Und diese Abendwanderung war wonnig, von den herrlichsten Naturspielen begleitet, ein wahres Kaleidoskop von Nebel, Regen und Sonnenlicht. Auf dem Passe strich ein heftiger Wind, der aus den kahlen Grashängen die Nebel riss, in die Lüfte peitschte und sie wieder auffog. Dann zog sich der Weg hoch auf dem Bergrücken hin zwischen Jungwald. Auf den frischgrünen Bäumen funkelten die Wassertropfen in allen Feuern, denn es war die Sonne da, die vor ihrem Untergehen die Landschaft noch schmückte mit Regenbogen, Alpenglühen und zitternden Diamanten. Als die Sonne hinter der Kampalpe versunken war und die Berge ringsum

im abendlichen Dämmerblau dastanden, begannen im Thale neuerdings Nebel zu wogen und kamen herangestiegen zu uns, um wieder zu verschwinden. In Nebel und Dämmerung führte unser Weg durch finsteren Wald und der liebenswürdig boshafte Engel des Tages war zu guter letzt noch bereit, uns mit Irrwegen zu necken. Nach zwei Stunden emsigen Niedersteigens standen wir auf einer Wiese, noch hier flogen in heftigem Winde abentenerlich geformte Nebelfetzen bergwärts, um womöglich schon am nächsten Tage neue Hochgewitter zu bauen. Vor uns lagen die Lichter von Spital.

Einem derselben, das uns am freundlichsten entgegenleuchtete, taumelten wir zu. Es war wieder das gastliche Haus Sommerstorffs, wo — die Seelen noch voll Touristenrausches — an den hinfälligen Leibern eine gründliche Reform vollzogen wurde, so dass wir nach Mitternacht neu erfrischt die Fahrt nach Hause antreten konnten. —

Und wieder eine Woche später ergab sich der dritte Stuhleckertag, der ergänzungshalber auch noch gemerkt sein soll. Er wurde von Freund Toni Schruf in Mürzzuschlag angespielt. Schon in aller Herrgottsfrüh stand sein Wagen vor meinem Sommerhause. Ich warf rasch meine zwei tapferen Mädeln hinein und eine liebe Freundin aus Sachsen dazu, die eben bei uns auf Besuch war, und glatt gieng's die Reichsstraße vorwärts bis zum Bichelbauer in der Gans. Dort erwartete uns Toni und wir stiegen an durch fast ebenen Wald, über sachte Felder und Matten, genannt die Lehen. Damit begann nun der schönste Weg, der mich je auf einen höheren Berg geführt hat; durch waldige Hochflächen, von Stelle zu Stelle schöne Blicke in die Thäler freilegend, führte er uns fast tückisch auf die 1656 Meter hohe Pretuleralpe, wo wir sein wollten. In dreieinhalb Stunden leistete er es, und das Unterwegs war ein ununterbrochenes Jubilieren meiner Genossen. Sie plauderten, sie scherzten, sie lachten, sie sangen, die unheimlichen Nebel, die aus dem Neubergerthale und an den Raxwänden aufstiegen, vermochte den seligen Bergrausch nicht zu dämpfen.

Beim kaiserlichen Jagdhause auf dem Hanerberge sahen wir die kahle Glatze der Pretuler über den verwitterten und bemoosten Fichten ragen. Auf jener Höhe eine ähnliche Aussicht wie auf dem Stuhleck, welches im Osten steht und durch einen stundenlangen grünen Hochrücken mit der Pretuleralpe zusammenhängt. Im Westen zieht sich derselbe Hochrücken weiter und senkt sich mählich gegen Krieglach-Alpel ab. Auf diesen glatten, weichen, blumigen Hochmatten geht man feiner, als auf persischen Teppichen. Überall weiden die Herden falber Rinder und nicht selten kommt den Haltern ein Juchschrei aus. Jodeln und Jauchzen ist ja die wortlose, aber nicht wertlose Lyrik der Älpler. — Die Lichteffekte waren dieses drittemal wieder andere. Eine dunkle Wolke, die als breite Scheibe gerade über unserem Berge stand, spielte ganz ähnlich wie der bekannte Rundschirm in den Panoramen, sie

setzte unseren Standpunkt in tiefen Schatten, während die Gegenden ringsum durch ein in Dunst gedämpftes Sonnenlicht magisch beleuchtet waren. Die Spitzen des Schneeberges und des Hochschwab standen in wuchernden Wolkenballen, die jeden Augenblick eine andere Form hatten, gleichsam, als wollten sie sich zurechtrücken, wie sie am besten regnen könnten. Über dem Lantsch machten die Wolken schon jene geraden bleigrauen Linien, die allemal so lebhaft an Wettermantel und Regenschirm erinnern. Mich erinnerte jene Lantschgegend auch an das Thal, wo fast alle Dirnlein Mirl oder Mirai heißen, so dass der Befehl des Bauers an sein weibliches Gesinde oft lautet: „Du Mirai, geh soa's in noan Mirai, dass s oan Mirai n noan Mirai soat, dass s oan Mirai in noan Mirai d Schouf umi joad." Wie das geschliffen ist! Und wie eckig es im Hochdeutschen wäre: „Du, Marie, geh und sag es der andern Marie, dass es die andere Marie der andern Marie sagt, dass die andere Marie der anderen Marie die Schafe hinüberjagt."

Bei dieser bummelwitzigen Sache verweilend, behauptete eine von uns, sie sähe auf der österreichischen Seite nach Ober-Ebersdorf hinaus. Aus Österreich müsse einer kommen, „ob er aber über Ober-Ebersdorf kommt!" — Man sieht, der Bergrausch hatte einen hohen Grad erreicht.

Ich hatte mich, um vor dem Südwinde geschützt zu sein, hinter einen Zerbenstrauch hingelegt, um die Wolkenspiele am Himmel zu betrachten, denn wer kann sich je sattsehen an diesen Erscheinungen! Da kam etwas von der Herde her langsam auf mich zu. Ein bärtiger Mann in Lodenlappen, in der einen Hand den Halterstecken, der kurze Stumpf der andern Hand stak in einem Ledersacke, der an die Brust geheftet war. Der Mann, der da heroben tagelang keinen Menschen zu Gesichte bekam, fragte gleich, ob ich erschöpft und hungrig wäre, dann gehe er hinab zur Hütte, wo er Milch und Brot habe. Wir litten keine Noth, doch sein guter Wille bewirtete mich köstlich wie mit wirklichem Mahle, und ich zum Gegengeschenk bewirtete ihn mit trostreichen Worten. Denn der Mann, noch in guten Jahren, gestand, dass es doch recht öde sei da heroben. Hätte er in dem Sägewerk zu Mitterdorf damals seine Hand nicht verloren, so würde er wohl lieber bei den Leuten geblieben und in eine Fabrik gegangen sein. Mit einem halben Händewerk könne er freilich auch nur das halbe Leben beanspruchen. Nun, da habe ich ihm vorgestellt, dass — wie es heutzutage bei den Leuten und in den Fabriken zugehe — auf der stillen Alm beim lieben Vieh ein schöneres und volleres Leben sei. Da auf einsamer Höhe, in der Nähe von unserem Herrgott, gäbe es keinen Unfrieden, keine Bosheit und Feindseligkeit, keinen Herzenszwist, nichts von all dem Übel, als das bisschen schlechte Wetter manchmal.

„Und Langweil'!" setzte er dazu. „Bester Herr, ich wollt schier meinen, wollt' ich, die Langweil ist schlimmer, als alles andere zusam'. Ist ein Beest, die Langweil, und schon gar, wenn der Mensch keinen Tobak nit hat."

Jetzt kam die Quelle seiner Leiden zutage. Der „Tobak“ war ihm ausgegangen, er konnte nicht ins Thal, um welchen zu holen. „Nix thut der Mensch für die Weil' so hart gerathen, als den Tobak. Immereinmal, wenn's mir schon gar rechtschaffen zusetzt, schneid' ich mir dürres Kräntelwerk zusam' und in die Pfeifen damit. Ist auch nix für die Läng und derwischt einer leicht einmal was, wo der Teuxel drin steckt. Den Schädel voll Hexenrauch kunnt's schon sein, dass man nachtschlafend Stund aus der Halterhütten schleicht und zu den Rettenegger-Dirndeln hinabmanselt, die eh schöner sind, als wie die Mürzthalerinnen, und halt auch anhabiger.“ Das Letztere hat er wohl spasseshalber vorgebracht, denn im ganzen glaubte ich zu verstehen, dass er „härter den Tabak thät grathen, als die Dirndeln“, und dass der Tabak ihm für alle andern Erdengüter gut sei. Das „Recht auf Arbeit“, schön. Das „Recht auf Tabak!“ Auch schön. Wo eine „sociale Frage“ so leicht zu lösen ist, da muss man's thun, man lässt den Mann beim lieben Vieh und schickt ihm Tabak. Die Ochsenherde war ihm auch weit anhänglicher gesinnt, als er das anderswo in der Menschenherde finden wird. Zwei- oder dreimal sagte er den Lockruf hin: „Se Öchseln, se!“ Und alle gleich zusammen, eine Leibgarde bildend um den Halter, der thatsächlich eher beneidenswert, als bedauernswert schien. Hätte so ein Mensch nebst seiner Tabakspfeife auch Sinn für die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Natur und natürlich auch einen wasserdichten Wettermantel — er wäre gar nicht übel bestellt, dächte ich fast. Bestimmt kann man's wohl erst sagen nach dem Probierthaben!

Wir wenigstens strebten reicheren Quellen zu. Als der Wind uns Sprühregen an die Wangen warf, ließen wir uns vom Toni gen Süden den Hang hinabführen. Dort, wo die Zwergbäume anfiengen, wisse er was. Dort waren Zimmerleute beschäftigt, Bauholz zu knaspen. Wir setzten uns, vor Wind und Wetter geschützt, auf das Fletz der vierseitig geknaspeten Balken und Toni begann seinen Rucksack auszukramen. Bigott, da drinnen gab es absonderliche Dinge. Brot, Kipfeln, Schinken, Käse, Salami, Zuckerbackwerk, Untersteirerwein, Cigarren und — Champagner. Na freilich war es leicht, dem Halter da oben Genügsamkeit zu predigen, wenn man selber einen vollgeraideltен Rucksack weiß. Freilich riefen wir den Halter, dass er uns zu Hilfe komme, doch der hatte sich mit seiner Herde auf die andere Seite des Kogels gezogen und wartete geduldig auf den Tobak.

Wir waren sehr heiter geworden und ließen uns gegenseitig hochleben, auf diesem erhabenen Standpunkte mit vollster Berechtigung. Wenn wir mit Stöcken an die Zimmerbalken schlugen, so klangen diese fast wie Metall, denn die wetterharten Hochalpenbäume sind aus anderem Holze geschnitzt, als die glatten, schlanken Stämme des Thales, die zwar nicht beknorpelt und verkropft sind, hingegen aber Weichlinge durch und durch und als Zimmerstoff in der Sonne verkrümmen und verschrumpfen, in der Feuchtigkeit

nach wenigen Jahren vermodern. Sicherlich wäre auch dieser wetterharte Baumschlag längst ausgerottet oder degeneriert, wenn er sich nicht ins unzugängliche Hochgebirge geflüchtet hätte. — Es kam nun der Bauer herauf, der dieses Holz gestellt hatte, und es kamen die Zimmerleute heran, um ihre Arbeit fortzusetzen. Freund Toni gab den Leuten mancherlei Weisungen und allmählich stellte es sich heraus, dass dieses Bauholz, auf dem wir getafelt hatten, für eine gewisse Alpenhütte bestimmt sei, die auf den Hochmatten der Pretuleralpen gebaut wird.

Denn, statt an diesem Stuhleckerbergstock immer auf- und niederzusteigen, ist es gescheiter, man bleibt ganz oben und schickt einen kleinen Buben ins Thal zu den Leuten: Einen schönen Gruß, und sie sollten machen, was sie wollten.

Ein Abendsingen.

Von **Rosalie Fischer.**

Ein Abendsingen im leise bebenden Baumlaub, ein Abendsingen der Vöglein zum Himmelsvater hinauf, — ein Abendsingen der Halterkinder, die ihre Kühe und Gaißen durch die gründämmernde Maienwelt heimwärts führen, und ein Abendsingen drinnen im strohgedeckten, friedlichen Hause, durch dessen Fenster Lichter schimmern, zitternde Lichter an einem hohen Brett, auf dem schmal und still ein Mütterchen liegt. —

Ja, ein Abendsingen, Schlummerlieder, ein trauriger ergreifender Gesang, wie ihn die Nachbarsleute so oft und oft gesungen, wenn einer oder eine aus ihrer Mitte schied, — Todtenlieder beim „Leichwachten".

Andächtig, leise oder laut weinend hatten sonst die Zurückbleibenden zugehört, — heute aber hat einer die Stube verlassen und steht draußen im stillen Abendsinken und schaut, und schaut. —

Finster ist sein Blick, finster das schmale, noch junge Gesicht, das nur ein schütteres, lichtes Schnurrbärtchen schmückt. Dunkel, städtisch ist er gekleidet und städtisch auch das blonde vierjährige Kind, ein Knabe, der munter über den grünen Rasen tollt, einen schwarz gebraunten „Ofenwagen" hinter sich herziehend, so einen Ofenwagen mit zwei Radeln und einer langen Stange, wie er auf der Bäuerei in offenen Herdküchen zum Aus- und Einführen der gefüllten Häfen beim Ofen gebraucht wird, — so ein Ofenwagen, wie ihn die alte Mutter, drinnen auf dem schmalen Brett, so oft und oft einst gebraucht hatte. —

Der hagere junge Mann denkt daran, denkt an die Zeit, wo er als Kind so oft und oft neben der Mutter gestanden, wenn sie in der Küche schaffte, wie oft er sich am Herdfeuer wärmte, wenn er im nasskalten Spätherbst vom Kühhalten oder von der Feldarbeit heimkam, halberfroren und durchnässt, — ein armes Kind.

Ja freilich, er war arm gewesen, sehr arm, aber er war nicht ärmer als fast alle anderen Nachbarskinder und große Leute, darum erbitterte ihn diese Armut nicht, darum, weil diese Armut nicht Noth und Elend barg, sondern noch immer bot, was ein gesunder, anspruchloser, munterer Bauernbube brauchte.

Aber anders, anders war es geworden. Als er heranwuchs, lernte er das Maurerhandwerk, indes die ältere Schwester die Heimatskeuschen übernahm und heiratete. Platz war noch für ihn daheim, trotzdem sich Jahr für Jahr ein Mädl oder ein Bube einstellte, bis sieben beisammen waren. Da brachte das junge, arbeitsame aber auch abgearbeitete Weib das achte, da war es zu viel, da schlofs es kraftlos die müden Augen und ließ ihr Schöckerl Kinder allein, mutterlos zurück.

Wie groß, wie herzzerreißend war damals der Jammer, — wie schlug da die alte Mutter verzweifelnd, fassungslos die Hände übern Kopf zusammen: „Mein Gott, hiazt geht das Weibsbild fort und lafst mir die Kinder z'ruck."

Und diese Kinder! Auf dem Herdrand saßen die größeren Mädeln und weinten, und die kleineren Buben standen verschüchtert und schauten mit großen, bangen Augen die vielen Leute an, die kamen und giengen, und die Mutter, die unterm durchsichtigen „Überthan" so gut schlief und nicht munter werden wollte.

Ein Bild zum Steinerweichen. Damals sprach eine erfahrene Frau: „Unser Herrgott, der's erschaff'n hat, er wird ihnen weiterhelfen. Es wird sich keins ‚verpudln' (verkugeln) auf der Welt."

Und sie hatte wohl recht gehabt, verkugelt hat sich keines, nur das allerkleinste holte die Mutter ins Jenseits, in den Himmel hinauf. Über die größeren erbarmten sich die Nachbarsleute und Verwandten, die kleinen bekamen eine Stiefmutter, ein fleißiges, umsichtiges Weib, das keine eigenen Kinder hatte, die „erheirateten" aber, wenn auch nicht mit Liebe, so doch mit Verstand versorgte, ebenso die alte Mutter. Der Sohn, der Maurer, gieng in die Fremde.

Erst war er Soldat, dann nahm er um des großen Verdienstes willen Arbeit in der Stadt und gründete sich eine Familie. Und von da an begann er die Welt mit anderen Augen, von einer anderen Seite anzuschauen als bisher. Und nach und nach erlosch alles in seiner Brust, was ihn bisher freudig oder gläubig bewegte, — er, der einst so fröhlich jauchzen und im Unglück beten konnte, er war ein anderer

Mensch geworden; nur ein Gefühl hatte er die Zeit her treu gehegt, die Liebe zur Mutter. — Er schickte ihr viel, was ihr Freude machte und kam zu ihr, wenn es ihm möglich war, und heute hatte er als letzte Gabe einen Kranz duftig schöner Rosen auf ihre Bahre gelegt. Die Thränen, die ihm in den Augen brannten, kamen gewaltsam zum Ausbruch, als er die abgezehrte, abgehärmte, nun so friedlich ruhende Mutter ansah, aber die Hände faltete er nicht und sprach kein Gebet. Und als die Nachbarn beteten und sangen, verließ er die Stube und sagte trocken zu seinen Verwandten, er könne das Plärren nicht hören und ein Blumenkranz sei mehr wert, als all das Geplapper oder eine Messe. —

Und nun steht er draußen, und als eine Nachbarin ihn anspricht, erzählt er ihr in seiner finsteren Weise von der großen Welt.

Und er erzählt viel; er erzählt von dem Reichthum, dem Übermuth, dem Müßigang der einen und von der Plage der Armut und dem Elend der andern; und er erzählt, wie er den Glauben, die Religion verloren habe, angesichts der großen Ungerechtigkeit auf Erden.

„Menschen soll'n wir sein", sagte er bitter, „Menschen. Und für was schau'n uns an. Mein Dirndl, mein kleines, hab'n sie mir umgebracht. Den Scharlach hat es gehabt, und weil wir arme Leute sind, haben sie es uns weggenommen und haben es im Spital in eiskalte, nasse Tücher gehüllt und haben es gemartert, bis es weg war. Denn der arme Mensch ist nur zum Probieren da und wenn er hin ist, wird er zerstückelt und verworfen wie ein arm's Vieh. In einem Haus hab' ich gemauert, da sind Haufen Menschenbeine auf dem Boden herumgelegen, die werden verkauft. Und da soll unsereins ein Mensch sein und glauben, beten können!"

So bitter, so zornmüthig hat er gesprochen, und die Nachbarin ist wieder fort, und wieder steht der Mann allein. Ein Rauschen geht durch die dunkelnde Gotteswelt, durch die Büsche und Bäume, durchs wiegende flüsternde Korn. Zwei Dirndln jung und kräftig, Kinder der frühverstorbenen Keuschlerin, die eben die Stallarbeit verrichtet haben, kommen zum Brunnen, pumpen Wasser und waschen munter die bloßen derben Füße im Trog. Sie plaudern und lachen den Vetter an, dann lauschen sie und falten die Hände, — die Abendglocken klingen.

Das Kind läuft den Hang herauf, stutzt und schaut die Mädeln an und, indes es sich still an den Vater lehnt, faltet es unwillkürlich um die Stange des Ofenwagens die Händchen. Unruhig streichelt der Vater über das weiche Kindeshaar, die andere Hand ruht auf dem Gartenzaun.

Sie falten sich nicht, diese harten Arbeitshände, und von den Lippen kommt kein Gebet, aber zum Himmel, wo durchs Gewölk der junge Mond hinzieht, da schaut der Mann hinauf. Nirgends ein Stern.

Aber sternengleich schimmern die Kerzenlichter durchs Fenster heraus und beleuchten den kleinen Vorgarten, in dem ein weißblühender Hollerbaum im Nachtwind rauscht und die Pfingstnelken und Heckenröserln duften.

Diese alten, lieben Blumen, — dieses weihevolle Leben und Weben der Sommernacht, — Grillengezirp ohne Unterlaß und Unkensang; im Korn der Wachtel Schlag: „Find'st mi nit, geh zur Ruh'."

Wie der Rauch des Herdfeuers von Hütten und Häusern niederweht und schleierhaft über das dämmernde Heimatthal hinzieht, — heiliger Abendfriede!

Und wie die Lichter zittern an der Mutter Bahre und die Glocken so traurig klingen, — zum „Engel des Herrn", und das kleine Glöcklein „Für alle armen Seelen im Fegefeuer!" —

Der finstere Mann wendet sich ab. — Kein Gebet fürs Mütterlein, das zur Ruhe gieng, — kein Gebet für sie, die so bang und treu seinen Schlummer einst bewacht und für das schutzlose, schlafende Kind gebetet hat?!

Ist sie schuld an seinem Elend, trägt der Glaube, die Lehre der Liebe Schuld daran?!

Kein Gebet für die Mutter, die ihn die Hände falten, zum Himmelvater beten lehrte?!

Ach, wie die Blumen duften auf der todten Mutter Brust, und die Glocken klingen und singen!

Du weißt nicht wie.

Gedicht von Justus Frey.[1])

Dein Sinnen, was kann's dir frommen?
Das Schicksal bezwingst du nie!
Die Freuden und Leiden kommen,
Sie kommen, du weißt nicht wie.

Im Busen die stärksten Triebe
Gar heimlich erwachen sie;
Es schleicht sich ins Herz die Liebe,
Die Liebe, du weißt nicht wie.

Dich wecken die Waldeslieder
Voll süßester Melodie:
Der Frühling, er stieg hernieder,
Hernieder, du weißt nicht wie.

Vergebens dein emsig Spähen,
Wenn Gott nicht den Arm dir lieh;
Gedanken und Blitz entstehen,
Entstehen, du weißt nicht wie.

Vorüber die Wonnestunden,
Es zittert, es wankt das Knie;
Die Liebe, das Glück verschwunden,
Verschwunden, du weißt nicht wie.

[1]) Aus dem Werkchen „Justus Frey, ein vergessener österreichischer Dichter" von dessen Sohn. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898.)

Kleine Laube.

Zwei Friedhöfe.

Ist denn das so traurig?

Von der Anhöhe hinabzublicken auf den ländlichen Garten, in welchen Allerseelen blüht in tausend Flammenknospen. Über den Gräbern webt treues Erinnern, vergangene Menschen wirken fort in den Herzen und Thaten der Hinterbliebenen und mancher tief unten Schlafende kommt erst jetzt zu seinem Antheil von Liebe. — Todte Leiber, lebendige Seelen!

* * *

Ist denn das so lustig?

Vom alten Castell aus hinabzuschauen auf die millionen Lichter der großen Stadt, deren dumpfes Brausen die ganze Nacht nicht zur Ruhe kommt. In listigem Hasten oder trägem Schleichen jagen sie dem Gelde und dem Fleische nach, in nimmermüder Gier dem Gelde und dem Fleische nach! — Lebendige Leiber, todte Seelen!

Ein steirisches Künstlerpaar.

Die neue Zeitschrift „Bühne und Welt" in Berlin enthielt in ihrer ersten Nummer einen Aufsatz über ein uns Steiermärkern besonders liebes Künstlerpaar: Sommerstorff und die Gesjner! Wem träte, heißt es dort, nicht bei dem Erklingen dieser Namen jenes sinnige Bild vor das geistige Auge, welches uns diese beiden als Liebespaar Faust und Gretchen vereint erblicken läßt? Und wer hätte nicht von dem reinen Familienglück und von dem stillen Frieden gehört, die im Hause dieser prächtigen Menschen walten? Denn ob sie gleich der Öffentlichkeit angehören, liegt dennoch der Schwerpunkt ihres Lebens in der friedevollen Zurückgezogenheit ihres Heims. Hier findet Otto Sommerstorff in den Stunden, welche Proben, Rollenlernen und Spielen ihm freilassen, Muße, seinem Lieblingsstudium sich hinzugeben, der Poesie. Wenigen nur dürfte es bekannt sein, daß der Künstler, den wir als König Heinrich, Faust, Pfarrer von Kirchfeld zu sehen gewohnt sind, seit länger als zwanzig Jahren — Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter" ist. Von ihm

stammt ein großer Theil jener launigen Gedichte, welche zumeist am Anfang des bekanntesten aller deutschen Witzblätter stehen und die sich durch ihre feinhumoristischen Pointen auszeichnen. O. Storff ist sein Pseudonym, das wir unschwer aus dem Namen Sommerstorff ableiten können. Und wer kennt nicht sein anmuthig geschriebenes, eine ehrliche, fast naive Bewunderung der Schönheiten unserer Allmutter Natur athmendes Werk über seine Fahrt von New-York bis San Franzisko? Es ist eine echte Künstlernatur, welche uns in Otto Sommerstorff entgegentritt; sie bleibt nicht auf ein einzelnes Gebiet beschränkt, sondern sie bethätigt sich in allem, womit der Künstler in Berührung kommt.

Die stille Zurückgezogenheit, in welcher das Paar inmitten des Getriebes der Weltstadt lebt, findet ein Gegenstück in dem idyllischen Waldleben, welchem sich Otto und Teresina in den Monaten, da der Tempel der Kunst seine Pforten geschlossen hält, Jahr für Jahr hingeben. Dann pilgern sie hinauf in die Alpen, in die Einsamkeit des Hochgebirges, wo sie sich in Spital am Semmering ein weltentlegenes Sommerheim gegründet haben. Hier lebt Otto Sommerstorff in inniger Geistesgemeinschaft mit seinem älteren Freunde Peter Rosegger. Über den „darstellenden" Künstler kann man wohl kaum etwas sagen, was nicht allgemein bekannt wäre. Das Berliner Publicum kennt seinen Sommerstorff und weiß ihn zu schätzen. Nur wenige kurze Worte über seinen Werdegang als Schauspieler mögen hier Raum finden.

Otto Sommerstorff ist als Urenkel des bekannten Kupferstechers Johann Gotthart von Müller im Jahre 1859 zu Krieglach in Steiermark geboren und erhielt den einfach bürgerlichen Namen Otto Müller, für den er erst später bei Beginn seiner Theaterlaufbahn den Familiennamen seiner Mutter annahm. Der Künstler war zunächst für das Studium der Rechte bestimmt. Er besuchte in Stuttgart und Wien das Gymnasium und bezog sodann die Wiener Universität. Hier war es kein Geringerer als Meister Laube, der gelegentlich einer Studentenaufführung im Wiener Stadttheater das Talent des damals achtzehnjährigen Otto Müller entdeckte und ihn zu dem Entschluss ermuthigte, umzusatteln. Bereits nach zwei Jahren wurde Sommerstorff von Dr. August Foerster für das Stadttheater zu Leipzig engagiert (1879). Im Jahre 1883 trat er in den Verband des von Adolf L'Arronge begründeten Deutschen Theaters, welches zahlreiche künstlerische Kräfte ersten Ranges aus ganz Deutschland an sich zog.

Am Deutschen Theater war es, wo Otto Sommerstorff, der hier den Faust mit Teresina Geisner als Gretchen spielte, sich mit dieser anmuthvollen Künstlerin für das Leben vereinte. Hier konnte nun der Theaterbesucher nicht nur ein gespieltes, sondern ein echtes Liebespaar sehen, und vielleicht war dies das Geheimnis, dass jene herrlichen Scenen in Altmeister Goethes bedeutendstem Werk so menschlich wahr zur Geltung kamen. Im Jahre 1888 wurden beide ehelich miteinander verbunden, und fast sprichwörtlich ist seitdem das Glück dieser Künstlerehe geworden.

Und nun zu der Herrin des traulichen Heims. Wer je unter dem Banne ihrer natürlichen Liebenswürdigkeit gestanden, wer je in ihre sinnenden Augen geblickt und dem Silberklang ihrer Stimme gelauscht hat, der wird diesen bestrickenden Eindruck nicht so leicht vergessen.

Glänzend ohne Frage ist ihre Künstlerlaufbahn, umsomehr, wenn man bedenkt, dass sie in der Jugend bis zu ihrem fünfzehnten Lebensjahre nicht ein einziges deutsches Wort sprechen konnte. Geboren wurde Teresina in Vicenza in Ober-Italien. Ihr Vater war ein höherer czechischer Officier mit fast unaussprechbarem Namen, ihre Mutter eine vollblütige Italienerin, und so lernte Teresina in ihrer Kindheit das italienische Idiom. An der Schauspielschule des Wiener Conservatoriums vollendete sie ihre dramatische Studien, nachdem sie, von lodernder Begeisterung zur deutschen

Schauspielkunst ergriffen, den heroischen Entschluss gefasst hatte, Jahre hindurch kein Wort italienisch zu sprechen. Das Grazer Stadttheater war die erste Bühne, an welcher die junge Künstlerin auftrat. Bald folgte ein von der ehrendsten Anerkennung gekröntes Gastspiel am Wiener Burgtheater. Dann erreichte sie im Jahre 1887 der entscheidende Ruf nach Berlin, wo sie von Adolf L'Arronge auf eine Reihe von Jahren dem Deutschen Theater verpflichtet wurde. (Wir nennen sie eine steirische Künstlerin, erstens, weil sie in Steiermark zuerst in der Kunst auftrat, zweitens, weil sie einen Steirer sich zum Lebensgefährten erkoren hat, drittens, weil sie in Steiermark ihr Alpenheim aufgeschlagen hat, wo sie ihre Kinder steirisch erzieht und endlich, weil wir Steirer auf sie ein wenig stolz sind.)

Gegenwärtig wirkt das Künstlerpaar gemeinsam am Berliner Theater, aber das kommende Jahr sieht sie beide zurückkehren an jene Kunststätte, welche ihnen als erste in Berlin ihre gastlichen Pforten geöffnet hatte, das Deutsche Theater. Trotz eines lockenden Antrages des Director Schlenther an die Wiener Hofburg hat sich das künstlerisch stets gemeinsam wirkende Ehepaar für Berlin entschieden, das ihnen, die beide nicht hier geboren sind, zur Heimat geworden ist.

Poetenwinkel.

O zürnet nicht dem Sänger.

O, zürnt dem Sänger nicht und seinem Liede,
Wenn er in einer andern Weise spricht,
In seinem Herzen wohnt ja Gottes Friede
Im ungetrübten, hellen Sonnenlicht!

Nach eig'ner Art erfasst er die Geschenke,
Dem Menschenkind vom Schicksal zugezählt,
Und wie er dann in Freud und Leid auch denke,
So ist's doch seine und nur seine Welt.

Ihn freut das Gute in der Menschenseele,
Ihn dauert der Gefall'ne schmerzbewegt,
Gerührt betritt er auch des Armen Schwelle,
Weilt gern, wo sich die Arbeitsfreude regt.

Dem Schönen und Erhab'nen zugewendet,
Er selbst begeistert nur nach Hohem strebt,
Darum auch freudig er das Beste spendet,
Was tief in seiner Dichterseele lebt.

Franz Tiefenbacher.

* * *

Wandersehnen.

Nun sind schon längst die Vöglein
Entflog'n dem warmen Nest,
Weil sie das Wandersehnen
Daheim nicht sitzen lässt.
Die weißen Flocken wirbeln dicht
Und decken zu den Wald,
Das Mütterlein am Ofen spricht:
„Rück' zu, sonst wird dir kalt."

Das leid'ge Wandersehnen,
Das ist mein steter Gram,
Der mich gar oft mit Thränen
Des Schmerzes überkam.
Die Schwalbe kennt ihr Reiseziel,
Mir scheint es unbekannt,
Da drückt das stürmische Gefühl
Den Stab mir in die Hand.

's fliegt auf Schwalbenflügeln
Ein Gruß zu mir ins Haus;
Lass mich die Thür' entriegeln,
Lass treten mich hinaus!
Und treibt der stürm'sche Wanderdrang
Mich fort zur Frühlingswend',
Dann weiß das Herz voll Glockenklang
Der Reise Ziel und End'.

Georg Mühlbach.

* * *

Herbstlied.

Ihr schenkt uns noch einmal die Wonne,
Ihr Berge, ihr Thäler und Auen,
Und du, mildstrahlende Sonne,
Am freundlichen Himmel, am blauen!

Buntfärbige Blätter der Bäume,
Sie weben ein lieblich Geschmeide,
Und wie einst des Frühlinges Träume,
Ein Wehen geht über die Heide.

Der Wälder stets lustiges Völklein
Traut zwitschernd sich sammelt zur Wander,
Am Himmel die duftigen Wölklein,
Und sie zieh'n hinaus miteinander.

Laulüftchen in schmeichelnder Weise
Küßt traulich die Wangen dem Kinde,
Und spielt mit den Locken der Greise,
Wie dort mit den Blättern der Winde.

Auf Wiesen sich Fädchen an Fädchen
Verspinnen im sonnigen Schimmer.
Ein Falter im schleißigen Röckchen,
Er findet Süßblümelein nimmer.

Und Himmel und Höhen verschleiert
In duftiger Ferne verschweben.
Die Erde im Abendgold feiert
Des Nachsommers ruhendes Leben.

Rothbauer.

* * *

Verklärung.

Und war erst Frühling in der Welt
Und ist nun Sommer worden:
So grüßt uns ährenreif das Feld
Aus golddurchwirkten Borden.

Und ob nicht mehr im jungen Weiß
Am Steig die Kirschen blühen:
So soll, was uns durchflutet leis',
Doch nimmermehr verglühen.

Kein tiefer Weh in dieser Zeit,
Als nimmermehr vergessen
In stiller Herzenseinsamkeit,
Was wir doch nie besessen.

Kein heil'ges Glück auf Erdenrund,
Das nie ein Abschied störte,
Als halten fest im Herzensgrund,
Was niemals uns gehörte.

Was ewig schön und gut und wahr
Von Herz zu Herzen hauchet,
Verjüngt der'n Herz, daß wie ein Aar
Es hoch durch Wolken tauchet.

Dann liegt wie Herbstessonnentag
Die Welt zu unsern Füßen,
Uns, statt mit Nachtigallenschlag,
Mit gold'nem Wein zu grüßen.

Versöhnt so schauen wir zurück
Von einem Herbst zum andern:
Gesundes Herz und heit'rer Blick,
Weil wir in Klarheit wandern.

Konrad Aspia.

* * *

Die Zeit.

Kein Erdenpilger geht in Einsamkeit,
Denn immer treu begleitet ihn die Zeit.

Sie führt das Kind durch einen lichten Raum
Von Spiel zu Spiel. Da geht es wie im Traum.

Dem Jüngling reicht sie lächelnd ihre Hand
Und spricht: Komm mit nach deiner Sehnsucht Strand.

Ernst blickt die Zeit dem Manne ins Gesicht
Und weist ihn auf den strengen Pfad der Pflicht.

Zum müden Greise endlich spricht die Zeit:
Bald darfst du ruh'n, dein Weg ist nicht mehr weit! — —

Kein Erdenpilger geht in Einsamkeit,
Denn immer treu begleitet ihn die Zeit.

Heinrich Hege.

* * *

Heimweh.

Ein Sonntagnachmittag. Mit tausend andern
Enteile ich der großen, lauten Stadt.
O könnt' ich weiter, weiter, heimwärts wandern,
Ich bin der Häusermenge übersatt!

Bin satt der stolzen Kunst in Prachtpaläſten,
Die ich zu schauen einst so heiß begehrt,
Hab' satt getrunken mich bei lauten Festen
An allem, was mir einst begehrenswert.

Auch hier im Grünen wieder Menſchenmaſſen,
Und doch wär' ich so gerne ganz allein!
Warum, warum hab' ich dich doch verlaſſen,
Du ſtille, kleine, traute Heimat mein?

„Ein armes Neſt", ſo hab' ich dich geheißen,
Als ich, o Heimat, von dir Abſchied nahm,
Und jauchzend wollte ich mich glücklich preiſen,
Als in die Weltſtadt ich, die ſtolze, kam.

Es täuſchte mich mein thöricht eitles Wähnen,
Ich kettete mich an die Fremde feſt,
Und nun verzehrt mich unſtillbares Sehnen
Nach dir, o Heimat, du mein „armes Neſt"!

Franz Floth.

* * *

Herz, mein Herz, was zagest du?

Herz, mein Herz, was zageſt du!
Weil dir heißer Kampf beſchieden?
Friede gibt es nicht hienieden
Nur im Grab allein iſt Ruh'.
Menſchen müſſen ewig ringen!
Können nur im Kampfe dringen
In das Reich der Seligkeit.
Iſt dein Himmel hier nicht heiter?
Ziehe kämpfend muthig weiter!
Unſ're Welt iſt groß und weit.

Manneskraft und Mannesmuth,
Manneswert und Lebensfreude
Nicht im weichen Sammetkleide,
Nicht in ſchlaffen Adern ruht.
Was mit Mühe dir gelungen —
Was dir deine Kraft errungen,
Das nur wahre Freude bringt.
Nur nicht muthlos, nicht verzagen!
Groß iſt, wer im kühnen Wagen
Sich empor zum Höchſten ringt.

August Anton.

* * *

Truhliadl.

Ih bin a Stoansteira —
Ih han a Schneid in Köpfl,
Mein Vota is a Keuschler,
Und d' Mnata hat a Kröpfl.

Ih bin a Stoansteira —
Mir müaßts an Enzian[1]) gebn,
Ohg'schmalzne Holzknechtnockn
Und a Sterz, der is mein Lebn.

Ih bin a Stoansteira —
Ih trag a Lodenjoppn,
Ih kann brav Dirndln liabn
Und ah die Jager foppn.

Ih bin a Stoansteira —
Mehr brauch ih nit zan sagn;
Wanns eppa raſſn wöllts —
Aft könnts noh mehr dafragn!

Hans Fraungruber.

Bauernleben im Mittelalter.

Da iſt vor kurzem bei Duncker & Humblot in Leipzig ein Buch erſchienen: „Süddeutſches Bauernleben im Mittelalter" von Dr. Alfred Hagelſtange. Ein Werk, das uns eigentlich nur das Heimweh weckt nach einem urtüchtigen und urdeutſchen Stande, der ſchon in den letzten Jahrhunderten mählich herabgekommen war und den die Gegenwart vollends vernichtet. Die „Grenzboten" werfen einen bezeichnenden Blick auf jene Zeit und dieſes Buch; ſo heißt es da:

Über den aus Reichthum entſprungenen Übermuth und die Üppigkeit der Bauern wurde einſt zwar überall in deutſchen Landen geklagt und geſpottet, aber nirgends waren die Bauern ſo reich und ſo üppig, wie in Öſterreich. Der Verfaſſer des Buches ſchreibt das hauptſächlich dem Umſtande zu, daſs die großen geiſtlichen

[1]) Schnaps.

Stifter, denen dort das meiste Land gehörte, den Bauern sehr geringe Lasten auflegten; sie mögen ihnen wohl auch durch ihre Musterwirtschaften als Vorbilder genützt haben.

Als Beispiel der guten Behandlung, deren sich die Frohnbauern und Knechte in der zweiten Hälfte des Mittelalters erfreuten, haben wir aus Lamprechts Darstellung des deutschen Wirtschaftslebens einmal angeführt, daß hie und da auf beiden den Acker begrenzenden Rainen ein Gefäß mit Wein aufgestellt wurde, aus dem sich der Pflüger bei jeder Wendung laben konnte. Aus Hagelstange erfahren wir noch, daß auch eßbare Sachen hingestellt wurden: zu Salrich setzte man dem Pflüger einen Topf mit Honig hin, daß er sich stärken könne, „so er swagh würde". Es wird sich kaum ermitteln lassen, wie weit solche Humanität aus der Abhängigkeit der Grundherren von ihren spärlich gewordenen Leuten entsprang (sehr schwer wurde sie ihnen deswegen nicht, weil die Naturalien bei der verhältnismäßig geringen Anzahl von Städten einen geringen Wert hatten), und wie weit natürliche Gutmüthigkeit und christliche Gottesfurcht mitwirkten. Gutmüthigkeit liegt zweifellos im deutschen Volkscharakter, wenn sie auch nicht stark genug ist, sich gegen widerstreitende Interessen durchzusetzen. Der Einfluß der Bibel aber ist in manchen Vorschriften unverkennbar, z. B. daß, wer im Vorübergehen Feld- und Gartenfrüchte abpflückt und genießt, nicht als Dieb angesehen werden solle; nur mit fortnehmen dürfe man nichts; auch darf der Bauer sein hungerndes Pferd mit den Vorderfüßen in eines andern Acker treten und fressen lassen, aber nichts auf seinen Wagen laden. Namentlich schwangeren Frauen wird erlaubt, sich aus Feld und Garten, aus Wald und Bach zu nehmen, oder sich holen zu lassen, wonach sie gelüstet. Überhaupt ist die Rücksicht, die man auf Schwangere und Wöchnerinnen, sowie auf Kinder nimmt, geradezu zart zu nennen. Daß im allgemeinen dem Hörigen sein Hausrecht gewahrt wurde, und daß der Frohnbote meistens, wenn er den Zins erhob, draußen vorm Gatter stehen bleiben mußte, ist früher schon erwähnt worden. Manche Weisthümer schreiben aber auch noch vor, die Zinserhebung müsse „so gnediglich, gernhelich und still" geschehen, daß weder der Hahn auf dem Gatter erschreckt, noch das Kind in der Wiege geweckt werde. Lag die Frau des Zinspflichtigen gerade im Kindbette, so mußte der Frohnbote das Zinshuhn der Frau geben, nachdem er ihm den Kopf abgerissen hatte, den er als Wahrzeichen mitnahm. Hatte der zum Kriegsdienst verpflichtete Bauer eine Kindbetterin im Hause, dann durfte er bloß so weit mitziehen, daß er des Abends wieder daheim sein konnte. Das Vorrecht der Schwangeren, sich Obst und Gemüse aus fremden Gärten zu nehmen und durch ihren Mann Wild und Fisch holen zu lassen, so viel sie gelüstete, ist schon erwähnt worden. War die Frau entbunden und es fehlte an Brot oder Wein im Hause, so waren Bäcker und Gastwirt verpflichtet, ihrem Boten mitten in der Nacht zu geben, was sie verlangte. Wollte der Verkäufer nicht aufstehen, so sollte der Bote die Ware nehmen und das Geld oder Pfand auf ein Faß legen. Der Amtmann hat der Wöchnerin Holz zu liefern, bei der Geburt eines Knaben ein Fuder, „ist's eine Tochter, einen Karren", daß sie das Kindlein fleißig baden könne. Wird dem frohnenden Bauer auf dem Acker die Niederkunft seiner Frau gemeldet, so soll er die Pferde ausspannen, nach Hause ziehen und seiner Frau etwas zugute thun, „damit sie ihm seinen jungen Bauern desto besser säugen und erziehen könne". Die Kinder wurden sehr lange gesäugt. Es macht eben einen bedeutenden Unterschied, ob das Kleine in der Wiege ein junger Bauer ist, oder ein junger Proletarier, ob er Erbe eines Gutes und eines Ranges oder Standes ist — die Bauern waren sich ihrer Bedeutung für das Volk, das sie ja eigentlich ausmachten, wohl bewußt und waren stolz darauf —, so daß an seiner Erhaltung etwas liegt, oder ob es ein fürs Elend voraus bestimmtes Ge-

schöpf ist, an dessen Erhaltung gar nichts liegt. Heut sind hie und da nicht einmal die Bauern mehr, wenigstens die ärmeren, um die Erhaltung des Nachwuchses sehr besorgt; ihre Frauen müssen bis zur Niederkunft schwer arbeiten und müssen womöglich schon am dritten Tage wieder aus dem Bett, sind auch vor Roheiten des Mannes nicht sicher. Die Kinder wurden im Mittelalter gegen Mißhandlungen geschützt; wer sie blutig schlug, wurde bestraft, und den Eltern gab man den Rath, sie niemals, auch mit der Hand nicht, an den Kopf zu schlagen, damit sie nicht „Thoren“ würden. Auch das Vieh menschlich zu behandeln, wurde als Pflicht anerkannt, obwohl bei den Vorschriften, die dieses betreffen, das Interesse, Vermögensschädigungen abzuwenden, mitgewirkt haben mag. Der Schweinehirt soll gegen seine Schutzbefohlenen „nicht grob sein“, keine großen „pengel“, Stecken oder Geißeln führen und sie nicht mit Steinen werfen, und je „wüster“ diese Thiere stinken, desto reinlicher und trockener soll man ihren Stall halten, und desto eifriger soll man für reine Luft darin sorgen. Versagt ein Stück Vieh bei der Arbeit den Dienst, so soll der Knecht nicht zornig werden und auf das Thier losschlagen, sondern es in den Stall führen, dass es gepflegt werde. In der geschlossenen Zeit — die Wiesen wurden ein paar Monate im Sommer gesperrt — durfte niemand sein Vieh auf die Weide treiben; war aber einem Bauern in dieser Zeit ein Stück Vieh auf seine Wiese eingebrochen, so sollte er es nicht schlagen oder stoßen, sondern „tugenlich“ hinaustreiben. Das Gesinde war keineswegs der Willkür des Herrn preisgegeben, sondern sein Lohn, seine sehr reichliche Kost und gute Behandlung waren ihm gesichert; wurde es in irgend einer Weise verkürzt, so hatte es ein Klagerecht. Der vortrefflichsten Naturalverpflegung hatten sich auch die Zinsbauern zu erfreuen, die ihren eigenen Zins oder den ihrer Gemeinde auf den Hof brachten; nicht selten überstiegen die Gegengaben, auf die sie Anspruch hatten, den Wert der Abgabe. Viele von den Vorschriften über die Zinslieferung sind in dem drolligen Märchenstile gehalten, den das deutsche Mittelalter liebte. So wurde der Bote, der dem Freiherrn von Buchenau die 36 Heller der Gemeinde Salzberg zu überbringen hatte — man nannte ihn das Walpertsmännchen — drei Tage lang mit Speisen und Getränken bewirtet; schlief er dabei nicht ein, so mussten ihn die Zinsherren lebenslang verpflegen. An einem andern Orte gab es außer der Bewirtung auch noch Geld, Tuch zu Hosen und neue Schuhe und mussten die Zinsbringer des Nachts in den Schlaf gegeigt werden.

Dass dieser Zartheit in der Behandlung von Frauen, Kindern und Vieh, von Gesinde und Fröhnern eine mitunter ungeheuerliche Grausamkeit in Strafen, Roheit und Unfläthigkeit in den Sitten, namentlich bei den Schmausereien und Tänzen und in der Volksliteratur gegenüberstanden, ist allgemein bekannt. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Seiten des mittelalterlichen Volkslebens dürfte jedoch nur scheinbar sein. Dieselbe ungebrochene Kraft eines reichen Gemüthes ist es, aus der auf der einen Seite zarte und innige Liebe hervorblüht, während auf der andern wilde Sinnenlust, toller Übermuth und keine Selbstbeschränkung kennender Strafzorn oder unersättliche Rache hervorbrechen. Die Volkserziehung muss darauf gerichtet sein, zwischen den entgegengesetzten Regungen Harmonie zu stiften und die gefährlichen zu zügeln, ohne ihnen jede Äußerung unmöglich zu machen; werden sie durch die Verfeinerung der Sitten äußerlich ganz unterdrückt, so wuchern sie heimlich fort, und was geschwächt oder vernichtet wird, ist nicht das Böse, sondern die Kraft, so dass es dann auch die edeln Leidenschaften nur noch zu matten Regungen bringen. Was für ein glückliches Geschlecht sind doch unsere Vorfahren gewesen!

Jedenfalls sind diese ausgelassene Lustigkeit und dieser von keinem Schatten von Pessimismus angekränkelte Humor überzeugende Beweise kerniger Gesundheit.

Deutsche Jugend.

Mit Erschütterung habe ich manchen deutschen Jüngling betrachtet und dabei meiner trostlosen Jugend- und Jünglingszeit gedacht. Ich sah, wie sie, vielleicht im engen, dumpfigen Stübchen, arbeiteten, rastlos arbeiteten, mühsam jedes Steinchen zusammenschleppend, das ihnen helfen sollte, den festen, tüchtigen Bau ihres Lebens aufzuführen. Und dann, nach gethanem Tagewerk wird fröhlich hinausgewandert, entweder mit froher Schar oder am Arm des Freundes (dem man in seligem Glauben Freundschaft geschworen bis in den Tod) oder auch allein, vielleicht mit seinem Faust in der Tasche, der dann am Saume des Eichwaldes hervorgezogen wird — ihr guten Götter, mit welch leuchtenden Augen, mit welch pochendem Herzen!

Ach, wer einmal mit so einem „ewigen" Freunde dahin geschritten, der wird nach diesem einen nie wieder einen zweiten besitzen, dem er erröthend sein verbrochenes, neuestes Gedicht: „an Anna", oder: „Begeisterung an Schiller", oder: „Cäsar nach der Schlacht von Pharsalus", beichtet. Das liest er dem Freunde (jenem einen und einzigen) vor, ach, mit welch falschem Pathos, mit welch ehrlicher Empfindung! Der Freund hört geduldig zu; denn er ist sich bewusst, in der Tasche auch etwas Geschriebenes zu haben. Das ist gar der erste Act eines Trauerspiels, „der Fall Roms" betitelt; und der gute Junge zittert vor dem Augenblick, wo er das Papier herausziehen wird: das Urtheil des lyrischen Freundes soll über sein dramatisches Sein oder Nichtsein entscheiden.

Die anderen aber ziehen hin und singen ein lustiges Wanderlied, singen es so lustig, dass ich mich wundere, was für einen frohen Ton doch so eine Menschenbrust haben kann. Und wenn sie an das Wirtshaus kommen, mit dem guten Bier und der schönen Kellnerin, da wird niedergesessen, Bier getrunken und mit Aufwand alles männlichen Mutes dem lachenden Mädchen in die schelmischen Augen geschaut. Und wieder Lied und wieder Lust!

O ihr guten, jungen, deutschen Herzen, hofft nur, glaubt nur, liebt nur! Wenn euch dann auch das Leben später fasst, recht derb, recht unfreundlich; wenn es dann auch vor euch steht: hässlich und verzerrt; wenn dann auch die Erfahrungen kommen, die Enttäuschungen, der Gram — lasst's euch nicht anfechten: euere Jugendträume, euere Jugendideale, die haben euch — ihr wisst wohl selbst nicht — die Seelen gepanzert und umgürtet, dass es schlimm kommen muss, bis etwas von dem Schmutz da draußen in euer innerstes Gemüt dringen kann. Das hat euch in jenen seligen Stunden eine Weihe gegeben, dass eure Seele ein Tempel geworden, dessen Gottesbild nicht so leicht gestürzt und zertrümmert werden wird, wie vielleicht jener andere Gott, den Priester verkünden. Jugend, deutsche Jugend — lies deinen Homer und preise deinen Schiller; bekränze dir den Hut mit deutschem Eichenlaub und singe dazu deine innigen Lieder; glaube an das Ewige deiner Freundschaft und streife, einen Himmel im Herzen, durch die Fluren, um für dein Mädchen die schönste Blume zu suchen, Lebe das, deutsche Jugend, lebe das alles und lasse dich von einem Manne, der gelebt hat, wie du's gar nicht erfahren darfst, dass man leben kann, mit zerrissenem Herzen und brennender Scham in der Seele, um deine reine, edle, köstliche Jugend beneiden.

Richard Voß.

Über Trinkzwang.

Von Karl Garnich.

Man braucht nicht gerade ein Tempereuzler zu sein, um den in verschiedenen Erwerbszweigen sowie bei geselligen Vereinigungen jüngerer Leute herrschenden Trinkzwang als eine verwerfliche Sitte und eine lästige Einschränkung der persönlichen

Freiheit zu empfinden. Die Nöthigung zum Genusse geistiger Getränke findet sich nicht nur in den Kreisen solcher Geschäftsleute, welche Wirte zu Kunden haben, sondern bekanntlich auch bei Studenten, Gymnasiasten und jungen Kaufleuten.

Die jungen Leute, deren Körper und Geist noch in der Entwicklung begriffen, also noch nicht genügend gereift und gefestigt sind, werden durch den im Trinkcomment liegenden moralischen Zwang veranlasst, übermäßige Mengen von Alkoholika wie Wasser durch die Kehle zu jagen und zwar mit einer Geschwindigkeit, welche einen wirklichen Genuss kaum aufkommen lässt. Wer die meisten Seidel im Laufe weniger Stunden hinuntergießen kann, ohne deutliche Zeichen von Trunkenheit zu verrathen, der hat allein Anspruch auf den Namen eines wackeren Mannes, während der minder Leistungsfähige mitleidig über die Achsel angesehen, als Feigling, zum mindesten aber als kein „echter Deutscher" betrachtet wird! Von vernünftiger Rücksichtnahme auf die so ungeheuer verschiedene körperliche Verfassung und Individualität ist da keine Rede; nur die Menge des genossenen Bieres oder Weines ist entscheidend. Dass aber die Aufnahmefähigkeit des Körpers für geistige Getränke, kurz gesagt die Trunkfestigkeit keineswegs Hand in Hand mit geistiger Tüchtigkeit geht, sondern hiermit nichts zu thun hat, dafür dürfte jeder gute Beobachter Beweise genug im Leben finden.

Schreiber dieses kannte z. B. einen Mann (Kaufmann seines Zeichens), dessen sehr robuster Körper ihm gestattete, in den Abendstunden zwanzig bis fünfundzwanzig Glas Bier und zwischen diesen noch eine Anzahl Schnäpse zu vertilgen und dabei äußerlich nüchtern zu bleiben. Die geistigen Leistungen dieses Menschen waren aber so unbedeutend, dass er mehr und mehr in seinen Verhältnissen zurückgieng, schließlich völlig verarmte, nur von guten Freunden vor dem Verhungern geschützt wurde, und, als er starb, seine Familie in den traurigsten Verhältnissen zurückließ. Zum Theil mag eben der starke Biergenuss mit schuld daran gewesen sein, dass es dem Manne an Thatkraft fehlte, dem Bergabgehen seiner wirtschaftlichen Verhältnisse rechtzeitg Einhalt zu thun und eine lohnendere Thätigkeit zu ergreifen, wozu ihn die sonstige Biederkeit seines Charakters und sein Bildungsgrad wohl befähigt hätten.

Ich meine also, das Vermögen, geistige Getränke in Masse zu vertilgen, ist noch lange kein Zeichen sonstiger Tüchtigkeit, und der Mensch, der sich gerade durch seine Vernunft so unendlich hoch über das Thier erhebt, sollte sich doch auch im Punkte des Essens und Trinkens nicht von diesem beschämen lassen und Getränke nur in solcher Menge zu sich nehmen, als er ohne schädliche Einwirkung auf Körper und Geist vertragen kann.

Das Trinken der jungen Leute „aus Tapferkeit" hat somit keinen rechten Sinn und die ihm zugrunde liegende Vorstellung ist eine falsche. Es kommt noch hinzu, dass das, was anfänglich aus vermeintlicher Tapferkeit geschah, später oft aus Gewohnheit und sehr leicht in immer stärkerem Maße geschieht. Zwar bilden sich jene „Tapferen" gewöhnlich ein, ihr Körper sei so zäh und ausdauernd, dass er ohne Schaden die ihm zugeführten Alkoholika verarbeiten könne. Allein, das ist doch nur eitel Täuschung, denn das Übermaß davon bewirkt bei jedem Menschen ohne Ausnahme eine Schwächung der wichtigsten Lebensorgane und macht sie widerstandslos gegen die Angriffe der überall in der Luft schwebenden Krankheitskeime (Bacillen), und die Einflüsse der Witterung. Wann der Einzelne diesen Angriffen erliegt, ob in zwei, drei, fünf, zehn oder fünfzehn Jahren, ist schließlich nur eine Frage der Zeit.

Wenden wir uns jetzt zu der anderen Kategorie der dem Trinkzwange Unterworfenen, den Geschäftsleuten, die fast noch übler daran sind, da bei diesen das Geschäftsinteresse als bestimmender Beweggrund hinzutritt. Der Wein-, Bier-, Schnaps- oder Cigarrenreisende sieht sich genöthigt, beim Besuche seiner Kunden etwas zu verzehren, um dadurch die letzteren etwas gefügiger und zum Bestellen ge-

neigter zu machen. Leider gibt es nun viele Wirte, die sehr auf solchen Verzehr sehen und sogar nach der Größe desselben ihre Aufträge einrichten. Besonders klug ist das jedoch niemals von den Wirten, denn der Kaufmann, der doch die hohen Reisespesen wieder herausschlagen muss, kann solche Kunden unmöglich ebenso bedienen, wie andere, die nicht solche Unkosten verursachen. Eigentlich liegt es also schon im eigenen Interesse des Wirts, dem Kaufmann oder Reisenden keinen so großen Verzehr zuzumuthen. Auch die Wirte selbst haben sehr unter den Folgen zu starken Alkoholgenusses zu leiden, denn meistens sehen sie sich genöthigt, bei derartigen häufigen Besuchen mitzutrinken, sofern sie nicht sehr charakterfest sind. Nach statistischen Feststellungen ist die durchschnittliche Lebensdauer der Wirte im Vergleich zu anderen Berufsarten eine zu kurze, und eine große Zahl derselben geht vorzeitig an Zerrüttung der inneren Organe (Herz, Nieren, Leber) durch den Alkohol zugrunde.

Nur die Anwendung der gesunden Vernunft kann dem in oben genannten Kreisen herrschenden Unwesen des Mußtrinkens, das zum körperlichen und sittlichen Verderben zahlreicher Menschen führt, steuern. Die Wirte könnten an ihrem Theil mit zur Besserung der Zustände beitragen, indem sie ihre Aufträge nicht demjenigen ertheilen, der die größte Zeche macht, sondern dem, der sie am besten bedient. — Das alte Bibelwort, „Der Wein erfreut des Menschen Herz“ wird nach wie vor seine Giltigkeit behalten; aber der Trinkzwang ist der gesitteten Menschheit unwürdig.

Vom Handschuhtragen.

Seltsamerweise ist wohl ein nackter Arm und ein entblößter Busen salonfähig, nicht aber eine bloße Hand. Der „gute Ton“ erfordert den Handschuh, und darum trägt man den Handschuh auch zur Sommerszeit und weiß nicht recht warum. Man trägt ihn, weil eben der Handschuh den Besitzer, den Träger und die Trägerin als vornehm bezeichnen soll, denn so wie die vornehmen Chinesinnen durch ihre verkrüppelten Füßchen beweisen, dass sie nicht noth haben, gleich den gemeinen Leuten auf eigenen Füßen zu gehen, so soll wohl auch der Handschuh bedeuten, dass die damit bekleidete Hand nicht noth hat zu arbeiten. Diese ursprüngliche Bedeutung könnte der Handschuh ja haben, heute freilich trägt ihn oft auch die Arbeitshand und meist wohl deshalb, um zu verbergen, dass es eben eine Arbeitshand ist, rauh und hart, oft mit dem besten Willen nicht rein zu waschen.

Bauernmädchen, die gern schön sein wollen, tragen Sonntags zur Kirche fast durchwegs Handschuhe auch zur Sommerszeit, und für die Bürgersfrau, wenngleich sie die ganze Zeit im Haus, Geschäft und bei der Wirtschaft schön „ohne Glacehandschuhe“ angreifen muss, ist es doch schon bei einem werktäglichen Ausgange fast nicht mehr schicksam, ohne Handschuhe zu gehen. Ja, es ist gewiss, dass mancher Gruß bedeutend kühler klingt, wenn der verwunderte Blick die Hände ohne Handschuhe sieht.

Und was kosten diese Handschuhe? Mit der Zeit ein kleines Vermögen. Wie bald bohren auch bei theueren Handschuhen die Finger durch, und wie stehen sie dann? Ein bissl dumm. Man kann sie ja verstechen, aber sie zerreißen wieder, und ganz unverhofft und zur ungelegensten Zeit schau'n wieder die Finger durch, und das ist ein peinliches Gefühl. Zwar, man sieht manchmal von ganz anständigen Leuten mit größter Ungeniertheit Handschuhe tragen, in denen „nenn Katzen keine Maus“ erwischen würden, aber sie werden getragen, denn nobler sind sie doch als keine. Das sind Dummheiten, und eine Dummheit, ein Unsinn ist eigentlich das Handschuhtragen zur Sommerszeit.

Wer ein schönes Handerl hat, der kann es ja zeigen, es ist ja hübsch, und wer eine Arbeitshand hat, geröthet und gebräunt, mit Schwielen und Schrammen,

der soll sie ebenfalls zeigen, sie ist ja ehrenwert. Wenn diese Hand nicht gerade zur Ruhezeit auffallende Trauerränder an den Fingernägeln hat, so kann jeder Eigenthümer stolz sein darauf, denn dieses Gute hat die „neue Zeit", dass sie die Arbeitshand respectieren lernt.

Darum, wenn ein freies Menschenkind seine freien Wege geht, so möge es auch mit freiem Muth frei seine Hände tragen.

Freilich gibt es wieder Fälle, wo der Mensch nur mit Glacéhandschuhen anfassen kann, wo in Anbetracht der heutigen „feinen Sitte" eine bloße Hand als Verbrechen betrachtet wird, wo man Rücksicht nehmen muss auf die Gefühle und Capricen anderer.

Wenn in solchem Falle ein Mensch in Glacéhandschuhen zu einem andern geht als Bittender für seine Mitgeschöpfe, Menschen oder Thiere, — dann, allen Respect vor der behandschuhten Hand.

Aber im gewöhnlichen Leben nur freies Aug' und freies Herz und freie Hand. Wer uns nicht achtet und uns nicht verzeiht, dass wir ohne Handschuhe gehen, der ist auch nicht wert, dass wir ihn mit Handschuhen anfassen. Aber wenn von Luxussteuern die Rede ist, da könnte man wohl einer zur Sommerszeit behandschuhten Hand die unbehandschuhte Rechte verlangend hinhalten!

Es gehört gewiss Überwindung dazu, aus Vernunftgründen gegen seine capriciöse Gewohnheit und die Gesellschaftssitte zu kämpfen, aber wie wäre es, wenn man sich denken würde: „Schau', so viele alte, welke Hände, so viele arme Kinderpratzerl frieren im Winter bei der Arbeit, auf dem Schulweg, und so und so viel könntest du statt Sommerhandschuhe zu kaufen, ersparen?!"

Und wenn man dann hinausgeht, gut geborgen, einen bescheidenen und doch so wohlthätigen Schatz bei sich, und wenn dann in der grimmigen bitteren Kälte die Kinder daherhuscherln, eine Hand im Sack, eine unterm Schürzel, frierend und zagend, und wenn man sie in solchem Augenblick oder bei ähnlicher Gelegenheit mit warmen Handschuhen beschenkt?!

Ach, so ein freudiger, wortloser Schreck, so ein glückselig „Vergelt's Gott", so ein feuchter Dankesblick aus Kindesaug' ist mehr wert, als alle Bewunderung, aller Neid, die einem kostbaren Handschuh gezollt hätten.

Rosalie Fischer.

Bücher.

Neue Gedichte. Von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Gerold. 1898.)

Als ich vor einigen Jahren einen Band Gedichte von Graf Wickenburg durchlas, da schrieb ich mir, was ich selten zu thun pflege, einen Vers daraus in mein Notizbuch, einen Vers, der recht schlicht und anspruchslos klingt, aber von einer selten vornehmen Empfindungsweise zeugt. Er lautet:

Denn glücklich sein, heißt anderer Leid vergessen,
Und kann ich dies — was bin ich selber wert?

Und diesen gewissen Adel des Denkens und Empfindens, verbunden mit gefälliger Ausdrucksweise und leichter Handhabung der poetischen Form, fand ich durchs alles, was mir später von des Verfassers Dichtungen in die Hand kam, immer wieder von neuem bestätigt und nicht am wenigsten durch die mir jetzt vorliegenden „Neuen Gedichte". Graf Albrecht Wickenburg ist ein echtes lyrisches Talent. Den glänzendsten Beweis dafür geben von anderen abgesehen, die unter dem Titel „In memoriam" enthaltenen Gedichte nach dem Tode seiner Gattin, der bekannten Gräfin Wilhelmine Wickenburg-Almajy, die selbst unter den österreichischen Dichterinnen einen

hervorragenden Platz einnimmt. In diesen Gedichten — es sind ihrer nicht viel über ein Dutzend — trägt alles noch das Gepräge des unmittelbaren Anlasses, steht alles noch an der für den Ausdruck reiner Lyrik so gefährlichen Klippe des unverschleiert Thatsächlichen, ist alles noch unter dem schmerzlichen Zucken und Bluten des Herzens hingeschrieben — und doch ist nirgend ein bloßer Aufschrei des Schmerzes, sondern schönes harmonisches Ausklingen einer abgeklärten Empfindung, die allein dem individuellen Leide die Weihe und den Adel künstlerischer Gestaltung verleiht. Ohne diese Gabe poetischer Verklärung, die nur das echte Talent besitzt, kann der lyrische Ausdruck des persönlichen Leides immerhin rührend und ergreifend wirken, aber er wird nie zum lyrischen Kunstwerk werden. Neben dieser Gabe einer ursprünglichen und doch poetisch geläuterten Empfindungsweise fehlt es dem Dichter auch nicht an glücklichen Einfällen, die sich stimmungsvoll zu recht hübschen Gedanken und Sentenzen gestalten. So heißt es zum Beispiel in dem Gedichte an Rosegger zu seinem fünfzigsten Geburtstage, wo er die dessen Schöpfungen eigenthümliche Mischung von Humor und Ernst bespricht:

Nur freilich gieng's nicht immer ohne Thränen
Beim Lustigmachen, daß die Grillen scheucht.
Denn auch im Scherz liegt oft geheimes Sehnen,
Und alles, was aus Tiefen kommt, ist feucht.

In dem erzählenden Theile der Sammlung finden wir den Dichter dem Stoffe und Inhalte nach vielfach wieder auf dem Gebiete, das er in seinen letzten Dichtungen schon wiederholt mit Erfolg betreten hat: unter den Helden der Tiroler Befreiungskämpfe und auf dem ihm so lieb gewordenen und vertrauten österreichischen und Wiener Boden, bald ernst und pathetisch erzählend, bald mit jenem ihm eigenen gemüthlichen Humor schildernd, der sich mitunter bis zum bloßen Scherz- und Witzwort steigert und doch niemals banal wird. Ich verweise nur auf das launige Märlein aus Alt-Wien, „Die Beichtmutter". Die behandelten Wiener Sagen sind auch durch den weniger bekannten Inhalt von hohem Interesse. Und so mögen die neuesten Schöpfungen des liebenswürdigen Wiener Dichters ihm ebensoviel Freunde und Leser zuführen, wie die früher veröffentlichten!

Dr. Gnad.

Herrin. Roman von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1899.)

Es ist nicht allemal bloß ein Stück deutsches Nordlandsleben, wenn Spielhagen uns ein Buch bringt; es ist stets auch eine große, tiefe Menschenfrage, Dinge behandelnd, die uns allen gemeinsam sind. Der neue Roman erzählt uns das tragische Geschick einer schönen, reichen, herrischsüchtigen Jüdin und eines verarmten Aristokraten. Von diesen beiden Hauptgestalten ist besonders die Jüdin mit einer Wahrheit gezeichnet, die sich jedem aufdrängen muß, ganz und voll aber nur von Lesern verstanden werden kann, die ähnliche Weiber bereits im Leben begegnet haben. Dem dämonisch trotzigen und herrischen Wesen wird ein milder, liebenswürdiger alter Herr, der Vater, entgegengestellt, ein Gelehrter, der unentwegt über die brandenden Leidenschaften stehend, machtlos sein Kind irren und zugrunde gehen sieht, dieses „Kind", welches den Grafen nur deshalb liebt, um seine Herrin zu sein, und deren Liebe plötzlich in Haß umschlägt, als sie merkt, daß er der Stärkere ist, er, der auch sich selbst überwindende. Diese und andere Charaktere geben dem norddeutschen Meister reichlich Gelegenheit, seine Kraft psychologisch zu schildern, glänzend zu entwickeln. M.

Ung'schminkt. Volksg'schichten aus Schwaben und Franken von K. Schmidt-Buhl (Stuttgart. Robert Lutz), betitelt sich ein Band Novellen, dessen Inhalt geschmackvoller ist, als der Titel. Abseits von den Dampfstraßen und den flachen Radfahrwegen, unerreicht von Telegraphen- und Telephondrähten pulsiert in Dorf und Wald ein Leben, das darum nicht weniger reich erscheint, weil es nicht fin de siècle ist. Die Entfaltung menschlichen Glücks und die Tragik menschlichen Jammers, menschlicher Leidenschaft und Schuld kommt in den ländlichen Verhältnissen, wo sich die Menschen gleichsam persönlicher gegenüberstehen, zu einem häufig noch reineren und durchsichtigeren Ausdruck, als in der Hast des Stadtlebens.

Die Phantasie, die hier erzählend gestaltet, ist volksmäßig, so auch der sittliche Ernst und der frische Humor, der in ihnen spielt. Das erzählende Talent des Verfassers kommt wohl am überzeugendsten und am reifsten gerade in den humoristischen Novellen zur Geltung. „Die Eisenbahner", welche das Eisenbahnfieber eisenbahnloser Gegenden mit gutherzigem Spotte treffen, sind in all ihrer Harmlosigkeit voll behaglichster Laune. Besonders glücklich sind in der nächsten Novelle die beiden Figuren des Webermichel und seiner Christine gezeichnet, welche die Fabel des Goethe'schen Gutmann und Gutweib höchst naturwahr in Bauerntracht wiedergeben.

Echt im Ton ist auch „Der Cylinder des Prälaten", welcher einen engen Geist mancher Dorfbewohner lustig und drastisch darstellt; das Postscriptum ist vielleicht gerade darum, weil es wortwörtlich der Wirklichkeit entnommen ist, etwas ledern und könnte in der zweiten Auflage vermißt werden. Den Übergang zwischen Scherz und Ernst bildet „Der Blitzableiter". Die größte der ernsten Novellen ist „Der Waldvicar". Der junge Pfarrer, der sich sehnt, natürliches Christenthum zu leben und zu lehren und der sich nicht frei und nicht wohl fühlt an der Kette orthodoxer Formeln

verkörpert einen Conflict, der ergreifend ist, sobald er menschlich erfaßt wird. An dieser menschlichen Erfassung fehlt es im „Waldvicar“ nicht. Und doch will es uns scheinen, als sei die Ausführung der Novelle nicht ganz im Gleichgewicht und dem Problem nicht voll gerecht geworden; die hübsche Liebesgeschichte und der Wald überwuchern mit ihren Ranken das granitene Urgestein, das man hofft, zutage treten zu sehen, auch wird die Figur des Helden allmählich etwas ideell verschwommen und darum weniger lebenswahr. Doch hat auch diese Novelle, wie schon durch das Aufwerfen des Problems, so auch sonst noch eine Reihe von Vorzügen: die Contrastwirkung der freien Christen von der Waldhütte und der Stundenhalter von Heiligenfeld ist durchaus geglückt; die Eingabe der letzteren ans Consistorium ist dem orthodoxen Seelenleben so getreulich abgelauscht, daß man vor dem Gedanken, sie könnte nach einer wirklichen copiert sein, förmlich erschrickt; der verständige Decan und das eifernde Consistorium sind mit dem Liebhaber-Photographen aufgenommen.

„Die Brüder“ sind eine Volksgeschichte, wie sie im Buch steht, und sie veranschaulichen die moralischen und psychologischen Wirkungen der Verkürzung jüngerer Geschwister durch das Anerbenrecht; die Lösung wird im Leben nicht immer so leicht sein wie da, wo der älteste „Der Brüder“ kinderlos bleibt. Sehr anziehend sind die Gestalten der beiden Frauen, auch der Lindenbauer hebt sich plastisch ab, während es seinem jüngeren Bruder an dem sympathischen Strich fehlt, der sein Glück in der Liebe verständlich machen und die etwas gar schnelle Bekehrung motivieren würde.

In der Erzählung „Zu Grunde gerichtet“ ist der Schulz von Erazhofen leider keine Caricatur, sondern nach dem Leben gezeichnet. Die Darstellung ist hier außerordentlich flott und sicher, die Handlung dramatisch und folgerichtig.

„Ausgestoßen“ scheint diejenige unter den Novellen zu sein, in welcher die Charaktere am feinsten ausgearbeitet sind: die Kirchenscene prägt sich sehr tief ein. „Josef“ mit seinem natürlichen Menschlichkeitsgefühl beleuchtet die Hartherzigkeit und Heuchelei derer, welche die gefallene Maddlene ausstoßen und verlassen; der Pfarrherr, der verdammt, weil er nicht weiß, daß sein eigener Sohn der Verführer ist, und der Sohn, der verdammen läßt, weil er auf die Verschwiegenheit der Verlassenen baut, gestalten die Erzählung lebend und packend.

So können die Novellen als ungeschminkte Geschichten aus dem Leben des Volkes bezeichnet werden, und auch darin wird man dem Verfasser dankbar sein, daß er den Dialect anklingen, aber nur leise anklingen läßt, nicht in der Erzählung, sondern nur bei besonders belebten Scenen im Dialog

Dieser Würdigung dieses Büchleins von einem verständigen Leser stimme ich völlig bei. Die Lectüre hat mich höchlich ergötzt und erfreut. R.

Ernst Zahn. Wer mit der Eisenbahn über den Sanct Gotthard fährt und zu Göschenen in der Bahnhofrestauration Mahlzeit hält, der wird von einem freundlichen Mann bedient, der sinnende und schwärmende Augen hat. Es ist der Wirt selbst, Ernst Zahn mit Namen — einer der neuesten und beachtenswertesten Schweizer Dichter. Von diesem Hotelier liegen mir zur Stunde zwei Werke vor: „Erni Behaim. Ein Schweizerroman aus dem fünfzehnten Jahrhundert“ (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Und: „Neue Bergnovellen“. (Frauenfeld. J. Huber.) Das erstere bedarf eingehenderen Studiums, die Novellen habe ich durchgesehen, sie bekunden eine merkwürdige Kraft, die dort ins Leben, hier ins Herz greift. Es sind Schweizer Bauerngeschichten, zumeist ernster, manchmal sogar düsterer Natur. Mir sagt besonders der knorrige Stil zu, die Eigenart der Naturschilderung und die scharfe Charakterprägung in den Zweigesprächen. Es wird sich lohnen, gelegentlich auf die Arbeiten dieses Autodidakten einzugehen. R.

Kleists Hermannsschlacht. Ein Gedicht auf Österreich. Anläßlich der Aufführung im Kaiserjubiläums-Stadttheater erläutert und eingerichtet von Adam Müller-Guttenbrunn. (Wien. Karl Graeser. 1898.)

Das Heft enthält die „Hermannsschlacht“, eingerichtet für das Jubiläumstheater. In der Vorrede liefert Müller-Guttenbrunn den Beweis, daß Kleists Hermannsschlacht eine Verherrlichung Österreichs ist. Unter den Römern sind die Franzosen unter Napoleon I., unter Hermann ist Österreich, unter Marbod Preußen genannt. Außer dem Geiste des Dramas weisen auch andere Umstände auf die Folgerichtigkeit dieser Deutung hin. Die Hermannsschlacht ist im Jahre 1809 dem Burgtheater eingeschickt worden, und weil es Österreich schon damals nicht verstanden hat, die deutsche Dichtung zu würdigen, so ist das Drama unverstanden und unbeachtet liegen geblieben, während Preußen die deutsche Literatur so viel als möglich auf sich bezog, für sich ausnützte und eben auch großentheils durch die Literatur, die es nicht verachtete, volksthümlich wurde. M.

Eine Tiltenlehre für das deutsche Volk. Von J. K. Schott. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

Ein kleines Büchlein voll schlicht vorgetragener Weisheit, eine Lehre, wie man die sinnlichen Freuden der Natur mit den höchsten Idealen verbinden kann. M.

Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Von Otto Mühlbrecht. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Bielefeld—Leipzig. Velhagen und Klasing. 1898.)

Das vorliegende, prächtig ausgestattete Buch ist die zweite Auflage einer wenige Jahre vorher erschienenen nahezu unscheinbaren Veröffentlichung, welche in dieser Neuauflage eine derartige Umarbeitung und Vermehrung, sowie Illustrierung durch zahlreiche Bilder und Tafeln erfahren hat, dass man es nun darin mit einem völlig neuen Werke zu thun hat. Dieses wendet sich an alle diejenigen, welche Freude an Büchern haben und Liebe zu denselben und macht mit vielen Dingen aus dem Bücherwesen bekannt, die bisher nur in den engsten Kreisen und namentlich den Bibliothekaren bekannt waren. In dieses Bücherwesen aber bietet es überraschenden Einblick. Es zeigt uns namentlich die Heranbildung der Liebe zu selten alten Werken und die Wertschätzung derselben in den Kreisen der Kenner. Wir werden über den ideellen und materiellen Wert der Bücher aufgeklärt, erhalten Einblicke in die Entstehung der ältesten und schönsten Druckwerke, in die speciellen Richtungen der Bücherliebhaberei, was Infunabeln, Unica, in kleiner Auflage gedruckte und in besonders kostbarer Ausstattung hergestellte Bücher betrifft. Die Bedeutung der Ex libris, der alten Druckzeichen und die Entwicklungsgeschichte des Bucheinbandes bespricht ein eigener Abschnitt, ja ein solcher ist auch der Bücherliebhaberei in Frankreich, England, Holland und in Deutschland gewidmet. Der Verfasser, ein gewiegter Kenner, verfügt über ein erstaunliches Wissen auf seinem Gebiete und macht uns mit ganz merkwürdigen Einzelheiten über die Geschichte seltener Werke des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundertes, über die Geschichte der Preise von Büchern und Bücher einbänden, über die Entstehung von Holzschnitt- und Tafelwerken u. dgl. in überaus fesselnder Weise bekannt. Das große schöne Werk ist selbst ein Beweis der unendlichen Aufmerksamkeit, welche auch die Verlagsbuchhandlung dem Gegenstande zuwendet, sowohl in der Druckausstattung des Bandes, als auch in der ausgezeichneten Wiedergabe der alten Illustrationen, Druckersignate, Ex libris, seltene Einbänden, prächtigen Titelblätter, Porträts u. dgl. Die Tafeln in Farben- und Golddruck, welche zum Beispiel eine Seite der Gutenbergbibel von 1455, älteste Bücherzeichen, alte Einbände, Padeloup und musterhaft schöne moderne Bücher einbände darstellen, sind mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit hergestellt und gereichen dem an und für sich als Prachtwerk erscheinenden Werke zur besonderen Zierde. Es sei besonders bemerkt, dass dieses schöne Buch nicht dem Fachmann allein reiche und interessante Mitteilungen bietet, sondern, dass es sich an das ganze große Leserpublicum wendet und dieses auf jeglich m Gebiete des Bücherwesens bekannt und mit demselben auch den Laien vertraut macht. Namentlich als Geschenkwerk lässt sich kaum ein schöneres Buch denken. A. Schloffar.

Die moderne Kunstbewegung. Zweck und Wesen der Secession von Gerhard Ramberg. (Wien. S. Bende. 1898.)

Eine Reihe anregender Gedanken über Kunst überhaupt und moderne Kunst im Besondern, die der Zustimmung der Maßvollen und Besonnenen sicher sein dürfen. M.

Nachklang. Von Gerhard Ramperg. Illustriert von A. J. Seligmann. (Leipzig. Arwed Strauch. 1898.)

Anspruchslose Skizzen, theils zur geistigen Anregung, theils zum praktischen Gebrauch, wie z. B. die nette Kleinigkeit: „Mein fühles Zimmer", das wir unsern Lesern zur Darnachachtung anfzeigen. M.

Zwölf Marienfagen. Von Dr. W. Ruland. (München. Max Kellerer.)

Aus dem reichen Sagenschatz, den der Madonnencult seit Jahrhunderten gezeitigt, hat der Autor die schönsten herausgeholt und zu einem kleinen, sorgsam auserlesenen Kranz vereinigt. V.

Die Bibliothek der Gesammtliteratur (Halle. Otto Hendel) macht ihren Freunden in ihrer neuesten Serie wieder eine Reihe mustergiltiger Werke zugänglich. Da sind zunächst Thomas Carlyles berühmte 6 Vorlesungen „Über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte". Ihm reiht sich Jeremias Gotthelfs Meisterroman „Uli der Knecht" in einer Bearbeitung für deutsche Leser von Nr. J. Kwest an. Die nächste Nummer bringt des Hallenser Dramatikers Max Petzold Erstlingswerk „Die Einzige". Dann Heinrich Jantschs Bühnenbearbeitung von Shakespeares „Julius Cäsar". Ferner Alphonse Daudets berühmten Roman „Numa Roumestan". Schließlich „Sechs Geschichten aus den Papieren eines Privatdetectivs" von W. Chr. Murray. V.

Von der Allgemeinen National-Bibliothek (Wien. C. Daberkow) sind wieder sechs neue Nummern zur Ausgabe gelangt. „Gutenbergbuch", eine Verherrlichung der Buchdruckerkunst durch die namhaften Dichter der Gegenwart. — Ernst Rauscher: „Hochwasser". — Josef Meßner: „Gretl unter der Stauden". — Betty Paoli: „Die Brüder" und „Anna". V.

Clavierschule von Ulo Seifert. (Leipzig. Steingräbers Verlag.)

Eine vortreffliche Clavierschule! Zumeist habe ich daran zu loben, dass dafür gesorgt ist, dem Kinde durch passende, die technischen Übungen von Anbeginn an begleitende Tonstücke die Lust an der Musik zu erhalten. Dass es sich in ihr um einen Ausdruck überquellender Empfindungen handle, dieses Bewusstsein darf dem Schüler nie abhanden kommen. Einzig durch dieses vermag er zu richtiger Vortragsweise und damit zu einem tieferen Verständnis zu gelangen. Volkslieder sind für diesen Zweck besonders dienlich, namentlich wenn sie auch gesungen werden; der in der Kehle erzeugte Ton erschließt seine Ausdrucksbedeutung viel unmittelbarer, als der durch Fingergriffe hervorgebrachte. Es finden sich daher in dieser Schule, welche sich die Erweckung musikalischen Verständnisses zum Ziele gesetzt hat, auch passende Volkslieder eingestreut. Die technischen Übungen entsprechen vollkommen ihrer Aufgabe und sind Zeugnisse pädagogischer Erfahrung. Theoretische Anweisungen, welche bis zu den Grundlagen der Harmonielehre führen, gehen mit ihnen Hand in Hand in Hand. Wer dieser Schule mit Genauigkeit und Eifer folgt, der wird es empfinden, dass er sich bewährter Leitung anvertraut hat. Sie kann auf das wärmste empfohlen werden. Dr. Fr. v. Hausegger.

Kalender. Bisheriger Gepflogenheit folgend, machen wir auch heuer wieder auf die im Verlage „Leykam" in Graz erschienenen allbeliebten „Jahresboten" für das Jahr 1899 empfehlend aufmerksam; dieselben tragen wie selten dem Bedürfnis der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung, zeichnen sich durch gediegenen Inhalt wie durch schöne und geschmackvolle Ausstattung vortheilhaft aus, so dass selbe mit Recht gerne gekauft und zu kleinen Festgeschenken auch häufig benützt werden. Wir nennen vor allem den „Grazer Schreibkalender", welcher in seinen 115. Jahrgang tritt; er ist in der That ein Familien-Hausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, Ferdinand Ebhardt, Dr. Franz Martin Mayer, Raoul Berchota, Moriz Lilie, Josef Schweitzer, Alois Taucher, Josef Jahn ꝛc. Außer einem colorierten Titelbilde enthält der 204 Seiten starke Kalender noch eine Fülle von hübschen Textillustrationen. — Von den beliebten Block-Kalendern sind Leykams Wochen-Notiz-Block-Kalender mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon- und Stempel-Tarifen zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet und der kleine Wand-Block Kalender mit schönem Farbendruck-Wandtheil wegen ihrer eleganten Ausstattung hervorragend. — Leykams eleganter Taschenkalender mit dem Bildnisse der verstorbenen Kaiserin Elisabeth präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend. — Leykams Brieftaschenkalender, Grazer Taschenkalender broschiert und gebunden, die so praktischen, reizend ausgestatteten Portemonnaie-Kalender, in Leder und Metall gebunden — Leykams Blattkalender, kleine und große Wandkalender sind nicht minder beliebt und verbreitet. Schließlich gedenken wir noch des steierischen Unicums „Neuer Bauernkalender" (Mandelkalender), dessen k. k. Privilegium: bei Strafe 10 Mark löthigen Goldes keinen in Steiermark einzuführen, lautet.

Büchereinlauf.

Im Unkraut. Roman von P. Sturzberg. (Leipzig. C. F. Müller. 1898.)

Adolphe. Roman von Benjamin Constant. Deutsch bearbeitet von Josef Ettlinger. (Halle a. d. S. Otto Hendel. 1898.)

Henri Borel **Weisheit und Schönheit aus China.** Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Ernst Keller-Soden. (Halle a. d. S. Otto Hendel. 1898.)

Die Verfassungsurkunde für den preußischen Staat vom 31. Januar 1850 nebst Ergänzungsgesetzen und einer Einleitung, herausgegeben von E. Schwartz. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

Erni Behain. Ein Schweizer Roman aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Neue Bergnovellen. Von Ernst Zahn. (Frauenfeld. J. Huber. 1898.)

Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin, niedergeschrieben von Heinrich Hansjakob. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.)

Der Saalhofferbe. Eine Volksgeschichte von Josef Joachim. (Basel. Benno Schwabe. 1898.)

Große Kinder. Novellen von Fritz Stier-Somlo. (Berlin. Märkische Buchhandlung. 1898.)

Versspiell. Lebensbild in einem Act von Fritz Michael. (Graz. Hans Wagner. 1899.)

„Frauen." Novellen von Dodd. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Raklus und andere Künstlergeschichten von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1898.)

Verschneite Glut. Roman von Ludwig Stave. (Leipzig. Aug Diedmann.)

Erlauschtes und Erträumtes von E. Hofmann. (Leipzig. Paul List.)

Daphne. Eine Dichtung von Hermann Stegemann. (Frauenfeld. J. Huber. 1898.)

Walpurgisnachtraum. Von Walter Rudier. (Dresden. Heinrich Miedern. 1899.)

Stimmungen und Zehnfuchsklänge. Von Max Krämer. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal von Victor Magnus. (Dresden. E. Pierson. 1898.)

Sommersonnenglück. Neue Gedichte von Hans Benzmann. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1898.)

Gedichte von Robert Oechsler. Zweite Sammlung. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1898.)

In die Nacht! Ein Dichterleben. Müller von Rastatt mit Buchschmuck von Müller-Schönefeld. (Florenz und Leipzig. Eugen Diederichs. 1898.)

Wandere und Werde. Von Ferdinand Avenarius. Erste Gedichte. Buchschmuck von J. V. Cissarz. (Eugen Diederich; Florenz und Leipzig. 1898.)

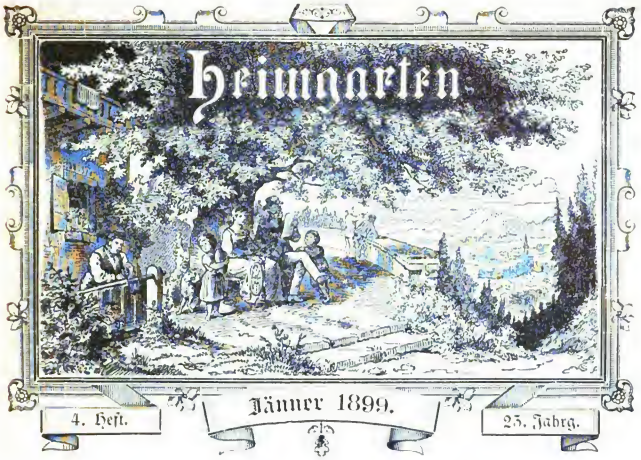
Postkarten des „Heimgarten".

W. Breiten. „Stimmen aus Maria-Lach." Sie beurtheilen mich von einem falschen Standpunkte aus. Nie wollte ich ein „katholischer Schriftsteller" sein. Unter solchen versteht man doch wohl Cleriker, die ausschließlich im Sinne katholischer Dogmen schreiben, wie z. B. Euer Hochwürden. Oder wollten Sie mich verpflichten, meine mir von Ihnen zugestandene „wirklich volksthümliche Schreibart" lediglich der orthodoxen Scholastik zu weihen, für deren sittlichen Wert mir das Verständnis fehlt? Ich bin ein weltlicher Schriftsteller, der bestrebt ist, in volksthümlicher Weise sittliche und christliche Gesinnung zu verbreiten, aber auch Dinge, die nach meiner Meinung der allgemeinen Ausbreitung des christlichen Geistes in der modernen Welt hinderlich sind, zu bekämpfen. Wenn ich als Laie die Kirche und ihre Cleriker von allem, woran die Welt Ärgernis nimmt, rein wissen will, so bedeutet das wohl eher Liebe, als etwas anderes. Ich bin von Haus aus Katholik, wenn es aber einem solchen verboten ist, an kirchlichen Institutionen nach gewissenhaftem Dafürhalten Kritik zu üben, nun dann weiß ich nicht, was wir thun. Von meiner Natur kann ich nicht lassen, und von meinem persönlichen Gottesglauben auch nicht. Ist gleichwohl in meiner Jugend manch schalkhaftes Wort gefallen: in dem Maße, als mein Leserkreis wuchs, bin ich mir der Verantwortlichkeit bewußt geworden, alles, was ich veröffentliche, vorher zu prüfen, und zwar einzig nur nach dem Maßstabe meines Gewissens. Man kann es, besonders heute, wo wieder mehr Neigung zur Religion da ist, nicht tief genug beklagen, daß der Katholicismus sich so ablehnend verhielt gegen denkende Menschen, gegen versöhnliche, duldsamere Gemüther. Über Ihre Behauptung, daß der Tendenzschriftsteller, zu dem Sie mich ausschließlich stempeln, auch als Erzähler alle Gestalten in seinem Sinne sprechen und handeln lassen müsse, empfinde ich fast ein wenig Schadenfreude; diese Behauptung zeigt nämlich, daß Sie von der Dichtkunst gerade so viel verstehen, als, um Ihr eigenes Beispiel zu gebrauchen, ein Schneidergeselle von der Theologie. — Widersprüche! Wer, der in bewegter Zeit lebt, ist frei davon! Ein Mensch, der sich selbst seines Irrens bewußt sein müßte, sollte nicht immer bei anderen darauf herumreiten. Große oder gar bewußte Widersprüche wird nur der finden in meinen Schriften, der sie, vergewaltigend, auf solche deutelt. Man soll nicht allein gewissenhaft dichten, man soll auch gewissenhaft kritisieren. Dann wird man jede Kritik, auch die abfälligste, achten müssen. Sie haben allerdings stellenweise einen anständigeren Ton gewählt, als mancher Ihrer Streitgenossen aufzubringen weiß. Darum die Möglichkeit einer ergebenen Antwort. — Sie bedauern an mir den Mangel eines systematischen Schulstudiums. Ich auch. Mit einem solchen ausgerüstet, kann man so leicht das Ja zum Nein machen, und umgekehrt, ohne erst seine Überzeugung befragen zu müssen. Ob mich aber ein großes Schulstudium und vieles Lesen gerade zu allen Ihren dogmatischen Anschauungen geführt hätte, bezweifle ich. Sie meinen ja selbst, daß die Schule so leicht vom Glauben abführt! — Glauben Sie mir, hochwürdiger Vater, daß ich ein nicht minder redlicher Gottsucher bin als Sie, und zweifeln Sie mit mir, ob ihn einer von uns wohl auch schon unverlierbar gefunden hat.

Rosegger.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



Der rothe Thomas.

Eine Erzählung aus dem Hochlande von **M. Derschitz.**

I.

Die Lerner Gabi galt für das schönste Mädchen von Gossensass. Groß und schlank gebaut, umspannte ihr Mieder eine tadellose Büste, die Züge ihres ovalen Gesichtes zeigten feingeformte Linien, der reine Teint, die blitzenden Augen, das kastanienbraune Haar, das im Sonnenlichte wie Email schimmerte, ihr elastischer Gang und die ungezwungene Grazie, mit der sie sich in den Hüften zu wiegen verstand, erinnerte an eine Tochter des Südens.

In der That war Gabis Mutter aus Verona, wo sie den Lerner Franz, der als Oberjäger unter Radetzky gedient, kennen gelernt hatte, und dem sie auf die Hofmühle gefolgt war, dem größten Grundbesitz von Gossensass.

Wie ein Zauber lag es in dem Wesen des Mädchens, das auch mit seiner geistigen Überlegenheit die Dorfschönen überragte, die sich beim Kirchgange an Sonn- und Feiertagen so gerne an Gabi herandrängten, wusste sie doch heiter und fröhlich zu plaudern, konnte man doch dies und jenes von ihr lernen, ohne geschulmeistert zu werden.

Wohl gab sie ab und zu auch eine besonders naive Frage oder ein übel angebrachtes Witzwort, eine schneidige Antwort, doch sobald sie einen Unmuth in der Miene der Beleidigten bemerkte, machte ihr versöhnendes Wort jedem Zwiste rasch ein Ende.

Die Gabi war und blieb die erste, und die Mädchen gaben diese Thatsache umso lieber zu, als sie in ihr keine Rivalin in Bezug auf die jungen Burschen zu fürchten hatten. Wohl machte so mancher von ihnen den Versuch, sich ihr zu nähern, doch es blieb stets bei dem ersten Versuche, Gabis frostige Entgegnung benahm jedem den Muth, zum zweitenmal bei ihr „anzuklopfen".

„Dem ‚hochtrapeten' Ding ist keiner gut genug, ... für sie muss ein Prinz verschrieben werden, ... Der Geldsack ihres Vaters ist ihr Abgott ....", so und Ähnliches raunten sich die Burschen zu, wenn sie vor dem Kirchthore beisammen standen und die Gabi an ihnen vorübergieng. Dabei hiengen aber doch die Blicke aller Missvergnügten wie festgebannt an ihr, bis sie hinter dem Eingange des Gotteshauses verschwunden war.

Nannte auf der Kegelbahn, dem gewöhnlichen Versammlungsorte, einer oder der andere so wie zufällig ihren Namen, dann kam es nicht selten vor, dass eine Kugel pfeilschnell über die Bahn dahinsauste und an der Schutzwand emporfuhr, ohne einen Kegel getroffen zu haben. Dann war der Schub verspielt, doch was lag dem Scheiber daran, er hatte jetzt das Recht, ein missvergnügtes Gesicht zu machen, ohne dass jemand den wahren Grund seines Grolles kannte.

So stand es mit der Gabi. Ihrem Vater war die „Hoffartei", wie er das eigenartige Wesen seiner Tochter nannte, im Grunde genommen nicht unangenehm.

„Besser zu schroff, als zu leichtfertig", sagte er oft zu der alten Broni, der Schaffnerin, wenn diese ein Wörtchen über Gabis Sprödigkeit fallen ließ, „nur Geduld", es wird auch für sie der Richtige kommen, und dafür werde ich sorgen. Zu einem Bräutigam aus meiner Hand wird sie schon Ja und Amen sagen."

„Ich glaub's nit recht, die Liab und der Blitz, die zünden nur dort, wo's ihnen und nit an andern g'freut", hatte Broni einmal geantwortet, und den Hofmühlbauer mit diesem Widerspruche so in Harnisch gebracht, dass sie für die Zukunft das Schweigen vorzog. —

Wieder war es Sommer geworden, wieder zeigten sich wie alljährlich die Wunder der Alpenwelt in ihrer Herrlichkeit, und doch vermisste man im ganzen Thale jenes frohe, warm pulsierende Leben, das die Miene erhellt, die Jubelrufe der vollen Brust entlockt und die mühevolle Arbeit zum werkthätigen Gedeihen bringt. Das Thal war heuer weit mehr als je von Elementarereignissen heimgesucht worden. Dem

Donner der Lawinen war der Donner der Gewitter gefolgt, von allen Bergesrücken warfen sich die Sturzbäche in die Tiefe und vereinigten sich in dem Flüsschen, das sie zum reißenden Strome machten, der Äcker, Wiesen und Weiden mit Schutt und Gerölle bedeckte. Wochen waren vergangen, ehe man daran denken konnte, den in Angriff genommenen Eisenbahnbau von der Südseite des Brenners nach Franzensfeste fortzusetzen.

Jetzt erst schien die richtige Zeit gekommen. Über die Ingenieure, das technische Personale und die Arbeitskräfte waren die Verfügungen getroffen, und der Ortsvorsteher von Gossensass hatte alle Hände voll zu thun, in der kleinen Gemeinde für passende Unterkünfte hinsichtlich der Beamten zu sorgen. Er selbst hatte zwei Geometer in seiner besten Stube einquartiert, der Pfarrhof hatte die Herren von der politischen Behörde aufgenommen, ein zur Hofmühle gehöriges Haus war gleichfalls schon besetzt, und noch galt es, einen Ingenieur unterzubringen.

„Ich kann dem Lerner nicht helfen, er muss ihn nehmen, mir bleibt kein anderer Ausweg übrig", hatte das Gemeindeoberhaupt zu sich gesagt, und machte sich nach der Hofmühle auf den Weg.

In kurzen Worten eröffnete er sein Anliegen und fand bei Lerner das erwartete Entgegenkommen. Froh, einer unangenehmen Sorge ledig zu sein, war er schon zum Abschiede bereit, wandte sich jedoch an der Thüre nochmals um und sagte: „Auf eines hätte ich bald vergessen, der Sollinger hat den Process gewonnen, der ihm so viel zu schaffen gemacht hat. Das ganze Anwesen seiner Base ist ihm gerichtlich zugesprochen worden, jetzt hat er einen schönen Grundbesitz, der dem deinen an Größe nicht viel nachgeben wird."

„Ist das gewiss?" fragte Lerner nicht ohne sichtliches Interesse.

„Ich war gestern in Sterzing, der Alte hat mich den Gerichtsbescheid lesen lassen."

„So! — so! um so besser", murmelte Lerner und strich mit der Hand über sein Kinn.

„Das glaube ich auch, stimmte der Ortsvorsteher mit einem eigenthümlichen Zwinkern seiner Augen bei.

„Dein und den Sollinger sein Gehab in einer Hand, das wäre just nicht schlecht, und es könnt' sein, es möcht nichts als eine Heirat kosten zwischen deiner Gabi und dem Martin. Das ist so mein Gedanke, und vielleicht ist's auch der deine. Pfüat Gott!"

Er schritt rasch zur Thüre hinaus, als wollte er einer Entgegnung ausweichen, und gewahrte den aufleuchtenden Blick Lerners nicht mehr, mit dem dieser zu sich sagte: „Hast recht, so soll's auch kommen! Der Martin und die Gabi, das ist das richtige Paar. Der Bursch ist hübsch, brav und ehrlich, was will man mehr, dass er ein ‚Trau-

minit' ist, ändert nichts. Vielleicht passt gerade diese Schüchternheit der Gabi besser, als der kecke, herausfordernde Ton, mit dem unsere Burschen aufzutreten gewohnt sind."

Er machte eine Pause, während welcher er das Zimmer durchschritt, und fuhr dann stehenbleibend in seinem Selbstgespräche fort:

„Es ist nicht zu leugnen, die Gabi ist ein seltsames Mädel. Sie hat diese Eigenart von ihrer Mutter ererbt, die sie leider zu früh verloren hat. Just so war auch meine Elsa, kein Mann war ihr gut genug, und doch war ich für sie der richtige. Ich hatte Glück bei ihr und wünsch' dem Martin das Gleiche bei der Gabi."

Er trat an das Fenster und sah in den Hof hinaus.

„Dort steht sie neben der Broni! Wie die Alte mit den Händen in der Luft herumfährt, wahrscheinlich betheuert sie, nicht schuld zu sein, dass das Wasser thalabwärts läuft. Die gute Seele ist ohnedies lammfromm, und doch hat das Mädel immer etwas an ihr herumzumustern. — So! — Jetzt kommt die Reihe an Thomas! Merkwürdig, die Gabi muss heute besonders schlecht gelaunt sein, sonst findet sie es nicht der Mühe wert, an den Burschen ein Wort zu richten. — — Und wie sie in ihn hineinspricht, sein Kopfschütteln hilft ihm nichts, aber ich werde ihm helfen."

„Thomas! — Geh sogleich an deine Arbeit zurück!" rief er mit starker Stimme in den Hof hinaus.

Dieses Wort verfehlte seine Wirkung nicht.

Gabi biss die Lippen aneinander, wandte sich ab und gieng dem Brunnen zu, indes der Knecht der erhaltenen Weisung nachkam.

„Jetzt habe ich ihn und die Broni erlöst", sagte Lerner zu sich und sah zu Thomas hinüber, der sich mit Holzspalten beschäftigte und dessen Hacke bei jedem Hiebe in dem Sonnenlichte glitzerte.

„Stark ist der Bursche, ehrlich ist er auch, und für seine Häslichkeit kann er nichts", fügte er, den Kopf wiegend, hinzu, wobei sich seine Miene wie unter dem Einflusse eines ihn peinlich berührenden Gedankens verdüsterte.

Er hatte mit seinem Ausspruche recht.

Thomas, obwohl von kräftigem, schlankem Wuchse, war doch der häslichste Bursche in der ganzen Umgebung. Sein dichtes, aber hellblondes Haar trug ihm den Spottnamen der „rothe Thomas" ein, und die zahllosen Sommersprossen, die sein Gesicht bedeckten, ließen den kaum achtundzwanzigjährigen Mann älter erscheinen. Was ihn jedoch am meisten entstellte, war der Mangel eines Auges, und eine tiefe Narbe, die mit einer blutrothen Furche sich über die linke Wange bis zu dem Mundwinkel hinzog. Mit seinen Altersgenossen im Dorfe und selbst mit dem Gesinde auf der Hofmühle hatte er wenig Verkehr, und da er

manchen derben Witz über seine „auffallende Schönheit“ mit seltenem Gleichmuthe hinnahm, hielt man ihn für stumpfsinnig und geistesschwach, für einen Menschen, den Lerner nur darum als Knecht behielt, weil dieser auf der Hofmühle um ein Auge gekommen war.

Zur Erntezeit, es mochten ungefähr sechs Jahre sein, hatte sich dieser Unfall ereignet.

Die Knechte waren mit den Schnittern in der Schener versammelt, als Thomas blutüberströmt in die Tenne hereingewankt kam und mit einem Aufschrei zusammenbrach. Er hatte von Gabi einen Hieb mit einer Sichel erhalten und jene leugnete diese Aussage nicht ab.

Sie gab die Thatsache zu, doch wie energisch auch ihr Vater in sie drang, ihm den Sachverhalt aufzuklären, es war umsonst. Weder gütliches Zureden, noch Drohungen erzielten einen Erfolg. Das Mädchen schwieg und verharrte auch bei Gericht in diesem Schweigen. Dieser sonderbare Trotz schien ganz unnatürlich, man sprach in dem Dorfe, wo sich die Kunde von dem Vorfalle wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, von diesem und jenem. Jeder erzählte etwas anderes, wollte besser unterrichtet sein, und doch mussten sich alle — das Gericht und den Hofmühlbauer nicht ausgenommen — mit der Aussage des rothen Thomas, der im Spitale einvernommen wurde, begnügen, das Unglück sei auf einen bloßen Zufall zurückzuführen. Gabi hätte mit der Sichel nach einer Wespe geschlagen und ihn, den Thomas, in das Gesicht getroffen.

Es gab viele, die zu dieser Erklärung die Köpfe schüttelten, doch sie musste geglaubt werden, es gab keinen Zeugen, der dieser Aussage zu widersprechen imstande war.

Als Gabi durch ihren Vater Thomas' Angaben erfahren hatte, kam abermals kein Wort über ihre Lippen, auch jetzt, wo sie durch den so schwer Verletzten jedweder strengen Verantwortung enthoben war, brach sie ihr Schweigen nicht, nur ihr Gesicht veränderte die Farbe, wie ein Zittern durchlief es ihren Körper, und ihre Augen wurzelten an dem Boden, als könne sie den Blick ihres Vaters nicht ertragen. Dieser hatte diesmal keine Frage gestellt, er wusste, dass seine Tochter die Schuldige sei.

„Das Mädel ist zu stolz, um eine Unwahrheit zu bestätigen, selbst wenn diese zu ihren Gunsten spricht, und doch zu befangen, um ein Geständniß abzulegen“, hatte er damals zu sich gesagt und sich vorgenommen, für Thomas zu sorgen. „Wenn dieser der Gabi zu Hilfe kommt und auf jede Entschädigung verzichtet, dann ist es umsomehr meine Pflicht, mich seiner anzunehmen“, dachte er, und nahm den Knecht, als er aus dem Spitale entlassen worden war, wieder in seine Dienste.

Anfangs gab es ihm immer einen Stich in das Herz, wenn er den durch die Verwundung so arg Entstellten betrachtete, doch der täg-

liche Umgang und die Macht der Gewohnheit läßt mit der Zeit auch das häßlichste Gesicht erträglich finden.

Aus Gabi, dem damals kaum sechzehnjährigen Mädchen, war eine Jungfrau geworden, die der alten Broni das Hausregiment aus der Hand gewunden hatte. Auch die Knechte waren gewohnt, ihr zu folgen, kein Wunder, daß auch Thomas keine Ausnahme machte, obwohl gerade er, wie Lerner bemerkte, sich am wenigsten der Gunst der jungen Herrin zu erfreuen hatte. Mehr als einmal hatte der Hofmühlbauer schon Gelegenheit gehabt, Thomas Gabi gegenüber in Schutz zu nehmen, und heute war es wieder der Fall gewesen.

Eben wollte er von dem Fenster zurücktreten, als er die Hofthüre sich öffnen und einen Herrn in städtischer Kleidung eintreten sah.

Dieser blickte einen Moment um sich und gieng dann auf Gabi, die an dem Brunnen stand, zu. Offenbar hatte er eine Frage an diese gerichtet, denn sie wies mit der Hand zum Eingange in die Unterstube, auf die jener Herr sofort zuschritt.

„Ich bin Ingenieur Albert Halm", sagte er nach seinem Eintritte, sich Lerner vorstellend. „Der Ortsvorsteher hat mich bezüglich meiner Einquartierung auf die Hofmühle gewiesen. Ich bitte um Verzeihung, wenn mein Erscheinen irgendwelche Unannehmlichkeit für Sie zur Folge hätte."

Er hatte diese Worte mit einer Ungezwungenheit gesprochen, die auf Lerner einen guten Eindruck machte. Er lehnte die Entschuldigung des Ingenieurs als unbegründet ab und fügte das Versprechen bei, dem Gaste den Aufenthalt auf der Mühle nach besten Kräften angenehm machen zu wollen.

Die beiden Männer hatten platzgenommen, und bald war das Gespräch im Gange.

Halm, der über ein angenehmes Organ verfügte, sprach sehr lebhaft, schien über die Verhältnisse der Ökonomen eingehend orientiert und stimmte in seinen Ansichten so ganz mit Lerner überein, daß dieser seine Freude über die gemachte Bekanntschaft in unverhohlener Weise Ausdruck gab. Er hatte nicht bemerkt, wie der Ingenieur von seinem Sitze aus durch ein Fenster ab und zu rasche Blicke nach dem Brunnen sandte, wo Gabi sich noch immer mit dem Auswaschen des Salates beschäftigte, dessen Blätter sie mit der peinlichsten, Zeit erfordernden Genauigkeit untersuchte.

„Ich werde Sie jetzt auf Ihr Zimmer führen", bemerkte Lerner, eine eingetretene Pause unterbrechend, und erhob sich.

Halm dankte mit einer zustimmenden Verbeugung und folgte dem Hofmühlbauer in ein Gemach im oberen Stockwerke, das einfach, aber sehr nett eingerichtet war und in dem eine erquickende Kühle herrschte.

An beiden Fenstern standen in irdenen Töpfen blühende Blumen und breitblättrige Pflanzen, mit sinniger Ordnung aneinandergereiht, durchflutet von dem goldigen Sonnenlichte, das die Blütenkronen in scharfen Conturen zeichnete.

„Hier waltet die Hand eines Mädchens, das Geschmack und Verständnis besitzt", sagte sich Halm, als sich Lerner zurückgezogen hatte. „Kein Zweifel, es ist die Tochter des Bauers, seine Gabi, wie er sie mit sichtlichem Stolze nannte. In der That ein prächtiges Mädchen mit feurigen Blicken, die zünden wollen und zünden können."

Während dieser Worte hatte er sich einem der Fenster genähert, die eine freie Aussicht gewährten.

Von der Thalsohle, die der Fluss durchschnitt, erhoben sich, stellenweise mit Tannenwald bedeckt, die Wiesen und Weiden, wie grüne, mit buntfärbigen Blumen durchwirkte Teppiche bis hinauf zu den Sennerhütten, die, wie Vogelnester an der Grenze der Pflanzenwelt, das höchstgelegene Heim menschlicher Behausung bilden. Über deren Dächer hinweg verlor sich der Blick in dem verwitterten Gesteine der gigantischen Felsenmassen, diesem gewaltigen Fundamente der schneebedeckten Spitzen, die die Grüße unserer Erde der Region des Äthers bringen.

Es war ein wundervolles Panorama, eines jener Bilder, die dem Gedächtnisse des Beschauers unvergesslich bleiben und mit jeder Erinnerung an sie herzbelebend und seelenstärkend wirken.

An Tausenden hat sich die Wahrheit dieses Wortes schon erprobt, nur für den Ingenieur schien sie keine Geltung zu haben.

Das fein geformte Gesicht des kaum fünfunddreißigjährigen Mannes verrieth einen Zug von Blasiertheit, der sich durch scharf gezogene Linien um seine Mundwinkel charakterisierte, jenen eigenartigen Zug, der einem geübten Beobachter die Theilnahmslosigkeit in Bezug auf das Großartige und Fesselnde der Naturschönheiten stets verräth. Seine elegante Erscheinung, die Intelligenz und die Gewandtheit in Umgangsformen zum vollen Ausdrucke brachte, die feine Blässe seines Teints, die durch einen wohlgepflegten schwarzen Schnurrbart noch mehr hervorgehoben wurde, ließen ihn für einen jener weltgeschulten Lebemänner halten, die von dem Idealismus nur mit spöttischem Lächeln sprechen und doch Talent genug besitzen, ihn zu erheucheln, wenn es ihren Zwecken Vortheil bringt.

Nicht auf das Hochgebirge, diesen erhabenen Namenszug des Schöpfers, hatte sich der Blick des Ingenieurs gerichtet, seine Augen hefteten sich mit fieberhaften Blitzen auf Gabi, die eben im Hofe einem Knechte eine Weisung gegeben hatte und auf die Unterstube zuschritt. Wie um ihr Gesicht vor den Sonnenstrahlen zu schützen, hatte sie eine Hand an die Stirne gelegt, erst als sie an der Thürschwelle stand, ließ

sie den Arm sinken, und der Ingenieur bemerkte deutlich, wie sie secundenlang zu den Fenstern seines Zimmers emporsah. Rasch bog er die Zweige eines Rosenstockes auseinander, und einen Moment begegnete sein Blick dem ihrigen.

Eine Purpurröthe erglühte in Gabis Gesichte, als hätte sich diese auf einem Unrechte ertappt gesehen, dann war sie hinter der Thüre verschwunden.

„Bravo! Wenn mich nicht alles täuscht, so ist das nicht bloße Neugierde, sondern ein Zeichen von Interesse", flüsterte der Ingenieur mit vor Aufregung bebender Stimme vor sich hin. „Umso besser, dann wird auch bei ihr mein Grundsatz zur Geltung kommen: Den Kühnen unterstützt das Glück."

II.

In dem Extrazimmer des Gasthofes „zum Andreas Hofer" saß ein junger Mann mit nicht unschönen, aber wenig markierten Zügen, denen selbst der dichte Bart keinen kräftigeren Ausdruck zu verleihen vermochte.

Es war der Baurechnungsbeamte Wilhelm Körner, der, wie so mancher seiner Collegen, anläßlich des Bahnbaues hieher beordert, sich allabendlich in diesem Gasthause einfand, um mit dem Ingenieur Halm zusammenzutreffen.

Beide Herren kannten sich seit ihren Knabenjahren. Sie hatten die gesammte Realschule an einer und derselben Lehranstalt absolviert und an demselben Tage mit gleich vorzüglichem Erfolge maturiert. Von da an trennten sich ihre Lebenswege. Für Körner, den Sohn einer mittellosen Witwe, war die Fortsetzung des Studiums an der Technik unmöglich, er mußte froh sein, durch die Protection des Oberbaurathes Berger, bei dem seine Mutter einstens in Diensten gestanden, in einer Rechnungskanzlei ein rasch erlangtes, aber für Gegenwart und Zukunft sehr bescheidenes Brot gefunden zu haben.

Jahre waren verflossen.

Die einstigen Collegen hatten nichts von einander gehört, als sie das Schicksal in dem kleinen Gossensass ganz unvermuthet wieder zusammenführte.

Das Wiedersehen war ein fröhliches und doch glich es, namentlich seitens des Ingenieurs, nicht jenem herzlichen Entgegenkommen, das Körner erwartet hatte. Die bevorzugtere Stellung Halms und vielleicht noch mehr als dieser Umstand, dessen energisches Wesen, das auf Körner, der schon als Student zu den verschüchtertsten seiner Classe gehörte, einen imponierenden Eindruck machte, stand wie eine unsichtbare Scheidewand zwischen den „beiden Freunden".

Körner war heute früher als gewöhnlich gekommen, es lag etwas wie Trübsinn in seiner sonst so freundlichen Miene, mit sichtlicher Ermüdung ließ er sich an einem Tische nieder, kreuzte die Arme und blickte nachdenkend vor sich hin.

„Albert ist doch ein glücklicher Mensch!“ murmelte er nach einer langen Pause halblaut mit einem unterdrückten Seufzer vor sich hin, „er ist Klaras Bräutigam! — — Dieses gute, liebe Mädchen mit seinem sanften Wesen. Ich sehe sie noch, wie ich als Student in das Haus ihres Vaters kam, und bin ihr später oft in Innsbruck begegnet. Sie hatte wohl keine Ahnung, wie es mich immer so eigenartig berührte, wenn sie meinen Gruß freundlich erwiderte“, fügte er so leise hinzu, als fürchte er sich, dieses Geständnis abgelegt zu haben. „Jetzt ist sie Braut! — — Glücklicher Albert! —“

Der Eintritt Halms schreckte ihn aus seinem Sinnen empor.

„Lupus in fabula!“ sagte er, dem Angekommenen die Hand reichend, „ich habe an dich gedacht und an — deine Braut! An Fräulein Klara Berger!“

„Ah! du kennst sie! das freut mich!“ entgegnete der Ingenieur, sich an dem Tische niederlassend, im Tone vollster Ruhe, gieng mit einer gleichgiltigen Frage auf ein anderes Thema über und kam auf seine Einquartierung in der Hofmühle zu sprechen.

„Ich bin wider alles Erwarten superb untergebracht“, rief er, mit den Fingern ein Schnippchen schlagend, „wie ärgerte ich mich, als ich meine Commandierung in dieses Nest erfuhr, und jetzt habe ich keinen anderen Wunsch, als so lange als möglich hier bleiben zu können.“

„Wirklich!“ fragte Körner erstaunt. „Man sollte glauben, dass du“ —

„Diese Hofmühle ist ein verzaubertes Paradies!“ unterbrach ihn Halm, stets gewohnt, das Wort an sich zu reißen. „Was Lerner betrifft, so gilt auch bei ihm das Sprichwort: Bauer bleibt Bauer, wenn er auch noch so viele Thaler im Kasten hat. Gleichviel, seine wiederholten Einladungen habe ich dankbarst angenommen, sie boten mir willkommene Gelegenheit zu meinen Annäherungsversuchen für seine Tochter!“

„Seine Tochter!“ rief Körner und sah seinen Freund forschend an.

„So ist es, lieber Junge“, fuhr Halm im Erzählen fort. „Seine Gabi ist die Fee dieses Paradieses, neben ihr erscheinen alle Dorfschönen wie Marionetten im Vergleiche zu einem lebenden Bilde.“

„— Albert!“

„Ich bin Feuer und Flamme! Allerdings bin ich erst drei Wochen in der Mühle, doch wer seine Zeit gut zu benützen versteht, leistet eben mehr als ein anderer.“

Er hatte in einem Zuge gesprochen, ohne sich beirren zu lassen, jetzt erhob er sein Glas.

„Auf meinen baldigen Sieg!“ rief er lachend, drehte das Glas im Kreise und leerte es auf einen Zug.

„Auf deinen Sieg!“ wiederholte Körner in einem Tone, der in einen Vorwurf ausklang. „Wie soll ich den Sinn dieser Worte deuten?“

„Pah! das liegt doch auf der Hand!“ lachte Halm. „Ein Abenteuer hat stets einen Reiz, und erst hier in diesem halbvergessenen Erdenwinkel. Ich habe Gabi studiert, sie ist eines jener Mädchen, die anders denken und fühlen wollen, als es ihnen ihre gesellschaftliche Stellung vorschreibt. Derartige Geschöpfe, die an dem sogenannten „Traum der Jungfrau“ laborieren, wie die Dichterlinge diese Exaltation poetisch nennen, gibt es zu Hunderten, sie sind in der Regel seichte Naturen, die sich in der hohlen Hand zusammendrücken lassen, wenn die Luft, das heißt die Hirngespinste, verflüchtigt sind. Bei Gabi verhält sich jedoch die Sache anders. In dem Innern dieses Mädchens glüht und siedet das Bedürfnis, nur den zu lieben, der, wie die Italienerin sagt, das Zeug in sich hat, ihr Trovatore zu werden. Sie gilt allbekannt als männerscheu, natürlich weil ein Bauernbengel ein Tölpel ist. Ich kenne einen Mann, gegen den sie nicht mit ihrer zur Schau getragenen Kälte auftritt, und dieser Mann bin — ich!“

„— Du!“

„Ich, und kein anderer“, bekräftigte Halm mit geschmeichelter Eigenliebe, trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte und machte, wie um den Eindruck seiner Worte möglichst wirken zu lassen, eine Kunstpause.

Er hatte erwartet, dass Körner ihn mit Fragen bestürmen werde, doch dieser sah ihm fest in die Augen und entgegnete, während sich ein Schatten von Unwillen über seine Züge legte, mit besonderem Nachdrucke:

„Du bist verlobt, Albert! —“

Halm zuckte, wie von einem Nadelstiche getroffen, zusammen.

„Wozu diese sentimentale Bemerkung, die einem Klosterbruder alle Ehre machen würde“, bemerkte er, seine Lippen zu einem spöttischen Lächeln verziehend.

„Ich bin verlobt, ich weiß es, doch was will das sagen. Klara ist die Tochter eines Mannes, der auf meine Carrière den günstigsten Einfluss ausüben kann, und heutzutage braucht man Protectoren, das ist alles schön und gut. Sie wird meine Frau werden, aber ein bisschen Freiheit werde ich mir doch noch gönnen dürfen!“

„Ich denke anders über den Begriff der Freiheit“, warf Körner mit voller Ruhe ein. „Oberbaurath Berger ist ein rechtlicher, allgemein geachteter Mann, dem es gewiss nicht gleichgiltig ist, das Glück seiner einzigen Tochter fremden Zwecken geopfert zu sehen. Widersprich mir nicht, Albert“, fuhr er, die verächtliche Handbewegung seines Freundes

bemerkend, energischer fort, als es je seine Sache gewesen war. „Dass du Klara nicht liebst, wie sie und ihr Vater es von dir erwarten, beweisen deine eigenen Worte, dein — Drang nach Freiheit."

Der Ingenieur biss sich auf die Lippen. Einen Moment blitzte das Feuer des Zornes in seinen Augen, doch er bezwang sich und schlug eine helle Lache an.

„Lieber Himmel! Du wirst immer melancholischer in deiner Fastenpredigt. Doch Scherz beiseite, wozu diese tragische Logik, als handle es sich um ein Capitalverbrechen. Sei doch praktisch, Wilhelm, und steige von dem Pegasus deiner Schwärmerei ein wenig auf den prosaischen Boden. Ich schätze und achte meine Braut, doch jeder *kann* nicht aus überirdischer Liebe heiraten. Ich betrachte die Ehe als einen Vertrag, den gegenseitige Verträglichkeit erträglich macht. Dass Gabi mir gefällt oder, wenn du es lieber hörst, gefallen hat, wird auf meine Verlobung nicht störend einwirken. Eifersüchteleien vor und in der Ehe sind für jeden vernünftigen Menschen ein Greuel, ich hoffe, du bist wenigstens in diesem Punkte ganz meiner Ansicht."

Er machte wieder eine Pause, doch diesmal hatte sich seine Miene gänzlich verändert, und mit einem halb lauernden, halb ängstlichen Blick beobachtete er seinen Freund, der in Nachdenken versunken schien.

„Ich war ein Thor, diesen Schwachkopf zu meinem Vertrauten zu machen, hätte ich geahnt, dass dieser Mensch so spießbürgerliche Grundsätze hegt, ich würde mich gehütet haben, ein Wort über Gabi zu verlieren. Der Junge kann mich im Hause Bergers denuncieren und in seiner Beschränktheit ein Feuer anblasen, das meine ganzen Pläne vernichten würde; es heißt auf der Hut sein. Zum Glücke kennt er nur einen Theil der Wahrheit; ich war schon in der Laune, das Sprichwort ‚Reden ist Silber, Schweigen ist Gold' zu vergessen."

„Wilhelm! — Suchst du den Stein der Weisen, dass du deine Stirne so in Falten legst?" fragte er, seinem Freunde einen leichten Schlag auf die Schulter versetzend, „ich hoffe, mein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt zu haben. Missversteh' mich nicht", fuhr er, Körner keine Zeit zu einer Entgegnung lassend, rasch fort, „wir haben jeder seine Ansicht, und wenn die meine vielleicht weniger scrupulös als die deine ist, so sind wir doch Freunde, die sich nicht von heute kennen. Ich komme auf meine früheren Worte zurück, du urtheilst zu tragisch. Gabi interessiert mich, ich leugne es nicht, aber ich kann auch auf ein Abenteuer verzichten, wenn es einen Freund, wie du mir einer bist, beruhigt."

Er hatte diese Worte mit dem Ton vollster Überzeugung gesprochen und nichts verrieth die Absicht, die er mit dieser Äußerung bezweckte.

„Verzichten!“ wiederholte Körner, den Kopf erhebend, „das wäre das einzig Richtige, ich wünsche um deinetwillen, dass du bei diesem Vorsatze bleibst, und jetzt kein Wort mehr über dieses Thema.“ —

Die Schwarzwälderuhr an der gegenüberliegenden Wand machte neun Schläge. Es war die Stunde, in der beide den Gasthof zu verlassen pflegten. Auch heute machten sie keine Ausnahme und schritten gemeinschaftlich dem Hause des Amtsvorstehers zu, wo Körner wohnte, und das auf dem Wege zur Hofmühle lag.

Halm hatte sich bemüht, seinen Freund durch einige heitere Anekdoten in eine bessere Stimmung zu versetzen, merkte jedoch bald, dass seine Scherze nicht verfingen.

„Unerträglicher Tropf! Ich werde Mittel finden müssen, ihn unschädlich zu machen“, knirschte er, als er sich verabschiedet hatte, zwischen den Zähnen vor sich hin.

Es war ein herrlicher Abend. Der zunehmende Mond beleuchtete die Häuserzeile und ließ seine Lichtwellen in dem kleinen Gewässer glitzern, das mit geschäftiger Eile den Bach aufsuchte. Wie riesige, mit weißen Tüchern bedeckte Gespenster, deren Conturen zu phantastischen Bildern ineinanderflossen, hob sich im Hintergrunde das Gebirge hervor, das eine würzige Luft in das Thal entsendete.

Der Ingenieur hatte nach seiner Trennung von Körner seine Schritte sehr gemäßigt, als wollte er sich den Anschein geben, dass ihn nichts zur Eile dränge. Erst als er, einen Feldweg betretend, aus der Sehweite des Wohnhauses seines Freundes gekommen war, änderte er sein Marschtempo.

Als er das zur Hofmühle gehörige Sägewerk erreicht hatte, hielt er einen Moment inne und athmete tief auf. Er hörte das Tosen des Wassers, das über die Räder der um diese Stunde nicht mehr im Gange befindlichen Mühle hinweg in die Tiefe stürzte. Wie ein Nixenzauber schien dieses Geräusch auf ihn zu wirken, ein eigenartiges Zucken durchlief seine Gesichtsmuskeln, und seine Züge belebten sich in einer Weise, als wäre jenes Wellengetöse das Echo einer in seiner Brust entflammten Leidenschaft.

„Vorwärts! Was zaudere ich?“ stieß er heiseren Tones hervor, eilte der Hofmühle zu, schlich, sich stets im Schatten des Buschwerkes haltend, an der Umzäunung bis zu einem niederen Gitterpförtchen, das ihm den Eintritt in den Garten ermöglichte, der mit dem Hofraume des Wohngebäudes in Verbindung stand.

Einige Augenblicke blieb er mit angehaltenem Athem stehen und warf spähende Blicke um sich, dann schlug er einen schmalen Fußpfad ein, der zu einer von einem mächtigen Nussbaum tief beschatteten Laube führte.

„Gabi! Ich bin es!“ rief er kaum hörbar, fühlte einen weichen Arm auf seiner Schulter und drückte mit einer stürmischen Bewegung eine Mädchengestalt an seine Brust, deren Gesicht mit glühenden Küssen bedeckend.

Es war wirklich Gabi, die stolze Gabi, die sich der Zärtlichkeit eines Mannes überließ, der erst seit wenigen Wochen als Gast in dem Hause ihres Vaters weilte.

Halm hatte seinen Freund nicht belogen, der in Verführungskünsten bewanderte Mann hatte es verstanden, Gabi, wie er sich ausdrückte, richtig zu behandeln.

Ohne sich selbst Rechenschaft ablegen zu können, hatte diese bei der ersten Begegnung des Ingenieurs mit ihrem Vater länger an dem Brunnen geweilt, als nothwendig gewesen wäre. Sie hörte Halm, der zum Mittagmahl geladen wurde, sprechen, bemerkte, wie er ihr Aufmerksamkeiten erwies, ohne zudringlich zu werden, und ließ den Eindruck seines Benehmens umso rückhaltloser auf sich einwirken, als sie sich vor diesem Manne vollkommen sicher glaubte. Erst als sie sich von dem Gegentheil überzeugt hatte, als seine Blicke in unbewachten Augenblicken ihr glühendheiß begegneten, flammte der verletzte Stolz in ihrem Innern auf. Wie das glühende Eisen den Hammerschlag mit tausend sprühenden Funken beantwortet, so trieb ihr der Gedanke, dieser Mann schenke ihr seine Beachtung, das Blut gegen die Schläfe. Was sollte sie thun? — Dasselbe, was sie stets in einem solchen Falle gethan, mit ablehnender Kälte jede Annäherung zurückweisen, das musste auch jetzt genügen; es war ihr Vorsatz, und sie war bereit, ihn auszuführen. Sie hatte diesen Entschluss mit dem Aufgebote ihres Willens gefasst, sie glaubte ruhig und gelassen zu sein, und doch wogte ihr Busen so heftig auf und nieder, als wollte er ihrem Willen den Gehorsam versagen, als könne er sich nicht losreißen von einem Bilde, das er umschlossen hatte.

Wieder war es Sonntag geworden.

Gabi wusste, dass Halm abermals zu Mittag Gast sein würde, und beabsichtigte, unter irgend einem Vorwand dem Tische fern zu bleiben. Dieser Gedanke war ihr blitzschnell gekommen, doch ebenso rasch verwarf sie ihn.

„Bin ich feige geworden, dass ich vor diesem Manne fliehen soll?“ hatte sie zu sich gesagt. „Nein, ich werde zugegen sein, und mein Benehmen wird ihm zeigen, dass er es nicht wagen darf, auch nur einen kühnen Blick auf mich zu werfen.“

Sie kleidete sich an und gieng in die Kirche.

Als sie von dort zurückgekehrt den Hof betrat, lief ihr Broni entgegen und erzählte ihr mit geheimnisvoller Geschwätzigkeit, dass der fremde Herr einen wunderschönen Blumenstrauß gebracht und sie, die Broni, gebeten habe, ihn auf den Speisetisch zu stellen.

„Es geschieht dir zu Ehren", schloss die Alte ihre Eröffnung und rechnete auf ein zustimmendes Lächeln Gabis, die sich durch diese Aufmerksamkeit doch nur geschmeichelt fühlen konnte.

Sie erschrak deshalb nicht wenig, als ihr Gabi mit funkelnden Augen die Worte zurief: „Wirf ihn weg!"

Sprachlos starrte sie das Mädchen an, doch ehe sie noch eine Frage hervorzubringen vermochte, war Halm, der hinter dem Nussbaum am Brunnen gestanden und diese Worte gehört hatte, herangetreten.

„Haben Sie Mitleid mit dem kleinen Strauße, nicht um meinethalben, sondern um der frischgepflückten Blumen willen, die mit ihrem Leben Ihnen dienen sollten", sagte er mit dem Ausdrucke schmerzlicher Bewegung und einer herben Trauer in den Zügen. Der Glanz seiner Augen schien in diesem Momente wie erloschen, und wie ein Schleier lag es in seinem bittend auf sie gerichteten Blicke.

Wie von einem Schlage berührt, war Gabi zusammengezuckt. Wie verschieden war dieser Blick von denjenigen, die ihren Unmuth wachgerufen hatten, und doch lag auch in ihm jenes seltsame Etwas, das sie trotz ihrer Willenskraft nicht zu vergessen vermochte.

Ohne ein Wort der Erwiderung eilte sie in ihre Kammer.

„Dieser Pfeil hat getroffen, warten wir seine Wirkung ab", zischelte Halm, ihr nachsehend, und begab sich in den Garten.

Als er zur Speisestunde mit Lerner in der Stube erschien, fiel sein erster Blick auf den Blumenstrauß, der auf dem Tische stand.

Ein Lächeln der Befriedigung umspielte seine Lippen. — Während des Mahles schenkte er den Erzählungen des Hofmühlbauern scheinbar die vollste Aufmerksamkeit und erlaubte sich nur, in entstandenen Pausen einige Worte an Gabi zu richten. Diese sprach mit ruhiger Gleichgiltigkeit, nichts verrieth die geringste Aufregung in ihr und, was Halm besonders auffiel, war der Umstand, dass sie selbst ihren Vater auf den Blumenstrauß als ein Geschenk des Gastes aufmerksam machte.

„Ist diese Kälte nur Schein, eine durch die Gegenwart einer dritten Person ihr aufgezwungene Zurückhaltung, oder ist dieser Ernst der Ausfluss eines unbezwinglichen Willens?" fragte sich der Ingenieur. „Bedeutet sie meine Niederlage, bin ich ihr so gleichgiltig wie jeder andere?"

Dieser Zweifel peinigte Halm, seine Eitelkeit sträubte sich gegen den Gedanken, seine Künste könnten Schiffbruch leiden, er wollte sich um jeden Preis Klarheit verschaffen und doch musste er seine Ungeduld im Zaume halten und besonders seinen Blicken Vorsicht gebieten.

Gabi zog sich nach Tische zurück, und Lerner forderte ihn auf, mit ihm eine Klamm, eine der merkwürdigsten Sehenswürdigkeiten in der Umgebung, zu besuchen. Er hatte sich erbötig gemacht, mit seinem

Wagen bis zum Eingange des Felsenpasses zu fahren, ein Grund mehr für Halm, die Einladung nicht auszuschlagen, so sehr er auch im Stillen diesen Vorschlag verwünschte, der ihn den ganzen Tag über gefangen hielt.

Erst spät abends langte das Gefährte auf der Hofmühle an, und dem Ingenieur blieb nichts übrig, als mit den Versicherungen des besten Dankes sein Zimmer aufzusuchen, wo er, in seinen Gedanken mit Gabi beschäftigt, geraume Zeit auf und nieder gieng.

Während der nächsten Tage hatten dringende Amtsgeschäfte seine Abwesenheit von der Hofmühle bis zum späten Abend erfordert und er das Mädchen nicht einen Augenblick zu Gesichte bekommen. Auch heute schien ihm jede Hoffnung, ihr zu begegnen, benommen.

Mißmuthig trat er vom Gasthause aus den Heimweg an und wollte eben den Steg bei der Sägemühle überschreiten, als der Ausruf: „Halt dich an dem Balken fest, das Wasser hat ein reißendes Gefälle!“ an sein Ohr drang.

(Fortsetzung folgt.)

Das reiche Waldschulmeisterlein.

Ein Bild aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

Über den schwarzen Waldbergen lag schon der Goldgrundhimmel des Abends, als im Wiesenthale ein Dörfchen dalag vor dem müden Gebirgswanderer. Eine verwitterte Wegtafel hatte gerade noch so viele leserliche Buchstaben, um dem hinkenden Fremden zu sagen, das Dorf heiße „In der Krumpa“.

Auf meine Frage an einen heimwärts treibenden Ziegenhirten, welches in der Krumpa wohl das beste Wirtshaus sei, blickte mich der Junge verblüfft an — Wirtshaus? Das gibt es nicht!

„Aber mein Gott! Mindestens ein halbes Dutzend Häuser, und kein Wirtshaus darunter! Und das will ein deutsches Dorf sein?“

Zu essen bekäme man manchmal im Forsthause etwas — das große steinerne Haus, dort bei der Linde.

Ein Forsthaus, umso besser. Das läßt sich romantisch, besonders wenn, so Gott will, auch noch eine hübsche Försterstochter dazukommt. Also ins Forsthaus.

In der großen Stube gab es wohl Hirschgeweihe und Tabakrauch, aber keine Försterstochter. Ein kleiner, hagerer, spießiger Alter, die Beine nackt, hingegen das Gesicht verdeckt von einem wildwuchernden Schnauzbart. — Das war der Förster und Jagdheger. Er brachte in einem Kruge Wein, sagte mir Nachtquartier zu, setzte sich dann mit seinem Dampftiegel

zu mir an den Tisch und fragte gleich, ob ich unterwegs nichts gesehen hätte. Ich zählte Berge auf, Felswände, Wasserfälle, hohe Brücken, Wegkreuze und Martertafeln, wie sie im Laufe des Tages dem Wanderer vorgekommen waren. Darüber that der Alte verwundert und murmelte etwas. Endlich merkte ich doch, was er wissen wollte, nämlich, ob mir Wildspuren, Rehe, Hirsche, Waldhühner und dergleichen aufgestoßen wären.

Meine Antwort, darauf hätte ich gar nicht geachtet, derlei läge mir ferne, und ich verstünde nichts davon. Es mochte wohl etwas geringschätzig gesagt sein. Der Alte blies ein paar starke Rauchwolken von sich, stand auf und gieng hinaus. Er verachtete mich.

Nach einer Weile, als es schon finster und in der Stube kein Licht angezündet worden war, fragte ich nach meinem Abendbrot. Da kreischte der Alte aus der Küche her: „Wenn man das Wild nicht will, wird wohl auch der Hirschbraten nicht genehm sein!“

Jetzt schlich ich im Dunkeln zu ihm hin und sagte schon ein wenig gereizt: „Mir scheint, da ist jemand beleidigt, weil ich von der Jägerei nichts verstehe. Allerdings, ich halte auch nicht viel darauf. Ein guter Bekannter von mir sitzt im Kotter, weil er einen Hirschen schoss, der ihm den Kohl gefressen hat.“

Der Forstjäger reckte sein Köpflein vor, der Schnauzer borstete sich auf: „Aha, von der Gattung ist er einer! Oder gar — oder gar —!“ Mit einem Streichholz fuhr er sich über den Hintertheil der Lederhose, leuchtete mir ins Gesicht: — „Groß werd' ich mich nicht irren. Der Teufel hol's, er ist es! Der Jagerfresser, ah, da schaut's her, der Jagerfresser! Na, korschamerdiener! Und will im Jagerhaus essen und trinken und schlafen. Aus ist's!“

Ein arglos Mensch würde diese Rufe für das gewohnheitsmäßige Poltern alter Leute genommen haben, mein böses Gewissen erkannte es sofort als das, was es war — als einen Abschied par force. Der Mann hatte den Verfasser „Jakob des letzten“ erkannt. Eines Buches, das jeder Jäger naturgemäß tödtlich hassen muss.

Nun stand ich in dunkler Nacht auf der Gasse und sann, was zu machen war. „Ins Schulhaus gehe!“ flüsterte mir der Schutzengel zu. Denn die zwei beleuchteten Fenster dort waren just wie zwei freundliche Augen, die mir winkten. Der Lehrer, ein noch jugendlicher Mann mit schwarzem Vollbart war nicht abgeneigt, einen obdachlosen Wanderer aufzunehmen. Er hieß mich ins Zimmer und zum Tische treten, wo von einem munteren, blonden Frauchen just Rauchfleisch mit Sauerkraut aufgetragen wurde. Er wollte mich dazu einladen, da blieb ihm das Wort im Munde stecken.

„Ich glaube, den Herrn sogar zu kennen“, sagte er, mir starr ins Gesicht blickend. „Es möchte mich aber doch wundernehmen, dass der Herr Dichter bei einem linkischen Dorfschulmeister zuspricht, oder wohl

gar bei einem athletischen Lehrer, der seine ganze geistige Kraft in den Armen hat!"

Jessas! denke ich, der spielt an auf Bemerkungen in meinen Büchern. Im „Ewigen Licht" ist der athletische Lehrer mit den geistreichen Fäusten, im „Erdsegen" geht ein linkischer Dorfschulmeister umher. Ich wusste schon, dass einige Lehrer an den besagten Bemerkungen mehr herausfanden, als ich hineingelegt hatte, nämlich eine Beleidigung ihres Standes; es war mir daher klar, was ich hier zu thun hatte, nämlich Hut und Stock wieder in die Hand zu nehmen und allseitig eine ruhsame Nacht zu wünschen. Mit tragischem Ernste begleitete der Schwarzbart mich zur Thür, die er sofort auch dienstbereit öffnete.

Wieder im Freien hatte ich Muße, die Sternbilder des Himmels zu betrachten, es mangelte mir für diese Erhabenheit aber einigemaßen die Stimmung. Eine Magd, die vom Brunnen Wasser geholt hatte, trat ich höflich an, wo man doch in diesem Orte ein Obdach haben könne über die Nacht? Sie blieb stehen und berathschlagte mit mir. Das Försterhaus war auch ihr eingefallen, ich bekannte, dem Forstjäger zu wenig wildes Thier gewesen zu sein. So verfiel sie auf ihren Dienstgeber, das sei ein herzensguter Herr und hätte in der Apotheke ein feines Fremdenbett.

Nun klopfte ich beim Arzt an. Eine alte runzelige Frau kam hervor, mit langem, schmalem Schleppkleid. Die erklärte barsch, jetzt wäre keine Ordinationsstunde.

„Ich bin auch kein Kranker!" meine Versicherung.

„Ah so, dann ist's was anderes. — Jonathan! Ein Herr will bei dir die Aufwartung machen."

Der Herr Doctor Jonathan kam nun selbst an die Thür, forschend, ob endlich vielleicht einmal ein richtiger Tarockspieler da wäre für die langen Herbstabende. Seine Augengläser rückte er von der Stirn herab und besichtigte mich. Und murmelte was und besichtigte mich eingehender und kraute seinen Weißkopf.

„Nun, Herr Doctor!" rief ich lustig, „wo fehlt's bei mir?"

Er gieng drauf ein, tippte mit dem Finger an meine Stirn und sagte bedächtig: „Bei Ihnen fehlt's da!"

„Was, tausend! Mir fehlt's ja nur an einem Nachtquartier!"

Er blieb mit dem Kerzenlicht in der Hand an der Thür stehen und fuhr fort, mit behaglicher Langsamkeit zu sprechen: „Ich habe von Wien aus das Vergnügen, den Herrn Volksdichter zu kennen. Von einer steirischen Vorlesung her; und aus den Büchern, wo er sich so infam über uns Ärzte lustig macht. Als würden wir nur gerufen, um den Leuten schneller sterben zu helfen, oder so was. Und hätten für alle Krankheiten nur ein Mittel, das Hasenöl, das aber nichts anderes, als ein verdorbenes Schweinefett wäre. So ein alter Dorfbader hat ein gutes Gedächtnis, nicht wahr?"

Mittlerweile hatte er sich in den Zorn geredet und nun kam's: „Jawohl, solche Thorheiten oder Bosheiten merkt man sich. Wo im Volke ohnehin schon bald alles Vertrauen beim Teufel ist! Ja, mein lieber Herr, wenn man sich so in Dinge mischt, die man nicht versteht, da kann dies nur mit Dummheit entschuldigt werden. Beim Esel im Stall, wenn Sie schafen wollen!"

Und klapps, schlug die Thür ins Schloss.

Noch kam die alte Frau, entschuldigte ihren Mann, der halt über seinen Beruf keinen Spott kommen lasse und schon oft gesagt habe: Wenn er ihn einmal derwischen thäte, denselbigen — gut gienge es ihm nicht! Übrigens, er sei so arg nervös, aber fressen thäte er keinen, und sie wolle mich heimlich auf den Oberboden führen, auf einen Strohschaub aus Barmherzigkeit. Verderben dürfe der Mensch ja doch auch seinen Feind nicht lassen.

Offen gesagt, diese Alte mit ihrem barmherzigen Strohschaub war mir noch zuwiderer wie der wüthende Doctor, dessen Beruf halt schon so ernst ist, dass er keinen Spass verträgt. Ich gieng wieder einmal hinaus unter Gottes freien Himmel und hatte Zeit, mich über die große Popularität zu freuen. Nur hatte ich sie mir theilweise anders gedacht, diese Popularität.

Da stand er, der Missethäter, der ausgestoßene. Da hatte er immer gemeint, die guten armen Menschen erheitern und erheben zu wollen, während er sie der Reihe nach tödlich beleidigte. Mitten im „treuen Alpenvolke" stand er nun einsam in eitler Nacht, freud und fröstelnd, erschöpft von weiter Wanderschaft. Hinter mir bellte ein Hund, dem gesellten sich mehrere, groß und klein — die Hundeschaft des ganzen Dorfes — und brachten mir ein vielstimmiges Ständchen.

Es schnitt die Bergluft. Der Thau des Grases gedachte kalter Reif zu werden über Nacht.

Dort auf dem Hügel stand ein fahles Gemäuer. Es war die Kirche, deren Thurmuhr die neunte Stunde schlug. Wie lang ist eine solche Septembernacht! — Aber neben der Kirche pflegt ein Pfarrhof zu stehen, und im Pfarrhofe ein christlicher Mann zu wohnen. Man hatte mir so oft geschmeichelt, in meinen Schriften stecke doch noch ein bisschen Religion. Nun, dann könnte ein Versuch im Pfarrhof nicht fehl gehen.

Dort an der Thür musste ich aber lange ziehen am Glockendraht.

Endlich klirrte hoch an der Wand ein Fenster auf, und eine kräftige Männerstimme fragte herab, was es gebe?

„Ein obdachloser Reisender! er bäte um Unterstand über Nacht, sei es im Stalle, sei es in der Scheune, wo immer!"

„Es gibt wohl doch noch andere Häuser in der Krumpa."

„Ich habe keine Geneigtheit gefunden!"

„Dann wird man schon der Richtige sein. Wer sind Sie denn?"

„Feuergefährliches, oder so was, habe ich nicht bei mir!"

„Wer Sie sind, will ich wissen?"

Auf diese unentwegte Frage nannte ich meinen Namen.

Da beugte sich der Pfarrer aus dem Fenster weiter hervor, fragte noch einmal und sagte dann: „Ich verstehe immer: Rosegger!"

„Es ist richtig, Herr Pfarrer!"

„Wohl doch nicht der Poet?"

„Er ist es, Herr Pfarrer. Aber zu Zeit ohne Poesie, nur stark schläfrig!"

Der Herr oben begann zu lachen.

„Sie verzeihen schon, Herr Rosegger", entschuldigte er sich, „ich lache über den Zahltag. Daß Sie heute um Unterkunft bitten müssen an der Pforte jenes Standes, den Sie so oft dem Hohne der Menge preisgegeben haben. Erinnern Sie sich an den Stiefelknecht? An des Pfarrers Fiederl? Schaun's wie es geht. Wenn man die Kirche einreißt, dann sitzt man schutzlos auf der Welt. Übrigens sind wir Priester besser, als der Ruf, den Sie mit verbreiten halfen. Die Haushälterin wird bald aufschließen."

Die Haushälterin hatte mich nicht mehr an der Thür gefunden. Doch vor dem Erfrieren war keine Gefahr mehr, erstens, weil mir dieser Leute Gastfreundschaft heiß gemacht hatte in der Brust, zweitens, weil ich einen Heustadl fand. Der stand auf der Wiese neben dem rauschenden Bach. Ich vergrub mich ins warme, duftende Heu. Nur schade, dachte ich mir zu, daß nicht eine Kaserne, oder eine Fabrik, oder ein Grafenschloß dasteht, man würde dich auch an solchen Thoren abweisen. Hernach die Gelehrten, die Studenten und derlei Kasten mehr. Oder die Parteien: die Antisemiten, die Juden! Allen hast du gelegentlich eine Schelle angehängt. Und wenn du bei dir selber anklopfest, keinen bayerischen Pfennig wette ich, du schreist dir zu: Kerl, auch über mich hast du dich schon lustig gemacht, marsch! — In Gottesnamen, bist halt ein Bösewicht. — Damit legte ich mich aufs andere Ohr.

Aber gerade, als es zum süßen Einschlafen kommen wollte, war draußen eine rufende Stimme zu vernehmen. Sie kam näher, sie entfernte sich, sie kam wieder näher, und endlich war es deutlich, man rief meinen Namen.

Ich hob den Kopf: „Was Teufel ist denn los?"

„Han!" rief es draußen, „in der Heuschupfen ist er!" Dann kam der Rufer auch schon an die Wand und sagte: „Wenn er drinnen ist, so muß er heraus. Das wollen wir Schullehrer uns nicht aufreiben lassen, daß unser Waldschulmeister-Dichter in der Heuschupfen schlafen soll! Ich bin ja auch so ein Waldschulmeister, aber nicht der in der Krumpa. Wir gehen zusammen jetzt nach Sanct Marten hinauf, ein Stündel. Dort gibt's ein gutes Bett!"

Als er das gesagt hatte, war meine wohlgesetzte Antwort: „Ich danke Euch, Waldschulmeister von Sanct Marten. Aber aufstehen thu' ich jetzt nicht. Wie ich just lieg', so gut liegt der Kaiser von China nicht auf seinen chinesischen Seidenkissen. Sollte ich aber morgen an Sanct Marten vorüberkommen, dann melde ich mich bei Euch, und itzo seid so gut und lasst mich in Frieden." —

Am nächsten Morgen stieg ein göttlicher Sonntag auf. Ich gieng aus meinem Heugrabe wie neugeboren hervor, und das Dörfchen Krumpa lag im feuchten Walddufte so lieblich da, als wären alle Rächer meiner literarischen Missethaten ausgezogen über Nacht. Die Wiese hatte einen silberweißen Reif, die Ahorne waren schon roth, und die Lärchen gelb, und hoch auf den Berggipfeln lag goldgrünlicher Sonnenschein, so dass es im blumigen Mai nicht farbenleuchtender sein kann, als an diesem stillen Herbstmorgen. Und vor meinem Heustadl stand ein altes Herrchen. Es stand durchaus nicht ruhig, es zappelte mit den Füßen, es schlenkerte die Arme hin und her, einmal über die Brust, einmal über den Rücken, der einen weidlichen Höcker hatte. Nach dem Gewandschnitte hätte es wohl ein nothiges Bäuerlein sein mögen, allein der Hut, der rabenschwarze hochgebaute Filzhut mit der funkelnden Bandschnalle zeigte einen vornehmen Herrn an. Solche Hüte trugen die Gerichtsverweser und Doctoris vor achtzig Jahren. Und diesen letzten, nur wenig entarteten seines Geschlechtes, trägt mein Waldschulmeisterlein von Sanct Marten.

Das war in aller Herrgottsfrühe herabgekommen, hatte vor der Heuscheune auf meine Urständ gewartet und sich dabei fast Zehen und Finger verfroren. An der weichen, breiten Stimme erkannte ich den nächtlichen Schreier.

Und er im ersten Schreck: „Jessas, der ist es ja nicht!"

„Wer soll es denn sein?" fragte ich und streifte mir die Halme von den Kleidern.

Er zog ein Bildchen aus der kleinen Ledertasche, betrachtete es, verglich es: „Der da — auf dem Bildel — hat den Bart unter dem Kinn, und der vor mir steht, hat ihn unter der Nase!"

„Wenn der Mensch alt wird, so muss er sich jung machen", meinte ich. „Ihr habt Euch ja noch jünger gemacht und den Bart ganz weggeschabt, dass Ihr wohl kaum mehr davon habet, als Eure ABC-Schützen!"

„Wahr ist's!" rief er lustig aus. „Und wenn Ihr's seid, so grüß Euch Gott!"

Dann giengen wir miteinander. Ich wollte an demselben Tage ja über das Martenjoch, da hatten wir durch den Sulzergraben den gleichen Weg. Und er erzählte mir den Schick. War nämlich der alte Lehrer von Sanct Marten gestern spät abends bei seinem jüngern Amtsbruder in der Krumpa gewesen und hatte von diesem gehört, dass eben vorhin

der „Lehrerspöttler“ von ihm abgeschafft worden wäre. Zuerst hatte der von Sanct Marten nicht gewußt, wer da gemeint sei, dann näher unterrichtet, habe er gesagt: „College, hast du die Schriften des Waldschulmeisters gelesen?“

Nein, für derlei habe er keine Zeit.

„Du bist halt erst aus der Stadt gekommen und noch zu wenig lang im Walde, um für derlei Sinn zu haben. Ich aber gehe ihn jetzt suchen, falls er noch keine Herberge hätte.“

So war der Alte an die Heuschenne gekommen, um das „Versehen seines Amtsbruders“ gutzumachen. Und auf solche Weise habe ich dieses rührende Waldschulmeisterlein kennen gelernt.

Durch den langen Graben holte uns ein laufendes Weib ein, eine Holzknechtin. Sie war schon in der Krumpa gewesen beim Arzt.

„Ist das Kindel noch nicht besser?“ fragte sie mein Waldschulmeister.

„Weiger nein, es wird alleweil schlechter!“ gab sie weinerlich zur Antwort, „der Bader sagt gar, die Dipsterie!“

„Die Dipsterie sagt er! so schlimm wird's wohl nicht sein. Eine starke Halsentzündung, wie sie vor kurzem die Kohlnatzel-Kinder gehabt haben. Für arme Leute ist die auch gut genug, brauchts keine herrische Diphtheritis zu sein. Mein Weib wird dir Rothholler-Öl schicken. Den Hals recht schmieren damit und ein paar Tropfen eingeben!“

„Kommt mir eh ganz herab, das Bübel“, klagte das Weib, „nichts als Haut und Knochen.“

„Wenn du Geld brauchst, so komm halt noch einmal zu mir.“

„Bitt' hundertmal!“ sagte sie und eilte voran, der Waldwildnis und ihrem kranken Kinde zu.

„Es geht Euch wohl gut auf Eurem Posten?“ fragte ich nun den Alten, der, so klein er war, mit weiten Schritten gar würdig neben meiner einherstapfte.

„Besser schon, wie dem in der Krumpa“, antwortete er. „Aber Gehalt hat mein College da draußen einen höheren, und Naturalien hat er auch mehr. Die Sache ist die, er ist ganz und gar nicht zufrieden in der Krumpa, er schaut alleweil aufwärts, anstatt abwärts, und das ist gefehlt!“

„Hohe Ideale muss sich freilich auch ein Schullehrer stellen.“

„So meine ich's nicht. Der Lehrer in der Krumpa schaut alleweil hinauf zum Oberlehrer in Schwarzbach, einen so großen Gehalt möchte er haben. Der zu Schwarzbach denkt sich wieder: Ei, was hat's der Schuldirector in Elmstadt gut! Und der Schuldirector in Elmstadt kann nicht begreifen, weshalb er nicht schon Landesschulinspector ist. Na, na, wenn der Mensch alleweil ins Licht blickt, wird er blind. Da muss man die

Holzerliesel anschauen, die uns vorhin wegfür gegangen ist, eine Stube voll kränklicher Kinder und einen schnapssaufenden Mann dazu. Oder unsere Kohlenbrennerleute, die sich zeitweise rein von der guten Luft und dem bisschen Wildobst nähren müssen, oder immer ein Bäuerlein, das mehr Schulden, als Schuhnägel hat, weil ihm das Weib heimlich Mehl und Butter anträgt und an ihre Lotter verthut. Freilich wohl, mein lieber Herr, mit solchen Leuten verglichen, ist unsereiner ein reicher Mann. So war das vom Abwärtsschauen gemeint."

Am Ende der Schlucht war eine Holzbrücke, diesseits derselben standen ein paar Hütten, und jenseits an der Felswand war die Kapelle mit einem hölzernen Dachreiterthürmchen.

„So", sagte mein Begleiter, „das wäre der Dom zu Sanct Marten. Und hier beim Bach die Universität."

Ein hölzernes Schulhaus mit geräumigem Unterrichtszimmer und der niedlichen Lehrerswohnung.

„Ich habe ihn schon!" lachte mein Lehrer einer kleinen, weißlockigen Frau zu, die im Sonntagsstaat, aber mit einer breiten Küchenschürze um die Mitte, vor mir den Knix machte:

„Wenn man ein so frugales Nachtmahl gehabt hat und in der frischen Gottesfrühe schon eine Stunde marschiert ist, da wird ein Tröpfel Kaffee wohl schmecken. Ich bitt' schön!"

Im sonnigen Stübchen, auf schneeweißgedecktem Tische gab es dampfenden Kaffee, Weißbrot, Butter, Honig und einen Strauß frischer Blumen, wie sie im Herbst auf den Feldern wachsen. Alles in feinen Porzellantassen und daneben in einer Stahlschale zwei Cigarren. An der blankgescheuerten Wand Hausgeräthe, Heiligenbilder und eine auffallend große Photographie in kunstvoll durchbrochener Metallrahme. Das Bild stimmte so eigentlich gar nicht zur Umgebung, und es war das Porträt des berühmten Chirurgen Professor Dr. Rottacher in Wien.

„Seid Ihr mit diesem Herrn bekannt?"

„Na, ich glaub's, dass wir mit ihm bekannt sind!" sagte das weißlockige Frauchen und legte die Hände über der Brust zusammen.

Dann kamen schon die Sonntagsleute, die so eine Weile vor den Hütten umherstanden.

Es war heimlich im Schulhause, und ich blieb den ganzen Tag dort. Vormittags versammelten sich im Kirchlein an dreißig Menschen, der Lehrer setzte sich in eine Bank und las laut und langsam das Sonntagsevangelium und ein Capitel aus Thomas von Kempis' „Nachfolge Christi". Seit einigen Jahren haben die zu Sanct Marten keinen Pfarrer, und so thut's halt der Schulmeister. Dann setzte er sich ans Harmonium und spielte ein Kirchenlied, bei dem einige Weiber mitsangen. Hernach sagten sie gemeinsam „Vergelt's Gott", und der Gottesdienst war aus.

Jetzt gieng's aber beim Schulhause an. Ein Hänslersweib kam und bat die Frau Lehrerin, dass sie im Obstgarten das Gras abmähen dürfe für die Ziege, der Jäger wolle das Thier auf freier Weide nicht mehr dulden. Die Lehrerin gestattete es. Das Gras wird auch so zertreten, sagte sie dann zu ihrem Mann. Ein anderes armes Weib fragte demüthig an, ob es die von den Bäumen gefallenen Äpfel zusammenklauben dürfe, um sie zu dörren für die Kinder. Die Lehrerin gestattete es und begründete ihrem Manne: die Äpfel wären ohnehin wurmstichig. An der Hausecke lehnte ein besonders ärmlich gekleideter Mann und hielt sich den Hut vors Gesicht, als schäme er sich. Der Lehrer gieng zu ihm: „Deine Kinder haben wohl schon wieder einmal Magenweh, Sebastian!"

„Freilich, freilich, Herr Lehrer, schon seit gestern mittags!"

„Hast du die Flasche bei dir?"

„Wohl, wohl, Herr Lehrer!"

„Geh' nur in die Kammer zur Frau!"

Und die Frau Lehrerin füllte ihm die Flasche mit Milch und gab noch ein Stück Brot dazu.

Später kam ein altes, hinkendes Weiblein dahergehumpelt und fragte an, ob die Frau Schulmeisterin denn gar nichts für sie zu stricken hätte. Die Frau bestellte zwei Paar Socken, die Alte blieb aber noch stehen und sie hätte halt frei keinen Kreuzer Geld.

So gieng das fort, dem Lehrerpaare schien alles ganz in Ordnung zu sein, sie gaben und gestatteten, und wo das nicht gieng, vertrösteten sie leutselig auf später.

„Zu wem sollen diese armen Leute sonst nur gehen!" meinte der Lehrer, „sie haben halt auch ihre Anliegen, und den Weg zum Schulhaus finden sie seit kindesher."

Beim Mittagsmahl saßen wir unser drei beisammen, ich zwischen den alten Leuten, wie eine Art von Sohn. Da gab es gekochte Milchsahne, blaugesottene Forellen, Eiersalat und Zwetschkenklöße. Die Fürsten können solches nicht besser haben und es kostet, wie die Frau versicherte, fast gar nichts. „Die Sahne ist von unserer Kuh, die Eier sind von unseren Hühnern, die Zwetschken wachsen auf unseren Bäumen, und die Forellen angelt mein Mann von seinem Fenster aus dem Bache."

Der Förster, der auch das Fischwasser hütet, habe des letzteren wegen zwar einmal Umstände gemacht, doch der Bezirksrichter habe entschieden, das wäre schon seit altersher so, dass mit der Hand gefangene und aus der eigenen Wohnung geangelte Fische Freigut sind.

Sie hätten es seit jeher so gehalten, wären ja schon zweiundvierzig Jahre in diesem Bergwinkel. Die ersten Jahre hätte es wohl geplagt. Acht Tage nach dem Herzug habe die junge Frau weinend bei den Waldhänslerinnen um Brot und Kartoffeln betteln müssen. Dazu eine ver-

fallene Hütte als Schulhaus, das wäre dann aber vom Waldherrn neu gebaut worden. Später sei der Gehalt erhöht worden und die Frau hätte eine Erbschaft gemacht, so daſs sie jährlich schier über sechshundert Gulden aufzubrauchen hätten. „Wir sind aber auch schier die einzigen Steuerzahler in Sanct Marten!“ —

Das wurde mir mit Stolz erzählt, obschon der Alte gleich beisetzte: „Man soll sich freilich nicht prahlen, sondern Gott danken. Und das thut man alleweil am besten zu armen Leuten. Fünfhundert Gulden Gehalt, hundertzehn Gulden Renten! Zu Tod müſst' sich einer schämen mit so einem Vermögen, wenn man damit nicht ein bisserl gütige Vorsehung spielen wollte.“

„Und erst, seit uns der Julius so viel Sachen schickt!“ rief die Frau drein, „aber der meinige will ja nichts nehmen!“

„Der Julius, wer ist denn das?“

„Das ist der da!“ sagte der Lehrer und tippte mit dem Finger auf die Photographie an der Wand.

„Professor Rottacher! Ein guter Freund von Euch?“

„Aber ich bitt' Euch, das ist ja unser Julius!“ rief die Lehrersfrau, „unser Herr Sohn!“

„Unser Bub'!“ verbesserte der Alte.

Da habe ich erst einmal aufgehorcht.

„Ist halt ein bisserl auf Abwege gerathen, unser Sohn“, fuhr der Lehrer gesprächig fort — wir saſsen ja bei einem Kruge Apfelwein — „hätt' auch Lehrer werden sollen nach meinem Wunsch, weil wir derer ohnehin nicht allzuviel taugliche haben. Aber der gute Julius war halt auch kein tauglicher, und so hat er ein Handwerk lernen müssen.“

„Ihr meint doch den Chirurgen Julius Rottacher!“

„Chirurgie ist mehr Handwerk als Wissenschaft, lieber Herr Volksdichter, hat auch einen goldenen Boden. Aber tauschen thäten wir nicht mit ihm, gelt Mutter! Sind einmal bei ihm in Wien gewesen — “

„Das prächtig schöne Haus, das er hat!“ rief die Frau dazwischen, „wie ein Graf. Und Diener mit Silberknöpfen!“

„Ein Holzarbeiter da drinn im hinteren Martenwald, hat's besser“, darauf wieder der Alte, „der hat wenigstens bei der Nacht eine Ruh'. Beim Doctor, wenn's nicht klingelt, so gräbt die Sorge, wie es mit den Kranken steht, ob die Operation geglückt ist. Heut' ist er noch im Ungewissen, morgen nicht mehr. Der Operierte ist schon gestorben. Nein, da danke ich für den silberknöpfigen Lakaien und alles miteinander. Nie, Julius, hab' ich ihm gesagt, nie wieder komme ich zu dir, müſste krank werden vor lauter Angst um deine Patienten. Dem Schullehrer schlägt bei seinen Kindern ja auch nicht alles zum Guten an, aber da gibt's nicht leicht den Vorwurf, daſs man die Krankheit misskannt, daſs man sich im Mittel

vergriffen hat, man behandelt die Kinder mit Liebe und heilsamer Strenge, alles andere muss man Gott überlassen."

„Und so wird's der Julius auch mit seinen Kranken machen", sagte die Frau, „Fritz, Du willst mir halt immer die Freud' verderben an ihm."

„Ärgern thu ich mich!" rief der Alte hitzig, „weil er mir erbarmt, der arme Mensch, mitten in seinen Ehren und Reichthümern. Keine Ruhe und keine Sammlung und kein Besinnen auf sich selber. Nein, das ist kein Leben. Und was hat er aufzuweisen? Recht selten eine Arbeit, wo nichts zurückbleibt, so gut er's auch meint. So ein Metzgern da! Seit zehn Jahren, denkt Euch, war er einmal bei uns in Sanct Marien, ein einzigesmal auf drei Tage. Glaubt Ihr, er hätt' was Lustiges mitgemacht oder wäre friedsam im Wald umhergegangen? Nichts, als immer studiert, spintiert an Hasen und Hühnern herumprobiert, dass es oft schon gar nicht mehr schön war, hernach Briefe geschrieben und Zeitung gelesen, bis er — hast es nicht gesehen — wieder fort ist."

„Dafür verdient er sich zehnmal leichter den Himmel, als unsereins im sorglosen Leben!" das sagte das Franchen, schüttelte den weißbelockten Kopf und forschte nach dem Eindruck, den ihr Ausspruch bei uns gemacht.

Dieser Eindruck war nicht bedeutend.

„Nicht einmal zum Heiraten hat er Zeit!" rief der alte Lehrer. „Und da möchte ich wissen, wie man ohne Hauskreuz soll in den Himmel kommen können!"

Sofort hatte er für die heitere Bosheit seinen kleinen Klapps auf der Wange, der Ernst des Gespräches war abgebrochen.

Auf Einladung der Leutchen bin ich über die nächste Nacht im Schulhause geblieben. In dem wohlverschalten Dachgelass wurde mir ein Bett angewiesen; grobe, weißgebleichte Bauernleinwand und mitten über das mit Haferrispenspreu gefüllte Kopfkissen ein gestickter hellrother Streifen. Der Lehrer war noch eine Weile an meinem Bette gesessen, um zu plaudern. Endlich war's ihm darum zu sagen, ich möchte in diesem Bette besser schlafen als sein Julius geschlafen habe, der die ganze Nacht Patienten klingeln hörte. „Und ich", schloss mein Gastgeber schalkhaft, „muss jetzt noch ins Schulzimmer, um meine Schriften des Waldschulmeisters zu schreiben!"

Am nächsten Morgen vor dem Antritte meiner Wanderung habe ich Einsicht genommen in diese Schriften des Waldschulmeisters: Auf der schwarzen Schultafel mit Kreide geschrieben standen Buchstaben des ABC für die Anfänger. — Und damit leistet er sicherlich mehr, als unsereiner mit den Fabeleien.

Die Zoller Anna.

Von Karl Wolf.

Wenn ein Haus im Tiroler Lande recht viele Blumenstöcke an den Fenstern und auf der kleinen Gallerie unter dem Dache hat, dann schnalzen die Burschen mit der Zunge und rücken den Hut verwegen aufs linke Ohr. „Kreuz saggera", brummt so einer, „da wär a feins Fensterln." Denn wenn ein Sonntag kommt, muss sich ein Bursche, wenn er für voll gelten soll, im Dorfe, um einen frischen Blumenstrauß umschauen für seinen Hut. Das wäre nun gerade keine Kunst, denn Blumen wachsen ja allenthalben. Weiße „Nagelen" (Nelken), glühendrothe „brennende Lieb" (Pelargonien) und duftende Rosmarinzweiglein.

Aber so ein Hutstrauß muss beim Fensterln erobert werden, und das ist unter Umständen eine gefährliche Sache.

So ein blumeneingäumtes Fensterlein, welches den Rahmen für einen netten, lebfrischen Dienstlekopf bildet, ist viel umworben, und gar mancher hat sich blaue Vergissmeinnicht, gelbe Stiefmütterchen und braune Brünellen für seinen Rücken dabei geholt.

Doch nicht vom Fensterln soll erzählt werden, sondern von der „Zoller Anna", die neben der Brücke ein Häuschen bewohnte, mit einem Wald von Blumen an allen Fenstern und auf der Dachgallerie.

Fensterln giengen die Leute da auch, denn wenn einer mit einem Fuhrwerk gezogen kam, stieg er auf die kleine Bank unter dem Erkerfenster und zahlte der Anna fünf Kreuzer Brückenmauth, oder Zoll für die Gemeinde. Daher kam der Name „Zoller Anna".

Anna hatte schon früh ihre Eltern, arme Taglöhnersleute, verloren. Da nahm sie eine alte Base, welche von der Gemeinde als Zolleinheberin bestellt war, zu sich. Aus dem kleinen Mädchen wurde mit der Zeit eine treue Pflegerin der Zollerin, und als diese endlich die alten, müden Augen schloss — und den nie rastenden Mund, war Anna ihre Erbin.

Im Testamente stand: „Der Gemeind' rath' ich, die Anna als Zollerin zu behalten"; und die Gemeinde war mit dieser Verfügung zufrieden, denn das Häuschen an der Brücke gehörte ja nun der Anna mit sammt den vielen Blumen und einem noch ganz eigenartigen Servitute, welches

sich als „freiwillige Last“ auf dem Häuschen eingebürgert hatte. Da wurden fast alle Ehen weitum gestiftet. Das hatte schon die alte Zollerin mit großem Eifer so gehalten, und die Nachfolgerin mußte sich in die Sache fügen. Hundert gegen eins war zu wetten, wenn so ein junges Diendl zur Zollerin auf Besuch kam und allerlei wichtige Fragen zu stellen hatte: „Hab's gut g'schlafn? — Sein die Blumenstöck schon g'wässert?“ oder dergleichen, so stellte sich kurze Zeit nachher irgend ein Bursche auf die Bank unter dem Erkerfenster, verlangte Feuer für seine ausgegangene Pfeife, oder frug, ob der St. Martiner Bote schon vorbei gefahren sei und that höchlichst verwundert, das Diendl so rein zufällig bei der Anna zu finden.

Im Winter fand der Spinnstubenabend am öftesten bei der Zollerin statt. Bäurinnen und Mütter schimpften allerdings darüber, denn gar häufig kam die Spinnerin mit leerer Spule heim; allerdings, wenn eines der Diendlen oft gar so Wichtiges zu bereden hatte mit ihrem Burschen, so nahm wohl auch die Anna das Spinnrad und drehte für sie ein oder zwei Spulen Wolle ab.

Sie selbst blieb ledig, denn wo sollte sie die Zeit hernehmen, sich um einen Mann umzusehen, wenn sie für andere so viel zu thun hatte.

Einmal war sogar im Vorbeigehen der Herr Pfarrer auf das Bänklein gestiegen und hatte lachend zum Fenster hineingefragt: no Zoller Anna, wie viel Hochzeiten haben wir heuer im Fasching?“ Und dann: „Verwundert mich eigentlich, dass die Anna nit a einmal um einen Mann Umschau halten thut.“ Da schlug diese voll Verwunderung die Hände zusammen. „Na mei richti“, sagte sie, „jetzt hätt' i beinah auf selb vergessen!“ Von dieser Zeit an nahm sie sich allen Ernstes vor, Umschau zu halten.

Und die Gelegenheit kam auch thatsächlich.

Dem Krämer oben neben der Kirche war das Weib gestorben schon übers Jahr, und eines schönen Tages stand er plötzlich draußen auf dem Bänklein. Wie ein Blitz zog es durch die Seele Annas: „Da steht der deinige! Meiner Seel und Gott, da steht er!“

Nach einigen einleitenden Worten hin und her lud Anna den Krämer zu sich in das Stübchen. „Hast nit unrecht“, nahm dieser die Einladung an. „Hast nit unrecht, denn was i mit dir zu reden hätt', unter vier Augen möcht i's abmachen. Verstehst mi?“

Anna benützte die kurze Zeit, während welcher der Krämer um das Haus herumgieng, und flog förmlich in die Kammer, um sich die schöne blaue Sonntagsschürze vorzubinden. Mit dem Mittelfinger fuhr sie in die kleine, offene Lampe, welche vor dem Marienbilde brannte, verrieb das Öl in den Handflächen und strich glättend über ihren Scheitel.

„Ja das ist so eine Sach", begann der Krämer.

„Da hab' i meinen Laden drobmet beim Hirschenwirt und hint ans die Wohnung mit zwei Kinder drein und kein Mutter dazu."

„Ist hart! ist hart!" pflichtete Anna bei.

„Alsdann den Kindern muss i a Mutter geben, das muss jedweder Mensch einsehen."

„Na freili!" eiferte Anna, „a Mutter müssen die Kinder haben, a Mutter."

„Das gfreut mi, dass du beistimmst, Anna" sagte der Kramer. „Und sein muss es eine gstandne Person, nit so a junges Ding."

„Natürli", eiferte Anna, „a gstandne muss es sein. Was thätest denn mit so an jungen Ding, Kramer. Du bist ja a schon gsetzt."

„Schon schon", sagte der Kramer. „I stell mir si vor so in deinem Alter, Anna, und fast so in deiner Figur." Schmunzelnd betrachtete er die immer verlegener werdende Anna. „Kann dir's ja sagen. Eh' i mei Alte guommen hab, Gott tröst sie, hab i allwegs gmeint, 's Zoller Diendl, die selbige thät mir taugen, hab i gmeint. Aber du hast die Basl warten (pflegen) müssn und de hätt di nit fortlassn. Und wie i jetzt wieder in die Zeit kumm zum Umschau halten, denk i mir, zur Brugger Anna thust gehn, hab i mir denkt. De hat alles von der Basl übernummen, de hilft dir."

Mit wachsender Freude strich Anna ihre Schürze glatt.

„Freili, freili hab i alles geerbt von der Basl. 's ausgezahlte Häuserl und fünfhundert Gulden in der Sparcassa, die Einrichtung und die Wäsch — —"

„Und was mir die Hauptsach ist", lachte der Krämer, 's Zammenleimen von Mann und Weib. Selb kannst schier besser, als die Basl, Gott hab's selig."

„Jetzt bin i gwundrig, was mit mir derrichtest."

„Wenn's da in Gang bringst, Anna, nachher kannst dir a Kleid aussuchn in mein Laden, was für eins magst. Meinetwegn a Hochzeitskleid."

„Aber was redtst denn, Kramer", lachte Anna verlegen, „a Hochzeitsgewandl, dös schaff i mir schon selb."

„Geh schau", sagte verwundert der Kramer, „denkst am End a schon drau? Na recht hast. Hat man so vieln Leutnen geholfen, kann man für 's eigne Glück döcht a amal schauen. Jetztern horch auf Anna, jetzt kummt die Hauptsach." Erwartungsvoll richtete sich Anna zurecht, um den Antrag entgegenzunehmen.

„I hab an Laden und a Wohnung beim Hirschnwirt und zwei Kinder drinn und kein Mutter dazu. Und 's Wirtshaus hat a Wirtin, a mit zwei Kinder und kein Vater. Jetzt schau, Anna, dös wenn d's

einfädlen könntest, dass meine Kinder a Mutter bekommen thäten und die könnt meinetwegen die Hirschenwirtin sein, und wenn der Wirtin ihre Kinder an Vater bekommen thäten, und zu dem thät i selb taugen — ha, dös war fein zammengeklügelt?"

Stumm, mit zusammengepressten Lippen saß Anna da. Lange war sie keiner Rede mächtig, denn die Enttäuschung war zu groß. Da wurde der Krämer, der von der Stimmung Annas nichts merkte, eindringlicher. „Schau, Anna, wie gut gieng's. I brauchet mit meiner Famil nit zu wandern. Meine Kinder und der Wirtins Kinder gehn zammen in die große Stuben, i lass meine Sachen in ersten Stock aufi tragn, die Hochzeit machen mir zu Haus, kummt billiger. Mei Braut macht die Torten und 's Kaffeebrot selber, und die Hochzeitsbuschn (Sträuße) nimm i aus meim Laden."

So plante und redete er lange auf Anna ein, bis diese endlich wieder die Fassung gewann und aufstehend sagte: „I werd' die Sach ansadlen, Krämer und in drei Wochen, mein i, könnt Handschlag (Verlobung) sein. Kannst di verlassen d'rauf." Von dieser Zeit ab gab sie den Gedanken auf, für sich selbst einen Mann zu suchen. Aber eine förmliche Gier bekam sie, andere unter die Haube zu bringen. —

Der „Brennhof" war einer der schönsten im Dorfe, aber Misswirtschaft hatte ihn ruinirt. Der Besitzer sah sich genöthiget, das schöne Anwesen zu verkaufen und aus dem Thale fortzuziehen. Der Käufer war ein junger Bauer aus dem Zillerthale, der zweite Sohn eines dortigen Großbauern. Die Übernahme hatte stattgefunden, das alte, eingearbeitete Gesinde wurde behalten, Müßiggänger entlassen, und nach wenigen Wochen schon sah man im Hause und dessen Umgebung die erfreulichen Spuren einer energischen, leitenden Hand. Wenn es auch die Thalbauern nicht gerne sahen, dass ein Fremder sich mitten unter ihnen festsetzt, so gewannen sie den jungen Brennerbauern doch bald lieb wegen seines freundlichen Wesens und wegen seiner Arbeitsamkeit.

Auch die Dierdlen schauten gerne auf den schmucken jungen Bauern, und es war nur seine eigene Schuld, wenn er Sonntags ohne frischen Blumenstrauß auf dem Hute herumstieg.

„Die Thalbräuch kennt er nit", eiferte die Zoller Anna, „und sell werd i sorgen, dass er sie kennen lernt. Überhaupt so a junger Bauer auf an Hof mit acht Weiberleut als Dienstboten, sell soll nit sein. Da müsst von rechtwegen der Herr Pfarrer a Wörtl dreinreden. Aber i werd die Sach schon richten!"

Und sie begann sofort ihre Einleitungen. Als der Brennerbauer eines Tages über die Brücke kam, es war gerade an einem Samstag, da wurde er von der Anna angerufen. „Jetzt so was", sagte sie, eifrig an ihren Blumen herumpflückend, „jetzt so was kann i halt nit an-

schauen. An an Sonntag muſs a schöner Buschn auf'n Hut und wenn einer nit a Junge findet zum aufbinden, muſs er halt mit einer Alten vorlieb nehmen". Lachend ließ sich der Brenner seinen Hut schmücken und versprach auch am Sonntag abend an einem Heimgart theilzunehmen, der im Zollerhäusl stattfinden sollte.

Am Sonntag steckten die Diendlen alle die Köpfe zusammen. Der Brennerbauer hatte einen frischen Buschen auf'n Hut! Wer ist die Binderin? An welchem Fensterl stehn die Stöcke, von welchen die Blumen gepflückt wurden? —

Die Zoller Anna entwickelte eine fabelhafte Thätigkeit. Einen mächtigen Gugelhupf hatte sie beim Bäcker im Ofen und sorgfältig entwarf sie den Plan, wer zum Heimgart einzuladen sei. Die zukünftige Braut für den Brennerbauer, die war schon gewählt. Das Egger Rosele, ein liebes, herziges Diendl und guter Bauersleute Kind. Sogar mit der Mutter der Rosele hatte Anna schon eine Sitzung abgehalten. In der Küche des Eggerhofes bei einer mächtigen Schale Kaffee. Alles war im besten Gange.

Das Rosele war ja ein junges, unerfahrenes Ding, dachte an keinen Schatz, an kein Fensterln, so versicherte die Mutter und versprach daheim „tüchtig nachzuschieben".

Dann wurden noch einige Diendlen geladen, welche schon in festen Händen waren und deren Liebhaber sicher später kommen würden. Somit konnte der junge Brennerbauer unmöglich einen Fehlgriff machen. Er fühlte sich auch ungemein behaglich und fidel in der Gesellschaft. Aß mit Appetit mächtige Stücke Gugelhupf und trank Wein dazu, sang lustige Schnaderhüpferl und spielte Zither.

Wenn er auch mit dem Rosele viel scherzte und tuschelte, so wollte die Sache dennoch nicht in Zug kommen, wie Anna zu ihrem Verdruſs bemerkte. Da änderte sie die Gesellschaft. Es wurden andere Diendlen beigezogen, welche noch frei waren, und der junge Bauer ließ sich umschmeicheln und verhätscheln, es war ein helles Vergnügen. Sogar zu Feindschaften kam es zwischen den einzelnen Besucherinnen des Zollerhäuschens, denn es stellte sich heraus, daſs der fidele und hübsche Brennerbauer Vermögen haben muſste; es wurden in Haus und Feld Verbesserungen und Neuerungen vorgenommen, die schweres Geld kosteten, aber angethan waren, den Hof wieder zu altem Glanz zu erheben. Ei da wäre es freilich herrlich, Brennerhof-Bäurin zu werden.

Der junge Bauer aber schmunzelte zu allen Anspielungen der Zoller Anna und konnte sich scheinbar nicht entschließen, eine Wahl zu treffen.

Die alte Jungfer ließ all ihre Künste spielen, denn es ergriff sie nun eine förmliche Begierde, den jungen Bauern zur Hochzeit zu bringen.

Es war Winter geworden indessen, und am kommenden Samstag sollte im Zoller-Häuschen ein besonders fideler Spinnabend werden.

Der „Hofer Toni" hatte sich mit der „Weber Leni" verlobt, am Donnerstag hatte der feierliche Handschlag stattgefunden, und da sie sich bei der Zoller Anna kennen gelernt hatten, so sollte dort der sogenannte „Spiegelhandschlag" stattfinden. Unter „Spiegel" versteht man die Nachlese der auf den Feldern zurückgebliebenen Früchte, somit auch das Aufessen der Reste eines Mahles. Zum „Spiegelhandschlag" laden sich Hochzeiter immer eine Anzahl näherer Freunde ein, und geht es dabei meistens lustiger zu, als beim officiellen Feste. Es ist da die Jugend unter sich, und nicht gestört durch die Anwesenheit der Geistlichkeit, der Eltern und Trenzengen.

Die Zoller Anna wusste es so einzurichten, dass der Spiegelhandschlag des Hofer Toni und der Weber Leni bei ihr stattfinden sollte. Alle geladenen Gäste steuerten, wie dies üblich, nach Kräften bei. Ein Fäßchen Wein lag im Keller, eine große Torte im Küchenschrank, Geselchtes, und der Fleischhauersohn hatte frische Würste versprochen. Eine Blechbüchse mit gemahlenem Kaffee und ein roth eingemachtes Päcklein Cichorien fehlte auch nicht. Den Rahm hatte die Jungfer Braut versprochen.

Der Sagschneider Sepp mit der Zither und der Jäger Toni mit der Zupfgeig (Guitarre) hatten auch zugesagt.

Vergnüglich brummend ordnete die Zoller Anna in ihrem Häuschen alles für das Fest.

„A schan, schan! Nit anbeißn möcht er, der Schlanggl. Das wär a ganz a Feiner. Freili, das tanget ihm bei mir. Kaffee trinken, Gugelhupf essen, sich von den Diendlen anschmeichlen lassn, frische Buschn jeden Sonntag auf'n Hut, das tanget ihm."

„Na wart lei, Brenner Bauer, das ledige Wesen werd ich i dir schon austreiben."

Immer vergnügter werdend, kicherte sie: „Zum Glück hab i's erfahren, dass der Saggera schon zweimal die Nacht bei der Mühl gwesen ist. 's Wasser lauf ihm in die Wiesen. So a dumme Ausred: 's Wasser lauf ihm in die Wiesen! Im Maul lauft ihm 's Wasser zammen, nit auf der Wiesen. 's Fensterl von der Müller Lorenzi, dort möcht er a Wasser ankehren. Schau, schau, so a Schlanggl! Aber heut werd i dir's drahnen! Na wart. Heut kummst mir lei verlobter mit der Müller Lorenzi aus'n Zollerhäusl? Mir werden di schon eintunkn, du Zillerthaler Pfiffikus. Ist mir eh recht, dass der Brenner heut in d' Stadt ist und erst um neune zum Spiegl kummt. Na wart, i werd 's Gartl schön herrichten, in dem die Hochzeit wachsen soll." —

Gegen neun Uhr abend war es, und die Gesellschaft war kreuzfidel und lustig. Der Sagschneider Sepp spielte die schönsten Ländler auf der Zither, und der Jäger Toni sang Vierzeilige von Lieb und Lustigkeit, dass den Diendlen allen das Herz klopfte unterm Mieder. Die ganze Gesellschaft war hübsch „gepaarlt", wie bei solchen Anlässen üblich, nur die Müller Lorenzi stand allein. Sie schien sich aber nicht viel daraus zu machen und lächelte verschmitzt, wenn die Zoller Anna ein über das anderemal versicherte: „Für die Lorenzi hab i heut a ganz bsondere Freud, kannst mir's glauben, gut vermein i's mit dir." Die alte Jungfer war durch das Benehmen des Diendls nur um so fester in ihren Glauben bestärkt, dass der Brenner und das Mädchen „a hoamliche Gschpusi haben", und sie freute sich schon auf den Sieg.

Endlich um halb zehn Uhr rasselte ein Wagen über die Brücke und hielt vor dem Hause.

Erwartungsvoll blickte alles nach der Thüre. Diese öffnete sich, und im Rahmen derselben stand der Brennerbauer und hielt mit seinem rechten Arm ein gar schmuckes Weiblein umschlungen.

Fröhlich schwang er seinen Hut. „Da schau a mal her", sagte er, „in was für a lustigs Thal mir ausgwandert sein, Anna Mariedl!" Und zur Gesellschaft: „Da bring i euk mein herzliebs Weiberl, Leut, die Brennerbäurin. Hat lang dauert, bis sie nachkummen ist. Sie hat müssen ihr Schwester in die Gmundheit eini pflegn im Zillerthal drein, und i hab ihr derweil a feines Nestl hergrichtet."

Die Zoller Anna stand sprachlos da. Einen Blick unsäglicher Verachtung warf sie dem jungen Bauern zu. Da, auf einmal zuckte sie zusammen. „Jesus Maria", entschlüpfte ihr, „und der Müller Lorenzi hab i heut a große Überraschung versprochen. Jesus! Jesus, was fang i an," jammerte sie.

„Hast ja nit zu viel versprochen, Anna", lachte der Brenner Bauer, „der Lorenzi ihr Überraschung, da steht sie." Einen schmucken Zillerthaler schob er aus dem dunklen Gang in die helle Stube.

„Hans! mein Hans!" jubelte die Lorenzi auf und flog ihm an den Hals.

„Mei liebe Zoller Anna", sagte der Brenner, „das Gschäft kannst aufgeben, wenn d' willst, das kann i besser. Hab mir wohl denkt, 's muss so was sein, weil mein Bruder gar nit auf Urlaub hat wollen, wie er da gedient hat in Südtirol bei die Kaiserjäger. Und für die feine Gesellschaft, da du mir zammengladen hast Anna in dein Häusl, schön Dank sag i dir. Schön ist's gwest. Aber mach dir nix draus, i nimm den Willen fürs Werk."

Neue Geschichten vom alten Hockewanzel.[1]

I.

Bei der Schulprüfung.

Wir wissen, dass Hockewanzel jedesmal in große Aufregung gerieth, wenn ein Schreiben vom Hochwürdigen Consistorio in seine Hände gelangte. Er pflegte solche Actenstücke immer mit weniger Ehrfurcht zu behandeln, als es ihr hoher Ursprung verdiente, und was er dazu sagte, das wollen wir lieber verschweigen. Etwas anständiger hätte er sich schon ausdrücken können!

Als er wieder ein solches Schreiben erhalten und beim Öffnen desselben seinem Unmuthe den gewohnten Ausdruck verliehen hatte, gieng schon beim Lesen der ersten Zeilen eine höchst erfreuliche Veränderung in seinen Gesichtszügen vor. Die drohenden Falten an seiner Nasenwurzel, die einen Zornesausbruch verkündeten, glätteten sich, ein zufriedenes Lächeln umspielte seinen Mund, wohlgefällig mit dem Kopfe nickend, las er den Brief noch ein zweites und drittes Mal, faltete ihn dann sorgfältig zusammen und sprach: „Nu endlich! Itz fang' se an und werden vernünftig!"

Da die Freude mittheilsam macht, rief er zum Fenster hinaus auf den Hof hinab, der Seff solle augenblicklich heraufkommen.

„Du, Seff", frug er den Eintretenden, „hafte schon einmal ein' Schuldistrictsaufseher gesehen?"

„Ein Schul — Schul — mein' Lebtage nich, ich müsst's lügen, Herr Erzdechant."

„Also sieh mich an, Seff, so sieht'r aus; oder wenn du das nich verstehst — ich bin Vicari worden, bischöflicher Vicari, capirste das noch nich, Seff, na, so hör' zu."

Hockewanzel las seinem Seff das Ernennungsdecret vom Anfange bis zum Ende langsam und mit großem Nachdruck vor. „Hast es jetzt verstanden?"

[1] Aus „Nordböhmische Dorfgeschichten". Dritte Folge. Vom Verfasser der „Geschichten vom Hockewanzel". (Warnsdorf, Ed. Strache. 1898.) Die „Nordböhmischen Dorfgeschichten" stehen dem classischen Hockewanzel kaum nach, weder an Humor noch an Urwüchsigkeit.
Die Red.

Seff nickte mit dem Kopfe, obgleich er noch so dumm war von der Geschichte, wie vorher und gieng.

In den darauf folgenden Tagen nahm der Herr Erzdechant die Glückwünsche des Amtmannes, der Gemeindevertretung und der Lehrer des Schulbezirkes mit vieler Würde und großer Leutseligkeit gegen seine nunmehrigen Untergebenen entgegen und gieng nun daran, sich einen Plan für seine künftige Wirksamkeit zu entwerfen.

„So wer'n mir's machen", sprach er nach reiflichem Nachdenken, „bei'n Sandauern wer'n mir'n Anfang machen, ja, ja, 's gibt noch eine Gerechtigkeit! Was hab'n die Leute dort den Herrn Erzdechant sekiert und 's Leben hab'n's ihm sauer gemacht, wo sie nur gekount hab'n! Und jetz kömmt er ihnen als Vicari. Da müssen sie eine schöne Triumphpforte ban'n und sich dazu stell'n, wenn d'r Herr Vicari kömmt, und mit all'n Glocken läuten, wenn ich in'n Ort 'neinfahre und müssen sich mir vorstell'n: ich bin der und ich bin der und tiefe Complimente dazu machen, und ich wer' dasteh'n und sie strenge anschaun und sprechen: „Alsdann, wißt ihr, Leute, was ein Vicari is? Ein Vicari is der Stellvertreter des Bischofs, und der is von Gottes Barmherzigkeit und des Apostolischen Stuhles Gnaden, also is auch sein Vicari von Gottes Barmherzigkeit, verstanden? Und ich werde strenge Randewoi halten in Kirche und Schule und in der ganzen Gemeinde, und wenn ich erfahre, dass jemand seiner geistlichen Obrigkeit, dem Pfarrer, Dechant oder gar dem Herrn Erzdechant nich den schuldigen Respect und Gehorsam erzeigt, nachhero werd't 'r was derleben. Ich hab's euch jetzt im Guten gesagt, ich, der Vicari."

Die Sandauer waren ganz und gar nicht sehr erbaut, als ihnen der neu ernannte Herr Vicar in einem Schreiben ankündigte, er werde an dem und dem Tage bei ihnen Schulvisitation abhalten.

„Mir wer'n halt müssen in ein' sauren Apfel beißen", sagte der Bürgermeister. „Er is nu einmal der Vicari, und das läßt sich nich ändern."

„Meint'swegen", erwiderte ein anderer von der Gemeinde, „laß'n wir also eine Fuhre Reisig 'reinhol'n und ban'n wir ihm was hin wie eine Triumphpforte, ich stell' mich aber nich dazu."

Da auch von den anderen kein Widerspruch erhoben wurde, beschlossen sie, die unumgänglich nothwendigen Empfangsfeierlichkeiten vorzubereiten.

Des anderen Tages erschien der Ortslehrer beim Bürgermeister und machte ihm den Vorschlag, sein sechsjähriges Söhnchen möge bei der Schulprüfung an den Herrn Schuldistrictsaufseher die übliche Anrede halten.

„Was ihm einfällt", rief dieser ganz entrüstet, „dazu geb' ich mein' Jung' nich her."

„Und warum wirst'n nich hergeben?“ fiel ihm seine Frau eifrig ins Wort. „Wenn schon ein Schulkind eine Anrede halten muss, so wird's sich wohl gehören, dass das Bürgermeisters Junge is.“

„Er wird's aber nich erlern' und stecken bleiben.“

„Was das betrifft“, meinte der Schulmeister, „so steh' ich gut dafür. Er ist ein gar gescheiter Junge und kann schon sehr viele Sprüchlein auswendig und trägt sie gut vor. Da schaut nur zum Fenster 'naus, da, er spielt mit'n andern Haschens und zählt gerade aus:

„Ich und du,
Bäckens Kuh —“

Wie hübsch er das vorgetragen hat!“

Die Mutter strahlte vor Freude. „Ja, ja, Herr Lehrer, geben Sie ihm nur die Anrede.“

„Ich hab' sie schon mitgebracht, ich hab' sie selber gedichtet. Nur zwölf Zeilen:

„Ich bin noch klein auf dieser Erden,
Aber unſ're Liebe zu Ihnen ist sehr groß,
Wir werden alle wohl größer werden
Auf der mütterlichen Schule Schoß“ u. s. w.

das lern ich mit ein, und wenn er's vorträgt, steh' ich dabei und sag' ihm ein, wenn's nothwendig ist.“

Der Tag der Schulprüfung war da. Der Herr Vicari fuhr in Gesellschaft des Herrn Amtmannes durch die einsam vor dem Orte stehende Triumphpforte.

„Schon gut“, murmelte er ingrimmig, „schon gut, es gibt eine Gerechtigkeit!“

Vor der Prüfung wurde Gottesdienst gehalten. Nach Beendigung desselben hielt Hockewanzel an die versammelten Schulkinder und Eltern eine schöne Rede.

„Der Herr Jesu hat gesagt: Lasset die Kleinen zu mir kommen, und ich setze hinzu, die Alten sollen auch dabei sein, weil sie von den Kindern viel Schönes können lernen. Als wie z. B. die Unschuld. Wie sieht es da aus in der Gemeinde? Na, ich will nichts gesagt haben. Und den Gehorsam. Gehorsam gegen die geistliche und weltliche Obrigkeit; das sollen die Eltern den Kindern nicht allein überlassen, verstanden? Und die Kinder sagen immer die Wahrheit. Merkt euch das. Amen!“

Das war ungefähr der Inhalt der Ansprache des Herrn Vicari.

Die Prüfung nahm ihren Anfang. Hockewanzel, der Amtmann und der Bürgermeister ließen sich an einem grün behangenen Tische nieder, den ein riesiges Bouquet von Pfingstrosen zierte. Die Frau Bürgermeisterin verbarg sich, am ganzen Leibe zitternd, unter der Menge der erschienenen Gäste.

Auf einen Wink des Lehrers trat der Knabe vor, um seine Anrede zu halten. Ach, wenn der Arme nur den Anfang finden könnte, dann würde es ja geh'n, aber er fand den Anfang nicht und stand da wie eine Bildsäule.

„Na, fürcht' Dich nicht", ermunterte ihn Hockewanzel, „und sag' deinen Spruch." „Wem gehört der Knabe?, frug er den Bürgermeister.

„Das is mein Junge", erwiderte dieser, im Herzen den Lehrer und seine Nachgiebigkeit verwünschend.

„Also sag' dein Sprüchlein", wiederholte Hockewanzel mit sanfter Stimme; „bist ein hübscher Junge, sag's, wie fängt's denn an?"

„Ich, ich" — soufflierte der Lehrer, den Zettel in der Hand.

Nun war der Zauber gebrochen, der kleine Declamator hatte das Anfangswort, richtete sich auf und sprach in fließender Rede:

„Ich und du,
Bäckens Kuh,
Müllers Esel
Der bist du."

Nach dieser Anrede an den Herrn Schuldistrictsaufseher entstand eine peinliche Stille. Der Bürgermeister sah verzweifelt zur Decke empor, als suche er dort ein Loch, um sich unbemerkt entfernen zu können. Die Frau Bürgermeisterin wurde von zwei Nachbarinnen auf den Hof hinaus zur Wasserpumpe gebracht und wieder ins Leben zurückgerufen. Hockewanzel schwieg und maß den Bürgermeister mit durchbohrenden Blicken. Der unglückliche Lehrer trat endlich zitternd an den gestrengen Herrn Vicari mit der Bitte heran, dass der Knabe das andere Gedicht auch sprechen dürfe.

„Geh' Er mir vom Leibe", herrschte ihn dieser an, „hab' schon an dem genug!"

„Beruhigen Sie sich", tröstete der Amtmann, „die Kinder sprechen ja auch nicht immer die Wahrheit."

II.

Am Sylvesterabend.

Zu der Zeit, in der unsere Geschichte spielt, fiel Sylvester auf einen Freitag, der bekanntlich unter allen Umständen, mag es Sylvester sein oder nicht, ein gebotener Fasttag ist. In Hockewanzels Küche sah es aber auch ganz darnach aus an diesem Tage. Auf dem Mittagstische stand eine Einbrennsuppe, als er mit dem Kaplan daran platznahm.

„Ok zugelangt, Seff!" redete Hockewanzel ihm zu, da dieser noch zögerte. „Seff" nannte er jeden seiner Kapläne, weil ihm der Name von seinem Leibkutscher her schon so geläufig war.

„Alsdann ok nich lange gesperrt, 's nutzt dir alles nichts", nöthigte er ihn weiter. „Jeden Fasttag kann ich dir nich Fische vorsetzen lassen bei den schweren Zeiten. Hab'n m'r sie doch erst am heiligen Abende gehabt; mußt ok denken, 's wäre Fischsuppe, und 'nunter damit über's Schmeckeflecken, 'n Magen is 's dann alles eins!"

Hockewanzel that aber gar nicht darnach, als wenn es ihm Ernst wäre mit seiner Rede. Er legte den Löffel weg und sagte: „'s is m'r schon ein paar Tage um den Magen gar nich recht extra; ich werd'n ok darben lassen, bis er sich selber wieder meldet."

„Was gibt's denn noch zu essen?" rief er laut gegen die offene Küchenthüre hin.

„Abgeschmalzene Nudeln!" tönte es zurück.

„Jesus Maria!" sprach er leise für sich und warf einen seiner wüthendsten Blicke auf die dampfende Schüssel, die jetzt von der Köchin auf den Tisch gestellt wurde.

Der Kaplan aber, dem der Schelm aus den listigen Augen blickte, rief, als wäre er hocherfreut: „Einbrennsuppe und Nudeln! Das ist meine Leidenschaft, für die könnt' ich durchs Feuer gehen. Wenn Sie mir den besten Braten hersetzen und Nudeln dazu, da wähl' ich mir die Nudeln und lasse den Braten stehen. Aber, aber", setzte er bedenklich hinzu, „das wäre ja kein Fasten nicht, wenn man sich an seiner Leibspeise satt essen wollte; darum will ich Enthaltsamkeit üben und esse sie nicht!"

So that er immer. Wenn das Bier vor ihm im Glase recht schal und trübe war, sagte er: Ein famoser Tropfen; aber man muß entsagen lernen, darum will ich nur dies einzige Gläschen trinken und mich selbst kasteien." Wenn es aber hell und frisch im Becher perlte, sprach er: „Ein miserables Getränk. Allein man muß sich selbst überwinden", und trank dann zu seiner Abtödtung ein Gläschen nach dem anderen.

Während die beiden so dasaßen und einander ansahen wie die satten Katzen, gieng die Thüre auf, und ein kleines Mädchen trat herein, in einer Serviette einen Teller tragend, den sie vor dem Kaplan auf den Tisch stellte und mit einem zierlichen Knix sagte: „Ein schönes Compliment soll ich ausrichten von meiner Mutter; weil m'r 's Schwein haben geschlacht' heute früh, da thut sie Ihnen ein paar Würste schicken, und Sie soll'n sich's recht gut schmecken lassen."

„Schön, mein Kind!" erwiderte dieser, und legte die Hand auf den blonden Scheitel des Mädchens, das sich nach einem Handkuß wieder entfernte.

„Ein sehr braves Kind, meine beste Schülerin", versicherte er, „und die Eltern kreuzbrave Leute." Damit erhob er sich, legte ein Stück Brot auf den Teller zu den Würsten und sagte, er wolle sie nur gleich auf sein Zimmer tragen.

Der Herr Erzdechant hatte während dieses ganzen Vorganges stillschweigend dagesessen, aber die Augen sehr weit aufgerissen, und als er den Kaplan mit seinem Teller so eilfertig sich entfernen sah, saß er eine Weile gar auch mit offenem Munde da. Hierauf erhob er sich, nahm eine gewaltige Prise, schnalzte mit den Fingern, schleuderte nach alter Gewohnheit den reichlich verstreuten Schnupftabak auf dem Fußboden mit dem blauen Sacktuch auseinander und murmelte leise vor sich hin: „Das Ding, das kommt m'r verdächtig vor; warum hat 'r sich denn ein Stückel Brot mitgenommen? Hm! So ein Kaplan mit hungrigem Magen mit ein Haufen Würsten allein in eine Stube eingesperrt, von inwendig verriegelt, das könnte gefährlich werden. Warte, du Kujon, ich will d'r 'n Appetit vertreiben!"

Das Zimmer des Kaplans lag auf der Hofseite des Hauses, und auf den Hof eilte Hockewanzel, schleppte ein Leiter vom Schupfen her und lehnte sie vorsichtig an die Wand unter dem Fenster der Kaplanswohnung. Mit einer Behendigkeit, die er sich selbst kaum zugetraut hätte, kletterte er hinauf, und den Kopf nur bis zur untersten Scheibe des Fensters erhebend, konnte er das ganze Zimmer deutlich überblicken.

Richtig! Da auf dem Tische stand der Teller, daneben das Brot und ein geöffnetes Taschenmesser.

„Aha!" flüsterte Hockewanzel, „alles ist zur Unthat bereit. Er geht aber noch unschlüssig im Zimmer auf und ab; 's ringt noch mit ihm. Sein guter Geist zieht 'n 'nüber und d'r böse Geist 'rüber auf die Würste zu. Ein schrecklicher Kampf; ich kann m'r's denken. Wer wird wohl gewinnen? Hm! Hm! Er sieht sich die Würste immer wieder an; 's steht schlimm mit 'n, sehr schlimm! Aber sei nur getrost, lieber Seff, ich bin ja da, dein Schutzengel. Wenn die Noth am größten sein wird, werd' ich schon dazwischentreten. Jetzt setzt 'r sich zum Tische — wahrhaftig, nunmehro ist's die höchste Zeit" — und ein heftiger Schlag, von seiner Hand gegen den Fensterrahmen geführt, machte alle Scheiben erzittern, so daß der Kaplan erschrocken von seinem Sitze emporfuhr und das Messer seiner Hand entfiel. Er eilte rasch zum Fenster und bemerkte zu seinem Erstaunen, wie der Herr Erzdechant mit der Geschwindigkeit einer Katze die Sprossen der Leiter hinabkletterte.

„Na warte", drohte er ihm mit der geballten Faust nach, „das sollst du mir entgelten!"

„Er ist gerettet!" sprach Hockewanzel, unten angekommen und hielt sich den Bauch vor Lachen. Er begab sich sofort in die Küche und ertheilte der Wirtschafterin den Auftrag, dass heute zum Abendessen nichts anderes als aufgewärmte Nudeln auf den Tisch gebracht werden sollen und daß sie verstohlenerweise die Wurst vom Zimmer des Kaplans herabbringen und in der Küche aufbewahren möge.

Beim Nachtmahl war der Kaplan sehr einsilbig und niedergeschlagen. Seine Lieblingsspeise rührte er gar nicht an; dagegen sprach er um so herzhafter dem Biere zu, welches nach seiner Versicherung so erbärmlich, wie heute, schon lange Zeit nicht mehr gewesen war.

Hockewanzel beobachtete ihn längere Zeit stillschweigend. „'s hat 'n doch schrecklich mitgenomm', hätt's nicht gedacht", meinte er für sich, und weil das Schweigen nicht nach seinem Geschmacke war und er anfieng mit dem Seelenzustande seines Amtsgenossen wirkliches Mitleid zu empfinden, redete er ihn endlich mit wohlwollendem Tone an: „Was ist denn mit dir heute, Seff, die Hühner haben d'r wohl 's Brot gefressen, was?" Der Kaplan antwortete nur mit einem schweren Seufzer und stützte den Kopf in die Hand.

„Nu ja", fuhr der Herr Erzdechant fort, „bei dem Essen da kann der Mensch freilich nicht muthwillig werden. Aber weißt du was, Seff, ich hab' heute abend auch ein' Teller Würste gekriegt — bring' sie 'rein, Kathi — und do denk' ich halt, m'r werd'n se essen mit einander, ich zweie und du zweie. Der Fasttag ist wohl vorüber, wenn's abends bald halber Neune ist. Da lang' ok zu, ausgezeichnet sein se, ein bissel stark gepfeffert!"

„Ah!" dachte der Kaplan, hängt m'r's da heraus? Den Teller kenne ich. Na, warte, jetzt hab' ich dich!"

„Ich danke", sagte er laut, „ich danke, Herr Erzdechant, ich werde in meinem Leben keine Würste mehr essen, das habe ich mir heute in einem schrecklichen Augenblicke feierlich gelobt. Ich will überhaupt ein ganz anderer Mensch werden."

„Was der Tausend!"

„Ja, ja, Sie werden's glauben, wenn Sie mein reniges Geständnis werden angehört haben."

„So, so", erwiderte Hockewanzel, „da bin ich doch neugierig; was hat's denn gegeben? 's hat 'n doch sehr erschüttert!" setzte er für sich, eifrig kauend, hinzu.

„Seh'n Sie", fuhr jener fort, „ich war heute nahe daran, das Fastengebot zu übertreten. Wenn ich etwas zu meiner Entschuldigung anführen darf, so waren es die Nudeln, der Hunger und die unglückseligen Würste, die mich zum Bösen reizten. Ich habe lange gegen die Sünde gekämpft." —

Hockewanzel nickte mit dem Kopfe.

„Aber ich war schwach", fuhr der Kaplan mit zerknirschter Miene fort, „ich war nahe daran, zu unterliegen, uneingedenk der guten Lehren und Ermahnungen, die ich in meiner Kindheit empfieng und die ich so oft von dem väterlichen Munde Eurer Hochwürden empfangen habe."

Hockewanzel war tief gerührt und fast den Thränen nahe. „Lass gut sein, Seff, lass gut sein, 's is gerne gescheh'n."

„Ich setzte mich zum Tische —"

„Stimmt, stimmt!"

„Und als ich schon das Messer in die Hand genommen hatte, da krachte plötzlich wie aus heiterem Himmel ein gewaltiger Donnerschlag vor meinen Füßen nieder und schlenderte mich in eine Ecke des Zimmers."

„Um Gotteswillen!"

„In eine Ecke des Zimmers, wo ich lange Zeit bewußtlos liegen blieb. Als ich wieder zu mir gekommen war, that ich einen heiligen Schwur, daß ich nie in meinem Leben mehr ein Stücklein Wurst in meinen Mund nehmen werde. Da die Würste nun doch einmal da waren, beschloß ich, sie heute nacht den zahlreichen Ratten auf dem Hofe vorzuwerfen und vergiftete sie."

„Vergift' —"

„Vergiftete sie mit Kronängeln. Eine Ratte stirbt davon in fünf Minuten, ein ausgewachsener Mensch in höchstens fünf Stunden."

„Vergift', ich bin vergift'!" schrie Hockewanzel schreckensbleich und sank ächzend in seinen Stuhl zurück. „Hilfe, Hilfe!"

„Ja, sind denn das vielleicht meine Würste?" rief der Kaplan.

„Ich hab' sie selber heruntergeholt!" rief jammernd die Köchin und rang die Hände.

„Nun, dann nur Milch her, viel Milch!" schrie der Kaplan und eilte selbst in die Küche.

„So, Herr Erzdechant, so trinken Sie, so viel Sie nur können; so, nur zu. Ich werde Sie retten, es ist noch nicht zu spät. Wenn wir nur Buttermilch hätten."

„Da, da!" rief die Köchin, „ist glücklicherweise ein ganzer Topf davon da."

„Buttermilch? Laßt mir Ruh' damit, hab' sie schon als Kind nich leiden können. Aber, lieber Seff, muß 's denn sein?" jammerte der Herr Erzdechant.

„Nutzt alles nichts! Buttermilch und Kronängeln sind Todtfeinde mit einander. Ich gebe Ihnen mein Wort, Sie werden nicht sterben. So, trinken Sie nur gleich aus dem Topfe, so viel noch in den Magen hineingeht.

Hockewanzel gehorchte wie ein hilfloses Kind. Nach einer halben Stunde ungefähr frug der Kaplan: „Spüren Sie schon etwas Erleichterung?"

„Das gerade nicht", gab dieser kläglich zur Antwort, „ich möchte zerplatzen."

„Nun, so wollen wir es jetzt gut sein lassen, Herr Erzdechant, wir sind quitt." Mit diesen im freundlichsten Tone gesprochenen Worten zog der Kaplan die ihm übrig gelassenen Würste zu sich herüber und fieng an, mit dem größten Appetit davon zu essen.

Hockewanzel hatte an diesem Tage schon zu verschiedenen Malen große Augen gemacht, jetzt wurden sie noch viel größer. Er erhob sich schwerfällig von seinem Stuhle und rief mit Donnerstimme: „Ja, aber was hat denn das zu bedeuten?“

„Das hat zu bedeuten“, entgegnete der Kaplan, „daſs die Würste wohl etwas stark gepfeffert sind, aber Kronäugeln sind keine drinnen!“

„Also hätt'st du mich ok erschreckt und zum Narren gehabt?“

„Wie Sie mich; wir sind quitt.“

„Quitt? Quitt sein m'r nich!“ schrie der Herr Erzdechant wieder und schlug auf den Tisch. „Ich hab' dich zwar erschreckt und du mich auch, das stimmt. Aber daſs du mir den Magen an diesem letzten Abend im Jahr, zu dem ich mein bestes Fassel hab' anstecken lassen, mit Milch ausgefüllt hast, mit Buttermilch, hörste, mit Buttermilch, das is zu viel. Seff, du bist ein Unthier, ein schwarzer Verbrecher!“

Gedichte.

Von **Albrecht Graf Wickenburg.**[1])

Fragen.

Aus deiner Grabesruh'
Kommt mir nicht Antwort zu
Auf meine Fragen,
Und doch — du bist am Ziel
Und könntest jetzt so viel,
So viel mir sagen!

Ist auch das Sterben Schein?
Zu einem andern Sein
Nur eine Wende?
Ist nach des Lebens Hast
Die tiefe Todesrast
Schon Ziel und Ende?

Die Ähre, die verdorrt,
Lebt nur im Körnlein fort,
Das sie geboren —
So blieb auch, was du warst,
In dem was du gebarst
Nur unverloren? —

Was in Atome fiel,
Wird sich's zu anderm Ziel
Einst wieder binden?
Und — ist dies ew'ge Norm —
In welcher andern Form
Kann ich dich finden?

Du warst so rein gesinnt,
Rein, wie nur Blumen sind
Und lichte Engel —
Rangst du vom Erdenschoß
Dich nun als Blume los
Auf lichtem Stengel?

Und ach, noch ist's nicht lang,
Wie war voll Sang und Klang
Da deine Kehle! —
Hör' ich im Liederschwall
Der holden Nachtigall
Nun Deine Seele?

---

[1]) Aus „Neue Gedichte“ von Albrecht Graf Wickenburg. (Wien. Karl Gerolds Sohn. 1898.) Diese lauteren, goldenen Poesien unseres edlen Dichters fanden an anderer Stelle unserer Zeitschrift ihre Würdigung. Die Red.

Hat der Brahmane recht,
Der uns hier gut und schlecht
Läßt wieder leben?
Uralten Glaubens fest,
Die Seelen wandern läßt,
Solang sie streben? —

Weilst du schon, lichtumhegt,
Wohin uns Ahnung trägt
Und Gottvertrauen?
Ihn, den hier jeder nennt
Und den kein Weiser kennt,
Darfst du ihn schauen? —

Hast du dich sehnsuchtsbang
Und noch voll Lebensdrang
Dem Staub entwunden,
Und nur den Weg nicht mehr,
Ach, nur den Steg nicht mehr
Zu m i r gefunden?

Du wärst noch immer da
Und mir noch immer nah'
Und doch entrissen?
Wenn ich, das Herz voll Weh',
An dir vorübergeh',
Darf ich's nicht wissen?

Was hast du je gewußt,
Das du in Weh' und Lust
Mir nicht vertrautest?
Und jetzt, von drüben her
Sagt mir kein Zeichen mehr,
Was du erschautest?

Und doch — ich frage fort,
Ob auch mein Klagewort
Verweht im Winde —
Ich frage bis ich hier,
Tief unten einst bei dir
Die Antwort finde.

* * *

Des Handwirts Heimkehr.

Es war ein fremder Garten,
Drein sie den Sandwirt scharrten,
Kein Landsmann rief: Lebwohl!
Kein Denkstein sollt' ihm werden,
Und keine handvoll Erden
Aus seinem Land Tirol.

Da kamen ihrer Viere,
Tiroler Officiere,
Die packte heller Zorn,
Sie riefen: „Schmach und Schande!
Soll unser Wirt vom Sande
In welschem Sand verdorr'n?"

Kurz machen's die Soldaten:
Sie wühlen nachts mit Spaten
Den Heldenleib empor,
Und eh' beim Morgenwehen
Die welschen Hähne krähen,
Sind sie ans Mantuas Thor.

Den Hofer weich in Linnen,
Als läg' ein Heil'ger drinnen,
So geht's in Procession,
Statt näselnder Gebete
Hell schmettert die Trompete
Vom Jägerbataillon.

Und als die wacker'n Männer
Wohl drüben überm Brenner
Beim Isel halt gemacht,
Die Jägerstutzen knallten,
Daß rings die Berge hallten,
Wie's Anno Neun gekracht. —

Durch Innsbruck mit Frohlocken,
Beim Läuten aller Glocken.
Gieng's bald in strammem Schritt,
Und, wie zum Hochwillkommen,
Im Abendroth erglommen
Der Solstein und Frau Hitt. —

Dem Kaiser thät man klagen:
Solch Handeln ohne Fragen
Verletz' die Disciplin —
Der sagt: „War's eigenmächtig,
War's doch tirolisch prächtig,
So sei's auch gern' verzieh'n!"

Den Hofer ließ er betten
An hochgeweih'ter Stätten,
Zu Innsbruck in der Stadt,
Dort, wo im gold'nen Gitter
Sein Ahn, der letzte Ritter,
Sein stolzes Denkmal hat.

Ihr Recken alter Zeiten,
Der Kaiser Max zur Seiten,
Grüßt mit der Eisenhand!

Er focht so kühn, wie einer,
Er starb so groß, wie keiner,
Der treue Wirt vom Sand!

* * *

Herrgottsthränen.

I.

„Hör', Petrus", sprach der Herr einmal,
„Es kommen Seelen ohne Zahl
Alltags vor meinen Himmelsthron —
Wie kommt's doch, daſs seit Jahren schon
Aus Kaltern keine drunter ist?
Vielleicht, daß du zu strenge bist!
Ihr Pförtner seid bei sau'rem Amt
Ein wenig grämlich allesammt."

Da poltert's aus Sanct Peters Mund,
Das rasselt wie sein Schüſſelbund:
„Das kommt, weil dort jetzt Herr und Knecht
Sind all in Grund und Boden schlecht!
Die Stadt ist alles Reichthums voll,
Drum leben sie dort voll und toll
Und sind von Hoffahrt alle trunken
Und tief im Laſterpfuhl versunken.
Kommt einer drum, schlag' ich in Ruh'
Die Thür' ihm vor der Nase zu!

„Ei", sprach der Herr, „da muß ich geh'n
Und mir die Leute selbst beseh'n,
Ob wirklich keiner drunten mehr,
Der meines Himmels würdig wär'!"

Und richtig kam der Herr heran,
Recht wie ein Bettler angethan,
Mit wirrem Haar und langem Bart,
Am Wanderstab, nach langer Fahrt
Bedeckt vom weißen Staub der Straßen,
Und schien ermüdet über maßen.
So lehnt er dort an einer Mauer,
Das hehre Antlitz voll der Trauer,
Doch ob er Stund' um Stunde stand,
Den Hut demüthig in der Hand —

Von allen, die vorüber wallen,
Läſst keiner einen Heller fallen.

Und als er schleicht von Haus zu Haus
Und bittet sich ein Tränklein aus,
Weil ihm vor Durst der Gaumen glüht,
Da weisen sie ihn hart und rüd
Mit manchem Fluch- und Scheltewort
Von einer Thür zur andern fort.
Und nicht die Reichen sind's allein,
Die Knechte auch sind hinterdrein,
Verfolgen ihn mit Hohn und Lachen,
Und jeder will den Büttel machen.
„O Petrus", ruft er, „du hast recht!
Verdorben sind hier Herr und Knecht!"

Vertrieben so mit Schimpf und Spott,
Zieht aus der Stadt der liebe Gott,
Sein Herz, das all die Welt umſpannt,
Ist überall bis an den Rand,
Und auf die Erde setzt er sich
Und weint und weint gar bitterlich.

Als dann der Abend bricht herau,
Verschwunden ist der Bettelmann,
Doch wo der Herr geweint vor Zorn,
Da quillt und schwillt ein starker Born,
Und sprudelt aus verborg'nem Schlund
Und gießt sein Wasser in die Rund'
Und schwillt und wächst drei Tage lang,
Bis er die ganze Stadt verschlang.
Die Stadt, die so voll Reichthum war,
Bedeckt ein See jetzt, still und klar —
Der Herr hat ihn geweint vor Weh'!
Das ist die Mär' vom Kalt'rer See.

II.

Und wiederum, nach langer Zeit,
Kam unser Herr im Bettlerkleid
Durch dieses Thal geschritten.
Da lag in kahler Hügel Mitten

Der klare See, gar still und groß,
Doch an den Ufern standen bloß
Verstreute Hütten, arm und klein.
In eine trat der Herr hinein.

Kaum daſs die Schwelle rührt sein Fuß,
Klingt's ihm entgegen: „Gott zum Gruß!“
„Woher des Weg's?“ so sprach der Bauer,
„Gelt, Alter, dir wird's Wandern sauer?
Na, halte hier ein wenig Rast,
Und hungert dich, sei unser Gast!“

Bald saßen mit dem Herren drin
Der Bauer und die Bäuerin,
Ein Kinderpaar gesund und frisch,
Und Knecht und Magd um einen Tisch.
Der Brei schon in der Schüssel raucht,
Doch eh' man drein die Löffel taucht,
Der Bauer nimmt die Mütze ab
Und sagt zum Dank für Gottesgab'
Ein Sprüchlein erst, ein gutes, frommes —
„So, und nun eßt, und wohl bekomm' es!“

Und als der Herr, gestärkt im Magen,
Wollt' seinen Dank den Leuten sagen,
Da hieß es: „Ei, das hat nicht Noth,
Der liebe Gott gibt uns das Brot,
Solang wir selbst zu essen haben,
Soll, wer da kommt, sich mit uns laben!“

Da sprach der Herrr gerührt: „Mein Sohn,
Thu', wie du thust, um Gotteslohn,
Weil ja der Herr am meisten liebt,
Den Armen, der dem Ärmern gibt!“

Und als er dann durchs Dörflein schritt,
Begegnet's ihm auf Schritt und Tritt,
Daſs ihn die Leute freundlich grüßten.
Die Kinder ihm die Hände küßten.
In Ehrfurcht vor dem Silberbart,
Und jeder, der den Greis gewahrt,
Der wünscht ihm auch in frommer Weise
Den Segen Gottes auf die Reise.
So macht er um den See die Rund',
Und wieder weint er auf den Grund.
Doch diesmal tränft's wie Himmelsthau
Herunter auf die grüne Au,
Und wo ein Tröpflein niederfließt,
Alsbald ein zartes Pflänzlein sprießt.

Und aus den Pflänzlein werden Reben,
Die hoch und immer höher streben,
Und greifen mit den Ranken aus
Nach Thal und Hügel, Hof und Haus,
Bis sie mit reichem Traubensegen
Den ganzen See des Fluchs umhegen.
Und seinen hellsten Sonnenschein
Schenkt Gott, der Herr, mit Etschthal-Wein,
So daſs ihm selbst das Herze lacht,
Wenn man im Herbst dort Lese macht.

Der Wein zog auch die Menschen an
Und bald war auf dem Hügelplan
Ein neues Städtlein aufgebaut,
Das jedem Zecher wohl vertraut,
Denn wer einmal getrunken hat
Vom Seewein in der Kalt'rer Stadt.
Der wird sich immer wieder sehnen
Nach solchen Herrgotts-Freudenthränen.

Die zwei gegnerischen Kirchen.

Vor kurzem ist von einem katholischen Priester eine bemerkenswerte Schrift erschienen. Ihr voller Titel lautet: „Der Reformkatholicismus, die Religion der Zukunft, von Josef Müller.“ (Würzburg. Andreas Göbels Verlag. 1899.) Der Verfasser hält treu und liebevoll zum Katholicismus, bespricht Religion und Christenthum, die Bibel, die Kirche, und betont energisch deren „in Evangelium und Geschichte begründete Unfehlbarkeit“. Dann aber kommt er auf den Katholicismus im Verhältnisse zum Protestantismus in der Gegenwart zu sprechen, und da werden so klare Einblicke in die Sachlage gethan und so wahre Worte über Schäden der römischen Kirche gesprochen, daſs wir unseren Lesern einige Auszüge nicht vorenthalten können.

Wir bemerken, sagt der freimüthige Priester, ein siegreiches Vordringen des Protestantismus, trotz seiner dogmatischen Haltlosigkeit, und ein auffallendes Zurückweichen des Katholicismus fast auf allen Gebieten und in allen Ländern. Wo der Katholicismus mit dem Protestantismus zusammentrifft, da scheint er diese Concurrenz nicht bestehen zu können; wir bemerken in paritätischen Staaten ein weit *stärkeres Anwachsen* der protestantischen Bevölkerung, und zwar auf Kosten der katholischen, so in Baden, wo das Minus zu Gunsten der Protestanten in wenig Jahren 44.000 betrug, im Elsass, wo die Zunahme der Protestanten das Doppelte der Zunahme der Katholiken ausmacht und ähnlich überall, wo nicht besondere Verhältnisse wie das Zuströmen aus rein katholischen Gegenden das Facit für den Katholicismus günstiger stellen. 18.000 Übertritte geschahen 1895 in Preußen von der katholischen zur protestantischen Kirche, denen nur 2000, also kaum der zehnte Theil, von der protestantischen zur katholischen Kirche gegenüber stehen. Noch ungünstiger ist es in Sachsen. In Köln allein traten im einzigen Jahre 1894 322 Katholiken zum Protestantismus, 60 sogar zum Judenthum über, und während sich die katholische Bevölkerung der Erzdiöcese Köln von 1872—91 um 42%, vermehrte, stieg die protestantische um 84%, also um das Doppelte!

Schlimmer noch als dieses numerische Zurückbleiben ist das *qualitative* Sinken der Katholiken nach Rang, Intelligenz und Besitz. Ein Maßstab dafür ist die Antheilnahme an den höheren Schulen, welche seitens der Katholiken in Baden verhältnismäßig nicht halb so stark als bei den Protestanten ist, in anderen Staaten etwas, aber nicht viel günstiger.

In katholischen Staaten ist es geradezu staunenswert, welchen Einfluss sich die wenn auch minimale protestantische Quote der Bevölkerung auf Staatsleitung und Wissenschaft zu verschaffen weiß. Besonders auffallend ist dies in Frankreich und Ungarn, wo der protestantische Einfluss dominiert, ja sich zum Unterdrücker der katholischen Majorität aufzuschwingen wusste. Selbst wo eine solche unwürdige Knechtschaft in katholischen Staaten nicht besteht, ist doch das katholische Princip fast nirgends fähig, sich zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, zur Beherrschung des Volkserziehungswesens, zur Christianisierung der Gesellschaft durchzuringen. Wird ja von Protestanten mit Vorliebe darauf hingewiesen, dass katholische Staaten der Herd der Revolutionen seien und überhaupt der kräftigen Führung und inneren Solidität entbehrten. Dieser Vorwurf lässt sich nicht abschneiden mit den Einwand, dass diese Staaten eben nicht wahrhaft katholisch seien und den katholischen Grundsätzen nicht ungestörten Wirkungskreis gönnten; denn dann lässt sich wieder fragen: Wie kommt es, dass die katholische Kirche, die doch hier einst alleinherrschend gewesen, ihren Einfluss nicht besser hat zu bewahren

verstanden? Und warum hat sie jetzt nicht die Kraft, durch ihre Ideen diesen Einfluss wieder zu gewinnen, die einst doch im Fluge die civilisierte Welt gegen eine Armee von Feinden eroberte? Es hilft nichts, sich über das Unbequeme der Thatsachen hinwegzutäuschen. Wer es redlich mit der Kirche meint, muss diesen klar ins Auge schauen, die Ursachen zu ergründen suchen und dann auf die wirksamen Heilmittel sinnen. Sehen wir nun, wie der Sachverhalt zu erklären ist!

Bei dem *stärkeren Anwachsen* der protestantischen Bevölkerung waren schon *ethnologische* Ursachen im Spiel, indem die neue Religion vorzugsweise in Ländern germanischer Race um sich griff, die mit jüngerer Kraft und größerem Unternehmungsgeist ausgerüstet waren, als die Romanen, die sich bereits im Niedergang bewegten; auch *politisch* waren die Protestanten gewaltig bevorzugt, indem die lebenskräftigsten Staaten: Preußen, England, Holland, Amerika sich an seine Spitze stellten und demselben Siege auf Siege errangen, während gleichzeitig die katholischen durch Eifersucht gespalten waren, ja unter sich im eignen Fleische wühlten und dem Feind in die Hände arbeiteten.

Es gibt aber auch specifisch *confessionelle* Ursachen, die außer diesen mehr zufälligen Conjuncturen thätig sind. In der katholischen Kirche besitzt der *Cölibat* ein geheiligtes Ansehen und wirkt naturgemäß dem Wachstum der Bevölkerung entgegen. Nicht bloß der gesammte katholische Clerus, der viel zahlreicher ist als der protestantische, wird dem Familienleben entzogen, sondern auch von der übrigen Bevölkerung beiderlei Geschlechtes wird ein nicht unbeträchtlicher Theil in Klöstern dem Weltgetrieb ferngehalten oder aus Privatdevotion für das eheloſe Leben gewonnen. Es ist dabei nicht zu vergessen, dass es gerade der sittlich und in der Regel auch physisch kräftigste und edelste Theil des Volkes ist, der so für die Fortpflanzung verloren geht, was das katholische Familienleben auch qualitativ dem protestantischen gegenüber in Nachtheil setzt. Dazu kommt noch, dass der katholische Bauernstand vielfach, namentlich in den Alpengegenden, weit *später* zur Ehe schreitet als der protestantische, dass das Erbgut meist ungetheilt in Einer Hand bleibt und die jüngeren Geschwister oft als Arbeiter bei dem Bruder bleiben, dass auch die Dienstboten selten verheiratet sind, während im protestantischen Norden, namentlich auf den Ritterstandssitzen, wo die Taglöhner gesucht sind, das Heiraten von der Herrschaft begünstigt wird. Dass auch die außerehelichen Kinder unter den Protestanten weit zahlreicher sind als unter den Katholiken, und zwar trotz der günstigeren Heiratsmöglichkeit, ist statistisch erwiesen. Ein keusches Leben findet im protestantischen Christenthum weit weniger Antrieb und Wertschätzung als im katholischen, wo der Glanz der evangelischen Räthe und der Ascese in voller Blüte steht.

Es ist berechnet worden, dass allein der Einfluss des evangelischen Pfarrhauses gegenüber der Unfruchtbarkeit des katholischen einen Verlust von einer Viertelmillion gebildeter und wohlhabender Familien für den Katholicismus bedeutet, ein Verlust, der täglich sich vergrößert.

Auch bezüglich der Intelligenz ergeben sich nicht wegzuleugnende Rückstände.

Dieselben haben keineswegs in den bisher gewürdigten Umständen, namentlich in der ärmeren Lage der katholischen Bevölkerung, allein ihren Ursprung, sondern bedürfen einer genaueren Betrachtung. Es ist unleugbar, dass sich der Protestantismus zum Führer der Culturbewegung gemacht hat, dass die Leistungen desselben in Philosophie, Geschichte, Technik, Dichtkunst die katholischen im allgemeinen weit überragen — eine Erscheinung, die zur Behauptung einer allgemeinen „Inferiorität" des Katholicismus geführt hat.

Warum that denn der Protestantismus so unverhältnismäßig mehr für Bildung? Auch in protestantischen Gegenden wurden die Kirchengüter confiscirt und jedenfalls radicaler als in katholischen; warum kamen sie hier der Volksbildung zugute, und warum schuf der sonst so opferwillige katholische Geist nichts Entsprechendes zum Ersatze? Es handelt sich auch nicht einfach um die Zahl der Bildungsanstalten. Es ist leider unwidersprechlich, dass die protestantischen Anstalten mit weit besseren Kräften ausgerüstet sind und Gediegneres leisten, so dass sie bereits einen mächtigen Procentsatz von Lehrern an die stiftungsgemäß katholischen Institute abgeben.

Das Übergewicht des Protestantismus in der Wissenschaft hat seinen Grund in dem regen fortschrittlichen Geist, der von Anfang an das treibende Element in ihm bildete, in dem Drang, aller Wissensquellen sich zu bemächtigen, sie auszubeuten und auf den gewonnenen Grundlagen fortzubauen, während der katholische Geist im Gegensatz dazu sich mehr und mehr abschloss und die Fühlung mit den Zeitströmungen, damit auch den Einfluss auf die Gebildeten verlor. Der Protestantismus, so wenig positiv er war, hatte doch eben wegen seiner Unsicherheit und inneren Nichtbefriedigung ein treibendes, unruhiges Element in sich, welches der Aufstachelung und Anspannung der Verstandeskräfte günstig war; wie die Noth die Mutter der Erfindungen, so wurde hier die geistige und religiöse Noth die Schöpferin der neuen Culturbewegungen. Mit einer Art Stoffhunger warf sich der protestantische Geist auf alles ihm Erreichbare und suchte es sich zu assimilieren! die antiken Geistesdenkmale, die ausländischen Schöpfungen, die Errungenschaften der neueren Zeit in allen Ländern und Völkern wurden gesammelt und dienten zum Ausgangspunkt fruchtbarer Weiterentwicklung, während auf katholischem Gebiet angeblich im Interesse der Reinerhaltung

des Glaubens ein Absperrungssystem, ein Festhalten und Zurückgreifen auf alte, längst abgestorbene Ideenkreise eindrang, das die katholische Welt immermehr isolierte und der protestantischen gegenüber in Nachtheil brachte. Die katholische Gelehrsamkeit nützte nicht einmal ihre eigenen positiven Kräfte und Geistesschätze aus, geschweige dass sie fremde zu assimilieren vermochte. Die Patristik, die mittelalterliche Dichtung, ja die eigene Geschichte blieb lange ein verschlossenes Buch; die so hoffnungsvoll eingeleitete Bewegung der Renaissance der Künste und Wissenschaften versiegte bald, an ihre Stelle trat dürrer scholastischer Formelkram, moralische Casuistik und ewig wiedergekäute mittelalterliche Philosophie und Dogmatik. Jede originelle Idee ward prostituiert, als Sünde gegen den heiligen Geist der „Tradition" verdächtigt und aller gedeihliche Fortschritt lahmgelegt.

In diesem Stadium stehen wir noch heute; die Frage des Ausgleichs zwischen Glauben und Wissenschaft ist dringender geworden als je; es handelt sich darum, ob der Katholicismus noch fähig ist, Culturträger zu sein, ob die Wahrheit seiner Grundlage für den gereiften Geist unserer Zeit noch besteht, ob er vielleicht sogar noch Princip des Fortschritts werden kann, oder ob er definitiv zu den Todten zu legen und eine Fortentwicklung der Cultur auf neuer Basis zu suchen ist.

Es muss mit dem engherzigen Conservatismus gebrochen werden, welcher dem Zeitbewusstsein, ja im Grunde selbst dem Kern des Katholicismus, der fortschrittlich wie die Wahrheit selbst ist, so widerstrebt. Um gleich das Hauptbollwerk der Rückständigkeit zu treffen, es müssen die nicht mehr haltbaren Lehrmeinungen der Scholastik in Philosophie und Theologie aufgegeben werden.

Man sollte es nicht für möglich halten, dass in weitaus den meisten theologischen Bildungsanstalten die Philosophie und Theologie einer mehr als sechs Jahrhunderte zurückliegenden Geistesrichtung nahezu unverrückt festgehalten wird und jede Abweichung davon gewissermaßen als Abfall vom Glauben gebrandmarkt ist. Berücksichtigt man diesen Umstand, so wird die Rückständigkeit der meisten katholischen Gelehrten und ihr Unvermögen, auf die fortgeschrittene Zeit zu wirken, von selbst klar. —

Auch eine größere Annäherung an die Laienwelt ist zu wünschen, Betheiligung an interconfessionellen charitativen Unternehmungen, an menschenfreundlichen Anregungen, an allem, was dem Clerus Achtung und Freundschaft ohne Aufgabe seiner Principien eintragen kann. Manning beklagt das Phäakenthum, die Indolenz der Katholiken für alles, was über das engherzige eigene Interesse hinausgeht. Bei den Tempereuz-, Antisclaverei-, Thierschutzbewegungen in England sei sein Name der einzige katholische gewesen; nicht eines der zu Gunsten gedrückter Classen unternommenen Liebeswerke sei von Katholiken ausgegangen, ja man fände

kaum einen katholischen Namen unter den Mitgliedern, „sicherlich waren wir unterdessen in der Sacristei!“ Auch Knöpfler beklagt in einer Kritik der Moraltheologie Göpferts, dass, während auf protestantischem Boden rege Thätigkeit sich zeige in der ethischen Reform, während die deutschen Sittlichkeitsvereine gegen jede Art von Prostitution wirksam vorgiengen, die katholische Moral von den ethischen Bewegungen der Zeit so gut wie unberührt bleibe. Man streite über Probabilismus und Äquiprobabilismus, wobei nichts herauskomme.

Der Mangel der heiligen Schrift in den Händen der Laien ist ein bedauernswertes Hindernis zur Belehrung, wodurch der Protestantismus einen gewaltigen Vorsprung besitzt. Wo er Propaganda macht, weist er stets triumphierend auf die Freude hin, welche die Proselyten durch das zum erstenmal erschlossene Bibelwort empfanden. Es wäre kirchlicherseits doch zu erwägen, ob denn das Wort Gottes nicht wieder frei zu geben wäre, nachdem die Gefahr des Abfalls zum Protestantismus eher durch als ohne das Bibelverbot besteht. —

In Kritik und Polemik möge jene unchristliche Gehässigkeit, welche so schön die Miene des Glaubenseifers annehmen kann, die Lieblosigkeit, die nur verletzt, ohne das Mindeste zu nützen, und die um so empörender wirkt, wenn sie gegen geniale Geister und Führer in Philosophie und Dichtkunst sich wendet, endlich einmal einer objectiveren und wir können es wohl sagen — christlicheren Beurtheilung Platz machen. Es macht keinen schönen Eindruck, wenn ein ganzes Buch nichts als ein Pamphlet enthält, wenn nur die Schattenseiten, die Fehler und Verirrungen aus dem Leben und Denken eines Gelehrten vorgeführt werden, von dem in wissenschaftlicher, formeller und moralischer Beziehung so viel, auch vom Kritiker, zu lernen wäre und alles noch dazu in tendenziösester Weise zu dem Plan der Verdächtigung zurecht gelegt wird. Man wird da an Dantes Worte (Paradies 19. 79) erinnert:

„Wer bist du, der du zu Gericht willst sitzen,
Auf tausend Meilen weit Urtheil zu fällen
Mit deinem Blick, der eine Spanne reicht?“

Ich möchte nicht der Thersites eines großen Mannes sein! Auf diesem Weg der Verleumdung und Beschmutzung des Großen der Kirche Ehre machen wollen, scheint mir auf ein mindestens verworrenes Gewissen zu deuten. —

Nach diesen und nach anderen, wie wir glauben, durchaus richtigen Bemerkungen, zeigt unser unerschrockener Autor einige Heil- und Versöhnungsmittel, aber auch einen Hinweis auf die Hindernisse der Versöhnung im protestantischen Lager. Er sagt:

Ein Bund, der ohne jeden positiven Halt einzig im Hass gegen die Mutterkirche sich Genüge thut, ihre Glieder von allen Ämtern und

einflussreichen Posten zu verdrängen sucht und die Polemik mit allen Mitteln der Verleumdung führt bis zur Vernichtung des Gegners, kann doch nur einem völligen Defect christlicher Gesinnung den Ursprung verdanken. Der Hinweis auf ähnliche Sünden im katholischen Lager ist keine Rechtfertigung solchen Vorgehens; denn es gibt außer der extremen Richtung in der Kirche doch noch vieles Anziehende und Erhebende, das für einen höheren Communionismus wohl Anknüpfungspunkte böte. Warum nicht den Blick auf die großen Zeiten und Gestalten der katholischen Kirche richten? Warum wie ein Aasgeier immer auf die faulen Stellen herabfliegen und sich an ihnen weiden? Warum jedes Wort, wie es da und dort fällt, hämisch ausbeuten und die eigene Rachsucht willkommen an ihm entzünden? Ist das evangelisch? Auf diesem Wege und mit dieser Methode kommen wir nie vorwärts. Wenn die Schlagworte Inquisition, Bartholomäusnacht, Pulververschwörung, denen die Katholiken hundert andere, und zwar auf nähere Dinge bezügliche entgegensetzen könnten, nie ihre Kraft verlieren sollen, wenn nie Gerechtigkeitssinn, Objectivität die Stelle der Leidenschaft und des Fanatismus einnehmen sollen, dann wäre es gerathener, wenn beide Parteien in entlegenen Welttheilen Platz nähmen, wo sie vielleicht unter Wilden friedlichere Gesinnung anträfen. So kann es denn doch nicht fortgehen! Bloßer Hass und tödliche Feindseligkeit um verschiedener Principien willen ist das Verächtlichste, was es geben kann. Es macht den positiven Elementen im Protestantismus Ehre, dass sie von solchem Treiben sich angewidert fühlen und die unchristlichen Elemente des Protestantismus im evangelischen Bund nicht das Wort führen lassen. „Lernen wir“ sagte Stöcker mit Bezug auf ein vertrauliches Schreiben des evangelischen Bundes „doch endlich die Feindseligkeiten zwischen den christlichen Kirchen als das kennen, was sie sind: als ein Blendwerk der Hölle, an dem niemand begründete Freude hat als die Mächte der Finsternis; reichen wir uns doch, die wir vor demselben Kreuz anbetend niedersinken, die Hand zum Bruderbund, zu gemeinsamem treuem Wirken und Schaffen.“ —

Eine Versöhnung, oder wenigstens eine wohlwollende Verständigung der beiden Confessionen wäre für das deutsche Volk und auch andere Völker ein himmlisches Glück, und gesegnet jedes Bemühen, sie vorzubereiten! Von Seite der religiös empfindenden Laien dürfte der Versöhnung kaum ein Hindernis entgegengestellt werden, denn wir alle dürsten nach dem endlichen Gottesfrieden zwischen den beiden Kirchen. R.

Lose Stubengenossen.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Seit ein paar Jahren hatten mich die Schwalben boykottiert. Die Nester unter den Dachgiebeln meines Landhauses blieben leer, hingegen umkreisten die zweischwänzigen Vögel alle Dächer der Nachbarschaft und den Kirchthurm mit einer gewissen Prahlerei mir zum Trotz.

Waren sie in meinem Hause denn beleidigt worden? Die alte Magd meinte weitblickend, es würde nichts weiter sein, ins Haus würde halt das Unglück einziehen, denn wo die Schwalben ausblieben, da wisse man es schon.

Die kleine Martha schlug ihr Blauänglein auf und fragte: „Vater, was ist denn das: Unglück?"

Ich erschrak nicht wenig, und in mir rief es gegen Himmel: Götter, höret nicht! Es ist ein unschuldiges Kind und weiß nicht, was es spricht!

Sie weiß nicht, was das Unglück ist! — Deine heiligen Engel mögen dich in dieser Unwissenheit bewahren und die Schwalben bekreuzen den blauen Himmel hoch über unserem Hause. — Manchmal gab es ihrer so viele, dass es wie ein lebendiges Gitter war in den Lüften, aber bei uns sprach keine zu. Das war rein zum Kuckuck!

Und das war es auch. Unser Dachdecker, der an schadhaften Stellen frische Schindeln einschob, wusste zu erzählen, in dem Vogelnest am Dach lägen scheckige Eier. Kuckuckseier sicherlich. — Na, jetzt konnten wir es uns denken, warum die Schwalben boykottierten.

Nach diesem Sommer kamen ein paar Jahre, da auch an anderen Hausgiebeln sehr wenig Schwalben zu sehen gewesen, selbst der Kirchthurm hatte nur zwei oder drei Paare von Stammgästen, und auch diese waren schreckig vor den Menschen.

„Mir scheint, es kommt übers ganze Dorf was!" sagte die alte Magd.

Es war aber schon etwas gekommen. Der Vogelmassenmord im Süden. Der Bezirksrichter von Benka-Lica hatte mich einsperren lassen wollen, weil ich ihn einen Cannibalen und seine Frauenzimmer dumme Urscheln genannt. Der Bezirksrichter von Benka-Lica gehört nämlich auch zu den bübischen Zugvögelmördern, und seine Weiber und Töchter.

ſtatzen wie die Gänſe daher und tragen Vogelleichen auf ihren Hüten. Das habe ich ihnen (im „Heimgarten“ XXI., Seite 673) vor aller Welt geſagt. Die Kannibalen und dummen Urſcheln mochten vor dem Vogelſchutzverein, an deſſen Spitze ein ſehr hoher Herr ſteht, einige Angſt gehabt haben, kurz, der Maſſenmord in Südtirol und Dalmatien ließ ein wenig nach und die Vögel kamen wieder in größerer Zahl zu uns.

Dies Jahr kamen ſie ſehr zeitlich im Lenz und ſiehe, der Boykott war aufgehoben, um unſer Sommerhaus ſchwirrten die Schwalben, und auf allen Geſimſen gab es Vogelverlöbnis und Vogelhochzeit. Aber die Neſter unter den Dachgiebeln wurden verſchmäht, kein einziger Vogel kam ihnen nahe, hingegen flogen ſie zu allen offenen Fenſtern in die Zimmer herein, kreiſten luſtig unter der Decke herum, lugten in die Winkel und ſetzten ſich dann auf Käſten, Geſimſe, Bilderrahmen, ſchauten mit zuckenden Köpflein umher und überlegten, was da zu machen ſei. Weil ſie ſich vor mir gar nicht genierten, ja trotz meiner Gegenwart nicht übel Luſt zeigten, auch meinen Arbeitstiſch zu unterſuchen, fieng ich mit ihnen eine Unterhaltung an.

Sehr geſchmeichelt, meine Herrſchaften, daſs ihr mich mit dem werten Beſuche beehrt. Machet euch nur bequem, ganz als ob ihr zu Hauſe wäret. Nur geſtattet mir, darauf aufmerkſam zu machen, daſs ein Neſterbau im Zimmer nicht vortheilhaft ſein wird. Der fraglichen Freiheit wegen, wir ſchließen zeitweilig die Fenſter. Ihr könntet eurem Erwerb nicht beliebig nachgehen, oder auf der Rückkehr mit Lebensmitteln leicht einmal nicht zu eurer werten Familie gelangen. Auch hält meine Hausfrau etwas ſtreng auf die Hausordnung und liebt an den Tapeten weiße Striemen nicht. Ferner — obſchon wir große Freunde des Geſanges ſind — gibt es doch Stunden, da man ſelbſt das ſchönſte Schwalbenlied nicht gebürend zu würdigen in der Lage iſt, kurz, es könnte zu mancherlei Unannehmlichkeiten führen. Unſere Magd, ſonſt eine gute Seele, aber mit dem Beſen in der Hand hat ſie oft die grauſamſten Anwandlungen. Ich liege immer in Zank mit ihr um meine Käfer, Falter und Spinnen, und würde euch nicht zu ſchützen vermögen.

Sie antworteten meinen freundſchaftlichen Vorſtellungen durch lebhaftes Gezwitſcher und inſofern ich alter Kindskopf der Vogelſprache kund zu ſein glaube, wie Salomo, ward das Zwitſchern dahin gedeutet, daſs ſie ja friedliebend ſeien und ſich den herrſchenden Sitten ſchon anbequemen wollten. Sie möchten halt doch ihre Exiſtenz und ihre Zukunft einem Manne anvertrauen, der ſo warm für den Vogelſchutz eingetreten ſei u. ſ. w. und ſetzten ihre anſiedleriſchen Beſtrebungen fort. Neu herzu fliegende brachten ſchon Halme, dürre Blättchen und anderes Baumaterial, und die Hohlkehle über der Hängeuhr ſchien ihnen als Bauplatz zu entſprechen.

„— Aber Kinder!“ rief ich ihnen zu, ihr seid nicht klug! Wollt ihr denn, dass eure Jungen die Fraisen kriegen sollen vor Schreck! Denkt euch zur nachtschlafenden Stund dieses Uhrschlagwerk! — Nein. Ich habe beim Hausbau einen so hübschen Dachvorsprung zimmern lassen, Dachgiebel extra für Vogelnester, wohlgeschirmt vor Sturm und Regen. Wie viel Licht und Luft! und diese schöne Aussicht! Kein Besen langt hinauf, kein schlimmer Bub und keine Katze. Ein weltabgelegener Ruhesitz, ein Luftcurort erster Classe. Eure Vorfahren haben lange Jahre daran Gefallen gefunden, ja diese Giebelnester sind nachgerade historischer Boden, sind die Stammsitze eures Geschlechtes. Lasst euch nicht auf unsichere Speculationen ein und kehret zurück auf eurer Väter Burgen!

Ja, ins Wolkenkuckucksheim! kreischte eine der Schwalben auf und schoss zum Fenster hinaus. Eine andere war bereits dabei, klebrige Halme in dem Wandwinkel zu befestigen. Nun nahte auch schon das Verhängnis. Die Magd hatte just ihren scheuerwüthigen Tag, in Ermanglung eines anderen Opfers warf sie sich auf die Thürklinke und rieb sie pfauchend mit Putzpulver ab, bis das messingene Ding fleckenloser glänzte als die Sonne. Plötzlich stieß die Magd einen Schrei aus, als sei ihr ein Spieß in den Leib gefahren, sie hatte die Schwalben und ihr Beginnen bemerkt. Diese Vöglein sind ob ihrer Schnelligkeit berufen, aber der Besen war fast noch schneller als sie. Hinter den Vertriebenen wurden die Fenster so klirrend zugeschlagen, dass eine der Scheiben in Trümmer gieng. Ich bin dann hinausgegangen, um mich bei den aufgeregt umherfahrenden Vögeln zu entschuldigen. — Ich stecke nicht mit im Spiele, ich hatte euch gewarnt, und es ist nur gut, dass eure Arbeit noch nicht sehr vorgeschritten war. Aber jetzt machet in die Dachgiebel hinauf. Ich war so frei, euch die Nester von fremden Invasionsspuren reinigen zu lassen. Ich hoffe, dass ihr mich, den Hausherrn, nicht für das Geschehene verantwortlich machen werdet, so viel an mir ist, soll's nicht fehlen, dass euer Weilen unter meinem Dach ein angenehmes sei.

Da man nebst Vogelsorgen auch noch andere hat, so war ich hierauf einige Tage vom Hause abwesend. Dann zurückgekehrt, kam auch meine Lebenskameradin vom Ordnen der Stadtwohnung im Landhause an, und nun fand sich in ihrem Schlafzimmer auf der Hängelampe ein Schwalbennest. Gerade über dem Cylinderdeckel war es angebracht, sorglich aus Halmwerk, Splittern und Spreu gebaut in Form eines rundlichen, etwas spießigen Körbchens. Und darin hockte eine Schwalbin.

— Na nu! Einen besseren Platz hättet ihr schon nicht finden können. Gebratene Eier, wie? Oder wo soll es sonst hinaus, wenn des Abends die Lampe brennt! Die Sache ist sogar für ein Vogelgehirn zu dumm. Wenn man schon so schlau ist, das Loch einer zerbrochenen

Fensterscheibe als Zuflug zu benützen hinter dem Rücken der Magd, so meine ich doch, es müsste auch sonst ein wenig Spurius vorhanden sein. Aber so geht's, wenn man nichts lernt. Die Culturgeschichte seines Volkes sollte jeder soweit kennen, um zu wissen, dass die Vorfahren ihre Nester nicht auf Wanduhren und Hängelampen gebaut haben und dass die Petroleumwärme durchaus nicht dazu taugt, um Vogeleier auszubrüten! — Was fangen wir jetzt an?

Die Magd hätte allerdings augenblicklich Rath gewusst, aber wir riefen sie nicht. Meine Frau meinte, man müsse halt einfach die Lampe nicht anzünden, um das neugegründete Familienheim da oben nicht zu gefährden. Aber bei näherer Überlegung stellten sich noch andere Bedenken heraus. Endlich und schließlich hakten wir den unteren Theil der Lampe los, dann löste ich auch den oberen Theil herab, die Hängekettchen mit dem Nußdeckel und dem darauf ruhenden Neste, und trug es wie ein Rauchfass von dannen. Die Leiter hinan unter den Dachvorsprung, dort oben hieng ich das Ding an die Latte. Damit hielten wir die Frage zur allseitigen Befriedigung für gelöst. Die Schwalben flogen ab und zu, und das Nest pendelte sachte in der Luft.

Am nächsten Morgen, als das Frührоth leuchtet, höre ich an meinem Zimmerfenster mehrmals so etwas hinpatschen. Den Kopf vom Kissen hebend, sehe ich eine Schwalbe im Zimmer an die Glastafel prallen. Mag auch eine nette Überraschung gewesen sein, als sie, tags zuvor ins Zimmer geflogen, auf dem Büchergestelle übernachtet, beim Frühscheine aufwacht und denkt: hei, jetzt mach' ich einen kleinen Spazierflug in der freien, frischen Morgenluft! und darauf an die klare, steinharte Luft anrennt, weil es eine Glastafel ist. Sie stieß ans andere Fenster, dort war's auch nicht besser, dröhnend prallte das arme Köpflein an die Scheibe, bis es betäubt nieder aufs Fensterbrett fiel. Ich sprang aus dem Bette, riss den Fensterflügel auf, nahm das Vöglein in die Hand, das federleichte zitternde Ding. — Na, warte, warte Tröpfchen, gutes, herziges, dummes! Wenn du dir selber das Genick nicht gebrochen hast, von mir geschieht dir nichts! — Am liebsten hätte ich das angstvolle Geschöpfchen an meinen Mund gedrückt, aber das hatte schließlich ja auch jener Bezirksrichter von Banka-Lica gethan, als er den Vogel fraß. Wäre es bei mir zwar nicht so gemeint gewesen, jedenfalls zog das Vögelchen die Freiheit der Liebkosung vor. So hielt ich es auf flacher Hand zum Fenster hinaus — da schwirrte es auf, und scharf wie ein Pfeil dem blauen Himmel zu.

Als ich dann wieder im dämmernden Bette lag, die Augen geschlossen — siehe mein Leser, da fühlte ich mich in der frischen, klaren Morgenluft jubelnd und jauchzend dem blauen Himmel zufliegen, in seliger Freiheit hoch und immer höher, bis meine linden Flügel im Sonnenschein schillerten. Ich war das Vöglein geworden. O, wie wunderbar! Eine Bewegung

meiner Hand am Fenster war es gewesen, die ihm etwas gab, das ich selber nie besaß, den Vogelsing. Diese arme Menschenhand, welche Arbeiten und Veränderungen hatte sie je verrichtet, noch nie aber ein solches Schöpferwerk, das einem in Angst sterbenden Wesen plötzlich das Leben und den Himmel gibt! — Ich schauerte vor mir selbst, ich schauerte vor der Schöpfermacht, die unter Umständen auch im Menschen liegt. Die Morgenfreuden jenes Vögleins waren eine Gabe von mir. Und das beschwingte Wesen hatte meine Seele mitgerissen, hatte der menschlichen Sehnsucht nach dem Himmelssinge Erfüllung gegeben. . . .

Den ganzen folgenden Tag hatte mein Herz Flügel. Heiter wie Himmelsäther war alles, was ich dachte, glücklich alles, was ich that. — Und die Ursache? Ich hatte dem armen Vogel das Fenster geöffnet.

Es ist eine göttliche Gegenseitigkeit, wen man lieb hat, dem thut man Gutes, und wem man Gutes thut, den hat man noch mehr lieb. Ich war ganz Schwalbe. War die Schwalbe auch ganz Mensch? Sie wusste nichts davon. Schade! — Oder Gottlob! Was war denn besser, in einer halbdunklen Schlafkammer mit langen Beinen ausgestreckt zu ruhen und zu denken: jetzt hast du einem Vogel sein Leben und seine Wonne gegeben! Oder dieser Vogel selber zu sein, das Leben wonnig zu genießen und nichts zu wissen, wem man's verdankt! Überhaupt nichts zu denken, nichts zu wägen: so ist es, und so könnte es und so sollte es sein, und so kann es werden und so muss man's anstreben — oder ohne alles Spintisieren das Dasein unmittelbar gerade so zu genießen, wie es ist, ohne ein Gestern zu wissen, ohne ein Morgen zu erwarten — ein unbedingtes Heute, ohne Sorge, ohne Gewissen und Reue. Mein trautes Vöglein nenne ich dich, und der Abgrund zwischen dir und mir ist unermesslich. Wenn du mich einmal befreien könntest von einem verrosteten Menschenthum, wie ich dich befreit habe von der dunklen Kammer!

Schert euch zum Kuckuck, ihr dummen Gedanken!

Nein. Sie weilten lieber bei den Schwalben. Denn diese ließen nicht von mir.

Schon am nächsten Morgen um drei Uhr zwitscherte es über meinem Haupt: „Weiß nit was wird! — Weiß nit was wird!" — Ja, Vöglein, das weiß ich auch nicht, doch denke ich, du willst hinaus. Sie war aber schon klug, stieß nicht mehr an die Fensterscheiben, sondern merkte unversucht, dass das Fenster geschlossen war. Als ichs öffnete, flugs war sie draußen. Drei Stunden später hub es auf dem Büchergestell an zu zwitschern — war also noch eine da, eine Langschläferin, und ich hatte früher durch ein bereitwilliges Öffnen und eiliges Schließen ein Ehepaar getrennt. Ich machte wieder auf, die Schwalbe flog in der Runde herum, nicht aber in den sonnigen Tag

hinaus. Sie blieb lieber daheim, während draußen die Genossen tiefen Fluges über Feld und Flur dahinschossen.

Auf dem Bilderrahmen waren neuerdings die Grundlagen eines Nestes vorhanden. Welch ein Aufruhr im Hause! Das wäre noch schöner, dieser Quark schon wieder, wo eins ohnehin nicht weiß, wie man den Mist hinausbringen soll. — Nun denn, so mußten die Fenster geschlossen bleiben. Mir that aufrichtig das Herz weh, als die armen Vöglein draußen alle Augenblick ans Fenster kamen, um zu sehen, ob das Loch wieder offen sei und sie ihre Arbeit fortsetzen konnten. Denn die Arbeit war dringend. Die Jahreszeit rückte vor, andere Vogelpaare hatten ihre Häuser bereits fertig, und ich glaubte es noch zu hören, wie das Weibchen dem Männchen fliegend ins Ohr zwitscherte: Mein Gott, Mann, es ist wieder zu ... denke dir, ich möchte schon Eier legen! — Und nachgelassen haben sie nicht.

Den ganzen Sommer über, auch jetzt, umschwirren die weißbauchigen Thierchen mit ihren langen, spitzen Flügeln meinen Schreibtisch, und die eine setzte sich gerade vor mir auf die Statue Mozarts und schaut mich an. Der kleine, schwarzglänzende Kopf mit seinen feingespitzten Schnabelhörnlein und seinem röthlichen Köpflein zuckt schalkhaft hin und her, und in den zwei pechschwarzen Augen glänzt ein wahres Vergnügen darüber, daß sie das Feld behauptet haben. Denn meine Stube gehört ihnen. Sie haben es durchgesetzt, und die alte Magd hat sich doch endlich wieder erinnert, daß die Schwalben Glück bringen und hat ihrem Wesen einen anderen Wirkungskreis gegeben. Hinter dem Ofen, der zum Glück sommerlich kalt ist, auf der Rauchröhre haben sie ihr Haus gebaut und erfreuen sich einer hoffnungsvollen Nachkommenschaft. Das ist ein klingendes Vogelconcert den ganzen Tag. Kreisend machen sie aufeinander Jagd, fahren zusammen, daß die Flügel knattern, zausen sich oder schnäbeln miteinander im Fluge. Hingegen belästigt mich keine Fliege und keine Mücke, und ich athme freie, frische Luft. Denn daß die Fenster offen bleiben müssen vom Sonnenaufgang an, bis abends die gefiederte Einwohnerschaft zur Ruhe gegangen, das bin ich meiner Hausehre schuldig. Da es schon so weit ist, so wäre mir ein noch intimerer Verkehr angenehm gewesen, wenn sie mir z. B. auf die Achsel gesessen wären oder auf dem Scheitel meines Hauptes geruht hätten, aber soweit bringe ich es nicht. Sie umfliegen mich so nahe, daß der Wind ihres Flügelschlages an meine Wange streicht, jede weitere persönliche Berührung vermeiden sie. Und wird es schon einmal nöthig, so ein in der Verwirrung täppisch gewordenes Wesen in die Hand zu nehmen, um es ans Fenster zu bringen — mein Gott, welch eine Angst! Welch ein Aufkreischen, Zucken und Zittern, als wäre es dem grimmigsten Feind anheimgefallen, dessen Höhle sie doch selbst mit Gewalt und List zu ihrem Heim erkoren haben!

Ein anderesmal plaudern wir gemüthlich miteinander, meine Schwalben und ich. Es geht ähnlich, wie zwischen Menschen, jeder versteht nur das, was er selber sagt und glaubt, damit hätte er es auch dem andern gesagt. Einmal jedoch hat sich der lose Vogel doch mit dem Manuscript befaßt, das auf dem Tische lag, und eine nicht mißzuverstehende abfällige Kritik daran geübt. Mein lieber Herr! sagte ich natürlich gereizt, du mußt in der Wohnungsfrage deiner Sache sehr sicher sein! Wenn mich nicht deine unschuldige Familie dauerte! Es ist ja möglich, daß euer verdammter Lärm und die sonstigen Belästigungen mich zu keiner gesammelten Arbeit mehr kommen lassen, aber eine solche Art von Geringschätzung geistiger Thätigkeit übersteigt die Grenzen des Anstandes. Überlaßt derlei doch den Berufsrecensenten. Oder glaubst du, das Feld meiner dichterischen Thätigkeit müßte einmal mit Guano befruchtet werden? Kein übler Gedanke, dann will ich dir dein so deutliches Symbol nicht weiter für übel nehmen.

Gegen Ende August waren alle erwachsen und machten größere Ausflüge. Sie mußten sich ja einüben für die weite Reise. Dann hielten sie um die Giebel meines Hauses wahre Kirchweihtänze oder schrieben in Zickzackflügen gleichsam ganze Wörter an den Himmel — ihres Liedes Manuscript. Ich konnte solche Wörter nicht lesen, die kleine Martha aber rief plötzlich aus: „Vater, hast du gesehen? Jetzt hat die Schwalbe Glückauf geschrieben!"

Am nächsten Tage waren sie fort.

Die Weihnachtsgabe.

Von **Fritz Michael.**

Über der Stadt lag die Feierstimmung des Weihnachtsfestes; tausende von Lichtern strahlten aus den mit lockender Ware gefüllten Schaufenstern der Kaufläden, glitzernde Juwelen zogen mit magischem Glanze die Augen der Vorübergehenden an, welche geschäftig durch die Straßen, die ein eisigkalter Wind durchfegte, eilten, um im Kreise der geliebten Ihren die Lichtlein zu entzünden und sich froh der Gaben zu freuen, die Liebe gibt und Liebe nimmt.

Durch all den hastenden, drängenden Menschenstrom schritt eine Frau einer stilleren Seitengasse zu. Sie gieng einsam, und ihr Schritt wurde nun, da sie dem Treiben der belebten Straßen entrückt war, langsam und müde. In ihrem Arme hielt sie sorglich eingehüllt, wohl darauf achtend, einen mäßig großen Gegenstand. Ein Tannenbäumchen war's, das sie daheim geschmückt hatte.

Doch schaukelten keine Süßigkeiten, kein Spielzeug, keine goldenen Äpfel verlockend auf den grünen Zweigen; nur einige papierene Kettchen verbanden die Äste miteinander, und an jedem Ausläufer derselben klebte ein weißes Kerzlein.

So einfach dieser Baum, die Frau schützte ihn sorglich vor dem unwirschen Sturm, der ihr am Schleier und am Mantel riss, denselben wie eine Glocke um die zarte Gestalt bauschend.

Alles an ihr deutete auf Reichthum: der kostbare Pelz, der sie umhüllte, die feinen Handschuhe, das Kleid, dessen seidene Falten sie bei jedem Schritt umrauschten.

Achtlos gegen alles, was um sie vorgieng, schritt sie dahin, dem Stadttheile zu, der weit entfernt von den Wohnstätten der vornehmen Leute lag.

Toller, immer toller brauste der kalte Wintersturm um die Ecken, zerrte und rüttelte an allem, was sich ihm entgegenstemmte, und umtoste die junge Frau, die sich unbeirrt ihrem Ziele entgegenkämpfte. Wollte sie doch ihre Gabe dem Liebsten, was sie hatte, bringen, wollte sie doch die Lichtlein heute noch anstecken wie so manche frohe Mutter. Nur dass sie das nicht war, dass kein heller Kinderjubel ihr lohnte, keine warme Hand, die ihre dankend drückte!

Denn denen sie die Tanne brachte, die sind todt, und die Stelle der sie zueilte, war ein Grab.

Alles, was diese Frau ihr Glück genannt, war ihr gestorben, ein Hügel barg Mann und Kinder.

Sie war die glückliche Gattin eines geliebten Mannes, ein reiches, schönes Heim an seiner Seite, zwei blühende Kinder waren ihr eigen gewesen. Vor einem Jahre noch — wie hatte sie gehofft! — Trotzdem der geliebte Mann damals schon auf dem Krankenbette lag! Sie hatte umsonst gehofft, umsonst gebetet, die Hände ineinandergepresst, umsonst!

Die Frau schluchzte auf und blieb einen Augenblick athemholend stehen. Es war ihr in Winterskälte plötzlich siedend heiß ins Antlitz, in die Augen gestiegen.

Da kam der Sturm von neuem herangebraust, stellte sich ihr entgegen und rüttelte an der zarten Gestalt; aber sie überwand ihr Weh, — überwand den Sturm, und schritt fürbass weiter. Die Gedanken wirbelten ihr im Kopfe herum, und auf diesem einsam traurigen Gange durchlebte sie all das Leid der letzten Jahre.

Der Gatte starb. Kaum heimgekehrt von seinem frischen Grabe, fand sie das jüngste der Kinder schwer erkrankt; das typhöse Fieber, das den jungen Gatten dahingerafft, es entriss ihr auch das Kind.

Dem Wahnsinn nahe, stand sie an der kleinen Bahre. Dann erfasste es sie selbst und sie lag wochenlang im Fieber ohne Bewusstsein.

Als ihr starker Körper, ihre Jugend den Sieg über die böse Krankheit erfochten, da stand sie ganz allein, denn auch ihr Knabe war einstweilen der Seuche erlegen.

Die Thränen liefen der Frau bei dem Erinnern über die schmalen Wangen. All ihr Glück, — es deckte nun die Erde! — Nur sie, sie hatte der neidische Tod verschont, ihr verschloss er das Paradies, in dem die Dahingegangenen nun selig wandelten.

Ein Jahr vergieng, sie wusste nicht wie! All ihre Lebensfreudigkeit war erloschen in dem tiefen Weh, das sie umfieng; ihre Schaffenslust war mitgestorben. Sie hatte keine Freude an der Arbeit, keinen Antheil an der Menschheit. Ihr eigenes Weh schien ihr so groß, dass alles andere darin verschwand.

Mit nichts beschäftigte sie sich als mit dem Kramen in dem Spielzeug, das den Kindern frohe Stunden bereitete, mit dem Lesen der Briefe, die des geliebten Mannes Zärtlichkeit an sie gerichtet, und jeden Tag wandelte sie hinaus zur letzten Ruhestätte derer, die einst ihr ganzes Glück gewesen.

Dort verbrachte sie Stunden um Stunden, träumte von den vergangenen Zeiten, und trauerte in kommende hinein.

Unzugänglich für alles, was nicht ihr eigenes Leid umfasste, wies sie jeden Trost zurück. Die Freunde und Verwandten hatten sie schließlich kopfschüttelnd gewähren lassen.

Auch heute war es so. Sie wollte ihren Weihnachtsabend allein für sich haben bei ihren Todten. Wie hätte auch ihr namenloses Weh zu hellem Lichterglanze getaugt und warum sollte sie andern die frohe Stimmung trüben!

Die Dienerschaft, reich beschenkt, war für den Abend freigegeben und stundenlang war sie allein geblieben in all der Pracht ihres Reichthums, die höhnend herablickte auf die arme, einsame reiche Frau.

Dann endlich hatte sie ihr Bämmchen genommen und war hinausgegangen ans den großen Räumen, in denen heute nicht einmal *ein* Licht brennen sollte; hinaus in den wirbelnden Wintersturm, ein weltverlorenes Menschenkind am heiligen Abend.

Schon war der Kirchhof nahe. Hier gab es keine Weihnachtsfreuden. Die kleinen, niederen Häuser der Straße lagen im Dunkel. Die Armut hatte hier in der Nähe des Todes ihre Wohnstätte aufgeschlagen. Die Frau achtete des Weges nicht! — Was galt es ihr, dass auch andere entbehrten? Ihr Herz war vollgefüllt von eigenem, schwerem Leide, es war nicht Raum darin für anderes.

Eine scheltende Frauenstimme riss sie aus ihrem Sinnen. Unwillkürlich hob sie den Kopf zum matterleuchteten Fensterchen empor, das über ihrem Haupte geklirrt hatte.

„Was heißt denn das?“ scholl es herab, „alle Augenblicke beim Fenster? Ihr glaubt wohl, das Holz kostet nichts! Weg da!“

„Ach Mutterle! Wir wollen nur schauen, ob denn das Christkind nicht vorüber fliegt", gab eine weiche Kinderstimme zurück.

„Geht nur, geht! Ich hab's euch schon oft gesagt: zu armen Leuten kommts nicht;" und oben schlug das Fenster zu.

„Arme Kinder", murmelte die Lauscherin; aber das Erinnern an die eigenen lieben kleinen, die in kalter feuchter Erde lagen, bemächtigte sich ihrer neuerdings, jede Regung übertönend, und sie hob den Fuß zum Weiterschreiten.

Da fegte der heulende Sturm ein Blatt Papier herab und warf es gerade vor ihr zur Erde nieder. Sie hob es auf, trat in den Schein der flackernden Straßenlaterne und las Folgendes:

„Liebes Kristkindl!

Kom doch zu uns und bring uns was wir gern haben möchten, weil wir fer braf sind und bitten dich du sollst komen.

Wir sind fer braf, ich bin schon elter als die Paulerl und geh schon in die Schul, Kafekochen kan ich auch aber nur wan mir einen habn aber das is nicht oft, aber die Paulerl kan noch nicht lernen weil sie noch zu klein is. aber einen prennenden Paum möchten wir doch gerne habn wie die Kaufman Stelzkinder, die sind auch braf weil sie uns imer Lepkuchen und einen Apfel und Nusen davon geben. Ein Föderbenal und einen Pleistift möcht ich auch gern habn und für die Paulerl eine Pupe und für die Muta bring eine Jage weil die alte warme schon nix mer aushalt und für den Vater handstützel und wollene Strümpfe.

Deine Paula und Anna.

Lepkuchen möchtn mir schon auch und für die alde Frau Weindl ein paar Filsschuh weil sie so viel kalte füß hat. Kom aber gwis wen mir auch arm sind.

Deine Anna."

Die Frau starrte das Blatt an, dann sah sie zu dem Fenster empor. Der matte Lichtschein hinter der halbblinden Scheibe warf einen schrägen Streifen über die Straße bis zu dem Holzkreuz am Kirchhofthor hin, und ließ das Antlitz des Gekreuzigten wie in todesmattem Lächeln aufleuchten.

Ein Weilchen sah die Frau träumend darauf hin; es war ihr, als nicke ihr das gesenkte Haupt des Allerlösers ernsthaft zu. Dann schüttelte sie trotzig den Kopf und wollte weiterschreiten; aber schon nach ein paar Augenblicken blieb sie wieder stehen; es zog sie an das kleine Haus zurück.

„Die armen Kinder", wiederholte sie und diesmal blieben die Gedanken fest dabei. In ihr stritt es mächtig hin und her. Die Straße war so leer, dort drüben lag das Thor zum Friedhof, dahinter lagen ihre beiden Kleinen ganz weltentrückt im ewigen tiefen Schlaf und wußten nicht,

daſs ihre Mutter durch Winterſturm daher zu ihnen kam, ein Weihnachtsbäumchen in den Händen. Die todten Lieblinge hatten das wohl nicht mehr nöthig; ihnen leuchtete des ewigen Lichtes hellſter Glanz.

Dort oben aber zitterten zwei klopfende Kinderherzen einer Chriſtfeſtgabe vertrauensvoll, im reinen Kinderglauben an das Gotteswunder, entgegen.

„Sie ſoll dich haben", rief ſie laut, „ſie ſollen nicht umſonſt die fromme Zuverſicht im Herzen tragen."

Schnell wandte ſie ſich, öffnete die niedere Hausthür und trat raſch ein. Im Vorſaal ſtand eine alte Frau.

„Könnt Ihr mir ſagen, wer die Leute ſind, die oben wohnen?"

„Ei, ja, gewiſs", ſprach die Alte, „das ſind gar brave, aber blutarme Menſchen. Das rackert und arbeitet den ganzen Tag und bringt ſich kaum durch das knappe Leben durch. Er iſt bei der Gasanſtalt Arbeiter, und ſie hilft fleißig mitverdienen, geht flicken oder waſchen, oder was grad kommt."

„Die Leute haben zwei Kinder?"

„Ja, zwei liebe brave Mädchen, die Anna und das Paulerl. Die armen Dinger haben heute nicht einmal einen kleinen Baum!"

„Doch, doch", ſtieß die Fremde hervor, „ſie ſollen ihn haben, wenn Ihr mir helft! Sagt mir nur, wo finde ich hier in der Nähe, was ich brauche, um dieſes gar traurige Bäumchen ein wenig freundlicher zu geſtalten?"

Die Alte ſah die feine Dame erſtaunt an.

„Ich bitte Euch, fragt mich jetzt nichts! Gebt mir Auskunft!" rief dieſe. „Nehmt das Bäumchen einſtweilen in Eure Obhut und weiſt mich dann zurecht."

Kopfſchüttelnd that die Frau, was jene heiſchte, und dieſe eilte geſchäftig von dannen.

Es währte eine geraume Weile, ehe ſie mit dem Errungenen wieder kam. Da gab es goldene Äpfel und Nüſſe, Lebkuchen, Puppen und warme Kleider. So trat ſie bei der Alten ein, um den gramdurchfurchten, feinen Mund ein ſchönes, mildes Lächeln.

„Helft mir nun bei der Überraſchung!"

„Das thue ich gerne. Es geht auch alles ganz nach Wunſch. Die Mutter der Kinder war vor einer Viertelſtunde bei mir, hat mir den Schlüſſel zur Wohnung gebracht, damit der Mann hineinkann, falls ſie ſich verfehlten; ſie iſt ihm mit den Kindern entgegengegangen. Sie meint, dabei vergäßen die beiden wohl das ewige Fragen nach dem Chriſtkind. Mein Gott! Die armen Kinder können es halt noch nicht faſſen, daſs das nur zu den Reichen kommt, und meinen, wenn ſie nur recht brav wären, vergäße es auch ſicher nicht auf ſie. Ein Tannenzweiglein und ein paar Kipfel bringt ja wohl der Vater mit, aber ſonſt gibt es kaum etwas!"

Die junge Frau hatte den Pelz abgeworfen, und geschäftig knüpfte sie nun Lebkuchen, Aepfel und Nüsse an die Zweige des Bäumchens. Die Äste bogen sich unter der süßen Last; es war gerade, als zitterte ein Lächeln durch die kleine, grüne Tanne über das holde geschäftige Treiben des jungen Weibes.

Die Alte stand helfend dabei und plauderte in einemfort: „Ja, wenn's lauter so gute Menschen gäbe, wie Ihr seid!" seufzte sie, „aber die Reichen! Die denken nicht daran, wie weh die Armut thut; wie einem zumuthe ist, der auch gern Freude hätte und gäbe, und hat's nicht und muss das Weh verwinden. Wenn ich denk', wie viele heute nicht einmal eine warme Stube haben! Und oft schon sagte ich: wenn ich einmal reich würde, ich thät' alles verschenken unter jene, die nichts haben, oft nicht einmal Brot. Es ist wohl wahr, am wehesten thut doch der Hunger. Den fühlen und dennoch brav bleiben, das ist oft schwer. Ja, Ihr seid gut, Euch wird's oben angeschrieben im Buch des Himmels, und Englein sehen Euch jetzt zu."

Als die Fremde aber nun die Hände vors Antlitz schlug und bitterlich weinte, da schwieg die Alte erschrocken still; ihr kam das alles wie ein Traum vor; aber das begriff sie in all ihrer Einfalt dennoch: trotz allem Druck der Armut, Reichthum allein sei nicht genug zum irdischen Glücke. —

Das Werk war nun vollendet.

„Führt mich in die Stube hinauf", bat die Junge und wischte mit der weißen Hand die letzten Thränen weg.

Oben auf dem kleinen Holztisch in der ärmlichen Stube fand die geputzte schwankende Tanne ihren Platz; rundherum in bunter Reihe alles, was die Frau in der Eile hatte auftreiben können. Nichts fehlte, was des Kindes Herz erfleht, sogar die Filzschuhe für die alte Frau Weindl waren da. Sie legte nun noch unter die Tanne einen Umschlag, welcher eine größere Geldnote, den seltsamen Wunschzettel und die Worte enthielt: „Den braven Eltern der braven Kinder Anna und Paula vom heiligen Jesukind!"

Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen: „Jesus, Maria und Anna! Ist denn ein Engel vom Himmel gestiegen?"

„Still!" sagte die andere mit Thränen in der Stimme, und sah flimmernden Blickes in den kleinen Baum, „still Mutter! Verscheucht ihn mir nicht! Er ist gekommen und hat Einzug gehalten."

Dann entzündete sie still die Lichtlein, drückte der Alten noch eine Gabe in die Hand, und ehe die sich noch besinnen konnte, war sie die Treppe hinabgeeilt und verließ das Haus.

Über die Straße schritt sie, gerade auf das hölzerne Kreuz hin, um dieses legte sie den Arm, und eine stumme Frage auf den Lippen, in den feuchten Augen, sah sie zu dem einfachen Bilde des Gekreuzigten

empor. „Du bist doch auch für mich gekommen, — nicht wahr, auch für mich?“ flüsterte sie. In ihr war's zu einer lange nicht gefühlten, stillen Labe geworden.

Da kamen sie die Straße herauf; voran die Kinder, dann der Mann und das Weib; leise flüsterten die Kinder; in stummer Ergebenheit folgten die Eltern, nichts heimbringend zum heiligen Feste.

Zu der Fremden klang es herüber in einzelnen, gedämpften Lauten.

Das Herz schlug ihr hörbar in Erwartung und Freude, als die vier im dunklen Flur verschwanden.

Nun öffnen sie die Thür. — Ein lauter mehrstimmiger Ruf des Erstaunens, ein jubelndes Aufjauchzen von Kinderstimmen klang zu ihr herunter. Der alte schneidende Schmerz kam bei dem Kinderjubel wieder über sie, und wild aufschluchzend barg sie das Haupt am Sockel des Kreuzes.

Aber diese Thränen thaten ihr nicht mehr weh; — sie fielen nicht gleich brennenden Tropfen, wie vordem, auf die blutende Wunde ihres Herzens: sie waren Balsam.

Je reicher sie flossen, desto leichter schien ihr die Last, die ihre arme, junge Seele bedrückt.

Da klang das Fenster oben wieder. Zu der sich am Sockel des Kreuzes Bergenden scholl es jubelnd herüber:

„O liebes, süßes Jesukind, wir danken dir, dass du deinen Engel gesandt und uns einen so schönen Baum geschickt hast!“ Die glückliche Mutter stand oben neben dem jubelnden Kinde, und die Verlassene unten sah, wie glückselig sie es hoch emporhob, herzte und küßte.

Da wandte sich die verlassene Mutter unten ab, und schritt zum nahen Kirchhof hin. Das Thor war einstweilen geschlossen worden; so griff sie mit beiden Händen durch die Gitterstäbe, neigte ihre Stirn und preßte sie fast schmerzhaft fest an das kalte Eisen. Im wortlosen Gebet stand sie lange da.

Endlich löste es sich von ihren Lippen los: „Hab' Dank, o liebes Jesukind, dass du mir deinen Engel sandtest, der mir die beste Gabe brachte, die du der leidenden Menschheit hinterlassen konntest: die Barmherzigkeit! Dass du mir den Weg weisen ließest, auf dem ich Heilung suchen will für mein Erdenweh! Von nun an will ich nicht mehr nutzlos klagen ob des Leides, das du mir auferlegt; ich will mein Kreuz in Demuth und Ergebung tragen, bis du mir's abnimmst, bis du auch mir zurufst: Es ist vollbracht. Thränen will ich trocknen, Schmerzen lindern und Kummer bannen; ganz und gar dein Wort erfassen: geben sei seliger, denn nehmen! Ich will den Weg wandeln, den du mir zeigst, den Weg zum Troste.“

Ein Rauschen gieng durch die dürren Blätter der Bäume, als hätte ein Engel sie gestreift, da er aufflog zum Throne des Herrn, das

Gelöbnis des jungen Weibes an dessen Stufen niederzulegen. Und das Haupt neigend, schritt sie ohne aufzublicken durch dunkle Straßen an hellen Fenstern vorüber, heim in ihr stilles, vereinsamtes Haus.

Die Glocken der Stadt läuteten eben das Christfest ein, als sie bei ihrem Klange die Treppen emporstieg: eine andere, Bessere, als sie gegangen war.

Sie trug im Herzen eine reiche Weihnachtsgabe.

Die Glocken in der Nacht.

Von Tennyson. Deutsch von Jakob Feis.

Ihr Glocken läutet das Grabgeläute
Hinein in die stürmische, frostige Nacht;
Das Jahr liegt im Sterben, es stirbt noch heute,
Verkündet es laut mit eherner Macht.

Das sterbende Jahr mit vollkräftigen Tönen
O läutet es aus und das neue Jahr ein:
Und läutet hinaus, was als falsch wir verhöhnen,
Doch läutet herbei was edel und rein.

O läutet hinaus den Gram um die Todten,
Der die innerste Kraft der Seele verzehrt;
Doch läutet herein den himmlischen Boten,
Der die Reichen und Armen Gerechtigkeit lehrt.

Und läutet hinaus, was schädlich dem Leben,
Der Parteien Gezänke und bitteren Streit;
Doch läutet herein das höhere Streben,
Das schönere Sitten der Menschheit verleiht.

Und läutet hinaus Noth, Elend und Plagen,
Unglaube und Sünde und liebloſen Schein,
Und meines Gesanges herzdrückende Klagen,
Doch läutet den göttlichen Sänger herein!

O läutet hinaus das hoffährtige Prunken,
Verläumdung und Hafs und bitteren Neid,
Doch läutet herbei den göttlichen Funken,
Die lautere Liebe zur Menschlichkeit.

Und läutet hinaus die herzlose Öde,
Die Hast und die Gier nach Gut und nach Geld,
Und läutet hinaus die endlose Fehde,
Doch läutet herbei den Frieden der Welt.

Und läutet herein die Freiheitsliebe,
Die tapferen Herzen, die dem Guten sich weih'n,
Doch läutet hinaus, was düster und trübe,
Und läutet den kommenden Heiland herein.

Kleine Laube.

Neujahrsnacht.

Die Nadeln knistern, ein Licht löscht aus,
Es geht wie ein Flüstern durch das Haus,
Auf alles Leben fällt ein Bann
Und die Glocken beginnen zu läuten,
Da halten die Menschen den Athem an,
Und fragen: Was soll es bedeuten?

Das ist, als würden zur Mitternachtsstund'
Deine heimlichsten Tiefen dir plötzlich kund,
Und wie der Glockenschlag dröhnend verhallt,
Da regt sich's an allen Enden;
Es huscht wie der Schatten einer Gestalt,
Wie das Gleiten von winkenden Händen.

Doch über dem schwankenden Schattenreich
Wird's helle und breitet sich flimmernd und weich:
Da malt dir Bilder voll Glut und Kraft
Dein Wollen und Wünschen und Wagen,
Deine heiße, trotzige Leidenschaft,
Deiner Hoffnung bangseliges Fragen.

Die Mitternacht wird zum Morgengrau'n,
Bald sollst du den jungen Tag erschau'n,
Die Schatten verwehen im Sonnenschein,
Halb zagend, halb hoffnungstrunken
Gehst du in das neue Jahr hinein, —
Die alte Welt ist versunken.

Und das Leben flutet über dich hin
Und füllt dir die Seele und füllt dir den Sinn,
Und Arbeit und Sorge und Leid und Lust,
Sie kommen zu Hauf und ziehen
Mit ihrem Gefolge in deine Brust
Und kommen — um auch zu entfliehen. . . .

Nur manchmal in traulicher Dämmerszeit
Wird dir's in der Seele gar wunderweit,
Dann ruft eine Stimme ganz leise und scheu:
„Die Dinge kommen und gehen,
Du aber sei treu, o du bleibe treu,
So magst du — trotz ihnen — bestehen!"

Anna Behnisch.

Milde siegt.

Ich schlenderte durch die Gasse und pfiff ein Liedel. Da schrillte plötzlich etwas hinter mir. Ich wandte mich um und sah einen Mann mit Laternenlicht herankommen, der ein Handglöcklein läutete. Einige Schritte hinter ihm gieng der Priester im Chorrock mit dem Sacrament. Ein Krankengang. — Ich soll wohl ausweichen. Was soll ich denn noch? Sofort fiel mir die Geschichte jenes Spielmanns ein. — In einem großen Curort war es gewesen. Der Spielmann trottete auf abendlicher Straße heiter dahin, trällerte und pfiff eine Melodie, die er nächstens

aufspielen wollte. Da kam hinter ihm ein Mann mit weißem Kleidüberwurf, der etwas an seiner Brust trug. Ein anderer läutete mit dem Glöcklein, wohl ein Zeichen für die Fußgeher, auszuweichen. Das that der Spielmann auch, doch forderte ihn der Mann auf, den Hut zu ziehen. Das that der Spielmann nicht, denn er war fremd in der Gegend und wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Er gieng weiter und pfiff seine Melodie. Der weiße Mann rief ihm zu, er sei ein ungebildeter Mensch, worauf der Spielmann auch was erwiderte. Kurze Zeit darauf wurde unser Spielmann von Landwächtern abgefangen und ins Gefängnis geführt. — Er war ein Protestant aus dem Norden und hatte, ohne es zu wissen, zwei Verbrechen begangen, das der Priesterbeleidigung und das eines Religionsfrevels.

Die Erinnerung an diese Geschichte trieb mir das Blut zu Kopf. Ich war kein Protestant aus dem Norden, sondern ein Katholik, aber das Hutabziehen wollte ich mir nicht befehlen lassen. Dazu kann in solchem Falle auf öffentlichem Platze auch der Katholik nicht gezwungen werden. Da sollten sich doch die Leute zusammenthun und gemeinsam fragen, wer ihnen das gebieten kann. Da sollen sie doch zeigen, daß der Gläubige freiwillig seine Ehrenbezeugung macht, aber nicht gezwungen, daß eine erzwungene Ceremonie den Teufel wert ist, und daß man es nicht so weit kommen lassen darf, als bete man das Sacrament an, aus Furcht vor dem Eingesperrtwerden. Man betet es aus Herzensneigung an, oder gar nicht, ein anderer Grund wäre Gotteslästerung. — Ich blieb stehen und war entschlossen, weder den Hut zu ziehen, noch niederzuknien.

Der Priester kam näher. Ein Greis mit schneeweißem Haar. Die Hand, die das Ciborium am Busen barg, zitterte ein wenig. Leicht hob er das Haupt und warf mir mit milden Augen einen angstvollen, bittenden Blick zu. Das Glöcklein läutete an mir vorüber, der Priester wankte heran. Wenn's ein echtes Priesterherz ist, wie muß ihm zumuthe sein bei der Gefahr, daß sein Heiland in der nächsten Secunde könnte vermehrt werden. Nochmals wandte er sein flehendes Auge nach mir. — Ich zog den Hut vom Kopfe und ließ mich nieder auf ein Knie.

Der Priester blieb stehen, sein Blick leuchtete wie in Verklärung, er hob das Allerheiligste und segnete mich.

In diesem Augenblick ist mir selig gewesen. Es ist mir gewesen, als ob ich ein gutes Werk gethan und als ob ich eine Gnade empfangen hätte. R.

Warum hat in unseren Volksschulen der deutsche Sprachunterricht so wenig Erfolg?

Eine Beobachtung und Anregung von Hans Trunk.[1])

Unter den Unterrichtsgegenständen, über deren mangelhafte Erfolge geklagt wird, nimmt der deutsche Sprachunterricht wohl die erste Stelle ein. Wenn man auch nicht übersehen darf, daß diese Klagen zum größten Theile auf den Umstand zurückzuführen sind, daß kein Unterrichtszweig so oft in Anspruch genommen wird wie der deutsche Sprachunterricht, und daß bei keinem anderen die unbefriedigenden Erfolge so in die Augen springen wie bei diesem, daß also die Gelegenheit, Mängel desselben zu beobachten, sich gerade hierbei häufiger findet als bei anderen: so muß doch auch zugegeben werden, daß auf diesem Gebiete wirklich nicht alles so ist, wie es sein sollte und wie man es wünschen möchte. Dies zeigt ein Vergleich zwischen

[1]) Aus dessen neuem Werkchen „Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes". Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.

dem, was die Schule auf diesem Gebiete leisten sollte, und dem, was sie thatsächlich leistet. Die Schüler sollen durch den deutschen Sprachunterricht in den Stand gesetzt werden, die ihnen in neuhochdeutscher Sprache mündlich oder schriftlich mitgetheilten Gedanken anderer — soweit dieselben ihrem Bildungsgrade angemessen sind — richtig aufzufassen und den sittlichen und sachlichen Gehalt derselben für sich nutzbar zu machen; sie sollen ferner die Fähigkeit erlangen, ihre eigenen Gedanken in klarer Weise und mit Vermeidung grober Fehler mündlich und schriftlich zum Ausdruck zu bringen; sie sollen endlich auch imstande sein, sich durch Lectüre fortzubilden, das heißt sie sollen nach und nach dahingebracht werden, auch solche Gedanken richtig zu verstehen, die ihrer wachsenden geistigen Reife entsprechen.

Wie sieht es in dieser Hinsicht aus? — „Nur Befangenheit oder eitle Selbsttäuschung können hinwegzuleugnen versuchen, dass die Fortschritte unserer Schüler, namentlich der mittelmäßigen und schwachen, auf dem Gebiete der deutschen Sprache oft recht gering sind." Wie wenige sind sich klar über die Bedeutung einzelner Wörter und Redensarten, auch wenn dieselben innerhalb ihres Gesichtskreises liegen! Wie wenige sind im Reinen über Betonung und Wortfolge, über die Abhängigkeit einzelner Satzglieder und Sätze von einander! Wie wenige sind imstande, ihre Gedanken, oder das, was sie gehört, erlebt und erfahren haben, ohne grobe Rechtschreibe- und Sprachfehler zum Ausdruck zu bringen! Und wie unschön ist manchmal die Sprache der Schüler, welche Eintönigkeit herrscht nicht selten beim Lesen und Vortragen! Das alles sind Erscheinungen, die nicht vorkommen sollten, die aber geeignet sind, die Schularbeit in ein ungünstiges Licht zu setzen und Anlass zu abfälligen Urtheilen zu bieten, wie solche thatsächlich nicht bloß von Seite des Publicums, sondern auch der Schulbehörden nicht selten zum Ausdrucke kommen. Übrigens klagen auch die Lehrer selbst fortwährend über ungünstige Erfolge im Sprachunterrichte, u. zw. sowohl bei Versammlungen und in Fachblättern, als auch in selbständigen Schriften; auch werden schon manche, wenn ihnen bei der Verbesserung der Schülerarbeiten immer wieder die gleichen Fehler begegneten, verzweifelt ausgerufen haben:

„Jahrelang schöpfen wir in das Sieb
und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm,
aber das Sieb wird nicht voll."

Es kann also zugegeben werden, dass die Erfolge im deutschen Sprachunterrichte noch nicht so sind, wie es zu wünschen wäre; dennoch muss die Behauptung, dieselben seien *gegenwärtig schlechter* als in der sogenannten „alten Schule", als gänzlich unberechtigt zurückgewiesen werden, obwohl dies nicht zu wundern wäre. Früher war nämlich außer Religion und Rechnen der Sprachunterricht der einzige Gegenstand, der in der Volksschule vorgenommen wurde, während die Zahl und der Umfang der Fächer, die jetzt gelehrt werden müssen, bedeutend größer geworden sind, so dass auf den deutschen Sprachunterricht nicht bloß weniger Stunden entfallen, als man früher darauf verwenden konnte, sondern es wird auch die Aufmerksamkeit der Schüler viel mehr zersplittert, als dies früher der Fall war. Übrigens sind die Erfolge der alten Schule, auf die man hinweist, nur scheinbar besser gewesen. Man verstand nämlich unter den Leistungen auf dem Gebiete des deutschen Sprachunterrichtes früher meist nichts anderes als das Rechtschreiben und das Aufzählen grammatischer Regeln, während man sich um das Verständnis derselben, sowie um das Verständnis der Sprache überhaupt wenig kümmerte; auch hatte man bei diesem Urtheil meist nicht die Mehrzahl der Schüler im Auge, sondern einzelne besonders begabte, nämlich jene, die zum Studieren kamen und daher hiefür eigens vorbereitet wurden. Soviel

ist gewiss, dass die Kenntnisse aus diesem Gegenstande früher bei weitem nicht so allgemein verbreitet und auch nicht so gründlich waren als gegenwärtig.

Dass man die Behauptung, der deutsche Sprachunterricht leiste jetzt weniger als früher, trotzdem aufstellt, ist wohl darauf zurückzuführen, dass gegenwärtig das Bedürfnis nach Kenntnissen größer geworden ist, als es früher war, weshalb man einen Mangel in dieser Hinsicht schwerer empfindet als ehemals; auch wendet man jetzt der Schule viel mehr Aufmerksamkeit zu, als früher. Ebenso darf nicht außeracht gelassen werden, dass die Volksschule gegenwärtig viel mehr Feinde hat, als dies früher der Fall war. Diese suchen auch dort Mängel zu entdecken, wo keine sind, und bemühen sich, die vorhandenen zu vergrößern.

Während also auf allen Gebieten des Schulwesens ganz bedeutende Fortschritte gemacht worden sind, scheint es im deutschen Sprachunterrichte nicht vorwärts gehen zu wollen. Wer jedoch die Ursachen ins Auge fasst, auf welche diese auffallende Erscheinung zurückzuführen ist, wird dies begreiflich finden. Als erste unter diesen Ursachen muss die Schwierigkeit der deutschen Sprache überhaupt angeführt werden. Wie reich ist unsere Muttersprache an Ausdrücken und Formen, und wie zahlreich sind die Gelegenheiten, dagegen zu fehlen. Goethe sagt; „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“ Dass dies thatsächlich so ist, ergibt sich aus der Erfahrung, dass sehr viele, in anderer Hinsicht nicht ungebildete Personen Zeit ihres Lebens nicht über die gröbsten Sprachfehler hinauskommen und dass selbst Gebildete im Gebrauche der Sprache oft große Unsicherheit zeigen.

Dazu kommt ferner die Schwerfälligkeit und der Mangel an Folgerichtigkeit in unserer Rechtschreibung, von der J. Grimm klagt: „Es schmerzt mich tief, gefunden zu haben, dass kein Volk unter allen, die mir bekannt sind, heute seine Sprache so barbarisch schreibt, wie das deutsche.“ Welche Willkür und Unzweckmäßigkeit in derselben herrscht, davon nur einige Beispiele. Die Länge des betonten Selbstlautes wird auf sechsfache Weise bezeichnet: a) gar nicht: kam, bat, mir, Bibel; b) durch Verdopplung: See, Staat; c) durch stummes e: nie, viel; d) durch Dehnungs-h: Lohn, Mühle; e) durch Verdopplung und h: Thee, f) durch e und h: Vieh, Thier. Es gibt ferner 4 Zeichen für das lange i (ohne y): i, ie, ih, ieh; 3 Zeichen für den F-Laut: f, v, ph — alles Dinge, welche die Erlernung unserer Orthographie wesentlich erschweren. Man beachte ferner die Schreibung der Wörter Naht, That, Rath, bat, die alle gleich gesprochen, aber verschieden geschrieben werden; ebenso ist es mit den Wörtern Wuth, Glut, Gut, Anmuth und Armut. Man denke ferner an Tod, todkrank, todmüde, todfeind, welche nach der in Österreich eingeführten Schulorthographie sämmtlich mit d allein geschrieben werden müssen, während todt, tödtlich, der Todte, todtenblass, todtschlagen, tödten mit dt zu schreiben sind. Ferner: Kritik und kritisieren muss mit 1 t, bekritteln mit 2 t geschrieben werden; nummerieren mit 1, aber Nummer mit 2 m; gibt, gibst, gib ohne e, ergiebig mit ie. Dazu kommen noch die Schwierigkeiten in der Schreibung der S-Laute, ferner der bei der Abwandlung der starken Zeitwörter nicht selten auftretende Übergang langer Selbstlaute in kurze und umgekehrt, weiter die Großschreibung, namentlich bei den verbalen und adverbialen Ausdrücken, und manches andere.

Allerdings lässt sich vieles davon ganz gut begründen und von erwachsenen und sprachlich gebildeten Leuten auch vollkommen einsehen; aber wie soll sich ein Volksschüler das alles merken? Muss doch in manchen Fällen sogar der Lehrer bei der Durchsicht der Schülerarbeiten zum Wörterverzeichnis greifen, um nicht Gefahr zu laufen, in die Arbeit des Schülers Fehler hineinzucorrigieren. Ist es da ein Wunder, wenn die Kinder, verwirrt durch solche Inconsequenz, zur Ansicht kommen, es sei überhaupt nicht möglich, allen Finessen der Orthographie zu folgen, und daher

die Flinte ins Korn werfen, weil sie verzweifeln, die Rechtschreibung jemals vollkommen erlernen zu können? Ist eine solche Orthographie nicht höchst unpraktisch?

Weiter muss der ungünstige Einfluss erwähnt werden, den das Elternhaus und die Gesellschaft auf die Sprache der Schüler ausübt. Ebenso schön als wahr sagt Herder: „Glücklich ist das Kind, der Jüngling, dem von seinen ersten Jahren an verständliche, menschliche, liebliche Töne ins Ohr kamen, die seine Zunge und den Ton seiner Sprache unvermerkt bildeten! Glücklich ist das Kind, dem seine Wärterin, seine Mutter, seine älteren Geschwister, seine Anverwandten und Freunde, endlich seine frühesten Lehrer auch im Gehalte und Tone der Rede gleichsam Vernunft, Anstand, Grazie zusprachen; der Jüngling, der Mann wird sie nicht verleugnen, solange er lebt. Denn nur durch Hören lernen wir sprechen, und wie wir frühe hörten, wie unser Mund, unsere Zunge sich in der Kindheit und Jugend formten, meistens sprechen wir so zeitlebens." Eine so vortheilhafte Beeinflussung der kindlichen Sprache findet aber leider nur in seltenen Fällen statt. Die Sprache des elterlichen Hauses in den niederen Ständen ist im Gegentheile vielfach roh, wort- und formenarm; auch geben sich viele Eltern nicht die geringste Mühe, die Sprache ihres Kindes bildend zu beeinflussen. So haften dann diesem vom zartesten Alter her in sprachlicher Hinsicht Fehler an, die auch mit größter Mühe nur sehr schwer auszurotten sind.

Hieher gehört auch der leider noch ziemlich häufige Gebrauch überflüssiger Fremdwörter, die durch ihre Vieldeutigkeit und durch die Verschwommenheit, welche durch sie in die Rede und Schrift hineingetragen wird, großen Schaden anrichten. Der Gebrauch eines solchen Fremdwortes erspart nur zu oft strenges Denken und befördert so in einem gewissen Maße die geistige Trägheit; „denn eben, wo Begriffe fehlen, stellt sich zur rechten Zeit ein Fremdwort ein" (Duncer).

Ein weiterer Grund der mangelhaften Erfolge liegt in der Schwierigkeit der Aufgabe, die dem deutschen Sprachunterrichte in der Volks- und Bürgerschule obliegt. Diese Aufgabe scheint zwar sehr einfach zu sein, da man es nicht mit einer fremden Sprache zu thun hat, aber es scheint nur so. „Es ist eine alte Geschichte, dass man eine von der Muttersprache vollständig verschiedene Sprache in gewisser Beziehung leichter lernt und in ihrer Anwendung weniger Fehler macht, als eine mit jener nahe verwandte, sowie es denn zu den schwierigsten Aufgaben gehört, verschiedene Mundarten ein und derselben Sprache gleich geläufig reden zu lernen." [1]) Daher auch die nicht selten vorkommende Erscheinung, dass manchmal Schüler, deren Muttersprache eine andere als die deutsche ist, namentlich gegen die Sprachrichtigkeit weniger Fehler machen als die deutschen. Wie viel müssen die Kinder erfahren, gehört und gedacht haben, um ihre Muttersprache richtig zu verstehen und zu gebrauchen! Dazu kommt der Umstand, dass zum richtigen Verständnis und Gebrauche der Muttersprache eine gewisse geistige Reife gehört, die sich jedoch erst mit den Jahren einstellt.

Auf alle diese ungünstigen Umstände hat die Schule gar keinen oder nur geringen Einfluss, und sie zu beseitigen steht nicht in ihrer Macht. Damit soll aber nicht gesagt sein, dass die Lehrerschaft an dem ungünstigen Erfolge des Sprachunterrichtes unschuldig ist; es muss vielmehr zugegeben werden, dass ein nicht unbedeutender Theil der Schuld an dieser unerfreulichen Erscheinung in den Fehlern liegt, die in der Ertheilung des deutschen Sprachunterrichtes noch immer begangen werden.

[1]) Khull, Der Gymnasial-Lehrplan und die Instructionen für den Unterricht an den österreichischen Gymnasien, S. 85.

Die Erfindungen und Entdeckungen unseres Jahrhunderts.

Unser Jahrhundert war bekanntlich reicher an grundlegenden Entdeckungen als alle vorhergegangenen geschichtlichen Zeiten. In einem soeben erschienen Buche von Alfred Russel Wallace „The wonderful century“ finden wir eine Liste, die ein so anschauliches Bild der geistigen Großthaten des neunzehnten Jahrhunderts bietet, dass sie allgemein interessieren dürfte.

Wenn man zunächst die Erfindungen und praktischen Anwendungen der Wissenschaft betrachtet, die vollkommen neu sind und sich so rasch entwickelt haben, dass sie viele unserer Lebensgewohnheiten und sogar unsere Denk- und Ausdrucksweise beeinflusst haben, so finden wir deren dreizehn.

1. Die Eisenbahnen, die das Reisen und die Frachtbewegung zu Lande revolutioniert haben.

2. Die Dampfschiffahrt, die dasselbe für die Oceanfahrten gethan und außerdem zur vollständigen Umwandlung der Schiffe der ganzen Welt geführt hat.

3. Der elektrische Telegraph, der eine noch größere Umwandlung in der Mittheilung unserer Gedanken hervorgebracht hat.

4. Das Telephon, das die menschliche Stimme auf große Entfernung überträgt oder eigentlich reproduciert.

5. Das Zündhölzchen, das eine vollständige Umwälzung der Art Feuer anzumachen bewirkt hat.

6. Das Gaslicht mit seiner enormen Verbesserung der künstlichen Beleuchtung.

7. Das elektrische Licht, ein weiterer Fortschritt, der im Begriffe steht, das Gas zu übertreffen.

8. Die Photographie, die für das Festhalten der äußeren Erscheinungen der Natur dasselbe ist, wie der Buchdruck für die Gedanken.

9. Der Phonograph, der Töne aufbewahrt und reproduciert wie die Photographie Formen.

10. Die Röntgenstrahlen, die Einblick in manchen undurchscheinenden Körper gewähren und der wissenschaftlichen Photographie eine neue Welt eröffnen.

11. Die Spectral-Analyse, die unsere Kenntnis des Universums so sehr erweitert hat, dass wir mit ihrer Hilfe imstande sind, die relative Temperatur und die chemische Zusammensetzung der Gestirne zu bestimmen.

12. Die Anwendung anästhetisirender Mittel, die die schwierigsten chirurgischen Operationen schmerzlos machen.

13. Die Verwendung antiseptischer Mittel in der Chirurgie, die die Mittel, Menschenleben zu erhalten, noch mehr ausgedehnt haben.

Wenn wir uns fragen, was für Erfindungen von gleicher Bedeutung im vorigen Jahrhundert gemacht worden sind, so möchte man zuerst zweifeln, ob es solche überhaupt gebe. Aber man könnte vielleicht die Entwicklung der Dampfmaschine von dem primitiven Apparate Newcomes zu der kraftvollen und ökonomischen Maschine Boultons und Watts hierher rechnen. Das Princip war zwar schon bekannt und wurde schon im vorhergehenden Jahrhundert praktisch durch den Marquis von Worcester und durch Savery angewendet, und Watts Verbesserungen, obschon sehr wichtig, hatten nur ein sehr beschränktes Resultat. Die neuen Maschinen wurden vorwiegend nur zum Auspumpen des Wassers aus tiefen Schachten verwendet, und die große Menge wusste nicht mehr und zog keinen größeren Vortheil von ihnen, als wenn sie gar nicht existirt hätten.

Im siebzehnten Jahrhundert war die einzige große und weittragende Erfindung die des Fernrohres, das in seinen unmittelbaren Resultaten der Ausdehnung unserer

Kenntnis des Weltalls mit der Spectral-Analyse verglichen werden kann. Barometer und Thermometer sind Erfindungen von geringerer Tragweite.

Im sechzehnten Jahrhundert gibt es keine Erfindung ersten Ranges, aber im fünfzehnten haben wir die Buchdruckerkunst.

Der Compass wurde anfangs des vierzehnten Jahrhunderts erfunden. Von da bis zurück zu den Anfängen der Geschichte oder besser bis zur vorgeschichtlichen Zeit haben wir die Erfindung der zwei großen Mittel des Wissens und der Erkenntnis: Die arabischen Ziffern, die zur Arithmetik und Algebra führten, und noch früher, die Erfindung des alphabetischen Schreibens.

Alles in allem finden wir also bloß fünf Erfindungen ersten Ranges in allen früheren Zeiten: das Fernrohr, die Buchdruckerpresse, den Compass, die arabischen Ziffern und das alphabetische Schreiben, denen wir allenfalls noch die Dampfmaschine und das Barometer hinzufügen mögen, gegen dreizehn in unserem Jahrhundert.

Wenden wir uns nun zu den theoretischen Entdeckungen, die unsere Kenntnisse erweitert, oder unsere Vorstellung vom Universum erweitert haben, so finden wir deren in nahezu gleicher Zahl:

1. Die Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme, die zu dem grundlegenden Princip der Erhaltung der Energie geführt hat.

2. Die Moleculartheorie der Gase.

3. Die Methode der directen Messung der Fortbewegung des Lichtes und den experimentellen Beweis von der Umdrehung der Erde. (Diese beiden Entdeckungen sind zusammengestellt, weil jede für sich kaum genug zählen würde.)

4. Die Entdeckung der Functionen des Staubes in der Natur.

5. Die Theorie der einfachen und zusammengesetzten Verhältnisse in der Chemie.

6. Die Natur der Meteore und Kometen, die zu der meteorischen Theorie des Weltalls geführt hat.

7. Der Nachweis der Gletscherzeit, ihrer weiteren Ausdehnung und ihres Einflusses auf die Oberfläche der Erde.

8. Der Nachweis des großen Alters der Menschheit.

9. Die Theorie der organischen Entwicklung.

10. Die Zellentheorie und die Recapitulationstheorie in der Lehre von Embryo.

11. Die Keimtheorie bei Infectionskrankheiten.

12. Die Entdeckung der Natur und Function der weißen Blutkörperchen.

Blicken wir in die Vergangenheit zurück, so finden wir im achtzehnten Jahrhundert zwei Gruppen von Entdeckungen.

1. Die Gründung der modernen Chemie durch Black, Cavendish, Priestley und Lavoisier; und

2. die Gründung der Wissenschaft der Elektricität durch Franklin, Galvani und Volta.

Das siebzehnte Jahrhundert ist reicher an grundlegenden Entdeckungen; wir haben da:

3. Die Gravitationslehre.

4. Die Kepler'schen Gesetze.

5. Die Erfindung der Differentialrechnung.

6. Harveys Beweis der Blutcirculation.

7. Römers Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichtes durch die Jupiter-Satelliten.

Noch weiter zurück finden wir nichts von erstem Range als Euklids wundervolles System der Geometrie, vielleicht die bemerkenswerteste geistige Leistung der frühesten Civilisation, neben der Erfindung der arabischen Zahlen und des Alphabets. So finden wir in der ganzen früheren Geschichte nur acht neue Theorien und Principien gegen zwölf in unserem Jahrhundert. „Wage."

Scherzgedichte.

Von Karl Dunkl.

Stimmt schon.

Vor'm Richter steht ein junger Mann,
Ein Maler scheint 's zu sein;
Weg'n einer „Ohrfeig'n" hat ihn gar
Angeklagt ein Bäuerlein.

Der Richter sagt: „Am besten ist's,
Die Schuld gleich zu bekennen;
Vor allem andern müssen's aber
Namen, Stand und Alter nennen."

„Bin Photograph von Profession!"
„Natürli, dös war z'hoffen",
Schreit bei dem Wort der Bauer drein,
„Er hat mi sehr gut — -- — 'troffen!"

* * *

Almenrausch und Edelweiß.

Ein Münchner hat den Hochlantsch b'stiegen
Und war halt ganz entzückt
Von dieser Aussicht und der Luft,
Die Leib und Seel erquickt.
Und erst in Schisserlbrunn das Bier
So billig und so frisch!
Dem Münchner war 's, als jäße er
Bei einem Hofbräutisch.
Zwei Wochen drauf kommt er zurück
Nach Haus zu seiner Frau;

Erzählt ihr von der Reis' und von
Der Lantschpartie genau.
Die Kinder fragen: „Vater, du
Hast ka Edelweiß nicht g'funden?
Geh, hätt'st uns doch a Sträußerl 'bunden!"
Drauf sagt der Vater: „Denket doch,
Da ist der Lantsch zu wenig hoch;
Von Edelweiß ist dort ka Spur,
Doch „Almen-Räusch" gibt's grad gnua!"

* * *

Gerechtigkeit und Logik.

Ein Bauernknecht hat seinen Herrn
Im Streite mit der Axt erschlagen:
Die Kuhmagd aber sah den Mord
Und ließ gleich den Gendarmen sagen,
Daſs sie den Knecht verhaften sollen.
Und so geschah es auch. — Drei Wochen,

Nachdem die Unthat war vollbracht,
Hat man das Urtheil schon gesprochen:
Ein gräßliches Verbrechen ist's,
Ein Menschenleben zu vernichten,
Drum hat der weise Rath bestimmt:
Der Bauernknecht ist . . . . . hinzurichten!

* * *

In der Hitze.

Wohl der beste Mensch auf Erden
Ist Professor Streicherlberger,
Nur ein Fremdwort in dem Aufsatz
Eines Schülers macht ihm Ärger:

Sonst kann diesen guten Menschen
Nichts aus seiner Ruhe bringen. —
Schreibt da neulich so ein Lümmel
Nebst vielen andern dummen Dingen

Eine Menge fremder Wörter
In den Aufsatz frech hinein!
Streicherlberger trat gar wüthend
Tags drauf in die Classe ein
Und hält einen langen Vortrag
Über unsʼre deutsche Sprache,
Deren Wortschatz reich genug sei,
Auszudrücken jede Sache.
„Merkt euch ʼs einmal doch, ihr Kerle“,
Schrie er in gar lautem Ton',
„Ich hab' gegen jedes Fremdwort
Halt a große Aversion.“

* * *

Was sie mitbringt.

Änuchen ist ein hübsches Mädchen,
Ja noch mehr, sie ist gar Braut,
Doch wenn sie den Wäschekasten
Öffnet, jedesmal ihr graut,
Denn darin herrscht große Leere;
Wäsche hat sie kaum zehn Stückel.
Was sie in die Ehe mitbringt,
Ist: Ihr Herz und ein . . . . . Bicycle!

Bücher.

Adolf Pichlers Werke in Neuausgaben. Besprochen von Prof. Dr. S. M. Prem in Marburg a. D.

Vor zwei Jahren habe ich an dieser Stelle (20, 476) die „Spätfrüchte“ von Adolf Pichler besprochen, die 1896 bei G. H. Meyer in Leipzig erschienen waren. Seither veranstaltete derselbe rührige Verleger in der löblichen Absicht, dem Tiroler Dichter noch bei Lebzeiten die gebührende Anerkennung zu verschaffen, auch eine Neuausgabe der wichtigeren, zum Theil im Buchhandel vergriffenen Werke Pichlers, die nun in elf geschmackvoll ausgestatteten Bändchen vorliegen. Von den poetischen Werken erschienen nämlich alsbald die berühmten „Hymen“ (1897), die zuerst 1855 in Innsbruck und in zweiter vermehrter Auflage 1858 in Nürnberg gedruckt worden waren. Sie offenbaren des Dichters inneres Verhältnis zur Natur, das in einem philosophischen Pantheismus besteht, und sind in der Form durchaus vollendet. Aus ihnen spricht auch ein classisch angehauchter Geist und hohe, männlichernste Empfindung. Es folgen dann die Epigramme „In Lieb' und Haſs“ (1898), die zuerst 1869 bei Amthor in Gera erschienen waren. In dieser Neuauflage sind auch Epigramme „Zu Literatur und Kunst“ (Innsbruck 1879) und einige aus jüngster Zeit eingereiht, z. B. jene über Dante. Hier zeigt sich Pichler ebenso als scharfer Satiriker wie als literaturkundiger Mann. Überall trifft er den Nagel auf den Kopf, mag er sich nun allgemein halten oder persönliche Anklagen erheben. Der Biograph Pichlers wird sich aus dieser Rüstkammer seines wehrhaften Geistes manches brauchbare Material holen können; hoffentlich dauert es nicht mehr allzu lange, bis eine tüchtige junge Kraft darangeht, Pichlers Leben zu beschreiben und seine Bedeutung zu codifi ieren! Daſs wir aus Meyers Verlag auch eine zweite Auflage der Römertragödie „Die Tarquinier“ erhielten, kann uns nur erwünscht sein. Denn dieses Werk begleitet den Dichter fast aus seiner Jugend her und Friedrich Hebbel hat demselben eine Zukunft prophezeit, daſs es sich mit der Zeit auf der Bühne und in der Literatur Bahn brechen werde. Seither änderte Pichler manches daran, „ohne allerdings einen Grundfehler der Architektur beseitigen zu können“. Es hat epische Gangart. Außerordentlich wichtig ist eine Neuausgabe der alten, zuerst 1874 in Gera erschienenen „Marksteine“ (1898), in denen wir die bedeutendsten älteren epischen Gedichte Pichlers finden, vor allem den „Hexenmeister“, den ich in den „Neuen Marksteinen“ (1890) am meisten vermißt habe. In dieser neuen Ausgabe hat der Dichter nur wenige Gaben untergebracht, die jüngeren Ursprungs sind, dagegen schaltete er einige „Gedichte“ (1853) und den „Emma-Cyklus“ ein, der zuletzt in Pichlers Selbstbiographie „In meiner Zeit“ stand (1892). Wenn ich im Vorbeigehen noch einer Einzelausgabe des Faschingsschwankes „Der Anderl und 's Reſei“ (1899) erwähne, so sind die „poetischen Werke“ Pichlers

erschöpft. Von den Prosaschriften muss auch zunächst der alpinen Schilderungen „Kreuz und quer“ (1896) gedacht werden, die uns die schöne, kräftige Sprache Pichlers, seine Beobachtungsgabe und seinen gesunden Humor zum Bewusstsein bringen. Hier finden sich vor allem die prächtigen Aufsätze „In der Eng“ und „Am Garda“. Pichler ist ein Prosaist ersten Ranges, und ich möchte nur das wünschen, dass namentlich noch einige unterinnthalische Partien des zweiten Bandes nachfolgten, denn das Unterland ist in diesem Buche entschieden zu kurz gekommen. Was uns aber an diesen Schilderungen allgemein auffällt, das ist die entschieden altclassische Kunst, uns die Gegenstände selbst darzustellen, anstatt an ihnen herumzureden, wie es die neueren Reiseschriftsteller machen.

Wenden wir uns zu Pichlers prosaischen Erzählungen, zu seinen mit Recht gepriesenen Tiroler „Dorfgeschichten“! Davon sind die „Allerlei Geschichten aus Tirol“ in zweiter Auflage in zwei Bänden erschienen von denen „Im Allbach“ (manchmal nach dem Helden der Erzählung auch „Beim Hochmaier“ genannt) die Sammlung eröffnet. Daran schließen sich zwei Bände neuer Geschichten aus Tirol unter dem Titel „Jochrauten“. Hier finden wir die schöne unterländerische Dorfgeschichte „Der lateinische Bauer“ und die in schalkhaftem Humor gehalte Erzählung „Die Brautnacht“, in der ein endlich „unter die Haube gekommener“ Hagestolz durch den verhängnisvollen Scherz des Brautstehlens um Brautnacht und Weib gebracht wird. An diese Geschichte schließt sich unmittelbar die erste Erzählung der jüngsten Sammlung „Letzte Alpenrosen“ (zwei Bände, Leipzig 1898) unter dem Titel „Die bezähmte Widerspenstige“, worin eine jener obengenannten Geschichte entgegengesetzte Lösung versucht wird. Die Erzählung ist von derber Deutlichkeit und hat dem Verfasser auch den rüden Angriff eines frommen Blattes eingetragen. Für Institutsfräulein passt das Ding allerdings nicht, wenn es ihnen gleichwohl sehr gefallen würde, aber ich glaube auch nicht, dass es Pichler hier bloß um die gewisse „Sache“ zu thun gewesen ist, denn von dem Vorwurfe gemeinen Sinnenkitzels muss ein Mann freigesprochen werden, der in seinen Dichtungen Ernst und ethische Größe auf Schritt und Tritt verrath. Die Wuth der Clericalen mag übrigens ihren Grund in einem politisch gefärbten Ausfalle Pichlers gehabt haben (S. 4), den ich nicht wiederholen will. Lassen wir also den Chrysostomus Brunnler ruhig bei seinem Weibchen in Brixen und betrachten wir kurz die übrigen Erzählungen des schönen Bandes! Da finden wir S. 16 die düstere Geschichte „In der grünen Pertisau“, in der uns das schreckliche Ende eines welschen Lebemannes, des Lieutenants Paride de Cazzoni, erzählt wird, der ein Bauernmädchen unglücklich gemacht und feige verlassen hat und zur Strafe von dem Vater der Betrogenen über eine Felswand des Achenthales hinuntergestürzt wird. Durch einen kleinen Scherz am Schlusse der Geschichte sucht der Dichter jedoch wieder das Gleichgewicht in der Seele des Lesers herzustellen. Bei Pichler tritt nämlich das Persönliche oft hervor, und er führt sich nicht selten als mithandelnd ein. Das mag der modernen Erzählungskunst wohl nicht mehr ganz entsprechen, aber es verleiht diesen Geschichten eine gewisse Frische und Natürlichkeit und vielleicht auch einen höheren Grad von Glaubwürdigkeit. In der Einkleidung thut sich Pichler überhaupt wenig Zwang an, und doch haben seine Dorfgeschichten etwas Eigenartiges und durchaus Fesselndes an sich. Denn er versteht es, vorzüglich zu schildern, seine Personen mit wenigen Strichen zu charakterisieren und sie mit der Umgebung in vollen Einklang zu bringen. Anscheinend spröde Stoffe meistert er mit erstaunlicher Sicherheit und Kraft und prägt ihnen die Marke seiner gewaltigen Persönlichkeit auf. Desgleichen gehorcht ihm die Sprache, wie er sie braucht. Es erstehen dadurch Figuren nach dem Leben, so dass man sich versucht fühlen möchte, seine Modelle und die Schauplätze seiner Geschichten aufzusuchen. Alles in allem: Pichlers Erzählungen besitzen dauernden Wert und werden wohl zu allen Zeiten die Leser fesseln. Es macht sich auch ganz gut, dass der Dichter manchmal wie zur Abwechslung Dinge anzieht, die nicht gerade streng zur Sache gehören, oder literarische Anspielungen macht. So erinnert uns bei aller Verschiedenheit des Gegenstandes und der Behandlung die erwähnte Achenthaler Geschichte an Goethes „Hermann und Dorothea“, namentlich das arme Finerl, das als Fremde hoffnungslos das Haus des Erbbauern verlassen will, aber von diesem zur Frau begehrt wird, hat etwas von Dorothea an sich, und gleichsam um diese Ansicht zu stützen, erscheint S. 46 Lottens Bezeichnung des jüngsten Kindes als „Nestquakelchen“.

Sühne für die verletzte Sittlichkeit ist auch die Idee der nächsten Erzählung Pichlers „Verjährt“, die mächtig ergreift. Ein charakterschwacher Mensch, namens Kirchler, der auf verbotenen Wegen wandelt, aber dem Weibe gegenüber im entscheidenden Augenblicke seine Pflicht nicht erkennt, kommt um sein Lebensglück und endet als Selbstmörder. Ich halte diese Geschichte für die feinste im ganzen Bande. Die folgende sieht weniger tragisch aus und ist durch ein paar Druckfehler entstellt. Der Titel „Die Braut von Korinth“ hat mit dem Stoffe in Goethes gleichnamiger Ballade nichts zu thun; es ist eine in der Gegend von Innsbruck spielende Geschichte, die Pichler 1897

schrieb und mit einem verfrühten Wochenbette enden läßt. Im zweiten Bande steht zunächst eine längere Erzählung, „Der Riesensohn“, worin ziemlich weitläufig dargestellt wird, wie der ellenhafte Erich Auflahn aus der Gegend von Brixlegg zu einem aus Thierlee gebürtigen braven Weibe kam. Hier spielen starke Gegensätze. Der Bauerurieße, so zoisch er sonst aussieht, ist ein Kenner der Alten, liest gerne Homer und Shakespeare und verehrt den Genius Goethes. Von einer wahrhaft prächtigen Schilderung der Gegend um Innsbruck von Büchsenhausen aus (S. 9) abgesehen, fesselt uns die Darstellung des Volkslebens mit seinen tausend Leiden und Freuden. Der „Riesensohn“ Pichlers ist ein gelungenes Gegenstück zur „Geier-Wally“ der Frau v. Hillern, nur hat Pichler als Landsmann seines Recken die Meinungen und Bräuche des Volkes besser berücksichtigt, als es die Tochter der Birch-Pfeiffer gethan hat. Es muthet uns, um auch das zu bemerken, eigenartig an, wenn Pichler ab und zu, kaum daß er von einer echt nationalen Rauferei der Menschen oder der Thiere (Kühestechen) gesprochen, plötzlich eine classische Erinnerung anschlägt oder einen antiken Vergleich anstellt. So nennt er die ungebändigte Lalage des Horaz (S. 17) und bringt S. 45 ein Citat der „Iphigenie“. Pichler ist auch da selbständig und eigenartig. Die letzte Erzählung heißt „Der Einsiedler“, die G. H. Meyer schon 1896 als sechstes Bändchen der „Deutschen Novellen-Bibliothek aus Österreich“ erscheinen ließ. Und so wäre denn alles Wichtige in dieser Leipziger Pichler-Ausgabe vereinigt — bis auf den herrlichen „Fra Serafico“, der zuletzt in den „Neuen Marksteinen“ stand. Wir können dieses kleine Versepos nicht entbehren, weil sonst des Dichters Charakteristik nicht voll wäre. Am liebsten sähe ich davon eine gute, billige Einzelnausgabe, die man auch minder bemittelten Leuten und vor allem den Studenten in die Hand geben könnte, wie es der selige P. Flavian in Hall gethan hat. Im übrigen will ich noch bemerken, daß von dieser Ausgabe auch einzelne Bände und die Erzählungen paarweise im Buchhandel zu haben sind, so daß der Verbreitung der Werke Pichlers keine besonderen materiellen Hindernisse mehr entgegenstehen. Der Schriftsteller Hugo Greinz hat dazu ein schwungvolles Geleitwort unter der Spitzmarke „Ein Gruß nach Tirol“ geschrieben — ein Titel, den er wohl von Hans Grasberger entlehnte, der unter derselben Aufschrift über Pichler im deutschen Schulvereinskalender 1896 handelte; der Sonderumschlag trägt ein Gedicht von Rosegger „Das ganze Land Tirol“.

Wenn ich also den „Fra Serafico“ noch einschließe, so darf ich mir das Urtheil erlauben, daß mit dieser Sammlung die Summe der poetischen Existenz Pichlers gegeben ist. Der Tiroler Dichter zeigt sich in seinen gesammten Werken groß als Epiker und bedeutend als gedankentiefer Lyriker, er ist ein vorzüglicher Erzähler und Schilderer und handhabt Prosa und Vers gleich gewaltig. Da er aber auch als Dichter ursprünglich und selbständig ist, so wird seine Bedeutung nie schwinden; in der poetischen Physiognomie Pichlers fehlt der hippokratische Zug. Prof. A. Brandl in Berlin hat darum treffend gesagt: „Wenn die Zeit einmal Auslese gehalten hat und die Frage auftaucht, wer zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.“

Raktus und andere Künstlergeschichten. Von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1898.)

Der Verfasser hat dieses Buch dem strengen deutschen Kritiker gewidmet. Dem „verehrten kritischen Gönner Geheimrath Professor Fürchtegott Ernsthaft“. Ich denke, dieser Mann mit dem hundertfältigen sehr tiefsinnigen Kopf wird diesmal doch lachen müssen, oder wenigstens schmunzeln über den tollen Übermuth, der da drinnen wirtschaftet in den sechs Künstlergeschichten. Bedeutend ist Bierbaum diesmal nicht, aber ausgelassen, in übersprudelnder Laune schafft er Kleinigkeiten zum eigenen Vergnügen, ohne weiteren Zweck. Und das wird wohl das Richtige sein. M.

Aus dem Sanatorium. Erzählung von Andrea Maria Biernbacher. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Ein krankes Paar Menschen, das sich liebt. Der weibliche Theil, eine in unglücklicher Ehe körperlich und geistig gebrochene junge Frau, wird in der Liebe zu dem kranken Jüngling gesund und anstatt, daß sie dieses ideal angelegten Mannes eigen wird, entpuppt sie sich als eine flache Weltdame, die äußerer Lebenslust nachjagt und den Geliebten, dessen „starker Wille“ sie aus geistiger Betäubung geweckt, im Sanatorium schnöde zurücklässt. Das der Stoff, der in dem Büchlein, in Briefform, eine vielfach gelungene Behandlung erfährt. Die seelischen Vorgänge sind fein geschildert; den Steirer aber wird vor allem die liebevolle und entzückende Beschreibung der Landschaft fesseln, die dem Paradiese der Umgebung von Graz die entsprechenden Farben und Stimmungen leiht. Das Ganze ist, was die Herzensgeschichte betrifft, in moderner Halbdämmerung gehalten, wodurch für die Leser die Möglichkeit verschiedener Auffassungen offen bleibt. M.

Thiergeschichten. Von Emil Marriot. (Berlin. Freund & Jeckel. 1899.)

Die „Thiergeschichten" behandeln ein wenig benutztes Thema: sie beschäftigen sich mit dem Thier, dessen Wesen, Leiden und Freuden. Die kurzen Geschichten sind reich an Abwechslung, bald ernst und bald heiter, unterhalten und sprechen zum Gemüth. V.

Geschichten aus Tirol. Von Karl Wolf. Vierte Sammlung. (Innsbruck. A. Edlinger. 1898.)

Karl Wolf, der Verfasser der Geschichten aus Tirol und Leiter der Meraner Volksschauspiele, gehört heute zu den beliebtesten deutschen Erzählern; sein Ruf als der des Classikers der Tiroler Dorfgeschichte wird mit jedem neuen Bande seiner „Geschichten" fester begründet. Diese Wahrnehmung drängt sich dem Leser auch bei Durchsicht der soeben ausgegebenen vierten Sammlung auf, deren ernster und heiterer Inhalt sich würdig dem der früheren drei Sammlungen anreiht. Sehr erfreut werden viele Leser sein, den Humoristen Wolf in dieser Sammlung besonders stark vertreten zu sehen und in nicht weniger als einem Dutzend Geschichten drollige Streiche der Beiden Prachtburschen „Sixt und Hartl" geschildert zu finden. V.

Alpenzauber. Naturbilder und Wanderskizzen von Franz Goldhann. (Brünn. Friedr. Irrgang. 1899).

Unter diesem stimmungsvollen Titel veröffentlicht der bekannte alpinische Schriftsteller Franz Goldhann eine Reihe von Wander- und Naturschilderungen, „zwanglose Plaudereien, die", wie der bescheidene Verfasser im Vorwort sagt, „keinen andern Zweck verfolgen, als Naturfreunde zu wecken bei Menschen von empfänglichem Gemüth und solchen an die Hand zu gehen, welche bei der Wahl der Sommerfrische, oder zu Orientierung bei ihren Streifzügen in den Alpen eines Rathgebers bedürfen." Steirische, kärntnerische und tiroler Landschaften und Volksgestalten werden in raschen, zumeist treffenden Zügen und mit der ganzen Wärme eines naturfreudigen Touristen skizziert und poetisch verklärt. Berg- und Volksfreunden ist das Büchlein sehr zu empfehlen. M.

Die neue Serie der „Bibliothek der Gesammtliteratur" (Halle a. S. Otto Hendel) trägt zunächst den Freunden der dramatischen Muse Rechnung. Leopold Adlers dreiactiges Drama „Das Friedensdenkmal", Demetrius Schrutz „Das Theater im Salon", „Der Engel der Mitternacht", Hans Kirchners Übertragung der Gedichte von Paul Verlaine. Weiter bringt die Serie einen neuen Band von Hedenstjerna: „Kaleidoskop. Bilder aus dem Alltagsleben." Der Schlussband der Serie enthält „Indische Märchen", übersetzt von Fr. v. d. Leyen. V.

In Memoriam. Von Alfred Lord Tennyson. Aus dem Englischen übersetzt von Jakob Feis. (Strafsburg. J. G. Ed. Heitz. 1899.)

Ein merkwürdiges Büchlein, der Dichter hatte es einst seinem verstorbenen Freunde nachgeweint. Doch liegt in diesen Poesien nicht bloß wehmuthsvolle Erinnerung, es liegt in ihm ein großes Glauben und Hoffen, ein Himmelreich. „In memoriam" ist nicht bloß eine Verherrlichung menschlicher Liebe, es ist eine Hymne des Edelsten und Höchsten. Es blickt auf alles, würdigt alles, stellt aber das Gute höher als das Geniale, die Liebe höher als Alles. Es sind moderne Psalmen mit dem Dreiklang Gott, Mensch und Welt. Der Übersetzer hat es verstanden, in klarer Weise die Gedanken des englischen Dichters uns zu vermitteln, sie schön und schlicht der deutschen Sprache anzupassen. Wir wissen ihm Dank dafür. R.

Lyrische Studien. Von Hans Gerhard Gräf. (Weimar. Hans Lüstenöer. 1898.)

Das ist die alte, wohlerprobte Art, vom Herzen zum Herzen zu sprechen. „Natur", „Liebe" und „Menschen", so sind die drei Abtheilungen überschrieben, die unsere besten Empfindungen in schöner Form verherrlichen, und wovon gerade die letzte Abtheilung sich zu höherem Schwung erhebt. M.

Fürst Bismarck und seine Zeit. Eine Biographie für das deutsche Volk von Dr. Hans Blum. Anhang und Registerband. 1895—1898. (München. C. H. Beck'sche Verlagshandlung. 1899.)

In diesem soeben erschienene Anhang zu den sechs Bänden der Blum'schen Bismarckbiographie werden die letzten Lebensjahre und der Tod des großen Kanzlers behandelt, zumeist nach Zeitungsstimmen und persönlichen Aussagen. Sehr wichtig für das ganze Werk ist das Personen- und Sachregister am Schlusse dieses Bandes. M.

Erziehliche Aufgabe der Schule und der Behörden. Von Johann Trescher, Volksschul-Director. (Graz. Hans Wagner. 1899.)

Dieses für jeden Schulmann wertvolle Büchlein bedürfte einer gründlichen Würdigung, um ihm gerecht zu werden. Die Würdigung käme aber auf einen wörtlichen Abdruck hinaus, denn man muss ihm zustimmen von der ersten bis zur letzten Zeile. Kein Lehrer sollte ver-

säumen, sich das Heft, es ist billig zu haben, zu bestellen; mancher von ihnen wird alles was es enthält, vielleicht schon längst überdacht haben, dann mag es ihn doppelt freuen, hier ein gleichgesinnten und die Gedanken so schön und klar formulierenden Berufsgenossen gefunden zu haben. M.

Wie pflegst und erziehst du dein Kind? Rathschläge einer Mutter für junge Mütter. Von Helene Stökl. Unter ärztlicher Durchsicht und Mitarbeit von Dr. med. Walch. (Leipzig. Max Hesse.)

Jeder jungen deutschen Mutter möchte ich dieses Buch schenken können; jeder jungen deutschen darum, weil deutsche Mütter sich selbst keine Bücher kaufen wollen. Und dieses Buch ist doch tausendmal mehr wert, als alle Glacéhandschuhe, Fächer, Puder und anderes Zeug, das sie Jahr für Jahr um theueres Geld erstehen. Allen Ernstes, es wäre ein Glück für das deutsche Volk und dessen künftige Generationen, wenn alle unsere Mütter sich anbequemen wollten den Lehren und Rathschlägen einer so hochverständigen deutschen Frau, wie es die Verfasserin dieses Handbuches ist. R.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von Dr. H. Buchner.

Der Verfasser versteht es, uns über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Natur der Infectionskrankheiten, kurz über alle wichtigen Fragen der Hygiene zu unterrichten. Sorgfältig ausgeführte Illustrationen begleiten den Text, das Verständnis erleichternd. V.

In der Collection Wiener Humoristica" (Wien. Robert Mohr.) sind soeben drei neue Bändchen erschienen.

S. Fritz stellt sich mit geistreichen „Duetten aus dem Eheleben" ein, die den anspruchslosen Titel führen: „Ein Jahr." Paul von Schönthan bietet Lebens- und Anstandsregeln, und in so humoristischer Auffassung, daß der Leser sich dabei königlich unterhält. Das Bändchen hat den Titel „Benimm dich anständig und andere anständige Sachen." Auch die zahlreichen Pötzl-Freunde gehen nicht leer aus. Pötzl erscheint mit „kleinen Beobachtungen" seiner allzeit heiteren „Landsleute". Die Bändchen sind durchwegs reizend ausgestattet. V.

Über die sittliche Bedeutung des Thier- und Vogelschutzes. Von Sophie v. Khuenberg-Kleinert. (Graz. Im Selbstverlage der Herausgeberin. 1899.)

Hier spricht eine Frau ein mannbares Wort aus. Das Schriftchen ist eine glänzende Anwaltschaft für die Thiere und dürfte manchem, der bisher nicht böse, sondern nur gedankenlos roh gegen Thiere vorgegangen, die Augen öffnen. M.

Zur Hebung des deutschen Sprachunterrichtes. Beobachtungen und Anregungen von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1898.)

Diese Schrift wird mancher, der auch kein Lehrer ist, in seine Handbücherssammlung einreihen. Sie enthält ja nicht unmäßig viel Neues, aber sie stellt das Wichtige in gehöriges Licht und gibt wertvolle Winke. Da ist die Rede vom ungünstigen Erfolg des deutschen Schulunterrichtes und dessen Ursachen; von Fehlern des Sprachunterrichtes und von den Mitteln zur Hebung desselben. Gleichzeitig ist das Büchlein selbst ein Muster von klarem und schönem Stile und es eröffnet uns manch interessanten Blick in die Tiefen und Geheimnisse unserer deutschen Sprache. M.

Der Thürmer. Monatsschrift für Gemüth und Geist. Herausgegeben von J. E. Freiherrn von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer.)

Eine neue Zeitschrift in christlich-humanistischem Sinne, die Fragen der Zeit behandelnd, dabei national, neben solchem Idealismus auch die praktischen Wissenschaften berücksichtigend. Frisch geschrieben und musterhaft ausgestattet, sehr zu empfehlen. M.

Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Prof. Jakob Zeidler.

Die neueste (16.) Lieferung dieses nun bereits seinem Abschlusse nahen Werkes führt und schon an das Ende des vorigen Jahrhunderts und zum Theile schon in das neunzehnte selbst. V.

Rohrers Kalender-Handbuch. 1899. Der zehnte Jahrgang dieses nunmehr wohlbekannten und beliebten Kalenders liegt vor uns. Die Verlagsfirma hat auch dieses Jahr ihr Bestes darangesetzt, den Kalender, sowohl was Ausstattung als Inhalt anbelangt, würdig zu gestalten. V.

Büchereinlauf.

Problematische Naturen. Von Friedrich Spielhagen. In 24 Lieferungen illustriert erschienen. (Leipzig. L. Staackmann. 1899.)

Von zarter Hand. Roman von Johannes Richard zu Megede. Zwei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Neuheiten aus dem Verlage von Georg Heinrich Meyer in Leipzig:

Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen von Adolf Pichler.

Marksteine. Dichtungen von Adolf Pichler. Zweite, vermehrte Auflage.

Koloman Mißsalh. Humoristische Romane und Novellen. Übersetzt von Andor von Spanner und Jos. Jul. Graf Zamoyski. Erste Serie, complet in sechs Bänden.

Im Winkel der Großstadt. Ein Geschichtenbuch von Fritz Schott.

Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch von Th. Justus.

Sieben Kaiserlegenden von Hans Grasberger.

Liebesträume. Komödie in einem Act von Max Dreyer.

Europäische Lyrik. Übersetzungen von Robert F. Arnold.

Gedichte von Fritz Koegel.

Verschieden Weidwerk. Eine Geschichte aus dem Thüringer Walde von Wilhelm Arminius.

Prouele. Tannenreis. Schwarzwälder-geschichten von Arthur Achleitner. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Die Hexe. – Arme Anna Feodorowna! Zwei Dorfgeschichten von Herbert Forbach. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

In Krieg und Frieden. Eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhundert von Hans Lange. Mit fünf Bildern. (Graz. Ulrich Moser.)

Unsere lieben kleinen Kümmer. Eine Erzählung von W. Rudelli. (Bonn. Albert Falkenroth. 1898.)

Lieb ohn' Leid. Von W. Rudelli. (Bonn. Albert Falkenroth. 1898.)

Gold und Weihrauch. Von Mark Guy Pearse. Aus dem Englischen von A. S. (Bonn. Albert Falkenroth 1897.)

Schwalben. Sagen, Märchen und Gedichte von A. Fahlweid. (Glarus. Schweizer Verlagsanstalt.)

Wiener Caricaturen. Von Karl Strobl. (Zürich. Caesar Schmidt.)

Der Schnitter und andere Märchen von E. E. Ries. (München. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1899.)

Novellen vom Genfer See. Von E. E. Ries. (München. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1899.)

Der Pfeifer von der Tierning. Bauerntragödie in fünf Aufzügen von Hans Hauer. (Wien. Friedrich Schalk. 1899.)

Der Schloßherr. Spiel mit Musik, Gesang und Tanz in einem Act von D. v. H. II. (Graz. Hans Wagner. 1899.)

Dramatische Handlungen. Von Felix Lorenz und Ernst Victor Bunzendahl. (Berlin Hermann Fehl & Co.)

Gottfuchers Wanderlieder. Dichtungen von J. E. Freiherrn von Grotthuß. (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1898.)

Lyrische Radierungen von Josef Kitir. (Wien. Deutsche literarische Anstalt.)

Rückerts Liebesfrühling. Miniatur-Ausgabe. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Schillers Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Uhlands Gedichte. Miniatur-Ausgabe. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Neue Gedichte von Arthur Pfungst. Zweite, vermehrte Auflage. (Berlin. Ferd. Dümmler.)

Von der blauen Donau und der grünen Mur. Mundartliche Lieder und Gedichte mit einem Anhang: „Hochdeutsches". Von Franz Unger. (Münster i. W. Franz C. Mickl. 1899.)

Volksdichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. (Linz a. d. Donau. Selbstverlag des Verfassers. Zu haben bei E. Mareis.)

Das Reich muß uns bleiben. Sammlung von Vorträgen evangelischer Geistlicher zur Wahrung der deutschprotestantischen Interessen im Kampf mit Rom. Ein Handbuch für Freunde des evangelischen Bundes. Herausgegeben von Franz Blanckenmeister. (Leipzig Fr. Richter.)

Bilder aus der deutschen Seekriegsgeschichte von Germanicus bis Kaiser Wilhelm II. Von Reinhold Werner. Mit vielen Abbildungen. (München. J. F. Lehmann. 1899.)

Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben von Heinrich Friesmans. (Leipzig. C. G. Naumann. 1898.)

Ein neuer Lyriker, Josef Kilir. Ästhetische Studie von Dr. August Renner. Wien. Georg Szelinski, Universitäts-Buchhandlung.)

Songs from the Ghetto. Morris Rosenfeld. (Boston Copeland and Day. 1898.)

Der Huldigungsakt nach dem Tode Erzherzog Karls II 1590 1592 von Dr. Johann Loserth. (Graz. „Styria." 1898.)

Der Reformkatholicismus. Die Religion der Zukunft. Für die Gebildeten aller Bekenntnisse. Dargestellt von Josef Müller. (Würzburg. Andreas Göbel. 1899.)

Über gesunde und kranke Nerven. Von R. v. Krafft-Ebing. Vierte Auflage. (Tübingen. Laupp'sche Hofbuchhandlung. 1898.)

Bilder aus dem heiligen Lande. Eine Gabe zur Kaiserreise von Pfarrer P. Braunlich. (Berlin. Wiegand & Grieben 1898.)

Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papstthum. Von P. Braunlich. (Mühlhausen i. Th. Pecena. 1898.)

Die tüchtige junge Hausfrau. Von B. Klarent. Durch langjährige Erfahrung erprobte Rathschläge. Eine Gabe für Bräute und junge Hausfrauen. (Stuttgart. Muth'sche Verlagshandlung.

Das Turnen in der volklichen Erziehung der Deutschen. Von Ferdinand Bayer. Zweite Auflage. (Troppau. Im Selbstverlage. 1898.)

Was ist Thierschutz und wie soll er betrieben werden? Eine Erörterung über Thierrecht und rationelle Thierbehandlung, sowie eine Beleuchtung der Frage, was sollen die Thierschutzvereine thun, um zu andauernder Blüte zu gelangen, nebst dem Entwurfe eines Thierschutzgesetzes. (Mit vier Tafeln.) Von Rudolf Bergner. (Graz. Im Verlage des Verfassers. 1899.)

Katechismus des guten Deutsch. — Wörterbuch der deutschen Rechtschreibung. Von Dr. Th. Matthias. (Leipzig. Max Hesses Verlag.)

Literaturbilder fin de siècle. Herausgegeben von Anton Breitner. Drittes Bändchen. Martin Greif von Prof. Dr Karl Siegen. Richard Voss von Oskar Pach. Das Weibliche im literarischen Wien von Dr M. Rabenlechner. (Leipzig-Reudnitz. Robert Baum. 1898.)

Weckruf. Lied für ein Singstimme mit Clavierbegleitung von Dr. G. Leonhardt. (Leipzig. R. Kahles Verlag.)

König Ludwig II. und die Kunst. Von Louise von Kobell. Nach zahlreichen Illustrationen und Kunstbeilagen. Bis 17. Lieferung erschienen. (München. Jos. Albert. 1898.)

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt. Herausgegeben von Elly Saul und Hildegard Obrist-Jenicke. (Stuttgart. Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer. 1899.)

Berlin hat kein Theaterpublicum! Vorschläge zur Beseitigung der Missstände unseres Theaterwesens von August Scherl. Berlin. August Scherl, Zimmerstraße 40. 1898.)

Jugendschriften aus dem Verlage A. Pichlers Witwe & Sohn Wien:

Glückauf, ihr Knappen all! Von Franz Czekansky.

Aus Friedens- und Kriegszeit in den Ländern zwischen der Adria und der Drina von Franz Czekansky.

Hammer und Amboß. Eine Geschichte aus den Arbeiterleben von Franz Czekansky.

Markwart, der Klosterknecht von Franz Czekansky.

Kurze Geschichte der christlichen Kinder-Rettungsanstalt zu Waiern bei Feldkirchen in Kärnten mit ihren Zweig-Anstalten (Klagenfurt. J. & R Verlschinger.)

Lamerling-Katalog der Verlagsanstalt und Druckerei A. G in Hamburg. Mit einem kleinen Lebensbilde des Dichters von M. M. Rabenlechner. (Hamburg.)

Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Von Karl Limprecht. (Elberfeld. Selbstverlag des Verfassers.)

Bilderbogen für Schule und Haus. Herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien. Elfte Serie.

Haasischer Landwirtschaftlicher und Hachsbau-Kalender für das Jahr 1899. Redigiert von E. M. Hergel. (Prag. A. Haase.)

Familien-Almanach Unter Mitwirkung hervorragender Schriftstellerinnen herausgegeben von E. W. Hamann. (Stuttgart. Jos. Roth'sche Verlagshandlung. 1899.)

Langenscheidts literarischer Abreißkalender für 1899. (Berlin. G. Langenscheidt.)

Clavierschule und Melodienreigen von Jso Seiffert. Fünfte Auflage. (Leipzig. Steingräber.)

Südmarkkalender für das Jahr 1899. Geleitet von Karl Wilhelm Gawalowski und Aurelius Polzer. (Graz. Verein Südmark.)

Deutscher Frauenkalender für das Jahr 1899. (Abreißkalender.) Herausgegeben von Anna Bauer (Elberfeld. Sam. Lucas.)

Lauterburgs Illustrierter Abreißkalender für 1899. (Bern. Lauterburgs Verlag.)

G. Hübners Geographisch-statistische Tabellen für 1899 Herausgegeben von Universitäts-Professor Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

Prospect und Jahresbericht von Dr. Lahmanns Physiatrischem Sanatorium (Naturheilanstalt) im Curort Weißer Hirsch bei Dresden.

Postkarten des „Heimgarten“.

Am 11. December 1898 ist in Wien der Dichter **Hans Grasberger** gestorben. — **Grasberger war seit dem Bestehen des „Heimgarten“ ein hochgeschätzter Mitarbeiter der Zeitschrift. Seine Leser kennen den feinen Geist dieses Poeten, seine persönlichen Freunde wissen, welch ein treuer, vornehmer Mensch hier zur Ruhe gegangen ist. Legen seinem Andenken!**

* Der Aufsatz: „Hans Grasberger, ein Gedenken zu seinem sechzigsten Geburtstage“ findet sich im „Heimgarten“, XX. Jahrgang, Seite 687.

In Cilli starb am 9. December 1898 der steirische Dichter **Franz Tiefenbacher**, aus dessen Feder der „Heimgarten“ manch warmherziges Gedicht veröffentlicht hat. Der „Heimgarten“ nahm zum 70. Geburtstage des heimischen Sängers Gelegenheit, denselben kurz zu charakterisieren. Siehe „Heimgarten“, XXI. Jahrgang, Seite 230.

„Arbeiterwille“ in Graz: Daſs du mich in deiner Nummer vom 8. December 1898 zum Regierungsrath ernannt hast, hätte ich deiner sonst sehr demokratischen Neigung nicht zugetraut. Glaubst du denn, daſs unsere Regierung auf meinen Rath etwas geben würde? — Eine weitere Aufmerksamkeit von dir war es, mich zum Verfasser eines Gedichtes „Der Heufresserhiaßl“ zu machen. Allerdings enthehren beide Erneunungen aller Grundlage, aber mich freut dein guter Wille, mich social wie geistig so großmüthig zu fördern. R

G. C., Graz: Der Aufsatz: „Wie sollen Schriftsteller und Dichter sich gegen fürstliche Auszeichnungen verhalten?“ ist im „Heimgarten“, XIII. Jahrgang, Seite 68 u. ff. zu finden.

Pfarrer P. B., Thüringen: Ihre mir freundlich gesandte Schrift im Sinne humanen Christenthumes habe ich mit Interesse gelesen. In Bezug auf den Cultus halte ich jede Form der Gottesverehrung für die rechte, die den Gläubigen sittlich zu stärken und im Gemüthe zu trösten, zu erheben vermag. Eine Weltreligion darf nicht bloß für die unmündige Menge eingerichtet sein, sondern auch für frei denkende Menschen, für individuell veranlagte Naturen, die Gott gerne auf besonderen Wegen suchen. Also soll die Kirche, der es darum zu thun ist, daſs alle Menschen zu Gott kommen, auch alle Wege offen halten. Freiheit in der Form, Einheit im Geiste, damit dürfte einerseits dem modernen Menschen, andererseits dem Christenthume entsprochen werden. Und eine Kirche, die innerhalb der christlichen Gebote den Menschen möglichst viele Straßen aufthäte, um zum Frieden des Herzens, zur sittlichen Vollkommenheit zu gelangen, wäre die wahrhaft christkatholische Kirche. Aber wie das anfangen, wenn das allgemeine Wohlwollen, die Liebe fehlt? Wäre das Christenthum einig, so würde es selbst ohne Reichthümer und Soldaten die leitende Macht der Welt sein. Aber wenn man täglich erlebt, wie die christlichen Confessionen, die uns den Frieden bringen sollten, einander roh und tückisch bekriegen, dann wird man müde des Vertrauens, zieht sich resigniert zurück ins eigene Herz, baut dort eine Welt und ein Himmelreich, wie sie in der Wirklichkeit einmal nicht möglich zu sein scheinen. — Oder doch möglich? Man soll den Glauben an die Menschen so wenig verlieren, als den an Gott. R.

A. A., Rottenmann: Zeitungsberichte pflegen auch dann, wenn sie wahr sind, einen unrichtigen Eindruck zu hinterlassen. Einseitige Hervorhebung von Thatsachen und gänzliche Verschweigung anderer Thatsachen kann auch irre führen. Wenn z. B. aus Krähwinkel jeder dort vorkommende Rausch öffentlich berichtet wird und sonst nichts, so glaubt man schließlich, in Krähwinkel gäbe es nichts anderes als Besoffene.

C. K., Graz: Mangel an Erfahrung, an Ebenmäßigkeit im Stile. Wer sich zu häufig der Superlative bedient, oder Phrasen wie: Es ist unerhört, es ist unglaublich, so was ist noch nicht dagewesen u. s. w., der beweist, daſs er überall ein Neuling ist. In der That ist nichts unerhört, ist alles schon dagewesen. Wundern muſs man sich nur darüber, daſs man sich über manches noch wundert.

An meine Freunde!

Infolge der kaiserlichen Auszeichnung mit dem Orden der Eisernen Krone sind mir aus aller Welt so viele Glückwünsche zugegangen, daſs es mir nicht möglich ist, alle einzeln zu beantworten. Ich bitte, meinen herzlichsten Dank auf diesem öffentlichen Wege sagen zu dürfen.

Peter Rosegger.

Graz, im December 1898.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der rothe Thomas.

Eine Erzählung aus dem Hochlande von **M. Dorschitz.**

(Fortsetzung.)

„Das ist Gabis Stimme!“ rief Halm auffubelnd und eilte zu der oberen Wehre, wo das Mädchen auf einem Brette über das Geländer des Baches gebeugt, Thomas beobachtete, der, bis an die Knie im Wasser stehend, mit einer Hand nach einem Gegenstand fahndete.

„Haben Sie etwas verloren?“ fragte der Ingenieur, an Gabi herantretend.

„Ein Zweig eines Felberbaumes hat mir ein kleines Kreuz, ein Andenken an meine Mutter, vom Halse losgerissen und in das Wasser geschleudert. Wer weiß, ob es noch zu finden sein wird?“ entgegnete sie im Tone ängstlichsten Bedauerns.

Rasch wollte Halm seinen Oberrock abwerfen und sich anschicken, in den Bach zu springen. Doch Gabi hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie, die Strömung ist zu stark; sie würde Sie unter die Sparren des Radkastens treiben,“ rief sie mit fliegendem Athem und umklammerte den Arm des Ingenieurs.

„Was liegt mir an einer Gefahr, wenn es gilt, Ihnen ein kostbares Kleinod wieder zu verschaffen“, erwiderte Halm im Tone begeisterter

Entschlossenheit, und suchte sein Vorhaben möglich zu machen. Doch jetzt stieß Thomas einen Freudenschrei aus, er hatte das Kreuzchen, dessen Schnur sich im Gebälke eingeklemmt hatte, gefunden, schwang sich auf die Brücke empor, und händigte das Kleinod Gabi ein, die es dankend zu sich steckte.

„Laufe nach Hause und trockne deine Kleider", fügte sie hinzu, doch Thomas blieb wie eine Bildsäule stehen.

„Der Junge muss taub sein", flüsterte Halm, den die Anwesenheit des Knechtes sehr unangenehm berührte.

„Geh! — Thomas! Geh!" drängte Gabi im bittenden Tone, doch auch diese Aufforderung verfieng nicht.

Jetzt richtete sie sich empor und herrschte ihm mit blitzenden Augen zu: „Geh!"

Hatte Thomas erst diesen Ton verstanden?! — Wie ein schwerer Seufzer kam es aus seiner Brust, dann stürzte er fort, als gelte es, einer Gefahr zu entfliehen.

„Ein sonderbarer Bursche, widerspenstig wie alle Blödsinnigen", bemerkte Halm mit einem Stirnrunzeln.

„Er ist schwachsinnig, aber treu", antwortete Gabi so leise, als hätte sie zu sich gesprochen.

Der Ingenieur warf einen prüfenden Blick auf sie.

„Klangen ihre Worte nicht, wie der Ausfluss einer sentimentalen Stimmung?" fragte er sich, und beschloss, die Gelegenheit, Gabi allein zu sprechen, die er so fieberheiß herbeigesehnt hatte, nicht unbenützt vorüber gehen zu lassen.

„Ich halte Ihr Urtheil über jenen Burschen in Ehren, seine Treue ist die des Knechtes, es gibt aber noch eine andere Treue, mit der er Ihnen gegenüber nichts zu schaffen hat. Diese zu beweisen wäre, eines anderns Mannes Sache, es fragt sich nur, ob derselbe auch das Recht haben darf, treu zu sein."

Er hatte diese Worte mit eindringlicher Betonung gesprochen, und lauschte mit angehaltenem Athem auf ihre Wirkung.

Gabi richtete einen festen, durchdringenden Blick auf ihn, einen Moment schien es dem Ingenieur, als müsse er von ihren Lippen jenes gebieterische „Geh!" erwarten, das sie dem Knechte zugerufen hatte, doch kam kein Laut aus ihrer Kehle, ihre Lider senkten sich langsam nieder, und zum erstenmale duldete sie es, dass Halm ihre Hand berührte.

„Gabi! Ich liebe dich!" stieß dieser leidenschaftlich hervor, schlang seinen Arm um ihre Taille, und machte den Versuch, sie an sich zu ziehen, doch jene riss sich mit einer heftigen Bewegung und den Worten los: „Lassen Sie mich!"

Wie der Aufschrei eines zu Tode Getroffenen klang dieser Ruf, dann war sie über den Steg geeilt und in dem Schatten der Bäume verschwunden.

Halm folgte ihr mit dem Blicke eines Jägers, der nach einem verfehlten Schusse das Wild davonstürmen sieht.

„Ich bin zu rasch auf mein Ziel losgegangen, mein überwallendes Blut hat mich die Klugheit vergessen lassen, begreiflich, aber unverzeihlich", brummte er im Selbsttadel vor sich hin, und setzte seinen Weg fort. —

Am nächsten Morgen, es war ein Feiertag, erhob er sich sehr frühe von seinem Lager. Er wollte einen Spaziergang nach dem Gebirge unternehmen, und nach seiner Rückkehr dem Hochamte in der Kirche beiwohnen. Als er in den Hof trat, regte sich nichts in dem Gehöfte, das Gesinde pflegte noch der Ruhe, nur Thomas saß auf einer Bank vor den Stallungen.

Als ihn Halm bemerkte, glitt ein höhnisches Lächeln über seine Lippen.

„Das ist der Bursche, wegen dessen Treue Gabi sentimental werden konnte! — Weil der Zufall dem Kerl, der sich kaum die Füße naß machte, das Kreuzchen finden ließ, ist er schon Goldes wert. Eine merkwürdige Logik, und doch hat sie mir den Weg zu meiner Erklärung gebahnt. Gesprochen habe ich, das Weitere wird sich schon finden."

Er war während dieser Worte in die Nähe des Knechtes gekommen, von dem er voraussetzte, daß er grüßen werde, doch Thomas hob keine Hand nach seinem Hute, ein Bein über das andere geschlagen, saß er unbeweglich da, und nur das Aufleuchten in seinem Auge verrieth, daß er den Ingenieur, der ihn scharf fixierte, gut erkannt hatte.

„Blödsinniger Tölpel! Ich hätte gute Lust, ihn bei den Ohren zu nehmen, wenn es sich der Mühe lohnen würde, die Hand nach einem solchen Burschen auszustrecken", grollte Halm und schritt dem Garten zu.

Als er wenige Stunden später seine Wanderung beendet und sein Zimmer betreten hatte, entfuhr ihm ein lauter Jubelruf. Dort auf dem Tischchen, das auf dem Kopfende seines Bettes stand, gewahrte er in einer kleinen Vase einen Strauß von jenen zarten, wunderbar rothen Alpennelken, die im Hochlande dieselbe Bedeutung haben, wie das Vergißmeinnicht.

„Diese Blumen kommen von Gabi", rief er, einen Kuß auf die duftenden Blüten drückend, „sie hat meine Abwesenheit benützt, um mir durch dieses Zeichen ihre Neigung erkennen zu lassen. Das ist der Sieg über das stolze Mädchen", jubelte er mit dem Lachen der befriedigten Eitelkeit und überließ es seiner glühenden Leidenschaft, sich diesen Sieg auszumalen. — —

Er hatte nicht geirrt, die Blumen waren von Gabi. Nach einem harten, heißen Kampfe, den ihr Stolz mit ihrer bisher so gewaltsam zurückgehaltenen Liebe ausgetragen hatte, war die letztere Siegerin geblieben, und schlug mit tausend Flammen in dem jungen Mädchenherzen auf,

das Bild des Mannes vergoldend, der das Recht haben wollte, ihr treu zu sein, der erklärt hatte, sie zu lieben.

Zu lieben! Das war das Wort, das jenem Gefühle in ihrer Brust entsprach, als sie den Vorsatz gefaßt hatte, Halm gleich jedem andern kalt zu begegnen; zu lieben! Das war der Zauber, von dem sie unbewußt geträumt, jetzt war er zur Wahrheit geworden in der Person desjenigen, an dessen Treue sie glaubte, wie an die Echtheit des Kreuzchens ihrer Mutter. — —

Gabi befand sich in ihrer Kammer, als sie die Stimme des Ingenieurs hörte, der Bronis Gruß dankend erwiderte. Sie eilte zu dem Fenster, den ein weißer dichter Vorhang bedeckte, schob diesen einen fingerbreit zurück, und sah Halm in das Haus treten. Wie festgebannt blieb sie an derselben Stelle, und zählte im Geiste die Schritte, die jener bis zu seinem Zimmer nöthig hatte. Ihr Körper zitterte, wie vom Fieber ergriffen, und ihr Busen wogte zum Zerspringen. Jetzt mußte Halm oben sein, die Blumen sehen, und ihren Wert erkennen. Sie hatte ihm die Antwort auf seine Erklärung gegeben, und ihm durch ein Zeichen das gesagt, wozu sie gestern nicht den Muth gefunden, gestern, wo er sie zum erstenmale in seinen Armen gehalten hatte. — —

Von heute an war Gabi eine andere geworden. Sie scheute sich nicht, den Vorschlägen des Ingenieurs, selbst zur späten Abendstunde mit ihm zusammen zu treffen, anzunehmen. Willenlos überließ sie sich dem Eindrucke seiner einschmeichelnden Worte, ihre Blicke hiengen an seinen Lippen, wenn er zu ihr sprach, sie lebte nur in dem Gedanken an ihn und seine Liebe, war er doch treu wie Gold, wie das Gold an dem Kreuzchen ihrer Mutter! — —

III.

In Sterzing herrschte ein ungewöhnlich reges Leben.

Der Eisenbahnbau war bis zu diesem Orte vollendet, auf dem Giebel des mit Reisig decorierten Bahnhofes wehte die Kaiserfahne, und auf dem Perron waren die Honoratioren und sämmtliche den Bau leitenden Beamten versammelt, um den ersten vom Brenner kommenden Zug zu erwarten, der die delegierten Fachmänner nebst den geladenen Gästen von Innsbruck hieherführen sollte.

Auch Halm und Körner waren anwesend.

Der letztere hatte über die Mittheilung seines Freundes in Bezug auf Gabi kein Wort mehr verloren, obwohl dieser ab und zu das Gespräch absichtlich auf das Mädchen brachte. Es lag ihm daran, Körner zu einer Frage zu veranlassen, deren Beantwortung ihm Gelegenheit gegeben hätte, dessen Mißtrauen zu zerstreuen, doch jener stellte sich, als hätte er Gabis Namen stets überhört, und gieng sofort auf ein anderes Thema über.

„Er weicht beständig aus", hatte Halm schon oft zu sich gesagt, „doch heute soll ihm dieser Kniff nicht gelingen. Ich will ihm eine Fabel von ihrer bevorstehenden Verheiratung erzählen, dieses Mittel muss den Starrkrampf seiner Zunge lösen, und bin ich erst so weit, dann ist mir nicht bange, den Jungen in Schach zu halten."

So dachte Halm, der neben Körner auf dem Perron stand, der die Fernsicht über die Straße nach Gossensass offen ließ.

Eben war er im Begriffe, sein Vorhaben einzuleiten, als er einen Bauernburschen in nächster Nähe zu einem älteren Manne die Worte sagen hörte: „Dort kommt der Hofmühlbauer mit der Gabi, ich kenne ihren Wagen, den der rothe Thomas kutschiert.

Es war der Sollinger Martin, der diese Äußerung seinem Vater gegenüber gethan, und unverwandten Blickes das sich rasch nähernde Gefährte im Auge behielt.

Auch Körner hatte jene Bemerkung gehört, und deutlich gewahrt, wie Halm unwillkürlich zusammengezuckt war.

„Gabi!" — murmelte dieser in seiner Überraschung lauter als er es wollte, und die Wolke des Unmuthes auf seiner Stirne bewies, dass ihn ihr Erscheinen sehr unangenehm berührte.

„Wenn sie nur mit einem Worte ihre Absicht, hieher zu kommen, verrathen hätte, würde ich sie davon zurückgehalten haben, ihre Anwesenheit kann auf Körner den Eindruck machen, als hätte ich sie hieher bestellt. Überdies ist mein künftiger Schwiegervater in dem erwarteten Zuge, das macht die Situation doppelt unangenehm."

Während dieses Selbstgespräches sah er Lerner mit seiner Tochter bei dem Bahnhofe vorfahren und den Wagen verlassen, worauf beide von Sollinger begrüßt wurden, der ihnen mit seinem Sohne entgegen gegangen war.

Jetzt ertönte ein langer schriller Pfiff. Hinter der Krümmung des Bahnkörpers wirbelten leichte Rauchwolken empor, wenige Secunden später zeigte sich die Locomotive, und unter dem vielstimmigem Hurrah der Versammelten fuhr der Zug in die Station.

Eine der ersten Persönlichkeiten, die demselben entstiegen, war Oberbaurath Berger, auf den Halm sofort zueilte, und in den überschwenglichsten Worten seiner Freude über dieses Wiedersehen Ausdruck gab.

„Ich habe Ihnen eine kleine Überraschung bereitet, die Ihnen nicht unangenehm sein dürfte", bemerkte Berger und deutete auf ein Coupéfenster, aus dem hinter einem zurückgeschobenen Vorhange ein Mädchenkopf hervorblickte.

„Clara!" — rief Halm und stand einen Moment wie in eine Statue verwandelt. Der Gedanke, dass Gabi ihn an der Seite seiner Braut sehen würde, wirkte wie lähmend auf ihn ein, und es kostete

ihn alle Kraft seines schauspielerischen Talentes, sich zu beherrschen und mit einem freudestrahlenden Gesichte auf die Tochter des Oberbaurathes, die auf die Plattform des Waggons getreten war, zuzueilen, und dieser bei dem Herabsteigen über die Stufen behilflich zu sein.

„Ich lese es in Ihrer Miene, dass Sie von meinem Erscheinen keine Ahnung hatten", sagte die junge Dame, den Arm ihres Verlobten annehmend, und auf ihren Vater zuschreitend.

„Gewiss nicht. . . In der That, ich bin sprachlos vor Entzücken über dieses unverdiente Glück", erwiderte Halm so leise, dass niemand als Clara seine Worte hören konnte, und drückte den Arm seiner Braut fester an sich.

„Sie konnten mich auch nicht früher gewahren, ich hatte den Vorhang herabgelassen, ehe der Zug einfuhr und bat Papa, allein auszusteigen", plauderte Clara mit einem seligen Lächeln, das ihre nicht schönen, durch einige Pockennarben entstellten Züge verklärte, und ihnen jenen eigenen Reiz von Anmuth verlieh, der auf einen gemüthvollen Mann viel anziehender wirkt, als der strahlende Glanz einer kalten Schönheit.

Sie waren bei Berger angelangt, der seine Tochter den Herren, mit denen er im Gespräche begriffen war, vorstellte.

Diese Pause benützte Halm, um nach Gabi hinüberzusehen, die, von einigen Mädchen umringt, Zeugin dieser Scene gewesen war.

Nach seiner Vermuthung musste er in ihrer Miene ein eifersüchtiges Befremden über die Vertrautheit lesen, mit der eine junge Dame ihm begegnet war, er hatte sich blitzschnell vorgenommen, den Moment, wo Körner, den Klara angesprochen hatte, ihm den Rücken kehrte, zu benützen, sie durch eine verständnisvolle verneinde Bewegung des Kopfes zu beruhigen, doch bedurfte er dieses Mittels nicht, seine Befürchtung war eine grundlose. In dem freien, offenen Blicke des Mädchens lag nicht der geringste Schatten von Misstrauen, vielmehr leuchtete in ihm ein stolzes Selbstbewusstsein auf, als hätte sich Gabi gesagt, der Mann, dem ich mein Herz geschenkt habe, verkehrt mit den seiner Stellung würdigen Personen, dennoch liebt er nur mich und ist mir treu, treu wie Gold! — —

Als der Empfang der Gäste vorüber war, wurden die bereitstehenden Wagen zur Fahrt für ein gemeinschaftliches Diner bestiegen, an dem auch Berger mit seiner Tochter, Halm und Körner theilnahmen.

Noch einen raschen, aufmunternden Blick hatte der Ingenieur auf Gabi gerichtet, dann saß er im Wagen, und sie begab sich zu ihrem Vater, der mit Sollinger in einer Unterredung begriffen war, die er nicht Lust hatte, abzubrechen.

„Martin! Unterhalte ein wenig meine Gabi", sagte er lächelnd zu dem Sohne seines Freundes, einem hübschen Burschen mit treuherzigen Augen.

Bei Lerners Aufforderung schrak dieser sichtlich zusammen, und entgegnete in einem Tone, als gälte es gegen eine Schanze Sturm zu laufen: „Mir soll's schon recht sein."

„Na, endlich hat er doch Courage genommen, dieser Trauminit", bemerkte Sollinger zu Lerner, dem Paare, das einer Bank zuschritt, nachsehend. „Er ist in dein Mädel bis über die Ohren verliebt, das weiß ich gewiss".

„Dann soll er es ihr nur sagen, junges Blut versteht sich gut", stimmte Lerner mit einem Händedruck bei.

Der alte Sollinger hatte die Wahrheit gesprochen.

Schon seit geraumer Zeit war Martin viel lieber beim Kirchgange in Gossensass, als in Sterzing. Zwar hörte er manches anzügliche Witzwort von den Burschen, die den Grund seiner Frömmigkeit erriethen, doch nichts hielt ihn ab, der Gabi zu zeigen, dass er da sei, wenn er auch nicht den Muth fand, sie anzusprechen. „Es wird sich schon Gelegenheit geben, allein mit ihr zu reden", tröstete er sich jedesmal, wenn er den Heimweg von der Kirche nach Hause antrat, „dann werde ich nicht zögern, ihr alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe."

Jetzt war die Möglichkeit da, ihr eigener Vater hatte sie ihm geboten, jetzt saß er neben Gabi, er brauchte nur zu sprechen, und alles war nach seiner Ansicht abgethan.

„Ich muss es hübsch vorsichtig anfangen, und ja nicht mit der Thüre in das Haus fallen, sie könnte sonst böse werden", dachte er bei sich, und war von dieser letzteren Vorstellung plötzlich so beeinflusst, dass er sie für eine Thatsache nahm, Gabis Hand ergriff, und mit merkbarer Ängstlichkeit ausrief: „Sei nicht böse, Gabi, ich wollte dich nicht beleidigen."

Diese hatte die lange Pause, die Martin seiner „Unterhaltung" vorangehen ließ, mit einer gleichgiltigen Frage unterbrechen wollen, als sie sich so seltsam überrascht sah.

„Weshalb sollte ich auf dich böse sein? Ich hätte keinen Grund dazu", entgegnete sie ruhig, und machte einen Versuch, ihre Hand aus der Martins zu befreien, doch dieser hielt sie wie eine Klammer fest. Diese Zudringlichkeit empörte sie.

„Lass mich los, oder ich werde böse!" erklärte sie mit Nachdruck, erreichte jedoch gerade das Gegentheil.

„Gabi! . . . Ich bitte dich! . . . . ich wollte dir sagen . . . . ich hätte schon lange" . . . stotterte Martin, und wollte sich auch der zweiten Hand des Mädchens bemächtigen, doch das Auftauchen des Unwillens in Gabis Blicken benahm ihm den letzten Rest von Muth.

Er fühlte einen Schlag auf sein Handgelenk, Gabi hatte sich mit Gewalt von ihm befreit, war aufgesprungen, zu dem Wagen geeilt, der vor dem Bahnhofe stand, und in denselben hineingesprungen.

„Fahr nach Hause!" rief sie Thomas zu, der an die Pferde gelehnt, auf die Rückfahrt wartete.

„Nach Hause! Ohne deinen Vater, nein, das darf ich nicht", versetzte er kopfschüttelnd, und fügte wie zu sich selbst sprechend, hinzu: „Leider thut man oft manches, was man nicht darf."

Es waren ganz alltägliche Worte, die der Knecht gesprochen hatte, und doch wusste Gabi nicht, warum sie sich so eigenthümlich berührt fühlte. Ohne etwas zu erwidern, blieb sie sitzen und starrte vor sich hin, bis ihr Vater in das Gefährte stieg.

„Du hattest es besonders eilig mit der Heimkehr", sagte er in tadelndem Tone zu ihr. „Dein resches Wesen ist doch ein wenig zu resch, hoffentlich war es nicht dein Ernst, den Martin so abzutrumpfen, damit habe ich den guten Jungen getröstet, dem ich in deinem Namen Abbitte leisten musste."

„Abbitte — ihm! — Er hat mich beleidigt, ich will nicht, dass —"

„Schon gut, davon sprechen wir zu Hause", unterbrach sie Lerner, „fahr zu! Thomas!" — —

Einige Stunden später gieng der Hofmühlbauer mit auf dem Rücken gekreuzten Händen in der Unterstube auf und nieder. In Gabis Kopfe spukt es zu viel herum. Ihre Mutter, Gott lass sie selig ruhen, hat ihr, — fast möchte ich es bedauern — zu viel gelehrt, und ihr eine Richtung gegeben, „die mir nicht ganz in den Rahmen passt", sagte er sich, mit einem schweren Seufzer stehen bleibend. „Gegen dieses Obenhinauswollen gibt es nur ein Mittel, — die Heirat. Im Ehestande werden ihr schon andere Gedanken kommen, diese Hoffartei wird und muss sich legen, dafür ist mir dann nicht bange. Es ist Zeit, ein ernstes Wort mit ihr zu sprechen und ich sehe keinen Grund ein, warum ich damit zögern sollte."

Wieder machte er eine Pause, dann befahl er, wie von einem raschen Entschlusse ergriffen, Gabi zu rufen.

„Ich muss nochmals auf Martin mit dir zu reden kommen", begann er, als diese erschienen war, und nach seinem Begehr gefragt hatte. „Mache kein finsteres Gesicht, ich kenne deine Einwendungen schon im vorhinein, doch diesmal bist du im Irrthum. Der Martin wollte keinen Scherz machen, am allerwenigsten zudringlich werden, er beabsichtigte dir zu sagen, dass er dich lieb habe, mit einem Worte, dich heiraten will."

„Heiraten! — Mich! —" schrie Gabi, und trat einen Schritt zurück.

„Nun, was gibt es denn zu erschrecken?" fragte Lerner im begütigenden Tone. „Du kennst den Martin, er ist ein braver, biederer Bursche, dass er just keine Übung im Curschneiden hat, spricht eher für, als gegen ihn. Ich bin überzeugt, er wird dich auf den Händen tragen, ich wüsste wahrlich keinen, der besser für dich passen würde, als er. Ich glaube, du kannst getrost „Ja" sagen, — Gabi, es wäre meine Freude, euch vor dem Altare beisammen zu sehen."

Es lag der Ton väterlicher Liebe, der Glaube an das Glück seines einzigen Kindes in diesen mit herzlichem Nachdrucke gesprochenen Worten,

in Lerners Miene, die tiefe Bewegung verrieth, sprach sich die Erwartung aus, das zustimmende „Ja“ von seiner Tochter zu hören, und jetzt klang ein jäh hervorgestoßenes grelles „Nein“ in sein Ohr.

„— Nein! Vater, nein! wiederholte diese, einer Frage zuvorkommend. „Ich achte Martin als einen guten Menschen, er ist gewiss weit mehr wert, als viele andere, aber ich will sein Weib nicht werden“, fügte sie mit bebender Stimme hinzu.

„Erspart es mir, ihm wehe zu thun, wenn er mit seinem Antrage an mich herantreten möchte. Gebt ihm selbst den Bescheid, Vater, ich bitte Euch, ich, Eure Gabi.“

So hart und schneidend ihr „Nein“ geklungen, so weich und flehend waren ihre letzten Worte. Sie hatte die Hände gefaltet, und sie, die sich selbst gegen ihren Vater nicht selten widerspenstig zeigte, stand wie ein demüthiges Kind vor ihm, das um Nachsicht einer Strafe bittet.

Lerner hatte die Stirne in finstere Falten gelegt.

Sollte jenes „Nein“ sein Ziel zunichte machen, wollte Gabi ihr eigenes Glück zu Grabe tragen? Das konnte und durfte er nicht dulden! Es drängte ihn, ein Machtwort zu sprechen, und doch kam es nicht über seine Lippen, die sichtbare Angst, mit der Gabi seine Bitte vorgebracht, hatte ihn entwaffnet.

„Das ist nicht Trotz gegen meinen Willen, das ist eine Abneigung, die nicht dem Martin, sondern dem Gedanken an eine Heirat gilt. Das Mädel muss sich erst an die Vorstellung gewöhnen, einem Manne seine Freiheit aufzuopfern“, dachte er bei sich, und fügte im Tone ernster Warnung hinzu:

„Deine Weigerung thut mir wehe, gleichwohl hasse ich allen Zwang, der nur Unheil mit sich bringt. Ich will dir Zeit lassen, dich eines besseren zu besinnen. Geh!“

Er wandte sich ab und trat an einen Kasten, den er öffnete.

Gabi stand secundenlang regungslos, alles Blut war aus ihrem Gesichte gewichen, dann hob sich ihr Busen, und wie von einer unwiderstehlichen Gewalt getrieben, eilte sie auf ihren Vater zu, und schlang ihre Arme um seine Schulter.

„Vater! Lieber Vater!“

Es war der Ausruf eines überwallenden Gefühles, von dem das Mädchen bis in das Mark der Seele erschüttert war.

Lerner merkte das Erbeben ihrer Gestalt, doch war es nur ein Augenblick, Gabi war aus dem Zimmer gestürzt.

Er sah ihr mit einem halb traurigen, halb lächelnden Blicke nach. Es war das erstemal in ihrem Leben, dass sie ihm mit einem solchen Ausbruche von Zärtlichkeit begegnet war, zeigte ihm ihr Benehmen nicht die Anerkennung seines Willens?

„Sie möchte mich für ihr ‚Nein' um Verzeihung bitten und möchte dieses Wort doch nicht widerrufen, ihr unruhiger Geist treibt sie zum Widerstande, doch nur Geduld, er wird nicht von zu langer Dauer sein, die Gabi und der Martin; es bleibt doch dabei! —"

IV.

Einige Tage waren verstrichen.

Lerner hatte in Sterzing dringende Geschäfte zu besorgen, und sich heute morgens nach diesem Orte aufgemacht. Auf dem halben Wege begegnete ihm Martin, der ihn auf das freudigste begrüßte, sofort auf Gabi zu sprechen kam, und sich den Misserfolg seiner damaligen Unterredung mit ihr mit offenem Freimuthe zuschrieb. Lerner hörte ihn freundlich an, und erwiderte, die Selbstanklage des jungen Sollinger unterbrechend, in herzlichem Tone: „Lass das Abwiegen aller Schuld beiseite und tröste dich mit dem, was ich dir gesagt habe. Mein Wort hast du unter der Bedingung, dass dir die Gabi das ihre gibt. Zwingen kann ich das Mädel nicht, deine Frau zu werden, das wirst du begreiflich finden, und, wie ich dich kenne, auch gar nicht wünschen. An dir ist es, die Gabi dir geneigt zu machen. Versuche dein Glück zum zweitenmale, und denke daran, dass meine Gabi anders ist, als alle anderen Mädeln. Vergiss das nicht, werde nicht wieder handgreiflich und gehe hübsch vorsichtig zu Werke."

Er hatte seine letzten Worte mit einem Lächeln begleitet, und sah an der Miene Martins, der den Kopf zustimmend wiegte, dass dieser bereits darüber nachdachte, wie er „hübsch vorsichtig zu Werke" gehen sollte.

„Ich habe es, ich werde ihr schreiben", rief er mit leuchtenden Augen. „Der Pfarrer und der Schulmeister sagen beide, dass ich die schönste Schrift in ganz Sterzing habe, beim Schreiben hätte ich auch mehr —" — „Conrage, willst du sagen", unterbrach ihn Lerner, ihm auf die Schulter klopfend, „das glaube ich dir aufs Wort, Martin, und doch sage ich dir, thue es nicht. Bei einem Mädel wie meine Gabi würde dir ein Brief mehr schaden, als nützen, und seien wir aufrichtig, Martin, wir sprechen zu einander wie Vater und Sohn, ich bin auch nicht dafür. Ein junger Mensch wie du muss frischweg von der Leber reden, wenn er sich um ein Mädel bewerben will. Das Wort macht den Mann, und dringt zum Herzen, es wirkt ganz anders, als das Gekritzel, wenn es auch noch so zierlich auf dem Papier dasteht. Das ist meine Ansicht, Martin, ich kann dir keinen anderen Rath geben, befolge ihn, wenn er dir auch einiges Kopfzerbrechen machen wird."

Er drückte Martin kräftig die Hand und setzte seinen Weg fort. „Es ist ein Kreuz mit dem Jungen", sagte er kopfschüttelnd zu sich, „es wird mir nichts anderes übrig bleiben, als ihn mit der Gabi so oft wie möglich ganz unauffällig zusammenzubringen, sonst kommt er sein Leben lang nicht an das Ziel."

Kaum hatte er wenige Schritte zurückgelegt, als ihn Martin, der ihm nachgeeilt war, einholte.

„Eines wollte ich Euch noch sagen, Vater Lerner, wenn Ihr es vielleicht nicht ohnedies schon wissen solltet", rief er mit geschäftiger Eile, „Euer Gast auf der Hofmühle, ich glaube, er ist Ingenieur, ist verlobt."

„Verlobt! Wirklich! Das wusste ich nicht", bemerkte Lerner.

„Es ist so, jenes Fräulein, das er aus dem Eisenbahnwaggon gehoben hat, ist seine Braut, sie soll die Tochter eines hohen Beamten sein. Der Ortsvorsteher hat es erzählt, er war bei der Tafel im ‚Löwen', und dort wurde unter anderem auch ein Hoch auf das Brautpaar ausgebracht."

„— So! So! —"

„Man sagt, der Ingenieur habe kurzen Urlaub und hätte seine Braut bis nach Innsbruck begleitet, Ihr müsst das doch wissen, wenn er fort ist, wird er sich von Euch verabschiedet haben."

„Er hat mir gesagt, dass er auf einige Tage nach dem Steinbruche gehen wird, weiter nichts", entgegnete Lerner achselzuckend, „ich wüsste nicht, warum er mir den wahren Grund seines Fernbleibens von der Hofmühle verheimlicht hätte, der junge Mann hat den besten Eindruck auf mich gemacht, es thäte mir leid, ihn auf einer Unwahrheit zu ertappen, und meine Achtung für ihn herabsetzen zu müssen, doch gleichviel, im Grunde genommen, kümmert mich das wenig."

„Mich auch nichts", versicherte Martin, „ich habe Euch bloß deshalb gefragt, weil sich mein Vater dafür interessiert. Er hat gemeint —" Martin hielt zögernd inne.

„Nun! — Was meinte er?" fragte Lerner stehend bleibend.

„— Nichts!" erwiderte Martin, das Wort niederkämpfend, das auf seiner Zunge lag, und eilte mit einem rasch hervorgestoßenen „Pfüat Gott!" davon.

„Der Junge wird immer närrischer", brummte Lerner. „Zum Kuckuck! Ich war doch auch vernarrt in meine Elsa, aber ein anderer Kerl war ich doch, als dieser Martin!" Durch einen unerwarteten Zufall aufgehalten, musste er den ganzen Tag in Sterzing zubringen, und konnte erst gegen Abend nach der Hofmühle zurückkehren.

Zur gewohnten Stunde saß er mit Gabi beim Abendessen. Bisher hatte er es vermieden, in deren Gegenwart von Martin zu sprechen, heute bot ihm dessen letztgemachte Mittheilung den willkommenen Vorwand, seiner zu erwähnen.

Er wiederholte in Kürze die Angabe des jungen Sollinger und schloss mit den Worten: „Nach all dem muss ich annehmen, Herr Halm sei thatsächlich Bräutigam."

Sein herzhafter Trunk aus seinem Steinkruge verhinderte ihn, die Wirkung dieses Ausspruches an Gabi zu beobachten.

Diese hatte sich mit dem Oberkörper emporgerichtet, eine rasche widersprechende Entgegnung schien auf ihren Lippen zu schweben, doch hielt sie an sich und sagte bloß in langgedehntem Tone mit einem eigenthümlichen Lächeln, in dem es wie Hohn und Verachtung lag: „Der Martin hat es behauptet, er versteht also auch handgreiflich zu lügen!"

„Zu lügen! — Nein! Das versteht er nicht", erklärte Lerner mit festem Nachdrucke. „Er hat bloß erzählt, was er gehört hat, ob das wahr oder unwahr ist, kann er so wenig wissen, als wie wir." Gabi senkte den Kopf auf ihren Teller, als würde sie die Richtigkeit dieses Satzes zugeben, und schwieg.

Erst als sich Lerner gewohnheitsgemäß nach dem Nachtmahle in seine Schlafkammer zurückgezogen hatte, erwog sie die Worte ihres Vaters.

Seit der Stunde, wo sie Halm auf dem Bahnhofe gesehen hatte, war sie nicht mehr mit ihm zusammengetroffen. Er sollte seine Braut nach Innsbruck begleitet haben, und sie hatte doch vorgestern, als sie allein auf dem Wege nach der Wiese war, durch einen Arbeiter einige Zeilen von dem Ingenieur erhalten, in denen er ihr mittheilte, er befinde sich in dem Steinbruche und hoffe bestimmt, sie heute zu sehen. Sie hatte dieses Briefchen, wie Halm es gewünscht hatte, in kleine Stücke zerrissen, doch jedes seiner Worte stand treu in ihrer Erinnerung. Es kam ihr wie ein Unrecht, ja wie eine ehrenkränkende Beschimpfung des Ingenieurs vor, dass man von ihm erzählte, er habe seine Braut begleitet, und doch musste sie dazu schweigen. Sie konnte nicht in die Worte ausbrechen: „Vater, du täuschest dich, wenn du diesem Gerede Glauben schenkst, ich bin seine Braut, ich und keine andere!"

Halm hatte sie gebeten, ihre Beziehungen so lange geheim zu halten, bis die Zustimmung seiner Eltern, an der wohl nicht zu zweifeln war, eintreffen würde, dann wollte er offen sprechen und die Schranken fallen lassen.

Sie hatte ihm ihr Schweigen zugesagt, sie konnte und durfte es nicht brechen, nicht von ihr, sondern von ihm sollte ihr Vater erfahren, dass er sie und keine andere liebe.

Vom Brenner herüber schoben sich dunkle, fest geschlossene Wolken gegen das Thal zu. Es war ein Wetter im Anzuge, und doch litt es Gabi nicht in ihrer Stube. Sie musste Halm in dem Garten erwarten, und eilte in die Laube, wo sie schon so oft mit ihm zusammengetroffen war.

Eine Viertelstunde, die Gabi wie eine Ewigkeit däuchte, verstrich. Das dumpfe Rollen des Donners, das früher kaum hörbar gewesen, wurde immer deutlicher, und einzelne Windstöße strichen sausend über die sich beugenden Äste dahin.

Sollte sie die Laube verlassen, durfte sie noch auf Alberts Erscheinen hoffen? fragte sich Gabi, und schon hatte sie sich von der Bank erhoben,

als sie ein leises Knistern der Zweige in ihrer nächsten Nähe hörte, und eine Männergestalt vor ihr auftauchte.

„— Albert!“ rief sie mit einem halbunterdrückten Freudenschrei, und flog an den Hals des Ingenieurs.

„Da bin ich! Ich habe mich leider ein wenig verspäten müssen, die lustige Gesellschaft, in der ich mich befand, wollte mich nicht aus ihrer Mitte lassen“, rechtfertigte sich Halm, Gabi zu sich auf die Bank niederziehend. „Es hat mir nicht wenig Schwierigkeit gekostet, mich loszureißen, doch ich gieng, ich wollte bei dir sein, mein Liebchen.“

Er drückte einen Kuss auf Gabis Haare.

Die stürmische Zärtlichkeit und der frivole Ton, in dem er diese Worte gesprochen hatte, fielen Gabi auf.

„Albert! — du bist so sonderbar! — Bist du unwohl?“ fragte sie den Ingenieur abwehrend, „oder bist du —“

„Betrunken!“ ergänzte Halm mit einem heiseren Lachen den Satz. „Das wolltest du doch sagen, du kleiner Bösewicht! — Nicht wahr! — „Beruhige dich, Liebchen! Mir ist nichts, gar nichts, und einige Gläser Terlauer sind nicht der Mühe wert, dass man von ihnen spricht. Der Wein belebt den Muth und das Glück! — Du kannst mir alles erzählen, was dir am Herzen liegt, Gutes und Schlimmes, — alles — —, nur heraus mit der Sprache!“

Gabi fühlte sich peinlich berührt, ein leiser Schauer durchlief ihre Gestalt, und ein ihr selbst unbewusstes Etwas drängte sie zu der Frage, ob das derselbe Mann sei, der stets jedem seiner Worte einen so fesselnden Reiz zu verleihen vermocht hatte, und der sich jetzt in einer Weise benahm, die sie bei ihm nie für möglich gehalten hätte.

„Albert! Es gibt sehr ernste Angelegenheiten zu besprechen“, sagte sie mit gepresster Stimme. „Der Sollinger Martin aus Sterzing bewirbt sich um mich, und mein Vater wünscht diese Heirat! — Es wird an dir liegen —“

„Man will dich verheiraten! — Bravo! — Diese Mittheilung ist Goldes wert“, unterbrach sie Halm mit einem kichernden Lachen. „Eine kluge Frau bleibt auch in der Ehe unabhängig, und du bist klug! —“

Gabi zuckte wie unter dem Bisse einer Schlange zusammen. „Um Gottes Willen, Albert! Redest du irre! — Ich verstehe dich nicht, ich kann dich nicht verstehen, — du! — — du! — —“

Sie kam nicht weiter, die Worte blieben in ihrer Kehle, der Athem versagte ihr den Dienst.

Halm merkte die Wirkung seiner Entgegnung.

„Das war eine zu starke Dosis, sie ist noch nicht reif genug für mein praktisches Denken“, sagte er zu sich, und fügte in gänzlich unverändertem Tone laut hinzu:

„Sei nicht kindisch, Gabi, und rege dich wegen eines harmlosen Scherzes nicht zwecklos auf. Ich weiß, dass du nicht daran denkst, das Weib dieses Bauernjungen zu werden, ich erwarte täglich den bewussten Brief meiner Eltern, und dann wird sich alles weitere finden. Damit ist alles gesagt, und kein Grund zu einer herzzerbrechenden Klage vorhanden. Ich bin heute einmal in der Laune, alles von der heitersten Seite zu betrachten, rechne mir das nicht als ein Verbrechen an."

Es entstand eine secundenlange Pause.

„Sie vergleicht diese Erklärung mit meinem früheren Warten", murmelte Halm vor sich hin, und hatte sich nicht geirrt. Wie zwei verschiedenen Elemente bei ihrer Berührung sich sofort bekämpfen, so durchstürmten die Eindrücke des Gehörten Gabis Brust.

Sie erzählte ihm von einer Heirat, die sie nach ihres Vaters Wunsche eingehen sollte, und er jubelte förmlich auf und verwies sie auf ihre Klugheit! — Das war ihr unfassbar, was konnte er damit sagen wollen? — — Einen Scherz! — So hatte er seine Worte ausdrücklich genannt, doch wie konnte er es über sich bringen, in diesem Augenblicke einen Scherz zu machen!

„Er ist in heiterer, — leider nur zu heiterer Laune", sagte sie sich mit innerem Widerstreben, und dachte an die Ursache dieser Laune, um das bittere Gefühl niederzukämpfen, das sich ihrer zu bemächtigen drohte. Nur eine seiner Andeutungen kam ihr zu Hilfe. Hatte er nicht des Briefes erwähnt, in dem er die Zustimmung seiner Eltern zu ihrer Verbindung erwartete? Ja! Das war die Wahrheit, das war sein Ernst, und alle seine andern Worte tolles, wirres Zeug, die Ausgeburt einer vom Weine erhitzten Einbildungskraft.

Dieser Gedanke gab ihr ihre Ruhe wieder.

„Ich hoffe auf eine baldige günstige Entscheidung deiner Eltern", erwiderte sie mit vollständiger Fassung, „mein Vater wird erstaunt sein, dich mit der Bitte um meine Hand vor sich zu sehen, er hält dich für verlobt, und jene Dame, die du am Sterzinger Bahnhofe am Arme führtest, für deine Braut!"

„Für meine Braut, Fräulein Clara Berger! Ja, ja, man spricht davon", stimmte Halm, vor sich hinlachend, bei. „Ha ha! Lass die Welt reden, was sie will, mit den Wölfen muss man heulen, und wer die Thoren in seine Tasche stecken will, muss sich die Narrenkappe auf den Kopf setzen, sonst verlieren sie das Vertrauen, der richtige Denker muss es verstehen, die Thatsachen praktisch aufzufassen, und das, was sich nicht vereinen lässt, hübsch ferne von einander zu halten. Doch, was spreche ich so zwecklos einher, ich langweile dich, und die Zeit ist kostbar. Morgen kann ich nicht an deiner Seite sein, und bin außerstande, dir bestimmt zu sagen, wann ich wieder komme. Du musst dich in Geduld fassen. Es

kann Wochen dauern, die Arbeiten werden sich eher vermehren, als vermindern, doch Nachricht werde ich dir geben und denken werde ich an dich Tag und Nacht. Ich bliebe am liebsten hier, wenn es möglich wäre, denn wo sollte ich lieber sein, als bei dir. Du hast keinen Grund, auf Fräulein Klara eifersüchtig zu sein, du bist mein Liebchen, du allein, ich schwöre es dir, du allein!"

Er hatte diese Betheuerung in dem Tone einer so ausdrucksvollen Überzeugung gesprochen, dass sie auf Gabi nicht ohne Einfluss bleiben konnte.

„Sein Liebchen! Ich allein!" klang es in ihrem Herzen nach. Wie von einem Sonnenscheine verklärt, erhellten sich ihre Züge, vergessen waren jene Worte, die Halms Bild mit dem Schatten des Zweifels zu umhüllen drohten, er war ihr alles, dem ihr Herz alles gab, was in ihm an Gefühl von Liebe lebte. —

Der Wind hatte an Stärke zugenommen, mit einzelnen, aber großen Tropfen begann der Regen sich einzustellen, und jetzt durchkreuzte ein greller Blitz das Firmament, den ein Donnerschlag begleitete, dessen Echo sich an den Felsenwänden mit furchtbarem Gerolle vervielfältigte.

Gabi stieß einen Schrei aus. Sie sah Feuergarben zum Himmel emporzüngeln, die ihren Widerschein auf die Hofmühle warfen. „Heiliger Gott! Unser Sägewerk steht in Flammen", rief sie, „ich muss fort, ehe man meine Abwesenheit entdeckt. Auf Wiedersehen, Albert?"

Sie stürzte aus der Laube, in der Halm noch einige Minuten verblieb.

„Ich habe die Rolle eines vom Wein halb betrunkenen Menschen nicht ganz ohne Erfolg gespielt", zischelte er zwischen den Zähnen leise hervor. „Gabi und Clara! Diese beiden Namen vertragen sich so wenig, wie Feuer und Wasser, und doch werde ich bei beiden an mein Ziel kommen. Gabi hier und Clara dort, dieses Meisterstück muss und wird mir gelingen, die richtige Trennung bleibt stets die richtige Logik."

Er hüllte sich in seinen Lodenmantel, drückte den Hut fest in die Stirne, verließ durch das rückwärtige Pförtchen den Garten, gewann die Straße und eilte der Sägemühle zu.

(Fortsetzung folgt.)

Bei der Nachtlampe.

Eine Geſchichte von **Bergfritz.**

Auf dem Trödelmarkt erſtand ich eine Tracht Bücher gemiſchten Wertes. In einem — es war ein ziemlich ſchadhafter Band: Hogarths Kupfer mit dem Texte Lichtenbergs — entdeckte ich eine Anzahl loſer, eingelegter Blätter, mit Schriftzeichen von alter, zitternder Hand. Ich las ſie wiederholt und meine, ſie ſeien wert, auch von Anderen geleſen zu werden.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Wie matt die Lampe brennt! Geht es mit dem Docht zur Neige, oder fehlt es an Öl? Oder taugen nichts mehr die alten Augen? Ich glaube, das iſt's!

Ich ſitze in meiner Dachkammer und ſchreibe. Ich ſchreibe an einer Geſchichte, die ich ſelbſt erlebte, nicht, wie ſonſt tagaus tagein, um leben zu können, das ab, was fremde Köpfe ausheckten.

Und warum gerade heute?

's iſt Weihnachtsabend! Vielleicht mein letzter, und da will ich denn ſchreiben, wie es mir damit zeitlebens ergieng. Ich will das einmal ſchwarz auf weiß vor mir ſehen.

Düſter iſt's um mich, gar ſo öde und froſtig. Der Blechofen da hinten, der wackliche Dreibein, glotzt mich dumm lächelnd an. Ich glaube gar, er macht einen Buckel und näſelt: Wie ſoll ich dir warm machen, friert es mich doch ſelbſt! — Nu, dem wäre bald abgeholfen, wenn die Kiſte da in der Ecke Holz und Kohlen im Leibe hätte, — dann gäb's ein luſtiges Feuer, und der Blechofen würde über und über roth' vor Scham.

Behagliche Wärme flöſſe durch das Zimmer. Aber die Öde bliebe dennoch, der würde nicht abgeholfen!

Wenn ich aber die Taſche voll Münzen hätte, und der ſchlotterige Tiſch vor mir Äpfel, Nüſſe und Kuchen trüge, und ich öffnete mein glitzerndes Fenſter und riefe hinaus: Kommt, kommt herauf, ihr Tangenichtſe, die ihr euch da draußen herumtreibt und Maulaffen feil habt, kommt herauf und greift zu, denn da gibt's etwas zu holen! Gewiſs, ſie würden heranpoltern in hellen Haufen, daſs die morſche alte Treppe vor Todesangſt knackte!

Bah! Wer weiß, ob sie dennoch kämen? Denn draußen, in dem schmalen Gäßchen, ist's auch still und öde; nichts regt sich. Ich müßte gar gewaltig schreien, und liefen sie auch herbei, sie glaubten nicht einmal, es gäbe bei mir etwas zu holen, und würden mich höhnen.

Da drüben erhellen sich immer mehr die Fenster. Wahrhaftig, ein Weihnachtsbäumchen wird aufgezündet. Wie das meinen Augen weh thut! 's ist mir so, als tropfte das heiße Wachs von den Kerzchen auf die Lider. — Ich mag gar nicht hinsehen.

's ist ein alberner Brauch, ein Prunken und Prahlen mit häuslichem Glück, das meist nicht länger währt, als all der Lichterglanz des Bäumchens, das bald hierauf, geplündert, geknickt und geschunden, in den Ofen wandert.

Einst dacht' ich darüber wohl anders! Das war zur Zeit, als mir noch die Sonne Haut und Herz, den ganzen Menschen, erwärmte, und alles gefiel, was sie bescheint. — Damals war ich noch ein dummer Junge. Jetzt bin ich aber klug geworden, superklug; das kommt über einen mit den Jahren, mit dem Grauhaar und mit dem Elend. — Ich bin so gescheit geworden, daß mir davon die Augen übergehen!

Weihnachtsabend! Was kümmert's mich?

Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn ich mit dem Flickschneider, meinem Nachbar, fortgieng? Der wollte mich zu seinem Vetter mitnehmen. Dort gab es wohl eine warme Stube und vielleicht — ja sicherlich — etwas zu essen und zu trinken. — Der verwünschte Stolz! Dabei friert und hungert man, der leere Magen knurrt wie ein bissiger Köter, und die Kälte kriecht als Spinne auf häkelnden Beinchen ins Gehirn und fängt da jeden freundlichen Gedanken in ihr Netz. — Sei's drum — da brauch ich dann niemand etwas zu danken, niemand! Und das ist auch etwas wert!

Ich stecke die starren Finger in die Achselhöhlen, um dann wieder weiter schreiben zu können. — Die Öllflamme hält wohl noch an, bis ich mit meiner Geschichte fertig bin. Dann hat sich auch der Magen müde geknurrt, und vielleicht schlafe ich. — Das ist noch mein Bett, die Miete bis Neujahr bei Heller und Pfennig bezahlt — und dann? Bah, das Weitere wird sich finden!

Wäre nur schon der morgige Tag vorbei, der Christtag! So ein Feiertag, an dem alle Läden gesperrt sind, und alles dem Vergnügen nachzieht, ist gar so unleidlich. — Ich habe wahrhaftig keinen Grund, die Kaufläden offen zu wünschen, denn ich könnte auch beim besten Willen nichts einsacken, — aber es verdrießt mich doch. Und vollends das fremde Vergnügen! Pfui über den Neid! 's ist ein häßlicher Gesell, aber man wird ihn nicht los, er altert mit uns.

Überdies muß ich meinen Stolz morgen, wie so oft, an die Kette legen und hinüber zu meiner Mietsfrau wandern, zu der dicken Miets-

frau mit der unverschämten Stumpfnase, und der überspitzigen Zunge, damit sie mir für ein paar Tage aushelfe. Die wird mich messen und jeden Kreuzer in einen langen Sermon einwickeln!

Aber, was hilft's? Erfrieren und Verhungern ist viel leichter beschrieben, als gethan, und ein Selbstmord? Ich müsste mich schelten, dass ich so lange damit zugewartet.

Ich will weiter leben, mir selbst zum Trotz! Es laufen und sitzen in der Welt viel schlechtere und unnützere Kerle herum, als ich einer bin. Weshalb soll ich gerade jetzt den kleinen Fleck Erde räumen, der mir so gut gebürt wie den vielen Tausenden? Soll ich kurzweg einen Strich durch die Rechnung machen, die noch läuft?

Wie das Flämmchen knistert! Es zirpt schier wie ein Heimchen.

Ich lege mir die Bettdecke um den Leib — das wärmt — und schaue in das singende Licht; nur weiter gekritzelt, trotzige Feder!

Wie ein Wolkenschleier steigt es aus der Zimmerecke auf und verhüllt freundlich ihre grinsende Kahlheit. Und hinter dem Wolkenschleier, der immer dünner und dünner wird, baut sich ein Häuschen auf, ein Hänschen auf grünem Hügel, darunter der Fischteich und die klappernde Mühle, die lustig schnarrende Brettersäge links am Damme, über welchem der steile Bergwald emporklimmt. Drüben liegt der Markt, halb mit Ziegeln, halb mit Schindeln gedacht; über den Marktplatz humpelt eben der krummbeinige Gemeindehirt, das Horn am Munde, und aus den Gehöften wandeln die Kühe zur Weide. Vor dem Hänschen auf grünem Hügel recke ich behaglich in der Sonne meine Glieder, denn ich habe den Morgenimbiß im Leibe und nichts zu thun, — wahrhaftig nichts — denn es gibt Schulferien. — Der Alte, der brummige Vater im grauen Rock, der im geräumigen Hinterbaue die Fässer umwirft mit den harten und schwieligen Händen, zankt nicht bloß mit Gesellen und Lehrjungen, sondern schilt auch mich, den faulen Jungen, der sich im Hause nichts zu schaffen machte. Da klopft ihm aber die Mutter, die rundliche Frau mit dem weißen Kopftuch, aus welchem ein freundlich Gesicht mit einem Paar guten blauen Augen hervorguckt, auf die Schultern und spricht lächelnd: Ach, lass ihn doch faulenzen, unsern Einzigen; er soll sich stärken für den Herbst, wenn das lateinische Studium in der Stadt beginnt.

Rasch verwandelt sich das Bild! Weiß ist die Landschaft, Teich und Mühlbach vereist, der Bergwald glitzert im Mondschein, und im stillen Häuschen am Hügel strahlt das Christbäumchen inmitten froher, zufriedener Menschen, die sich der schlichten Bescherung freuen. Der Vater lässt sich den silberbeschlagenen Ulmerkopf schmecken, und folgt mit zwinkernden Augen den Ringeln des Rauches; die Mutter aber wird nicht müde mit Fragen nach den Erlebnissen ihres Jungen, der zum erstenmale

als Gast aus der Fremde in's Elternhaus gekommen. Wie rein und voll war dieses Weihnachtsglück!

Im Lampendocht zischt das Öl auf, — der Wolkenschleier zieht sich zusammen, dann öffnet er sich wieder. Ein schwarzer Schleier deckt die Heimat und den letzten frohen Christabend im Elternhause. Aus dem Dunkel dämmert nur der Friedhof hinter dem Markte auf. Hier ruht die freundliche Frau, die mir das Leben gab und nur in mir lebte, die jeden Sparpfennig in die Stadt wandern ließ, bis ich das wurde, was sie so sehnlichst wünschte, — ein studierter Junge von achtzehn Jahren.

Seit dem Leichenbegängnis betrat ich nur noch einmal die Stätte meiner Kindheit. Es waren böse, öde Weihnachten, denn der Alte bescheerte mir da die Kunde, er wolle nochmals heiraten, und die Magd, die es ihm angethan, ließ sich ein niedriges Wort über die Hingeschiedene entschlüpfen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Vor meinen Augen entrollt sich die große, vielthürmige Stadt. In einem der prunkenden Häuser des Hauptplatzes wird der Weihnachtsabend gefeiert, wie ihn ein richtiger Geldmensch feiern kann. Caroſſen fahren vor und entledigen sich ihres geputzten, gestriegelten und geschniegelten Inhalts. Ich aber stehe bereits oben in dem von Gewächshausblüten duftenden Salon, unter dem strahlenden Weihnachtsbaum, inmitten der gleißenden Gaben und der ganzen bestrickenden Pracht des Reichthums, — ich, das Idol meiner guten Mutter, der studierte Herr, der künftige Rechtsanwalt, — und an mich schmiegt sich in berückender Schönheit die jugendliche Gattin des alternden Hausherrn, des Geld- und Ziffernmenschen. Der Händedruck, den wir tauschten, der Kuſs, der ihm folgte, — bevor die Gäste den Treppenweg zurückgelegt, — wie brennen sie heute noch auf meiner armen Seele! Denn ich hatte mich an diesem Weihnachtsabend verkauft an die aufgeregten Sinne, an die stürmische Lebensluſt, an den Reiz des Mammons, den ich mitkosten wollte. — Und ich hatte nicht allein mich verkauft, — ich verkaufte auch das einzige zitternde Glück des Mädchens, das an mir mit Leib und Seele, mit Hoffnung und Glauben hieng!

Die arme Marie wartete damals vergeblich auf meinen Besuch im ärmlichen Stübchen. Ihre Wangen glühten nicht wie die jener Frau, — denn Nähterinnenarbeit bleicht, und unter dem Herzen trug sie das an jenem Abend entehrte Pfand meiner Treue.

Wie doch die Weihnachten wechseln! Die nächsten begieng ich nicht wieder in jenem Hause des Reichthums. — Ich hatte bald einen entsetzten Blick geworfen in die unsägliche Öde des Herzens jener Frau, die ihre Galane zu wechseln bereit war, wie täglich ihre parfumierten

Handschuhe. Ich war geheilt, grausam geheilt von meinem Taumel, aber zu spät. Das in Sammt und Seide rauschende Weib hatte mir Ehrgefühl, Berufsfreude, den Glauben an mich geraubt. Wie ein Ertrinkender klammerte ich mich endlich an den Gedanken, wieder gut zu machen, was ich verbrochen.

Ich stand in dem ärmlichen Stübchen, wo ich vor Jahr und Tag sehnlichst erwartet wurde. Still war es da, so still, dass ich mein Herz schlagen hörte, und doch waren unser drei, ich, Marie und das Kind, mein Weib und mein Sohn! Ja, ich durfte es kecklich in die Welt rufen. Wir waren ja seit Wochen schon ein richtiges Ehepaar. Mitgift und Morgengabe stellten sich gleich! Sie war arm, mit dem Nähen gieng es immer härter von statten, und — ich — der entlassene Concipient — Winkelschreiber geworden. — Die Welt fand mein einstiges Verhältnis zu jener Frau begreiflich, dass ich aber Marien ehelichte und den kalten Hohn meines Brotherrn handgreiflich zurückwies, stempelte mich in ihren Augen zu einem böswilligen Narren. Das konnten sie mir nicht vergeben. Ich war geächtet, und zu meinem Rechtsgefühle gesellte sich ein wilder Trotz. Ich begann den harten Kampf ums Dasein auf den Wegen eines Geächteten. Marie kämpfte mit, aber bald gieng es nimmer vorwärts. Wir waren unser drei geworden, und immer schwerer legte sich die bleierne Hand der Noth auf unsere Schultern.

Marie siechte dem Weihnachtsabend entgegen, und der Arzt gab mir zu verstehen, sie werde den Klang der Neujahrsglocken wohl nimmer vernehmen. Da lag sie bleich und still, langsam, leise athmend. — die Lebensflamme war im Erlöschen. Das Kind schlief, ruhig, ahnungslos. Die gute Nachbarin hatte den kleinen Schreihals zu sich genommen, gesättigt, eingelullt und den Schlummernden herübergebracht, um dann nach dem Arzt zu laufen. Mir schlotterten ja die Knie, wie sollte, wie durfte ich jetzt fortgehen!

Ich presste meine glühende Stirne an die Fensterscheiben und fühlte, wie es in den Schläfen hämmerte, wie mir ein heißer Tropfen um den andern über die Wangen lief. Die Stille ward mir entsetzlich. Was hätte ich darum gegeben, wenn mein Weib mich jetzt beim Namen rief! Schier gelüstete es mich, das Kind wachzuschütteln, auf dass es schreie, weine. Weihnachten! Warum mir diese Bescherung? Ich biss mir die Lippen blutig. — Endlich, endlich kam der Arzt mit der Nachbarsfrau. — Der nächste Morgen fand mich aber allein, allein mit meinem Kinde.

Fünfzehn Weihnachtsabende zogen vorüber. Sie wurden freundlicher als jener, der mich zum Witwer gemacht. Denn ich verdiente so viel, dass ich für meinen Knaben sorgen konnte. Er gedieh zu einem kräftigen Jungen, in dessen Kraushaar ich gerne krabbelte. Er hatte die Augen von der Mutter, aber ihr Ausdruck war Trotz und Feuer. — Das

Lernen freute ihn nicht. Vor seinen Augen tanzte stets ein Schiff, mit vollen Segeln in fremde Welten fliegend, an den Strand gastlicher Inseln, allwo Gold und Edelgestein auf den ersten Griff der Hand des Abenteurers warten.

Ein Weihnachtsabend entschied auch sein Geschick. — Ich hatte im Mittelzimmer unserer bescheidenen, aber behaglichen Wohnung den Christbaum aufgeputzt und wartete mit der Bescherung auf den Jungen. Er war fortgerannt und hatte der Magd gesagt, er müsse noch etwas besorgen. Im Ofen brannte es lustig, der Tisch war gedeckt, das Mahl gerüstet. Da stürmt er die Treppe herauf, durch die Thür, einen kugligen Pack in der Hand. „Vater, das ist meine Bescherung!" ruft er halb athemlos, „rathe einmal, was in dem Papier steckt." Wie sollt' ich's errathen! Eine Kokosnuss! „Vater!" rief er, und schlang die Arme um meinen Hals, „willst du mir bescheren, was mich am glücklichsten macht, so lasse mich Schiffsjunge werden. Bald komme ich dir als reicher Rheder mit einer ganzen Ladung solcher Nüsse ins Haus, und alle Noth und Plage hat ihr Ende. Was soll ich noch länger hier, wo mich alles engt und drückt?"

Aus seinen Augen blitzte eine Entschiedenheit, die mich bald entwaffnete. Trieb doch auch ich, der Winkelschreiber, auf der hohen See der Unsicherheit des Lebens, so recht von heute auf morgen, fern dem Hafen eines gesetzlichen Erwerbes. Warum sollte er nicht ein rechtschaffener Seemann werden?

So waren es denn die letzten Weihnachten, die wir zusammen verlebten, der letzte Christabend mit Bäumchen, Kerzchen und Bescherung; war und blieb ich doch allein;

Zwanzig lange und öde Jahre folgten. Nur zweimal sah ich während dieser Zeit meinen Jungen; es war dies in den ersten fünf Jahren. Seither habe ich nichts mehr von ihm gehört; er ist wohl verdorben, gestorben! All mein Nachfragen war vergeblich. Er habe sich auf einem Ostindienfahrer verdingt. Das war die letzte Nachricht.

Mit mir gieng es rasch abwärts; der Winkelschreiber wurde Abschreiber, ein hartes Brot, je weiter, desto zäher und herber. Und so kam ich denn in dieses Dachstübchen.

Von meinen Büchern aus besseren Tagen habe ich nur zwei behalten, das Gebetbuch meiner verstorbenen Mutter und Hogarth's Kupferstiche. Aus jenem Büchlein wehen mich beim Blättern ihre Liebe und der Zauber der Jugend an, der würzige Hauch der Kindheit. Ich lege es immer unter mein Kopfkissen und glaube, es bessere den kargen Schlaf.

In Hogarths Bildern fahnde ich nach bitterer Arznei für all das Leid, all den Ekel, die in meiner Seele wühlen; ich begucke da die kunterbunte menschliche Narrheit, die heuchlerische Pracht, den Schmutz und all das wahnwitzige Elend des Lebens.

— — — — — — — — Die starren Finger können die Feder nicht weiter klemmen, noch führen; mit dem Licht geht's zur Neige. Warum nicht mit mir? Ein Aufflackern, und vorbei ist's, für immer! Frost durchrieselt, schüttelt meine Glieder; wäre es doch der Tod! — Die Glocken der Christmette läuten, — dunkel, sternlos ist die Nacht und grau der Morgen, — — ein Wald von Kokospalmen — — mein Sohn, mein Sohn!" —

Hier brach das letzte Blatt ab; der Alte schrieb wohl nicht weiter. Sein Sohn dürfte schwerlich als reicher Schiffsrheder heimgekehrt sein zum Vater, denn sonst wären Buch und Blätter wohl nicht zum Trödler gewandert.

Der zersprungene Spielbettler.

Von J. K. Lechner.

Diese Geschichte ist wahr bis zum letzten Wörtlein, denn meine Großmutter hat sie mir vor sechzig Jahren schon erzählt, die aber kramte den hördurstigen Buben niemals Märchen aus. Sie war noch von der alten Schulung und setzte ihren Stolz daran, mich zu erziehen, wie sich das für den Sohn eines Wälderhauses in den Urvätertagen, vor Anbruch der Schreiberherrschaft, gehört hätte, damit er Landgesetz und Landesbrauch kenne und im Rathe und auf der Landsgemeinde zur rechten Zeit das Maul aufthun könne, um sein eigen und seiner Mitbürger Recht zu wahren. „Ja, Büble, wär's noch, wie längerst vor den großen Franzosenkriegen, du könntest Landamann werden bei uns im Bregenzerwald, wie es die Jahrhunderte her viele aus meiner Verwandtschaft gewesen." Mit dieser Klage schloss sie jedesmal ihren Vortrag, stellte das schnurrende Spinnrad in Ruh und blickte viertelstundenlang träumend vor sich hin in die Vergangenheit. Als ich später auf die hohen Schulen kam und eifrig um deutsche Rechtsalterthümer mich bemühte, da wiederholten mir die Professoren im Hörsaal, die Bücherschreiber in ihren Aufzeichnungen über alte Weisthümer aus allemannischen Landen alles das genau wieder, was ich von der Großmutter, ihr zu Füßen beim Spinnrad hockend, gelernt hatte. Alles war die reine, pure Wahrheit, kein Zug Altweiberphantasterei, kein Satz ein Märlein gewesen.

Deshalb halte ich auch die folgende Geschichte vom zersprungenen Spielbettler für pure historische Wahrheit. Bevor ich aber selbe anhebe, muss ich doch erklären, was unter einem Spielbettler zu verstehen ist. Im Wald hatte nicht jedes Leut, das Almosen heischte, zum Bettelvolk

gezählt; auch festgesessene Familien konnten durch Unglücksfälle so in Noth gerathen, dass sie Hilfe von Haus zu Haus erbitten mussten. Das waren eben „arme Leute". Als Bettler wurden die Heimatlosen bezeichnet, deren Familie keine „Heimat", d. h. kein erbeigenes Anwesen, keinen eigenen Herd (keine „Hausräuche"), also auch kein Bürgerrecht in der Gemeinde und in der Landschaft hatten, folgerichtig auch alle Fremden überhaupt. Heute noch kann im Bregenzerwald, obwohl die Fremdenindustrie dort auch ihren Einzug gehalten, der behäbigsten Sommerfrischlerfamilie von außerhalb der Titel Bettler anfliegen. Ich hörte einmal ein Weib ihre Nachbarin fragen: „Was sind das für zwo vornehme Bettlara i de sidene Röck." Die Antwort lautete: „Zwo millioneriche Bettlara von am Fabrikhera am Bodesee." Ein Spielbettler nun ist ein Bettler, ein Heimatloser, der aufspielt, ein armer Musiker, ein Thalzigeuner.

Solch ein Spielbettler kam an einem Sommernachmittag — es war in der Zeit, da die schöne Kaiserin Maria Theresia mit dem Preußen Krieg führen musste — auf die Alpe An, die von längst her der Familie meiner Großmutter gehörte. Daheim in der Hütte war niemand, als der Senn, meiner Ahne Großonkel Konrad; der Kuhbub war mit dem Vieh auf der Höhe, der Knecht wildheuen gegangen. Schon ein Stücklein vor der Hütte hub der Bettler zu fideln an, und als der Vetter heraustrat ins Freie, stotterte er sein Sprüchlein mit der Bitte um Schmalz herab. Schmalz — im Wälderdialekt wird auch die Butter so benannt — Schmalzbeischen auf den Alpen — das war und ist wohl heute noch Recht der Bettler im Walde. Waren sie anstellig und wussten sie mit ihren Künsten sich richtig anzuschmeicheln, so brachten sie auf ihren Kraxen einen ganz ausgiebigen Wintervorrath in ihren Schlupf zurück. Unser Mann erhielt sein Theil, und nachdem er es verpackt, rückte er mit einer neuen Bitte heraus, um ein bisschen warmes Essen; seit gestern habe er nicht einen Schluck warmen Schotten über die Lippen gebracht. Nach empfangener Gabe noch um Essen bitten, das gieng gegen allen alpinen Bettelcomment, und der Vetter ward auch darob ärgerlich. Jedoch einem Hungrigen die Thüre weisen, das wäre ein unchristlich Verfahren gewesen, unwürdig der Alp An, und hätte üble Nachrede gegeben, denn Spielbettler kommen weit herum, verzünden die Geizigen und singen das Lob der freigebigen Hand. Aber uzen wollte der Vetter den Spielbettler doch. Er zeigte ihm die Mehltruhe, führte ihn in die Milchkammer und zum Butterstock und sagte: „Nimm dir da so viel du brauchst und willst zu einem Mus und koch dir es; am Herd ist noch Glut; dort steckt die Pfanne zwischen den Tram. Aber merk dir eins, Bettler, sei nicht ein zweitesmal unverschämt. Was du kochst, musst du auch essen; verstanden, völlig und ganz aufessen, sonst schlag ich dich mit dieser Axt krumm und lahm. Früher

dreh' mir aber noch ein bisschen den Schleifstein, damit ich die Axt schärfen kann."

Nachdem die Axt schneidiger geworden, hub der Bettler zu kochen, der Vetter an einem ahornen Wurzelkloben für ein Schlägel zu baseln an. Er ließ aber keine Bewegung des Spielmannes aus den Augen, da er sah, dass dieser ganz unmäßig frech ins Habermehl gegriffen und ein faustgroßes Butterstück zum schließlichen Überschmalzen des Musses beiseite gelegt hatte. Endlich stand das Gericht fertig auf dem Klapptisch im Herrgottswinkel; die Butter schmolz auf dem dampfenden Brei, der Musikant nahm seinen eibenholzgeschnitzten Löffel aus dem Schnappsack und hieb ein, wie ein Mann, der nicht bloss seit gestern, sondern seit Pfingsten nichts Warmes mehr über seine Lippen gebracht. Nur eines genierte ihn von Anfang an bei diesem üppigen Mahle. Der Vetter hatte sich mit dem Fuß einen Melkstuhl zum Sennkessel hingerückt, auf demselben platzgenommen und beobachtete von dort aus, die Hände auf die Axt und das Kinn auf die Hände gestützt, den Esser. Ein „Gsegne dir's Gott" sagte er ihm nicht, wohl aber erneute er in verschärftem Maße die Drohung, er werde ihn wegen seiner sündhaften Gier erschlagen, wenn er die Pfanne nicht vollständig, bis auf den allerletzten Rest, bis auf die „Rummet", die braune Rinde am Boden und Rand, anesse. Dass der als unbändig wilder Bursche bekannte Senn ein Versprechen auf Schläge jedesmal mit pünktlichster Gewissenhaftigkeit einzulösen pflege, war dem Spielbettler nur zu wohl bekannt; von seiner Musikantenkanzel herab hatte er wiederholt gesehen, wie jener das Tanzhaus geräumt bloß aus purem Kraftübermuth. Heißhungrig löffelte unser Spielmann ein gut Drittheil des Breies aus, dann erlahmte aber allmählich seine Kraft. Vorsichtig dämmte er die Bächlein geschmolzener Butter zurück, weil diese gar zu schnell sättigt, und arbeitete in langsamerem Tempo weiter, schwer aufschnaufend. Dieser tiefe Seufzer war für den Vetter ein Zeichen, dass nun der Kampf zwischen Angst und Übersättigung beim Bettler anheben werde. Mit jähem Ruck machte er auf seinem Melkstuhl eine Viertelwendung gegen den Eistisch zu, dass er seinem zerlumpten Gast Aug' in Auge sehen konnte. Wie der Peitschenhieb ein lässiges Zugross, munterte dieser Ruck den Spielbettler auf; er griff wieder rascher in die Pfanne, warf aber nach jedem zweiten, dritten Hub einen verzweifelnd flehenden Blick auf das wie Stein unbewegliche Gesicht des Senn, in dessen stahlblaue Augen und auf die Schneide seiner Axt, an der die einfallenden Sonnenstrahlen spielten. Der kalte Schweiß trat dem Fresser auf die Stirn und rann in dicken Tropfen über die Wangen herab; er wurde bläsſer und bläsſer, sein Athem gieng hörbar schwer, und die Äuglein wurden stier. Offenbar drohte ihm ein Schlaganfall oder etwas dergleichen, meinte der Senn

und wollte eben, angewandelt von einem menschlich Rühren, den Eßzwang einstellen, da hub der Fiedler auf einmal, nachdem er sich etwas gerüttelt und geschüttelt und den Hemdneſtel — im Walde hatten die Bauernhemden dazumal und noch vor sechzig Jahren ihren Schlitz rücklings und anstatt Knöpfen Bänder zum Schließen — gelockert hatte, wieder ebenso tapfer an, zuzugreifen, wie beim Beginn des Mahles. Der Rest in der Pfanne minderte sich merklich und zuletzt kratzte der Bettler noch die Rummet aus. Mit steigender Verwunderung hatte der Senn dieser Riesenleistung zugeschaut; förmlich erstarrt vor Staunen, auf dem Melkstuhl sitzend, auf die Axt gestützt — die Axt war als Gegenzauber gut, wenn der Bettler Hexerei getrieben haben sollte — sah er den Mann seinen Schnappsack überwerfen, die Fiedel von der Bank aufnehmen und mit einem handwerksmäßigen „Vergelt's Gott in allen Himmeln" zur Thür hinauseilen. Auch der Senn trat hinaus ins Freie, wo er den Bettler eiligen Schrittes auf dem Fußsteig zur Nachbaralm davontrotten sah.

Da kam der Zaun mit dem treppenartigen Stiegel. Als der Spielbettler dieses erklommen, blickte er zurück, bemerkte den Senn, mit der blinkenden Axt wie zum Wurfe ausholend und fiel vor Schreck das Stieglein hinunter auf den Bauch ins weiche Gras. Und nun, o Graus, spritzte das Mus rechts hin und links hin, breite, weiße Flecken im grünen Krautwerk bildend. Der Spielbettler war zersprungen, war geplatzt, das sah der Senn sofort sonnenklar, und er war dessen Mörder! Er eilte auf das Stieglein zu, um dem Armen wenn möglich noch Hilfe zu bringen. Da erhob sich der Mann aber wieder schleunigst und lief wie besessen nach der nahen Klamm des Büttinenstrull, eines tosenden Wasserfalles, und verschwand in der Gischt desselben. Vergebens durchsuchte der Senn die Schroffen des Tobels und die Wässer unter dem Fall. Der Spielbettler war und blieb verschwunden, wie ein Gespenst. Gegen Abend, als das Geläut der Herdeglocken den Heimtrieb kündete, kehrte auch der Senn, halb wahnsinnig vor Grauen, zur Hütte zurück. Mit dem Zerspringen hatte es, wie eine neue sorgfältige Untersuchung des Unglücksortes erwies, seine volle Richtigkeit. Die Musflecken und Spritzer lagen klafterweit herum im grünen Gras vor dem Stiegel, und sogar hellgelbe Butterstreifen in den Muspatzen waren noch erkenntlich. Vom Spielbettler war nichts zu entdecken als seine Geige; die lag unversehrt da. In seinen zahllosen Räuschen mag der Fiedler oft zu Fall gekommen sein und sich die Fertigkeit angeübt haben, bei einem Sturze zuerst das nährende Handwerksgeräth in Sicherheit zu bringen.

Der Senn nahm die Geige mit in die Hütte. Er hatte einen bösen Abend beim Melken und eine bösere Nacht, als er auf dem Heu lag. Gewissensqualen folterten ihn; er war schuld an des Bettelmannes

Tod, und was noch weit entsetzlicher, an dessen Tod in Sünde, denn offenbar hatte ihn der Teufel vom unheimlichen Büttinenstrull weg geholt, sonst hätte sich ja die Leiche finden müssen. Fortan, das wusste der Senn, werde er keine ruhige Stunde mehr haben, zeitlebens werde das Gespenst des Spielbettlers sich neben ihn an den Tisch setzen, so oft das alltäglich unvermeidliche Habermus aufgesetzt werde; nachts werde es ihm entgegentreten auf allen Wegen und Stegen, am Beinhaus werde es stehen, wenn er zur Kirche gehen und wenn er auf dem Tanzboden erscheinen würde, mit den anderen Musikanten ihm aufspielen. Als der Morgen graute, stand sein Entschluss zur härtesten Buße fest; am nächsten Sonntag wollte er nach Bezau hinüber zu den Kapuzinern, dort dem Guardian beichten und um Aufnahme ins Kloster als dienender Laienbruder bitten. Dieser Entschluß einer geistlichen Sühne reifte vollends aus während der Arbeit des Frühmelkens und brachte ihm einige Seelenruhe wieder; beim Morgenmus konnte er aber nicht mitthun.

Während des Vormittags, als er im Käskessel hantirte, kam eine alte Bettlerin, bat ihn heulend und kniefällig um die Geige des Mannes von gestern; diese sei dessen ganzes Hab, mit dem er seinen Lebensunterhalt erfiedeln müsse. Der Spielbettler selbst bitte „um Christileiden willen", ihm zu verzeihen; selber zu kommen getraue er sich nicht. Frage und Antwort ergab nun, dass der Schmalzmusikant aus Furcht vor der angedrohten Strafe das Mus, als er nicht mehr weiter essen konnte, in das vorgezogene Hemd gelöffelt habe, beim Sturze vom Stiegel sei das morsche Linnen zerrissen und das Mus herumgespritzt ins Gras. Geflohen sei er zum Büttinenstrull und habe sich dort in einem nur den Heimatlosen bekannten Schlupf hinter dem Wasserfall versteckt, weil der Senn mit der Axt dahergerannt kam, um ihn zu erschlagen.

Das ist der Großmutter Geschichte vom zersprungenen Spielbettler. Sie schloss dieselbe jedesmal mit der Lehre, dem Vetter sei vollauf recht geschehen mit seiner bitteren Gewissensqual und dem Grauen vor dem Gespenst; noch eine viel härtere Strafe hätte er verdient für seinen hoffärtigen Übermuth, mit einem Armen und dessen Noth sein sündhaft Spiel zu treiben. So ein Bursch, der zeitlebens sich immer zum vollen Tisch gesetzt, weiß nicht, was ein halbverhungerter Mensch sich Ungeheures vorstellt von dem, was er beim Essen anrichten würde, wenn er es nur einmal, nur ein einzigesmal vollauf haben könnte! Und dann noch eins: das merk dir, Bub, einen starken Spass treiben darf man nur mit seinesgleichen, aber mit niemand, der ihn nicht ebenso derb erwidern kann!

Der ordentliche Auguſtin.

Eine Sondergeſtalt aus dem Volke von **Peter Roſegger.**

Als der Vater Auguſtin Kernſchimmlers ſein vierzigjähriges Geſchäftsjubiläum begieng, ſagte der Feſtredner unter anderem auch die großartigen Worte: „Unſer theurer Jubilar nährte andere und wurde ſelbſt fett, machte andere wohlhabend und wurde reich dabei. Sein Glück gründet auf ſeinen Tugenden!“ Und Sect darauf. — Denn der Vater Auguſtin Kernſchimmlers war Bäcker und Fleiſchermeiſter geweſen — der einzige in dem Städtlein. Als einziger Fleiſcher hatte er die einzige Bäckerin geheiratet, und Auguſtin war von dieſem einzigen Paar das einzige Kind. Jemand behauptete, der Vater habe das aus Geſchäftsrückſichten ſo eingerichtet, denn er konnte keine Concurrenten leiden und wollte dem lieben Söhnlein auch die Concurrenz von Geſchwiſtern erſparen.

Als nun bei dem oben erwähnten Jubiläum das Wochenblatt einen Feſtartikel über die Doppelfirma brachte und ſogar die Bildniſſe des verehrten Ehepaares Kernſchimmlers, da war es plötzlich ausgemacht, daſs der kleine Auguſtin weder Fleiſcher noch Bäcker werden dürfe, ſondern ein Doctor oder Profeſſor, womöglich ein ſehr berühmter. Zwar ſagte der Vater zu ſeiner Frau, berühmt werde man ja auch als Fleiſcher, was eben der ehrerbietige Artikel und das mit einem Lorbeerkranz umgebene Doppelbild des Jubelpaares im Wochenblatte bezeuge. Sie wuſste das freilich beſſer, ſagte es aber nicht, daſs ihr die Veranlaſſung zu dieſem illuſtrierten Feſtartikel runde hundert Gulden von ihrem Nadelgelde gekoſtet hatte.

Der Auguſtin kam in die Stadt, ins Gymnaſium, und ward ein ſehr ordentlicher Student. Seine Schulbücher hatten nicht ein einziges Eſelsohr, doch bei den Examinationen gieng es manchmal nicht ab ohne jegliche Erinnerung an das populäre Thier, auch wenn es nicht juſt Zoologie gab. Die Mutter ſchickte dem Söhnlein häufig Geräuchertes, Milchbrot, Krapfen und Zwieback, vor allem Powidlkuchen, die er ſo gerne aß. Einen Theil dieſer guten Dinge verzehrte der Junge, der andere verſchimmelte ihm im Nachtkäſtchen, der ſeine Vorrathskammer war. Und als der Reſt verſchimmelt war, verzehrte er ihn auch, ſchon aus Ordnungsliebe und weil es ihm leid that, die mütterlichen Liebes-

gaben wegzuwerfen. Seine Schulhefte waren stets wie neu und die Schriften und Ziffern wie gestochen, nur recht oft unrichtig. Über Fleiß und Sittlichkeit sangen seine Zeugnisse wahre Lobeshymnen, im übrigen jedoch gaben sie ihm Anlass zur Unzufriedenheit mit den Professoren. So kam der Tag der Maturitätsprüfung. Die schwarzen Kleider mit dem Seidencylinder hatte der junge Kernschimmler sich schon am Vorabend auf das musterhafteste zurechtgerichtet, also auch im Notizbuche die Gegenstände, in denen er bereits geprüft war und noch geprüft werden sollte, mitsammt den erhaltenen und zu erhoffenden Noten sorgfältigst aufgeschrieben. Als er nun auf der Gasse schon nahe dem Schulgebäude dahingieng, bemerkte er mit Entsetzen, dass seine Stiefel nicht frisch gewichst waren. Er kehrte in seine Wohnung zurück, fand aber weder die Quartierfrau vor, sie war auf den Markt gegangen, noch den Schlüssel zum Schrank, wo das Stiefelputzzeug aufbewahrt lag. Er musste also zum Krämer und zum Bürstenbinder, um Wichse und Bürsten zu kaufen und dann die Beschuhung selbst in einen des Tages würdigen Zustand zu versetzen. Als er hernach die Stiefel wieder an die Beine zog, riss sich an einem derselben eine Strupfe los. Man sah zwar den Schaden hinter der Hose nicht, aber der junge Mann konnte keine Schlamperei leiden, er gieng zu seinem Schuster, der die kleine Angelegenheit auch zur besten Zufriedenheit schlichtete. Als er hernach an den Lehrsaal kam, schritten die Collegen und Professoren gerade zum Thore heraus, das Rigorosum war vorüber. Augustin hatte nun ein ganzes Jahr Zeit, um vor seiner Prüfung vielleicht auch noch andere Mängel, als die an den Kleidern, zu beseitigen.

Mittlerweile starben rasch hintereinander seine Eltern. Der Schlag würde für den guten Jungen vernichtend gewesen sein, wenn nicht durch denselben in Haus und Geschäft eine Welt von Unordnung aufgetaucht wäre, die in Ordnung gebracht werden musste. Das zerstreute ihn ein wenig. Das Ordnungmachen dauerte aber Jahr und Tag und mich wundert es nicht, dass darob die Maturitätsprüfung ganz und gar vergessen worden war.

Augustin Kernschimmler fand sich plötzlich allein auf der Welt, aber als Erbe eines großen Fleischergeschäftes und einer Bäckerei, die sich auch auf Mühle und Kornhandel verzweigte. Die Mühle und die gewerblichen Rechte verkaufte er, ebenso auch die Grundstücke; die beiden alten Häuser aber, das Fleischerhaus des Vaters und das Bäckerhaus der Mutter, behielt er aus Gründen der Pietät, und seine Lebensaufgabe bestand von nun an darin, diese Häuser und ihre Einrichtung in Ordnung zu halten. Jahraus jahrein beschäftigte er eine Anzahl Dienstboten, um die Möbel abzustauben, die Spinnweben von den Ecken zu fegen, den Schwamm im Fußboden zu vernichten und alles Geschirr und Gezier

blank und rein zu erhalten. Er konnte sich nicht entschließen, irgend ein Kleidungsstück seiner Eltern wegzugeben, die Dienstboten rangen für und für einen wahren Verzweiflungskampf mit den Schaben und anderem Insect, aber mit Kampher und anderen Mitteln gelang es immer noch, die Sachen zu erhalten, so dass sie in ihren Schränken und Kästen genau so liegen und hängen konnten, wie sie zu Lebzeiten oder beim Tode seiner Eltern gelegen oder gehangen waren. Die Wohnungen der beiden Häuser waren denn auch stets in dem Zustande, die ehrenwertesten Besuche zu empfangen, die nicht kamen. Auf der Fleischbank konnte zu jeder Stunde geschlachtet, im Ofen jeden Tag gebacken werden, es war alles dazu in bester Bereitschaft. Geschlachtet und gebacken wurde aber nicht. Freilich, so fleißig auch gelüftet wurde, es war ein Modergeruch vorhanden, und die Schritte des Wandelnden hallten lauter in den Wänden als anderswo.

Kernschimmler war ein stattlicher Mann geworden, dem außer Hause seine wunderliche Art nicht einmal angesehen werden mochte. Er pflegte sich gut und kleidete sich stets mit peinlicher Genauigkeit, freilich nicht gerade nach der Mode, aber doch mit gutem Geschmacke und mit größter Accuratesse. Wenn an einem Kleidungsstücke ein Knopf verloren gieng, so musste seine alte Dienerin von Schneider zu Schneider, von Krämer zu Krämer laufen, um genau den gleichen aufzutreiben, und wenn das nicht glückte, so wurde das ganze Kleidungsstück dem Trödler übergeben. Sein Aus- und Eingang war pünktlich, wie eine Uhr, sein Verkehr mit Bekannten verbindlich, aber gemessen, im Gespräche stets der gleichen Worte und Redewendungen sich bedienend. Alle Samstage gieng er des Abends in heitere Gesellschaft, lachte aber nur, wenn bei ihm Lachenszeit war, nämlich der Ordnung halber bloß bei bestimmten, stets wiederkehrenden Späßen. Neue Witze mochten zehnmal besser sein, er machte keine Ausnahme von der Regel.

Er hätte sich zur Zeit — denn die Weiber garnten um und um — sicherlich verliebt, allein das lag nicht in seiner Tagesordnung, und wie er schon so sehr dem Gesetze der Trägheit unterworfen, so wäre nach dem einmaligen Verlieben zu befürchten gewesen, er könnte sich der lieben Ordnung halber jeden Tag wieder verlieben.

Augustin Kernschimmler war unverheiratet geboren und blieb also unverheiratet. Er lebte so nach seiner Art behaglich und zufrieden dahin und eine Entgleisung von dieser Lebensbahn schien ausgeschlossen. Da — in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre — erkrankte er. Es geschah so allmählich, so sachte, dass er die Ordnungswidrigkeit nicht einmal inne ward. Er wurde ein wenig magenleidend, dann ein wenig leberleidend, hernach ein wenig halsleidend, endlich ein wenig brustleidend. Seine große Sorge war, die Erscheinungen, die er an sich wahrnahm, ordentlich

zu verbuchen und vom Arzte die lateinischen oder griechischen Namen dafür zu erfahren. Damit konnte der Doctor recht sehr aufwarten. Wenn es aber einmal nicht stimmte, wenn der Doctor und die medicinischen Werke, die Kernschimmler genau studierte, sich widersprachen, dann war er gebrochen. Als es sich aber sachte, doch haarscharf auf eine Lungensucht wies und alle Anzeichen dazu auf das glänzendste auftraten, da rieb sich der gute Kernschimmler fröstelnd die Hände, vergnügt darüber, dass doch noch wenigstens bei schweren Krankheiten eine gute Ordnung obwalte. Sicherheitshalber hatte er mehrere Ärzte rufen lassen, und alle stimmten darin überein, dass der rechte Lungenflügel ganz caput, der linke noch fast zur Hälfte intact sei. Eine Frage der Zeit. In der Bestimmung dieser aber widersprachen sich die Herren, die gutmüthigeren gaben ihm Monate, sogar Jahre, die berühmten gestanden fast derb, dass es sich nur noch um Tage handeln könne. — In Gottesnamen! Es liegt ja in der ewigen Ordnung der Natur, dass der Mensch sterben muss. Wenn's jedoch wirklich schon ernst ist, dann frägt es sich um die testamentarischen Angelegenheiten. Ein paar Verwandte, etliche gute Freunde werden ja wohl so gut sein, die Hinterlassenschaft in Empfang zu nehmen und ordentlich anzuwenden. Die hohe Erbsteuer ist nicht in Ordnung und ist das überhaupt ein sehr umständlicher Weg durch Behörden und Advocaten, dessen Ausgang mancher Erbe gar nicht erlebt. Da wird's vernünftiger sein, die Sachen unter der Hand zu verschenken.

Also hat Augustin Kernschimmler am nächsten Tage seine entfernten Vettern und Muhmen und einige gute Bekannte der Samstaggesellschaft zu sich beschieden. Wäre schier zu spät gewesen, er hatte kaum noch eine vernehmliche Stimme, es versagte ihm schon der Athem. Zur Noth wenigstens das Wichtigste: Die Häuser gehören den Verwandten, die Einrichtungsstücke den Freunden, das vorhandene Papier der Gemeinde für wohlthätige Zwecke. Das alte Gewand in den Schränken soll verbrannt werden.

Die Beschenkten weinten vor Rührung, vor freudiger. Wer seine Sachen mitnehmen konnte, der nahm sie gleich mit. Der Sterbende konnte sich nun auf die andere Seite legen — es war in Ordnung.

Am nächsten Morgen erwachte er später als sonst. Ah, das war ein erkleckliches Schläfchen gewesen, diesmal. Er fühlte sich nachgerade erfrischt. — Nun muss ich mich aber sputen mit der Entwicklung, sonst erräth es der Leser vorwegs, wo es hinaus will. Also gut, der Augustin Kernschimmler wurde wieder gesund, stocksteingesund, so gesund, als er vorher nie gewesen. Und war arm wie eine Kirchenmaus, wenn der Küster die Wachskrusten von den Leuchtern geschabt hat. Er hatte ja alles verschenkt und es war in Ordnung.

So ein Testament ist doch ein gutes, kluges Ding. Man gibt sein Vermögen so selbstlos, so großmüthig hin — aber erst, wenn man es

selber nicht mehr braucht. Das, was einer im Testament voll Edelsinn und Barmherzigkeit jemandem vermacht, kann er unbedenklich aufbrauchen, da ist keine Pflicht vorhanden, es über den Tod hinaus zu bewahren, damit jenem, dem es vermeint gewesen, auch richtig zukomme. Testamentarisch vermachte Sachen bleiben Eigenthum des ursprünglichen Besitzers, so lange er lebt; nach dem generosen Papier kann man ganze Häuser erben, die der Erblasser mittlerweile vertrinkt oder verspielt.

Wie brutal hingegen ist das Schenken! Was du heute verschenkest, das ist morgen nicht mehr dein, und selbst wenn dein Leben darauf stünde. Wolltest du es zurücknehmen, so könnte der Beschenkte dich gerichtlich belangen, als streckte st du deine Hand nach fremdem Eigenthum aus. — In diesem Falle war unser armer, stocksteingesunder Kernschimmler. Aber er fand es in Ordnung. Es fiel ihm durchaus nicht ein, auch nur auf einen Groschen seines großen verschenkten Vermögens Anspruch zu machen, oder scheinen zu lassen, dass er etwas bedürfe. Er griff seine gewohnte Lebensordnung wieder auf und führte sie so lange, bis der für sein Begräbnis bestimmt gewesene Betrag verbraucht war. Dann gieng er ins Gemeindeamt und ersuchte um eine Versorgung. Er hatte früher das Wort „reich" nie ausgesprochen, jetzt sprach er das Wort „arm" nicht aus. Er war jetzt so wenig arm, als er früher reich gewesen. Er hatte früher den Lebensunterhalt gehabt, und den musste er jetzt auch haben. Die Gemeinde hatte über seine Widmung zu wohlthätigen Zwecken bereits verfügt, sie that nichts desgleichen, als ob der Mann bei ihr etwas besonders gut haben könne, sie fand nur, dass er für das Spital zu gesund, für das Armenhaus zu fröhlich und für die Altersversorgung zu jung war. Sie ließ in sehr vorsichtiger Form bei ihm anfragen, ob er die zur Zeit offene, sorgenfreie und Achtung gebietende Stelle eines Gemeindedieners würde übernehmen wollen. Wenn ja, so wäre er der Bevorzugte. Diese einflussreiche Stelle sei weitaus gesicherter, als die des Bürgermeisters, der von drei zu drei Jahren abgelehnt werden konnte, während der Gemeindediener ohne ganz besonderen Anlass nicht bedankt werde, sondern bestimmt sei, die Tradition des Bürgermeisteramtes von Geschlecht zu Geschlecht zu übertragen und zu überwachen.

Augustin Kernschimmler ward Gemeindediener und als solcher ein wahrhaft bedeutender Mensch. Er hatte zwar nichts zu thun, als den Willen anderer auszuführen, aber die Ausführung ist ja schließlich Hauptsache. Er war ganz glücklich, der Selbstbestimmung enthoben zu sein, denn er hatte nie etwas mit sich anzufangen gewusst, er fühlte sich als Werkzeug anderer geborgen und gekräftigt, und functionierte mit wunderbarer Präcision. Sein Wirkungskreis erstreckte sich nicht etwa über die Kanzlei, sondern über die ganze Gemeinde bis zum Bezirksgerichte und zu der Landeshauptmannschaft hinauf. Man soll gerade einmal nach-

denken, was ein Gemeindediener zu thun hat. Kernschimmler besorgte sein Amt mit so unerhörter Ordnung, dass die Leute sich fragten, wer denn das Räderwerk eingefettet haben könne, dass es nun so glatt gienge? Sie wurden sich der Ursache kaum bewusst, merkten nur, dass der Gemeindediener ein ordentlicher Mensch sei.

Als er fünfundzwanig Jahre lang der musterhafte Gemeindediener gewesen, machte er etwas Dummes. Er ließ sich pensionieren. Als siebzigjähriger Mann, meinte er, sei es in Ordnung, sich zur Ruhe zu setzen. Bald sah er aber, dass bei ihm die Ruhe als solche nicht in Ordnung war. Denn er hatte so lange in regelmäßiger Thätigkeit gelebt; jetzt auf einmal nichts zu thun, als spazieren zu gehen, das war doch die größte Schlamperei. Jeden und jeden Tag dieselbe Schlamperei. Das wäre freilich auch Regelmäßigkeit — aber in diese neue Ordnung konnte er sich nicht mehr finden. Er erbot sich dem neuen Gemeindediener freiwillig zu Diensten und wurde des Dieners Diener. Die schwersten Kränkungen seines Alters bestanden darin, wenn ein Foliant statt im dritten Fach, etwa im vierten lag; wenn die Empfangsbestätigung für Zustellungen von dem Empfänger mit Bleistift geschrieben war, anstatt mit Tinte; wenn der Bürgermeister ihn „Herr Kernschimmler" nannte, da er doch fünfundzwanzig Jahre lang in treuen Diensten bloß der Kernschimmler gewesen war.

Seine persönliche Tagesordnung war das Uhrwerk geblieben, das seit einem halben Jahrhundert kaum ein einzigesmal stillstand — täglich dieselbe Secunde zum Aufstehen, dieselben dreiundzwanzig Minuten zum Anziehen des immer gleich geformten Gewandes, dieselben neun Minuten zum Rasieren, und die Haare kämmte er sich mit der gleichen gewohnten Sorgfalt auch noch zur Zeit, als er längst keine mehr am Kopfe hatte.

Eines Tages aber ließ Augustin sich eine große Unregelmäßigkeit zuschulden kommen. Er kämmte sich nicht und rasierte sich nicht, er kleidete sich nicht einmal an. Lange über die gewohnte Zeit hinaus blieb er in seinem Bette liegen und war todt.

Als der Schreiner ihm den Sarg zurecht machte, sagte er zu einem Nebenstehenden: „Ich wüßte schon, was zu machen wäre, dass der Kernschimmler wieder aufstände. — Man brauchte bloß einige Hobelspäne auf den Boden zu verstreuen, alsogleich wäre er mit dem Besen da, um Ordnung zu schaffen."

Thue es nicht. Lass' ihn rasten mit neunundsiebzig Jahren — es ist in Ordnung.

Gedichte.

Von Hans Grasberger.

Ich klage nicht.

Ich klage nicht, daſs mir kein Wappen
Mit ſtolzem Von ureigen iſt,
Dieweilen Manneswert und Adel
Nicht nach der Krönlein Zacken miſst.

Ich klage nicht, daſs in der Wiege
Mich nicht ſchon Reichthum angelacht,
Mein Erbe war der Mutter Thräne,
Die ſich gehärmt und krank gewacht.

Ich klage nicht, daſs all mein Eigen
Sich in ein Bündel faſſen läſst,
Daſs ſich kein Vaterhaus mir öffnet,
Da doch der Vogel hat ſein Neſt.

Wo deutſcher Biederſinn zu Hauſe,
Willkommen iſt ein ſtiller Gaſt,
Laſſ' ich mir's heimlich heimiſch werden
Und danke für die Wanderraſt.

Ich klage nicht, daſs all mein Leben
So freud- und hilfelos verfließt,
Ich klage nur, daſs auch die Liebe,
Daſs auch die Liebe mein vergiſst.

* * *

Die Bauerndirne.

Sie hatten junges Blut
Und waren ſich gut.
Er ſchlich ſich nachts ans Fenſterlein,
Sie ließ ihn ein
Und waren allein.

Er naht in heller Brunſt
Und bat und ſchwor — umſunſt!
Sie blieb kalt
Und hatte über ſich und ihn Gewalt:
„Da vorne ſetz' dich auf die Truh'
Und überdenk' in Ruh',
Ob du in Ehren
Kannſt Weib und Kind ernähren —
Dann magſt du wiederkehren
Und will' ich dir nicht wehren."

* * *

Am Brunnen.

„Mich untreu ſchelten?
Das ſoll er mir entgelten!
Der Garſtige ſoll ſich ſchämen,
Sich ſelber bei der Naſe nehmen . . .
Der Undankbare ſoll's nur wagen,
Mir's ins Geſicht zu ſagen!
Ich untreu, ich?
Das iſt zu viel für mich!
Er kann ja geh'n, ich halt' ihn nicht,
Bin ohnehin
Zu gut für ihn;
Für ſolch' ein Geſicht,
Für einen Menſchen ſo voll Lug
Iſt bald Eine gut genug.
Mich untreu heißen —
Ich könnt' ihn zerreißen,
Gott ſei's geklagt!
Ich hatte gewiſs ſchon viele Verehrer,
Selbſt einen Fähnrich, einen Lehrer,
Doch das hat mir noch keiner geſagt!"

Über das Verhältnis des Volkes zur bildenden Kunst.

Eine lose Plauderei von **Hans Malser.**

Nichts Unrichtigeres kann es geben, als den Ausspruch jenes Gelehrten, daſs die Kunst Luxus sei. Die Kunst ist für den Menschen ein Naturbedürfnis, wie das tägliche Brot oder der Rock am Leibe. Ja wer weiß es, ob der erste Anlaſs zur Kleidung nicht das Bedürfnis nach schmückender Kunst gewesen! Von allen Künsten dürfte die bildende zuerst den Menschen bei der Hand genommen haben. Wir kennen wilde Völker, die aller Cultur in unserem Sinne bar sind, und sie tätowieren ihre Haut, sie zieren ihre Waffe. Daſs unterschiedliche Völker, Volksschichten und Personen zur bildenden Kunst in unterschiedlichem Verhältnisse stehen, das versteht sich. Aber selbst der nüchternste, prosaischeste Geselle vermag es nicht, sich ihr ganz zu entziehen.

Ich will in unserer Zeit für die bildende Kunst drei Arten von Kunstgenüssen unterscheiden.

Da gibt es Leute, die bei einem Bilde sich nur für den dargestellten Gegenstand interessieren, die Mache ist ihnen gleichgiltig — erste Art, die große Menge des Volkes.

Da gibt es Leute, die bei einem Bilde sich für Gegenstand und Mache gleichmäßig interessieren — zweite Art, die gebildeten Laien.

Endlich gibt es Leute, die sich nur für die Mache interessieren, den Gegenstand als vollkommen nebensächlich betrachten — dritte Art, die zumeist nur bei Künstlern und Kunstfreunden vorkommt.

Wenn ein Bauer, ein Arbeiter oder ein Mensch aus dem unteren Bürgerstand ein Bild sieht, so ist sein erster Gedanke: Was stellt es vor? Je seltsamer der Gegenstand, desto interessanter. Ein wildes Thier, ein Vulcan, ein Schiff im Sturm, eine Schlacht, ein Mord, ein Fürstenaufzug, eine Papstkrönung, ein Erdbeben, bei dem die Thüren brechen und aus den berstenden Häusern die Flammen züngeln. Man geht auf das Bizarre. Die Hölle mit Teufeln und Verdammten, das himmlische Jerusalem mit goldenen Thürmen, blutige Marterdarstellungen aus der biblischen Geschichte oder Heiligenlegende. Auch komische Scenen und Caricaturen. Man erinnere sich an die Papierbilder auf Hausthüren, Stubenwänden, Kapellen und Kugelbahnen. Man denke auch an die

Martertafeln und Crucifixe, die an Wegen und Straßen stehen. Oft die abgeschmacktesten Machwerke. Das Volk sieht oder fühlt die Abgeschmacktheiten gar nicht, es sieht gleichsam mit einem inneren Auge nur das, was dargestellt sein soll. Das Christusbild, die Mutter Gottes, mag eine Fratze sein, es sieht hinter ihm die Himmlischen in idealer Schönheit.

Der Beschauer mit dem ungeschulten Auge merkt es nicht, dass die Darstellung das Dargestellte bei weitem nicht deckt. Das thut nichts, er freut sich an dem Bilde, es gibt ihm die Anregung, die Stimmung, es ist ihm der Erreger eines inneren Gesichtes, und seine Phantasie vervollständigt alles, das Bild macht ihn gleichsam künstlerisch productiv. Andererseits hat der Naturmensch doch wieder Formen- und Farbensinn. Die Engel in der Kirche müssen bausbackig sein und recht fette Glieder haben, Wangen und Mund der heiligen Jungfrauen sollen hübsch roth, die Krucifixe recht blutig sein. Bunte Bänder, Fahnen und Kränze, das helle Roth voran, zieren die Bildnisse und Altäre der Dorfkirchen. Es ist bemerkt worden, dass besonders die Slaven Freude an sehr grellen Farben haben.

Wenn dieser Theil des Volkes auf einmal eine Raphael'sche Madonna sieht, so wird er sagen, das sei schön, aber noch lange nicht den colossalen Unterschied empfinden, der zwischen dieser Madonna und etwa einem alten Zerrbild in der Wallfahrtskirche besteht. Das Zerrbild hat den Vortheil, dass es sich seit Kindheit ins Menschengemüth eingelebt hat, dass es Stimmungen und Erinnerungen wachruft, dass es vom Glauben verklärt wird, während die neu in die Seele tretende kunstvolle Madonna dort keinen rechten Platz mehr findet und ohnmächtig bleibt.

Wenn jener schlichte Landmann in der Bildergallerie vor einem modernen farbenprächtigen Bilde ausrief: „Däs sein Farben!" so will das besagen, dass der Mann an dem Bilde sonst nichts gefunden hat, als eben — Farben. Dass er von den Farben allein befriedigt war, ist nicht wahrscheinlich, diese Befriedigung hätte er daheim in seinem Hausgarten oder in seiner Dorfkirche an den grellen Fahnen und bunten Bändern billiger haben können.

Naive Menschen fragen zuerst stets nach dem Was, erst in zweiter Linie nach dem Wie. Und so denken sie auch in der bildenden Kunst wohl an das, was gemacht ist, nicht aber, wie es gemacht ist. — In Bausch und Bogen darf man allerdings auch das nicht behaupten. Dem Älpler wohnt ein größerer Kunstsinn inne, als dem Flachländler, und so sagt sich der Bergbauer vor einem Kunstwerke wohl manchmal verwundert: Saggra, der kann's! wobei er natürlich an den Künstler und seine Mache denkt. Man hat den Kunstsinn des Älplers von der Vielgestaltigkeit seiner Berge und Felsen ableiten wollen. Ich vermuthe aber, er hat ihn von den nachbarlichen Italienern und dem uralten Bildercultus der katholischen Kirche. Draußen im Norden sieht man nur

wenige Bildwerke in den Kirchen, und gar keine an Gassen und Straßen. Ausgenommen die moderne Denkmalkunst in den Städten. Man kann manchen Süddeutschen finden, der gerne zur evangelischen Confession übertreten möchte, wenn ihn die kirchliche Kunst des Katholicismus nicht fesselte. Wenn man der katholischen Kirche den Vorwurf machen kann, dass sie den deutschen Gesang vernachlässige, so muss man andererseits bedauern, dass der Protestantismus die bildliche Kunst vernachlässigt. Man soll einmal zwischen den Süddeutschen und den Norddeutschen die Volkstrachten vergleichen, die Häuserbauart, die Hausgeräthe, die Werkzeuge; ungleich geschmackvoller, malerischer, künstlerischer wird es sich beim Süddeutschen zeigen, dem die bildende Kunst ein treuer Lebensgefährte ist, von der schön bemalten Wiege an bis zum zierlich gedrechselten Grabscheit des Todtengräbers. Und gleichen Schritt mit der blumigen Thonschüssel, dem künstlerischen Zinnkrug, dem zierlich geformten Axtstiel, der feingeschnitzten Tabakpfeife hält das Volksgemüth in seinen heiteren Scherzarabesken und klingenden Kehlen.

Wie reich sind in einem älplerischen Bauernhause die Stuben mit Bildern geschmückt, vom Hausaltare über dem Tisch an, bis zum „Weihbrunn-Christus" am Thürpfosten! Und wenn die Magd ihren Gewandkasten öffnet, so sieht man die zahlreichen Heiligenbildchen, die auf der Innenseite der Kastenthür kleben und hängen. Keine Wallfahrt wird verrichtet, ohne dass man bunte Bildlein oder Statuetten oder sonst einen sinnigen Kunstgegenstand mit nach Hause bringt. Denkmünzen mit Heiligenbildern bekommt der Landmensch schon bei der Taufe, solche Denkmünzen trägt er sein lebelang um den Hals, solche Denkmünzen und Bildchen legen sie ihm in den Sarg. Kurz, all Leben und Sterben dieser Leute ist geschmückt mit Bildwerk. Woher also diese Kunstinnigkeit in den Alpen? — Ist es der romanische Blutstropfen? Ist es der Einfluss der kirchlichen Kunst? Ist es die wunderbar gestaltige Bergwelt mit ihren unendlichen Lichtspielen und Klängen? In Tirol, wo die Straßen aus Italien ziehen, sind sie daheim, die Herrgöttlschnitzer, die Altarbauer und viele große Bildhauer und Maler. Dieses Land beweist, dass auch das Bauernvolk mitsprechen darf, wenn es sich um bildende Kunst handelt. Und gerade die Tiroler bieten uns den richtigen Übergang von der ersten in die zweite Art der Kunstgenießer.

Leute, die sich an einem Bilde für Gegenstand und Mache gleichmäßig interessieren.

Sie fragen mit gleicher Entschiedenheit nach dem Was, als nach dem Wie. Ihnen muss der Gegenstand der Behandlung und die Behandlung des Gegenstandes würdig sein. Die herrlichste Landschaft, die lieblichste Idylle ist ihnen zuwider, wenn sie schlecht gemacht ist. Und keinen widerlichen, abscheulichen Gegenstand verzeihen sie, selbst wenn er noch

so virtuos dargestellt wäre. Ist der Gegenstand unbedeutend, gleichgiltig, so fragen sie sich, weshalb der Künstler seinem Können nicht größere Aufgaben stellt. Ist der Gegenstand häßlich, so meinen sie, daß ihn keine noch so vollendete Ausführung schön machen könne. Ja der widerliche Gegenstand wird in der Hand des großen realistischen Künstlers noch widerlicher als in der des geringeren.

Auch große Häßlichkeit kann künstlerisch wirken, wenn sie in dämonischer Stimmung wiedergegeben ist. Aber das Alltägliche, Uncharakteristische kann nie ein Gegenstand einer großen Kunst sein, das technische Virtuosenthum allein läßt unser Gemüth kalt.

Die Kunstgenießer der zweiten Art schmücken ihre Wohnräume weniger mit religiösen, als mit profanen Bildern: Werke nach alten Classikern, Jagdstücke, Genrebilder, Landschaften vorwiegend. Gute Holzschnitte, Radierungen, Kupferstiche, Stahlstiche, am liebsten natürlich Originale in Öl. Man liebt hübsche, zumeist vergoldete Rahmen. Während es dem Bauern ganz gleichgiltig ist, von wem das Bild stammt, das er sein lebelang in der Stube hängen hat, kümmert sich der gebildete Laie schon angelegentlich nach dem Namen des Künstlers und ist es wohl wahr, daß er ein Bild mit ganz anderen Augen ansieht, wenn es den Namen eines berühmten Malers trägt. Und bringt es diese Gesellschaftsclasse in einzelnen ihrer Kunstenthusiasten mit Leichtigkeit über sich, das feinste Kunstwerk zu ignorieren, wenn es von einem noch Unberühmten stammt und einen aufgelegten Schund bis in den Himmel zu preisen, wenn ein berühmter Name dabei steht. Da hätten wir eine Abart, die im Bildwerke weder dem Gegenstande, noch der Ausführung Wert beilegt, sondern nur dem Namen. — Im ganzen ist es das Ideal des wirklich Gebildeten, daß der Gegenstand menschlich interessant, dann aber auch genial und fleißig durchgeführt sei.

So war das wohl zu aller Zeit und wird es bleiben, und kleine Modeschwankungen werden daran nichts ändern.

Hier möchte ich die Frage einschieben, weshalb der Landmann im allgemeinen weniger der Kunst huldigt, als der Stadtmensch. Da Kunst nicht vom Wissen, sondern vom Können herstammt, so läge sie dem einen just so nahe, wie dem andern, und hätte er schon die technischen Mittel nicht dazu, so würde er sich mit seinen natürlichen Fähigkeiten begnügen und zufrieden sein damit, wie er's machen kann. Nein, der Landbewohner gibt sich deshalb weniger mit Kunst ab, als der Städter, weil er sie nicht so nothwendig braucht, als ein Eingemauerter, welchem die Kunst ein Ersatz für Natur sein muß. Der Städter bedarf das Bild einer Landschaft, der Bauer hat die Landschaft selbst. Dem Bauer wird ein abgebildetes Stadthaus oder eine Dampfmaschine interessanter sein, als der schönste Sonnenuntergang auf Leinwand.

Nun zur dritten Art. Das ist die kleinste, aber die leidenschaftlichste. Sie ist die, vieler Künstler und Kunstfreunde. — Der Gegenstand ist nichts, die Mache ist alles. Der Gegenstand ist nur das Mittel, um den Zweck einer guten Technik zu zeigen und in der Malerei eine gute Farbenwirkung zu erzielen. Der Gegenstand als solcher kann ganz missrathen sein, so dass man ihn kaum wieder erkennt. Das Bild kann durchaus verzeichnet sein, das macht nichts, der Maler ist ja kein Zeichner, er ist Maler. Die Geheimnisse der Farbe, des Lichtes sind sein Bereich. Wenn es ihm für einen beabsichtigten Farbeneffect passt, so malt er bei einer Landschaft den Himmel grün, die Erde blau und die Bäume roth. Er erinnert hierin an die alten böhmischen Glasmaler, die ihre Heiligenbildchen ganz in ähnlichem Sinne malten und nachher bei den Bauern die Tafel um fünf Groschen verkauften. Und wenn der Künstler überhaupt nicht eine Landschaft, nicht Menschen oder Thiere darstellen will, sondern vielmehr einen Farbenkasten, so hat er ja recht in seiner Art. Man hat es wohl schon gemerkt, dass ich bei dem Secessionisten bin.

Wir Anderen aber hätten — wenn diese neue Art allgemein würde — kein Bild mehr. Wir könnten uns von einer bestimmten Landschaft oder Situation keine richtige Vorstellung mehr fixieren, wir könnten unseren Nachkommen keine treuen Porträts mehr übermitteln. Denn unsere modernen Porträtmaler wollen nicht so sehr die Ähnlichkeit, als vielmehr ein brillantes „Kunstwerk" schaffen. Doch unseren Enkeln wird es wahrscheinlich gleichgiltig sein, welcher Farbentechnik der mächtig war, sie werden bloß wissen wollen, wie der Großvater ausgesehen hat.

Nun ist es ja aber gar nicht so gemeint, als sie bisweilen sagen, um im Gegensatz zu alten Schulen ihren Standpunkt zu bezeichnen. In der That wollen sie doch ihr Können dazu ausnützen, um von etwas ein bestimmtes Bild zu geben. Dann behaupten sie, nur die charakteristischen Momente erfassen und scharf herausarbeiten zu wollen und alles Nebensächliche beiseite zu lassen. Dann möchten sie den Gegenstand über die banale Natur hinausheben, ihm eine besondere Seele einflößen. Die Stimmung. Man weiß zwar nicht immer, was man sich unter dem denken soll, was sie Stimmung nennen. — Man sieht, die Absichten solcher Maler und Malerfreunde sind sehr löblich, eigentlich ganz die der alten Meister. Nur dass sie's nicht so weg haben mit dem Können. Sie malen Studien, und in den Studien bleiben sie stecken. Das Bild kommt unfertig in die Ausstellung, auf den Markt, und manche finden gerade das ganz entzückend und modern, was im Grunde nichts ist, als die Unfertigkeit und Schlampigkeit.

Durch die unverhältnismäßige Hervorkehrung des Charakteristischen eines Gegenstandes geräth diese Manier mit der Caricatur zusammen, so dass sie sich besonders für Witzblätter eignet. Durch die einseitige Mache der Farbenwirkung eignet sich solche Kunst ausgezeichnet für Reclamebilder,

wie sie sich thatsächlich das Placat rasch erobert hat. — Caricatur und Reclame, ich weiß nicht, ob die Künstler mit solchen Endzielen einverstanden sind. Sie wollen ja ernstgenommen werden. Sie wollen nicht, dass ihre gewiss auch mit Herzblut genährte Kunst Gegenstand der Belustigung sei. Sie wollen doch auch nicht, dass, während ihr Ehrgeiz nach Unsterblichkeit lechzt, ihre Bilder an den Straßenecken ein philisterhaftes Eintagsleben führen sollen.

Dahin kommt es, wenn man geringschätzig und undankbar begangene Straßen zu plötzlich verlässt, um „neue Pfade durch die Wildnis zu suchen". —

Mein persönliches Verhältnis zur bildenden Kunst — wenn davon schließlich noch die Rede sein dürfte — ist ein sehr lebhaftes. Es ist nicht theoretisch und nicht kritisch, es ist unmittelbar empfindend. Eine große Anzahl von alten oder neuen Bildern lässt mich zwar gleichgiltig, solche aber, die mir gefallen, liebe ich, und solche, die mir missfallen, hasse ich. Bilder, die eine aufdringliche Manier haben und eigentlich doch nichts sagen, hasse ich ebenfalls. Bilder, die frivol das verneinen, was mir bisher für schön galt und dem ich Genüsse verdanke, hasse ich erst recht. Darum stehe ich mit den Secessionisten im allgemeinen nicht auf gutem Fuß, wenn mir auch manchmal etwas an ihnen recht wohl gefällt.

Ich stehe bei den Kunstgenüssen der zweiten Art; interessanter Gegenstand, gute Ausführung. Aber mir ist eben auch die erste und die dritte Art nicht fremd. Jahrelang habe ich es mit jenen kindlichen Kunstgenießern gehalten, denen in einem Bilde der Gegenstand alles, die Mache fast nichts ist. Und ich halte es bisweilen doch auch mit jenen, die das Hauptgewicht auf die Mache legen. Das ist der Fall, wenn ich gelegentlich einmal selbst — ausübender Künstler bin. Schon als Kind war ich Sculpturist. Wenn die Mutter den Strudelteig auszog, erbat ich mir davon ein Stückchen Material, aus dem ich dann Figuren knetete, mit Vorliebe „den Herrgott auf dem Kreuz". Das Kunstwerk wurde dann im Ofen gebacken, um es für die Unsterblichkeit tauglich zu machen, und am nächsten Tage verzehrt. Aus Papier schnitt ich Häuschen und Bäume, um sie dann auf dem Tische zu einer Landschaft zusammenzustellen. In einer weiteren Epoche dieser Culturentwicklung griff ich zu Pinsel und Wasserfarben und malte. Und das treibe ich noch heute in gutgelaunten Stunden. Und zwar ganz modern. Ich male Landschaften, Phantasiestücke, Stimmungsbilder, Caricaturen. Aber nie etwas nach der Natur, immer nach einem inneren Gesichte. Will ich nach äußeren Vorbildern und Modellen malen, da ist die Hand befangen und ungeschickt und es wird nichts. Es ist viel zu schwer. Male ich Freiconturen, Freilicht, dann geht's flott voran und es wird was. Wenn auch nicht das zuerst Gewollte, so was anderes. Irgend etwas. Das Studienmachen ist so lästig, die schrankenlose Willkür ist so lustig. Das ist so genial und es kann nichts misslingen. Denn im schlimmsten Falle ist es

ein Symbol, das man nicht zu verstehen braucht, ein Stimmungsbild, bei dem man nichts zu empfinden braucht, weil es ja auch apartische Stimmungen gibt. — Wenn ich mich nun so zum Malkasten setze, so denke ich nicht, was willst du malen? sondern, was kannst du malen? Und gewählt wird ein Gegenstand, wobei ich gerade meine Fertigkeiten am besten anbringen kann. Hauptsache ist eben die Mache.

So wird's auch meinen Collegen von der Secession gehen. Je kleiner ein Künstler ist, desto mehr muss er an seine Mache und ihre Grenzen denken, je mehr muss er mit verblüffenden Mätzchen arbeiten. Der Große kann jeden beliebigen Gegenstand wählen, er wird ihn ausführen, realistisch und idealistisch zugleich, so dass es die richtige Harmonie gibt zwischen Stoff und Form. — Genug davon.

Nun hat aber die bildende Kunst nicht bloß eine ästhetische, sondern auch eine ethische Seite. Obwohl diese im ganzen nicht klar zu sein scheint. Moses verbot, von Gott ein Bild zu machen. Andere Glaubensstifter und Kirchen wollen gerade durch Bilder sittlich wirken. Ich glaube fast, dass ein gutes Bild sittlich nicht viel nützen, ein schlechtes Bild aber viel schaden kann. Aus dem Volke, und zwar aus jeder Schichte desselben, ließen sich unzählige Beispiele anführen, wie durch Bilder die Jugend verführt wird. Der junge Mensch ist noch zu wenig ästhetisch gestimmt, als dass das künstlerische Interesse das sachliche zurückdrängen könnte. Er ist zu naivsinnlich, als dass er sich nicht dem Gegenstande hingebe und ihn auf sein Herz wirken ließe. — Es geht nicht leichthin an, zu sagen: die Kunst heilige alles, dem Reinen sei alles rein und es handle sich nur um das Schönheitsgefühl. Die großen, besonders die antiken Künstler haben es allerdings verstanden, auch das in gewöhnlichem Sinne Unschickliche und Verfängliche mit so reichem Schönheitsglanz zu umgeben, dass die Begierde sich gar nicht hervorwagt. Aber anders steht es, wenn moderne Maler ihre geschlechtlichen Offenheiten öffentlich ausstellen und den Sinn der Jugend nach Richtungen lenken, wo das sittliche Verderben steht. Solche moderne Maler verstehen es durchaus nicht, ihre Lasciviläten mit dem Glanze der Schönheit zu verhüllen. Wir sahen in neuester Zeit Bilderbeispiele von so großer Häßlichkeit menschlicher Körper, dass man allerdings versucht ist zu glauben, der Künstler wolle durch die Abschreckungstheorie sittlich wirken. Wenn euch die Schönheit verführt, mochte der Secessionist denken, gut, so sollt ihr die Häßlichkeit haben! Dem gegenüber steht aber die liebe Jugend ganz auf dem ersten Fall: der Gegenstand alles, die Mache nichts. — Der größte Stümper kann mit ein paar häßlichen Strichen die Sünde wecken, wenn sie einen so leisen Schlaf hat, wie die im warmblütigen Menschenleib!

Die Wochentage.

Erläutert von **Theodor Vernaleken.**

Die Benennung „Woche" ist germanisch, in Skandinavien vecka, holländisch und englisch week, niederdeutsch wike. Der Name hängt wohl zusammen mit dem niederd. wiken, d. i. weichen, und demnach mit dem Wechsel des Mondes, mit seinem Zu- und Abnehmen. Die Römer nannten sieben Tage hebdomas, und benannten die Tage nach ihren heidnischen Gottheiten. Dies geschah zum Theil auch bei den Germanen; den römischen Schriftstellern war unser Wodan ein Mercur, unser Donar ein Jupiter, unser Zin ein Mars. Die römischen Namen drangen, wie vieles andere, auch zu uns nach Germanien, wo übrigens die jüdisch-christliche siebentägige Woche beibehalten wurde.

Die Namen unserer Wochentage sind nun folgende:

1. **Sonntag.** Das ist — wie Uhland sagt — der Tag des Herrn, nach dem altgermanischen Begriffe der Sonnengottheit, und diese ist Odin, dessen eines Auge die Sonne bedeutet.

Alle Germanen nennen den Tag: Niederd. Sundag, holländ. Zondag, engl. Sunday, schwed. söndag. Der römische dies solis (Tag der Sonne) ward bei den Romanen christianisiert als dies dominica (Herrentag), französ. dimanche. Wiewohl sich im Neuen Testament kein bestimmtes Gebot für denselben findet, ward er schon im nachapostolischen Zeitalter als Auferstehungstag Christi neben dem jüdischen Sabbat gefeiert. Erst im 8. Jahrhundert ward von der Obrigkeit jegliche Arbeit am Sonntag untersagt.

Im Volke spricht man auch von Sonntagskindern. Wer sind diese? Es sind Menschen, welche Gespenster und Geister sehen können. Ein Sonntagskind ist auch, das an einem güldenen Sonntage geboren ist, d. h. am ersten Sonntag nach Pfingsten (Trinitatis) oder auch an einem der nächsten Sonntage nach Quatember.

2. **Montag** und Monat gehören dem Namen nach zusammen, denn Monat steht auch für Mond (lat. luna), der den Zeitlauf misset. Die alten Völker theilten die Zeit nach den Lichtgestalten des Mondes ein. Griechen und Römer versuchten das Mond- und Sonnenjahr mit einander in Einklang zu bringen.

Der Montag ist der zweite Tag der Woche, der erste der Werktage. Handwerker benutzen ihn gern als Nachfeier des Sonntags, sie

machen „blau“. Dies beschränkte sich ursprünglich auf den Montag vor Aschermittwoch, der durch blaue Altarumhänge in der Kirche gekennzeichnet wurde. Dieser Tag war kein „blaues Wunder“:

„Blauer Montag, volle Kröpfe,
Leere Beutel, tolle Köpfe.“

In unserem deutschen bleuen liegt die Vorstellung des Schlagens, man sagt ja: sie haben ihn durchgebleuet. Das Blaumachen hat übrigens auch eine andere Seite. Die Arbeiter hatten vormals mehr als jetzt. Seit der Erfindung der Maschinen aller Art und seit dem Entstehen so vieler Fabriken geht es den Arbeitern schlecht. Maschinen und Fabriken bereichern einen und bearmen tausende. Am blauen Montag suchen die Arbeiter ihre Lage zu vergessen.

Um die Namen der nun folgenden Wochentage zu verstehen, müssen wir etwas über die religiösen Anschauungen der Germanen vorbemerken.

Ahnung von holden und unholden Mächten war der erste Eindruck bei Anblick der wohlthätigen und der zerstörenden Naturgewalten, der zweite war die Beobachtung des Kampfes zwischen beiden. Demgemäß bildete sich die Vorstellung von übermenschlichen Gewalten. Quell und Inbegriff alles Guten nannten sie Wodan (Odin), den Allguten, den Allvater. Er leuchtet und strahlt in der Sonne, fährt einher auf brausendem Rosse.

Donner und Blitz ergreifen mit eigenthümlicher Gewalt, Donars Hammer fliegt und kehrt zurück und schmettert in die starrenden Frostriesen.

Saxnot ist der Schwertgenosse, der den kämpfenden Mann umwaltet. An dieses Kriegsgottes Namen hat sich dann auch der Name Zin gehängt, der für das göttliche Wesen in den andern arischen Sprachen vorkommt, nordisch Thy (Thys), bei den Sachsen hieß ein Tag: der Ziustag, auch Eritag, weil heru = das Schwert, was an das griechische Ares, den Kriegsgott, erinnert.

Donar und Saxnot sind nur Ausstrahlungen Wodans, gleichsam seine Söhne. Der lichterfüllte Himmel, Wodan, umfaßt in Liebe sein Weib, das Freya oder Holle genannt wurde und als Mutter alles Lebens galt. Über die Frau „Holle in Österreich“, wo sie stark vertreten ist, habe ich eine ausführliche Besprechung veröffentlicht in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“ (1897).

3. **Dienstag**, der römische dies Martis (noch französ. Mardi), des Tag des altdeutschen Gottes Zio (Tyr), eines leuchtenden Himmelsgottes der Germanen. Deshalb hieß er anfangs Ziestag, noch heute in Schwaben Zienstag, in der Schweiz Ziestag (Ziestig). In der niedergermanischen Gruppe war T statt Z. So im Angelsächs. Tivestag, engl. tuesday, schwed. tisdag. Auch Dingstag ist eingedrungen. Die bayrisch-österreichische Benennung ist Irtag, Ertag, weil die Bewohner

jenen Lichtgott Eor nannten. Die Einschiebung des n beruht auf einer Verwechslung mit Ding = Gerichtstag.

4. Der und die **Mittwoch** (auch die Mittwoche), bei den Römern der Tag des Mercur, althochd. mittawecha, mittelhochd. mittewoche. Die ältere Benennung war vodenestag, noch im Englischen wednesday, im Holländischen Woensdag. Also Wodanstag oder Odinstag wäre der richtige Name für diesen Wochentag gewesen. Wuotan oder Odin war die Hauptgottheit der Germanen; wir finden noch Anklänge an diese Namen in vielen deutschen Volkssagen. Die Benennung „Mittwoch" entspricht dem „Mittsommer" und „Mittwinter".

5. **Donnerstag,** bei Römern dem Jupiter geweiht, bei den Germanen dem Donnergott Donar (Thor), angelsächs. Thunoresdäg, engl. Thursday, altnord. Thorsdagr, schwed. Thorsdag, holländ. Donderdag, in der Schweiz Donstig. Dieser fünfte Wochentag wird im südlichen Deutschland auch Pfinztag genannt, d. i. Fünftertag, ähnlich wie Pfingsten (griech. pente = 5), d. h. der fünfzigste Tag nach Ostern. Der Donnerstag vor Ostern heißt der Gründonnerstag; in der lateinischen Kirchensprache dies absolutionis et indulgentiae, im Volke „Ablasstag" oder „Erlasstag", also ein Fastentag, daher französ. jeudi absolu. Er hat demnach drei Seiten, eine heidnische, eine volksthümliche und eine christliche. „Grün" heißt dieser Tag, weil man die Sitte damit in Verbindung bringt, wonach man an diesem Tage grüne Frühlingskräuter, deren Genusse man eine große Heil- und Verjüngungskraft beilegte, zu essen pflegt. Es geschah dies von den ersten Christen, die mit den Juden das Osterfest zugleich feierten, und so wie diese das Osterlamm mit würzigen Frühlingskräutern verspeisten.

Es ist merkwürdig, wie lange die durch das Christenthum gestürzten germanischen Gottheiten im Volksglauben noch haften. Die Holda (Beiname der Fricka, der Gemahlin Wodans) erscheint in den mythischen Nachklängen als Pfinzta-Weibl, und zwar als die schwarze Seite der Hel (Göttin der Unterwelt, Hölle). In Niederösterreich bei Zwettl ist es gebräuchlich, dass an einem Donnerstag abends bei Licht nicht mehr gesponnen wird, weil man glaubt, dass sonst das Pfingsta-Weibel komme. Dieses soll ein böses Weib sein, welches zu dem kommt, der noch beim Lichte spinnt. Ebenso wird auch an einem Samstage nach 4 Uhr nicht mehr gesponnen, weil dies die Nacht unserer lieben Frau ist. In einem Dorfe war einmal eine Bänerin, welche an einem Donnerstage, da sie zu den Nachbarinnen nicht gehen wollte, bei dem Lichte spann. Als sie eine Zeitlang gesponnen hatte, gieng auf einmal die Thür auf und herein trat ein schwarzes Weibchen. Es war das Pfingsta-Weibel, welches zur Bänerin sagte: „Geh weg, lass jetzt mich spinnen, Du hast schon lange genug gesponnen." Die Bänerin gehorchte unwillkürlich, und das Pfingsta-Weibel fieng an

zu spinnen; dieses spann jedoch so schnell, dass ihr die Bäuerin nicht genug Flachs geben konnte.

6. **Freitag.** Römisch dies Veneris, angelsächs. Frige däg, engl. Friday, schwed. Fredag. holländ. Vrijdag. Die germanische Benennung zeigt schon, dass sie Bezug hat auf die frohmachende Gemahlin Wodans, die Freija oder Frouwa (daher Frau), nordgerm. Frigga, althochd. Fria. Diese Namen bedeuten die frohe, erfreuende Frau, liebenswürdige Göttin. Nach ihr wurden Gras u. a. Kräuter benannt, und wie die Gottheiten durch Heilige, so wurde auch der Freya-Name durch Maria verdrängt, z. B. in Mariengras ꝛc. Im Norddeutschen und bei Schriftstellern ist friggen (freien) im Sinne von ehelichen, werben, allgemein. Freya galt als Göttin der Liebe, der Ehe, auch als Hausfrau, welche die Gäste bewirtet. Ihre Beziehung zur Ehe vermuthe ich auch in Roseggers Erzählung („Waldschulmeister"), wo von Brautgaben die Rede ist. Eine alte Steiermärkerin sagt zu ihrer Tochter: „Weißt wohl, Annamirl, wo die beste Brautgab' hinkommen muss? In den kühlen Erdboden hinein. Nachher kommt eine schöne Frau in güldenem Wagen gefahren, an diesen sind zwei Kätzlein gespannt, die graben mit ihren Pfoten die Brautgabe aus, und die Frau nimmt die Gab' in ihre schneeweißen Händ' und fährt dreimal um die Hütten herum; nachher kann kein Elend kommen in euren heiligen Ehestand." [1])

Es ist kein Wunder, dass die germanischen Gottheiten sich in den Wochentagen so lange erhalten haben, weil in den Volksgebräuchen und im Aberglauben Donar, Freya ꝛc. sehr stark vertreten sind. Man lese nur die vielen Sammlungen und Sagen und Gebräuche unseres Volkes. Der Glaube an diese Phantasiegestalten ist verschwunden oder verzerrt, aber verblasste Erinnerungen sind geblieben.

An diesen fast unkenntbaren Resten und veränderten Wortgebilden erkennt man wenigstens die nationale Verwandtschaft der germanischen Völkerzweige zum Unterschiede von den Romanen und Slaven.

7. **Samstag,** bei den Römern der Tag des Saturn, später auch als Sabbat (d. i. der Ruhetag der Juden) mitgefeiert; französ. Samedi. Dagegen im Engl. Saturday, holländ. Zaterdag. Bei Schweden und Dänen heißt der Tag Lördag. Für diesen Wochentag bot sich also keine gemeinschaftliche germanische Gottheit dar. Der in Norddeutschland mehr gebräuchliche Name „Sonnabend" erklärt sich daher, dass der Vorabend des der Sonne geweihten Tages schon als geheiligt galt. Nach westfälischem Volksglauben darf am Saterdagabend nach Sonnenuntergang nicht mehr gearbeitet, besonders nichts mehr gesponnen werden.

[1]) Über diese Katzen Freyas vergleiche Simrock „Mythologie", 2. Aufl., S. 81, 493, 565.

Wie der Sepp das Sterben zwingt.

Eine Schweizergestalt von **Ernst Zahn.**[1])

Der alte Sepp saß in seiner rauchschwarzen, niederen Stube zum erstenmal in dem vornehmen Stuhl, der so wenig zu der übrigen, ungefügten Einrichtung paßte. Daß der Sepp um diese helleuchtende Tageszeit das Haus hütete, war ein schlechtes Zeichen, ein noch schlechteres, daß er in dem Sessel saß. Der war seit zwei Jahren sein Eigenthum und war das Neujahrsgeschenk eines alten Engländers, mit welchem der Sepp viele Jahre lang allsömmerlich in den Felsen und Firnen umhergestiegen war.

„An den eigenen morschen Knochen habe er erprobt, daß allgemach Rasten noth thue," hatte der „Herr" zur Zeit geschrieben, und „in dem gepolsterten, weichen Sitzgestell solle der Sepp seiner reichlich verdienten Ruhe pflegen."

Damals hatte der alte Führer grimmig in sich hineingelacht, hatte den Lehnsessel unsanft an die Stubenwand gerückt und sich desto eifriger im Freien zu thun gemacht. Wind und Wetter hatten ihm nichts an, und die schwersten Lasten trug er auf seinem sechsundsiebzigjährigen, leicht gekrümmten Buckel. Den Sessel benützte er nie.

Heute auf einmal hatte er sich halb im Trotz hineingesetzt; denn er dachte ans Sterben.

Durch die nicht allzu reinen, kleinen Fensterscheiben lachte der schimmernde Wintertag. Das Schneelicht hellte selbst des Alten düstere Stube. Der saß und staunte nach dem weißen mächtigen Gletscher, auf welchem Silberfeuer zuckten und um den die Thürme und Spitzen der heimischen Berge aufstarrten. Von denen war keiner, den er nicht zu dutzenden Malen bezwungen. Der Sepp dachte an die jungen Tage. Im Hochgebirg hatte es ihm keiner nachgethan, und kein Führername in der weiten Umgegend hatte solchen Klang wie der seine. Bei dem Erinnern rüttelte ihn plötzlich der Ehrgeiz. Seit ein paar Jahren redete kein Mensch mehr von dem Renner-Sepp! — Ein Stich fuhr ihm ins Herz. In die dürre, braune Hand ließ er den häßlichen Kopf fallen; und in seinem, von unzähligen Furchen durchschnittenen Gesicht zuckte es wie von schwerer

[1]) Aus dessen „Neue Bergnovellen". (Frauenfeld. J. Huber. 1898.)

Bekümmernis. Wie er so in sich zusammengesunken saß, sah man dem Menschen die Jahre an, die sein fast noch schwarzes Haupt- und Barthaar nicht erkennen ließ. In der kurzen, zähen Gestalt gieng das Sterben an.

Nach einer Weile gieng unten die knarrende Hüttenthür und leichte Tritte kamen über die kreischende Stiege. Zum Sepp trat ein junges Maitli ein. Sie war ein hübsches, blondes Ding, schlank und frisch, aber mit einem trüben Ausdruck in den blauen Augen. Mit einem Brief in der Hand trat sie vor den Alten.

„Da ist etwas für Euch 'kommen", sagte sie still.

Fast theilnahmslos ruhten des Alten tiefliegende Augen auf dem Schreiben. Dann sagte er mühsam: „Lies mir's vor."

Das Maitli erbrach den Umschlag und hub an:

„An Josef Renner, Bergführer! Wir beabsichtigen, an die diesjährige erste Landesausstellung ein Bild der vier bewährtesten dortigen Führer in voller Ausrüstung zu bringen, wobei Sie natürlich nicht fehlen dürfen. Wir bitten Sie, wenn das Wetter anhält, sich nächsten Sonntag nachmittags zwei Uhr bereit zu halten, zu welcher Stunde jemand von uns dort die Aufnahme bewerkstelligen wird. Hochachtend

Photographische Anstalt in . . ."

Während des Lesens war der Sepp aufgefahren. Jede Muskel straffte sich an dem sehnigen, vertrockneten Körper. Jetzt schob er den Sessel zurück, daß er krachte, und stand gleich darauf aufrecht mitten in der Stube.

„Lies noch einmal", sagte er heiser, als das Maitli geendet hatte.

Willig wiederholte dieses.

Und der Alte murmelte vor sich hin:

„Die bewährtesten! — Du — darfst nicht fehlen — Du, Sepp!"

„Gelt?" unterbrach er sich, und ein Kichern kam trocken und sonderbar aus seiner Brust. „Gelt, Broni, sie denken doch noch an mich, d' Herren?"

Die Broni, dem Sepp eine weitläufige Verwandte, welche mit ihrer Mutter gegenüber wohnte und ihm seine Hütte in Ordnung hielt, nickte mechanisch. Das Wasser stand ihr in den Augen.

Mitten in seiner Erregung gewahrte es der Sepp.

„Was hat's geben?" knurrte er.

Das Maitli lag ihm am Herzen, so viel als dem geizigen und nur an seinem Beruf hängenden Gebirgler einer lieb sein konnte.

Über die Broni war bei seiner Frage ihr ganzes Leid gekommen. Sie schluchzte und erzählte dazwischen in abgebrochenen Sätzen:

„Vorgestern ist dem Furrer-Toni 's Haus und der Gaden abbrennt drunten im Weiler! — Und wir haben wollen heiraten z'sammen!

— Und ich hab' ihn so gern g'habt! — Und jetzt ist er im Unglück und muss 's Gut lassen und dienen! Und vom Heiraten ist keine Red' — — und — —"

Sie konnte nicht weiter reden und warf sich auf einen Stuhl am Tisch, dass sie das Gesicht in den Armen berge.

Ein Gedanke schoss dem Sepp durch den Kopf. Die Freude über den Brief hatte ihn geweckt. Unter seinem Bett im Nebenzimmer stand eine Holztruhe. In der lag genug, um der Broni ihrem Schatz zwei Häuser zu bauen, nicht nur eines! — Mit seinem Geld konnte er ja anfangen, was er wollte, und — die Broni war am End' ein gutes Maitli! Es gieng niemand etwas an, wenn er ihr mehr zutheilte als der anderen Sippschaft! — Aber — —

Da war schon der Geiz wieder Meister in ihm. Das Geld gab er nicht aus den Händen, so lange er lebte.

„Ich kann Dir nicht helfen", sagte er mürrisch.

Das Maitli trocknete sich die Augen. Eine große Muthlosigkeit lag in ihren Zügen.

Dem Alten fiel der Brief wieder ein und der nächste Sonntag. In seinen Gliedern lag noch die bleierne Schwere, die ihn vorhin hatte an den Tod denken lassen; aber der mächtige Wille, welcher ihn in seinem Leben vor keiner Arbeit und keiner Gefahr hatte zurückschrecken lassen, war wach geworden in ihm. Und am Sonntag *wollte* er sich abnehmen lassen, das stand bei ihm fest. Mit dem Entschluss zwang der Sepp das Sterben, das ihm doch nahe gewesen.

„Ich geh' ins Holz", sagte er zur Broni und schritt hinaus, rüstig wie in seinen besten Tagen.

In all' seinem Kummer musste das Maitli lächeln. Im Dorf hatte man den Sepp schon halb todt gesagt, und jetzt lud sich der die Hutte auf und gieng holzen! — — — — — — — — — —

Der Sonntag war da, und rechtzeitig hatte der Sepp auf der Matte, wo die Aufnahme geschehen sollte, sich eingefunden. Festen Schrittes war er dahergekommen, das gewichtige Eisbeil in der Faust, das Seil um Brust und Rücken geschlungen. Selbst die schweren Nagelschuhe, die bei der letzten Bergfahrt gedient hatten, hatte er sich nicht erspart. Der Photograph konnte seine heimliche Bewunderung für die Unverwüstlichkeit des Alten nicht verbergen. Der bemerkte des anderen Staunen. Wie ein Ruck gieng es ihm durch den zähen Leib. Fast mitleidig schaute er auf die drei jüngeren Führer, als der Photograph ihn in die Mitte der Gruppe stellte.

Als die Aufnahme fertig war, trat er an den Kasten.

„Meint Ihr, dass es g'lungen ist?" fragte er.

„O ja, die Beleuchtung war günstig", gab der Photograph zur Antwort.

„Und — bis wann wird's ausg'stellt?"

Die Stimme zitterte dem Alten.

„In vier Wochen wird die Ausstellung eröffnet. Wir werden alsdann einem jeden von euch eine Kopie des Bildes zustellen!"

„Gut — danke! — — Ich warte drauf!"

Der Sepp sagte das Letzte halb zu sich selber, als wollte er sich für die kommenden Wochen ermuthigen. Dann gieng er mit den jungen Collegen zum Schnaps und that, als ob er im Sommer mit denen wieder wetteifern wollte.

Wie er an dem Abend nach Hause kam, packte ihn ein Schwindel. Wie ein Block fiel er auf den feinen Stuhl. Die Augen sanken ihm zu. Nach einer Weile erwachte er freilich wieder, aber ein jäher Schreck durchfuhr ihn. Das war Schwäche gewesen! Und er *mußte* doch leben, bis er erfuhr, was man an der Ausstellung von seinem, von dem Renner-Sepp seinem Bild sagen werde! — Fast wild richtete er sich auf von dem Sessel und trug ihn auf den Estrich, als ob ihm damit die Müdigkeit aus den Gliedern geschafft sei. Und von da an zwang er sich Tag für Tag, Woche für Woche. Ob der eiserne Körper morsch geworden war mit den Jahren, der Wille war noch stählern und der hielt aus. —

Spät im Märzen war's. Der Sepp war just vom Wald heimgekommen, wo er sich Streue für seine Geiß geholt hatte. Durch's Dorf fuhr ein Schneegestöber. Die Scheiben der Hütten erblindeten; eine ganze Flockenwolke hatte sich daran geworfen. Mit zitternden Händen entzündete der Alte die Lampe an der Decke der dunkeln Stube. Dabei war ihm, wie wenn ihm plötzlich die Füße einschliefen. Er mußte sich am Tische niederlassen und biss die Zähne zusammen. Herrgott, er *wollte* aber doch nicht müd' sein! — In dem Augenblick hörte er die Broni kommen. Fast hastig trat das in Kummer bleich und spitz gewordene Maitli ein. Sie wusste, dass sie lang Erwartetes brachte. Ein Schimmer von Fröhlichkeit gieng durch ihr vergrämtes Gesicht, als sie das große gelbe Couvert auf den Tisch legte.

Der Sepp hatte in fiebriger Hast nach dem Briefe gegriffen. Mit dem großen Sackmesser riss er ihn auf. Eine Photographie fiel zwischen zwei Pappdeckeln heraus. Dann kam eine Zeitung zum Vorschein mit ein paar Zeilen des Photographen.

„Siehst, Maitli, da sind wir", keuchte der Alte, auf das Bild weisend.

Die Broni lehnte über ihn. Aber er ließ ihr keine Ruh'. Ungeduldig faltete er die Zeitung auseinander. Ein Artikel darin, betitelt „Ein Gang durch die Ausstellung", war roth angestrichen. Striche hoben ein paar Sätze besonders hervor. Darauf haftete des Führers Blick.

„Da lies", befahl er.

Das Maitli setzte sich an den Tisch und las zuerst die angestrichenen Sätze:

„Ein vortreffliches Bild findet sich unter den Ansichten aus dem Hochgebirge der Photographischen Anstalt in X. Wir sehen auf demselben vier unserer bekanntesten Bergführer in voller Ausrüstung. Der interessante Kopf des Seniors unserer Führerschaft dürfte besonders auffallen. Josef Renners Name war bis vor wenigen Jahren bei der Clubistenwelt nicht nur unseres Landes, sondern, man darf wohl sagen, Europas hochberühmt. Die Zähigkeit, Ausdauer und die Umsicht dieses Mannes steht unübertroffen da; und man kann unschwer die Geschichte seiner langen, mühereichen Thätigkeit aus dem Furchengesicht des noch immer rüstigen Alten lesen. Ehre ihm und Dank der Kunstanstalt, welche uns sein Bild noch einmal vor die Augen geführt hat."

Mit gefalteten Händen saß der Sepp.

„Lies 's ganz", sagte er athemlos, als die Broni innehielt.

Das Maitli gehorchte. Sie las den ganzen Artikel. Dann mußte sie auf des Alten Geheiß die angestrichenen Sätze wiederholen.

Derweil rann dem Sepp eine dünne Thräne in den Bart.

Als die Broni geendet hatte, wurde es still in der Stube. Schweigend saßen die zwei einander gegenüber eine ganze Weile lang. Auf einmal streifte der Sepp des Maitlis Gesicht mit einem sinnenden Blick.

„Du bist bleich", sagte er nachdenklich. „Grämst Dich noch immer um den Toni?"

Sie nickte vor sich hin und verbiß das Weinen, das ihr in die Kehle stieg. Und wieder schwiegen beide.

Draußen heulte der Wind immer toller. Zuweilen gieng es wie ein Stöhnen durch das Holzgefüge der Hütte.

Dem Maitli wurde die Zeit lang. Sie wollte aufstehen. Da legte der Sepp die knochige Hand auf die ihre.

„Du — ich muß Dir eine Freud' machen", sagte er rauh. „Hol' mir d' Kiste unter meinem Bett!"

Erstaunt that die Broni sein Geheiß.

Da sie mit der Truhe kam, ergriff der Alte einen Schlüssel, den er um den Hals getragen hatte, öffnete die Kiste und tastete lange darin, als besinne er sich noch jetzt über sein Vorhaben. Endlich nahm er ein Sparcassabuch heraus und schob es der Broni hin, geschwind, als könne es ihn reuen.

Die stand mit weit aufgerissenen Augen, während er sprach:

„Der Toni soll 's Gut b'halten! Mit dem könnet ihr schon wirtschaften z'sammen, wenn ihr g'schaffig seid! 's sind sechstausend Frank!"

Fast wie ein Seufzer klang das letzte.

Jetzt wollte das Maitli danken. Ihr Gesicht leuchtete von ehrlicher Bewunderung und übersprudelnder Dankbarkeit.

Mit der alten Unfreundlichkeit schob sie der Sepp von sich.

„Schick' mir den G'meind'schreiber", sagte er, „er muſs mir's noch schriftlich machen, daſs Dir später keiner dreinreden kann mit dem Geld! — Hast g'hört, — geh' — aber schnell!"

Lachend und weinend, aber das Geschenk fest an sich gepreſst, rannte die Broni davon.

Der Sepp kauerte auf seinem Stuhl zusammen. Schläfrigkeit überkam ihn.

Der Schreiber kam nachher. Mit Mühe that der Alte das Geschäft noch ab. Dann legte er sich.

Am Morgen war er todt.

Unter dem Kopfkissen fanden sie des Bergführers letztes Zeugnis, das zu bekommen er für Wochen das Sterben gezwungen hatte!

Auf der Wander.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Daſs wir nicht mehr reisen können, wird geklagt. Was man da reisen nenne, das seien Herdenbewegungen in vollgepfropften Eisenbahnzügen und mit Abfütterungsanstalten, die man Bahnhöfe, Hotels und Pensionen nennt. Und die schönen, freien, menschhaften Fußreisen von dazumal, sie sind nicht mehr.

Sie sind nicht mehr — wieso? Das kommt doch nur auf uns an.

An der Haltestelle Kaisersberg im Murthale stieg ich aus dem Zuge, der überfüllt war mit Reisenden, nach dem Wörthersee, nach Toblach, nach Sulden, Trafoi u. s. w. Eine lärmende, prahlende, anspruchsvolle Gesellschaft von Leuten, die einander zuwider sind und doch nicht von einander lassen mögen. Denn wohin die meisten gehen, dort muſs es wohl am schönsten sein, mindestens gibt es dort den meisten Comfort und städtische Manier, die den Aufenthalt in der Natur erst erträglich macht. Eine Welt von Luxus führte der Eisenbahnzug mit sich. Als er davongerollt war, stand ich allein in der einsamen Berglandschaft, nichts bei mir als Ränzel und Stecken und ein leichtes Geldtäschlein. Der Fährmann setzte mich über die Mur, am Dorfe St. Stefan eilte ich rasch vorüber, auf der Matte des Lobminggrabens kniete ich an die Bergquelle hin und wusch mir den Staub vom Gesicht. So, jetzt ist's wieder flott, ein frisches Wandern, wie als Bursche vor dreißig Jahren. Von Zeit

zu Zeit sollte jeder Mensch ein Stück Jugend zurückbegehren und aus seiner manchmal vielleicht recht behaglichen Sofaecke hervortreten auf die unebenen Fußpfade, wo der Jüngling einst gewandert, manchmal bei Hunger und Durst, aber mit wonniger Brust. Das Lobmingthal weist Reste einer abgekommenen Knappenwirtschaft, dort und da ein kohlenschwarzes Flötz, an der Straße Wirtshäuser, aber keine Leute dazu, außer es ist Hochsommerszeit, in welcher heitere Wienerinnen Häuser und Thal durchschwärmen. Ein Wiener Frauenverein hat ein großes Knappenhaus daselbst angekauft, in welchem seine Mitglieder gemeinsames Sommerfrischleben führen. An siebzig Personen bewohnen dieses „Mathildenheim", und sie sollen recht billig und gemüthlich ihre sommerlichen Erholungstage verbringen. Bei dem jetzt so nothwendig gewordenen Sommerfrischwesen wunderte es mich schon lange, dass sich nicht öfter eine Anzahl von Stadtleuten zusammenthut, um Sommerfrischcolonien zu gründen mit gemeinsamer und einheitlicher Bewirtschaftung, nicht etwa nach Art der Hotels und prunkhaften Pensionen, vielmehr in einfacher, ländlicher Art. Durch solche Sommerfrischvereine würde es auch den Unbemittelten möglich werden, etliche Wochen sich des stillen, ländlichen Lebens zu freuen.

Wohin will ich denn eigentlich mit meinen schlanken Beinen, die so tapfer ausschreiten! Wohin? das weiß ich nicht, ist auch ziemlich gleichgiltig; es soll tagelang nur so fortgehen, bergauf, thalab. Nun man geradeaus. Rechts zweigt der enge Tanzmeistergraben ab; eine Wegtafel sagt, dass man durch ihn auf die Gleinalpe kommen kann. Ich wanderte den rauschenden Lobmingbach entlang. Der Graben wird enger, bewaldet und düster. Ein altes Weiblein mit großen Brillen auf der Nase hatte sich mir zugesellt. Auf mein Geständnis, dass ich aus Graz käme, fragte sie, ob ich nicht am Ende gar der Grazer Doctor wäre! Die Alte war nämlich vor wenigen Jahren in der Augenklinik zu Graz gewesen, wo ihr der Staar gestochen wurde. Das habe der „Grazer Doctor" gemacht, und weil sie darauf sehr schwach gewesen, so habe er gesagt, man solle ihr Wein geben. Wein! das war der alten Berglerin ein Ereignis, und dieses Christenwort vergisst sie dem Manne nicht, aber gesehen habe sie ihn mit keinem Auge, weil beide fest verbunden gewesen seien, nun so habe sie halt geglaubt, ich sei vielleicht der Grazer Doctor. Sie lebt heilig der Meinung, in Graz gebe es, so wie etwa in St. Stefan oder St. Michael, nur einen einzigen! So einfach haben es wir Stadtleute leider nicht. Wiener Sommerfrischlerinnen, die uns begegneten, hielten mein Weiblein auf, und als ich dieses am nächsten Tage wiedersah, erzählte es mir freudeglühend, dass sie von den Frauen Bier bekommen hätte und „telegraphiert" worden wäre. Hinter ihrem Halstuche zog sie das Product eines Amateurphotographen

hervor. „Mein Alter wird schauen! der hängt mich gewiss über den Tisch zu der Muttergottes hinauf.“ Wie gut, dass ihre alten Augen so schwach waren, sonst hätte sie ihr Bild mit dem der Muttergottes kaum vergleichen mögen.

Am Abend zuvor also, da meine Weggefährtin zurückgeblieben war, benützte ich rasch die Gelegenheit, um mich zu verirren. Bei der Wegzweigung stieg ich nicht links an über die „Brandgstickel“, sondern gieng rechts der großen Schutthalde des Wildbaches entlang und kam dann auch glücklich in die Waldwildnis hinauf, wo sich wohl ein hübscher Ausblick auf die abendlich beleuchteten Trofaiacher Berge bietet, aber kein Haus und keine Hütte mehr sichtbar ist. Das Dörfchen Lobming musste doch hier herum wo versteckt sein. Ein Halter, der des Weges kam, wies mich linkerhand thalwärts. Dort unten, auf grünem Hochplateau, ringsum von Waldberghängen umgeben, steht der kleine Ort. Ein altes Kirchlein ohne Pfarrhof, ein kümmerliches Schulhaus, ein stattliches Forsthaus, ein paar Bauernhäuser und zwei Wirtshäuser, das sind die Culturstätten von Lobming. Von südlicher Höhe über Waldkuppen schaut das kahle Haupt der Gleinalpe hernieder. In der abenddämmernden Wirtsstube saß ich als einziger Gast. Aus Angst vor der Ödnis hatte ich nach dem Herrn Lehrer geschickt, der mit seiner Frau Mutter kam. Ein gutes Plaudern hatte angefangen, der Lehrer erzählte von seinen Freuden und Leiden. Die Freuden bestehen in der gesunden Luft, den gutmüthigen Bewohnern und ihren zumeist wohlgearteten Kindern, die Leiden vorwiegend in einer feuchten, unzulänglichen Wohnung, in welcher dem Lehrer die Bücher verschimmeln und der alten Mutter Rheumatismus und Gicht zusetzt. Die beiden Leutchen kennen von früher her die Behaglichkeiten der Stadt; der Lehrer fände es an der Zeit, sich ein Frauchen anzuwerben, dann wolle er in der Gegend, die ihm lieb geworden, verbleiben. Raum ist freilich in der kleinsten Hütte, aber vor Kälte geschützt und trocken sollte sie sein. Hochmögende Eigner und Patrone stehen über Lobming. Baumaterial ringsum übergenug, Arbeitskräfte ebenfalls. Ich bäte bei dieser Gelegenheit die Herrschaften um eine angemessene Wohnung für den Schullehrer zu Lobming. Mir wird ganz warm ums Herz bei dieser Bitte, denn ich ahne, sie ist nicht vergebens.

Die Herberge war gut und billig gewesen. Frisch machte ich mich frühmorgens auf die Wander. Das Glöckein der Wochenmesse klang mir nach, und zwei Stunden später durchquerte ich das Thal der Mur. —

Freilich wieder eine Strecke Eisenbahn, und noch an demselben Tage war's, als ich von Scheifling aus an Teufenbach vorüber ins Katschthal einbog. Zur größeren Bequemlichkeit hatte ich mir bis St. Peter ein Wäglein untergelegt, denn in der Augustsonne briet die zitternde

Luft. — Dieſes Katſchthal iſt nicht in der Leute Mund, nur wenige Touriſten und Sommerfriſchler kennen es — und lieben es. In Frojach an der Mur zweigt es vom Murthal ab und zieht ſich ſechs Stunden lang hinan an mittelhohen Waldbergen, lieblichen Ortſchaften und maleriſchen Schlöſſern vorüber bis ins Herz der wilden, kahlen Tauern. Die mächtig von dort heranswogende Katſch iſt mehr Fluſs als Bach. Weit hinten, ſchon an den Vorhängen des Hochgebirges, liegen die zwei Hauptorte des Thales, St. Peter und Schöder. Hinter dem erſteren ſteigen die Almen auf, deren Spitze, die Greim, das weite Thal beherrſcht. Auf dem Thürmchen der Michaelskapelle zu St. Peter wimmerte ein feines Glöcklein den Wettersegen. Über dem Kammersberg ſtand ein Gewitter, von dem aber nur wenige Tropfen niederkamen, die Sonne hatte es gebrannt und wieder aufgeſogen und das Wetterglöcklein behielt das letzte Wort.

Ich nutzte die Abendſtunden zur Wanderung bis Schöder, deſſen ſpitzer Kirchthurm mir lange über mehrere Dörfer her entgegenſchimmerte. Auf dieſem Weg kam ich bei Baierdorf zu den ſchauerlichen Schuttſtrömen, die aus den Tauern herabgetragen werden. Auch hier hat einſt der Lindwurm gehaust. Die wilde Katſch ſoll ihn aus den hinterſten Tauernthälern hervorgeſchwemmt haben. Er hätte ſicher die ganze Gegend verheert, wäre er nicht von Bauernburſchen durch Liſt getödtet worden. Sie warfen ihm eine friſche Kuhhaut vor, die mit ungelöſchtem Kalk gefüllt war. Das Ungeheuer glaubte eine Kuh vor ſich zu haben, verſchluckte ſie und ſtarb an einem gründlich verdorbenen Magen. — Die Ortſchaften ſtehen hier allzu vertrauensſelig am Waſſer, und es vergeht kaum ein Jahrzehnt, in welchem ſie ſich nicht Mühlen, Scheunen und Häuſer davontragen oder verſchütten laſſen müſſen. Schöder liegt von dieſem Hauptgraben links, etwas ſeitab; ſeine Gegend hat den Mittelgebirgscharakter des Murthales. In der alten patriarchaliſchen Lebensweiſe der Bewohner merkt man am beſten die Abgeſchiedenheit vom Weltverkehr. In den Wirtshäuſern findet man auch Zeitungen, aber nur ſolche, die der Herr Pfarrer protegiert. Die Weltanſchauung iſt deshalb noch eine einheitliche, nur zu fürchten, daſs auch dieſe Alpenwinkel eines Tages herb aus ihrem idylliſchen Traume geweckt werden. Das wirtſchaftliche Elend iſt ja ſchon eingekehrt, die alte gute Zeit beſteht nur noch in den Denkmälern der ſtattlichen Häuſer, die aber vielfach ſchon dem Verfalle zuneigen. In den ſchönen, großen Stuben ſtehen nicht mehr die maſſiven, kunſtvollen Möbel des alten, gottgeſegneten Handwerks; Händler und Muſeen haben ſolche Sachen davongeſchleppt, nicht bloß die Tiſche, Seſſel und Schränke mit ihren Zinnkrügen und Schüſſeln, auch die Öfen und Thüren ſind in vielen Häuſern geplündert und an deren Stelle iſt modernes Gſchnas vorhanden.

Wie provisorisch für den Tag sind die Sachen aufgestellt, darüber auch hier schreiende Reclamplakate von allerhand Weltpofel — und die alte Behäbigkeit und schlichtstolze Wohlständigkeit ist dahin. Da sieht man, um wie weniger fest die steirischen Bauern stehen, als die tirolischen, wo in der stattlichen Schale des Hauses auch noch der gediegene Kern alter Sitte und Wohlhabenheit wohnt. Der Tiroler ist eben ein freier, stolzer Bauer von alters her, der sich die Weltagenten aller Art hübsch vom Leibe zu halten wusste, aber auch die Barone, Grafen und Fürsten, die in Obersteiermark das alte Bauernthum nachgerade zugrunde gerichtet haben. So hat das Murthal, wie das Ennsthal seine Fürsten, unter deren Druck und Eigenmächtigkeit die Bauern heute gerade wieder so seufzen und knirschen, wie in den Zeiten der Hörigkeit. Überall wohin ich komme in unserem geliebten Alpenlande, überall die Klage der noch sässigen Bauern über den Druck der Herren und ihrer Verwalter. In welcher Zeit leben wir denn, dass die Herren wieder so übermüthig werden? Der Bauer baut mit Mühe und Kummer sein Feld, und wenn das reift, muss er ohnmächtig zusehen, wie es von Hirschen, Rehen und Hasen verheert wird. Die Entschädigung ist zumeist eine ganz lumpige. So verkümmert und verkommt unser braver Alpenbauer an der Todsünde des gottverfluchten Jagdsportes. Es ist nicht wahr, dass die Welt einzelnen Geschlechtern gehört, sie gehört der Gesammtheit, und das wird wieder einmal proclamiert werden müssen. Wenn man recht zusieht, sind diese alten, ehrwürdigen Alpengemeinden gerade so reif für die Socialdemokratie, als die abhausenden Dörfer der Industriebezirke. Das kann einmal ein curioser Tanz werden, ein Fahnen- und Schwertertanz, der aber mit den gemüthlichen und sinnigen Sitten der Fahnen- und Schwerttänze, wie sie in diesen Thälern heute manchmal noch festlich geübt werden, blutwenig Ähnlichkeit haben dürfte. Ich will nichts gesagt haben.

Im Posthause zu Schöder wollte sich mir ein altes, ganz unheimlich gesprächiges Bäuerlein anschließen. Wenn ich über die Tauern gienge, so müssten wir ja miteinander gehen, er habe auf den Almen beim Vieh zu thun, und zu zweien beim Plaudern sei der Weg kurzweiliger. Zu zweien beim Plaudern! Mir stiegen die Haare zu Berg. Wandern allein, so weit ihr wollt, aber wandern und plaudern zugleich — dieser Leistung ist meine Lunge nicht gewachsen. Ich sagte ihm das, worauf der Bauer entgegnete, wenn ich etwan brustschwach sei, so dürfe man mich schon gar nicht allein gehen lassen; er wolle doch mit mir, und plaudern werde schon er allein. Nun ist mir unterwegs das Zuhören nicht minder lästig, als das Sprechen, daher war mein Dank: Ich wisse überhaupt noch gar nicht, welchen Weg ich nehmen würde.

Da schaute er mich an. „Werdet doch wissen, wohin Ihr wollt!“

„Nein, Vetter, das weiß ich eben nicht. Ich hab' nichts zu thun jetzt und treib' mich so im Land umher. Wo ein langes Thal ist, da geh ich hinein, wo ein hoher Berg ist, da steig' ich hinauf, wo ein gutes Haus ist, da kehre ich zu.“

Etwas unsicher fragte er mich: „Und sonst, was habt Ihr denn für ein Geschäft?“

„Gar keins. Arbeiten mag ich nicht, jetzt. Ich nehm', was ich find', und wo es nicht gut geht, da wird's halt bös gehen, und unser sind viele um die Sommerszeit im Wald und im Gebirg.“

Der Mann hat nichts mehr gesagt, dass er mich begleiten wolle. Wo ich den Touristen schilderte, sah er den verdächtigen Vagabunden, und so kamen wir mühelos auseinander.

Schon lange nicht mehr wandere ich mit dem Nebengedanken, die Leute auszuhorchen, ihre Sitten, Seelen und Verhältnisse kennen zu lernen; in meinem Sacke findet sich weder Notizbuch noch Bleistift. Was sich zufällig ergibt, das bleibt im Kopf; im übrigen sind meine Bergfahrten ohne Absicht — außer der, in der Alpennatur selig zu sein.

Einen jungen, schweigsamen Burschen hatte ich mir nun aufgenommen zur Begleitung über die Hohen Tauern. Über das Sölkerjoch sollte es gehen, ins Ennsthal.

Um sechs Uhr morgens begannen wir anzusteigen. Von der Ortschaft Schöder aus, mählich durch Wald gegen den Katschgraben hin, an dessen Hochlehne voran von Wald zu Wiese, von Bauernhaus zu Bauernhaus, immer höher, dann lange eben im Walde hin. Schweigend giengen wir selbander fort und immer fort über Wasserrieseln, über nassen Moorboden, über freie Matten ins hohe Alpengebiet hinein. Weißer Morgennebel erfüllte die Gegend, aus der Schlucht herauf rauschte der Fluss. Das Rauschen kam immer näher, und endlich war das Engthal so hoch zu uns heraufgestiegen, dass wir in seiner Sohle wanderten an der immer noch mächtigen, schäumenden Katsch. Drei Stunden etwa waren wir gegangen, da zerriss der Nebel und wo waren wir? Im kahlen Hochthale, umstanden von den gewaltigen braunen Riesenbergen der Tauern. Grüne Hänge, stellenweise mit Zirm bewachsen, brauner Fels, Kuppen, Spitzen, massig hoch. Die Namen der einzelnen Berge? Man möchte sie wissen, als ob sie dann noch interessanter würden, wenn es die Nornspitze, oder der Dönegg, oder der Sauofen, oder der Schöderkofel ist. Im wenig besuchten Hochgebirge gebe ich auf Namen nicht viel; die auf der Karte und die im Volksmunde stimmen nicht zusammen und es ist nicht einerlei, wenn es auf der Karte Nornspitze heißt, und der Hirte Norn-(Narren-)spitze sagt, eine Spitze, auf die nur Narren klettern. Mein Führer verrieth, dass es hoch in diesen Gebirgen eine Menge

„Sea“ gebe, der Gastelsea, der Schimpelsea, der Kaltenbachsea, der Schwarzensea, der Weißensea, und es wären allerhand Unthiere drinnen, und wenn man Steine hineinwürfe, so stiegen gerne wilde Wetter heraus. — Dann, mein Junge, wollen wir's lieber nicht thun, sondern den Hut schwingen und jauchzend Gott danken für den blauen Himmel, den er über diese Alpen ausgeblasen hat. Bei so entzückendem und beständigem Wetter war ich schon lange nicht mehr gewandert. Im Hochthale gab es zwei Gruppen von Brentlerhütten. Eine dieser Hütten war ein „Wirtshaus“, aber man bekam keinen Wein und kein Bier und kein Ei und kein Brot, nur eine Schüssel dünner Milch mit etwas marmorierter Oberfläche. Wir verzehrten den kärglichen Mundvorrath, den mir die Frau Wirtin in Schöder zugesteckt hatte. Dann verließen wir das Thal der Katsch, welches sich noch eine Strecke hineinzieht in die Hochwüste, und stiegen rechts an. Nun wollte es mein junger Führer einmal besser wissen als die hölzerne Hand, die den Berg hinanwies gegen den Pass. Der Fußsteig schlängelte sich so thöricht hin und her, da wäre es doch näher gerade hinauf, links an einem Sturzbache. Die Folge davon war eine kleine, fünf Minuten lange Lebensgefahr. Hoch oben hinter Zirmbeständen und Erlgebüsche waren wir ins Gewände gekommen, kein senkrechtes, sondern ein kirchendachsteiles. Dieses plattenglatte Gestein war braun und schlüpfrig, es rann darüber Wasser herab. Und da mussten wir hinauf. Aus den Spalten wucherte Erlgebüsch hervor, an dem man sich festhalten konnte, der eine Strauch riss los oder brach, der andere hielt fest. In solcher Lage merkt man erst, dass der Mensch eine Menge Hilfsmittel an sich hat, von denen er sonst nichts weiß. Alle Glieder werden zur Klette, der Körper schmiegt sich schneckenhaft ans Gestein, die Beine und Arme haben eine Spann- und Schnellkraft, mit der sie den ganzen Körper scheinbar spielend bewältigen. — Endlich über der Wand vor Erschöpfung hingeworfen, hätte ich meinen armen Jungen platt zanken mögen, aber es fehlte mir dazu schlechterdings der Athem. Ein weiterer Besänftigungsgrund, dass wir nicht mehr weit vom Passe waren. Den Sturzbach überschritten, bogen wir in die Scharte ein und nach wenigen Minuten standen wir auf der Höhe des Sölkerjoches, die nach Angabe des officiellen Führers der österreichischen Staatsbahnen 2790 Meter hoch ist. Das ist nun zwar um tausend Meter übertrieben, doch ist der Pass immerhin schon so hoch, dass in den grauen Steinkaren der vergletscherte Schnee nicht verschwindet. Ich verabschiedete hier meinen Jungen und genoss dann den Reiz, mutterseelenallein zu stehen mitten in den plumpen Bergwuchten ringsum. Gegen Süden zurück ein ganz beschränkter Ausblick in die Murthaler Gegend, gegen Norden nur das hinterste Thal der Sölk, in das der steinige Steig nun hinabführt. Auf dem Joch steht eine kleine Kapelle, in der man sich schützen kann vor dem lebhaften

Nordwind, der den Schweiß des emporgestiegenen Wanderers doch etwas zu rasch aufleckt, besonders wenn man keinen Übermantel bei sich hat, sondern nur im leichten Sommerröcklein durch das Land spaziert.

Zwei Stunden später zog ich nach siebenstündiger Wanderung im Dörflein St. Nikolai ein, das trotz seiner Meereshöhe von 1126 Metern zwischen den steilen hohen Tauernriesen wie in einem engen Abgrunde gebettet ruht auf grünen Almmatten. St. Nikolai ist einer der höchstgelegenen Pfarrorte der Steiermark.

Im Einkehrhause „zum Gemsjäger" in St. Nikolai ist gut ruhen, ich that es zwei Stunden lang. Auch dieses Haus weiß von einer besseren Zeit, als der Verkehr über das Sölkerjoch noch ein lebhafter war. Seit im Murthale und im Ennsthale die Eisenbahnen gehen, verstreicht selbst zur Sommerszeit manche Woche, ohne daß ein Fremder einkehrt in dieses Alpenhospiz. Ich konnte anfangs nicht recht begreifen, warum in dem Gasthause mit den heimlichen Zimmern kein Sommerfrischler saß, kein einziger; später, als ich den weiten und schlechten Weg ins Ennsthal hinaus kennen lernte, habe ich's freilich verstanden, wieso es kommt, daß dieses Dörflein eine verschlossene Hirtenidylle ist. In dem Kirchlein, das vom Kreuzleingarten umgeben ist, liegt eine wundersame Stimmung, zu den Fenstern blauen die Bergriesenhäupter herein. Die Leute sind fromm und alter Sitte zugethan, den Curaten fand ich aber im Garten fleißig studierend für die Pfarrersprüfung, die ihn aus diesem Alpenwinkel erlösen soll. Ich an seiner Stelle möchte aber doch lieber Seelsorger sein in dem armen, aber gläubigen Gebirgsdörflein, als auf reicher Pfründe bei Atheisten und Indifferentisten, bei denen kein Priester mehr was ausrichtet, während er hier der Trost und die Liebe der Menschen ist.

In St. Nikolai zweigt von unserer Richtung links das Kaltenseebachthal ab, und der Steig zu dem einst vielbesuchten 2600 Meter hohen Knallstein. Mir hatte der Küster und Organist und Dorfruhrmann, Namens Larer, sein Wäglein eingespannt und so gieng's der Sölk entlang, thalwärts. Die Häuser der Gemeinde ziehen sich an der Sölk stundenweit hinaus, man wundert sich über so viele und stattliche Menschenwohnungen in diesem entlegenen Alpenthale, das kaum eine fahrbare Straße hat. Vor einigen Jahren hatte ein Hochgewitter die Straße ins Ennsthal hinaus gänzlich zerstört; man sieht nur unendlichen Schutt und die fahlrothen Scharten der Lahnen, die überall von Wiesen- und Waldlehnen niedergegangen sind. In der Osternacht soll ein unschuldiges Mädchen einen selbst gesponnenen Faden ziehen durch das Thal; solches schützt vor Lahnengang. Ist das denn versäumt worden? Oder können in den Tauernthälern die unschuldigen Mädchen noch nicht spinnen? — Sommer um Sommer arbeiten seit jener Wetternacht zahlreiche Sträflinge an der Wildbachverbauung und sie sind nun

so weit, dass ein Einspänner verkehren kann. Wer sich aber einem solchen Fahrzeuge anvertraut, wie ich es am selben Nachmittage gethan, dessen Seele muss doch ziemlich fest an dem Leibe kleben, um nicht losgerüttelt zu werden. Die graubekleideten Sträflinge mit ihrer Makel auf dem Hut zieren diese Gegend etwas seltsam. Einer der Aufseher erzählte mir, dass die Todtschläger darunter fleißige und gründliche Arbeit machen, während die Diebe faul sind und nur für den Schein zu arbeiten lieben. Dass die Todtschläger gründliche Arbeit machen, ist übrigens bekannt.

Weit unten, in der Gegend von Großfölk, streift das Wasser alle Wege und Stege, Dörfer und Häuser ab und vergräbt sich in eine stundenlange Wildschlucht, in welcher sie stellenweise ganz grausig toben soll, um dann bei Stein gemächlich ins Ennsthal zu fließen. Zu dem Dorfe Großfölk müssten nach meiner Meinung die Landschaftsmaler wallfahren, nicht bloß, weil auf dem Hügel Kirche und Pfarrhof in einer alten „romantischen" Festung stehen, die einst das Großfölkthal und das hier links abzweigende Kleinfölkthal vor Feinden beschützt hat, als auch wegen der hochmalerischen Holzhäusergruppe mit ihren Söllern und zierlichen Fenstergesimsen, an denen Nelken und Pelargonien leuchten. Bald unter Großfölk — unsere Straße führt rechts hoch am Berghang dahin — befreit sich der Blick ins Ennsthal. Schon früher hat jenseits vom Ennsthale her der zackige Kamm uns entgegengeblaut. Jetzt steigt an ihm der Stoderzinken hervor, und links hin baut sich höher und immer höher das Kalkgebirge, in weißen Wänden blinkend, in blauen Schatten dämmernd, in ihren bildnerischen Formen, Zacken, Thürmen und senkrecht abstürzenden Wänden ganz anders zu schauen, als die amorphen Massen der Tauern. Und ganz hoch im Hintergrunde dieser Felsmassen ragen zwei Spitzen kühn auf, aus blinkend weißen Gründen — es ist der Dachstein mit dem Thorstein. Als Gegensatz liegt zu unseren Füßen das weite, sonnige Ennsthal, in welchem alle Wildnatur, ob Stein oder Wasser, gezähmt zu sein scheint und die Macht der Menschen herrscht. Die zwölfte Wanderstunde war vorbei, als ich an der Haltestelle Stein in den Eisenbahnzug stieg, um über Steinach-Irdning nach Mitterndorf zu fahren.

Von da aus am nächsten Morgen eine Partie nach dem hochgelegenen Tauplitz, hinter welchem Orte die steirische Wüste Sahara beginnt — das Todte Gebirge. Am Nachmittage desselben Tages mit zwei fröhlichen Freunden nach Aussee und eine Fußwanderung über die Petschen.

Es hätte zur Zeit die vor einem Jahre vom Hochwasser zerstörte Eisenbahn durch das Koppenthal wieder eröffnet werden sollen; bei der Probefahrt stellte es sich aber heraus, dass auf eine genügende Fundierung des neuen Unterbaues vergessen worden war, weshalb das Ministerium die Eröffnung nicht erlaubt, sondern dieselbe neuerdings auf

unbestimmte Zeit verschoben hat. Ich betrachte diese Verschiebung für mich als einen Glücksfall, denn sonst wäre die Fußpartie über die Petschen wohl nicht zustande gekommen; sie gehört aber zu dem Allerschönsten, was das herrliche Aussee bietet. Unterwegs kommt man zum Lenauhügel, von diesem aus einen Blick auf den Loser, die Trisselwand, auf die weiße Wildnis des Todten Gebirges, auf die bewaldeten Bergkegel um Aussee, und endlich auf die Gletscher des Dachsteins hin — wer das gesehen an einem sonnigen Augustnachmittage — der hat alle Lieblichkeit unseres Berglandes und alle Größe des Hochgebirges in einem einzigen, wunderbar beleuchteten Bilde beisammen für immerdar in seiner Seele aufgestellt.

Nach vierstündiger Wanderung mählich ansteigend am Fuße des Sarsteins hin, über den Pass mit der Landesgrenze und steilem Abstieg nach St. Agatha am Hallstättersee, langten wir bei Abenddunkel in Goisern an, wo wir eine gute Herberge glücklich fanden und einen lieben Freund, so dass nach dem langen, inhaltsreichen Tage ein eben solcher Abend folgte. — An der Tafelrunde entbrannte scharfer Streit über die verschiedenen Ziele der Menschheit. Krieg und Kampf auf allen Linien war die Parole, mit der ich allein nicht übereinstimmen konnte. Mein Gemüth war sozusagen noch geweiht von der Natur, die sich mir in diesen Tagen wieder so göttlich geoffenbart hatte. Ich sehe wohl, dass die Menschen zeitweilig auf allen Linien und mit großer Gier einander bekämpfen und zugrunde stoßen möchten, aber ich kann nicht finden, dass es so sein *muss*. Wir, die wir zusammen leben wollen und aufeinander angewiesen sind, haben doch alle das eine Doppelideal: Bravheit und Glückseligkeit. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, dass wir uns finden werden — die Menschen einander, die Stände einander, die Völker einander. Wenn nicht, dann sollen lieber heute als morgen die Wildwässer auf uns losbrechen aus allen Schluchten, die Berge auf uns niederstürzen und die ganze Brut tief in sich begraben als eine Schande der Schöpfung.

Am nächsten Morgen standen die Berge alle wieder in hellem Sonnenschein. Wir fuhren am entzückenden Hallstättersee vorüber gegen die Schluchten des Koppenthals hin, wo der Zug beim Wächterhause Nummer achtzehn stehen blieb aus dem einzigen Grunde, weil er nicht mehr weiter konnte. Wir stiegen aus und sahen nun, dass der Freundeskreis sich wiederum vergrößert hatte. So begann nach kleiner Stärkung im bretternen Arbeitercasino neuerdings eine Fußwander die stundenlange wilde Schlucht hinan, zur Rechten, am Hange des Koppen. Wir wanderten durch cyclamenduftenden Wald, zwischen dessen Gewipfel immer wieder die Wände des gegenüberstehenden Sarsteines leuchteten. Tief im Abgrund brauste die Traun und donnerten die Sprengschüsse der Eisenbahnbauer. Ein Prälat aus Augsburg hatte sich uns angeschlossen und

umrankte unseren steierischen Spaziergang mit Erzählungen von seinen Weltreisen. Ein herzig heiterer Universitätsprofessor, ein lustiger Schullehrer, ein stets bummelwitziger Componist und meine Kleinigkeit, das war die Gesellschaft, die neben Gepäckswägen und Equipagen, Radlern, Touristen und Bummlern auf diesem Waldcorso zwischen Hallstatt und Aussee sich dahinbewegte. In der dritten Wanderstunde standen die Berggebilde von Aussee vor uns. Die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen und ich war endlich wieder allein mit Ränzel und Stecken. —

Und bei schönem Wetter wochenlang so fort in Zickzack durch das weite Alpenland. Manchmal auf stiller Matte beschauliche Rast. Ringsum grüne, blaue, weiße Berge in ewiger Größe seelenlos starrend. Da frägt der müde Wanderer sich: Warum? Was ist es, das dich jagt von Thal zu Thal, von Höhe zu Höhe? Ein unendliches Dürsten nach Bergnatur, und doch nirgends Ruh' in derselben, so unstet wie Wildwasser, das immerwährend forteilt und immerwährend da ist. Diese heiße, selige Bergsucht, was hat sie nur für einen Zweck?

Vielleicht ist sie gerade darum so göttlich, weil sie keinen hat.

Tief im Winter . . .

Von **Anton Renk.**

Es ist tief, tief im Winter und tief, tief in einem Weltwinkel, wo der liebe Herrgott selbst kaum hinsieht durch das dicke, finstere Tannengeäst. Weiter als bis zu dem einmal vergoldet gewesenen Zeiger der Uhr am Dorfkirchthurm sinkt der Sonnenstrahl von Martini bis Lichtmess überhaupt nicht herab.

Heute flockt es silbersacht, unaufhörlich, unhörbar. Die Wasser gehen ganz stille, ein Uhrenschlag ist der einzige Ton, der wie gebannt in der Luft hängt. Der heilige Florian an der Brunnensäule hat einen zweiten Helm auf, den er vom Herrgott als Ehrengeschenk für die gute Feuerwacht erhalten hat. Er hat's gar nicht leicht, der heilige Florian, denn die Bauern haben gar keine Ahnung von dem Feuerwehrdienste. Hat ja der Galgenbauer-Steffel auf sein Haus geschrieben:

„Heiliger Florian,
Laſs mein Haus stah'n,
Zünd in Nachbar sein's an."

Mit dieser Methode ist aber der Neuner-Karl, der Nachbar, gar nicht einverstanden. Erschwert wird der Feuerwehrdienst noch dadurch, dass die Spritze — denn man muss jedes Platzel ausnützen — im

Winter mit Erdäpfeln gefüllt ist. Trotz dem allem und trotz dem vielen Pfeifenrauchen ist's dem Florian gelungen, jeden Brandschaden zu verhüten. Und deshalb erhielt er auch vom lieben Herrgott den silbernen Schneehelm, den er heute so stolz trägt.

Jetzt kommt ein Ton durch die Luft . . . ein klagender Ton. Vom Walde kommt er gezogen, es ist ein Ton des Todes. Ein Baumleben ist dem Axtschlage zum Opfer gefallen. Der Stamm schlägt in die Gründe und niemand weiß, wird aus seinen Brettern eine Wiege, ein doppelspanniges Bett oder ein Sarg gezimmert. Das Schicksal schweigt.

Jetzt ist alles wieder still.

Aber etwas ist doch da und schaut mit großen Augen aus dem Walde und spielt mit den Schneeflocken, als wären es silberne Thaler, die Frau Holle regnen läßt, und redet leise, ganz leise: das ist die Poesie.

In Märchen, Sage, Spruch und Lied ist sie da, bald drollig, bald herztief, bald jubelnd, bald todtweh, bald weise wie Worte des Schicksals. Wollen wir sie suchen . . .

Jetzt kommt wieder ein Ton durch die Luft. Aber das ist ein Ton des Lebens, Jubeln und Lachen und Schreien! Die Kinder sind es, die aus der Schule stürmen, denn heute ist's im Schulzimmer viel zu finster. Bald fliegen Schneeballen durch die Luft und platzen auf gerötheten Wangen, bald wirbelt der Schnee am Boden auf, weil zwei sich balgen im Gestiebe; und das kleine unschuldige Nannele, das kaum so hoch ist, wie der Schnee im Felde, fängt an zu schreien, denn ein Ballen flog ihr gerade aufs Nasenspitzl. Im Widum öffnet sich ein Fenster und gleichzeitig der Mund der Häuserin, in welchem als letzter Recke ein Zahn übrig geblieben ist. Die anderen soll sie herausgeredet haben. Aber so bös ist sie nicht, sie stillt alsbald den Schmerz des kleinen Nannele mit einem dickgestrichenen Butterbrot.

Unten aber geht der Lärm weiter, denn das Volkssprichwort sagt: D' Jugend muss austoben und auspfitschen."

Und wie das Nannele mit dem Butterbrot fertig ist, und die rothen Händlein am grünen Kachelofen anfangen zu dampfen, gibt ihm die ehrsame Jungfrau Balbina, die Häuserin, Räthsel auf. Und 's Nannele macht große Augen und das Mäulchen geht bei dieser Gelegenheit auch auf.

Es sind zwei Brüder, zwischen einen Bühel, die sehen einander nie?
(Augen.)

Es ist etwas im Himmel und ist von Menschenhänden gemacht?
(Christi Wunden.)

Wenn's klein ist, tragens viere nit,
Wenn's groß ist, tragen sie's leicht,
Wenn's todt ist, geht's in aller Welt herum?
(Das Kalb. Dritter Vers: Das Schuhleder.)

Wenn's aufwärts geht, schaut's abwärts;
Wenn's abwärts geht, schaut's aufwärts?
(Bockhorn.)

Wiga, Waga,
Hat Laub traga,
Tragt Leib und Seel,
Laub nimmermeh.
(Wiege.)

Ich mußte wieder an den Baum denken, der heute im Walde gestorben war. Als seine Zweige noch miteinander flüsterten, was hat er sich etwa für Räthsel ausgedacht, die er den Menschen später aufgeben werde . . . als Wiege, als Tisch — kennst du das Märchen vom „Tischlein deck' dich!" Das Märchen vom Glück — die heiße Bitte der Völker: „Gib uns heute das tägliche Brot!" — Oder als Wanderstab: wenn du arm und heimatlos wirst? Oder als Bett? Kennst du das Lied: „Wer nie die kummervollen Nächte an seinem Bette weinend saß . . .?" Oder als kränzegeschmückter Maibaum vor dem Fenster der Bravsten? Oder als Stätte der Liebe? Oder als Sarg? Denn:

Kinder sammeln sich zu Greisen,
Treu' und Unschuld geht zur Ruh',
Thoren liegen bei den Weisen,
Meine Hand deckt alles zu.

Neben dem Widum ist die Kirche und um dieselbe herum der Friedhof. Da und dort noch vermodernde Papierrosenreste von treugemeintem Allerseelenschmuck, die verrosteten Kreuze sind mit Schneesimsen bedeckt. Ich öffne die Thürlein einiger älterer Kreuze und lese Worte aus der Poesie des Todes:

O Mensch, trau' nicht der Zeit,
Du kannst vielleicht noch sterben heut,
Der Tod ist uns gewiss,
Kein Mensch kann ihn verhindern,
Gott straft den Apfelbiss
An allen seinen Kindern.

Ein anderes Kreuz:

Der Engel flog zum Himmel,
Die Hülle bleibt zurück,
Und nichts ist hier verstorben,
Als zweier Eltern Glück.

Freiwilliger und unfreiwilliger Humor steht auch neben den Sprüchen der Weltweisheit, neben den Herzschlägen des Leides.

Also:

„O heiliger Wendelin, du großer Viehpatron, bitt für uns."

Auf dem Eingangsthore ist die sociale Resignation des Bauern, welcher sich mit dem Hoffnungstraume zufrieden gibt, zu lesen:

Scepter, Kron und Bauernkappen
Thut der Tod zusammenpappen.

Und nun in die Kirche! Klein und bunt ist das Innere, natürlich im Zopfstil. Theatralische Stellungen nehmen die aus älteren Zeiten

stammenden Heiligen ein, die Gewänder flattern. Unwillkürlich kommt der alte Volksspruch zu Sinn: Welcher Heilige steht in der Kirche auf der der rechten Seite? Gar keiner, alle auf den Füßen." Aber nicht fest stehen sie da, sondern in leise auftretender Stellung dieser Stilperiode. Daneben sind neuere figurale Darstellungen, welche in der schablonenhaften Art der Grödner gehalten sind.

Aber so eine kleine, enge, zopfige Landkirche mit dem kargen Licht, mit dem trübrothen Ewigenlichtschein, mit dem silbernen heiligen Geist am Gewölbe, mit dem sammetnen Himmel und den seidenen Fahnen an den Betstühlen, mit den phantastischen Exvototafeln ist immer interessant.

Aber:

Es steht auf der Mauern
Und ruft alle Bauern . . .
(Glocke.)

Die Glocke klingt vom Thurme den Abend ins Land. Das Dörflein vernimmt es, und ein paar silberne Waldgeister, die aus den Fichten schweben und an die Fenster der Bauern hin mit zarten Händen prächtige Eisblumen zeichnen.

Sonst hört niemand die Töne.

„Wo der Herrgott eine Kirchen hinbaut, setzt der Teufel das Wirtshaus daneben." Trotz dieses pessimistischen Sprüchleins kann ich umsoweniger den Lockungen des thätigen Höllenfürsten widerstehen, als ich lustigen Zitherklang herausdringen höre.

Wenn d' alt wearst, wearst bissig,
Wearst harb, es is g'wiss,
Und beiß'n thuat a'n jeder,
Wenn er zahnlucket is.

Die Zither schweigt wieder, und es wird da „Laub geboten" und dort politisiert — — Dinge, die hinter den silbernen Bäumen vor einem Vierteljahre geschehen sind, werden besprochen. Die sanftmüthigen Bauern sagen: „I moanet halt", die ganzgescheiten „Ös weards es schon seh'n", die aufgeregten „Durchprügeln sollt man die Sakramenter alle" und der Herr Lehrer erklärt die Sachlage mit den Einleitungsworten „Der Herr Pfarrer hat gsagt . . .".

Aber mittelt in den Disgursch patzt wieder das Schnaderhüpfl hinein:

Und a frischer Bue bin i,
In Alpach dahoam,
Bin nit aso gmacht,
Wie der Adam aus Loahm . . .

Und die Kathi hat mir derweil „a Bachns mit Zwötschbn" bracht, welches vorläufig meine Aufmerksamkeit beansprucht. —

Es hat aufgehört zu schneien. Draußen ist eine klare Nacht. Die glänzenden Himmelslilien sind hochdroben aufgeblüht. Die Lichter fließen ineinander; still, ganz still geht der Herzschlag der Natur, leise wie der

Herzschlag eines Kindes, welches noch keine Schuld kennt. Zwischen jedem Schneeflimmer und jedem Sterne werden leuchtende Grüße getauscht. Vom Himmel träufelt das Licht nieder und blitzt wieder zu ihm zurück.

Da geht die Thür des Veitenhofbauern auf und heraus kommt, das Kopftuch fest umgebunden, halbversteckt unter dem Shawl etwas tragend die Weitenhofthresl . . . für ein Kind ist die räthselhafte Tracht zu groß . . . überhaupt hat die Thresl am Kirchtag 's Kranzel tragen . . . Das Spinnradl ist's und die Thresl geht in Hoangert . . . und die Thresl ist kein unebnes Mädl . . . und . . . ich geh mit.

Der Kien flackert und knistert, die alte Uhr tickt durch den Uhrkasten, die Bäuerin tritt mit dem Fuße die Wiege, der Hausherr schneidet mit der Brotgromle Tabak, die Spinnräder surren, die Pfeifen dampfen.

Auf der Ofenbank liegt der alte Nähne und erzählt eine Geistergeschichte, während auf dem Ofen droben das fünfkashohe Seppele liegt und 's Maul aufreißt, als wenn die Tauben bratner in der Stuben herumflögen.

„Beim Schloss Fragenstein sieht man in der Nacht oft ein Licht schweben. Das ist der Geist eines fremden Ritters aus alter, alter Zeit. Der war weiß Gott wie weit hergekommen und hatte sich im Walde verirrt. Auf einmal ist er zu den Felsen gekommen, auf denen das Schloss steht, und hat ein junges Mädl dort gesehn. Er fragte nun das Dianl, wie denn das Schloss heiße. 's Mädel aber antwortete: „Fragenstoan." Der Ritter aber verstand sie falsch und glaubte, sie sage: „Frag 'n Stoan!" Er meinte, sie wolle ihn für'n Narrn halten, und wurde sehr zornig. Dreimal fragte er, aber das Dianl gab immer die Antwort: Fragenstoan. Nun zog der Ritter sein Schwert und schlug das Mädel nieder. Wie er ins Thal kam, sagten ihm die Leute, dass das Dirnlein die Wahrheit gesagt habe und das Schloss Fragenstein heiße.

Zur Strafe für diese Mordthat muss er nun als Licht umgeisten . . ."

Der Alte schwieg.

Schwer brütete die Backofenwärme, der Tabakrauch in der langlang nicht ausgelüfteten Stube. So ist's dem Bauern recht . . . grad so muss es sein, dann ist der Spruch, der über den Bauernstand umgeht, erfüllt:

Im Sommer ein Bettelmann,
Im Winter ein Edelmann . . .

Draußen aber klang mit heisererer Stimme der Ruf der socialen Noth, der alte zitterige Einleger Nikodemus sang sein Nachtwächterlied:

Wenn der Wachter hätt' a Gutschen,
That er nit auf die Stoan umrutschen;
S that mancher nit um an Dukotn
Bei der Nacht in Dreck umwotn . . .

Lost auf, ihr Leutl, und lafst euch sagn,
Der Hammer, der hat zehn Uhr geschlagn.
Mi geht's zwar nix on,
Weil's der Hammer hat thon!
Ehvor ihr alle schlafet ein,
Soll Feuer und Licht bewahret sein,
Wenn Feuer und Licht bewahret ist:
Gelobt sei Jesus Christ!

Ich war wieder ins Freie getreten. Der Bach rauschte, von dem Mühlrade hingen die Eiszapfen. Und Mondlicht spann daran. Über dem weißen Schnee stand der schwarze Wald.

Aus dem schwarzen Walde trat ein Engel mit langen, weißen schimmernden Flügeln. Auch sein Kleid war weiß und leuchtend. An der Stirne über dem schwarzen Haar war eine weiße leuchtende Mohnblüte.

Er gieng in alle Bauernhäuser, und die wackeligen Bauernstiegen krachten nicht unter seinem Schritte, denn es war der unsichtbare Traumengel. Dem kleinen Seppele brachte er einen Traum ins Zimmer, wie der heilige Nikolaus kommt und goldene Früchte austheilt . . . der lustigen Zenzl träumte von einem nelkenverhangenen mondlichten Kammerfensterl, an dem der Friedl stand und allerlei Liebes zu sagen wusste. — Dem Schullehrer träumte von einer großen Portion Schweinsbratl, dass ihm das Wasser . . . Dem dicken Rindviehseppel vom Josefimarkt, wie er die Blaß anbringt . . . dem Herrn Pfarrer von der Versetzung in eine Gegend, „wo sich nicht die Füchs und Hasen gute Nacht sagen . . ."

Zuletzt begegnete der Traumengel noch dem Ärmsten der Gemeinde, dem Nachtwächter Nikodemus, den in zerrissenem Hemd so fror. Der Engel sah ihn an und gieng weiter. Der Nachtwächter aber setzte sich an den Brunnenrand und der Brunnen plätscherte verschlafen ein gutmüthiges: „Schlaf, Kindlein, schlaf . . ." und der Nikodemus schlief ein und träumte . . . vom Himmel, in dem er aufwacht . . .

Kleine Laube.

Das Wetter im Sprichwort.

Von Robert Hamerling.[1])

Der Kalendermacher macht den Kalender, und unser Herrgott das Wetter", so lautet ein deutsches Sprichwort, und ein afrikanisches sagt: „Was kommen wird, kann selbst ein Vogel mit einem langen Hals nicht sehen, sondern nur Gott." Je unberechenbarer aber das Wetter ist, meint der Freiherr O. von Reinsberg-Düringsfeld („Das Wetter im Sprichwort", Leipzig, Hermann Fries), desto größer ist der Wunsch des Menschen, es im voraus zu bestimmen, und indem man seit den ältesten Zeiten versuchte, den Wechsel der Witterung mit anderen Erscheinungen der äußeren Natur in einen gewissen Einklang zu bringen, hat sich allmählich ein Schatz meteorologischer Spruchweisheit gesammelt, die man jetzt zu verachten anfängt, die aber doch, wie alle Spruchweisheit, immerhin ihr Körnchen Wahrheit mitenthält. Man findet nämlich bei näherem Einblick, dass z. B. die sogenannten kritischen oder Lostage fast immer gut gewählt sind, und dass auch im Wuste der „Bauernregeln" gewisse, nicht unvernünftige Gesetze herrschend sind. Es ist z. B. ganz richtig, wenn die Bauernregel Weihnachten und Johanni in Hinsicht auf das Wetter für kritisch erklärt, denn die Sonnenwenden führen allerdings in der Regel einen Wechsel der Witterung herbei. Wieder ist es richtig, dass Regen am St. Urbans- und am St. Barnabastage (25. Mai und 11. Juni) dem Weine gefährlich ist, weil er denselben in der That um diese Zeit in seiner Blüte stört, und wenn man fürchtet, dass Regen an Mariae Heimsuchung (2. Juli), am Siebenbrüdertage (10. Juli) oder am St. Margarethentage (13. Juli) längere Zeit anhält, so beruht dies auf der richtigen Beobachtung, dass die glühende Julisonne fortwährend die Feuchtigkeit aus der Erde zieht, die dann als Regen wieder herabfällt. Dies und Ähnliches macht auch Freiherr v. Düringsfeld zu Gunsten unserer alten Kalendersprüche geltend. Es dürfte sich lohnen, dem auf den Gebieten des Volksglaubens und der Volkssitte unermüdlich thätig gewesenen Forscher auch ein wenig ins Detail seiner Sammlung zu folgen.

Das Jahr im ganzen betreffend, ist zunächst das seltsame, hauptsächlich in Italien, aber auch in den Niederlanden verbreitete Vorurtheil erwähnenswert, das

[1]) Aus dem Nachlasse.

man gegen das Schaltjahr hat. Die Bergamasken gehen so weit, zu behaupten, bei Entbindungen in einem Schaltjahr sterbe entweder die Wöchnerin oder das Kind. Dänen, Deutsche, Franzosen und Portugiesen stimmen so ziemlich darin überein, dass ein trockener März, ein nasser April und ein windiger Mai ein gutes Jahr versprechen; die Italiener jedoch wollen ebenfalls Regen im April, aber den Wind im März, und im Mai Thauwetter haben. Frühlingsregen steht in gutem Ruf und die Franzosen behaupten, er sei gar kein „schlechtes Wetter" zu nennen. Allenthalben ist ein mild beginnender Winter verdächtig: man fürchtet, dass er später umso entschiedener auftritt. In der Normandie sagt man sehr treffend: „Der Winter ist in einem Quersack: ist er nicht an einem Ende, ist er an dem andern." Für die Vorhersagung des Wetters im Winter haben die Deutschen unzählige Regeln. Wenn Birken und Weiden ihr Laub oben im Wipfel lange grün behalten, während dasselbe unten früh abfällt, so soll das auf zeitigen Winter und gutes Frühjahr deuten. Späte Rosen im Garten sollen ebenfalls einen milden Winter anzeigen; Baumblätter spät im Herbst dagegen kein günstiges Jahr verkünden. Sitzen die Birnen fest am Stiel, „bringt der Winter Kälte viel". Die Fischer am Rheine wollen bemerkt haben, dass, wenn die Hechtsleber nach dem Gallenbläschen zu breit, nach vorn zu aber spitzig sei, jedesmal ein harter, langer Winter komme. In der Grafschaft Mark schließt man aus einem ungewöhnlich dicken Pelz der Hasen im Herbst, in Böhmen aus dem starken Wachsen der Schwämme, in Tirol aus dem Umstande, dass die Mäuse im Herbste hoch aufwerfen, auf einen strengen Winter. Der Venetianer weissagt aus dem Regenbogen. Überwiegt darin das Roth, so gibt es wenig Getreide und viel Wein; überwiegt das Grün und das Gelb, so gibt's viel Öl und wenig Wein. Dass der Mond „die Wolken isst" weiß nicht bloß der Franzose, der das Sprichwort erfand. Für uns Südösterreicher ist nicht ohne Interesse, was die Venetianer von der Bora behaupten: „Wenn die Bora anfängt zu wehen, dauert sie einen Tag, oder drei, oder fünf, oder sieben, oder neun." In Toscana sagt man: „Die Bora dauert drei Tage; geht sie weiter, so dauert sie mehr als acht." In der Regel bringt die Bora an den Küsten des Adriatischen Meeres klares Wetter. Bleibt es aber ihr zum Trotze bewölkt, so kommt bald Regen: „Dunkle Bora, sicherer Regen" sagt der Venetianer. Sehr possierlich ist die Verschiedenheit der sprichwörtlichen Ansichten verschiedener Völker für den Fall, dass es regnet, während zugleich die Sonne scheint. In Deutschland meinen einige: „Wenn's regnet und die Sonne scheint, so schlägt der Teufel seine Großmutter: er lacht und sie weint"; andere: „Wenn's regnet bei Sonnenschein, so hat der Teufel seine Großmutter auf der Bleiche"; wieder andere: „Wenn es bei Sonnenschein regnet, so ist Kirmes in der Hölle"; andere endlich haben gar die aparte Ansicht: „Wenn es bei Sonnenschein regnet, kommt ein Schneider in den Himmel." Die Italiener dagegen, weniger spiritualistisch, glauben bloß: „Wenn es regnet und die Sonne scheint, entstehen die Schwämme"; und die Spanier sagen noch harmloser: „Wenn es regnet und die Sonne scheint, freut sich der Hirte."

Was nun die Witterung der einzelnen Monate und die vielen „Lostage" betrifft, so mag das wenige genügen, was wir aus dem reichen Vorrathe, den genanntes Sammelwerk bietet, herausheben. Vom Januar verlangt die volksthümliche Wetterkunde eine entschieden kalte Witterung und fürchtet vom Gegentheil das Schlimmste. „Januar warm — dass Gott erbarm'!" ruft der Deutsche wie der Pole. Doch nehmen die Franzosen schon den 22., 25. oder 27. als Wendepunkte der Kälte an, d. h. als die Tage, an welchen der eigentliche Winterfrost sich bricht. Dem Februar wird nachgesagt, er sei der kürzeste, aber auch der schlimmste Monat; „kurz und bitter" nennt ihn das venetianische, lombardische, bergamaskische und sicilianische Sprichwort. Als schlimmes Zeichen gilt bei Germanen, Romanen und Slaven, wenn

Lichtmeſs hell und sonnig ist. „Zu Lichtmeſs lieber den Wolf, als die Sonne im Stalle“, sagt der Deutsche. Dagegen: „Wenn's zu Lichtmeſs schneit, ist der Frühling nicht weit.“ Als Eisbrecher gilt der heil. Matthias fast allen Völkern; jeder kennt das Sprüchlein: „Mattheis — bricht's Eis — find't er keins — so macht er eins.“ Auch im März, wie in den beiden vorigen Monaten, erweckt allzuschönes Wetter noch nicht Vertrauen. Der Däne sagt: „Ein zankſüchtiger Geistlicher, eine Jungfrau ohne Scham und eine Blume im März nehmen ein schmutziges Ende.“ Man verlangt jedoch vom März, daß er trocken sei, dagegen wird im April der Regen vorzugsweise gern gesehen.

Der Maienmond gilt allen Völkern als der lieblichste, so oft er auch seinen guten Ruf aufs Spiel setzt. Fast allgemein aber ist die Annahme eines Nachwinters um die Mitte des Mai: „A la mi—mai, queue de l'hiver“ (Um Maimitte Winterschleppe) sagt der Franzose. Die Landleute in Oberitalien bezeichnen diesen Nachwinter als „l'inverno dei Cavalieri“. In den Niederlanden fällt er gewöhnlich auf den 11., 12. und 13. Mai, weshalb dort die Heiligen Mamert, Pancraz und Servaz die „Eisheiligen“ genannt werden; auch in der Pfalz werden die Heiligen Pancraz, Servaz und Bonifaz „Eismänner“ genannt. Vom Juni glaubt man, daſs er in der Witterung mit dem December in Beziehung stehe: so heiß es im Juni ist, so kalt soll es im December sein; die Näſſe oder Trockenheit aber soll immer in beiden Monaten gleich sein. Weit bekannt als Wettermacher ist in deutschen, romanischen und slavischen Landen der heil. Medardus (8. Juni). In der Picardie lautet ein unhöfliches Sprüchlein „Saint Medard est un grand pissard“, was das Volk im Erschlande in noch derberes Deutsch übersetzt. Dort nennen sie nämlich denselbigen Heiligen ohne Umstände einen „Heubr . . zer“. Was den Juli betrifft, so glaubt man in Deutschland, daſs derselbe in der Witterung ganz ebenso dem Januar entspreche, wie der Juni dem December. Ein besonders günstiges Zeichen sind helle und klare Hundstage. Im August bringt der erste Regen dauernde Abkühlung („pioggia d'Agosto rinfresca il bosco“,) Der Wechsel der Temperatur nach diesem ersten Regen wird vom Mailänder so hoch angeschlagen, daſs er ausruft: „Beim ersten Regen im August erkenn' ich dich, armes Menschenkind!“ um auszudrücken, daſs nur eine starke Natur diese Probe aushält. Aus demselben Grunde hält man in der Lombardei das Baden nach dem ersten Augustregen für ungesund. Wie der Juni dem December, der Juli dem Januar, so soll der September dem März entsprechen. Ein feines französisches Sprüchlein nennt diesen Monat den „Mai des Herbstes“.

Vom October wird u. a. gesagt, viel Frost und Schnee in diesem Monat deute auf milden Januar. Viel Regen im October und November heißt es, macht viel Wind im December. Bei Germanen, Slaven und Romanen ist die Ansicht verbreitet, daſs man am Martinstage (11. November) aus dem Brustbein der gebratenen Martinsgans die Beschaffenheit des bevorstehenden Winters voraussagen könne. Ist das Brustbein braun, soll es mehr Schnee als Kälte, ist es weiß, mehr Kälte als Schnee bedeuten. Am Andreastage (30. November) soll man erfahren können, ob das nächste Jahr feucht oder trocken wird, wenn man am Abend vorher ein Glas voll Wasser gießt und dieses die Nacht über stehen läſst. Ist es übergelaufen, erwartet man ein feuchtes, im anderen Falle ein trockenes Jahr. Vom December fordert man Schnee und Kälte; „grüne Weihnachten“ lassen bekanntlich „weiße Ostern“ fürchten. Der Serbe sagt sogar: „Lieber Weihnachten mit der Peſt, als mit dem Südwind.“

Bezüglich der Verantwortlichkeit für die hier mitgetheilten Regeln mag sich der geneigte Leſer an unsern Gewährsmann und seine Quellen halten. Es ist im ganzen

Buche nur ein Sprüchlein, für welches wir persönlich mit Vergnügen einstehen; dasselbe lautet:

„Ja, liebe Frau Baf',
Wenn's regn't, wird man nafs,
Wenn's schneit, wird man weifs,
Und wenn's g'friert, so gibt's Eis."

Zur Psychologie der Phrase.

Sicherlich stellte sich derjenige eine große Aufgabe, der es unternehmen wollte, die Macht des Schlagwortes erschöpfend zu schildern. Denn es wird weniges in der Welt geben, was so suggestiv wirkt wie das Schlagwort, und dessen Wirkungen so geheimnisvoll sind. Die Hauptsache ist, dafs das Schlagwort in aller Munde ist; dafs es jeder bedeutungsvoll ausspricht, ohne dabei etwas zu denken, und dafs es ebenso jeder bedeutungsvoll anhört, wieder ohne das geringste dabei zu denken. Es mufs nur sowol der Sprechende wie der Hörende davon überzeugt sein, dafs etwas Bedeutendes gemeint ist. Gleichzeitig mufs derjenige für thöricht gelten, der es einmal unternimmt, nach dem Sinne des Schlagwortes zu fragen. Denn ein solcher würde die Wirkung des Schlagwortes zerstören. Er mufs sie zerstören. Denn einen Sinn hat das Schlagwort natürlich. Einfach deswegen, weil jedes Wort einen Sinn hat in dem Munde desjenigen, der es zuerst in einem gewissen Zusammenhange gebraucht. Auf diesem Sinn aber beruht die Wirkung nicht. Sie beruht auf etwas, was mit dem Sinne nichts zu thun hat.

Ein verständiger Politiker gebraucht ein Wort. Es hat innerhalb der Ausführung, die er gibt, seinen guten Sinn und seine volle Berechtigung. Nun tritt der Fall ein, dafs uns dieses Wort eine gewisse Zeit hindurch in dem Lande, dem der Politiker angehört, in jeder politischen Auslassung begegnet. Als der erste verständige Politiker es gebraucht hat, wirkte es zündend, weil der Sinn der übrigen Ausführungen dasselbe beleuchtete. Aber an diesen Sinn denken die unzähligen anderen, die es gebrauchen, gar nicht. Bismarck hält eine bemerkenswerte Rede. Eine Rede, die eine politische That ist. Er sagt in dieser Rede: Wir Deutschen fürchten Gott, und sonst nichts in der Welt. Diese Worte haben einen Sinn innerhalb seiner Rede. Sie wirken aber als Schlagwort weiter. Man kann sie nun in unzähligen Reden hören. Aber man darf auch ruhig einen Preis aussetzen für eine vernünftige Auslegung der Worte in diesen unzähligen Reden. Dennoch werden die meisten dieser Reden ihre Wirkung dem Umstande verdanken, dafs der Redner die Worte gebraucht hat.

Man kann ruhig behaupten: ein Wort mufs erst seinen Sinn verlieren, wenn es zum Schlagworte werden soll. Denn nichts liebt die grofse Menge so, als die Worte; und für nichts ist sie so wenig zu haben als dafür, den Sinn der Worte zu verstehen. Die Sprachwerkzeuge der Menschen sind von einem ungeheuren Thätigkeitsdrange beseelt; die Denkwerkzeuge sind die trägsten Organe, die ein Organismus besitzt. Die Menschen wollen recht viel sagen und recht wenig denken. Deshalb soll es möglichst viele Schlagworte und Phrasen geben, bei denen man eine starke Wirkung verspürt, ohne etwas zu denken zu haben.

Wer sich auf die Beobachtung des Mienenspieles der Menschen versteht, wird oft Folgendes sehen können. Zwei Menschen unterhalten sich. Sie suchen sich auf sinnvolle Weise zu verständigen. Das geht eine Zeitlang so fort. Plötzlich wird einem von beiden die Verständigkeit zu langweilig. Es fällt ihm ein Schlagwort ein, mit dem er die Unterhaltung zu Ende bringen kann. Auf beiden Gesichtern drückt sich nun die Zufriedenheit aus, die sie darüber empfinden, nicht mehr über die Sache

weiter reden zu müssen. Das Schlagwort, das keinen Sinn hat, bringt eine lange, vielleicht gar nicht sinnlose Unterredung zu Ende.

Eine entfernte Ähnlichkeit mit der Neigung, durch Schlagworte zu wirken, hat die Sucht, für Behauptungen Citate zu bringen. Zumeist werden die Citate in dem Zusammenhange, in dem sie gebraucht werden, allen Sinn verlieren, weil sie aus ihrem ursprünglichen herausgerissen sind.

Wir treffen überall Citate. Auf Fahnen, auf Denkmälern, über Eingangspforten von Häusern, in Stammbüchern in Leitartikeln, auf Pfeifenköpfen, Spazierstöcken u. s. w. u. s. w. u. s. w. Jedesmal fordert uns der Anblick eines solchen Citates auf, den Sinn zu vergessen, den es ursprünglich gehabt hat.

Ich möchte aber mit alledem nichts gegen die Schlagworte und gegen den Gebrauch der Citate gesagt haben. Denn die witzigsten Wendungen der Reden werden bisweilen dadurch erreicht, dass man ein Citat in einer Weise anwendet, die seinem ursprünglichen Sinn widerspricht. Lehrreich wäre aber doch eine Sammlung über Beobachtungen darüber, wie Schlagworte wirken. Man könnte, wenn man dieses Capitel der Volkspsychologie schriebe, zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Denn man hätte damit auch ein gutes Stück eines anderen Capitels der Seelenlehre geschrieben, das da heißt: „Die Gedankenlosigkeit der Menge." Wie die Menge das Denken zu vermeiden sucht, sieht man gerade am besten im Gebrauch des Schlagwortes.

Es gibt Journalisten, die auf diese Eigenschaft der Menge ihre ganze Existenz aufbauen. Sie schreiben — sagen wir jede Woche — einen Artikel, der irgend ein Wort enthält, das geeignet ist, acht Tage lang nachgesprochen zu werden. Dann haben die Leser acht Tage lang ein Mittel über etwas zu reden, ohne ihre Gedanken in Anspruch zu nehmen. Sie bringen eine Woche lang bei jeder Gelegenheit den neuesten Ausspruch des Journalisten X. an. Manche Journalisten können nur deswegen einen großen Erfolg verzeichnen, weil sie die Kunst besitzen, Worte zu prägen, die neben ihrem Sinn auch noch etwas haben, durch das sie suggestiv wirken. Durch das sie wirken, wenn sie ihren Sinn ablegen. Der Psychologe der Phrase wird zu erforschen haben, was dieses „Etwas" ist, das übrig bleibt, wenn der Sinn aus einem Worte herausdestilliert ist; und das dann die Zauberkraft hat, das sinnlose Wort zu einer Macht zu erheben, die über die Menschen herrscht.

Ein wichtiger Beitrag zur Herdenpsychologie wird diese Psychologie der Phrase sein.

„Magazin." Rudolf Steiner.

Gottsuchers Wanderlieder.

Von J. E. Freiherrn von Grotthuss.[1])

Lied der Wellen.

Wogend nun wiegen wir
Wallende Wellen
Schäumend, den schlummernden,
Stillen Gesellen!

Ach! In den kühlen,
Welligen Armen
Kann doch der Falter
Nimmer erwarmen!

Weine nicht, liebliche
Blume im Lande,
Siehe, wir wiegen ihn
Schäumend am Strande!

Prangende Blumen, ihr
Blühet und bleichet,
Jeder, dem Liebe lacht,
Welket und weichet.

[1]) Aus „Gottsuchers Wanderlieder, Dichtungen von Jeannot Emil Freih. von Grotthuss". (Stuttgart. Greiner & Pfeiffer. 1898.) Dieser vorstehende Auszug dürfte Interesse für das Buch erregen. Die Red.

Wir nur sind ewig, wir
Wellen, die kühlen,
Weil wir die Gluten der
Liebe nicht fühlen.

Schlafe und träume nun,
Liebliche Leiche,
Die du gekostet
Vom irdischen Reiche.

Nun aber wollen wir
Wallende Wellen
Betten am Strande den
Stillen Gesellen:

Denn in den kühlen,
Welligen Armen
Kann ja der Falter
Nimmer erwarmen!

* * *

Lied der Winde.

Brüder von Berg und Thal,
Schwebet nun allzumal
Freundlich hervor aus euren Gehegen;
Habt ja gespielt genug
Froh mit der Wolken Flug,
Schlummernd im schimmernden Grase gelegen!
Falter, noch einmal umschweben wir dich,
Falter, noch flüchtig beleben wir dich,
Mild und gerührt mit freundlichem Sinn,
Schwingen
Und bringen
Zum Liebchen dich hin.

Einmal noch hauchen wir
Flüchtiges Leben dir
Ein in die todten, frierenden Glieder;
Dann an des Liebchens Fuß
Legen mit letztem Gruß
Wir dich, den ewig Schlummernden, nieder.

Ach! Deiner Schwingen Staub
Ist längst der Wellen Raub!
Nimmermehr kannst du alleine nun fliegen.
Friert dich bei uns, Gesell'?
Siehe, mit luft'ger Well'
Wollen wir linde und weich dich umschmiegen!

Trauerndes Röslein roth,
Dich auch ereilt der Tod!
Einsam und bangend wirst du verblühen;
Denn auf der Erde weit
Ist nicht Beständigkeit,
Alles, ja alles muss einmal verglühen.

Und ach! Ein treu Gemüth
Ist gar so bald verblüht,
Muss zu den Lieben ins Schattenreich ziehen!
Aber wir Winde nur
Können auf flücht'ger Spur
Fröhlich dem fangenden Tode entfliehen.

Weil uns kein Liebesband
Fesselt ans ird'sche Land,
Weil wir von Freude zur Freude nur eilen,
Bald zu dem Sternenzelt,
Bald zu dem Blütenfeld
Können wir ewig im Leben verweilen!

Falter, noch einmal umschweben wir dich,
Falter, noch flüchtig beleben wir dich,
Mild und gerührt mit freundlichem Sinn,
Schwingen
Und bringen
Zum Liebchen dich hin!

* * *

Ich bin müde, lasst mich schlafen geh'n!

Ich bin müde, lasst mich schlafen geh'n!
Morgenglocken läuten meinen Frieden,
Meinen letzten, schönsten wohl hienieden,
Wo mir Morgenwinde Kühlung weh'n.

Schönes hätt' ich wohl errungen noch,
Reich beschenkt ward ich mit mancher Gabe;
Doch für wen? Es fragt nach meiner Habe
Niemals einer hier auf Erden doch!

Niemand kann den Adler auch versteh'n,
Der zu müde ist, emporzuschweben,
Und zu stolz, auf dürrem Grund zu leben —
Ich bin müde, lasst mich schlafen geh'n!

Meines Geistes stolzer, müder Aar,
Früh, zu früh hat's dich hinaufgezogen,
In der Nacht bist du emporgeflogen,
Einsam, ferne von der Vögel Schar.

Und nun siehest du das Morgenroth
Und im Morgenroth musst du erblassen
Und im Morgenroth dein Ziel verlassen,
Und nun sinkst du flatternd nieder — todt!

Schön doch stirbst du auf den lichten Höh'n!
Siehst noch einmal deine Ideale,
Mild verklärt vom Morgensonnenstrahle,
Schluchzest jauchzend: „Ja, die Welt ist schön!"

Und noch einmal öffnest du den Mund,
Und im letzten Lied erzittert wonnig,
Markerschütternd, dunkel, himmelssonnig,
Ach! ein All aus deines Busens Grund.

Und du schweigst und wirst nicht mehr versteh'n!
Schließest das gebroch'ne Aug' auf immer,
Noch ein Zucken, noch ein Strahlenflimmer — —
Du bist müde, willst du schlafen geh'n??

Eine Ausstellung für die häusliche Kunst.

In den Schaufenstern der Städte sieht man manchmal — aber zumeist nur aus Gefälligkeit oder Barmherzigkeit ausgestellt — ganz curiose Sachen, der Kunst angehörend, aber nichts weniger als Meisterwerke. Und doch bisweilen interessanter, als irgend ein gepriesenes Meisterwerk, das einen in unendlichen Vervielfältigungen auf Schritt und Tritt verfolgt, bis es uns grundzuwider wird. Da malen obscure Menschen in ihren entlegenen Stuben Bilder, ohne malen, schnitzen Figuren, ohne schnitzen gelernt zu haben, machen allerhand andere Dinge aus Holz, Papier, Glas, aus Zahnstochern, Brotkrümchen und allen denkbaren Stoffen, ritzen, ätzen, brennen, stauben, stechen, modeln, bringen mit lebhafter Phantasie und geschickter Hand die wunderlichsten Dinge hervor, freuen sich an ihrem Schaffen und ihren Schöpfungen, in gesegneten Stunden träumen sie, dass sie Künstler seien und noch einmal zu Heil und Ansehen kommen würden. Mancher dieser Kunstbeflissenen hätte sogar schon Appetit nach dem Stück Brot, das ihm seine Kunst eintragen soll. Aber es öffnet sich solchen kein Ausstellungssaal, es neigt sich ihnen keine Kritik, denn ihre Art ist nicht akademisch und ihre Leistungen finden nicht einmal so viel Weg in die Öffentlichkeit, dass das liebe Publicum auch nur Gelegenheit hätte, sie abzulehnen.

Ich habe einmal eine Wiener Stefanskirche gesehen, die ganz aus geknetetem Brotschmule verfertigt war. Jede Einzelnheit des Gebäudes, des unvergleichlichen Thurmes war da, haarscharf ausgeführt — ganz reizend. Der Künstler, ein fußlahmer Pfründner, hatte drei Jahre lang daran gearbeitet; mir das Merkwürdigste dabei schien, dass durch Eintrocknung nicht alles zersprang und aus den Fugen gieng. Es musste eine große Kenntnis des Stoffes vorhanden gewesen sein. Das Werk wurde in einem Schaufenster eine Weile ausgestellt, es stand der Zettel: „Verkäuflich" darüber, es standen immer Leute davor, die es bewunderten und dann — gleichgiltig vorüber giengen.

In unserem Volke lebt keusch und bescheiden eine Kunst, von der „niemand nichts weiß". Eine bildende Kunst, viel Talent, manchmal sogar Genie, aber nicht sanctioniert. Aus autodidaktischer Noth ringt manche Kraft sich sachte empor, von der Hoffnung genährt und getragen, bricht aber doch wieder zusammen, weil die Theilnahme, die Aufmunterung fehlt. Die Pflege der Kunst, die Erwerbung von Kunstfertigkeit, der Versuch, hohen Vorbildern nachzustreben oder gar eigenartige Wege zu betreten, bleibt immer eine schöne Sache. Wenn die Gier nach Lob und Ruhm nicht gar zu leidenschaftlich ist, veredelt und beglückt künstlerische Thätigkeit das Leben, lenkt von so viel Schlimmem ab und schafft aus unserem Können und unseren Stimmungen Denkmale, wenn auch nicht immer für Museen, so doch für das Haus pietätvoller Nachkommen.

Die Kunst im Hause, so bescheiden sie sei, man muss sie achten, und das umsomehr, als aus schlichter Kunstliebhaberei wohl auch wirkliche Künstler hervorgehen können.

Um der häuslichen Kunst die ihr gebürende Würdigung zu zollen und um wirklichen Talenten Gelegenheit zum Hervortreten zu bieten, hat der steirische Kunstverein beschlossen, demnächst in Graz eine Ausstellung für häusliche Kunst zu eröffnen. Bei dieser werden die bereits anerkannten Künstler abseits stehen, mit großem Interesse und gewiss auch mit Wohlwollen zusehen, was da hervorkommt. Alle Kunstbeflissenen, die aber doch nicht wirklich ausübende Künstler sind, werden eingeladen sein, mit ihren fertigen Erzeugnissen in Malerei oder Plastik, in allem, was ins Bereich der bildenden Kunst fällt, sich an der Ausstellung für häusliche Kunst zu betheiligen.

Das Publicum soll wieder einmal sehen, dass die Kunst nicht auf akademische Schulung und Gesetze allein ansteht, dass sie auch auf autodidaktischem Wege gedeihen kann; auch weiß man es ja, dass der schaffende Kunstliebhaber oft viel idealere Beweggründe hat, als der professionelle Künstler, der davon leben muss. Bei dieser Ausstellung wird auch die zünftige Kritik sich ein wenig zu bescheiden haben und vielleicht den Kunstfreunden, dem kunstsinnigen Publicum den Richterstuhl einräumen. Die Zunftkritik mag zuerst vielleicht von „wilder Kunst“ sprechen, von der Pflege eines „Dilettantismus, der zu aller Zeit der Tod wirklicher Kunst gewesen.“ Aber sie dürfte bald den Vortheil sehen, den diese Ausstellung auch dem wirklichen, schon anerkannten Künstlerthume bringen soll. Die Ausstellung für häusliche Kunstübungen wird in den weitesten Kreisen des Publicums das Interesse für die bildende Kunst wecken, viele unbefangene Augen werden Gelegenheit haben zu prüfen, zu vergleichen. Bisher unbekannte künstlerische Kräfte werden gefördert, Stümper durch das Urtheil der Beschauer ihrer Nichtigkeit sich bewusst werden.

Die Kunst, heißt es, sei frei, so ist es ganz in Ordnung, dass man ihr auch das freie Feld einräume, auf dem jeder, der was kann oder zu können glaubt, sich messen und stärken mag. Heute sehen wir die bildende Kunst einerseits in Stagnation versumpfen, andererseits auf unmöglich scheinenden Abwegen weiterschreiten. Fragen wir einmal die häusliche Kunst, was sie dazu sagt, welcher Richtung sie sich zuneigt und schließen wir daraus auf den Geschmack unseres Volkes.

Es gibt Zeiten, da ein Beruf auch vom Laienthum etwas lernen kann.

R.

Wüstenschweigen.

Ein Gedicht von Georg Ebers.[1])

So still ist alles rings umher,
Als ob die Welt gestorben wär',
Das Ohr will schlafen gehen.
Der Blick schaut an dem Einerlei
Der stummen Wüste satt vorbei,
Hat müd' sich dran gesehen.

Heut' ist es, wie es gestern war;
Weichfüßig wiegt das Dromedar
Mich lautlos in die Weite;
Sein steter Schritt verhallt im Sand,
Der Zügel sinkt mir aus der Hand,
Weiß nicht, wohin ich reite;

Ich weiß nicht, was das Ohr ergreift,
Nicht, was den Blick des Auges streift,
Ein Alpdruck lähmt die Sinne —
Und in dem Schweigen weit und breit
Versinkt der Raum; die müde Zeit
Entschlummert und hält inne.

Verstummte auch des Herzens Schlag?
Ist's Nacht, ist's Morgen oder Tag,
Ich kann es nicht bezeugen.
Ein Ruf, ein Schrei.. Da steht das Zelt.
Man redet, — das Kameel, es hält,
Bereit, das Knie zu beugen.

Ermuntert greif' ich an die Brust; —
Dass alles schwieg, blieb mir bewusst,
Und doch, wie soll ich's deuten?
Nun mich des Lagers Lärm umschallt
Ist mir's, als sei in mir verhallt
Ein festlich helles Läuten.

Ein Sang und Klang gar wundersam,
Den ich soeben noch vernahm, —
Ist mir's, als sei verklungen
Ein Zwiegespräch, das klar und laut,
Das ernsten Sinns und doch so traut
Mir tief ins Herz gedrungen.

[1]) Aus dem Nachlasse: „Das Wanderbuch, eine dramatische Erzählung, und gesammelte kleinere Schriften“. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1899.)

Noch tönt mir's in der Seele nach;
Da war's auch, wo es klang und sprach,
Wie gern hab' ich's vernommen!
Erst durch der Beduinen Sang,
Der Hämmer und der Rede Klang
Ist es zur Ruh' gekommen.

Was damals mir das Herz umrauscht,
Was ich, wie alles schwieg, erlauscht,
Gern gäb' ich's euch zu eigen;
Doch was bin ich? Und kein Prophet,
Kein Engelsmund ist so beredt,
Wie stummes Wüstenschweigen.

Benimm dich anständig!

Wer recht vergnügt werden kann, wenn unsere gesellschaftlichen Sitten gefrozelt werden, der muss sich das Büchlein: „Benimm dich anständig und andere anständige Sachen" von Paul v. Schönthan (Robert Mohr, Wien, 1899) anschaffen. Wir wollen erst einmal den Unterricht hören, den der Verfasser über die Vorbereitungen für Eingeladene gibt. Da heißt es:

Vorbereitungen für den Geladenen.

Bevor man sich in Gesellschaft begibt, versäume man nicht, vor den Spiegel zu treten. Das Hauptaugenmerk richte man auf das Haupthaar, wo solches vorhanden. Man lasse sich nicht durch übel angebrachte Sparsamkeit verleiten, mit der Pomade zu geizen, hier ist zu viel besser, als zu wenig. Unmittelbar vor dem Fortgehen stecke man ein reines Taschentuch zu sich. Auch auf die Handschuhe hat man wohl zu achten. Man zieht sie gewöhnlich erst auf der Stiege an und entledigt sich ihrer sofort vor der Begrüßung, da ihre Sauberkeit durch die Händedrücke leicht Schaden leidet. Damen dagegen entblößen ihre Hände nur auf Zureden. Wo am Anzuge Knöpfe fehlen, ersetze man dieselben durch Stecknadeln; man nennt das à quatre épingles gekleidet sein. Hat man sich in dieser Weise vorbereitet, so kann man sich getrost auf den Weg machen. Vor der Wohnungsthür des gastlichen Hauses angelangt, werfe man einen letzten Blick auf sein Äußeres, ordne noch einmal sein Haar, wische mit dem Rockärmel über den Cylinderhut und mit dem Taschentuch über Fußbekleidung und Nase, sehe nach der Uhr und ziehe in froher Laune die Klingel. Sobald man eingetreten ist, kann man bei dem öffnenden Stubenmädchen einen kleinen Scherz anbringen. Wird die Thür durch die Hausfrau oder deren Töchter geöffnet, unterlasse man es.

Über die Conversation lassen sich keine allgemein giltigen Regeln aufstellen. Die Einführung geschieht am besten, wenn man an jüngere Damen in verbindlichem Tone die Frage richtet: „Haben Sie schon viel mitgemacht?" Mit älteren Damen spricht man gar nicht. Wozu?

Übrigens empfiehlt es sich zur vortheilhaften Entrierung, ein gelungenes Witzwort in Bereitschaft zu halten. Man vergesse nicht, auf dem Wege noch ein Kaffeehaus zu betreten und einen Blick in die „Fliegenden Blätter" zu werfen. Am sichersten ist es, wenn man sich mit einem kleinem Notizbuch versieht, in welchem die Schlagworte von Anekdoten aufgeschrieben sind. Man zieht sich dann nach Bedürfnis von der Gesellschaft zurück, wirft einen Blick auf seine Vormerkungen und erscheint wieder mit einem unbefangenen und heiteren Lächeln. Doch thut hierbei Vorsicht noth, denn nicht alle Scherze, die sich für die zarten Ohren der Damen eignen, sind auch für Herren passend. Nach Soupers und Diners in fröhlicher Weinlaune, wenn der letzte Gang serviert und das Eis gebrochen ist, darf man wohl auch eine Anekdote riskieren, mit der man vor Tisch vielleicht Anstoß erregt hätte. Jeder wird selber fühlen, wie weit er gehen darf. Es ist die Aufgabe der Damen, hiefür eine Grenze zu stecken und

den losen Plauderer nöthigenfalls durch ein kurzes „Mein Herr, Sie werden gemischt!“ zu ermahnen.

Natürlich reicht auch die blendendste Unterhaltungsgabe nur für kurze Zeit aus. Bemerkt man, dafs die Damen durch die Nase gähnen, wobei sich manch schönes Auge mit Thränen füllt, so suche man, je eher, je lieber mit einer scherzhaften Gesprächswendung die Ausgangsthür zu gewinnen, nicht ohne den Gästen vorher ein fröhliches „Auf Wiedersehen“ zugerufen zu haben. —

Nicht minder lustig sind die „Winke für Damen“. „Der Jourfix“, „Das Clavier“, „Die Malerei“, besonders aber „Mein Fremder“, der in Wien das alte fidele Wien sucht. Dieses eine Stücklein schon ist wert, dafs man — wer es noch nicht kennt — sofort um das Büchlein in die Buchhandlung schickt. M.

Eisenbahnwünsche?

Einen Schöngeist, einen Idealisten fragen Sie nach praktischen Verbesserungen im Eisenbahnwesen! Der wird nicht viel wünschen. Bloß vielleicht, dafs man im bequemsten Aussichtswaggon, ohne Schütteln, Stoßen, ohne Rauch und Kohlengeruch in der Minute fünf Kilometer zurücklegen könne. Dabei aber eine Vorrichtung, die jeden Passagier an jeder Stelle einfangen und abladen kann, ohne dafs der Zug anzuhalten braucht. Dafs dem Passagier, auch wenn er dritter oder vierter Classe fährt, auf Wunsch ein Sondercoupé zur Verfügung gestellt wird, ist selbstverständlich — dem Poeten ein ganzer Salonwagen mit Bibliothek, wohlversorgtem Speisesaal und Schlafgemach für ihn und Frau Muse, falls sie mitfahren will.

Mich hat übrigens im Salonwagen die schöne Frau Muse stets gemieden. Wenn ich aber im engen Coupé für mich allein sitze, da kommt sie gerne geschlichen als schwarzer Passagier und wir unterhalten uns so gut miteinander, dafs es mir schließlich ziemlich gleichgiltig ist, ob in der Minute fünf Kilometer zurückgelegt werden, oder nur ein halber.

In allem Ernste, ich kenne wenig größere Vergnügungen, als im traulichen Eisenbahncoupé zu sitzen, die Fenster an beiden Seiten zu beherrschen, die Welt anzuschauen, die da links und rechts vorbeifliegt und darüber angenehme Stimmungen zu hegen, fürwitzige Gedanken zu machen. Mein Erdenleben ist nichts als ein Spaziergang, so sind auch meine Eisenbahnreisen kaum etwas anderes, als Spazierfahrten, bei denen nicht das Ziel, sondern das Unterwegs die Hauptsache ist. Wir sollten es uns stets so einrichten, dafs das Unterwegs zu keiner verlorenen Zeit wird, dafs unsere Frage nicht immer zu lauten braucht: Wann kommen wir an? sondern vielmehr: Wie bekommt uns die Fahrt? — Der Fortschritt wird also nicht bloß zu sorgen haben für *schnelle*, sondern auch, und vielleicht mehr noch, für *gute* Fahrt. Da wird's dann kein Zusammenpfropfen der Reisenden in einzelnen Coupés geben, während andere Gelasse leer sind. Da wird es geräumige Sitze geben, große helle Fenster, die Locomotiven werden Rauchverbrenner haben, die Axen und Puffer gute Federn und die Schaffner Artigkeit und Gefälligkeit. Das Wichtigste wird freilich immer noch der Zufall besorgen müssen — eine angenehme Reisegesellschaft. Eine solche verkürzt die Fahrzeit auf das erklecklichste.

So viel für heute. In zehn oder fünfzehn Jahren werden wir wahrscheinlich wieder ganz andere Wünsche haben, die „Elektrische“ und das Luftschiff werden neue Bedürfnisse aufwecken und ein Verkehrsmittel kann fahren, so schnell es will, die Wünsche des Publicums holt es niemals ein. R.

Eine deutsch-österreichische Literaturgeschichte.[1]) Man muß im vorhinein gestehen, daß es selten einem Buche so gelungen ist, schon durch seinen Titel eine Art Aufsehen zu erregen; die einen waren freudig angeregt, die anderen mißmuthig bewegt. Die einen meinten, jetzt werde jeder kleine Österreicher kraftvoll in den Vordergrund gerückt erscheinen und sahen darin Eng-Patriotisches; die anderen erwarteten, daß Österreich aus dem gemeinsamen Zuge der großen deutschen Literatur herausgenommen, und sein eigener abgesonderter Weg ihm weiters gewiesen werden sollte. Gegenüber diesen beiden falschen Ansichten hat sich interessanterweise ein Drittes herausgestellt, nämlich, die Deutschen in Österreich erhalten klare Nachweise über die Thätigkeit ihrer Geister, von den ältesten Ansiedlungen ab bis heute, und das aus dem Volke sowohl wie von seinen geschulten Kräften Geleistete im Gebiete der deutschen Literatur wird aufgewiesen, wie nie bisher.

Hat Dr. J. W. Nagl die Führung in der ältesten Literatur übernommen, wozu er weientlich durch seine volksthümliche und dialectische Kenntnis besonders berufen ist, so ist Professor Zeidler ein Führer in die dramatische Literatur, dem kein Gleichkundiger an die Seite gesetzt werden kann, wie seine diesem Werke schon seit Jahren vorausgegangenen Bücher beweisen. Die Schulkomödien, namentlich der geistlichen Schulen, die kirchlichen Spielaufführungen, endlich das Erscheinen der Volkskomödien sind so fesselnd dargestellt, daß man mit Freude und wachsendem Erstaunen bisher meist unbekannten Leistungen der Heimischen folgt und die starke Lebenskraft bewundert, welche Geistesschöpfungen erzeugte, die auch befruchtend, anregend, wetteifernd zum Allgemeinen drängten, das auch in gesammten deutschen Landen maßgebend wirkte.

Mit dem neuen Buche wird durchwegs Neues geleistet und sowohl der Heimat als auch dem gesammten deutschen Volke ein geistiges Gut gegeben.

Seine Ausschmückung mit Porträts, Handschriften, Baulichkeiten, Costümen, Wiedergaben alter Drucke ꝛc. ist auf der vollen Höhe der neuen Kunst, eine Zierde der Buch- und Kunstdruckpresse, wie derartige Bücher nur vornehmste Firmen in Deutschland bisher leisteten, und gereicht der Verlagsbuchhandlung Fromme zu steter Ehre; dies umsomehr, als sie selbst die Veranlassung zur Schaffung dieses Werkes gegeben hat. —st.—

[1]) Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Oesterreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen herausgegeben von Dr. J. W. Nagl und Jakob Zeidler. (Wien. Verlagsbuchhandlung Karl Fromme. 1898.)

Die Landjugend. Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung. Herausgegeben von Heinrich Sohnrey. Mit Illustrationen. Dritter Jahrgang. (Berlin W. Deutscher Dorfschriften-Verlag.)

Gute Erzählungen, historische Darstellungen, naturwissenschaftliche Bilder und praktische Anleitungen zu Handfertigkeiten wechseln ab mit Sprüchen, Gedichten, Scherzfragen, Räthseln, Schnurren und Spielen; ein Schmuck des neuen dritten Bandes sind die zahlreichen, nach den besten Gemälden hergestellten Illustrationen, wie sie die ersten beiden Bände noch nicht zu bieten vermochten.

V.

Lieder eines Vergessenen. Justus Frey, ein verschollener österreichischer Dichter. Von dessen Sohne (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1898) nennt sich ein sehr beachtenswertes Büchlein, welches mit kurzer Charakteristik des Lebenslaufes und der poetischen Erzeugnisse uns an einen Sänger erinnert, der doch zu gut ist, um vergessen zu werden. Obschon der classischen Schule angehörend ist, Justus Frey kein Epigone, vielmehr ein selbständiges Talent, von dem seine Lieder Zeugnis geben sollen.

M.

Wandern und Werden. Erste Gedichte von Ferdinand Avenarius. (Florenz und Leipzig. Eugen Friedrichs.) Von diesen Poesien, die seiner Zeit im „Heimgarten" gewürdigt worden sind, ist soeben eine zweite, neugestaltete Auflage erschienen.

Iracema. Ein Sang aus den Urwäldern Brasiliens von Christa von Düring. (Hamburg. J. Boysen. 1898.)

Gänzlich freie und, wie mich dünkt, durchaus glückliche poetische Bearbeitung eines Romans vom brasilianischen Dichter José de Alencar. Es ist die einfache und rührende Geschichte eines Indianerkindes, seine Treue bis in den Tod, verwoben mit einer großartigen Urwaldpoesie. Das Werk, welches ganz

in Versen geschrieben, ist, wie die Verfasserin sagt, eine exotische Blüte, welche vorurtheilslos betrachtet werden muss. M.

Collection Hartleben, Wien, Pest, Leipzig. Band XIII bis XIX.

Diese handliche, hübsch ausgestattete Romanbibliothek, welche in Österreich ihren Ursprung findet, bietet uns in den oben angegebenen Bandnummern internationale Publicationen. Da kommt zuerst die Italienerin Mathilde Serao mit ihrer einbändigen Novelle „Fahr wohl, mein Lieb" zu Wort, welche eine dramatisch geschriebene Liebesgeschichte mit tragischem Schluss entwickelt. An diese reiht sich Boborykin mit seiner dreibändigen Arbeit „Die Fürstin", in welcher uns die russischen Zustände in ihrer ganzen Verfahrenheit so recht deutlich vorgeführt werden. Auguste Groner veröffentlicht eine deutsche Criminalnovelle „Der alte Herr", in der Schuld und Sühne Hand in Hand gehen. M. A. Flammings „Bruderliebe" schließlich ist ein zweibändiger englischer Roman, welcher echte Herzensconflicte naturgetreu schildert und somit auch den Weg zum Herzen finden dürfte. W.

Bunte Blätter. Studien von Emil Soffé. (Brünn. Friedr. Irrgang. 1899.)

Kunst- und Literaturfreunde sollten an diesem Werkchen nicht vorübergen. Die Studien über den „Todtentanz", die „Teufelsdarstellung in der Kunst", dann eine Anzahl literarischer Charakterbilder werden manchen fesseln. Eine einfache, dem Gelehrtenstil ferne Schreibweise macht die Schrift auch für weitere Kreise passend. M.

In meinen vier Pfählen. Gedichte von Josef Schweizer. (Graz. Leykam).

Jedes Buch ist gut, es kommt nur darauf an, dass der richtige Leser dazu kommt. Ich glaube, es wird sehr viele beschaulich und lyrisch angelegte Leute geben, die an diesem Büchlein ihre Freude haben werden. Es ist ein heimliches, selbstfrohes Talent, das hier seine anspruchslosen Lieder singt. M.

Kärtnerlieder. Die Fortsetzung einer der beliebtesten Liedersammlungen, der 25 Original-Kärntnerlieder für ein- und zweistimmigen Gesang mit Zitherbegleitung, arrangiert von Hans Bellina, ist soeben als zweites Heft ausgegeben. (Klagenfurt. Joh. Heyn.) Diese weitere Sammlung von 25 der schönsten Kärntnerlieder, leicht und dabei sehr wirksam und melodiös spielbar, wird zweifellos die gleiche Verbreitung und Wertschätzung wie das erste Heft finden. V.

Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft. Herausgegeben von Dr. Karl Glossy. (Wien. Karl Konegen.)

Der achte Band des Jahrbuches der Grillparzer-Gesellschaft liegt uns vor; er enthält zahlreiche Beiträge hervorragender Autoren und schildert alle die Bestrebungen und Wirkungen, die vom Dichtergenius Grillparzer ausgegangen, das gesammte deutsch-österreichische Schriftthum unseres Jahrhunderts erfüllt haben. Man pflegt gewöhnlich in einer mit gewaltigem Kampfgeist nach neuem Werden ringenden Zeit, wie die unserige, gegen die alten Großmeister des Geistes Bedenken zu erheben und sie, wenn nicht gerade beiseite, so doch außer Mode zu setzen — aber trotz des nörgelnden Tadels unserer so anspruchsvollen und ungenügsamen Zeit führt die Welt den Namen Grillparzers doch immer als einen der hervorragendsten unseres Jahrhunderts fort. Moczan.

Der **Hausschatz moderner Kunst** wird vielen Kunstfreunden willkommen sein. Die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien hat eine Auswahl der besten in ihrem Verlage erschienen Radierungen nach Bildern moderner Maler vereinigt. Die Sammlung verdient die freundliche Aufnahme, die sie gefunden hat, weil sie besonnen und taktvoll ebenso sehr der conservativen wie der modernsten Geschmacksrichtung Rechnung trägt. Zur Signatur der Kunst unserer Zeit gehören ja ebenso gut die Namen Schwind, Waldmüller, Ludwig Richter, Defregger, Bautier und Achenbach wie Menzel, Böcklin, Uhde, Liebermann und Lenbach. Die einen wie die anderen dürfen nicht fehlen, wenn ein Bild von der modernen Entwicklung und der Mannigfaltigkeit der deutschen Malerei gegeben werden soll. Jetzt ist der Hausschatz bis zur siebzehnten Lieferung gediehen. Nur drei fehlen noch zu seinem Abschluss. V.

König Ludwig II. von Bayern und die Kunst. Von Louise von Kobell. Mit zahlreichen, zum Theil bisher noch unveröffentlichten Illustrationen und Kunstbeilagen, sowie einem Titelbild in Heliogravüre. Vollständig in 21 Lieferungen erschienen. (München. Jos. Albert.)

Es ist ein wichtiges Stück deutscher Kunst- und Culturgeschichte, welches in diesen Blättern bis in die kleinsten Details niedergelegt ist. Die Feder der Verfasserin besitzt außerordentliches Geschick der Darstellung, und das feinste Verständnis für Kunst tritt uns auf jeder Seite entgegen. Außer den vielen Bildnissen des Königs und seiner Familie sind von den einzelnen Schlössern nicht nur die mannigfachsten Ansichten der Bauten der Gärten, Fontainen, Statuen u. s. w

wiedergegeben, sondern auch den Interieurs, sowie den dieselben bergenden Kunstschätzen, wie den Bildern und Wandmalereien, den Sculpturen, den Edelmetallarbeiten, den Uhren, den inneren Einrichtungen der Gemächer mit ihren prunkvollen decorativen Zierden, den Stickereien ꝛc., die das Kunsthandwerk Deutschlands und des Auslandes herstellten, sind zahllose Abbildungen gewidmet. Ebenso sind die reichen Möbel, die mechanischen Kunsterzeugnisse, die Lüster u. s. w. hervorragend berücksichtigt worden. V.

Fritz Reuter, Woans hei lewt un schrewen hett. Vertellt von Paul Warncke. (Leipzig. K. Voigtländer. 1899.)

Ein Lebensbild Reuters in Reuterdeutsch — das wird den vielen Tausenden von Reuterfreunden ein liebes und anheimelndes Buch werden. Paul Warncke, selbst Mecklenburger, erzählt in meisterhafter, seinem großen Vorbild kaum nachgebender Sprache, in behaglichem Plauderton: Woans hei lewt un schrewen hett. Auch die Leiden der Festungszeit ziehen noch einmal vor unserem Auge vorüber, bekannte und unbekannte, denn was Reuter selbst nur andeutete, Namen, die er nicht nennen mochte, Thatsachen, die er nicht kannte, sind mit sorgfältiger Benutzung der bisherigen Reuterforschung mitgetheilt. V.

Die neue Serie der rühmlichst bekannten **Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes** (Halle a. S. Otto Hendel) bringt die „Französische Revolution" von Thomas Carlyle in Übersetzung von Daufalik und mit einer einleitenden Studie von P. Konrad Schmidt. „Das Alexanderlied" des Pfaffen Lamprecht in neuhochdeutscher Übertragung nebst Einleitung und Commentar von Rich. Eduard Ottmann. Endlich von E. Hartner einen spannenden Roman „Ohne Gewissen". V.

Aus dem Verlage der F. J. Ebenhöch'schen Buchhandlung in Linz erhalten wir das fünfte Bändchen der Erzählungsschriften zur Hebung der Vaterlandsliebe von Professor Dr. Robert Weißenhofer in zweiter Auflage. Dasselbe hat den Titel: **Der kleine Tiroler**, oder: **Die Macht der kindlichen Liebe.** Eine Erzählung aus dem Tiroler Freiheitskampfe im Jahre 1809. Mit einem Titelbilde.

Frommes Kalender. Als ersten nennen wir den „Volks-Kalender", welcher heuer das 55. Mal vor seinen Lesern erscheint. Dem Kalendarium und dem Nachschlagebuch über die nothwendigsten alltäglichen Dinge folgt der unterhaltende Theil mit Erzählungen von A. Silberstein u. a. Gänzlich umgearbeitet, in veränderter, moderner Ausstattung und mit erweitertem Inhalt präsentirt sich heuer „Frommes Wiener Auskunfts-Kalender für Geschäft und Haus", längst als unentbehrliches Nachschlagebuch bekannt und in allen Ämtern in Verwendung. Die Redaction desselben liegt nunmehr in den Händen des bewährten Statistikers Professor A. L. Hickmann, welcher den Inhalt durch Diagramme, graphisch-statistische Bilder und actuelle Aufsätze bereichert hat. Für alle, welche bloß eines Kalenders mit dem allernothwendigsten Anhang bedürfen, ist der Sechzehn Kreuzer-Schreib-Kalender genügend, während der Tägliche Einschreib-Kalender außerdem Einschreibblätter vom Januar bis December, Raum für Jahresübersicht und Vormerkblätter für das nächste Jahr enthält. Für Geschenkszwecke eignen sich ferner Frommes Wiener Portemonnaie-Kalender, Frommes Elegante Welt-Notiz-Kalender, Stephanie-Kalender, Edelweiß-Kalender. Frommes Block-, Taschen-, Notiz- und Wand-Kalender sind so bekannt und geschätzt, daß wir es für unnöthig erachten, darüber noch empfehlenswerte Worte zu verlieren. V.

Idyllen aus einer versinkenden Welt. Von diesem meinem neuesten Buche sagt man, daß der Titel nicht recht zum Inhalt stimme. Es seien doch nicht Idyllen, die sich während eines Weltuntergangs abspielen! In der That, nein, die gibt es nicht und kann es nicht geben. Weltuntergänge sind nicht idyllisch. Aber es sind Idyllen, vorwiegend heitere Geschichten und Lebensbilder aus einer Welt, die gegenwärtig im Versinken ist. So will es verstanden werden. In der Meinung, daß hier ein Mißverständnis ausgeschlossen sei, wurde es im Vorwort nicht deutlich genug gesagt, und das ist ein Fehler des Buches. Rosegger.

Büchereinlauf.

Sie wollen nicht. Zeitroman in zwei Bänden von A. Gundaccar von Suttner. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Calmi. Von Hans von Zobeltitz. (Stuttgart. J. Engelhorn.)

Bäume, die in den Himmel wachsen. Roman von Rudolf Golm. (Dresden. E. Pierson.)

Baron Gottfrieds Enkelinnen. Roman von Rosa Nouchette-Carey. Nach dem Englischen von Margarete von Wenden. (Berlin. J. Harrwitz Nachf. [E. Th. Kehrbach.])

Sonderlinge. Novelletten von W. Popper. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Sonate vom Treihof. Roman von Anna Hartenstein. Zwei Bände. (Berlin. Friedrich Schirmer. 1898.)

Die Zächerin und andere römische Novellen von Richard Voss. Illustriert von A. F. Seligmann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Caranella. Novelle von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. F. Seligmann. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Das dritte Pferd und andere Erzählungen von Hermine Villinger. Illustriert von Curt Libich. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Hanna. Eine Tagebuchnovelle für junge Mädchen von R. Litten. Mit Bildern von Hans Schulze. (Berlin. Friedrich Schirmer.)

Adolf Pichlers **Tiroler Geschichten und Wanderungen** in 24 Lieferungen. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1899.)

Heinrich Sohnreys **Dorfgeschichten.** Erste Reihe. Mit Buchschmuck von O. Ewel. Inhalt: Die Leute aus der Lindenhütte. Zwei Bände. Friedesinchens Lebenslauf und Hütte und Schloss. – Seines Bruders Braut. – Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichten. 28 Lieferungen. (Leipzig. Georg Heinrich Meyer. 1899.)

Über Berg und Thal. Ernste und heitere Geschichten aus Tirol von Rudolf Greinz. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1899.)

Psyche. Novellen von Otto von Leitgeb. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1899.)

Johann von Xenys, der Kampf um die Marienburg. Eine Geschichte von Johann von Wildenradt. (München. J. F. Lehman. 1899.)

Allgemeine Nationalbibliothek. (Wien. C. Daberkow):

Handwerksburschen. Von Josef Meßner.

Die Flachsblume. Von Janka von Szabó-Mogáll.

Deborah. Von S. H. Mosenthal.

Eine pflichtvergessene Frau. Sittenbild von Dora Helfft. (Dresden. Heinrich Minden. 1899.)

Ausgewählte Märchen von Topelius. Aus dem Schwedischen übersetzt von Alberta Schnell. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Faustine, der weibliche Faust. Tragödie in sechs Aufzügen nebst Vorspiel und Prolog von Wilhelm Schäfer. (Zürich. Emil Cottis Witwe. 1898.)

Im Namen des Königs. Schauspiel in fünf Acten von Franz Woas. (Leipzig. C. Cnobloch. 1899.)

Ein Beichlgeheimnis. Schauspiel in vier Aufzügen von Hans Kulm. (Brünn. F. Winiker & Schickardt. 1898.)

Drei Fastnachtsspiele von Hans Sachs. Für die moderne Bühne frei bearbeitet von Karl Maria Klob. (Wien. Georg Szelinski.)

Achmed, der Heiland. Eine epische Dichtung von Adalbert von Hanstein. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1898.)

Gedichte von Karl Henckell. Bildschmuck von Fidus. (Zürich. Karl Henckell.)

Leben im Leben. Gedichte von Wilhelm Graf. (Worms. Julius Stern. 1898.)

Gedichte von Hans Müller-Irminger. (Berlin. Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt. 1899.)

Herzenswellen. Gedichte von Alfons Krämer. (Kempten. Alfred Dobler.)

Das Wanderbuch und gesammelte kleine Schriften von Georg Ebers. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Memoiren der Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs des Großen. Von ihr selbst geschrieben. Erster Band. (Leipzig. H. Barsdorf. 1899.)

Sursum corda! Ein Trostbüchlein von Wilhelm Schirmer. (Konstanz. Ernst Ackermann. 1899.)

Emil Rittershaus. Nach seinen biographischen Aufzeichnungen und nach Erinnerungen von Julius Rittershaus. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger. 1899.)

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. (Leipzig. B. G. Teubner. 1898.)

Die Frau ist schuld! Ein Weckruf zum Kampf gegen die soziale Noth von Sibylle von Waldheim. (Gotha. Andreas Perthes. 1898.)

Der Ursprung der Gothik und der altgermanische Kunstcharakter. Von Karl Limprecht. (Elberfeld. Hofkamp. 16.)

Wiener Almanach 1899. Jahrbuch für Literatur, Kunst und öffentliches Leben. Herausgegeben von Heinrich Bohrmann und Jacques Jäger. Mit vielen Kunstbeilagen und Illustrationen. Achter Jahrgang. (Wien. E. Teufen.)

Der Wiener Bote und **Der Jahresbote für Österreich-Ungarn** für das Jahr 1899. (Wien. R. v. Waldheim.)

Wandkalender 1899. (Wien. Ch. Reisser & M. Werthner.)

Der Jahresbote für Österreich-Ungarn. 1899. (Wien. R. v. Waldheim.)

Friedensbote. Deutscher Volkskalender für 1899. Herausgegeben von Stadtpfarrer O. Umfried. (Eßlingen. W. Langguth.)

Postkarten des „Heimgarten“.

H. K., dem „Landmann“. Berlin: Freut mich, dass Sie in Ihrer Nummer vom 1. Jänner 1899 für Auerbach eine Lanze brechen. Freilich hat Auerbach die Bauern vor fünfzig Jahren nicht so „naturalistisch“ geschildert, wie wir von heute es thun, weil der Naturalismus damals eben nicht Mode war. Er hat die Bauern im Lichte seiner Zeit gesehen. Da der Bauer doch auch, sozusagen, ein Mensch ist, so hat der Dichter den Menschen im Bauern stellenweise etwas tiefer gegründet, als er durchschnittlich vorzukommen pflegt. Auch in mancher Bauernseele geht mehr vor, als es die Schulweisheit sich träumen lässt und Auerbach hat sicher nicht auf der Schulbank gelernt, Dorfgeschichten zu schreiben, sondern vielmehr in Wald und Dorf, dessen Kind er war. Dass er seine Dorfgeschichten stilisiert hat, war kein Verbrechen, derlei geht und kommt wieder. Die Undankbarkeit der jungen Welt gegen Auerbach lässt mich vermuthen, was uns erwartet. Unsere Werke werden nach fünfzig Jahren, vielleicht schon früher, als abschreckendes Beispiel hingestellt werden, wie man es nicht machen soll. Nein, wenn wir deutschen Poeten unserem Volke nicht treuer sein könnten, als das Volk es uns sein wird, dann fort mit der Feder. Machen wir's so gut wir können und scheren wir uns den krummen Teufel um die „Unsterblichkeit“.

R.

J. K., Berlin: Bleiben Sie abseits. Es gibt vermuthlich keinen Beruf, der sich selbe so verächtlich vorkommt, als der Recensenten beruf. Nichts kann einen Dichter oder Künstler in den Augen der Recensenten so sehr discreditieren, als — Recensentenlob.

J. H., Prag: Hören Sie:

„Die Wertschätzung, die Pichler als einer der größten Poeten unseres dichterreichen Volkes allmählich auch in den ferneren Zonen und Schichten des großen Vaterlandes gefunden hat, wird durch die neue Auflage seiner Geschichten aus Tirol gewiss nur erhöht werden.“

Diese Zeilen werden vielleicht auf lange Zeit hinaus ein charakteristisches Merkmal für die jetzigen Zustände des österreichischen Staatengebildes werden. Man denke, die „Ostdeutsche Rundschau“ ist wegen dieses höchst staats- und gemeingefährlichen Satzes confisciert worden! Als die vorstehenden Worte im Reichsrathe verlesen wurden, hatten sie aber das Gute zur Folge, dass doch manchem Blinden die Augen aufgiengen. Vielleicht führt dieses unerhört willkürliche Vorgehen des österreichischen Staatsanwaltes jetzt auch das zweite Gute nach sich, dass es auf einen der größten Dichter Deutsch-Österreichs nun wirklich die Aufmerksamkeit des deutschen Volkes lenkt.

M. J. L., Wien: Diese wunderliche Partei erkennt einerseits keine Nationalitäten- und Rassenfrage an, andererseits will sie in der Schule die jüdischen Kinder von den christlichen getrennt wissen. Mit der gerühmten Allgemeinheit ist es also nicht weit her, nur dass das Nationale hier ins Confessionelle übersetzt wird. Wär' schade, wenn die Leute einmal klüger würden, 's ist gar zu lustig so!

J. Z., Wien: Sie haben den Zusammenhang mit der Welt verloren? Kein großer Verlust. Verlieren Sie sich nur selbst nicht. Am leichtesten verliert man sich, wenn man einem Zeitgeist nachläuft.

W. H., Graz: Warum man auf unseren neuen Postanweisungsscheinen die früher darauf gedruckten, zweckmäßigen Portoangaben entfernt hat, wissen wir auch nicht. Unsere leitenden Mächte haben halt das Unglück, dass alles, was sie „reformieren“ — schlechter wird, als es früher gewesen.

Dank für Einladungen zu Steirer-Abenden.

Guat moan thats mas wul,
Und recht gern kam ih,
Oba — Weg is weit,
Dahoam valam ih;
Und sid ma d Wadl eindorn,
Ih sogs ouffn,
Hon ih s Steirergwandl
Ah vasoffn.

Zonzn thur ih nit,
Ih bin olls z gschami.
Ka Jungi kriag ih nit,
Kan Oldi nam ih;
Oba damisch gfreut
Hot enka Gschrift mih,
Dass ih nit ton kema,
Leut, dös gift mih.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Arme Teufel!

Von **Josef Wichner.**

Das war eigentlich eine saubere Gesellschaft, in die mich das Geschick im Herbste des Jahres 1875 führte. Ich war, auf Umwegen allerdings, Universitätsstudent geworden, obschon mir eigentlich meine materiellen Mittel einen solchen Luxus durchaus nicht verstatteten; denn ich besaß wenig mehr als das Reisegeld in die schöne Stadt Innsbruck, und auch das hatte ich .... gepumpt, wenig mehr als einen Anzug für Sonn- und Werkeltage, für Sommer und Winter, und auch den war ich noch schuldig.

Wie ich mich unter solchen Umständen durchgefrettet habe, gedenke ich gelegentlich etwas ausführlicher zu erzählen; hier will ich nur verzeichnen, dass ich meine Freunde, und deren bedarf auch der Bettler, nicht in den Palästen der Reichen, nicht in den Kneipen der Burschenschaftler und auch nicht unter jenen akademischen Bürgern fand, die sich allmonatlich einen halben oder einen ganzen Hunderter von der k. k. Post abholen konnten. Armut ist ein eigener Stand, der auch etwas auf seine Würde hält, und so sah ich mich in den düsteren Gängen der altehrwürdigen Hochschule nach jenen Commilitonen um, die in den fadenscheinigsten Röcken

und in den dünnsten Höschen daherkamen, die morgens so lange nüchtern blieben, wie der Priester, der um halb zwölf die Messe liest, die mittags in der Volksküche und abends bei der Semmelfrau speisten und denen wie dem Faust der ewige Gesang an die Ohren klang:

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!"

So lernte ich auch das blutige Elend mancher Hochschüler kennen, das nur durch den goldenen Humor, die bewunderungswürdige Genügsamkeit und den göttlichen Leichtsinn der Jugend verklärt und erträglich wird.

Wir alle zusammen, die wir uns jeweils beim „grünen Tiger" trafen, wären nicht imstande gewesen, die ärmlichste Hütte Tirols käuflich an uns zu bringen, wir alle lebten thatsächlich von der Hand in den Mund, jeder Tag war für uns ein Tag des Kampfes ums Dasein, der in der Studentenwelt so beliebte Erste eines jeden Monats stand nicht in unserem Kalender, die nächste Krankheit hätte uns ins Armenleutspital gelegt, eine ungewisse Zukunft hieng wie eine dunkle Wetterwolke über dem Haupte eines jeden, und dennoch . . . dennoch waren wir oft so kindlich heiter, dass ich mich manchmal nach jener lustigen Noth zurücksehne!

Der „grüne Tiger" war durchaus nicht grausam. Er gab die größten Portionen Käse oder „G'röstel" [1]) um ein billig Geld, er schenkte auch Apfelmost, er hatte eine langmüthige Kreide . . . . Gründe genug, warum wir unser Hauptquartier bei ihm aufschlugen.

Auch für ein seliges Ende war gesorgt; denn . . . ich bitte, nicht zu erschrecken! . . . der Scharfrichter oder Henker von Tirol und Vorarlberg war täglicher Gast im „grünen Tiger" und unser Tischgenosse . . . Conkneipant. Er hatte zwei hübsche Töchterlein; mit ihnen zu plauschen und sich ein wenig in sie zu „verkeilen" (verlieben), war äußerst romantisch. Der alte Herr selber bannte die Geister der armen Sünder, die er in die Höhe gebracht hatte, mit unmäßig vielem Specialwein, dessen nicht unbedeutende Kosten er durch gewinnbringenden Nebenerwerb bestritt. Er verkaufte nämlich zwei Allheilmittel: eine braune Flüssigkeit, die aus Kaffeepulver und Wasser bestand, und Stücklein von Stricken, die sich um die Hälse seiner Opfer geschlungen hatten oder auch nicht so, und hatte starken Zulauf der abergläubischen Landbevölkerung. Brachte der Special die Füße des Herren über Leben und Tod allzubedenklich ins Wanken, dann fuhrwerkten wir ihn heimwärts; dafür versprach er in einem Anfalle von guter Laune hoch und theuer, er wolle uns armen Teufeln den letzten Liebesdienst umsonst erweisen.

„Sumpfia" nannte sich unsere Tischgenossenschaft . . . ein bedeutungsvoller Name; steckten wir ja alle tief genug im Sumpfe der Erdennoth, und wenn einige von uns, um nicht zu ertrinken, nicht allfort die

[1]) Eine allgemein beliebte Tiroler Speise aus Fleischresten und Erdäpfelscheiben, in Schmalz und Zwiebeln geröstet.

reellsten Mittel anwandten, so mag sie der mit Steinen bewerfen, der nie sein Brot in Thränen aß.

Ich will einige meiner Schicksalsgenossen hier verewigen; die frei gewählten Namen dürften die noch lebenden und etwa gar in Amt und Würden sitzenden Herren vor Entdeckung und Fingerzeig schützen . . . ich selber schäme mich meiner Armut nicht und meiner dummen oder losen Streiche leider noch immer viel zu wenig.

Da war der Lang, der vornehmste Mann unter uns, im Volksmunde auch der Volksküchengraf genannt. Er verdiente sich seinen Lebensunterhalt ehrlich und mühsam genug als Hauslehrer schwachsinniger Lateinschützen. Mehr als zwanzig bis dreißig Kreuzer bezahlte damals in Innsbruck kaum jemand für die Unterrichtsstunde; wer von solcher Arbeit leben wollte, war thatsächlich ein Sclave; kein Holzhacker hätte mit ihm getauscht. Lang hatte keine anderen Einnahmsquellen, er gab täglich seine fünf bis sechs Stunden und mußte trotzdem, um in seiner Buchführung das Soll und Haben auszugleichen, in der Volksküche unter Handwerksgesellen und Fabriksarbeitern speisen. Seine gesellschaftliche Stellung forderte eben Auslagen, die nicht dem Magen zugute kamen, und er hielt etwas auf sich. Stets erschien er in schneeweißer Hose, weißer Weste, schwarzem Gehrocke, haushohem Cylinder, grauen Handschuhen. Die Finger waren mit Ringen besteckt, die Rechte schwang einen kurzen Ebenholzstock mit Elfenbeinknauf. Man munkelte, die Ringe stammten aus dem Versatzamte, der Hut von einem alten Pfarrer — aber wie . . . fast wie ein Graf sah er doch aus, der gute Lang, und alle Volksküchengäste fühlten sich geehrt, wenn er sich die Suppe eigenhändig vom Anrichttische holte und herablassend unter den Arbeitern Platz nahm. Übrigens hielt er sich in seiner nobeln Gewandung für ausnehmend schön: in der Maria-Theresien-Straße blieb er vor allen Auslagen stehen, um sein Bild im Glase zu bewundern, und im „grünen Tiger" war er den ganzen Abend verstimmt, wenn er nicht vor den Spiegel zu sitzen kam.

Einst hatte Freund Wulf sen. das Schattenbild eines Kameelhauptes, dessen Augen mit einem Zwicker bewaffnet waren, auf den Spiegel gepickt. Lang kam, sah und . . . . verschwand; tags darauf meldete er seinen Austritt aus der „Sumpfia".

Wulf sen. war Professorscandidat und Bettelstudent. Also gieng's ihm in Innsbruck besser als daheim am schwäbischen Meere, wo seine Mutter, eine Witwe, sieben Kinder und zwei Geißen hatte, und also . . . ließ er auch seinen Bruder, den Wulf jun., studieren. Er erfocht sieben Kosttage für ihn, und nun konnte er wenigstens ein Volksschullehrer werden. Wohnung und Kleidung war mit Hilfe guter Leute auch noch zu erschwingen, nur . . . für Holz und Kohle reichte weder Monatsgeld noch Viaticum, und der Winter, der ist grausam streng zu Füßen der

Frau Hitt! Doch . . . Wulf sen., der tapfere Schwabe, forcht sich nit, er wuſste sich und seinem Bruder zu helfen. In Innsbruck feiert der Sturmwind gar oft seine Orgien, er heult durch die engen Gassen der alten Stadttheile, daſs sich Weiblein und Männlein bekreuzen, er rüttelt mit gutem Erfolge an den Schornsteinen, er hebt unter boshaftem Gekicher Fensterläden aus . . . . das war für die beiden Wölfe ein gefundenes Fressen! Mitten in stockfinsterer Sturmnacht, wenn sich selbst die um ihre Köpfe beſorgte Polizei verkroch, warf Wulf sen. den neben ihm ruhenden Wulf jun. aus dem Bette und sagte:

„Komm, Brüderlein, gehen wir . . . . Fensterläden suchen . . . . der Ofen ist auch kein Hund, und wär' er einer, er brauchte Futter!"

Tags darauf guckte manch ein behäbiger Bürger kopfschüttelnd zum Fenster hinaus . . . . . er konnte es nicht begreifen, daſs der ††† Wind die Läden so ganz und gar zertragen hatte, daſs weder Staub noch Floh von ihnen zu sehen war.

Ja, Holz und Kohlen, das bezahlte Tyrtäus allweil, aber die Miete, die theuere Miete . . . wer sich die ersparen könnte?!

Tyrtäus, einer Dorfhebamme mühseliges Kind, war von Jugend auf halb gelähmt; nur der Kopf war gesund, und so hatte er es zum akademischen Bürger gebracht und studierte Philologie. Eigentlich war ein Advocat an ihm verloren; denn er war findig über die Maßen, in allen Gesetzen wohl bewandert und auch der Hinterthürlein kundig, durch die man in den Tempel der Justitia gelangen kann, wenn das Hauptthor verschlossen ist. Diese Kenntnisse benutzte er, um seine Zimmerfrauen einfach zu betakeln. Nahte der Tag heran, da er endlich die Miete bezahlen sollte, so brach er mit der arglosen Alten einen Streit vom Zaun und frozzelte und stichelte mit kluger Zurückhaltung seinerseits so lange, bis das Weib grob wurde und ihm eine erkleckliche Anzahl der saftigsten Titel an den Kopf warf, deren jeder zu einer Ehrenbeleidigungsklage hinreichte. Also gieng er mit den Zeugen, die er für den erwarteten Moment hinter den Bettvorhang oder ins Fenster gestellt hatte, zum Richter, und das Ende der Verhandlung war regelmäßig ein Vergleich, in dem das Weib unter der Bedingung, daſs der . . . . Mensch augenblicklich ausziehe, auf die Miete verzichtete. Und Tyrtäus zog aus und . . . . stand nach kurzer Zeit mit einer anderen Zimmerfrau wieder vor dem Richter . . . mit demselben beabsichtigten Erfolge.

Von seiner Schlauheit mag folgendes Ereignis zeugen. Einst war er während einer akademischen Disputation hart an einen Collegen gerathen, hatte sich vergessen und ihm das Wort „Schuft" ins Gesicht geschmissen . . . in Gegenwart des Professors. Da bei der Körperverfassung des Tyrtäus höchstens von einem Duell auf Krenwürstel die Rede sein konnte, muſste er Abbitte leisten, und er that es mit folgenden Worten:

„Ich habe den X. einen Schuft genannt, und das ist wahr; dass er's nicht sei, muss ich sagen."

Übrigens war er ein ausgezeichneter Schachspieler, und so verdiente er sich einen Großtheil seiner Bedürfnisse in den Kaffeehäusern, ähnlich wie Freund Trapper auf der Kegelbahn.

Trapper war ein geborener Philologe, das Lateinische und Griechische und selbst das verzwickte Sanskrit flog ihm nur so zu. Er übersetzte instinctiv classisch . . . was hätte der Mann bei geregelten materiellen Verhältnissen und geregelten Studien leisten können! Einst redete ihm unser unvergesslicher Professor Jülg, der weitbekannte Supplentenvater, ins Gewissen, ermahnte ihn zu zielbewusster Arbeit und wollte es unbegreiflich finden, wie er nur ganze Tage und halbe Nächte auf der Kegelbahn beim Bierwastl oder beim Breinößl zubringen könne. Trapper that die Gegenfrage:

„Ja . . . . wovon soll ich denn leben, Herr Professor?"

Leider kam er beim Kegeln auch dem Bier und dem Wein auf den Geschmack, seine Bedürfnisse steigerten sich, und so musste er immer mehr kegeln und ist erst sehr spät zum Abschlusse seiner Studien und noch viel später zu einer gesicherten Lebensstellung gekommen. Trotzdem er auf jeden beliebigen Kegel wettete und im Spiele stets den Ersten warf, war er doch nicht unter den ersten, die sich aus den Gewässern der Drangsal ins Trockene retteten.

Aber so lange, wie bei Freund Schwarz, hat's doch selbst beim Trapper, dem Kegelkönig, nicht gedauert.

Freund Schwarz bezog die Universität im Jahre 1871, um die Naturwissenschaften zu studieren, und im Jahre 1897 las P. Albuin die erste heilige Messe. Das wäre nun nicht besonders auffallend, wäre nicht Studiosus Schwarz und P. Albuin ein und dieselbe Person! Welch ein Menschenschicksal! Welch verpfuschtes Leben!

Wie das kam? Verlangt nicht, dass ich in zwanzig Zeilen einen Roman schreibe; was ich hier bieten kann, das sind gewissermaßen nur die Capitelüberschriften.

Freund Schwarz galt, als er der Alma Mater zum erstenmale Treue schwur, als vermöglicher Leute Kind, und er war mit seinem dichten Vollbarte, seinen blauen Augen, seiner elastischen Gestalt einer der schönsten Burschenschafter, der je das Cerevis trug und das farbige Band über der gewölbten Brust. Rein närrisch hätten die Mädchen werden müssen, wenn Schwarz die Kunst des Hofmachens verstanden hätte . . . . wäre mir nicht bange gewesen, in der Gestalt und mit dem Blicke des schmucken Jünglings die schönste und reichste Maid Tirols oder irgend eines anderen Landes zu gewinnen! Aber Schwarz, eine etwas störrige und wenig anschmiegende Natur, mied gleich Hermann in Goethes un-

vergleichlichem Idyll „der jungen Mädchen Gesellschaft und den fröhlichen Tanz, den alle Jugend begehret". Er lebte etliche Jahre nur für die „Verbindung" und wohl auch nebenbei den Studien, also dass, wenn auch etwas verspätet, ein guter Ausgang immerhin zu erwarten war. Da starben die Eltern rasch nach einander; statt des erwarteten Vermögens kamen nur Schulden zum Vorscheine. Dieser Doppelschlag traf den jungen Mann gar hart. Er wurde trübsinnig, verschlossen, menschenscheu, und eines Tages war er aus Innsbruck verschwunden: der schöne Bart fiel unter der Schere, den harmonischen Körper deckte der Talar des Theologen. Solche Wandlung gefiel den verschiedenen Bettern und Basen, die sich auf einen geistlichen Herrn in der „Freundschaft" viel zu gute thaten, überaus, und der „schwarze" Schwarz wurde gehätschelt wie ein Schoßkind. Als er aber vor der Weihe aussprang und zu seinen Naturwissenschaften zurückkehrte, schlossen sich alle verwandtschaftlichen Thüren mit Gepolter . . . der „Lump", der höchstens viermal im Jahre zum „grünen Tiger" kam, wurde seinem Schicksale überlassen. Indes saß der „Lump" in dem erbärmlichsten, vielzugigsten Dachkämmerlein Innsbrucks Tag und Nacht über den Büchern, mehr denn zwei Jahre hindurch war etwas Milch und Brot seine einzige Nahrung, Hände und Füße erfroren oder gefroren in dem ungeheizten Loche . . . ein Zuchthäusler war gegen ihn der reinste Prasser! Aus der guten Zeit war ihm nichts geblieben, als der fast krankhafte Stolz, eine milde Gabe zu heischen oder auch nur die frei gebotene hinzunehmen. Wollten wir ihm ein Krügel Bier *zahlen*, so kehrte er uns entrüstet den Rücken; eine *Anleihe* von vier Kreuzern zu einem Packerl Tabak verschmähte er nie. Er machte die schriftlichen Prüfungsarbeiten mit gutem Erfolge; zugleich aber wurde ihm bedeutet, dass er bei dem Überflusse an Lehramtscandidaten vor fünfzehn Jahren auf keine Anstellung . . . nicht einmal auf eine Supplentur rechnen könne. Warum man ihm das nicht früher gesagt habe? Ja . . . . habe er denn darum gefragt? Da heizte er mit dem Schriftenbündel den Ofen . . . . sein Selbstvertrauen . . . sein Vertrauen auf die Menschheit war dahin . . . er sah sich rings von Feinden umgeben . . . er war nicht nur körperlich, sondern auch geistig krank. Man vertraute ihm den Unterricht von Volksschülern, ein reicher Handelsherr verwendete ihn zum Copieren von Briefen . . . nach kurzen Versuchen erklärte er mit rührender Offenheit, er sei zu dumm und solchen Arbeiten nicht gewachsen; für ein Geld aber, das er nicht verdiene, bedanke er sich. So wurde er in die Heimatgemeinde abgeschoben und verbrachte zehn Jahre im Armenhause als Bote, Gärtner und Feldarbeiter, weitere fünf Jahre bei einem verwandten Dorfkrämer als Ladendiener, und war ob seines stillen, bescheidenen Wesens überall beliebt. Plötzlich starb der Krämer, und der verkrachte Student, dessen Haare bereits zu ergrauen begannen, stand

wieder auf der Gasse .... am Scheidewege ... vor dem Armenhause oder als absolvierter Theologe ... vor dem Kloster. Sollte er, der einstige Senior, im Armenhause enden? — Im Jahre 1897 las P. Albuin die erste heilige Messe! —

Wirklich im Gemeindehause endete Collega Braun. Die Stationen seiner Lebenspilgerschaft sind: Gymnasiast — Vaterlandsvertheidiger im Jahre 1866 — Hochschüler — Verbummelter Student — Hofmeister — Heirat mit einer Köchin — Zank und Hader, Elend, Verlust eines Auges durch eine von Damenhand geschleuderte Gabel, Scheidung — Nach Amerika auf Gemeindekosten — Verkommen und erblindet — Heimkehr — Armenhaus!

Dagegen ist das Schicksal des Collegen Flaus die reinste Idylle. Er war Philosoph und verphilosophierte in einem Dutzend von Jahren ein hübsches Vermögen. So viel lernte er immerhin, dass Diogenes der glücklichste Mensch gewesen sei. Also gieng er hin und bewarb sich um die Stelle eines Geißhirten in seiner Gemeinde. Als solcher ... philosophiert er heute noch .... er hat Zeit genug dazu und wird durch die Eitelkeiten dieser Welt von seinen Betrachtungen nimmer abgezogen.

Ein geradezu origineller Kauz war der Zapfel. Er studierte so lange und kam nach einem geistreichen Ausspruche seiner Schwester so lange jeden Abend erst am Morgen heim, bis ihm der ohnedies wenig vermögliche Vater die Schwelle verbot. Seit der Zeit lebte er als ein Fremdling auf Erden, ein fahrender Schüler mit all den guten und schlechten Eigenschaften seiner Kameraden aus vergangenen Jahrhunderten. Beim ewigen Brummen seines Magens hatte er den höheren Idealen so ziemlich entsagt; dagegen leistete er im Biervertilgen und im Essen ganz Erkleckliches, wenn's nichts kostete. So gieng sein Streben dahin, sich diese immerhin nicht ganz zu verachtenden Genüsse umsonst zu verschaffen; er war ständiger Gast aller Pfarrherren im Lande, wo er auch fromm thun konnte, und aller reichen Kameraden, wo er auch liberale Ideen zu Tage förderte, wenn es ihm passend schien. Ein unverwüstlicher Humor und eine seltene Gabe, eine ganze Gesellschaft durch allerlei Schnacken und Schnurren bis zum Todlachen zu unterhalten, trug ihm nicht wenig ein, und eine bewunderungswürdige Unverfrorenheit unterstützte ihn merklich in seinen Absichten. Auf seinen irren Zügen trug er meist einen mächtigen Steinkrug mit sich herum, den er aus dem Münchner Hofbräuhause zum Andenken hatte ... mitgehen lassen. Sonst stahl er nie; er nahm öffentlich, was ihm passte, und man ließ den Spassvogel gewähren, wenn er's nicht gar zu dick machte. Brauchte er eine Cravatte, ein Paar Stulpen u. a., so stieg er einfach einem Duzbruder auf die Bude, griff in die Lade und sagte:

„Ei, was hast du schöne Halsbinden ... zu was brauchst du drei?" Zapfel war also Communist. Die größte Wuth hatte er über den Polizei-

diener von Rattenberg. Er hatte sich zu einem Primizfestessen eingefunden; der „Polyp“ aber hielt ihn für einen Landstreicher und sperrte ihn in die Keiche und ließ ihn erst frei, als das Mahl zu Ende und die Teller abgewaschen waren!

Einst, als wir am Schlusse eines Sommersemesters in die Heimat pilgerten, blieb er, der keine Heimat mehr hatte, etwas betrübt auf der Innbrücke stehen; denn es war ja auch die Zeit der Commerse vorbei, bei denen die lustige Person stets gerne gesehen, gehänselt, gespeist und getränkt wurde. Aber auf einmal schüttelte er sein blondumlocktes Haupt, schnalzte mit den Fingern und rief uns nach:

„B'füet enk Gott, es Kameele .... ich geh' auch in die Sommerfrische!“

Und an demselben Tage stieg er mit seinem Reisekoffer, dem Steinkruge, in dem er einen zweiten Hemdkragen verwahrt hielt, zu den lieblichen Höhen des Mittelgebirges empor und nistete sich in einem stattlichen Gasthause ein und unterhielt bereits am ersten Abend die ganze Gesellschaft so, dass des Lachens kein Ende wurde und der Wirt sich in Betracht der geleerten Fassln gerne herbeiließ, mit ihm Bruderschaft zu trinken. So gieng's auch die folgenden Abende, bald sprach man in der ganzen Nachbarschaft von dem lustigen Stndeuten, und die Wirtsstube füllte sich täglich mehr denn je. Der Zapfel selbst ließ sich alles trefflich mnnden .... Bruder, was gibst .... was hast? Am Samstag borgte er sich vom Bruder ein neues Hemd ans, dem Mädel gestattete er, dass es das alte fein sauber wasche .... nur ans Bezahlen dachte er weder die erste, noch die vierte Woche. Als aber auch die fünfte und die sechste Woche verstrich, ohne dass der lustige Zapfel dergleichen that, da gab die Wirtin ihrem Manne einen Rippenstoß, und der Wirt meinte, man solle doch endlich auch einmal ein ernstes Wort reden.

Da steckte der Zapfel beide Hände in die Hosensäcke, hielt sie weit vom Leibe, that einen Pfiff wie die Locomotive und sagte:

„Na ... du ... jetzt bist mir schön aufg'sessen, Stoffele! Da schau mich an .... omnia mea mecum porto ... das heißt: das Hemd ausgenommen, das von dir ist, gehört alles mein, was du zwischen der Hutspitze und den zerrissenen Schuhsohlen siehst, aber mehr nicht ein Heller! Jetzt .... in Gottes Namen .... jetzt kannst mich ersäufen oder von deinen Kühen fressen lassen oder mit dem Gendarm zum Richter schicken ..... was hast davon? Solltest aber als Bruder und christlicher Wirt ein Einsehen haben und bedenken, dass ich dir eigentlich ein guter Lockvogel bin g'wesen und dass d' heuer nochmal soviel verdient hast als im Vorjahr. Eigentlich .... solltest du mir noch draufzahlen .... kriegt ja jeder Kegelbub nach der Saison noch a G'wand und ein paar lumpige Gulden auf die Hand; aber ... ich will's

g'rad aufgehen lassen, weil's du bist . . . Brüder rechnen nicht so genau ab miteinander!"

Was wollte der Wirt machen? Der Zapfel bekam richtig einen neuen Anzug und ein Handgeld und die Einladung, er solle nur nächstes Jahr wiederkommen, und so wanderte er, als die Schwalben heimwärtszogen, mit seinem Steinkruge wohlgemuth an den Inn hinab und weidete sich an unsern langen Gesichtern.

Und was ist aus all den armen Teufeln geworden? Mancher ist wohl, theils aus eigener Schuld, theils als Opfer unserer vortrefflichen Gesellschaftsordnung, verdorben . . . gestorben . . . wie wär's anders möglich! Etliche haben sich nach langem, vergeblichem Ringen ins Kloster geflüchtet . . . hie und da höre ich noch von einem P. Meinrad oder Placidus oder Gottfried, die auch einst als „problematische Naturen" an der Tafel im „grünen Tiger" gesessen sind und ein Krüglein Apfelmost getrunken haben. Für sie hat die leibliche Noth aufgehört . . . . möge der Gottesfriede über sie gekommen sein! Nicht wenige aber haben sich ehrenvoll durchgerungen, bekleiden heute bedeutsame Stellungen und leisten als „Selfmademan" sicher mehr als jene, die auf einem Goldsacke oder einem alten Baumstrunk einherreiten.

Auch aus „armen Teufeln" kann etwas Rechtes werden . . .

Der Waldbauer, dieser Dodel!

Eine Erinnerung aus der Heimat von **Peter Rosegger.**

Schau, schau, das ist wieder schön! Ums Ross kommst du betteln. Habt ihr leicht das letzte Paar Ochsen auch schon verhaust?"

„Verhaust nicht", antwortete der kleine Bub bescheidentlich, „aber die Kläseuch' (Klauenseuche) haben die Ochsen und können halt jetzt nicht ziehen."

„So wiedets die Kuh ins Joch!"

„Die Kuh hat jetzt ein Kalb."

„So spannt's deinen Vater ein, der ist nix zu gut dazu; der wird eh schmöckend vor lauter Faulheit!"

„Faul ist er nicht, der Vater, Blut husten thut er."

„Ja freilich! Das könnt' ein anderer auch sagen, wenn er nicht arbeiten will. Und herumliegen in der Sonn', bis er Maden ansetzt über und über. Was Vorstand! Bei der Schüssel ist er Vorstand. Und verdienen sollen ihm die Brocken andere Leut'! Der Dodel! Den werd' ich mir noch einmal vergunnen, deinen Vater, wenn er uns in die Einleg' kommt mit dem Bettelsack! Der Taderling, dem will ich das Bluthusten

schon ausziehen, darauf könnt's euch verlassen! — Soll halt die Mutter an den Pflug!"

„Hat's eh schon versucht", sagte das Bübel, „aber sie kann ihn nicht derziehen."

„Versteht sich! Das zernichte Zeugl nicht derziehen können! So ein Trum Weibsbild her! Soll sich halt das Kinderwerk abthun. Alle Jahr kindern, das kann sie, aber die Arbeit sollen ihnen andere Leut' richten. Greif' du was an, Fratz! Gescheiter, wie alleweil in die Bücheln gucken, wo eh lauter Spitzbübereien drinnen stehen. Taugenichts, verdächtiger! Mein solltst du sein! Alle Tag siebenmal unters Knie und karabatschen. Ausstampern einmal das ganze Kluppeneggerneſt, nachher werden's schon ziehen können. Glump, fanles!"

Das hat sich vor etwa fünfundvierzig Jahren der kleine Waldbauernbub sagen lassen müssen von der Großbergerin, zu der er geschickt worden war, auf dass er bitte um ein Pferd. An anderen Berghängen grünten die Felder schon, beim Waldbauern lag der Acker noch ungebrochen, der Pflug stand bereits am Rain und hatte seine Scharre in den Rasen gewühlt, ihn weiter zu ziehen war das Weib nicht imstande gewesen. Krankheiten bei Menschen und Vieh und anderes Ungemach hatten den Winter über gehaust bei diesen Leuten und sie in allem zurückgeworfen, so dass sie jetzt Nachbarshilfe ansprechen mussten.

Als der Knabe nun so schneidig abgefertigt war, watschelte er in seinem unten arg zerfaserten grauen Leinwandhöslein wegshin. Er war soweit ganz gleichmüthig geblieben. Derlei Vorhaltungen war er schon gewohnt. Anfangs, als sie über den Vater oder gar über die Mutter so herfielen — das hat weh gethan. Jetzt erschien es ihm fast selbstverständlich. Wurden doch auch die anderen armen Leute so verschimpft, wenn sie bitten kamen. Die Kohlenbrenner-Waberl wurde die Fraß-Waberl genannt, weil sie von dem, was ihr zum Almosen vorgesetzt wurde, nie auch nur den geringsten Rest in der Schüssel ließ. Der alte Schwamm-Nantel wurde verspottet und gemieden, weil er „Unfrutt" im Gewand hatte; denn niemand kümmerte sich um die Reinlichkeit des siechen Alten. Und erst die Holzknechtin Mariandel! Als die plötzlich mit einem kleinen Kind dahergekommen, waren alle tugendsamen Weiber der Gegend so grenzenlos empört, dass man ihr das schwarze Haar „schippelweis" ausreißen wollte, weil es diese Schlange geheim hielt — von wem. Sie musste heilig schwören, nie mehr mit einem kleinen Kinde zu erscheinen und hielt den Schwur. Im nächsten Jahre kam sie mit Drillingen. Da lachte sie sich schon vorweg den Hals voll über die schönen Namen, die sie nun bekommen würde. Die bekam sie auch, und dazu noch Windeln und Milch von den entsetzten Nachbarinnen.

Es geht überall so. Die Armen können sich nicht vertheidigen, weil ihre Stimmen heiserer sind, als die der Wohlhabenden und Festgesessenen. Und wo doch einmal so ein schriller Laut hervorgellt, da kann's Prügel setzen, und diese Beweisgründe haben noch zu aller Zeit jeden Einwand niedergeschlagen. Auf solche Weise werden die vergewaltigten Leute ungut und ungeschickt, sie gewöhnen sich das überstürzte Reden an, denn auf eine geduldige Zuhörerschaft haben sie nicht zu rechnen. Sie müssen mit kurzen Worten viel zu sagen trachten und reden sich bei der Aufregung manchmal in eine große Dummheit hinein. Entweder sie sind eingeschüchtert, sagen gar nichts und geben also scheinbar eine Schuld zu, die sie gar nicht haben, oder sie schreien eine schauderhafte Beleidigung heraus, die dem Gegner erst recht das Heft in die Hand gibt. So nehmen sich die armen Leute wirklich zumeist ganz dumm aus und glauben es am Ende selbst, dass sie's sind und glauben — verzagt geworden — noch mehr. Sie finden es in Ordnung, dass man roh und rücksichtslos auf ihnen herumtritt, kommen nur selten zum Nachdenken über das ihnen widerfahrene Unrecht, verstumpfen und versumpfen.

Im Waldbauernbübel war von der wüsten Rede der dicken Großbergerin nichts haften geblieben, als der Sinn: Das Ross ist nicht zu haben! — Er watschelte also mit hängendem Kopf durch den Krautgarten hinaus. Da schrie sie ihm plötzlich nach: „Saubub! Ob du nicht warten kannst, bis es ausgeredet ist. Kannst dein Vater auch einen gescheiteren Boten schicken, heißt das, wenn das ganz' Kluppeneggerhaus nicht voller Dodeln wär'. Steh'n bleib', hab' ich gesagt. Heut' hat's Ross nit Zeit. Morgen wird's der Knecht hinüberführen und euch den Dreck anbauen."

Die gute Großbergerin! Das Bübel war voller Rührung. „Ein bissel scharf ist sie gewesen", berichtet er nachher daheim, „aber das Ross kommt morgen mitsammt dem Knecht."

Der Großberger Pferdeknecht war ein zugereister Croat und seine grobe Rede holperte, als ob sie über lauter Steinhaufen gehen müsste. Er war ein unsauberer Gesell und hatte auch schon Anstände bei dem Richter gehabt. Na, dieser Knecht behandelte den Waldbauern großartig. Der Waldbauer war zwar seit zwei Jahren gewählter Gemeindevorstand, aber das respectierte der Knecht nicht, wie es eigentlich niemand respectierte im ganzen Gau. Gleichwohl kamen sie zu ihm, wenn irgend etwas außer der Regel war. Dieser Gemeindevorstand hatte bei den Amtshandlungen verhältnismäßig nur wenige Thorheiten gesprochen, er redete ganz anständige Klugheiten, aber zu leise sagte er sie. Und eine leise gesprochene Klugheit nimmt sich dümmer aus, als eine mit mächtigem Brustton hervorgebrachte Thorheit. Zwar nicht allemal. — Wir wollen jetzt den Pferdeknecht voran lassen. Der hatte gehört, wie seine Großbergerin von den Wald-

bauernleuten sprach, er behandelte sie also theils mit zerschmetternder Derbheit, theils mit sprachloser Verachtung. Den kränklichen Waldbauern, der unsicher, blass und demüthig den Pflug an den Hörnern führte, nannte er abwechselnd Lalli, Dalgert, Motzer, Locherl, Britsch und Dodel. — Die Waldbäuerin versuchte es, einen besseren Humor aufzupäppeln und schickte den Zwillingtopf aufs Feld; in dem einen Theil war fester Sterz, in dem anderen Rahmmilch. Der Bub trug das doppelte Ding am Henkel; fast feierlich trottete er damit einher, in dem Glauben, er trüge eine große Versöhnung mit sich.

„Das schickt die Mutter dem Fuhrmann für Vormittag!" Mit solcher Anrede überreichte er den Zwillingtopf.

Der Knecht packte ihn heftig an und rief: „Nau, was wird denn das wieder für ein Fressen sein!" Dann roch er und stellte das Essen vor's Pferd hin: „Vielleicht weißt du was damit anzufangen, Brauner. Ich nicht."

Das Pferd schnupperte dran und stieß mit der Schnauze das Geschirr um, Sterz und Milch lagen im Grase.

Der Waldbauer war von solcher Ablehnung nicht ermuthigt, aber er schwieg. Er bedurfte ja des Fuhrwerks, und ein einziges Wort hätte ihn drum bringen können. Langsam und schwerfällig leitete er den Pflug; er war erschöpft. Es that ihm leid um das verschüttete Essen.

Der Knecht fuhr ihn an: „Wie viel Knödeln hast denn heut' wieder im Bauch, Dodel, dass du dich nicht rühren kannst?"

Als der Waldbauer friedfertig antwortete, dass er des Morgens nur ein paar Löffel voll Topfensuppe gegessen habe, gröhlte der Knecht auf und rief: „Recht geschieht dir, alter Dürrmagler, wenn du hin wirst. Wer sich von anderen Leuten das Brot anbauen lassen muss, um den ist's kein Schaden. Verdammtes Glump übereinander!" Dem Pferde gab er mit dem Peitschenstecken einen Schlag, dass es erschreckt vorausprang und der Waldbauer bei dem plötzlichen Ruck stolpernd fast auf das Gesicht gefallen wäre. Der Knecht war ärgerlich. Ihm that's jetzt leid um Sterz und Milch. Und den Zorn darüber, dass er das Essen verschüttet, wollte er an anderen auslassen. Als hernach die Raststunde kam, sagte er zum Waldbauer: „Gib aufs Ross achting, alter Locherl!" und gieng in die Schlucht hinab. Der Waldbauer wischte sich mit dem Ärmling den Schweiß von der Stirn und sagte für sich: „Eine traurige Sach', wenn der Mensch arm ist." Der Knabe, der da war, um die schlechtgebrochenen Furchen mit einer Haue zu zerhacken, hörte es, und da hub sein Vater an so sehr ihn zu erbarmen, dass er in einem grellen Schrei aufweinte.

Als der Knecht von der Schlucht zurückkam, hatte er etwas bei sich, das in ein blaues Sacktuch gewickelt war.

„Dein Furchenzerhacken ist für die Katz!" fuhr er den Knaben an, „geh, Nixnutz, trag' Stauden zusammen und mach' Feuer. Euere Mehl-

pampfen zu Mittag werden ja doch wieder nicht zum freſſen ſein. Zu dieſen lauſigen Leuten muſs man ſelber ſein Eſſen mitbringen, will man nicht verhungern. Eine ſchundige Wirtſchaft, meiner Seel'!"

Als am Rain das Feuer kniſterte, torkte der Knecht hin, häufte Glut und warf ein großes Stück Rohfleiſch hinein. Wie prächtig es gebraten wurde, weiß man nicht; raucheln that es, der Knecht aber nahm das Stück in die Fauſt und biſs drein. Während des Kauens fluchte und ſchimpfte er unaufhörlich darüber, daſs einer bei dieſem „G'frött-bauern" ſchon einmal gar nichts Ordentliches zu eſſen bekäme. „So, da haſt auch was!" mit dieſem Worte warf er dem Waldbauern die Knochen vor.

Vom Waldhauſe her ſchrillte ein Pfiff. Die Bäuerin rief herab, der Vater ſollt' heimkommen, es wär' jemand da, der was Nothwendiges zu reden habe mit dem Vorſtand.

So war der Bub nun ganz dem ſchrecklichen Knecht überantwortet. Er muſste den Pflug führen und wurde von dem holpernden Ungethüm ſo mächtig hin- und hergeſchleudert, daſs der Fuhrmann auflachte: „Nichtige Kochſchneck, ſchau, daſs du weiter kommſt!" Er packte den Kleinen an den Armen und warf ihn auf die dampfenden Furchen hin.

Vom Hauſe her wurde das zweitemal gepfiffen. Der Knecht ſolle ausſpannen und hinaufkommen.

„Eſſt ihr eure Talken ſelber!" gab der Knecht zur Antwort.

Nein, nicht zur Mahlzeit wäre es. Er ſolle nur hinaufkommen.

Das verblüffte den Knecht ein wenig und er that, als wolle er das Pferd ausſpannen und gegen den Großbauernhof treiben. Nun kamen ſie aber ſchon herab, der Nachbar Grieslacher und ſein Bruder, der Jokel, und zwei andere Männer und der Waldbauer. Dieſer Waldbauer war aber jetzt nicht mehr der Dalkert, auch nicht der Locherl, und ſchon gar nicht der Dodel, ſondern der Gemeindevorſtand. Er war ſo ſanftmüthig, wie vorher und ſagte zum Knecht: „Stephan, jetzt wirſt du müſſen Feierabend machen."

Dann ſetzte er ſich auf den Pfluggründel, die anderen ſtanden ringsherum, der Grieslacher und ſein Bruder hatten den Knecht zwiſchen ſich.

Der Waldbauer ſtreifte ſich die Erdkrumen von den Schuhen, er war verlegen.

„So heb' an, Vorſtand!" drängte der Nachbar.

Der Waldbauer wendete ſich gegen den Knecht und ſagte: „Du, ich muſs dich um was fragen, Stephan. Gelt, du gibſt mir gottesaufrichtig Antwort?"

Der Knecht wurde jetzt ungleich. Das war eine höchſt befremdliche Feierlichkeit. Er that, als wollte er anfangen zu ſchimpfen, denn ſeine Schweigſamkeit kam ihm ſelber verdächtig vor.

„Sag' uns, Stephan. In der Philipp- und Jakobinacht bist du wohl daheim gewesen in deinem Bett?"

„Warum soll ich nicht daheim gewesen sein?"

„Ich hab' nur gefragt."

„Wo soll ich denn gewesen sein bei der Nacht, als daheim!"

„Weißt du es gewiss?" fragte der Waldbauer, „denke nach. In der Philipp- und Jakobinacht. Das ist die Nacht gewesen am vorigen Samstag bis auf den Sonntag."

„Sakra, was hat's denn? Daheim bin ich gewesen und geschlafen hab' ich die ganze Nacht."

„Die ganze Nacht? Sag' es noch einmal, aber bedenk's vorher. Ich lass dir Zeit dazu."

„Brauch' deine Zeit nicht. Geschlafen hab' ich die ganze Nacht."

„Sie sagen aber, du wärst in derselbigen Nacht auf der Puchebene beim Maibaumsetzen gesehen worden!"

„Wen geht's was an!" fuhr der Knecht jetzt derb drein, „das Maibaumsetzen ist nichts Schlechtes."

„Das meine ich wohl auch", d'rauf der Waldbauer, „und desweg möcht' ich nur wissen, warum du so fest gesagt hast, daheim wärst du in derselbigen Nacht gewesen und geschlafen hättest du die ganze Nacht."

Der Knecht hub an, aus sich hervorzugehen. „Was habt's denn mit mir? Ich lass mich nicht ausfragen wie einen Spitzbuben, von dir nicht, alter Dodel!"

„Oho!" riefen die Männer. „Vergiss nicht, vor wem du stehst."

„Was ist denn Schlechtes geschehen, beim Maibaumsetzen, he?"

„Gewiss nicht Stephan, vom Maibaumsetzen weiß kein Mensch nichts Schlechtes", sagte der Waldbauer immer in gutmüthiger Weise. „Aber, wenn du uns schon die Philippi- und Jakobinacht verleugnet hast, wo nichts geschehen ist, so wirst uns die Nacht vom Montag auf den Erchtag noch gewisser verleugnen, wo was geschehen ist."

Der kleine Waldbauernbub betrachtete den Knecht und könnte heute noch den Rock beschreiben, der jetzt auf einmal den ganzen Kerl erschüttert hat. Aber nur einen Augenblick hatte ihn die unverhoffte Wendung so gestoßen, dann stand er wieder starr wie ein Holzstrunk zwischen den zwei Männern.

„Da ist der Grieslacher zu mir gekommen", fuhr der Waldbauer fort, „und hat erzählt, dass ihm in der Montagsnacht seine beste Sau aus dem Stall gestohlen worden ist."

Der Knecht hub an zu erstaunen, wer denn so sumpflackenschlecht sein könne und dem Grieslacher eine Sau stehlen! Dass es doch gar so schlechte Leut' geben könne auf der Welt!"

Sagte der Grieslacher: „Du Stephan, möchtest nicht so gut sein und uns dein Taschenmesser ein bissel anschauen lassen? Das mit der Hirschhornschale, weißt eh."

„Mein Messer, warum denn nicht?" Der Knecht griff in die Taschen, fand es aber nicht gleich. „Ist ja wohl nichts d'ran, ist ein alter Scherben."

„Schau, der Vorstand möcht just einmal so ein hirschschalenes Messer sehen, 's hat sonst keiner eins."

Der Knecht suchte sehr angelegen das Messer. „Wo es nur steckt! Sollt' ich den Scherben daheim vergessen haben? Ist eh ein rechter Scherben. Wenn ich ihn gar verloren hätt'? Liegt auch nichts d'ran."

„Sollt's vielleicht das sein?" fragte der Grieslacher und hielt in der flachen Hand ein Taschenmesser mit Hirschhornschale hin.

„Kümmere mich nicht d'rum", rief der Knecht und hieb mit seiner Hand in die leere Luft hinein.

„Nicht so, Stephan, was dein ist, bleibt dein, und um seine Sach' muss sich der Mensch rühren. Hab's ja gleich gesagt, das ist dem Großberger Knecht sein Messer, wie ich's gefunden hab' im Schachen, wo die gestohlene Sau geschlachtet worden ist. Siehst eh noch das Blut d'ran. Abwaschen thun wir's derweil nicht."

„Das dumme Messer da hat mein Lebtag nie mein gehört", versicherte der Knecht.

Hierauf gieng ein schnelles Hin- und Widerreden an, sogar der langsame Waldbauer entfachte ein Kreuzfeuer.

„Knecht Stephan", sagte er „du hast dir dort — die Glut glost eh noch — vorhin ein Schweinernes gebraten."

Der Knecht: „Vergunnst mir's etwan nicht, das bissel Kälberne!"

Der Gemeindevorstand: „Gunnen, wohl, wohl, hast mich ja mithalten lassen wollen. Schau, da liegt noch so ein Knöchel. Aber Kalbsbein ist das keins."

Der Knecht: „Was weiß ich! Bei so einem Hungerbauern frisst man, was man zu schenken kriegt."

Der Vorstand: „Zu schenken, sagst?"

Der Knecht: „Von einem Bettelmann."

Der Vorstand: „Stephan, du hast dem Grieslacher die beste Sau mitsammt den drei Ferkeln gestohlen."

Der Knecht: „Das ist derlogen? Ferkeln nicht!"

Der Vorstand: „Also nur die Sau. — Nachher wären wir so weit."

Der Knecht setzte zu einem Sprunge an, da hielten sie ihn schon fest.

„Thut's ihn halt zum Bezirksgericht treiben", sagte der Vorstand.

„Treiben!" schnob der Knecht wüthend auf, „treiben wie ein Vieh! Waldbauer, mir scheint, du weißt es nicht, dass man auch einen Angeklagten nicht schimpfen darf, sonst kannst curios eingehen, mein Lieber!"

„Also nicht treiben, nur führen. Musst schon verzeihen, ich kenn' mich bei den Spitzbubenbräuchen nicht so aus."

Wie der Knecht vorhin ihn selbst mit den niedrigsten Schimpfwörtern überhäuft hatte, an das erinnerte er gar nicht. War auch was anderes, Bauer. Das Criminalgesetz sagt für diesen Fall nur, dass der Delinquent nicht geschimpft werden darf. Ein armer Nothbauer ist doch kein Delinquent!

Also, der Großberger Knecht ist fortgeführt worden. Und war es wieder ein Beispiel, wie der Waldbauer überall Malheur gehabt hat. Lange hatte er in seiner Bedrängnng keinen Knecht bekommen können zum Anbauen in diesem Nothjahr, und als er endlich doch einen gefunden, musste er ihn vom Acker weg einsperren lassen.

Was die schneidige Großbergerin über eine solche Undankbarkeit gesagt, das dürfte sich der Leser reimen können. Als das Richteramt vorüber, war der Vorstand wieder der nothige Waldbauer, der alles einstecken musste, wie es sich für arme Leute geziemt. „Meinetwegen", sagte er gerne, „das macht mich nicht besser und nicht schlechter. Ein solches Exerpierl, das das Schimpfen nimmer aushalten kann, bin ich halt doch nicht."

Der rothe Thomas.

Eine Erzählung aus dem Hochlande von **M. Perschitz.**

(Fortsetzung.)

V.

Die helle Morgensonne durchflutete Gabis Kammer und beleuchtete die Züge des Mädchens, das mit geschlossenen Augen auf seinem Bette lag. Die Hände ruhten schlaff auf der Decke, und die Stirne bedeckte ein Tuch, das den Eisumschlag festhielt, den Broni, die zu Füßen des Bettes saß, alle zehn Minuten erneuern musste.

„Das hätte schlimm mit ihr ausfallen können", murmelte die Alte, das Vaterunser unterbrechend, und ließ ein Kügelchen von ihrem Rosenkranze an der Schnur niedergleiten.

„Was sie nur so antrieb, sich so nahe an die Flammen heranzuwagen, du mein Gott! Ich wäre am liebsten unter das Bett gekrochen, als ich den Lärm von allen Seiten hörte, und das Feuer wie in einem Backofen brodeln sah. — Aber so ist sie schon, die Gabi, überall die erste dabei und stets in dem Glauben, dass ohne sie nichts geschehen kann", setzte sie fast ärgerlich hinzu, machte wieder einen Umschlag zurecht und näherte sich dem Bette der Verletzten, die bei dem Wechsel des Tuches die Augen aufschlug.

„Ist der Vater hier?“ fragte sie, ohne einen Blick durch das Zimmer zu werfen.

„Er war vor einer halben Stunde da, jetzt ist er bei der Commission, die den Brandschaden abschätzt“, antwortete Broni, ihren Platz wieder einnehmend.

Es entstand eine kurze Pause, die Gabi mit dem Wunsche unterbrach, von dem Bette aufstehen zu dürfen, da sie sich besser fühle und die Schmerzen in dem Kopfe nachgelassen hätten.

„Was dir nicht einfällt, heute beileibe nicht“, rief die Alte abwehrend. „Der Arzt hat zwar erklärt, du seiest außer Gefahr, doch einige Tage mußt du dich noch gedulden, du bedarfst dringend der Ruhe.“

War Gabi durch diese Worte zufriedengestellt, oder wollte sie Broni durch Widerspruch nicht kränken, sie schwieg und überließ sich ihren Gedanken.

Sie sah im Geiste jenen furchtbaren Blitz, der die Sägemühle entzündet hatte und sich selbst im Fluge durch den Garten über den Hof eilen.

Ihre Rufe: „Feuer! Feuer!“ alarmierten das Gehöfte, indessen sie auf das brennende Object zustürmte. Wollte sie die bereits gesperrte Schleuße öffnen, um dem Wasser den vollen Zutritt zu der Mühle zu gestatten, sie entsann sich dessen nicht, sie wußte nur, daß sie auf der Wehre ausgeglitten, auf einen Balken gestürzt war und an der Stirne einen brennenden Schmerz gefühlt hatte. Wie ein Wirbel drehte es sich in ihrem Kopfe, unter ihr tobte das Wasser, als riefe es nach seiner Beute, sie wollte um Hilfe rufen, doch es fehlte ihr die Kraft, wie durch einen Schleier sah sie eine Gestalt neben ihr, dann war ihr Bewußtsein geschwunden.

Als sie erwacht war, lag sie im Bette, der Arzt, ihr Vater und Broni waren um sie beschäftigt. Sie war vor dem Sturze in die Wogen gerettet worden, doch wer war ihr Retter?

Diese Frage, über die sie vor wenigen Stunden noch nicht fähig war, nachzudenken, drängte sich jetzt in den Vordergrund.

„Kein anderer als Albert!“ Die Angst um mich hat ihn an meine Ferse gekettet, nur er konnte sein Leben um das meine wagen“, sagte sie sich und fragte Broni, ob diese nichts von dem Ingenieur wisse. Es war ihr ein Bedürfnis, aus fremdem Munde die Bestätigung dessen zu hören, was sie mit zweifelloser Gewißheit glaubte.

„Natürlich weiß ich etwas von ihm, und zwar nur alles Gute“, plauderte Broni, froh, wieder einmal Auskunft geben zu dürfen. Der brave Mann war auf dem Brandplatze und hat aus allen Kräften gegen das Feuer gearbeitet. Du hättest ihn sehen sollen, wie er zu

commandieren verstand, wie ein General seine Soldaten. Doch davon kannst du ja nichts wissen, dich hatte Thomas schon längst nach Hause getragen, ehe es noch recht an das Löschen gieng."

„Thomas! — Er!" stieß Gabi mit einem Aufschrei der Überraschung hervor und fuhr mit dem Oberkörper in die Höhe.

„Er war es!" bekräftigte Broni. „Dumm ist der Bursche, aber flink ist er auf den Beinen, das muss man ihm lassen. Er war dir zur Sägemühle nachgerannt, sah dich stürzen und riss dich von dem Balken zurück. Was wahr ist, bleibt wahr, Gabi, gestern ist er dein Schutzgeist gewesen, denn ohne ihn lägest du heute im Sarge, anstatt in deinem Bette. Auch der Herr Ingenieur soll sich lobend über ihn ausgesprochen haben, er lässt dich grüßen und dich deines Unfalles wegen bedauern."

Gabi starrte die Schaffnerin secundenlang unverwandt an, als hätte diese eine ihr unverständliche Sprache gesprochen, dann überfiel sie ein merkliches Zittern.

„Er! — Er, und nicht Albert!", presste sie zwischen den festgeschlossenen Zähnen unhörbar hervor und ließ sich in die Kissen zurücksinken.

Jetzt wusste sie den Namen ihres Lebensretters: Thomas, und nicht Albert!

Es währte lange, ehe der Eindruck von Bronis Mittheilung seine bittere Schärfe verlor. Sie zürnte über sich selbst, dass sie immer im Geiste dieselben Worte: „Er und nicht Albert!" wiederholte, und doch wurde es ihr nicht leicht, den so heißgeliebten Mann zu vertheidigen.

„Er konnte mir nicht folgen, er durfte nicht zeigen, um welche Stunde er bei mir geweilt hatte, das ist der Grund, warum er mir ferne blieb", sagte sie sich, hielt die Wahrheit dieser Worte für klar und einleuchtend, und doch! — wie kam es? fragte sie sich, dass er auf dem Brandplatze verweilte, von dem ein anderer sie weggetragen hatte, besaß er so viel — Klugheit, seine Liebe durch keinen Angstruf zu verrathen, und so viel Höflichkeit, ihr sein Bedauern auszudrücken?!"

Sie hatte die Lippen eingezogen, ein Zug herben Schmerzes umspielte ihre Mundwinkel, wie ein Stöhnen entrang es sich ihrer Brust, und erst als sie gewahrte, wie Broni sich erschrocken über sie beugte, bezwang sie sich mit dem Aufgebote aller ihrer Kräfte und stellte sich, als wäre sie eingeschlafen.

Eine Stunde später kam der Arzt.

Er fand die Stirnwunde in der Heilung begriffen, constatierte jedoch noch einen beschleunigten Puls und verschrieb ein beruhigendes Mittel.

Als Lerner seine Geschäfte besorgt hatte, löste er Broni in der Pflege ab.

„Der Sollinger Martin war eben da und hat sich nach dir erkundigt. Er legte es mir nahe, dich sehen zu dürfen, doch ich that, als verstünde ich seine Absicht nicht. Du bedarfst der Ruhe, jede Aufregung könnte dir schaden", bemerkte er in absichtlich gleichgiltigem Tone und warf einen streifenden Seitenblick auf Gabi, die ohne ein Wort der Erwiderung dankend mit dem Kopfe nickte, worauf er sofort auf ein anderes Thema übergieng.

Er kam auf Thomas zu sprechen und erzählte übereinstimmend mit Broni dessen beherztes Benehmen.

„Wenn du wieder auf bist, dann danke ihm, er hat es wahrlich um dich verdient", fügte er in einem Tone hinzu, der nicht von dem Vorwurfe über Gabis zu stolzes Wesen gegenüber diesem Knechte frei war.

„Lass ihn hieher kommen, Vater! Jetzt, sogleich, ich bitte dich", entgegnete diese mit einem so sanften Ausdrucke ihrer Stimme, dass Lerner keinen Augenblick zögerte, ihrem Ansuchen zu entsprechen. Er verließ das Zimmer und kehrte wenige Minuten später mit dem Gerufenen zurück.

„Ich danke dir, Thomas!" sagte Gabi, als dieser, von ihrem Vater begleitet, an ihr Bett trat, und reichte ihm ihre Hand, die dieser mit sichtlichem Zögern ergriff.

„Du bist mir nichts schuldig — — nichts!" — erwiderte er fast tonlos, und dabei leuchtete es einen Moment seltsam in seinem Auge auf, wie ein tiefes Bedauern legte es sich über seine Züge, dann wandte er sich ab und verließ, ohne sich zu empfehlen, das Zimmer.

„Dem Thomas schien der Boden unter den Füßen zu brennen", bemerkte Lerner, ihm nachsehend. „Kein Wunder, der Bursche ist zu schwachsinnig, um ein richtiges Wort zu finden, doch gleichviel, er stellte seinen Mann, als es für dich zu handeln galt. Er ist treu, und das sagt alles."

„Treu!" — hauchte Gabi vor sich hin, „treu!" Dasselbe Wort, das sie jetzt von ihrem Vater gehört, hatte auch sie von ihm gesagt, gerade in jener Stunde, in der Halm sie um das Recht gebeten hatte, ihr treu sein zu dürfen.

Sie dachte nicht mit einem Gedanken mehr an Thomas, all ihr Sinnen beschäftigte sich mit Albert.

Wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, mir das Leben gerettet zu haben, nichts würde mich abhalten, in den Jubelruf auszubrechen: „Ich liebe den Mann, dem ich mein Leben danke, das ohne ihn keinen Wert für mich besitzt." — —

Einige Tage später durfte sie das Bett verlassen, von ihrer Wunde war nur eine zum größten Theile durch die Haare verdeckte Narbe zurückgeblieben.

Dem Hofmühlbauer kam diese rasche Genesung doppelt willkommen. Er hatte in Angelegenheit des Brandes eine Vorladung zu Gerichte erhalten und wollte die Fahrt dorthin mit einem Besuche bei seinem Bruder verbinden.

Jetzt konnte ihn seine Tochter, mit der er seinen Entschluss besprochen, vertreten, seiner längeren Abwesenheit vom Hause stand nichts im Wege, und so benützte er den nächsten Morgen zum Aufbruche.

Gabis erster Gang in das Freie war der Weg nach dem Sägewerke, das trotz aller Rettungsversuche bis auf den Grund niedergebrannt war.

Über die rauchgeschwärzten Mauern der Fundamente thürmten sich die halb und ganz verkohlten Balkentrümmer, ja selbst das Wasserrad war von dem verzehrenden Elemente nicht verschont geblieben, und starrte aus dem Rahmen des Radkastens wie ein Todtengerippe aus einem Sarge hervor.

Lange stand Gabi an dieser Unglücksstätte und suchte mit den Blicken den Ort, wo sie das Kreuzchen ihrer Mutter verloren hatte. Sie vermochte ihn nicht zu finden, die Bäume an der oberen Wehre waren gleichfalls ein Raub der Flammen geworden und ihre brandigen Stämme trugen das sich überall gleich bleibende Gepräge der Vernichtung.

Vor wenigen Tagen war das Sägewerk ein schöner Bau gewesen, den Gabi stets so gerne betrachtet hatte, und heute fiel ihr Blick auf nichts, als auf verkohlte Ruinen.

„Wie schnell sich so manches ändern kann", sagte sich Gabi mit einem schweren Seufzer. „Aus Glück wird Unheil!" fügte sie nach einer langen Pause, ihrem gepressten Gefühle in Worten Luft machend, bei. Sie wusste nicht, warum sie in diesem Momente an Halm dachte, es schien ihr ein Frevel, dieses Bild der Zerstörung mit Zukunft und Schicksal in Vergleich zu ziehen, sie hatte keinen Grund, an den Worten des Ingenieurs, an seiner Liebe zu ihr zu zweifeln, wozu also dieses zaghafte Bedenken? Es konnte nicht anders sein, sie stand unter dem düsteren Eindrucke des Brandes und einer durch ihn verursachten trüben Stimmung.

„Fort! fort von hier!" rief sie, tief aufathmend, wandte sich ab und gieng über den unversehrt gebliebenen Steg des Baches dem Dorfe zu.

Kaum hatte sie etwa hundert Schritte zurückgelegt, als sie von einem Mädchen begrüßt wurde.

Es war die Postbotin, die täglich um diese Stunde die Briefe austrug.

„Ich hätte ein Schreiben für die Hofmühle", sagte sie stehen bleibend, „es gehört Eurem Gaste, dem Herrn Ingenieur Halm, möchtest du so gut sein, es mitzunehmen, du könntest mir ein Stück Weges ersparen."

In der Gewissheit, dass Gabi diese Bitte nicht abschlagen werde, reichte sie dieser, ohne eine Antwort abzuwarten, den Brief und entfernte sich mit einer freundlichen Danksagung.

Diese Einhändigung des Schreibens hatte sich so schnell vollzogen, dass Gabi nicht Zeit gefunden hatte, sie abzulehnen und den nunmehrigen Aufenthaltsort des Ingenieurs bekanntzugeben. Jetzt war jene fort, sie musste den Brief behalten und für dessen Weiterbeförderung Sorge treffen.

Sie warf einen flüchtigen Blick auf das Couvert. Der Poststempel zeigte als Aufgabsort: Innsbruck, die Adresse war von einer Frauenhand geschrieben.

Sollte dieser Brief von Alberts Mutter sein? Hielt sie die ersehnte Zustimmung zu ihrer Verbindung mit dem Ingenieur in Händen?" fragte sie sich, den Weg nach der Hofmühle einschlagend. Durfte sie es nicht als eine günstige Vorbedeutung betrachten, dass seine Mutter an Albert schrieb!

„Eine Mutter hat stets ein geneigtes Ohr für die Wünsche ihres Kindes", flüsterte sie leise, und das Bild ihrer Mutter stieg vor ihrem geistigen Auge auf; sie entsann sich, wie lieb und gut jene mit ihr gewesen, wie sie bemüht war, sie zu unterrichten und ihr ein besseres Wissen beizubringen, als all die anderen Mädchen haben konnten, mit denen sie die Schule besucht hatte.

Diese Erinnerung verschleierte ihre Augen mit dem feuchten Glanze einer schimmernden Thräne und übergoss ihre Wangen mit dem sanften Roth einer erhebenden Gemüthsbewegung.

Es währte lange, ehe sie ihre Gedanken von jener schönen Vergangenheit zurückzuführen vermochte, von jener Zeit, der, wie sie sich jetzt mit festem Muthe sagte, eine schöne Zukunft an Alberts Seite folgen werde.

Sie war stehen geblieben und besah abermals die Adresse jenes Briefes, als wollte sie aus dessen Schriftzügen irgendwelche Schlüsse machen, doch je genauer sie dieselben betrachtete, desto mehr veränderte sich ihre Miene.

Diese kleine Schrift mit den zierlich ausgeführten Buchstaben konnte unmöglich von einer Dame herrühren, die schon ihr fünfzigstes Jahr überschritten hatte. So schreibt nur jemand, dem es daran gelegen ist, durch seine Schrift ein besonderes Wohlgefallen zu erzielen, und diese Absicht liegt nicht in dem Verhältnisse von Mutter und Sohn.

Von wem kam dieser Brief? Weibliche Verwandte hatte Halm, wie er gesprächsweise oft versicherte, nicht, sollte dieses Schreiben —

Gabi hielt inne, als wollte sie dem Gedanken keine Worte leihen, der sich ihr aufdrängte, und den sie nicht zu verbannen vermochte.

Die Scene auf dem Sterzinger Bahnhofe, die Mittheilung ihres Vaters, der Halm als Bräutigam bezeichnete, und noch weit mehr als

diese beiden Momente, das Benehmen des Ingenieurs bei seiner letzten Unterredung mit ihr standen in grellen Farben vor ihrer Erinnerung.

Sie entsann sich, daſs Halm die Zumuthung, er sei verlobt, nicht mit Entrüstung zurückgewiesen habe, seine Entgegnung war eine allgemein hingeworfene Bemerkung, die der Frage eher auswich, als sie erörterte. Sie hatte diesem Umstande keine Beachtung geschenkt, warum kam sie jetzt auf ihn zurück, jetzt, wo sie diesen Brief in Händen hielt.

Clara Berger! — Das war der Name jener Dame, die man als die Braut des Ingenieurs bezeichnete. Dieser selbst hatte ihn genannt. War sie die Schreiberin dieser Zeilen?

Mit dieser Frage wich die Ruhe aus Gabis Herzen, siedend heiß stieg es ihr zu Kopfe, das Papier brannte zwischen ihren zuckenden Fingern, kaum wuſste sie, wie es geschehen war, das Couvert lag zerrissen auf dem Boden, und ihr Blick starrte auf den geöffneten Brief.

Ein greller Schrei entfuhr ihren Lippen.

„— Mein lieber Albert!“ lautete die Überschrift, und am Ende der Zeilen standen die Worte: „Deine treue Clara!“

„Deine treue Clara!“ wiederholte sie tonlos und wankte zu einem Baumstamme, den sie mit einem Arme umschlang, um sich aufrecht zu erhalten.

Wie in blutrothen Schimmer getaucht erschien ihr die Umgebung, das Säuseln des Windes ein Sturmgebrause, und das Plätschern des kleinen Wässerchens zu ihren Füßen wie ein Hohngelächter über sie, die Betrogene.

Sie hatte jene Clara an Alberts Arme gesehen, und nicht ein Gedanke niederer Eifersucht war in ihrer Brust erwacht, spurlos war das Wort ihres Vaters, Halm sei Bräutigam, an ihrem Ohre verklungen, und jetzt — jetzt hatte ein Blitz die Binde von ihren Augen geschleudert, die ihre hingebende Liebe, ihr grenzenloses Vertrauen geblendet hatte. Jetzt verstand sie den wahren Sinn von Alberts letzten Worten, sie hätte keinen Grund, auf Clara eifersüchtig zu sein. Er hatte die Wahrheit betheuert, ja er liebte sie mehr als jene Clara, doch von welcher Färbung war diese Liebe!

Wie ein Schauer durchrieselte es ihren Körper, um diese Liebe hatte sie das Gold ihres Herzens hingegeben, um diese Liebe hatte sie — — sie kam nicht weiter, ihre Augen schlossen sich, als wollten sich ihre Sinne umschleiern, doch mit der ganzen Kraft ihrer Selbstbeherrschung raffte sie sich empor.

Noch immer hielt sie in der krampfhaft geballten Faust den zerknitterten Brief. Sollte sie ihn von sich schleudern, wie eine mit ihrem Gifte drohende Schlange?

„— Nein! Ich will seinen Inhalt kennen lernen, ich glaube, das Recht dazu zu haben“, sagte sie zu sich, glättete das Papier und durchlas die Zeilen.

Sie enthielten in von Glück strahlenden Worten die Festsetzung des Hochzeitstages.

„Des Hochzeitstages!“ stieß Gabi dumpf hervor, steckte das Papier zu sich, lehnte sich an den Baum und versank in ein tiefes Sinnen.

Der Ausdruck unsagbaren Schmerzes, der sich in ihrer Miene spiegelte, verrieth den furchtbaren Kampf, der in ihrem Innern tobte, endlich mochte sie einen Entschluss gefasst haben, sie richtete sich empor.

Halm geht seinen Weg, und ich den meinen! rief sie mit gepresster Stimme und schritt langsam, als wäre mit diesen Worten die Ruhe in ihr Herz zurückgekehrt, der Hofmühle zu.

VI.

In einem Häuschen eines von Sterzing abseits gelegenen Dörfchens, das durch eine Schotterbahn mit dem Schienenstrange in Verbindung stand, bewohnten Halm und Körner ein gemeinschaftliches Zimmer.

Es war ziemlich geräumig, hatte den Zugang durch die rauchgeschwärzte Küche und war in Bezug auf die Wohnstube des Bauern isoliert, die Herren waren somit ganz für sich, was aber auch die einzige Annehmlichkeit dieser Einquartierung bildete.

Körner, der sich allen Verhältnissen sehr rasch anzupassen verstand, schenkte den sonstigen Übelständen wenig Bedeutung, doch Halm äußerte bei jeder Gelegenheit seinen Unmuth über das „elende Loch“, in dem sie, wie es allen Anschein hatte, geraume Zeit verbleiben mussten.

Die Arbeiten in dem das Dorf begrenzenden Steinbruche, aus dem das Materiale für den Oberbau gewonnen wurde und zu deren Leitung der Ingenieur hieher beordert worden war, schritten nur langsam vorwärts, und so traf es sich, dass die beiden Freunde infolge einer oft ganz unvermuthet eintretenden Stockung stundenlange Pausen in ihren Geschäften zu machen genöthigt waren.

Von dem Orte sollten sie sich nicht entfernen, es blieb ihnen somit nichts übrig, als ihr Zimmer aufzusuchen.

Das war auch heute der Fall.

Körner saß an einem Tische und blätterte in den bereits geprüften Zahlungslisten der Arbeiter, indes Halm mit unzufriedener Miene auf- und abging. Endlich machte sich sein Unmuth in bunten Worten Luft.

„Ein elendes Nest! Ich komme mir wie ein Arrestant vor, dem man nur so viel Freiheit vergönnt, um ihm deren Verlust noch schwerer empfinden zu lassen. Wenn ich durch die Mäuselöcher von Fenstern auf die Straße hinausblicke, und jede Fernsicht durch eine gleich erbärmliche Baracke, wie die unsere ist, versperrt finde, ist mir zumuthe, als

müfste ich mit dem Kopfe durch die Zimmerdecke fahren. — Da war es doch in der Hofmühle anders, der Blick in das offene Gebirge und — "

„Der Blick auf Gabi!" fiel ihm Körner, seine Mappe zuschlagend, in das Wort.

Es war das erstemal, dafs dieser seit ihrem einstigen Gespräche im Gasthause „zum Andreas Hofer" den Namen des Mädchens genannt hatte.

Halm zuckte leicht zusammen.

„Woher kommt diese ganz unvermuthete Sinnesänderung seines Collegen, was bestimmt diesen zu dieser halb ernst, halb sarkastischen Anspielung?" fragte er sich gedankenschnell, und war sofort willens, die von Körner selbst gebotene Gelegenheit zu seinen Zwecken auszubeuten.

„Gabi!" rief er in einem so gedehnten Tone, als müsse er sich erinnern, diese gekannt zu haben — ja, ja, du hast recht, sie war ein hübsches Mädchen, ein ganz anderes Geschöpf, als die Tochter des Bauern hier, die jedes ihrer einhergeleierten Worte mit einem grinsenden Lachen begleitet, doch das war auch im Grunde genommen alles, was sich von ihr sagen läfst. — Ich habe dir ehrlich eingestanden, dafs sie mein Interesse wachgerufen hatte, ich war wirklich Feuer und Flamme, du hast es mir sehr übel genommen und hattest ganz recht gehandelt, du kennst mich besser, als ich mich kenne. Es war eine flüchtige Zerstreuung, ein Abenteuer, an das ich heute nicht mehr denke. Das letzte, was ich von dieser Gabi hörte, war ihr Unfall an der Wehre, der hoffentlich keine bösen Folgen nach sich ziehen wird.

Er hatte diese Worte so leichthin gesprochen, nicht das leiseste Zittern seiner Stimme stand im Widerspruche mit jener gleichgiltigen Ruhe, die seine Züge zur Schau trugen, und doch unterliefs es Körner nicht, ihn mit einem prüfenden Blicke in das Auge zu fassen. Gerade der so unvermittelte und von Halm mit nichts begründete Gegensatz zwischen seiner jetzigen Äufserung und seiner einstigen Ansicht fiel ihm auf, er wufste, dafs sein Freund in derselben Nacht, in der das Sägewerk der Hofmühle abbrannte, nicht nach Hause gekommen war, und doch hatte dieser über den Grund seiner Abwesenheit geschwiegen, was veranlafste ihn zu dieser Zurückhaltung? Etwas, das er nicht sagen wollte, um Gabis Namen nicht nennen zu müssen, und dieser Schlufs war die Ursache, warum er selbst von ihr zu sprechen begonnen hatte.

Schon lange wollte er sich Klarheit, volle, zweifellose Gewifsheit über die Handlungsweise seines Freundes verschaffen, jetzt schien ihm der richtige Moment dazu gekommen.

Er erhob sich, trat auf Halm zu, legte eine Hand auf dessen Schulter und sagte mit festem Nachdrucke:

„Deinen Worten gemäfs mufste ich annehmen, dafs du jede Annäherung an die Tochter des Hofmühlbauers aufgegeben hast. Ich wünsche die

Wahrheit meiner Ansicht aus deinem Munde bestätigt, und bitte dich, mir die Erklärung abzugeben, ob du jede Beziehung zu jenem Mädchen abgebrochen hast?"

Halm trat einen Schritt zurück. Diese decidierte Sprache, die er an Körner nicht gewohnt war, überraschte ihn.

— Holla! Der Junge untersteht sich, mir an den Leib zu rücken, das verdient eine energische Zurechtweisung, dachte er und erwiderte stirnrunzelnd:

„Was soll diese Frage? Kommt es dir in den Sinn, Rechenschaft von mir zu fordern, als ob ich ein Schuljunge wäre?"

Er hatte gehofft, mit dieser Entgegnung seinem Freunde imponiert und ihn mundtodt gemacht zu haben, doch dieser ließ sich nicht im geringsten einschüchtern.

„Ich fragte keinen Schuljungen, der sich von einer bübischen Laune leiten läßt, ohne deren Folgen zu bedenken, ich frage dich, einen Mann und meinen Freund", bemerkte er mit eisiger Ruhe, ich muß auf dein Ehrenwort die Wahrheit wissen, es gilt das Schicksal deiner Braut! —"

„Meiner Braut? Was geht dich Clara an?" schrie Halm, bemüht, sein Gefühl der Unsicherheit durch einen Zornesausbruch zu verbergen. „Bist du ihr Spion?"

„Keineswegs", antwortete Körner. „Ich stehe zu deiner Braut nicht in den entferntesten Beziehungen, doch sie ist die Tochter meines Wohlthäters und hat als Kind mir, dem Knaben, nur Gutes erwiesen, Grund genug für mich, niemals zu dulden, daß sie einem Doppelspiele zum Opfer falle!"

„Wilhelm! —" rief Halm und starrte seinen Freund regungslos an.

War dieser Mann, der ihm jetzt gegenüberstand, derselbe Körner, der in seiner (Halms) Gegenwart kaum eine Meinung auszusprechen wagte? Es schien ihm unfaßbar, und doch mußte es so sein! Denn Körners Miene zeigte nichts von unterwürfiger Ängstlichkeit, und seine Stimme klang fast rauh, als er entgegnete:

„Rege dich nicht auf! Ich verlange nichts, was du mir nicht gewähren könntest. Ich spreche nicht von einem Scherze oder einer flüchtigen Zärtlichkeit, mit der du der Tochter des Hofmühlbauer begegnet bist, ich spreche von Gabi, deren Namen ich so vertraulich nenne, wie du ihn stets genannt hast, kannst du mich auf dein Wort versichern, daß du nichts zu ihr gesprochen hast, was eine Treulosigkeit gegen deine Braut zur Folge haben mußte? Sei offen, wie ich es bin, Albert! Ja oder Nein!"

Halm preßte in stiller Wuth die Zähne aneinander. Nie gewohnt, seine Handlungen einer Prüfung unterzogen zu sehen, sollte er einem

Menschen gegenüber, den er stets von oben herab betrachtet hatte, eine so bindende Zusage machen, sein Innerstes empörte sich bei diesem Gedanken, und doch blieb ihm keine Wahl, als sich zu fügen.

Hatte er nicht zu fürchten, dass ihm jener „Hohlkopf" mit seinen geschmacklosen Grundsätzen im Hause des Oberbaurathes nicht gefährlich werde? Schon einmal hatte er sich diese Frage vorgelegt, und geglaubt, sich durch seine Schachzüge für immer aus der Schlinge gezogen zu haben, und jetzt trat ihm dieser noch entschiedener als je entgegen.

— Jetzt gilt es, sein Misstrauen bis auf die letzte Wurzel auszureißen, jetzt oder nie, sagte er sich und kämpfte gewaltsam seine Aufregung nieder.

Seine Züge veränderten sich, und ein Lächeln glitt über seine Lippen.

„Du hast recht, Wilhelm! Ich bin ein Thor, mich durch deine so ehrlich gemeinte Frage in Harnisch bringen zu lassen", erwiderte er, an Körner herantretend.

„Du bist mein Freund, und dir will ich antworten, wie ich es sonst gegen niemanden thun würde", setzte er mit absichtlichem Nachdrucke hinzu: „Ich gebe dir mein Wort, dass mir jene Gabi gleichgiltig ist, und sie nicht das geringste Recht an mich besitzt. Hier meine Hand!"

Er hielt ihm diese hin, und Körner wollte eben einschlagen, als eine Mädchenstimme in den gellenden Ruf ausbrach:

„Schleudern Sie diese Hand zurück und beflecken Sie sich nicht mit dem Gifte eines Ehrlosen!"

„Gabi!" riefen beide Männer in ihrer Überraschung, die Tochter des Hofmühlbauers vor sich zu sehen.

Sie war es! — Sie hatte den Weg nach dem Dorfe angetreten, um Halm aufzusuchen. Man bezeichnete ihr das Haus, in dem er wohnte, von niemandem gesehen, da sämmtliche Insassen um diese Stunde — es war drei Uhr nachmittags — auf den Feldern beschäftigt waren, war sie in die Küche getreten, als Körner zuerst ihren Namen genannt hatte.

Unwillkürlich blieb sie stehen, durch die Glastafeln der Eingangsthüre des Zimmers konnte sie die beiden Freunde beobachten und jedes ihrer Worte vernehmen.

Nicht um einen Schlag hob sich der Puls ihres Herzens höher, als sie sich von Halm verleugnet hörte, für sie gab es keinen Zweifel an seiner Gesinnung mehr, doch als er seinem Frevel die Krone aufsetzen und mit seinem Handschlage die furchtbarste Lüge seines Lebens beschönigen wollte, da wallte es in ihrem Busen auf, jetzt war für sie der Augenblick gekommen, sich zu zeigen, und sie zeigte sich.

Mit emporgehobenem Haupte stand sie da, den vernichtenden Blick auf Halm gerichtet, der bis in die Lippen hinein erbleicht war und trotz

seiner gewohnten Selbstbeherrschung seine Fassung soweit verlor, dass sein Körper der Lehne eines Stuhles als Stütze bedurfte.

„Was führt dich hieher? Willst du mich beleidigen?" stieß er mit bellender Zunge hervor.

„Beleidigen! — dich! — —" fragte Gabi in einem Tone, der Halm erbeben machte. „Dich kann niemand beleidigen, und am wenigsten ich! Ich habe dir mein unbegrenztes Vertrauen geschenkt, ich hielt dich für treu, wie das Gold an dem Kreuzchen meiner Mutter, und du — du hast mich deiner Willkür geopfert. Erwarte nicht, dass ich dich bitten werde, zu mir zurückzukehren, auch bin ich nicht gekommen, um Rechenschaft von dir zu fordern! — Nein! Dein Gewissen allein soll dein Richter sein. Ich bin hier, um dir zu sagen, dass ich dich so unsagbar verachte, wie ich dich geliebt. Unsere Wege trennen sich für immer, geh zu deiner Braut, ich bringe dir die Kunde von deinem Hochzeitstage, lies diesen Brief, er wird dir alles sagen."

Sie ließ Claras Schreiben zu seinen Füßen fallen, und, ohne ein Wort seiner Erwiderung abzuwarten, verließ sie das Zimmer.

„— Gabi!" knirschte Halm und athmete tief auf.

Es war nicht Reue über seine ehrlose That, es war die Furcht des Feiglings, sein Lügengewebe in Gegenwart Körners enthüllt zu sehen, die den Ingenieur in diesem Augenblicke beseelte und ihn zwang, einen scheuen Seitenblick auf seinen Freund zu werfen, der, wie aus dem Boden gewachsen, ihm gegenüberstand und aus dessen Miene der Ausdruck der Verachtung sprach.

„Es gilt den letzten Versuch!" zischelte Halm und wollte sich Körner nähern, doch dieser streckte ihm den Arm mit der geballten Faust entgegen und donnerte ihm zu:

„Ein Opfer war dir verfallen, das zweite werde ich dir entreißen."

Nach diesen Worten griff er nach seinem Hute, drückte ihn fest in die Stirne, nahm seinen Handkoffer und gieng.

„Erbärmliches Missgeschick!" brüllte Halm, schlug sich im überschäumenden Zorn mit der geballten Faust vor den Kopf und sank gebrochen in einen Stuhl.

VII.

Als Gabi nach der Mühle zurückgekehrt, über den Hof nach dem Wohngebäude schritt, kam ihr Broni entgegengelaufen.

„Endlich bist du da! — Wie bin ich erschrocken, als ich dich überall suchte und nirgends fand", rief sie, die Hände ineinanderschlagend. Sag' mir nur, wo bist du denn g'wesen?"

„Wo ich sein hab' müssen!" gab ihr Gabi zur Antwort, setzte ihren Weg fort und verschwand hinter der Thüre.

Broni blieb an derselben Stelle wie eingewurzelt stehen.

„Jetzt weiß ich so viel, wie früher", sagte sie nach einer langen Pause. Das ist mir doch noch nicht vorgekommen! Geht fort, ohne mir ein Wort zu sagen, kommt heim und red't wieder nichts. — Und wie sie aussieht, bleich wie der Tod, und wie ihre Augen leuchten! Sie muss das Fieber haben, der Fall an der Wehre, es muss ihr was im Kopf g'schehen sein, ich lass es mir nicht nehmen." — —

„Thomas! Was sagst denn du dazu?" wandte sie sich an diesen, der einige Schritte von ihr am Brunnen stand und Gabi eintreten gesehen hatte.

„Nichts!" — erwiderte er achselzuckend.

„Nichts sagst? — das hätte ich mir denken können, es wäre ebenso gut g'wesen, ich hätt' den Birnbaum g'fragt als dich!" eiferte Broni, froh, ihre Angst durch ihren Ärger betäuben zu können. „Natürlich! du — du hast dein Leben nichts denkt, so ein blöder Bua, wie du, verdient es wirklich nicht, dass man mit ihm spricht."

Sie kehrte ihm den Rücken und gieng vor sich brummend und mit den Armen heftig gesticulierend in das Haus.

Thomas sah ihr geraume Zeit nach, dann nahm er die Stange mit den gefüllten Wassereimern auf seine Schultern und trug dieselben in den Stall.

Die Schaffnerin wagte nicht, Gabi in ihrer Kammer aufzusuchen.

„Ich kenne sie, wenn sie allein sein will, wird sie böse, wenn man sie stört, und dann bringt man erst recht nichts aus ihr heraus", sagte sie sich in sprudelndem Unmuthe. „Ich möchte nur wissen, was sie den ganzen lieben Tag außer Hause gemacht hat", fuhr sie, von ihrer unbegründeten Neugierde gequält, nach einer Pause fort, „ich werde noch bis zum Abendessen warten, kommt sie bis dahin nicht herab, dann gehe ich zu ihr, sie soll dann böse werden, so viel sie will. Das ist mir dann alles eins", setzte sie resolut hinzu.

Ihre Ungeduld sollte eine ihr angenehme Abkürzung erfahren.

Nach kaum einer halben Stunde kam Gabi die Treppe herab. Sie gieng festen Schrittes und doch lag etwas Gezwungenes in ihrer Haltung, die Fassung, die sie zur Schau trug, war nicht das Bild der Ruhe nach einem überstandenen inneren Sturme, sie war der Ausfluss einer Resignation, die das Herz wie in einem Starrkrampfe gefangen hält.

Auf Broni zutretend legte sie ihre Hand auf deren Schulter und sagte, ihre Bewegung durch ein leises Zittern der Stimme verrathend: „Ich habe dir viel Angst durch meine lange Abwesenheit gemacht, doch ich konnte nicht früher kommen, du bist eine gute Seele, Broni, verzeihe mir und sei nicht böse."

„Böse! Ich! — Beileibe nicht!" rief diese gerührt. „Wenn ich nur gewusst hätte, wo du gewesen bist, dann wäre ich nicht erschrocken, aber so —"

„Das Gesinde kommt von den Feldern zurück, geh, richte das Essen fertig", fiel ihr Gabi in das Wort. „Ich werde heute noch zur Toni, der Sennerin, hinaufsteigen und bei ihr übernachten. Du brauchst keine Sorge mehr um mich zu haben", fügte sie rasch hinzu und gieng aus der Küche.

„Jetzt weiß ich wieder so viel wie früher", murmelte Broni ärgerlich, „sie will halt den Mund nicht aufthun, der Himmel mag wissen, warum! — — Der Hofmühlbauer hat recht, ein Trotzkopf ist die Gabi und wird es ihr Leben lang bleiben."

Es war acht Uhr abends. Von dem Kirchthurme rief die Glocke zum Gebete, die feierliche Stille unterbrechend, mit der sich der Abend über das Thal gebreitet hatte.

Auch Gabi, auf dem Wege zur Alm begriffen, hörte den Mahnruf an die Gläubigen, den Blick zu Dem zu wenden, der der Herr aller Geschicke ist. Unzähligemale hatte sie um diese Stunde diesen Ruf ertönen gehört und doch noch nie jenen Schauer empfunden wie eben heute.

Rascher, als wollte sie jenen Tönen entfliehen, eilte sie den schmalen Pfad aufwärts, immer mehr verschwand das Thal in seinen tiefen Schatten, nur hier oben war es hell. Leuchtend stand die Mondesscheibe an dem unbegrenzten Firmamente, diesem Bilde der Unendlichkeit der Natur.

Jetzt theilten sich in dem Tannenwalde zwei Wege.

Der rechte, ihr so gut bekannte Fußpfad führte zur Sennerhütte; der linke über den Gemssteig durch felsiges Gestein zur Breitwehrspitze.

Gabi war einen Moment stehen geblieben und starrte auf beide Wege, die hier zusammenliefen.

„Es muss so sein", flüsterte sie leise und wählte den linken Weg. Mit sichtlicher Anstrengung und nur mühsam kam sie weiter. Schon war sie einigemale ausgeglitten, ihren Schuhen fehlten die schützenden Eisennägel; dennoch stieg sie aufwärts, und ihre Blicke richteten sich stets auf das Holzkreuz, hoch oben auf der Breitwehrspitze, jenes Kreuz mit seinem „Martel", das einem verunglückten Jäger galt, und das im Mondenlichte wie aus den Wolken heraus auf die Felsenmassen niederblickte.

Jetzt hatte sie eine Felsenplatte erreicht, deren glitzerndes Gestein wie ein Mosaikboden glänzte und von der eine jähe Wand gegen die Tiefe abfiel.

Wieder machte sie eine Ruhepause.

Ihre Knie zitterten und ihre Brust hob sich in wechselschnellen Athemzügen. Sie fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Nur noch ein kurzes Stück, dann bin ich am Ziele!" sagte sie lauter, als sie es beabsichtigt hatte, und schickte sich an, den Weg fortzusetzen.

„Gabi! Es ist auch bisher schon hoch genug!“ hörte sie plötzlich eine Stimme hinter ihr, wandte sich erschrocken um und stieß einen Aufschrei aus.

„Thomas! Du hier? — — Bist du mir nachgegangen? Was willst du hier?“

„Nicht dasselbe, was du beabsichtigst!“ erwiderte dieser und stellte sich zwischen Gabi und dem Abgrunde. „Du willst ein Menschenleben vernichten und ich will eines retten.“

„— Thomas! Du wagst es, so mit mir zu sprechen?“ preßte Gabi in ihrer Aufregung kaum hörbar hervor. „Du wagst —“

„Ich wage es, die Wahrheit zu sagen, Gabi! Bei dem Kreuz dort oben wolltest du dein letztes Vaterunser beten — dein letztes! Sage „nein“, wenn es nicht wahr ist, straf' mich Lügen, wenn du 's kannst!“

Er war einen Schritt näher getreten und faßte Gabi fest in das Auge.

Wie zu einer Bildsäule erstarrt stand diese regungslos. War es Sinnestäuschung, was sie umgab, sah sie ein Trugbild ihrer Einbildungskraft vor sich? Hörte sie die Worte einer inneren Stimme wie von einer fremden Person gesprochen? Es konnte nicht anders sein.

Thomas, dieser schwachsinnige Knecht, wußte um ihren Entschluß, den sie niemandem verrathen hatte!

Nein, er war es nicht, er stand nicht vor ihr.

Wie um sich zu überzeugen, streckte sie beide Arme aus, und jetzt mußte sie die Wahrheit glauben, sie hatte Thomas' Schultern berührt.

„Ja, ich bin es, Gabi, und ich will dir sagen, warum ich mir vorgenommen habe, dich an der Wegscheid oben zu erwarten, als du der Broni sagtest, du wolltest zu der Sennerin. Ich hab' dir nicht 'glaubt und ich durft' dir nicht glauben, denn ich kenn' den Grund, der dich auf die Breitwehrspitze treibt.

„— Thomas! —“

„Du hast dei Liab dem Ingenieur g'schenkt, und er hat dich betrogen, er geht mit einer andern zum Altar!“

„— Thomas! Du — du weißt —“

„Ich weiß es, Gabi, denn ich habe dich und ihn im Garten g'sehen und hab' mich hinter die Lauben g'schlichen, wie ein Wildschütz hinter den Wechsel schleicht.“

„Das hast du gethan? Das hätte ich nicht von dir erwartet!“ rief Gabi aus, und ihre Worte klangen wie der Ausdruck einer schmerzlichen Enttäuschung.

„Verkenn' mich nicht!“ fuhr Thomas rasch fort. „Nicht aus Neugierde hab' ich gehorcht, sondern aus Mißtrauen gegen den Mann, der

mir vom Anfang an nicht g'fallen hat. Ich war oft daran, dir zuzurufen: Gabi, sei auf deiner Hut, und hab' mich mit Gewalt zurückg'halten, denn ich hab' g'wufst, meine Einsprach' hätt' nichts g'nützt. Du selber hast drauf kommen müssen, du selbst — Es ist immer so; warum sollt' denn bei dir eine Ausnahm' sein?"

Gabi starrte mit weitgeöffneten Augen auf den Knecht. War es möglich, dafs diese Worte von ihm kamen? Das, was er sagte, war so wahr, so richtig, es entsprach so ganz ihrer eigenen tiefgefühlten Empfindung. Ja, sie hätte ihm nicht geglaubt, ihm noch weniger als jedem anderen, und er selbst versicherte sie dessen. Wie konnte sie das von ihm für möglich halten?

„Du! — Du redest so zu mir? Du, der schwachsinnige Thomas! kam es von ihren Lippen, und die Überraschung ließ sie einen Augenblick den Grund vergessen, warum ihr jener gegenüberstand.

„Ich, der blöde Thomas!" entgegnete dieser ruhig. „Sag' es nur den andern nach. Nur zu! Du selbst hast dich niemals überzeugt, ob ich blöde bin oder nicht. Ich habe dazu geschwiegen, aber jetzt muss ich dir um deinetwillen sagen, ich bin es nicht. Mein Kopf ist nicht schwächer, als der von manchem unserer Burschen, der im Wirtshause das große Wort beim Kegeln führt. Wenn die Leut' im Dorfe und auch auf der Hofmühle glaubten, der Thomas ist nicht bloß roth, er ist auch blöd, was lag mir daran, mir liegt nur an deinem Urtheil etwas, Gabi, damit du begreifst, warum ich vor dir stehe."

Er hatte diese Worte mit so erschüttertem Nachdruck gesprochen, dafs Gabi unwillkürlich zusammenzuckte.

„Gut für dich, Thomas, wenn du anders bist, als man es in dieser Hinsicht von dir glaubt", versetzte sie, mit ihren Gedanken wieder zu ihrem Ziele zurückkehrend, „doch jetzt genug davon, lafs mich allein!"

Sie machte eine abwehrende Handbewegung, doch Thomas rührte sich nicht.

„Gabi! Schlag dir den Menschen aus dem Kopf und denk' an dein' Vater, der dich so gern hat", entgegnete er in bittendem Tone. „Komm mit mir zu der Sennerin, es wird kein Mensch erfahren, wo du hast übernachten wollen."

Er machte den Versuch, nach der Hand des Mädchens zu greifen, doch Gabi wich zurück und rief ihm zu:

„Geh deiner Wege, geh!"

Es war ein Zornesausbruch ihres Stolzes, wie ihn Thomas schon so oft gehört hatte, und doch war es nicht derselbe verletzende Ton, mit dem sie ihm damals in Gegenwart des Ingenieurs das gleiche Wort zugerufen hatte, damals, als er an der Wehre das Kreuz ihrer Mutter gefunden hatte.

„Ja, ich gehe, Gabi; aber nur mit dir!“ erklärte er entschieden.

„Mit mir? Willst du mich zwingen, dir zu folgen? Bist du mein Herr? —“

„Gewiss nicht; aber ich bin ein Mensch, dem an deinem Leben alles liegt. Denk an die Sägemühle. Mir bist du keinen Dank schuldig, aber dir die Gewissheit, dass ich diejenige nicht sterben lass', der ich das Leben gerettet hab'.“

Es war ein schlichtes Wort und doch drang es wie ein scharfes Schwert in ihre Brust.

Er wollte sie in ihrem Vorsatze wankend machen; doch durfte sie diesem Rufe folgen? Nein, und tausendmal nein! rief es in ihr mit der Stimme der Verzweiflung, die den Gedanken an das väterliche Heim und die Lust am Leben niederkämpfte.

„Für mich gibt es keinen anderen Weg! Es ist zu spät — zu spät! Dieser Gedanke schlug seine Krallen in ihr Herz, er peitschte sie empor, ihm musste sie folgen, ihm allein! — —

„Geh, ich bitte, ich beschwöre dich: Geh!“ stieß sie mit fliegendem Athem hervor. „Überlasse mich mir selbst und dränge mich nicht zu etwas, das ich nicht thun darf.“

„Du darfst nicht, Gabi! Besinn dich! Ist ein treuloser Mann dein Leben wert? Sein Verrath thut dir weh, ich glaub' dir 's gern; doch nimm dein' Stolz zuhilf! Veracht' den Elenden, das ist der rechte Stolz, und du bist ja stolz!“

„— Stolz, stolz!“ schrie Gabi auf, als hätte ein glühendes Eisen ihre Brust berührt. „Mein Stolz war mein Fluch, jetzt kann er nicht mein Segen sein!“

„Thomas! Du bleibst auch jetzt noch stehen, du weichst nicht von der Stelle, und willst mich nicht zerschmettert in der Tiefe sehen? Bist du willens, mich mit Gewalt von hier wegzuzerren, baust du auf deine Stärke, mir, dem kraftlosen Mädchen gegenüber? Umsonst! Noch bin ich deine Herrin, der du gehorchen wirst! Mit einem einzigen Worte treib ich dich von mir hinweg — — Du zwingst mich, es auszusprechen. Ja . . . es sei . . . Thomas! Den Verrath an meiner Liab könnt' ich überleben, den Verlust meiner Ehre überlebe ich nicht. Jetzt hast du es gehört, dieses furchtbare Wort, jetzt tritt von der Wand zurück, es ist auch von hier aus hoch genug! —“

Es war der Ausbruch der Verzweiflung, mit dem Gabi dieses Geständnis abgelegt hatte, für sie gab es kein anderes Mittel mehr, sich freie Bahn zu schaffen, kein anderes; doch dieses musste sie zum Ziele führen. Sie hatte gesehen, wie Thomas erbebte, als hätte ihn ein Blitzstrahl berührt, er musste sich von ihr wenden; der Betrogenen konnte er sein Mitleid schenken, die Ehrlose musste er ihrem Schicksal überlassen.

Es entstand eine kurze, aber furchtbare Pause.

Jetzt hob Thomas den Kopf, der auf seine Brust gesunken war, empor, und preßte ihm Töne kummervollen Vorwurfes die Worte hervor:

„Soweit ist es mit dir gekommen!"

„Soweit!" wiederholte Gabi dumpf. „Wir sind zu Ende. Du hast mir das Leben gerettet, meine Ehre kann mir niemand retten!"

„Ich kann es, ich!" rief Thomas, in dessen Augen das Feuer eines willensstarken Entschlusses aufflammte, einen Schritt nähert tretend. „Gib mir die Schuld an dem Verluste deiner Ehre!"

„Thomas! —"

„Sag', ich hätte dich auf dem Weg zur Sennerhütte überfallen. Mir, dem blöden Knecht, traut man das zu, und fragt mich dein Vater und das G'richt, dann sag' ich: Ja, ich hab's gethan!"

Schon bei seinen ersten Worten wollte ihn Gabi unterbrechen, doch aus ihrer krampfhaft zusammengezogenen Kehle rang sich kein Laut hervor. Wie ein einziger Blitz das dunkelste Firmament erhellt, zeigte ihr das Wort: „Dann sag' ich ja!" was in der Tiefe seines Herzens für sie verborgen lag.

Er wollte sich als Verbrecher hinstellen, um ihre Schuld auf sich zu nehmen. War es das erstemal, daß er für sie die Sühne trug? Nein. Auch damals, als ihre Sichel in getroffen, hatte sein Wort sie gerettet. Sie erinnerte sich dessen, sie mußte sich daran erinnern. Damals hatte es viel gegolten, heute galt es alles, und auch für dieses alles war er bereit, einzustehen.

Diese Vorstellung wirkte mit unwiderstehlicher Gewalt auf sie ein.

„Thomas! Du — du wolltest mir ein zweites Opfer bringen, du, dem ich ein Auge ausgeschlagen habe?" rief sie in einem Tone, der wie ein reuiges Bekenntnis klang.

„Der Verlust meines Auges ist nicht deine, sondern meine Schuld", erwiderte Thomas rasch.

„Ich war dir damals nachgegangen, ich wollte dich küssen! Warum? Es kam so über mich, es drängte mich hin zu dir, ich mußte dich küssen, und wenn es mein Leben kosten sollte! Du glaubtest, ich thäte es aus böser Absicht, du konntest ja keinen Blick in mein Inneres werfen und warst im Rechte, mich abzuwehren. Die Sichel in deiner Hand sauste nieder, es war geschehen! — Damals hast du deinen Vater und das G'richt bei dem Glauben lassen, mein Unfall wär' nur ein Zufall g'wesen. Du hast geschwiegen, Gabi, und mich in deiner Näh' auf der Hofmühl' g'litten, damals war dein Schweigen für mich ein Glück, denn dein Vater hätt' mich entschädigt, aber nimmer in sein' Dienst g'nommen, wenn er die Wahrheit g'wußt hätt'. Heut' soll dein Reden es für dich sein. Sag' nur das, was ich dir g'sagt hab', dann ist dein Herz von jedem Kummer

frei und du kannst jedem g'rad' in die Augen schauen. Man wird dich bedauern, aber keiner wird sagen: Du bist eine gefallene Dirn!"

Er hatte diese Worte mit einer aus seinem Herzen kommenden Bewegung gesprochen, und erhoffte sich von ihnen die gewünschte Wirkung, doch Gabi raffte sich empor und entgegnete ohne Zögern:

„Thomas! Du bist bereit, dich dem Fluche der Leute und der Gefahr des Kerkers auszusetzen, um mich zu retten. Hältst du mich für fähig, dieses Opfer anzunehmen? Glaubst du, dass ich dich mit einer Lüge, die die erste in meinem Leben wäre, brandmarken und mit Verleugnung meines Gewissens den Schein als Wahrheit gelten lassen werde? Nein, Thomas, das brächte ich nicht über mein Herz! Ich danke dir für deine Liab, sie ist mein Trost für meinen letzten Schritt, den ich nicht ändern kann. Zum letztenmale: Gib den Weg frei, Thomas!"

„Du bleibst dabei, dich zu tödten?" rief dieser. „Gut, ich gebe dir den Weg frei; nur noch ein Wort, mein letztes! Wenn du hinunterspringst über die Wand, dann geh' ich zu dein' Vatern und sag' ihm: „Ich bin schuld, dass sich dei Gabi das Leben g'nommen hat!" Dann kannst du mir nicht mehr widersprechen. Dein Leben ist verspielt, aber dein Ehr' ist doch im Grabe noch gerettet! Der Weg ist frei, jetzt spring' hinunter! —"

Er war zurückgetreten und sein Auge richtete sich mit einem durchdringenden Blick auf Gabi, deren Körper wie im Fieberfroste erbebte. Einen Schritt wankte sie vorwärts. Alles Blut drängte sich gegen ihre Schläfe, wie ein dunkler Schleier legte es sich über ihre Augen, der Boden schien unter ihren Füßen zu weichen, mit beiden Händen griff sie, Hilfe suchend, in die Luft, und mit einem jähen Aufschrei sank sie ohnmächtig in Thomas' Arme.

VIII.

Wieder, wie damals nach dem Sturze an der Wehre bei der Sägemühle, lag Gabi auf ihrem Bette.

Thomas hatte sie in die Sennerhütte getragen, dort erzählt, sie wäre auf dem Wege dahin plötzlich zusammengebrochen und bedürfe der größten Ruhe; dann war er nach der Hofmühle geeilt, wo seine Botschaft allgemeine Aufregung hervorrief.

„Es gilt, rasch Hilfe zu schaffen", sagte er zu der jammernden Broni. „Geh mit einigen Knechten nach der Hütte und lass' Gabi herabtragen, ich werde nach der Bezirksstadt reiten, um den Bauer zu verständigen.

„Gut! Ja, so ist's recht", stimmte Broni bei und vergaß in ihrem Schrecken ganz, dass es der schwachsinnige Thomas war, der diese Wei-

sungen ertheilte, denen sie mit der größten Eilfertigkeit nachkam, indes sich Thomas auf das beste Pferd geschwungen hatte, um so rasch als möglich Lerner von dem Unfalle seiner Tochter in Kenntnis zu setzen.

Gabi, deren Kräfte durch das Übermaß der Aufregung vollkommen erschöpft waren, lag in einem todesähnlichen Schlummer; sie war während des Transportes nach dem Wohnhause nicht erwacht, und erst den lange fortgesetzten Bemühungen des Arztes gelang es, sie in das Bewusstsein zurückzurufen.

Lerner war unverzüglich auf der Hofmühle eingetroffen und hatte mit dem Doctor Rücksprache genommen, welcher der Vermuthung Ausdruck gab, dass der so plötzlich aufgetretene Zustand des Mädchens eine Folge seines erst vor kurzem erlittenen Sturzes sein könne.

„In einigen Tagen hoffe ich in der Lage zu sein, ein bestimmtes Gutachten abzugeben", schloss er seine Eröffnung und ordnete seine Maßnahmen an.

Eine Woche war verflossen, während welcher Gabi nur selten die Augen aufschlug und den glanzlosen Blick, ohne jemanden zu erkennen, im Zimmer herumschweifen ließ. Ihr Körper, ja selbst ihre Arme hatten kaum ihre Lage verändert; erst heute zeigte sie sich unruhiger, ihr Pulsschlag hatte zugenommen und zeitweise kamen einzelne Laute über ihre Lippen, denen Lerner mit angehaltenem Athem lauschte. Von vielen vermochte er nicht, sich einen Begriff zu bilden, nur die Worte: „Weg frei . . . spring . . . hinunter . . . !" hörte er zu wiederholtenmalen deutlich, und zwar in einer Weise von der Kranken hervorgestoßen, als wollte diese die Stimme eines Menschen nachahmen, der sie gesprochen hatte. Gabis Brust arbeitete dann jedesmal mit sichtlicher Kraftanstrengung, der nach kurzer Pause ein leise klagender Ausruf folgte, der mit dem kaum hörbar hingehauchten „Thomas!" abschloss.

So sehr Lerner sich auch bewusst war, dass man den Äußerungen von besinnungslosen Fieberkranken keine Bedeutung beilegen dürfe, so erregte doch diese Zusammenstellung der Worte und besonders dieser Wechsel in ihrer Betonung seine Aufmerksamkeit.

Es war das stets so mächtige Interesse des Vaterherzens, dem jeder Laut eines schwerkranken Kindes wichtig erscheint, das Lerner zu dem Versuche drängte, irgend einen Zusammenhang in das Gehörte zu bringen.

„Dass sie von Thomas spricht, ist begreiflich", sagte er sich. „Er hat sie zur Sennerhütte begleitet, sah sie zusammenbrechen, und leistete ihr die erste Hilfe. Doch was sollen die Worte: Weg frei, spring hinunter! — Das ist mir ein Räthsel, das ich mir nicht zu entziffern vermag. Der Himmel weiß, welche Wahnvorstellungen ihr vorkommen mögen! Der Weg zur Sennerin ist durch nichts gesperrt und Abgründe gibt es dort keine — —. All mein Grübeln wird mich nicht an das

Ziel führen; es heißt warten, warten, bis es mit Gabi besser wird!" setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu.

Es war eine lange Probe des Harrens und Bangens, bis diese so heiß ersehnte Besserung sich bemerkbar machte, der Arzt die Abnahme des Fiebers constatierte und die Kranke ihre Gedanken zu sammeln vermochte.

Anfänglich übersprang sie die Zeit, welche seit ihrem Unfalle an der Sägemühle und der Gegenwart verflossen war, und befand sich in dem Glauben, sie habe seit jenem Sturze ihr Bett nicht verlassen. Doch allmählich kräftigte sich ihr Bewußtsein, das Erinnerungsvermögen kehrte wie ein in die Flucht geschlagener Posten, der seinen alten Platz wieder zu erobern sucht, zurück, es führte das Bild des Ingenieurs vor ihr geistiges Auge und erzielte mit diesem eine überwältigende Wirkung.

Was in dem Denken der Leidenden dunkel und verborgen gewesen, stand mit einem Schlage hell vor ihr, trennte die ineinander fließenden Vorstellungen über das jüngst Erlebte und machte ihr die Wahrheit der Thatsachen erkennbar.

Sie entsann sich ihres Gespräches mit Halm, ihrer Rückkehr nach der Hofmühle und ihres Aufstieges zur Sennerin.

„Ja, es ist wahr, ich wählte den linken Weg, ich stand oben auf der Plattform zur Breitwehrspitze mit dem Entschlusse, mich zu tödten, als Thomas erschien", sagte sie sich unter sichtlichem Erbeben ihres Körpers.

„Thomas! — Er, er hielt mich zurück, er wollte sich für meine Ehre opfern."

Wie Perlen, an einer Schnur gefaßt, stets eine nach der anderen an dem Faden niederrollen, so kehrte jedes Wort, das er gesprochen hatte, in ihr Gedächtnis zurück. Immer lebhafter hob sich ihr Busen, immer schneller eilte ihr Blut durch die Adern, es war kein Fieber, von dem sie sich ergriffen fühlte, es war die Freude, sich von einem Menschen so geliebt zu sehen, daß er ihre Ehre der seinen vorzog.

„Er und Albert! —"

Wie hätte sich einst ihr Stolz empört, diese Namen neben einander zu stellen. Der eine ein Knecht ihres Vaters, der häßlichste Bursche von weit und breit und so hochherzig, so opfermuthig, und der andere so gebildet, so gewandt in Umgangsformen, und so — erbärmlich! Sie hatte beide kennen gelernt, nur kam diese Erkenntnis zu spät! Was war sie einst, und was war sie heute? —

Ein tiefer Schatten herben Schmerzes legte sich bei dieser Vorstellung über ihre Züge.

Thomas hatte ihren Sprung in die Tiefe verhindert; war das wirklich eine Rettung? Was hatte sie gewonnen? Eine kurze Spanne

Zeit, dann galt es wieder jenen Kampf, den nur ihr Tod beenden konnte!

So rief zum zweitenmale die Stimme des Versuchers in ihrer Brust, doch diesmal hörte sie Gabi nicht. Der falsche Stolz, der dieser Stimme in ihrem Innern den Weg gebahnt, war wie ein gebrochenes Rohr machtlos geworden. Das Wort von Thomas: Dein' Leben ist verspielt, aber deine Ehre ist im Grabe doch gerettet! hatte sie zu Boden geschmettert.

„Er würde diese Worte einlösen und sich einer Schuld anklagen, deren er nicht fähig wäre", sagte sich Gabi mit aufleuchtenden Blicken, „ich kann und darf mir um seinetwillen nicht das Leben nehmen, ich darf mein Gewissen mit diesem Fluche nicht beladen. Ich werde nicht mich, ich werde einen anderen zum Richter wählen und will mein verdientes Schicksal in Demuth tragen, wie es auch immer kommen möge."

Wieder war es Morgen geworden, das Sonnenlicht leuchtete in Gabis Kammer.

Dort in der Ecke, dem Bette gegenüber, hieng das Bildnis des Gekreuzigten. Es war nicht weniger ein Symbol des unsichtbaren Gottes als jenes Kreuz dort oben auf der Breitwehrspitze, das Gabi im Mondenlichte gesehen hatte und das Zeuge ihres Todessturzes werden sollte.

„Das Kreuz, ja, es soll Zeuge meiner Reue sein!" flüsterte diese und richtete einen langen Blick auf ihren Vater, der an dem Tische saß.

Immer mächtiger wurde der Gedanke, ihrem Vorsatze treu zu bleiben, immer mehr drängte es sie, die Last von ihrer Brust hinwegzuwälzen, das Wort der Bekenntnis zu sprechen.

„Vater, ich will beichten!" rief sie plötzlich mit zitternder Stimme.

„Beichten? Jetzt um diese Stunde?" fragte Lerner überrascht.

„Fühlst du dich schlechter? Der Doctor sagte doch —"

„Dass es mir besser gehe", fiel im Gabi in das Wort. „Ja, er hat recht, sei ohne Sorge; ich fühle mich kräftiger, doch eben darum will ich beichten, aber nicht dem Pfarrer, Vater! Dir, dir allein!"

„Gabi, wo denkst du hin? Ich bin kein Priester und —"

„Verstehe mich recht", fuhr das Mädchen, ohne sich irre machen zu lassen, fort. „Ich denke, wenn du mir eine Sünde vergibst, die ich auf dem Gewissen habe, dann wird mir der Vater im Himmel nicht mehr zürnen."

Lerner fühlte sich durch diese Worte, die Gabi mit einer tiefen Empfindung gesprochen hatte, seltsam berührt. Sie, seine Gabi, deren „Hoffartei" er nicht selten mit einem Machtspruche niederbeugen musste, sie zeigte sich ihm jetzt in dem Bilde des demüthigen kindlichen Gehorsams, der mit so frommem Vertrauen zu ihm emporsah. Was hatte diese Wandlung in ihr hervorgerufen? War sie eine Wirkung der Krankheit

oder war es wirklich eine Schuld, deren sie sich entlasten wollte? fragte sich Lerner und trat an das Bett heran.

Er sah, wie Gabi ihre wunderbaren Augen, die aus ihrem bleichen und schmäler gewordenen Gesichtchen wie zwei Sterne herausleuchteten, mit einem so sanften bittenden Blick auf ihn richtete, und erinnerte sich in diesem Momente mehr als je an seine verstorbene Gattin.

„Du willst mir ein Geständnis ablegen; sprich nur offen, ich will dir gerne verzeihen, was es auch immer sei," sagte er, nur mit Mühe seine Bewegung niederkämpfend.

„Vater! Ich nehme dich nicht bei deinem Worte, denn du hast allen Grund, mir zu zürnen", rief Gabi, „ich war daran — sie hielt einen Moment inne, als wollte das Bekenntnis nicht über ihre Lippen — ich war daran, mir den Tod zu geben, ohne Abschied von dir genommen zu haben."

„Gabi! du redest irre!" schrie Lerner von dem Stuhle aufspringend und wollte die Hand seiner Tochter, die er in der seinen gehalten hatte, loslassen, doch Gabi umklammerte krampfhaft seinen Arm.

„Fürchte nichts! Ich bin bei klarer Vernunft, setze dich zu mir, Vater und höre mich an", drängte sie mit so flehendem Tone, dass Lerner, der den Arzt rufen lassen wollte, dieser Bitte Folge leistete.

(Schluss folgt.)

Lohndiener Klingbom.

Eine Erzählung von **A. von Hedenstjerna.**[1])

In der guten alten Zeit, als der bessere Bürgerstand seine Familienfeste noch nicht in den Hotels feierte und die theure Miete die Bewohner von Stockholm noch nicht zwang, so eng zu wohnen, wie die Heringe in einer Tonne, als bei den Hausfrauen ein gefüllter Leinenschrank und gutes Silberzeug ebenso hoch standen wie Ehre und Reputation, als die Mütter noch selbst die Küche besorgten und auch die Töchter noch ihre Näschen in die Kochtöpfe steckten, — da hatte man auch in den anspruchsloseren Familien von Stockholm genug Platz, Tafelgeschirr und Tüchtigkeit, um unter dem Beistande einer tüchtigen Kochfrau die Familienfeste und üblichen Gesellschaften im eigenen Hause feiern zu können. Damals war die Glanzzeit der Lohndiener, damals waren

[1]) Aus „Kaleidoskop". Bilder aus dem Alltagsleben von A. von Hedenstjerna. Aus dem Schwedischen für die „Bibliothek der Gesammt-Literatur" von Hermine Fick. (Halle a. S. Otto Hendel.)

der Saal des Hotels und die rothen Gesichter der im Restaurant kneipenden Gäste nicht die letzte Erinnerung, welche junge Neuvermählte mit auf die Hochzeitsreise nahmen.

Aber auch die Hochzeitsreise gehörte damals zu den Dingen, welche sich nur der hohe Adel und Millionäre erlaubten. Gewöhnliche einfache Leute, deine und meine Großeltern, Eltern, Onkeln und Tanten, machten keine Hochzeitsreisen, sondern zogen gleich in das hübsche Nest, welches sie mit so vieler Liebe gebaut und auf das sie oft manches Jahr gewartet hatten.

Damals also war, wie gesagt, die Glanzperiode der Lohndiener.

Und von allen Lohndienern der Hauptstadt Stockholm war Herr Klingbom der angesehenste. Er hatte den besten Frack, die geschicktesten Hände und besaß eine wahre Virtuosität darin, mit vierundzwanzig Gläsern Wein und einer Kuchenschale zwischen einem Minister, einem General und einem geistlichen Würdenträger durchzuschlüpfen. Er war stets derselbe bei freudigen und traurigen Gelegenheiten, nur legte er bei letzteren sein Gesicht in einige große, der Feierlichkeit der Situation angemessene Falten, während er bei ersteren mit gutem Gewissen etwas mehr Kuchen und statt der üblichen einen Flasche Wein zwei in die Tasche stecken zu können glaubte.

Fünf Kronen für ein Diner, drei Kronen fünfzig Öre für ein Souper war seine Taxe, und es war ihm ganz gleich, ob er das Jubiläum eines Regierungspräsidenten oder die Hochzeit einer Bäckerstochter feierte oder ein kleines Kind anständig beerdigen half. Wenn aber Jubiläum, Hochzeit und Beerdigung zu Ende und die Lichter ausgelöscht waren und die Gäste zu Hause über den Wirt und die Wirtin herzogen, begann ein Fest in einer kleinen Mansardenwohnung in der Vorstadt. Dann herrschten Freude und Jubel in zwei kleinen Stübchen, wo ein großer ausgelassener Mensch mit weißer Halsbinde und in Hemdsärmeln umhersprang, sang, tanzte und plauderte und einem kleinen pausbäckigen Weltbürger in einer Wiege zunickte, während eine junge, hübsche Frau, die dabei saß, bald den älteren und bald den jüngeren Klingbom lächelnd und mit liebevoller Bewunderung betrachtete.

Die Stimmung auf den Festen, bei denen Klingbom aufwartete, war sehr verschieden, aber die Stimmung auf dem Feste bei ihm zu Hause war stets gleich lustig und vergnügt, und „diese Festlichkeiten verlängerten sich stets bis weit in die Nacht hinein", wie die Berichterstatter der Zeitungen zu schreiben pflegen.

Klingbom wurde ein stets gesuchter Lohndiener und war fast keinen Abend mehr zu Hause, und Häuschen wuchs heran und konnte seinem Vater schon bis an die Hausthür entgegenlaufen und seine Taschen nach Kuchen durchsuchen.

Hans sollte es mit Gottes Hilfe weiter bringen als sein Vater, er sollte studieren. Welches Glück würde es sein, wenn er ihn später mal als einen der Regierungsreferendare sähe, die bei allen vornehmen Herrschaften zum Diner und Souper eingeladen wurden und mittags mit einer Wichtigkeit auf Norrbro spazierten, als hienge das Geschick der sämmtlichen europäischen Staaten von den unbeschriebenen Papierbogen ab, die aus den Taschen ihrer Überzieher hervorsahen.

Das stets glatt gebürstete Haar des Herrn Klingbom fieng an, grau zu werden, und es wurde ihm schon etwas schwer, wenn er abends gegen eins von einem Feste heimkehrte, am nächsten Morgen halb acht schon wieder zu den Vorbereitungen zu einer anderen Festlichkeit in einem anderen Hause sein zu müssen, aber sein Sohn Hans studierte jetzt in Upsala, und das kostete viel Geld, und Vater Klingbom mußte sich nun noch mehr Mühe geben wie sonst, fünf Kronen für ein Diner und drei Kronen fünfzig Öre für ein Souper zu verdienen.

Nach Ablauf der üblichen Zeit machte Hans Klingbom sein Referendarexamen, trug Lackstiefel und trug den Chapeau claque mit so graziöser Ungesuchtheit, als hätte sein Vater einen Marschallsstab statt des Präsentierbrettes geführt. Natürlich konnte er unter seinen jetzigen Verhältnissen nicht bei seinen Eltern wohnen, aber seine Besuche bei ihnen waren für die beiden Alten immer große Feste. Wenn er kam, setzte sein Vater jedesmal die Brille auf und musterte seinen „Referendar", er mußte ja genau damit Bescheid, wie solch ein feiner, junger Herr aussehen mußte. Gerade solche Kragen hatte auch der Sohn des Präsidenten, bei dem Vater Klingbom neulich aufgewartet hatte, und dieselben Handschuhe hatte er gestern selbst dem Legationsrath Grafen W. gekauft. Mama streichelte liebkosend mit ihren kleinen, hartgearbeiteten Händen über den feinen Tuchrock und blickte seinem Träger zärtlich in das frische jugendliche Gesicht. Ob es wohl in Stockholm noch einen solchen Jungen gab wie ihren Hans?

Es ist aber so schrecklich weit nach der Vorstadt im Südende, und Hans bekam im Laufe der Zeit immer mehr zu thun. Die Besuche bei seinen Eltern wurden immer kürzer und seltener. Als er einmal eine besonders lange Pause machte, besuchte der alte Lohndiener seinen Sohn in seiner hübschen Wohnung auf Norrmalm. Es geschah aber nur einmal und nicht wieder. Hans hatte gerade Besuch von zwei vornehmen Assessoren gehabt und ein sehr verlegenes Gesicht gemacht, als der Vater eingetreten war und ihn mit seinen Freunden beim Besuchen getroffen hatte.

Am Weihnachtsabend kam er immer auf einen Augenblick. Dann war er wieder der alte Hans, der seinem Vater liebevoll die Hand drückte und seine Mutter so zärtlich umarmte. Am letzten Heiligabend aber war er nicht gekommen. Seine Mutter saß bis abends spät auf in der Hoffnung,

dass er doch noch kommen würde, und sein Vater gieng unruhig auf und ab, murmelte etwas von dem Gänsebraten, der gar nicht wie sonst schmeckte und blickte jeden Augenblick nach dem Vorplatz hinaus.

Am Morgen des ersten Weihnachtstages kam eine Karte, auf welcher Hans seinen Eltern ein fröhliches Fest wünschte. Es wäre ihm nicht möglich gewesen, gestern zu kommen, weil er für den ganzen Tag beim Regierungsrath B. eingeladen gewesen sei.

Darauf vergieng ein ganzes Jahr, ohne dass der mit Lackstiefeln bekleidete Fuß des Referendars Klingbom die Wohnung seiner Eltern betrat. Er war zu sehr von Bällen, Soupers, Diners und Schlittenpartien in Anspruch genommen. Vater Klingbom besuchte auch Gesellschaften, aber er war genöthigt gewesen, mehreremale abzusagen, um nicht mit seinem Sohne zusammenzutreffen, nachdem er von dem Lohndiener, der die Einladungen besorgt, erfahren hatte, dass Referendar Klingbom auch eingeladen sei.

Eines Tages bat ihn ein erkrankter Freund und College, am Abend für ihn bei einem Souper aufzuwarten, welches bei einem Banquier Falk im vornehmsten Viertel der Stadt sein sollte. Lohndiener Klingbom war noch nie zuvor in diesem Hause gewesen. Als er mit dem Präsentierbrett in der Hand den Salon betrat, erblickte er zuerst seinen Sohn Hans, der neben der Tochter des Hauses am Flügel stand und mit ihr in den Noten blätterte. Hans sah auf und wurde roth. Niemand in der Gesellschaft hatte jedoch eine Ahnung davon, dass der reizende junge Mann der Sohn des alten Lohndieners war, und als der Alte seinem Sohne den Präsentierteller anbot, flüsterte er ihm unbemerkt zu: „Still! Verziehe keine Miene!“

Der alte Klingbom fühlte jedoch mit dem bekannten Instincte der Aufwärter, dass an diesem Abend etwas besonders Feierliches in der Luft lag, obgleich er nicht ahnte, was es war. Der Herr des Hauses war bereits mehreremale im Esszimmer gewesen und hatte vor sich hin gemurmelt, als studiere er sich eine Rede ein.

Beim Abendessen kam es ans Tageslicht. Banquier Falk ergriff sein Glas und theilte seinen Gästen in gewählten Worten die Verlobung seiner Tochter Ingeborg mit dem Herrn Assessor mit. — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die bei solchen Gelegenheiten übliche Aufregung, die Gratulationen, Ausrufe der Freude und Küsse und Umarmungen der beiderseitigen Freunde und Freundinnen des Brautpaares schützten den alten Klingbom vor Beachtung, der am ganzen Körper zitterte und vor dessen Augen sich ein dichter Schleier zu bilden begann. Hans hatte sich verlobt, ohne es seinen alten Eltern auch nur mit einem Worte mitzutheilen. Ach, sie würden ja nicht daran gedacht haben, sich in seinen glänzenden Umgangskreis

eindrängen zu wollen, sie wären ja schon glücklich gewesen, hätten sie die Verlobung ihres Hans nur etwas früher als die übrigen erfahren und in ihrem bescheidenen kleinen Heim seines Glückes gedenken können.

Hans suchte den Blick seines Vaters. Der Champagner macht Muth. An der linken Seite seiner Brust begann sich etwas zu regen, das ihm Ehre machte, und der glückliche Bräutigam war im Begriffe, der versammelten Gesellschaft mitzutheilen, wie nahe der alte Lohndiener dem Helden des Festes stände, als sich eine Hand auf seine Schulter legte.

„Als Falks Vetter ist es mir vielleicht gestattet, nähere Bekanntschaft mit seinem liebenswürdigen Schwiegersohne, meinem künftigen Verwandten zu machen. Also auf du und du, mein Junge!"

„Danke gehorsamst, verehrter Onkel — ich fühle mich sehr geehrt, — hm."

Es war nicht möglich, dass er den aufwartenden Lohndiener als seinen Vater vorstellen konnte, nachdem er soeben mit einem dienstthuenden Kammerherrn Seiner Majestät des Königs Brüderschaft getrunken hatte. Nein, es war absolut unmöglich!

Der alte Klingbom blickte die junge Braut — seine Schwiegertochter — an. Sie hatte ein liebes freundliches Gesicht und das Glück strahlte ihr aus den Augen, als sie am Arme ihres Bräutigams durch den Saal gieng. Ach, welch eine kleine, weiße, zarte Hand war es, die auf dem Arme seines Hans lag. Wie verschieden war sie von der kleinen, runzeligen, hartgearbeiteten Hand der alten Mama zu Hause.

„Lieber Gott, segne sie und mache sie glücklich!" flüsterte der alte Lohndiener vor sich hin.

Die letzten Gäste hatten sich verabschiedet und Lohndiener Klingbom stand noch immer wie betäubt am Buffet.

„Was bekommen Sie für die Aufwartung?"

Der Alte fuhr erschrocken zusammen. Es war der Herr des Hauses, der die Frage stellte. Klingbom wurde wieder Lohndiener.

„Drei Kronen fünfzig Öre für ein Souper, Herr Falk."

Am nächsten Morgen in aller Frühe kam Hans mit einer Droschke bei seinen Eltern vorgefahren. Die alte Mama war etwas verweint und der Papa schaute ein wenig streng aus.

„Du darfst in Zukunft nicht mehr aufwarten, Papa!"

„Ist das alles, was du deinen Eltern jetzt zu sagen hast?"

„Nein, ich wollte euch um Verzeihung bitten, weil ich euch meine Verlobung nicht früher mitgetheilt habe. Natürlich wollte ich schon zu euch kommen, bevor sie veröffentlicht wurde, ... aber .... ich weiß auch nicht, wie es kam ... es gieng so schnell .... und .... und"

„Unsertwegen mach' dir nur keinen Kummer, lieber Sohn. Möge der liebe Gott geben, dass ihr ebenso glücklich werdet, wie Papa und ich!" sagte seine Mutter schluchzend.

„Das hoffe ich zu werden!“ sagte Hans, dessen Blick etwas geringschätzend über die kleinen Zimmer und die bescheidene Einrichtung flog.

Der Vater errieth seine Gedanken.

„Glaube nicht, mein Sohn, dass das Glück von einer großen theuren Wohnung und einer eleganten Einrichtung abhängt. Aber wovon wollt ihr denn eigentlich leben? Dein kleines Gehalt reicht doch nicht dazu?“

„Wir bekommen jährlich einen Zuschuss von viertausend Kronen von meinem Schwiegervater.“

„Das ist wirklich sehr hübsch von Herrn Falk.“

„Und dann wollte ich euch noch sagen, dass ich heute nachmittag mit meiner Braut herkomme, um sie euch vorzustellen.“

„O, du liebes, gutes Hänschen, wie nett ist das von dir. Glaubst du aber auch, dass sie es gern thut?“ fragte die alte Mama besorgt.

„Will sie nicht, so mag sie's bleiben lassen“, sagte der Alte.

„Ja, gewiss will sie. Du musst mich aber nicht so unfreundlich behandeln, Papa. Du willst doch nicht das Glück deines Jungen trüben!?“

Das wollte Papa Klingbom natürlich nicht. Am Nachmittag kam Hans mit seiner Braut, dem jungen, feinen Fräulein Falk, zu seinen Eltern, die das Brautpaar mit Kaffee bewirteten. Die junge Braut musste die ersten Schuhe und die erste Studentenmütze ihres Hans sehen, die Mama Klingbom in demselben Kasten aufbewahrte, in dem ihr eigener vertrockneter Brautkranz lag.

„Haben Sie meinen Hans immer lieb, Fräulein!“ flüsterte die alte Frau, als das Brautpaar sich zum Fortgehen anschickte.

„Du musst sie Ingeborg nennen, Mama“, bestimmte Hans. Das war ja eigentlich recht nett von ihm, aber im Grunde war es ganz gleich, denn mit diesem Besuche war der Verkehr zwischen Lohndiener Klingboms und Assessor Klingboms zu Ende. Die Alten konnten sich nicht entschließen, das junge Paar in seiner neuen eleganten Wohnung in der vornehmsten Gegend der Stadt zu besuchen, und den jungen Leuten war es zu weit nach der Vorstadt.

Das Aufwarten gab der alte Klingbom aber doch nicht auf. Jüngere Collegen nahmen ihm im Laufe der Zeit einen Theil seines Verdienstes, aber sie hatten ihre Taxe erhöht, während der Alte doch noch immer sehr gesucht war, weil er an seiner früheren Taxe festhielt: Fünf Kronen für ein Diner und drei Kronen fünfzig Öre für ein Souper.

Eines Tages hatte er auch bei der Beerdigung einer reichen alten Dame auf dem Ritterholm aufzuwarten. Anfangs herrschte unter den Gästen der Ernst und das feierliche Schweigen, welches die Gelegenheit gebot. Dann aber fieng man wie gewöhnlich an, die Angelegenheiten des lieben Nächsten zu besprechen.

„Na, der Banquier Falk nahm auch ein Ende mit Schrecken. 800.000 Kronen Passiva und 60.000 Kronen Activa. Es ist schrecklich!"

„Ja und was soll nun um Himmels willen sein Schwiegersohn Klingbom beginnen? Die jungen Leute haben ja vollständig von dem alten Falk gelebt."

„Ja, gewiss. Ich begegnete Klingbom, als ich hierher gieng. Er sah sehr gedrückt aus. Seine ganze Einrichtung soll gestern wegen einer Weinrechnung mit Beschlag belegt sein."

Die Gläser klirrten auf dem Präsentierteller, welchen der alte Lohndiener herumreichte.

Sobald er konnte, eilte er in die Wohnung seines Sohnes. Auf sein Klingeln wurde von der jungen Frau selbst geöffnet. Sie sah blass, traurig und verweint aus.

„O, sieh da, Herr Kling . . . hm . . . Schwiegervater. Hans ist nicht zu Hause. Wollen Sie nicht näher kommen?"

„Ja, danke, gern. O welch ein prächtiger kleiner Kerl. Wie alt ist er jetzt eigentlich? Ach so, fünfzehn Monate. Ja, sieh mal, ich habe dir etwas Schönes mitgebracht. Hole es dir nur aus der Düte heraus, es schmeckt wunderschön. Ist das nicht ein guter Großpapa, mein Junge?"

Hinter dem Rücken des alten Lohndieners wurde ein leises Schluchzen hörbar. Hans war unbemerkt ins Zimmer gekommen und sein Herz wurde weich bei dem Anblick, der sich ihm zeigte. Ach, wie oft, wie oft hatte ihn sein Vater bei seiner Heimkehr nach der einfachen Vorstadtwohnung so geliebkost und ihm Kuchen und Confect geschenkt.

„Du hier, Vater?"

„Ja, ich wollte auch mal sehen, wie es euch geht und wie ihr eigentlich wohnt."

„Ach, es geht uns nicht gut. Hast du von dem Unglück gehört?"

„Ja, ich habe von dem Missgeschick deines Schwiegervaters gehört."

„Meine Existenz ist vernichtet, unsere Einrichtung ist mit Beschlag belegt. Alles ist vorbei!"

„Wie groß sind deine Schulden?"

„O, mit denen ist es nicht so schlimm — Ingeborg hat ja alles von zu Hause mitbekommen, was wir brauchen — vielleicht fünf- bis sechstausend Kronen, aber wovon sollen wir künftig leben?"

„Man soll sich eigentlich nicht eher ein Heim gründen, bis man die Mittel zum Leben hat, aber das lässt sich nun nicht mehr ändern. Vielleicht kann der alte Lohndiener euch jetzt ein wenig helfen . . ."

„Du, Vater!"

„Nun, wenn der eine Schwiegervater nachlässt, muss der andere wohl einspringen, aber ich kann natürlich nicht so freigebig sein, wie der

Vater deiner Frau Ge . . . Ingeborgs Vater. Eure Einrichtung sollt ihr aber behalten und ein paar tausend Kronen jährlich kann ich euch auch geben, bis du befördert wirst . . . . Nein, nun sieh einer, da hat der Schlingel wirklich den ganzen Marzipankerl aufgegessen. Sieh, da hast du noch eine Marzipanfrau dazu. Schmause nur immer darauf los, mein kleiner Schelm!"

„Lieber Vater, wie kannst du das möglich machen?"

„Ja, ich bin reicher als du denkst. Wenn man vernünftig lebt und einen Pfennig nach dem anderen zurücklegt, summt es sich an. Nun weinen Sie aber auch nicht mehr so sehr, kleine Fr . . ., hm, Schwiegertochter. Der alte Klingbom verstand, Gott sei Dank, sein lebelang einen Präsentierteller zu führen, und alle wollten mich haben, denn meine Taxe war niedrig und ich nahm stets nur fünf Kronen für ein Diner und drei Kronen fünfzig Öre für ein Souper."

Los von Rom?

Zeitgemäße Gedanken von einem Katholiken.

Es war zur Zeit der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes, als Ludwig Anzengruber das Wort sagte: „Na, des Bissels wegen, da! Wenn man schon neunundneunzig Pfund glaubt, warum nicht gleich den ganzen Centner."

Das stimmt. Und stimmt doch nicht ganz, wenigstens bei mir nicht.

Ich glaube unserer katholischen Kirche von ganzem Herzen alles, was sie mir aus dem Evangelium Christi zu glauben vorstellt. Ich glaube den katholischen Cultus, weil er mich erbaut, erhebt, zu reinen Empfindungen adelt, ich glaube die Sacramente, weil ich es vermag, in ihnen die hehre Idee des Christenthums versinnbildlicht zu sehen. Ich glaube die Kirchengebote, weil sie von der Welt ablenken und uns dem Göttlichen näher bringen sollen. Ich glaube die Lehre von der Dreifaltigkeit, von der Jungfräulichkeit der Gottesmutter, von den Wundern und der Auferstehung Christi, wenn es mir gestattet ist, sie so symbolisch zu nehmen, dass sie meiner Auffassung und meinem Herzen nahekommt. Und ich empfinde in diesem Glauben die Gnade einer großen Glückseligkeit.

Wenn ich aber glauben soll, dass der Papst in allen religiösen und kirchlichen Dingen so unfehlbar sei, wie Gott selbst, und dass der Papst auf Grund dieser Unfehlbarkeit sich zum unbedingten Herrn aller Fürsten und Völker der Erde in religiösen Dingen machen darf, und wenn ich glauben

soll, dass der Mensch einzig nur in dieser römisch-katholischen Kirche selig werden kann und außerhalb derselben alle Menschen, und seien sie noch so edel und gut, verloren sein müssen — so ist dies das hundertste Pfund, das ich nicht mehr zu tragen vermag. Und indem man dieses aufgedrungene hundertste Pfund unwillig abwirft, kann es leicht vorkommen, dass auch etliche andere Pfunde mitpurzeln.

Die katholische Kirche, sagt man, strebe nach Weltherrschaft. Das thut sie. Nicht allein um die allgemeine Ausbreitung der römisch-katholischen Confession ist's ihr zu thun (in diesem Sinne ist ja jede Confession und jede Secte bestrebt, so weit als möglich zu kommen), sondern thatsächlich um den Haupteinfluss auf Gesellschaft und Politik in allen Ländern. Dabei ist aber kein persönlich egoistisches Interesse im Spiele, wie etwa bei Dynastien, die sich weltlich befestigen. In der kirchlichen Priesterherrschaft hat — principiell genommen — kein einziger der Herrscher groben persönlichen Vortheil. Keiner kann über kirchliches Vermögen für sich selbst verfügen oder es seiner Familie übermachen; selbst der gewählte Papst ist nur Verwalter, und seine Reichthümer stehen nach seinem Tode wieder der Kirche zu. Der katholische Geistliche lebt weniger für sich, als für ein Gemeinsames, nämlich für die ganze Kirche. Und die meisten dieser Männer sind davon überzeugt, dass die römisch-katholische Weltherrschaft für die ganze Menschheit ein Glück sein würde. — Diese Auffassung, dass die Kirche eigentlich in bester Absicht handelt, versöhnt uns einigermaßen mit ihren Herrschergelüsten, die aber nichtsdestoweniger im Sinne des Christenthums ein ungeheurer Irrthum sind.

Es geschieht allerdings nicht gar zu häufig, dass jene Dogmen und Grundsätze, mit denen sich selbst mancher katholische Priester in seinem Innern nicht abzufinden weiß, sehr laut betont werden. Man hat doch ein bisschen Respect vor dem gesunden Menschenverstand, der ja auch von Gott kommt. Manchmal werden sie aber doch ausgerufen und dann allemal zum Ärgernis vieler, die von Christus wissen, dass sein Reich nicht von dieser Welt ist, dass sein heiliger Geist zu jedem kommt, der guten Willens ist, und dass alle Menschen Brüder unter sich und Kinder eines Vaters im Himmel sind.

Unter Umständen kann man ja zugeben, dass die katholische Kirche die alleinseligmachende ist. Nämlich gerade für solche Menschen, deren individueller Natur sie und ihre Einrichtung entspricht. Für andere mit anderer Eignung ist wieder ein anderes Bekenntnis, das sie ihrem Gott am nächsten bringt, das allein seligmachende.

Doch ich schweige, denn nach bekannten Grundsätzen wäre das die reine Häresie. Nun, dogmatisch wissenschaftlich betreibe ich die Religion nicht, und würde sie auch dann nicht wissenschaftlich betreiben, wenn mir alle theologische Schulung zu Gebote stünde. Die Religion ist unser persön-

liches, inniges Verhältnis zu Gott und hat mit irdischem Wissen und seinen Beweisen nichts zu thun. Ich glaube unerschütterlich an Jesus Christus unseren Erlöser, und auf welche Art ich ihm am nächsten komme, das ist meine Sache. Soweit die katholische Kirche, das Bekenntnis meiner Vorfahren, mich darin fördert, nutze ich dankbar ihre heiligen Mittel. Und sie hat mir, wie oft schon, himmlisches Seelenglück gewährt. Ein Seelenglück, das allerdings manchmal, zwar vielleicht nicht von ihr selbst, doch aber von manchem ihrer Vertreter wieder zerstört worden ist. Wenn eine ganz und gar weltliche Partei mitten in der Kirche sich breit macht, heuchlerisch alle aus Liebe retten zu wollen vorgibt, um sie dann für ihre weltlichen Sonderzwecke auszunützen, und wenn sie alle leidenschaftlich verdammt, die nicht mit ihr sind und sein können; wenn diese Partei immer unter der Maske der Religion, mit niedrigstem Cynismus jeden befeindet, der bangend und hoffend Gott auf anderem Wege sucht: so sind wir bei solch täglichen Erfahrungen nur allzuleicht geneigt, die Sünden dieser verabscheuenswerten Partei der katholischen Kirche selbst zur Last zu legen. Nichts kann mich mehr entrüsten, als dieses namenlos hoffärtige und scheelsüchtige Herabblicken auf Menschen anderer Bekenntnisse, wovon ihnen gerade die christlichen die verhasstesten sind. Solche Gesinnung sieht gemeinem Geschäftsneide aufs Haar ähnlich. Sie kommt ja vor in jeder Confession, die mit der Welt, ihrem Reichthum und ihrer Macht liebäugelt, und ich verachte sie auch in jeder Confession auf das gründlichste. Darum zittere ich vor allen Kirchen, die weltliche Gestalt annehmen, und mein Gebet ist nur immer, den *Geist* Gottes zu finden und zu erkennen.

Allein, das geht wieder nicht ohne Zwiespalt ab. Wir sind Menschen, sinnliche Wesen, und nur das heimt sich am besten ins Herz, was durch unsere Sinne eingeht. Die Religion im Geiste allein wäre ja wohl das Höchste, und sie ist immer wieder gepredigt worden. Aber sie ist den meisten unter uns zu unsichtbar, zu unhörbar, zu unfasbar, wir dürsten nach Gestalt, nach Klang, nach Duft, die Gott annehmen soll, um sich uns zu zeigen, weil wir alle mehr oder weniger ungläubige Thomase sind, die das Mal sehen wollen, um zu glauben.

Rührend ist die Sehnsucht nach Religion und Cultus, die heute wieder aufwacht in den Menschen. In den modernen Menschen! man hätte es kaum mehr für möglich gehalten. Die Kirchen rüsten sich eifrig, die Nahenden aufzunehmen. Allein es kommen eben *moderne* Menschen, mit größerem Weltblick, die nebst der Religion auch andere Ideale haben — eine erweiterte Humanität und Duldung, oder ein leidenschaftliches Nationalgefühl, oder die nüchterne Verstandesmenschen sind. Diese, wenn sie nicht gleichgiltig, sondern in ernster Meinung zur Kirche kommen, werden denn auch verlangen, dass die Form der Bekennung Gottes, der Cultus

ihren Idealen nicht zusehr widerspreche. Die Religion soll den Menschen ja nicht aufheben, sondern ihn erweitern und vervollkommnen, sie soll seine weltlichen Bestrebungen nicht verneinen, sondern sie heiligen. Und der menschlichen Artung müssen die Kirchen Rechnung tragen, die nicht untergehen wollen. Ich hoffe von der gegenwärtigen Bewegung einen Vortheil für die Katholiken. Wenn in dieser Kirche eine Reform eintritt, dann ist sie die unwiderstehlichste.

Vor kurzem trat ich zur Sonntagsfrühe in eine Kirche ein. Es war mitten in der Stadt, aber über der versammelten Gemeinde athmete eine Ruhe und eine Andacht und eine Hingebung, wie man sich eine solche Weihestimmung in den Zeiten der ersten Christen denkt. Der Priester im katholischen Ornat trat an den Altar, der mit den sechs still brennenden Kerzen und dem hohen Kreuzbilde geschmückt war. Unter reinem Orgelklang sang ein Chor deutsche Weihelieder. Der Priester las zu dem Messopfer die Epistel und das Evangelium, aber nicht in einer Sprache, die die Gemeinde nicht verstehen kann, sondern in unserer lieben deutschen Muttersprache. Dann bestieg er die Kanzel und redete milde und liebreich von der christlichen Lehre. Dann trat er wieder an den Altar, um das hochheilige Gedächtnisopfer zu vollführen. Es war die allen Katholiken bekannte Messe, aber nicht lateinisch, sondern deutsch. Das Credo deutsch, das Sanctus deutsch, das Paternoster deutsch, die Communion deutsch, das letzte Evangelium deutsch, und in deutscher Auffassung die Heiligung und Genießung des Brotes und Weines zum Andenken an den Herrn. Und wie das so in großer einfacher Feierlichkeit und Inbrunst sich vollzog, da ist mir das erstemal die ganze Erhabenheit des Messopfers klar geworden. Ich konnte mit dem Priester mitdenken, mitbeten, kein kalter, fremder, fürs Herz wertloser Laut störte mich, es war meine Zunge, in der der Opfernde zu Gott sprach. Nie noch zuvor war mir meine Muttersprache so innig vorgekommen, nie noch das Messopfer so göttlich.

Als es vorüber war, schrie etwas in mir auf: Warum ist mir und meinem Alpenvolke nicht gegönnt, das in unseren Kirchen zu finden? Warum gibt die römisch-katholische Kirche, die uns ja doch so sehr liebt, uns nicht das, was unser ist: den Gottesdienst in der Muttersprache?

Es ist für den Laien sehr schwer zu verstehen, warum man den katholischen Gottesdienst überall in einer Sprache abhält, die nirgends verstanden wird. Wenn das Latein wenigstens die Sprache Jesu gewesen wäre! Aber er selbst hat den heiligen Geist über die Apostel geschickt, damit sie zu allen Völkern in ihren Zungen sollten reden können.

Hundert Gedanken drängen sich in dieser Sache auf, aber ich vermuthe, dass man mir von jener Seite, nach der ich mich heute nicht das erstemal bange mahnend wende, entweder mit wohlfeilem Hohn antwortet, oder mit scholastisch-dogmatischen Gründen, deren immer gerade dort am meisten zur

Hand sind, wo etwas an sich und naturgemäß keine Begründung hat. Das Göttliche in der Religion haben wir ja demüthig anzubeten, ohne es begreifen zu wollen, das Menschliche an ihr aber — und das ist die Form, der Cultus, der Ritus — das wollen wir verstehen, von dem verlangen wir, dass es unserem Wesen und unserem Leben angemessen sei.

Wenn die große Menge bisher den lateinischen Gottesdienst, das Dogma von 1870 und anderes gelassen hingenommen hat, so ist die Gewohnheit, die Gleichgiltigkeit daran schuld. Wenn die Leute wirklich religiöser werden, wenn sie mit dem Herzen zurückkehren zum Christenthum und wieder Gewicht legen auf dessen Cultus, dann werden sie allerdings ihre moderne Eigenschaft, die Kritik mit sich bringen, vor der viele menschliche Satzung und Einrichtung *nicht* bestehen kann.

Heute hört man überall den Ruf: Los von Rom! Es ist ein schlimmes Zeichen, dass man zu politischen Zwecken die Bekenntnisse wechselt. Vorbild dazu aber haben jene Kirchen gegeben, die selbst politisch geworden sind. Und es ist immer gefährlich, seine Seele für Weltliches auszubieten. Jener Pastor hat die Leute gar nicht freundlich empfangen, die aus rein politischen Gründen zur evangelischen Kirche übertreten wollten, und man versteht es, dass der evangelische Kirchenrath Österreichs seine Geistlichkeit ermahnt, sich nicht an einer Agitation zu betheiligen, die mit der christlichen Religion wenig zu thun hat. — Immerhin ist die Sache überaus ernst. Der nationale Gedanke mag der erste Anstoß zur neuen Bewegung sein, ihm können aber Reihen und Reihen folgen, deren Abfall mehr, als Politik bedeutet! — Und wenn man jene Satzung betrachtet, die geradezu an die hoffärtigen Engel im Himmel erinnert, und die herzlose Unduldsamkeit, die alles verachtet und verdammt, was nicht ganz genau mit jedem Buchstaben der Verordnungen einverstanden sein kann; und die Zurücksetzung des Evangeliums vor dem Katechismus; dazu noch die ausgesprochene Feindseligkeit gegen unser Volk, das deutsche Volk, dem man sogar den deutschen Volksgesang in der Kirche streitig macht — wahrlich so wird der Unmuth lebendig. Und wenn man andererseits die Schönheit und Würde des christkatholischen Gottesdienstes in deutscher Form kennen lernt, so frägt man sich: Warum das nicht auch uns?

Los von Rom! — Der Ruf wird kaum so schnell verhallen, denn es geschah allzuvieles, was unseren Rechten und Empfindungen ein Faustschlag ins Gesicht ist. — Man wird sich entsetzen, wenn ein großer Abfall geschehen sollte, aber man wird sich nicht darüber wundern dürfen.

Ich bilde mir natürlich nicht ein, dass unser nimmermüdes Wünschen und Bitten Erwägung finden wird. Und sollte selbst das ganze deutsche Volk aufschreien: Ihr Hüter des Christenthums, einigt euch in Duldung und Wohlwollen und gebt Gott, was Gottes, aber auch den Menschen, was des Menschen, den Völkern, was der Völker ist! ich fürchte, es

würde vergebens sein. — Wer weniger Gewicht auf den Krug legt, als auf den Wein, der tröste sich damit, dass das Evangelium schließlich in allen christlichen Kirchen zu finden ist und — bisweilen auch außerhalb derselben! Für Manchen wird es aber einen schweren Conflict bringen, dieses Los von Rom. Man kann ihm nicht helfen, er muss mit sich selber fertig werden.

Ich habe meinen Standpunkt angedeutet, ohne Absicht jemanden zu ändern. Mein Rath ist, in solchen Dingen oft und ernst das eigene Gewissen zu befragen. Wem die Kirche einmal gleichgiltig geworden ist, wer das Vertrauen zu ihr verloren hat, und doch ein Bekenner des Christenthums sein will, der mag sich redlich hingeben für etwas anderes, das ihn beseelt und sittlich fördert, sei es der streng und begeistert dem Evangelium zugekehrte Protestantismus, sei es der zwischen diesem und der römischen Kirche stehende Altkatholicismus. Wes Herz aber hängt an dem Bekenntnisse der Vorfahren, an seinen Kunstschätzen und Stimmungen, an seinen Weihen und Festen, der bleibe. Er wirke und bete und hoffe, dass endlich auch die katholische Kirche, die, unbeschadet einer apostolischen Beständigkeit, sich noch stets den elementaren Bedürfnissen der Zeit anbequemt hat, zu ihrem und unserem Heile den rechten Weg finden wird.

Briefe von Hans Grasberger

an den Herausgeber dieser Zeitschrift.

Mit dem Dichter Hans Grasberger, der vor kurzem gestorben ist, hat mich seit 1872 eine innige Freundschaft verbunden. Von den zahllosen Briefen, die es da gibt, veröffentlicht man natürlich nicht die intimen, sondern solche, die auf allgemeinere Felder ausholen, und solche, die zur besonderen Kennzeichnung der Persönlichkeit beitragen. Das letztere ist die Hauptsache. Die folgenden Briefe werden einen ganzen, lauteren, herzensinnigen Menschen aufzeigen, voller Bescheidenheit und Treue — einen, der immer mehr gab, als empfieng.

Das erste Schreiben, das geboten wird, ist die Antwort auf einen kleinen Angriff von meiner Seite. Grasberger hatte in einer früheren Zeit einen ziemlich heftigen, und wie mich dünkte, ungerechten Artikel gegen Robert Hamerling veröffentlicht. Darüber von mir bei Gelegenheit freundschaftlich interpelliert, antwortete er:

Lieber Freund!

Meine Hamerling-Affaire hast Du aus den Acten ziemlich scharf beurtheilt, sozusagen mit richterischem Instincte. Gleichwohl hältst Du mich für hinterhältiger als

ich bin. Ich kann Dir bei meiner Ehre versichern, dass niemals früher etwas vorgefallen, was mich gegen Hamerling aufgebracht haben könnte, dass mich in der Schätzung des Meisters auch später nichts beirrt hat, dass diese Wertschätzung in dem Maße gestiegen ist, als mir der Sinn für classicistisch-reine Form aufging, und dass ich den unfreiwilligen Zusammenstoß noch heute bedauere. Aber verstehe mich diesfalls auch recht: was ich mir vorzuwerfen habe, das ist einzig: dass ich, ein literarischer Neuling, gegen den anerkannten Meister eine vermessene, ungebürliche, vorlaute Sprache geführt habe. In der Sache aber hatte ich, auch nach meinem heutigen Gefühle noch, recht. Es handelte sich für mich um eine Nothwehr gegen zwiefachen Angriff, gegen einen offenen und verdeckten. Dass Hamerling unversöhnlich ist, thut mir leid; wenn Du mich verkennen würdest, thut mir dies noch leider. Ich war mit Hausegger einmal bei Hamerling, gleich nachdem meine „Sonette aus dem Orient" erschienen, und wir sind über Gebür freundlich aufgenommen worden. Also Persönliches kann unmöglich zwischen uns sein. Als das Missverständnis, wie ich's im Artikel dargethan, ausbrach, war ich eben aus Italien zurückgekehrt und hatte auch hier kaum warm gesessen. Der Brief Hamerlings an die Redaction gefährdete meine kaum gewonnene Position — dies machte mich heftiger auftreten, als ich heute wünschen mag. Dies ist aber auch alles.

Wenn Du wieder nach Wien kommst, bestelle mich durch eine vorläufige Karte zum Rendezvous. Mit treuem Gedenken Dein H. Grasberger.

Wien, 6. Jänner 1885.

* * *

Lieber Freund!

Es ist leider wahr, dass ich mein Mütterchen verloren. Ich traf sie sogar schon stumm und kalt, als ich das Stübchen betrat. Viel Blumen hatte sie um sich, und brennende Lichter bei Tage. Und doch lag sie furchtbar ernst da, die sonst so heiter war auch in trüben Zeiten. Sonntag den 19. vor dem Segen wurde sie begraben unweit des Zirmbaums, in dessen Schatten auch ich einst ruhen möchte. 92 Jahre ist sie alt geworden und ohne heftige Schmerzen ist sie verschieden — das muss mir zum Troste gereichen. Dass das arme Mütterchen, die nur mir gehörte und kaum spannweit je in die Welt hinausblickte, in die Zeitung kam, geschah wider meinen und auch — ihren Willen. Es war aber gut gemeint und hat mir auch Dein liebes Trostwort gebracht. Ich danke Dir und den Deinen.

Demnächst komm' ich wohl selbst auch. Ich soll für die kronprinzliche Monarchie in Bild und Wort über Steiermarks Dialect und Dialectdichter schreiben und dazu bedarf ich gar sehr Deines Raths. Mir ist die Arbeit insofern lieb, als sie mich mir selbst entzieht und als damit etwas für unsere grüne Heimat gethan werden mag.

Also auf baldiges Wiedersehen, edler Freund!

Wien, 28. Juni 1886. Dein alter Hans.

* * *

Liebster Freund!

Dein Wort über Anzengruber trifft zu. Ich bin ihm persönlich nicht viel nahe gekommen, aber einen bescheidenen Verehrer hatte er immer an mir. Ich fand mich in seine scharfe Weise, so wie ich seine Person und seine Erlebnisse in Betracht zog, aber ich hätte sie mir ebenso wenig aneignen können als wollen. Seine Größe, seine einschneidende Wirksamkeit ist ihm theuer genug zu stehen gekommen, und nun sich für ihn, für seine Mühe und Muße alles zum Bessern gewendet zu haben schien, musst' er sterben! O, es gibt Missbildungen der Geschicke, welche viel zu denken

geben! Anzengrubers engere Tafelrunde gedenkt, vorläufig die Freitagabende in der „Birn“ fortzusetzen — es geschieht dies, um möglichst lange unter dem geistigen Banne des verehrten Meisters vereinigt zu bleiben und sein theueres Andenken zu pflegen. Außer Cotta haben sich bereits auch zwei andere deutsche Verleger, Breitkopf in Leipzig und Hertz in Berlin, um den Verlag einer Anzengruber'schen Gesammtausgabe beworben. Ja, nun der Poet für immer stumm geworden, rühren sich die schlauen Krämer!

Ich soll Dir einen „Lebensumriß“ schreiben. Darf ich denn von meinem Sein und Treiben so viel Aufhebens machen? Ich lebe nicht ungern, beanspruche vom Leben nicht viel und danke Gott für jede lichte Stunde, aber eine genauere Lebenserforschung stimmt mich ernst, und das ist dem Zustandekommen eines flüchtigen Gedenkblattes, das ich selber soll ausflattern lassen, wenig förderlich. Doch kommt Zeit, kommt Stimmung. Ich muß mir halt vorstellen, daß ich Dir persönlich beichte, was du dann mit dem Wisch vorhast, kann mir gleichgiltig sein. Du wirst zu Deiner Zeitschrift auf die Hamerling-Erinnerungen wohl auch die wichtigsten Anzengruber-Briefe mit Eindrücken folgen lassen? Ich besitze keine Zeile, weder von dem einen noch von dem anderen.

Karl von Thaler hat in der „Gegenwart“ des Herrn Professors E. Schmidt Autoritätsdünkel[1]) ebenso scharf als sein aufs Korn genommen und er war auch seiner ganzen literarischen und insbesonders germanistischen Bildung nach berufen, so für Hamerling eine Lanze einzulegen. Doch genug zur Jahresneige; bleibe gut

Wien, am Sylvestertag 1889. Deinem treuen Haus.

* * *

Wien, 1. October 1890.

Edler, liebster Freund!

Wie gern wär' ich heuer mit Dir zusammengetroffen! Es wäre für mich ein wahres Labsal gewesen; denn ich habe Schweres durchgemacht, bitteren Verlust erlitten und gieng heuer auf die Ferienfahrt ordnungs- und lebensverwaister als je. Es wollte sich aber nicht fügen; denn als ich von einem frischen Grabe hier aufbrach, hatt' ich in Wald für eine befreundete Reconvalescentin ein Quartier auszumitteln, und das brachte mich von der Semmeringroute ab. Auf der Rückfahrt hofft' ich Dich in Krieglach zu treffen; Du warst aber schon Tags zuvor nach Graz gefahren, wo ich vergebens mich nach Dir umgesehen hatte. Und daß Du wieder zu leiden hattest, that mir um so mehr weh, als ich nach früheren Nachrichten Dich wohlauf wußte. So fügt sich's gerade immer, daß ich Dir in den bängsten Stunden nichts sein kann! Vielleicht gelingt es mir den Winter über, für etliche Tage abzukommen — sie sollen ganz Dir gewidmet sein, wenn es Dir zusagt.

Du hast großen, wackeren Leidensmuth; mög' er Dich aufrecht erhalten, Dich wieder aufrichten. Deine theueren Schriftzüge sind wieder fest; ich schließe daraus, daß Du das Schlimmste bereits wieder überstanden hast. Auch ich kenne die Lebens- und Strebensödnis gar wohl — wenn ich nur wüßte, was sich Gescheiteres zur Abspulung des Daseins unternehmen ließe. Am Ende ist noch immer das Vernünftigste was wir treiben. Nichtig ist alles, aber so lange der Baum steht, die Blume blüht, das Wasser rauscht und sich das Leben lebt, so recht und schlecht, als es immer gehen mag, so lange denkt es nicht daran. Und das ist das Gute, das die Kurzweil bei der Sache. Du hast so viele Menschen erfreut, geleitet, entzückt, und Du solltest umsonst gelebt, umsonst geschaffen haben? Das sagt sich nur der Kleinmuth einer wider Willen müßigen Stunde. Das Rührendste an dem großen Uhrwerk ist ja doch

[1]) Der gegen ein Hamerlingdenkmal opponiert hatte. Der Herausgeber.

daſs es darin tickt und daſs sich die Zeiger bewegen, als sollten, als könnten sie niemals stille stehn. Kein Rädchen, kein Zahn darin, der treibend oder getrieben nicht mitthun wollte; es ist zu interessant, selbst mitthätig sein zu können. Doch das sagst Du Dir alles besser und treffender selbst. Es unterhält Dich vielleicht mehr, wenn ich mein „Dunkel“ lüfte und beichte, was ich getrieben. In St. Peter am Kammersberg schrieb ich drei Wochen lang schwere Elegien, an denen weder Katz' noch Kaiser eine Freude haben können. Aber ist es nicht ein schöner Vorzug unseres Daseins, daſs wir con amore Überflüssiges, Unnützes, sorecht Allotria treiben können? Und so sind die unverdaulichen Sächelchen auch mehr mein als manches andere: welcher Reichthum, welcher Geiz! Dann gieng ich ins Tirolische und schrieb eine Künstlernovelle aus der Prinz Eugen'schen Zeit — Graz und Eggenberg als Schauplatz; die Frau Meisterin ist auf die Modelle eifersüchtig und wird curiert. Damit wurde die eine und andere Woche verbrockt und ich hatte damit meine schwermüthigen Gedanken abgelenkt, hatte damit nichts Schlechteres verbrochen. So tröste ich mich. Schließlich macht' ich einige Kreuz- und Querzüge in der Dolomitenwelt, unverdient Schönes genießend — und dafür sollt' ich nicht dankbar sein?

In Krieglach hab' ich mich doch hauptsächlich mit Dir beschäftigt, in Gestalt des jüngsten Bandes Deines „Heimgartens“. Dein Klausblos und Dein geistliches Kind oder wie die Geschichten heißen sind Treffer feinster Psychologie, und gleichwohl will es Dich nicht freuen, Dein Leben so auf den Puls zu fühlen? Das kann Dein Ernst nicht sein. Die Welt erkennen, das ist immerhin Etwas, und um so mehr, als man's weiter darin gebracht hat, als der stumpfe Haufen, den ungeahnte Gesetze leiten. Ich schwätze das zusammen, während Wien beflaggt ist, der deutsche Kaiser einzieht und das Volk sich einen Feiertag mehr macht. Er ist ihm weidlich vergönnt; wenn einmal die Phantasie feiert und sich nichts Schönes, nichts Zerstreuendes mehr vorgaukeln kann, dann ist's Zeit, schlafen zu gehen.

Sei herzlichst gegrüßt von Deinem treuen Freunde und Verehrer

Hans.

Ich hatte ihm einmal geklagt, daſs die österreichische Kritik mich nicht eigentlich ernst nehme. Sie thue mich stets mit den gewöhnlichen nichtssagenden Lobesphrasen ab, während sie eingehender das Charakteristische der Arbeiten beleuchten sollte. Ich vertrüge schon auch Tadel, und sogar strengen, nur müſste er die Merkmale der Gerechtigkeit haben. Auch von ihm selbst hätte ich gelegentlich gerne als der Jüngere vom Älteren schärferen Wink angenommen. Aber er war die Milde, die Güte selbst, und seine Wertschätzung für die, die er lieb hatte, war übermäßig. In seinen Briefen sind Stellen über mich abgedruckt, bei denen ich eigentlich schamroth werden müſste. Doch in solchem Falle überschwängliches Lob geduldig über sich ergehen zu lassen, ist auch eine Art Selbstverleugnung. Es soll damit ja nicht ich, sondern er gekennzeichnet sein.

Grasberger schrieb:

Liebster Freund!

Du hast Recht; Dir gegenüber macht sich's die Kritik viel zu leicht. Aber liegt denn so viel daran, wie sich die zeitgenössischen Stimmen vernehmen lassen, da Du doch für den Erfolg und für die Zukunft nicht zu bangen hast? Fast durchgehends haben gerade die Echtesten und Besten bei ihren Lebzeiten die schlechtesten und unzulänglichsten Würdiger gefunden. Auch ist's eine alte Erfahrung, daſs die

Welt, d. h. die Mitwelt, den Tüchtigen immer nur von einer Seite nimmt und gelten läßt. Sei zugleich der größte Philosoph, thu Dich als Dramatiker auf: für die landläufige Schätzung bist und bleibst Du der hervorragendste Dialectdichter, der beliebteste Volksschriftsteller. Das entschuldigt allerdings die Kritik, die professionelle, nicht; ihre Aufgabe ist's, Deine geistige Totalität zu erfassen und von ihr aus Dein ganzes Schaffen und Vollbringen zu beleuchten. Aber schreib' ihr vor, was sie zu leisten habe — sie hat sich von jeher als ungelehrig und eigenwillig erwiesen. Und aufrichtig gesagt, Du bist für sie kein fetter Bissen, weil — erräthst Du's? — weil sie Dir so wenig an kann!

Du hast eine große, täglich zunehmende Gemeinde; ganz Deutschland nennt und kennt Dich, und was noch unendlich mehr, das naive Publicum, das Volk, Dein Volk, Dein geliebtes Volk folgt Dir, wie Du selbst sagst, dankbar und willig auf all Deine Straßen — und das sollte nicht genug sein?

Lieber Freund, Du hast die Wurst, die ganze Wurst! Laß die Hunde bellen oder schweigen oder neidisch zusehen: nichts verschlägt's, rein nicht's! Wenn Du großmüthig sein willst, so wirf ihnen die beiden Zipfel zu; nöthig ist auch dies nicht. Und als ob nicht das ganze kritische Verfahren fast immer nur auf eine Art Einschachtelung hinausliefe! Da oder dort wollen sie den Schriftsteller unterbringen, unter diesen oder jenen Hut stecken, und fügt er sich nicht gutmüthig, so brauchen sie Gewalt. Viel, wenn sie einen in diesem oder jenem Betracht denn gleichwohl als Ganzen, Vollen, Echten, Großen oder Einzigen gelten lassen. Und das ist Dir gegenüber der Fall. Michelangelo galt als Bildhauer und war doch auch Maler, Architekt, Dichter, Patriot, Denker, und in allen diesen Stücken gleich groß. Ein gutes Gasthaus kann nebenbei auch Landwirtschaft, Wein- oder Roßhandel betreiben: genug für das fahrende Publicum, daß es als gutes Gasthaus bekannt ist. Du stehst im Baedeker der Literatur mit *** verzeichnet und darüber hinaus bringt's keine Natur- oder Kunstmerkwürdigkeit, keine schöne Aussicht und kein gastlicher Ort. Also Deine kritischen Schmerzen rühren mich wenig.

Viel schwerer fällt mir aufs Herz Deine Äußerung, daß Dir nie etwas vollkommen gelungen, weder literarisch, noch im Leben. Das betrifft den Menschen, den Freund, den ich liebe und verehre. Diesen Schmerz versteh' und theil' ich, und Dich so unbefriedigt zu wissen, thut mir weh. Aber darüber läßt sich hier nicht gut weiter reden. Seine Unzulänglichkeit empfindet jeder, und der vielleicht am meisten, der Großes gewirkt und geschaffen. Aber aus Deinem Stoßseufzer klingt vielleicht noch mehr heraus. So kurz und nebensächlich diese Deine Bemerkung, für mich bildet sie doch den Kern und Inhalt Deines Briefes; denn ich weiß, um wie viel das Leid geschämiger ist als die Freude und als selbst der berechtigte Zorn.

Laß mich durch ein Kärtlein wissen, wann im November Du kommst und meine einsame Klause betreten willst.

In Liebe und Treue Dein Hans.

Wien, 18. October 1890.

* * *

Liebster Freund!

Ich bin Dir noch Antwort schuldig auf Deinen Brief vom 10. Sie fällt mir nicht leicht, denn ich muß Dich ausmachen. Ich bin unzufrieden mit Dir um Deiner selbst willen. Das war ein übles Husarenstückchen, das Du kürzlich verübtest. In Wien eine wichtige Vorlesung, in Graz eine erste Aufführung und eine lange einsame Fahrt dazwischen, um das eine zu leisten und dem anderen auszuweichen: das alles hast Du Dir für einen und denselben Tag und Abend zugemuthet! Wenn das

mit Leben und Gesundheit glimpflich umspringen heißt, so mußt Du selbst der steirische Panther sein, der es fertig bringt, hinten und vorn zugleich Feuer zu sprühen. Ich sollte mich darüber wundern, daß Du eine schlechte Nacht hattest und daß hinter dem äußerlich angenommenen Gleichmuth die Unruhe tobte? Andere bangen für Dein Befinden und Du hazardierst mit ihm. Ein Feldherr verläßt seine Truppen nicht vor der Entscheidungsschlacht, wenn er von ihrer Sieghaftigkeit auch noch sosehr überzeugt ist. Du hättest bei der Aufführung Deines Stückes in Graz sein und den Vorleseabend als eine Sache für sich behandeln sollen.

Daß ich bei Deiner Hast von Deiner letzten Anwesenheit viel zu wenig hatte, begreift sich. Aber ich bin nicht eigensüchtig. Wenn ich Dich froh und wohl weiß, mag Dich haben, wer da will. Das von mir und über mich wäre auch für uns beide kein sonderlich glückliches Thema. Ich habe eine Fischnatur und Du weißt, daß Fische stumm bleiben, auch wenn man ihnen einen Schlag auf den Kopf versetzt. Wenn ich Dir mit einer Andeutung verrathen soll, wie's um mich steht, so kann ich nur sagen: Ich wundere mich darüber, daß es mir all die Weile her noch nicht schlechter gegangen. Ein Gerngroß und ein Freßsack dem Leben gegenüber bin ich also nicht. Und auf einen glänzenden Abgang rechne ich auch nicht.

Laß Dich nicht anfechten, was man Dir bezüglich der classischen Bildung vorrückt. Ich liebe die Classiker, indem ich sie einigermaßen verstehe und will sogar für die Beibehaltung ihres Studiums mein bescheidenes Gutachten in einem eigenen Büchlein abgeben. Aber wer eine ursprüngliche kräftige Natur ist mit Zeitverständnis und mit einem Tiefblicke fürs Leben, in die Noth und in den Bedarf der Gegenwart, der wirkt im Sinne der Classiker, auch wenn er sie nicht kennt. Auch ist nicht zu verkennen, daß die Classiker nicht schon die Classiker als Muster vor sich hatten, sondern aus dem Wetteifer der Zeitgenossen untereinander zumeist zu ihrer Größe erwuchsen. Der Schulsack allein hat noch keinen groß gemacht.

Gestern war ich im „Vierten Gebot". Tyrolt hatte mir aus Freundschaft eine Karte geschickt. Sonst wär' ich nicht leicht dazu gekommen, denn der Andrang ist noch groß, der Einlaß schwierig. Dir darf ich's wohl sagen: die letzte Scene ausgenommen, hat mich nichts ergriffen, nichts gerührt, erschüttert oder gehoben. Im Gegentheil, ich fühlte die Kehle geschnürt, ich athmete schwer, denn es ist zu viel Stickstoff in dem Stücke. Wenn mir jemand sagte: komm mit in die nächste Gasse und Du siehst und begreifst, was Anzengruber geschildert; ich würde antworten: ich danke; da drüben weiß ich bessere Menschen, und mit diesen verkehre ich lieber; ich habe noch in keiner Stadt die schmutzigen Orte besucht und halte es für ein Glück, daß ich sie meiden kann. Der bodenlosen Liederlichkeit gegenüber kommt das gesunde Wesen im Stücke zu wenig zur Geltung; es müßte sich nicht so sehr beiseite schieben lassen, sondern da und dort activ eingreifen. Der Dichter muß selbst darunter gelitten haben, in dem er so seine Wiener schilderte und im Wahrheitsdrange nach seinen Erfahrungen nicht anders schildern konnte, doch genug davon; auf mein Urtheil kommt's nicht an; ich bin der neuen Zeit und Stilrichtung gegenüber wohl schon ein Zurückgebliebener.

Wenn ich Zeit und Stimmung finde, will ich mich diesen Winter selbst auch wieder im Dramatischen versuchen. Ein einactiges Maria Theresia-Stück liegt mir im Kopf. Selbstverständlich werde ich mit demselben sowenig hervorrücken, wie mit meiner „Eryonina", das mir schon drei Jahr im Pult liegt.

Mit meiner Wohnung und meiner Einsamkeit bin ich zufrieden.

Sei mir herzlichst gegrüßt! Dein getreuer Hans.

Wien, 17. November 1890.

* * *

Wien, 13. März 1891.

Lieber Herzensbruder!

Wie friedlich sich das Märzdatum heute schreibt und wie sturmträchtig war dasselbe anno 1848! Meine hitzigere Zeit liegt nicht so weit zurück und die Ruhe, das selbstlose Gewährenlassen, däucht mich, ist früh genug über mich gekommen. Das ist auch der Standpunkt, von welchem aus ich meine Lebensdaten (für den „Heimgarten") geschrieben habe. Ich thu dergleichen nicht gern; denn ich nehm' es vielleicht zu ernst, zu ängstlich, wie eine Gewissenserforschung.

Die „beständige Preisgebung Deines Lebens" braucht Dich mit nichten zu grämen; Du bist geborner Humorist und Moralist, hast also doppelten vollgiltigen Grund und Anlass, mit deinen Erlebnissen hervorzurücken; der Humorist wahrt immer noch sein innerstes Noli me tangere und der Moralist ist sich stets der edelsten Absichten bewusst. Ich weiß mit meinen Erlebnissen nicht so Ersprießliches anzufangen und das ist der Grund, weshalb ich mit denselben zurückgehalten. Nun aber das Eis einmal gebrochen ist, bring' ich's vielleicht auch noch zuwegen, Dir gelegentlich in bunter Folge Bilder und Zwischenfälle aus meinem Leben zu liefern, schon um der Gerechtigkeit willen und um das Einseitige meiner Skizze wett zu machen.

Gehab Dich wohl und wisse, dass Dich liebt Dein alter Hans.

* * *

Wien, 21. März 1891.

Liebster Freund!

So mag denn die Geschichte vom Stapel laufen. Wesentlich Unrichtiges hab' ich auch jetzt beim ruhigen Überlesen nicht darin gefunden. Deine Anmerkung wehrt dem Verdacht, als hätt' ich's auf ein renommistisches Hervortreten abgesehen. Mit einem so armen Leben prahlt man auch nicht. Vielleicht gilt das Bekenntnis bald für einen Nekrolog, den ich mir selbst aufgesetzt. Wenn Du mir ein paar Separat-Abzüge zukommen lassen kannst, so ist's mir lieb. Sie mögen den neugierigen und zudringlichen Lexikographen als Schemel dienen. Derlei Volk setzt einem ja immer wieder zu. Der deutsche Philister will über seine Schriftsteller lieber als diese selbst lesen. Das gilt wenigstens von so einseitigen Richtungen, als ich eingeschlagen habe. Auch Du wirst mich nicht in die Mode bringen, so freundschaftlich Du mich auch emporheben willst. Lohn' Dir's Gott! Aber es schadet nichts, viel Ehrgeiz hab' ich nie besessen. Dass ich Dich lieb habe, weißt eh, und es grüßt Dich das aufrichtige Herz Deines Hans.

* * *

Judenburg, 3. September 1892.

Liebster Meister Peter!

Ich mache mir eigentlich Vorwürfe, dass ich Dir auf Deine wanderlustigen Anfragen nicht schon von Oberwölz aus geantwortet habe. Aber Du wärst dort kaum gut aufgehoben gewesen, und mein Frauchen hat von dort einen verdorbenen Magen hierher mitgebracht. Es ist ein eigenthümliches Nest, dieses Oberwölz; es liegt putzig in einer windgeschützten Grabenbucht, hat noch die alten Stadtmauern, ein merkwürdiges Kirchlein, dessen Langschiff sich in einem Winkel bricht, und ein Schloss auf röthlichem Gefels, welches unseres noch immer nicht monumental gefeierten Leitner hochragende Geburtsstätte ist. Luft und Wasser ist von seltener Frische; Greim und Zirbitzkogel bilden die Grenzpfeiler des Thales; Einsamkeit und Stille sind sozusagen gedankenträchtig; zwei klare Bäche einen sich zur stattlichen Wölz; der Sensengraben bietet dem Spaziergänger, dem Landschafter stundenlange Abwechslung auf leichten, schattigen Pfaden, und lohnender Höhenwege gibts nicht wenige ringsum.

Soweit wär' alles gut, und ich habe die ländlichen Schönheiten sogar nicht einmal erschöpft; denn der Hammergraben schließt mit einem prächtigen Thalschluss, mit hohem Gemsgebirg, das zum Ennsthal abfällt, und mehr zur Rechten ist auf guter Straße das silberhältige Oberzeiring und der Pölsboden erreichbar, während gegenüber Murau, St. Peter am Kammersberg und die durch absonderliche Sitten auffallende Krakau angrenzt, von der außerhalb dieser Seitenthäler vorüberstreichenden hängegrünen Mur ganz zu schweigen.

Soweit wär' also alles gut, sogar sehr gut. Aber im Örtlein mit seinen geselligen Leuten will niemand — Wirtshaus sein! Sie haben es nicht recht nöthig, die seltsamen Oberwölzer! Und wenn man's mit ihnen irgendwie verschüttet, kann man verurtheilt sein, Hunger zu leiden. Bei Herrn Baumer ißt man gut, sogar sehr gut, aber er gibt nur vorüberziehenden Wandervögeln Atzung, nicht auch solchen, die da Sommers über nisten wollten. Herr L. läßt nur so viele zu, als an seiner Tafel Platz haben; diese bilden einen numerus fixus, und wer dazu stoßen wollte, wird höflich bedeutet, sein Tischleindeckdich anderswo zu suchen. Im Brauhaus waltet eine schöne Wirtin mit sanftem Augenaufschlag, trotz der fünf frischen Kinder noch ein Murillo'scher Madonnenkopf. Aber was hat der hungerige Magen davon? Und ähnlicherweise könnte man das ganze Örtlein durchgehen, überall hat's einen Haken, und den freundlichen Oberwölzern geht's zu gut, als daß sie richtige Wirte abgeben wollten.

Judenburg kennst Du. Ich glaubte es auch zu kennen, bin aber freudig überrascht über die vielen herrlichen, gepflegten Waldpfade und natürlichen Aussichtswarten. Ich wohne außerhalb der Stadt, in einem Häuschen, das mehr Villa als Huben ist. Mein Frauchen will gar nicht fort von dieser lieblichen Einsamkeit.

Aber genug von meinem Zigeunerleben — nur soviel noch, daß ich nun schon Ein Ehejahr hinter mir habe. Es war kein Kriegsjahr, und ich habe noch keinen Augenblick bedauert, daß ich zum Tranaltar geschritten.

Bevor wir nach Krieglach kommen, melde ich mich bei Dir an.

Mit treuem Gruße Dein Hans.

* * *

Wien, 28. Mai 1893.

A Deandl is kom, nöt a Bua! Aber recht tapfer is ins Leben g'sprung. Schaut a Götli so aus, wia-r-i ma mei alts Müatterl als a Kloawinziga denk. Wanns nur aft a so liacht und freundli in die Welt schaut. Und a Herz föllts habn, das sih aufs Tragen ohne kloamüatigs Klagn vasteht. 's Selli, daß das woaßt, hat mei arms Müatterl vastandn, und wann i selber nöt zu weahleidi g'rathn bin, so han is ihr zan vadonka. S is eah a 's Bösti, lußti in d' Weld z'schaun und von ihr nöt viel habn mögn. Und i will schaun, daß mei Deandl 'n Moasta Peter vasteau und liabn lernt. Und va seina Muatta soll 's kloni Ding 'n starchn Sinn haben, der si hiaz zoagt hat. Und insoweit geaht's guat.

Ich vertraute ihm mein Bangen an ob des bevorstehenden fünfzigsten Geburtstages, von welchem man mancherlei munkeln hörte. Ob ich nicht flüchten sollte? Oder wie sich sonst schützen oder sich benehmen bei etwaigen Festlichkeiten, die mir unsäglich zuwider wären. Darauf seine Antwort:

Wien, 25. Juni 1893.

Liebster Meister Peter!

Daß Du dich ein bißchen fürchtest, ist recht. Die Furcht nimmt das Ärgste vorweg, und das minder Schlimme findet Dich dann bereits gefaßt.

Wie Du Dich benehmen sollst? Gar nicht! Nimm den Ehrentag hin, wie einen freundlichen Sonnentag. Die Dich ehren, haben ihren Dank dahin, denn sie sind von Dir zuvor erfreut worden; und dann braucht ja der Mensch eine beschwingende Aufregung zu Zeiten — wohl ihm, wenn er dieselbe an einen so würdigen Anlass knüpfen kann, wie diesmal.

Und warum siehst Du Dich so besorgt nach Hamerling und Anzengruber um, deren Fünfziger stiller verlaufen, als möglicherweise der Deine begangen wird?

Hamerling ist ein schöner, aber exotischer Baum. Auch ihn hat Gott erschaffen, auch er hat viele beglückt, aber sein milder Schatten kann nicht ein ganzes Volk laben und beherbergen, wie's bei Dir der Fall ist. Ich schmeichle nicht, ich constatiere bloß, dass Du für weitaus mehr lechzende Seelen ein erquickender Born bist als er. Und was Anzengruber betrifft, so ist er allerdings ein heimischer Baum wie Du — aber im Saft ist derselbe vielfach vergällt und verschärft; er trägt sauere Holzäpfel zum Theil und die sind nicht nach jedermanns Geschmack. Doch Spass beiseite. Der furchtbare Frevler, der Innominato in Manzonis „Verlobten", fragt, indem er von dem segensreichen Walten des Borromeo hört: Was muss das für ein Mensch sein, da er überall, wo er hinkommt, die Menschen, die Unglücklichen heiter zu machen vermag! Darauf kommt's an, lieber Freund, und dass Deine Schriften solch Borromeo-Walten ausströmen, dafür kannst Du nichts; denn wärst Du als Bitterwasser auf die Welt gekommen, so hättest Du Dich vergebens bemüht, ein süßer Labequell zu werden. Lass darum kommen, wie's kommt; indem Dich die Menschen umdrängen, bekunden sie eben nur, was ihnen noththut, und das wirst Du gern wahrnehmen wollen, denn selbst ein richtiger Fünfziger lernt nicht aus.

Schone dich, pflege dich, halt dich aufrecht — faullenze, wenn's sein muss; ich kann Dir auch Arbeiten (Heimgartenbeiträge) zutreiben, wenn's an dem ist.

Dein getreuer Hans.

Nun einen flüchtigen Blick auf die Kehrseite des Schriftstellerlebens, die Grasberger nur zu gründlich erfahren, aber mit großem Gleichmuth ertragen hat.

Rohrbach bei Hainfels, NÖ., 11. Juli 1893.

Liebster Freund!

Und nun muß ich in Verlegersachen Deinen Rath in Anspruch nehmen. In eigener Angelegenheit ist man befangen, in fremder urtheilt man sicherer. Lies den beiliegenden Brief und erwäge zugleich, was ich als Commentar beizufügen habe.

Liebeskind hat mir nur die beiden Dialektbüchlein honoriert, zusammen mit circa 500 Mark. Für „Aus der ewigen Stadt", „Auf heimatlichem Boden" und „Allerlei Deutsames" hab' ich keinen rothen Heller bekommen. Autor und Verleger sollten sich ins Erträgnis dieser Prosaschriften theilen, aber nur je das erste Jahr nach dem Erscheinen der Bücher bekam ich einen Ausweis, der nicht zu meinen Gunsten lautete. Seitdem die langen Jahre her keine Zeile vom Verleger! Plötzlich dieser Antrag, betreffend eine neue Theilausgabe zu je dreitausend Exemplaren wieder mit der Vertröstung auf möglichen Gewinnstantheil, vorgeblich lediglich, um mein Sachen populärer zu machen! Die Wiener Sortimenter sagten mir unaufgefordert, dass die gedachten Bücher nicht übel gegangen.

Ich bin nicht eitel, ich habe mir nie großen Erfolg verfprochen, aber gleichwohl misstrau ich dem Fuchs von Verleger. Was ist nun Deine Ansicht von der Sachlage? Soll ich auf den Vorschlag eingehen oder darauf pfeifen?

Sei mit allen lieben Deinen innigst gegrüßt von

Deinem treuen Hans.

* * *

Wien, 30. October 1895.

Liebster Freund!

Es freut mich, daſs Du meine Malernovelle so gründlich durchgenommen, und daſs sie Dir gefällt, noch viel mehr. Sie ist in der That ein heimatliches Stück, und daſs sich Orte und Namen so leicht errathen lassen, ist mir nicht unlieb. Bezüglich der Malersfrau hab' ich mir dort, wo sie das Gericht über sich ergehen läſst, einen Falschspieler gedacht, der, so lang man ihn bloß verdächtigt, aufbegehrt, auf frischer That aber ertappt und überführt, blaſs wird und kaum etwas hervorzustottern vermag. Frau Stasi krankt an Mistrauen, und das hat sie schon ihrem ersten Verlobten gegenüber bekundet, und daſs sie selbst als sitzendes Modell zu ihrem Mann gekommen ist, das nährt unbewuſst ihre Voreingenommenheit gegen das Modellwesen überhaupt. Und dann noch die Cenci, und der ganze italienische Harem des Fürsten! Auf den Wangenbiſs als eine die italienische Lüsternheit charakterisierende Erfindung bin ich stolz.

Demnächst werden Dir meine lyrischen Gedichte „Licht und Liebe" zugehen. Diese Sammlung möcht' ich wohl aufgenommen wissen. Sie ist Herzenssache, nicht Wanderlyrik wie die Sonette. Darüber erbitt ich mir auch insbesonders Dein Urtheil.

Lebewohl, grüße mir die Deinen und bleibe gut

Deinem Hans.

Bei seinem sechzigsten Geburtstage habe ich Gelegenheit genommen, meine Hochachtung vor seinem literarischen Schaffen und meine treue Verehrung für seine Person öffentlich auszusprechen im „Heimgarten" und in der „Gartenlaube". Ich habe kaum zu viel, in mancher Hinsicht eher zu wenig gesagt. Grasberger schrieb mir hierauf:

Wien, 5. Mai 1896.

Mein liebster Freund!

Ich kann Deinen Brief nicht lesen, ohne daſs mir die Augen feucht werden. Und meiner Frau geht's ebenso. Daſs Du mir gut biſt, weiß ich längst. Aber wie reich an Gemüth muſst Du sein, da Du so viel Herz an Deinen armen Hans verschwenden kannſt! Und Du hast Weltruhm, ich bin ein dürftiges Spanlicht. Ich neide Dir nichts, aber man soll doch auch nicht aus mir machen, was ich nicht zu sein vermag. Der Rummel der letzten Tage hat mich an mir selbst irre gemacht. Ich führe eine kleine Wirtschaft und nun kommt über dieselbe plötzlich ein herrlicher, fröhlicher Schwarm, der mit dem vorräthigen Wissen vorlieb nimmt, wie er sich an sich selbst was zu Gute thut. Soll nun die Buschenschenke glauben, daſs sie Himmlische zu bewirten vermöge? Nun ja, der Vergleich hinkt; ein Buschenschenker war ich niemals — aber mit der kleinen Geisteswirtschaft hat es seine Richtigkeit. Es gibt Quellen, die das Zeug in sich haben, Ströme zu werden und wieder andere bleiben Brünnlein, die nur jener gewahrt, der durstig des Weges kommt. Du könntest die Poesie neu erfunden haben — ich schreibe mehr aus der allgemeinen Bildung heraus: wo ist also der Ursprüngliche?

Daſs ich Dich fand, rechne ich mir zum Glücke an; Du hättest Deinen Weg gemacht, auch wenn ich ungeboren geblieben. Aber streiten wir nicht; beuge Du Dich dem Jubelgreis, dem größeren Alter. Etwas muſs der Ältere denn doch voraus haben. Bei den Spartanern war's wenigstens der Fall — bei unseren literarischen Jungen allerdings nicht; die sind ja schon von Geburt aus gescheiter und größer als Alles, was länger auf der Welt ist.

Ich schließe; denn ich muſs mich aufs Briefbeantworten verlegen, und das fällt so ziemlich ans meiner läſsigen Gewohnheit. Grüße die Champagner-Spender von Herzen, bis ich ihnen einzeln gedankt haben werde und nimm weiter vorlieb

mit Deinem treuen Hans.

* * *

Liebster Peter! Wien, 24. Mai 1896.

Ja ja, warum stopft (ihr) mich denn nicht gleich aus, um mich als eine rührende Seltsamkeit ins Grazer Landesmuseum zu versetzen — Director Lacher gibt gewiss seine Einwilligung dazu? Warum balsamiert mich nicht mit kostbar würzigen Essenzen bei lebendigem Leibe ein? Warum empfiehlst mich nicht jetzt schon zur Heiligsprechung dem h. Vater in Rom, der doch zu meinen persönlichen Bekannten zählt? Wie gut und würdig musst Du selber sein, da Du einen anderen sündigen Menschen so zu idealisieren vermagst — und das vor aller Welt, die dies endlich sogar glaubt, was Du mir überschwänglich zutheilst, da Du es mit so ehrlichem Gesichte vorträgst!

Wenn ich mich jetzt nicht mehr nach Krieglach getraue — Du hast es verschuldet; denn wie sollt ich mich künftighin selbst in den Schatten stellen wollen? Deine künftigen Biographen werden sagen: nur in Einem hat sich Meister Peter compromittiert, in seiner Überschätzung Grasbergers.[1]) Frag Dich bei B. an, er sagt Dir's jetzt schon ins Gesicht. Und wie schwer machst Du mir das Weiterarbeiten, indem Du einen Maßstab aufstellst, dem ich unmöglich entsprechen kann! Du treibst es mit mir wie vor Zeiten Dr. Mühlfeld, der einen Missethäter so glänzend herausgehauen hatte, dass dieser selbst erstaunt und dankbar ausrief: „Herr Doctor, ich hätt' nicht geglaubt, dass ich gar so — unschuldig bin!"

Als der indische oder persische Prinz im Wetteifer durch einen Ring geschossen, der an einem Haar niederhieng, zerbrach er Pfeil und Bogen, verzweifelnd, denn solch unfreiwillige Meisterschaft war nicht mehr zu überbieten, nicht mehr zu erreichen. So sollt' auch ich aufhören; denn in das Schema der Vortrefflichkeit, das Du mir gestellt, kann ich unmöglich mehr hineinwachsen.

Zur Eitelkeit bin ich nicht geschaffen, eher zu einem Stolze, wie der des Hirsches, der aus dem Walddickicht nicht mehr hervorbricht. Aber, wenn Du mich so hoch stellst, muss ich schließlich auch eitel werden; denn mich fasst der Schwindel.

Danken kann und darf ich Dir nicht dafür, was Du für mich gethan, denn das hieße Deine Schätzung halbwegs acceptieren. Aber lieben, mehr noch lieben darf ich Dich, als bisher; denn Liebe allein erträgt alle Überschwänglichkeit seitens des Freundes und Geliebten.

Kannst Du Deinen Artikel vor den Krieglachern, vor Fräulein Grethe vertreten? Und was werden all die anderen „Heimgarten"-Leser sagen? Ich wollte nichts sagen, wenn's ein Nachruf wäre. Aber so ist es mein Los, vorderhand all diese gute Meinung zu überleben! Der Sonnenuntergang wird nicht so glänzend ausfallen, als Du ihn in Aussicht gestellt.

Ja, lieber Peter, das ist die Antikritik! Deines Hans.

Im April 1898 spricht er mir das erstemal von seinem Leiden.

Liebster Freund! Wien, 24. April 1898.

Mein hatschender Fuß bringt mich zwar nicht zur Verzweiflung, aber es wäre doch schon Zeit, dass er sich wieder in die rechte Richt fügte. Rheumatismus zuckt auch bald oben, bald unten. Ich hoffe von Bädern Besserung, wenn ich auch nicht mehr auf den alten Sprung komme. Du bist im Vortheil, denn Du bist ja einen Schüppel Jahre jünger als ich.

Also von Mitte Mai ab bist Du in Krieglach? Heuer werde ich doch wohl diese Richtung nach Goisern einschlagen können. Also auf Wiedersehen in der Heimat!

In treuer Innigkeit Dein alter Hans.

Von Frau und Grethi an die lieben Deinen das Schönste.

* * *

[1]) Wohl eher umgekehrt! R.

Wien, 3. December 1898.

Mein liebster Ritter von der Eisernen Krone!

Mich freut's, dafs Dir gerade diese Auszeichnung geworden. Der Orden ist ehrwürdig, denn wisse, der innere Reifen der Eisernen Krone ist ein Nagel vom Kreuze Christi. So will's die schöne Legende — und etwas vom Dorn oder Nagel wird wohl bei jeder Kron' sein.

Mit dem Gehwerk geht's mir nach dem achten Bad sichtbar besser, aber lang wird die Nervenrevolte wohl jedenfalls noch vorhalten. Um etwas zu hoffen, vertröste ich mich auf den Frühling. Zum Überfluss suchte mich vorgestern auch noch die Influenza heim mit rasselndem Husten und asthmatischen Anfällen. Ich dachte bei letzteren an Dich; bei aller meiner Liebe für Dich möchte ich gerade in dieser Sache am allerwenigsten Dir dauernde Nachfolge leisten.

Kennst Du die „Neuern Gedichte" vom Grafen Wickenburg? Ich bin ganz entzückt über die erstere Hälfte derselben. Dagegen streicht Karl v. Thaler Jenny v. Reuß heraus, wie wohl noch keine Grazerin mehr gefeiert worden.

Dafs ich jetzt soviel wie Hausarrest halte, weißt Du ohnehin schon. Und viel schreiben soll ich gleichwohl nicht. Also ist zu einer Art Pflanzenleben verurtheilt

Dein alter getreuer Hans.

Dieser Brief vom 3. December 1898 ist der letzte, den ich von ihm erhalten. Acht Tage später war er todt. R.

„Tschumpaliedla" aus dem Erzgebirge.

Im neunten Hefte des zweiundzwanzigsten Jahrganges dieser Monatsschrift wurde in dem Aufsatze „Leben und Glaube im Erzgebirge" auch darauf hingewiesen, dafs die Bewohner dieses Gebirges ein stets tanz- und sangeslustiges Völklein sind; die Natur hat ihnen eben den nöthigen Humor und die genügende Lebenslust gegeben, um den harten und sorgenvollen Kampf des Lebens auf diesem so wenig fruchtbaren Stück Erdboden bestehen zu können. Die vorzüglichste Stätte der Fröhlichkeit, das Wirtshaus mit dem „Tanzboden", ist zugleich auch der fruchtbarste Boden für den Volksgesang. Doch ist der Erzgebirgler keine sentimentale Natur; traurige und wehmüthige Lieder liebt er nicht besonders. Ihr Inhalt muss gewöhnlich mit Humor und Spott durchsetzt sein, und so sucht er sich auch die leichteste Form für seine dichterischen Liederergüsse: die Vierzeiler, hier Tschumpaliedla genannt. Sie sind gewöhnlich das Product des Augenblickes. Ein Bursche singt vor, die Musikanten begleiten ihn, und schlagfertige Gegner antworten auf seine Herausforderungen mit neuen Gesängen. Diejenigen Vierzeiligen, welche den Zuhörern am besten gefallen, verbreiten sich bald im Dorfe und in der ganzen Umgebung und werden so Gemeingut der Bevölkerung. Doch scheint diese Zeit für viele Gegenden des Gebirges bereits gewesen zu sein. Die Jugend, in den Fabriken und Werkstätten dazu angeleitet, findet meistens

an den öden Gassenhauern der großen Städte mehr Gefallen, als an den heimatlichen Gesängen, und wenn so ein junger Bursche z. B. das: „Ja beim Souper" mit gänzlicher Verständnislosigkeit (das einzige Lobenswerte daran) hinaus schreit, so wünscht man unwillkürlich alle jene alten Lieder wieder herbei, die zwar manchmal auch über die Schnur hieben, dem Ideenkreise des Volkes aber angemessen waren.

Vor allem ist es auch hier die Liebe, welche die Jugend zum Gesange bringt, z. B.:

Wir sind unsera drei Brüder,
Und i bin der Kleinst';
Hoab'n oalla drei Moidla[1])
Und i hoab die Schönst'.

*

Ülters Wiesel[2]) bin i goanga,
Übers Wiesel bin i g'rennt,
Do hoab i mei Schoatzerl
In Juchz'n scho kennt.

*

Groß bin i net g'woachs'n,
Groß därf i net sein,
Siest koa i bei mein Moidl
Beim Fenster net ein.

*

Schwoarza Aug'n, brauna Aug'n,
Töi stech'n mir in d' Aug'n.
Wenn i a Jäger wir[3])
Töi schieß i mir.

*

Mei Vader hot's g'soagt
Und mei Mutter soagts a,
I därf noch net heiern,[4])
I bin noch za kla.

*

Heut Noacht hot mer tramt,
I hoab loach'n müss'n,
I hoab denkt, i hoab mein Schoatz
Und hoab d' Koatz bein Füß'n.

*

Wie schöin is in Woald,
Wenn d' Hoad'n a sua knoallt,
Wenn d' Säg'n a sua klingt
Und der Holzhauer singt.

Wie schöin is im Sommer,
Wenn d' Ros'n blüh'n,
Und i und mei Schatzerl
Wern bein Oaltar[5]) knien.

*

's Moidl, woas i net moag,
Töis sieh i oalla Toag,
Töi mir in Herz'n leit[6])
Tös is sua weit.

*

Woas nutzt mi a schöins Apferl,
Wenn's za hoch hängt;
Woas nutzt mi a schöins Moidl,
Wenn's net oa mich denkt.

*

Woas nutzt mich a rother Oapfel,
Wenn 't inwendig faul is;
Woas nutzt mich a schöins Moidl,
Wenn's mer net gut is.

*

I und mei Moidl
Sein in an Toag gebor'n,
Drum sein mer miteinoander
Sua rothhoadig wor'n.

*

Drunt'n am Bergl
Dort steht a Schimm'l;
Wer d' Moidla net liebt,
Kimmt net in Himmel.

's woar amol aner
Hot d' Moidla net gliebt,
Und wie 't gestorb'n,
Hot 't 'n Himmel net kriegt.

Iza muss i oasoanga
d' Moidla za lieb'n,
Siest kinnt mer amol sterb'n,
Kinnt'n Himml net krieg'n.

*

Willst a lustiger Bu(b) sein,
Musst's von Grund betrocht'n;
Willst a schöin's Moidl hoab'n,
Därfst's Geld net ocht'n.

*

Untern Schüppl[7]) gibt's Hoaberstroh,
Untern Schüppl gibt's Heu;
Wenn mi mei oalter Schoaz net moag,
Waß i scho wieder zwa drei.

*

Bist a schöins Moidl, bist a schöins Moidl,
Oaber mei Moidl bist net.
Will dir's Maul moach'n, will dich aus-
loach'n,
Oaber heiroat'n wer i dich net.

*

[1]) Mädchen. [2]) Wiese. [3]) werde. [4]) heiraten. [5]) Altar. [6]) liegt. [7]) Schupfen.

Wenn's za Schönau zwölfa läut',
Do woackelt der Thurm,
D' Schönauer Moidla
Hoab'n oalla kan Furm.[1])

*

D' Schönwührer Moidla,
Döi san a fua keck,
Wenn fa an Freier hoab'n,
Hoab'n fa ka Bett.

Do nehmen's an Kidl[2])
Und steck'n 'n voll Ha,
Do hoab'n fa a Federbett
Und an Überzug a.

*

Ma Moidl hot g'heiert,
Bawa denn net mi?
Vor Lad[3], mu(ß) i sterb'n,
Verzweifeln thu i.

Verzweifeln därfst net,
Dois wär joa a Sünd'
A oandera Mutter
Hot a a schöins Kind.

*

Drei Äpfel, drei Birn,
Drei Pflaumen am Bam,
Und wenn ner mei Schoatzerl
Aus der Fremd wieder kam.

Aus der Fremd', is 'r komma,
Woas hot 'r mitbroacht?
A Ringerl ums Fingerl
Und a Schmatzerl af d' Noacht.

's Ringerl is brochen
Af tausend Trümer;
Ei, Schoatzerl, geh weiter,
I moag dich nimmer.

*

Übers Wiesel bin i goanga
Hoa Weckla[4]) gess'n,
Do warn döi schöin Moidla
Af'n Bäumern gsess'n.

Do geh i vorbei
Und rück mein' Hut,
Do soag'n döi schöin Moidla
Den Bub'n war i gut.

*

In Schönwähr is a fua schöin,
Därf mer net loang draff'n steh'n,
Haßt's gleich, geh eini Bu(b)
Zieh aus deina Schuh.

*

Mei Schoatzerl is a Furmoa
Und a Peitsch'nploatza,
Und a lustiger Flankierer
Und a Moidlaschmoatza.

*

Sieb'r dass i g'heiert hoa,
's is a kurza Zeit,
San mer d' Hos'n schloampert[3]) worn
Und 's Leibl is mer z'weit.

*

Af d'r Gloasberger Höh
Sitzt a Hirschl und a Reh,
Is a Jäger dabei,
Hot ka Pulver und ka Blei.

*

Moiderl, wenn i dich net hätt',
Hätt' i ka Freud,
Wär' i schon loang in d'r Erd'n,
Wär schon verfäult.

*

Im Woald bin i goanga,
Ins Sträußlreiß'n,[6])
A Moidl mu(ß) i kröig'n
Mu(ß) Reserl häuß'n.

*

Wenn i am Sonnta za Kirch'n geh,
Zöih i mei weiß Leiberl oa,
Wenn i mei Moiderl von weitn'e sieh'
Schau i kan Heilig'n mehr oa.

*

Zwa schneeweiße Gänf
Und a schwarza Tauber;
Wenn d' Mutter schöin is,
Wern Töchter sauber.

*

Drei schneeweiße Gänf,
Und a schwoarzaugat's Menfch,
Und a Beutel voll Geld
Is a Freud af d'r Welt.

*

Schöin rundumadumm
Ins Wirts feiner Stub'n.
Heut geh i amol hoim
Mit's Wirts feiner Klöin.[7])

*

Is net mei Mutter a böf' Wei(b)
Is net mei Mutter a böf' Wei(b).
Wenn i zan Noachborn a weng hutz'n[8]) geh,
Soagt fa, i woar fcho am frei.

Wenn i zan Noachborn geh hutz'n
Kinnt fa gleich noch[9]) a weng gutz'n.
Is net mei Mutter a böf' Wei(b)
Soagt fa, i woar fcho am frei.

---

[1]) Form. [2]) Kittel, Rock. [3]) Leid. [4]) Semmeln. [5]) zu weit. [6]) Streu reißen. [7]) Kleinen. [8]) Besuch machen. [9]) nach.

Als Ehemänner scheinen die Maurer nicht sehr begehrt zu werden:

Hoch hinauf steig i net,
Kan Maurer moag i net,
Lieber an Zimmermoa,
Der steht mer oa.

*

Moidl, wennst heiroat'n thust,
Heiroat grod weg,
Oaber nimm d'r kan Maurer,
Der schmiert dich voll Dreck.

Moidl, nimm d'r kan Maurer,
Do heierst in d' Noth,
Im Sommer a bist Arbeit,
Im Winter koa Brot.

*

Nimm d'r lieber an Grenzjäger,
Do' hoast a schöins Leb'n,
'n Kaffee und 'n Zucker
Müss'n Poascher hergeb'n.

Das unzufriedenste Völklein aber sind die Hirten:

Immer muss i hüt'n af d'r Weid.
Krieg' nie a Butterbrot,
Krieg nie an Kas:,
I trei(b) nimmer as.

*

Eintreib'n is Zeit
Und is'n Hirt'n sei Freud,
Is'n Bauern sei Schod'n,
Drum will ers net hoab'n.

Sauerkraut und Rüb'n,
Döi hoab'n mich vertrieb'n.
Hätt d' Bäuera Fleisch kocht,
Wär i scho blieb'n.

*

Treib'n oalla Hirt'n ei,
Treib i a mit ei.
Bauer, moach d' Staallsthür af,
Zeit wird wuhl sein.

Die Zielscheibe des Spottes sind auch die Schneider:

Bin amol fisch'n goanga
In an tief'n Grob'n,
Do hoa i mir aa Schneider g'foanga,
Den hoa i mir gebrot'n.

Und wie er recht gebrot'n woar,
Und hul da Leut zan Ess'n,
Do hot d'r Teufel d' Koatz am Tisch
Unn hot mer 'n Schneider g'fress'n.

Auch die verschiedensten Lebensverhältnisse werden oft mit treffendem Spotte gegeißelt.

Ich und du und noch a Paar
Und d'r Vetter Seidl,
Hoab'n zerriss'na Huis'n[1]) oa
Und ka Geld im Beutel.

*

Wenn ner döis wenn net war,
Wär g'wiss ka Kastl lar,
Wärn oalla Scheuern voll —
Döis wär za toll.

*

Ich hoa noch zwa Kreuzer,
Döis is mei ganz' Geld,
Und bin doch so lustig,
Wöi kaner af d'r Welt.

*

Wenn oalles will net glöck'n,[2])
Do setz ich's Häusel a noch droa,
Und loh mer 'n Toback schmeck'n,
Und feu'r wieder oa.

*

Wenn i a ka Haus net hoa,
Reiß i mir 'Kopf a net oa.
Därf i ka Steuer geb'n,
Hoa a schöins Leb'n.

*

Mei oalta Schwiegermutter
Wird a nimmer loang leb'n,
Der hoa i a Schmoatzerl
Mit'n Stiefelknecht geb'n.

*

D' Schönauer Kirwa
Woar heuer sua löi,
Von Schwoammern worn d' Knödla,
Von Schwoarzbeern d' Bröih.[3])

*

Woas wird'n Hoanf'n sei Weiberl heunt
soag'n?
Söi wird affteb'n,
Wird fürgeb'n,[4])
Is d'r Hoannes net dob'n.[5])

*

Frau Wirtin, schenk ein,
Schreib's über d' Thür,
Dass oalla Leut sehn,
Dass i liederlich wier.

*

Unsera Frau Wirtin
Is a rechta gsunda,
Gibs Böir[6]) um sieb'n Kreuzer,
Schütt d' Hälft Woasser darunter.

[1]) Hosen. [2]) glücken. [3]) Brühe. [4]) Vieh füttern. [5]) dort. [6]) Bier.

Kleine Laube.

Über Dichter-Denkmäler.

Als Robert Hamerling noch bei uns war, hatte er sich über übermäßiges Wohlwollen und allzugroße Dichterfreundlichkeit der Leute nicht zu beklagen. Die Recensenten verrissen seine Werke, und private Lästerzungen seine Handlungen. Man missverstand ihn und missdeutete ihn und hat ihm vielfach unrecht gethan. Sofort, als er todt war, thaten wir uns zusammen und fiengen an zu betteln, um ihm ein Denkmal zu setzen. — Den Dichter Karl Morre, der dem Volke im Theater Erheiterung und im Parlamente Vortheil bringen wollte, hat man unter wenigen Ausnahmen die Stücke mit großem Vergnügen durchfallen lassen; im Abgeordnetenhause, wo er ungeschminkte Wahrheiten sagte, wurde er von den wenigsten ernst genommen, von einigen sogar verlacht. Als er aber gestorben war, thaten sich in der „dankbaren" Steiermark sofort Comités zusammen, um dem verdienstvollen Manne Denkmäler zu setzen. — Ludwig Anzengruber in Wien musste zeitweise grimmig ums Dasein kämpfen, er fand für seine Meisterwerke kaum einen Verleger und die Aufführung seiner Dramen wurde sogar durch allerlei Intrigen verhindert. Als er todt war, stiftete man ihm Gedenktafeln, ein schönes Grabmal, und bereits wird an der Ausführung eines großen Anzengruber-Monumentes gearbeitet. Nicht etwa zwei verschiedene Generationen sind es, die den lebendigen Dichter missachten und dem todten Denkmäler bauen — es ist eine und dieselbe Zeit.

Kaum ein Monat vergeht, dass nicht von irgend einem Orte Österreichs oder Deutschlands ein Denkmalaufruf erscheint für irgend einen verstorbenen deutschen Dichter. Gegenwärtig liegen mir vor Augen die Aufrufe für ein Willibald Alexis-Denkmal, für ein Gustav Freytag-Denkmal, für ein Heinrich Schaumberger-Denkmal, für ein Emil Rittershaus-Denkmal. Von einem Georg Ebers-Denkmal wird bereits gesprochen, von einem Konrad Meier-Denkmal, Max Heinzel-Denkmal u. s. w.

Jede Stadt, wo je ein armer Dichter gerungen, gelitten hat, übersehen, bespottet oder beneidet worden ist, will nun eine Denksäule, ein Standbild nach ihm haben.

Diese Erscheinung im dankbaren deutschen Volke wäre gewiss sehr erfreulich, wenn das wirkliche Interesse für die Dichter, die Herzenspietät für sie mit solch äußeren Ehrenbezeigungen gleichen Schritt hielten. Häufig wollen sich die Denkmalgründer bloß hervorthun, die Gelegenheit benützen, ihre Namen mit dem eines Be-

rühmten zu verbinden und zu zeigen, welch unbändige Liebe sie zur Literatur, welch grandiose Verehrung sie für große Geister haben. Mancher Ort will sich mit einem Denkmal bloß selbst schmücken, der jedoch, dem es dem Namen nach gilt, ist ihm gleichgiltig.

Das sind harte Worte. Sie gehen auch nicht alle an, die sich da für Denkmäler bemühen, es sind treue, innige Herzen dabei, die dem Poeten, von dessen Werken sie beseelt sind, für ein Jahrhundert und länger das Gedenken sichern wollen. Zu solchen glaubt sich wohl auch Gefertigter zählen zu dürfen, der bisweilen, dem Zeitverlangen nachgebend, sich bescheidentlich an Denkmalsveranlassungen betheiligt. Aber im allgemeinen? Die Denkmäler erstehen, die poetischen Schöpfungen verstauben. Als ob die Dichter geboren würden und ihre Werke schrieben, damit einmal eine Denksäule, eine Figur ihren Namen trüge! Die Hoffnung, der Stolz, das Leben und die Unsterblichkeit eines Dichters besteht aber darin — gelesen zu werden, mit seinen Schöpfungen im Volke zu wirken, so lange es möglich.

Ich weiß Denkmäler, die viele tausende von Gulden kosten, die mit größter Mühe zusammengebettelt wurden. Bei der glänzenden Enthüllungsfeier sind sogar aus den Werken des betreffenden Dichters Aussprüche citiert worden — im übrigen aber? Keiner kauft mehr das Buch, keiner liest es. Der Vergangenheit gehört es an — tempi passati! — Wenn das Capital, das für ein Dichterdenkmal aufgebracht worden, auf Zinsen angelegt würde, und aus demselben jährlich hunderte von Exemplaren der Werke des Dichters angeschafft und in der unbemittelten, aber lesefrohen und empfänglichen Bevölkerung richtig vertheilt werden möchte — es wäre unvergleichlich zweckmäßiger, es wäre ein wahrhaft lebendiges, unvergängliches Denkmal. Man könnte freilich sagen: das eine thun und das andere nicht lassen. — Gewiss, sagen könnte man es, geschehen würde es sicher nicht, dass *zweimal* Geld geschafft würde, einmal für ein Monument, und einmal zum jährlichen Bücherankauf.

Nun kommt aber der große Einwand: Was würden die Bildhauer anfangen, wenn sie keine Aufträge hätten, ihre Kunst zu üben und von ihr leben zu können? Ich vertrete in diesem Augenblicke nur die Interessen der Dichter, nicht die der Bildhauer, und ich bin sehr rücksichtslos. Der Dichter ist nicht dafür vorhanden, damit nach seinem Tode die Bildhauer leben und schaffen können. Mit dieser Zurückschiebung in die zweite Linie würden unsere Bildhauer auch gar nicht zufrieden sein, sie haben in ihrer Weise dasselbe Anrecht auf die erste Stelle, als der Dichter. Wird einmal einer von dem Werke des andern zum Schaffen angeregt, wie etwa, dass eine Sculptur den Dichter zu einem Poëm begeistert, oder dass der Bildhauer eine Gestalt des Dichters plastisch ausführt, so soll das jeder auf eigene Rechnung und Gefahr thun können. Das heißt, die Theilnahme des Publicums sollte es ihnen ermöglichen. Und *wenn* es schon darauf ankommt, so sage ich auch besonders für den Bildhauer meinen Fürspruch. Der Bildhauer steht, wenn es recht hergeht, nicht sosehr auf Dichterstandbilder an, dass seinetwegen solche aufgestellt werden müssten. Unsere Vorfahren haben den schönen Brauch gehabt, die Außenseite ihrer Häuser mit Statuen zu schmücken. Mir gefiele das weit besser, als unsere modernen bekropften und bezopften, will sagen bekuppelten und bethürmten Stadthäuser. Diese Kröpfe und Zöpfe sind, offen gesagt, sehr häßlich, weil zwecklos, und für Privathäuser ganz unschicklich. Wer sich so eine taube inhaltslose Kuppel, oder einen blinden, glockenlosen Thurm auf sein Haus setzen lässt, von dem denke ich mir immer mein Theil, es wird sinnbildlich zu verstehen sein: Außen wix, innen nix! — Wie schön, vornehm und anregend hingegen wären künstlerische Standbilder an den Häusern; da könnte jeder Hauseigenthümer seine Lieblingsheiligen, oder Denker, oder Dichter, seine Lieblinge aus der Geschichte des Vaterlandes öffentlich bekennen, und der Kunst wäre

ein großes Feld aufgethan. Auf diese Weise käme dann wohl auch der gelesene und geliebte Poet zu seiner ungesuchten Ehre. Und sollten die Jahrzehnte vergehen und das Bedürfnis wirklich im Volke sein, einen großen Geisteshelden sichtbar für fernere Zukunft zu ehren, dann würde die Errichtung eines Monumentes aus dauerndem Stoff immer noch an der Zeit sein.

In Hinblick auf die gegenwärtigen Erscheinungen aber rathe ich, dem Dichter, den man für würdig hält, dass er ausgezeichnet werde, ein Denkmal zu gründen, dadurch, dass man seine Werke liest und für ihre Verbreitung sorgt.

Einstweilen schlage ich die Gründung eines Schutzvereines vor. Denn kein Mensch ist heutzutage sicher, dass nach seinem Tode nicht für sein Denkmal gebettelt wird. Ich habe mich vorgesehen. R.

Kranzspenden verbeten!

Für den, der durch vorhergehenden Aufsatz empört war, kommt nun der zweite Vandalismus. Gegen die Todtenkränze.

Die übermäßige Kranzspenderei bei Todesfällen ist wirklich zu einer lächerlichen Unsitte geworden. Da ist der Sarg bisweilen geradezu vergraben in Laubwerk und buntem Flitter und noch hintendrein wird das Grünzeug wagenvollweise nachgeschleppt. Ein Kranz mit Rosen auf dem Sarg von den nächsten Angehörigen als ein Zeichen der Liebe; ein Lorbeerkranz, wenn der Todte ein treuer Kämpfer für Großes gewesen ist — wie schön und ergreifend! Das Übermäßige wird nichtssagend und banal. Aber die Kranzmacher wollen auch leben, heißt es. Ja, mein Gott, was würde man denn zur Zumuthung sagen, dass den Verstorbenen recht viele Trauergedichte gewidmet werden sollten, damit all die Dichter leben könnten, die überall in deutschen Landen halbverhungert umherstreichen. Wenn keine Nachfrage ist, so muss halt auch der Poet die Idee aufgeben, von seiner Dichterei zu leben. Gewerbe müssen sich eben nach dem Bedarfe richten, nicht der Bedarf nach den Gewerben, das ist überall so und war immer so. — Ist nach dieser Seite der Gebefinn schon vorhanden, so weiß ich etwas anderes. Wer dem Todten eine Ehre und Liebe anthun will, die auch den Angehörigen wohlthun soll, der zeige es diesen (durch vielleicht eigens für solchen Zweck bereitete geschmackvolle Karten) an, dass er zum Gedächtnisse des Verstorbenen irgend ein wohlthätiges, gemeinnütziges Werk gethan habe.

Immer häufiger liest man auf Todesanzeigen: Kranzspenden verbeten! Dass aber auch gute Werke verbeten wären, die dem Todten zuliebe dargebracht werden könnten, habe ich noch nirgends gelesen. R.

Gedichte

von Josef Kitir.[1])

Der zerrissene Brief.

Was du in manch erlor'ner Stund'
Mir schriebst von unser'm Liebesbund,
Ich that's in einen sicher'n Schrein,
Und sah doch hundertmal hinein,
Ob es mir nicht verloren gieng,
Was all mein Lebensglück umfieng.
Doch einst — es war in bitt'rer Zeit,
Ich stand mit dir in Zwist und Streit —

[1]) Aus dessen neuester beachtenswerter Sammlung „Radierungen". (Wien-Leipzig. Deutsche Literatur-Anstalt.)

Zerriß vor deinen Augen ich,
Damit du's wissest sicherlich,
Daß Lieb' und Treu ein End nun hat,
So Brief für Brief, so Blatt für Blatt —
Und habe dann — ist's dir nun klar,
Wie damals ich so thöricht war,
Wie ich mich selber nur genarrt? —
Sogleich jed' Stücklein aufbewahrt.

* * *

Straßenbild.

Das ist mir stets das liebste Straßenbild,
Wenn zwei ich seh', heiß Arm in Arm gehängt,
Wenn schmiegsam Körper sich an Körper drängt
Und sichtbar fast die Glut der Liebe schwillt.

Mein Bangen schmilzt vor ihrem Feuerblick,
Die Unrast weicht, des Zweifels Hämmern schweigt,
Indes ein volles, kaum geahntes Glück
Wie neue Kraft in allen Pulsen steigt.

Versink' vor solchem Bild, du Dämmerleid
Der Gegenwart, aus welken Zügen lugend, —
Schon geh'n die Boten einer neuen Zeit,
Die lenzgewaltig naht voll Kraft und Jugend!

* * *

Die neuen Hellenen.

Wie noch spät im Herbstesweben
Falter durch die Lüfte schweben
Aus des Lenzes Seligkeit,
Kreuzen Menschen meine Bahnen,
Die mich wunderbar gemahnen
An der Menschheit Frühlingszeit.

Schön gepaart dem männlich harten
Seh' ich einen milden, zarten,
Weiblich sanftgestimmten Sinn,
Doppelseelen, voll und echter,
An der Grenze der Geschlechter
Wandeln schwankend sie dahin.

Froh an kleinsten Liebesspenden
Brechen nicht mit kühnen Händen
Früchte sie vom Lebensbaum,
All ihr Lieben scheint ein großer,
Unerfüllbar-namenloser,
Niemals ausgeträumter Traum.

Aber wie auf hohen Firnen
Liegt's auf ihren Götterstirnen
Wie ein Sonnenblick des Ruhms,
Wie ein Zug, ein alltagsscheuer,
Wie ein heiliger, ein neuer,
Hoher Strahl des Griechenthums!

* * *

Zwiespalt.

Ich bin nicht Eins, nein, ich bin Zwei,
Ich fühl' es tief in Hirn und Brust,
Oft ist der eine nicht dabei,
Wenn stark der zweite spricht: Du mußt.

Der eine lenkt so herrlich grad'
Dem sicher'n Ziel des Schönen zu,
Der zweite schwebt auf schwankem Pfad
Und taumelt hin und stürzt im Nu.

Der eine geht voll Angst und Reu'
Durch Winternächte frostbesiegt,
Indes der zweite frank und frei
Sein Haupt im Hauch des Lenzes wiegt.

Fritz Reuter als Trinker.

Von Karl Schröder-Neuendorf.

Daſs Fritz Reuter ein großer Dichter geweſen iſt, der ſchöne plattdeutſche Geſchichten und ſpaßige Gedichte geſchrieben hat, wiſſen ſehr viele Menſchen; daſs er aber auch ein großer Trinker und darum lange Lebensjahre hindurch ein tief unglücklicher Menſch geweſen iſt, wiſſen ſehr wenige. Und doch iſt dem ſo; und uns, die wir den Kampf gegen den Dämon Alkohol aufgenommen haben, wird es gut thun, eben in dies Elend ſeines Lebens einen Blick zu werfen, um wieder die Nothwendigkeit unſeres guten Kampfes daran erſchütternd zu erfahren. Über dieſe unſelige Schwäche in Reuters Leben haben gerade die letzten Jahre durch die Veröffentlichung von zwei Bänden Briefe Fritz Reuters an ſeinen Vater (Braunſchweig 1896) uns mehr Licht gegeben. Eine ſehr erquickliche Lectüre ſind ſie freilich nicht, denn aus Anklagen und Entſchuldigungen, Bitten um Geld und um Vergebung, Bekenntniſſen ſeiner Fehltritte und Verſprechen der Beſſerung ſetzten ſie ſich zum großen Theil zuſammen; aber ſie geben eine rückhaltloſen und darum wertvollen Einblick in eines armen Menſchenkindes jammervollen Kampf.

Fritz Reuter war ein Mecklenburger Kind, 1810 am 7. November in der kleinen Landſtadt Stavenhagen als Sohn des Bürgermeiſters geboren. Im Heimatsorte erhielt er den erſten Unterricht, bis er 1823 aufs Gymnaſium erſt nach Friedland, dann nach Parchim kam. Schon hier zeigt er ſich als eine leichte, oft leichtſinnige, lebensfrohe Natur, die nur zu ſchnell von allen möglichen äußeren Einflüſſen ſich mit fortreißen läſst. „Seine Munterkeit“, ſchreibt einmal der Schuldirector an den Vater, „macht zugleich, daſs ſein Leben ſehr nach außen gewandt iſt, und daſs es ihm ſchwer wird, lange bei den Büchern zu ſitzen.“ Sicher war es für ſeine weiche Seele, die durch Liebe ſich leicht beeinfluſſen ließ, ein unerſetzlicher Verluſt, daſs die kränkliche Mutter ſchon 1824 ſtarb, gerade in den Jahren, wo der heranwachſende Jüngling ihrer milden Führung am allermeiſten bedurft hätte; denn des Vaters herbe, ſtrenge Art flößte ihm vielmehr Furcht ein, und durch die beſtändigen argwöhniſchen Erkundigungen, die er hinter des Sohnes Rücken über ihn einzog, nahm er dieſem das Vertrauen aus der Seele und raubte ihm den Muth, von den Verſuchungen ſeines Lebens ſich zu ſeinem Vater zu flüchten.

1831 wurde Reuter Student und gieng zunächſt nach Roſtock, um nach des Vaters Willen, aber gegen ſeinen eigenen Wunſch Rechtswiſſenſchaft zu ſtudieren. Wohl durfte er von dort aus auf beſorgte Anfragen ſeinem Vater die ſchöne Verſicherung geben, daſs er ihm nie Ausſchweifungen zutrauen dürfe, zu denen die größere Stadt und die größere Freiheit ihn verleiten könnten. Aber er hat bei dieſen Worten wohl eben ſo wenig wie die meiſten Studenten unſer Tage daran gedacht, daſs Unmäßigkeit im Trinken auch ſchon Ausſchweifung und Sünde ſind. Denn ſpäter ſchreibt er ſelber von der Roſtocker Zeit: „Das weiß ich, daſs wir Studenten ein kreuzfideles Leben führten, daſs wir uns bei nachtſchlafender Zeit mit den ‚Krebſen‘ herumjagten, dieſen alten, braven, ſtädtiſchen Kriegsknechten, und daſs wir Fenſter einwarfen.“ — Schon nach einem halben Jahre gieng Reuter nach Jena, zu ſeinem großen Unglück. Einmal kam er dort noch viel tiefer in den Strudel des Wirtshauslebens hinein, ſo daſs ſein Profeſſor an den Vater berichten muſs, er habe den Winter in Jena ganz und gar verloren und ſeine ganze Zeit mit Studententreibereien, Beſuchen von Wirtshäuſern, Herumlaufen u. ſ. w. todtgeſchlagen, in ganz Jena ſei nur eine Stimme darüber! Sodann aber verwickelte er ſich gerade hier in die politiſchen Beſtrebungen der deutſchen Burſchenſchaften, die in glühender Begeiſterung für Deutſchlands Freiheit und Größe ſich zuſammenthaten, dabei aber

auch freilich in jugendlicher Tollheit sich vermaßen, die ersehnte Zukunft selbst mit bewaffneter Hand heraufführen zu wollen. Das war das rechte Fahrwasser für Fritz Reuters gährende Jugend, und er wurde als einer der Unternehmungslustigen genannt. Engherzige Polizeiweisheit trat dann aber alle überschäumende Begeisterung in den Staub, und 1833 kehrte Fritz Reuter, als ihm der Boden wohl in Jena zu heiß wurde, nach Hause zurück, wo er fast ein Jahr verblieb. Im Herbst gieng er dann nach Berlin, in der Meinung, dort weiter studieren zu können, nachdem über die tollen Jugendgedanken Gras gewachsen sei. Hier aber traf ihn der unerwartete, schwere Schlag, dass er, das Mecklenburger Landeskind, wieder alles Recht von der preußischen Regierung gefangen genommen, wegen der Jenaer Geschichten angeklagt und — wegen Versuch des Hochverraths zum Tode verurtheilt wurde! Wohl änderte später königliche „Gnade“ dies Todesurtheil in dreißigjährige Kerkerhaft um. Aber mit jenem verhängnisvollen Tage brach für Reuter eine traurige Zeit an, da er, von Festung zu Festung geschleppt, die Blütejahre seines Lebens hinter Kerkermauern vertrauern musste. Jahre, die seine Laufbahn zerstörten, seine Gesundheit schwächten, seinen Muth brachen. Bei harter Behandlung und schmaler Kost, oft in dunklen, feuchten Kasematten von Licht und Sonne abgeschnitten, vermochte er, der flotte Student, der leichtlebige Mensch, der nur mit Streuge regierte Sohn die Versuchung nicht abzuschütteln, die mit Riesenkraft an ihn herantrat: sein Elend durch berauschende Getränke zu betäuben und zu vergessen. Was der freie, fröhliche Gesell vielleicht erreicht hätte: den verführerischen Hang seines Lebens allmählich zu überwinden, das brachte der eingekerkerte, einsame Mann mit dem geschwächten Willen nicht fertig; Fritz Reuter ward ein Trinker. Das ward Preußens größte Schuld gegen den großen Dichter.

Schon länger hat der Vater Verdacht gegen den Sohn, dass seine Geldsendungen zur Beschaffung von Spirituosen dienen müssen. Aber wie es die meisten Trinker machen, so leugnet auch Fritz ihm gegenüber immer seine Schwäche ab und stellt das Ganze höchst harmlos dar. Erst in einem Briefe aus dem Jahre 1836, nachdem er schon drei Jahre lang dieser Leidenschaft gefröhnt hat, schreibt er zu unserer großen Überraschung an den Vater:

„Nun aber, lieber Vater, will ich Dir selbst ein Bekenntnis ablegen, dass ich früher mehr geistige Getränke getrunken habe, als mir dienlich war, obgleich ich nie in grober Trunkenheit gewesen bin.“

Wie sich das aber in Wahrheit verhält, gibt er selbst in einem anderen Briefe aus dem Jahre 1840 Kunde, in dem er ebenfalls an den Vater schreibt:

„Du verlangst, ich soll Dir die Versicherung geben, nicht wieder in das Laster des Trunkes zu verfallen. Mein lieber Vater, das Sprichwort sagt: ‚Mit guten Vorsätzen ist die Hölle gepflastert.‘ Und wenn Du diese verlangst, so würdest Du wohl stündlich bei mir auf solche treffen. Aber die Ausführung ist sehr schwer. Du hast wohl kaum eine Leidenschaft zu bekämpfen gehabt, oder doch keine so tief eingewurzelte. Sonst würdest Du Dir gratulieren, dass ich schon so weit bin, keinen Brantwein zu trinken, zumal wenn Du mich früher gekannt hättest.“

Solche offenen Bekenntnisse finden sich freilich nicht oft, denn Trunksucht macht unwahr. Wie den Vater, sucht Fritz Reuter auch sich selbst zumeist mit dem Siegesmuth dessen, der die fürchterliche Gewalt des Feindes nicht kennt noch kennen will, über den Jammer und Ernst seines Zustandes hinwegzutäuschen. Des öfteren berichtet er, dass er nun gar keine geistigen Getränke mehr zu sich nehme und daher seines Vaters Befürchtungen hinsichtlich der Spirituosen gänzlich unbegründet seien; er habe gar keine Neigung dazu, und wenn er auch zuweilen Lust in sich spüre, seinen Vorsatz fahren zu lassen, so habe er zwei herrliche Gegenmittel dagegen, die ihn nie im Stiche ließen: Gebet und Arbeit, und mit Gottes Hilfe werde er

seinen größten Feind auch wohl überwinden! Ach, der arme Reuter! Ihm fehlte freilich alles das, was wir jetzt dem Trinker zu bieten versuchen: Die klare Einsicht, daß nur eine völlige Enthaltsamkeit, auch von Bier und Wein, den Gefährdeten zu retten vermag; die Umgebung, die bittet und warnt, statt lacht und in Versuchung führt; die gute Kost und körperliche Arbeit, die dem erschlafften Körper neue Kräfte gibt; die alles hoffende Liebe, welche den Gesunkenen aus der Tiefe zu sich und zu Gott emporhebt! Einsam und ungewarnt, haltlos und entkräftet kämpft er, strauchelt er weiter — und wer Trinker kennt, weiß, daß dann zuweilen jene Stunden über sie kommen, wo sie an Gott und an sich selber verzweifeln. Auch Reuter hat sie reichlich durchlebt; wer könnte ohne tiefe Bewegung jenen Brief von 1840 lesen, wo er in die ergreifenden Worte ausbricht:

„Vater, Du glaubst nicht, wie wehmüthig ich heute gestimmt bin, indem ich dachte, daß Du vielleicht in diesem Augenblick die erste traurige Nachricht über mich (von einem abermaligen Rückfall) liesest und am Ende, nach so vieler Nachsicht, dennoch an meinem bessern Ich verzweifeltest, und bereutest, jemals einen Sohn geliebt zu haben, der geboren zu sein scheint, Dir Kummer zu machen. Ich bin zum Sterben müde und erschöpft, kann aber doch nicht unterlassen, alles anzuwenden, was zu Deiner Beruhigung dient. Lieber, guter Vater, ich bin wahrlich unglücklicher als Du: ich mit Schuld, Du ohne Schuld; darin liegt der Unterschied."

Und ein andermal schreibt er aus Dömitz, wo ihn der Festungscommandant öffentlich als Trunkenbold erklärt hat:

„Wie ich diesmals dazu gekommen bin, weiß ich selbst nicht, mein Inneres ist in zu großer Verwirrung, als daß ich mir über die einzelnen Dinge Rechenschaft geben könnte, und daß ich dies thun muß, ist höchst nöthig, wenn ich überhaupt noch Hoffnung auf ein Dasein haben will .... Dein letzter, so sehr liebevoller Brief traf mich in trauriger Stimmung, und in demselben Augenblicke, wo ich heiße Thränen des Dankes weinte, daß die Vorsehung mir einen so liebevollen, guten Vater gegeben, hast Du vielleicht Thränen des Kummers über einen ungerathenen Sohn geweint. Aber tröste Dich, Vater, es kann noch besser mit mir werden, denn es ist schon viel besser geworden ... nur eine unendliche Traurigkeit hat sich meiner bemeistert ... lebe wohl und denke mit Güte an Deinen Sohn."

So geht es weiter, bald hoffnungsfroh, bald niedergeschlagen; und obwohl er unter heißen Thränen zu Gott fleht, obwohl er häufig die Bibel zur Hand nimmt, um Trost und Halt zu suchen, obwohl er immer neue Pläne schmiedet, neue Wege versucht, obwohl immer neue Mahnungen und Bitten seines alten Vaters ihn bestürmen, — es geht immer weiter abwärts. Als er nach sieben unendlich schweren Jahren 1840 durch den neuen König Friedrich Wilhelm IV. aus dem Kerker entlassen wird, ist er wie ein Vogel, der mit gebrochener Schwinge dem Käfig entrinnt, oder wie er selbst sagt: „as en Boom, de kröpt (der Krone beraubt) wir." In der „Festungstid" aber stehen die schwermüthigen Worte: „Min oll Vader was de sölwige olle gaude Vader von vördem: aber mit de söben Jahr wiren mit mine Hoffnungen uck sine verdrögt; hei hadd sick gewennt, mi so antosehn, als ick mi sülvst ansäch, as en Unglück!"

Das Unglück seiner Familie ist der Unglückliche denn auch die nächsten Jahre noch geblieben. Nach langem Familienrathe wird das Allerverkehrteste über ihn beschlossen: er soll weiter studieren. So geht der Dreißigjährige nach Heidelberg, um sein altes Studium wieder aufzunehmen. Im versuchungsreichen Studentenleben vermag sein geschwächter Wille sich nicht zu behaupten, es wird noch viel ärger mit dem Trinken. Wieder erleben wir das traurige Schauspiel, wie er seinen Vater mit neuen Versprechungen und neuen Täuschungen hinhält, während es mit Riesenschritten bergab mit ihm geht. Aus der Feder eines Freundes und Studiengenossen haben wir einen erschütternden Bericht über den Heidelberger Aufenthalt. Erst wird der berühmte Student der allgemein angestaunte Held des Tages. Allmählich aber wird der unsaubere, oft ungekämmte Trunkenbold ein Gegenstand des Spotts.

Dann, wenn die Delirium-Anfälle kamen, ist jener Freund sein guter Geist, der ihn mit den Worten: „Kumm, Fritzing, wie willen na Hus gahn!“ in seine Wohnung bringt, und dort gehen dann die Erzählungen, Irrreden, Erscheinungen an.

Auf seine Veranlassung wurde Fritz nach Hause gerufen, und es begann die „Stromtid“, lange Lehr- und Wanderjahre mit allerlei Versuchen, etwas in der Welt zu werden. Der Vater starb 1845, ohne seines Sohnes froh geworden zu sein, und der Tod löste nun ein innerlich schon längst zerrissenes Band. Der Sohn aber entdeckte endlich seinen eigentlichen Beruf von Gottes Gnaden, den des Dichters, und ward ein weltbekannter und vielgeliebter Mann. Doch den „größten Feind seines Lebens“, den „verruchten Dämon“ hat er trotz alles Kampfes nie völlig überwinden können. Selbst die Engelsgeduld seiner treuen Gattin Luise konnte diese größte Bürde seines Lebens nur mit ihm theilen; und sein starkes Gottvertrauen ließ ihn nur die Kraft finden, aus aller Anfechtung sich immer wieder zu erheben.

Nicht jeder aber ist ein Fritz Reuter; wenige haben solch einen mächtigen Körper, der übermenschliche Zumuthungen so lange erträgt; wenige erst recht solche Spannkraft des Geistes, die auf einem verfehlten Leben sich noch ein Gebäude unsterblichen Ruhms erbauen; wenige sicher auch ein solch treues Weib wie Reuters Luise, mit solchem Herzen voll himmlischer Geduld. Darum müssen die meisten elend zugrunde gehen.

Mundartliche Volkssprüche.

Gesammelt von Karl Reiterer.

In Ergänzung meiner Spruchsammlungen im „Heimgarten“, Jahrgang 1897, Heft 12, Jahrgang 1895, pag. 69, 1894, pag. 390, in der Zeitschrift für Volkskunde in Berlin und in verschiedenen Nummern der Grazer „Tagespost“ bringe ich heute wieder Einiges, es ist neugesammeltes Material aus Steiermark, zumeist aus dem Oberlande, speciell dem Ennsthaler Gebiete, wobei ich jedesmal den Fundort oder Gewährsmann anzugeben in der Lage bin.

Aus Donnersbachwald stammt:

Um und um, um und um
Is das grean Wieserl,
's gibt jo koa schöners Dirndl
Wia 's Stöger[1]) Liserl.

Letztere Verszeile kann auch heißen:

Wia unser Liserl.

Scherzhafte Liserlverse aus Donnersbachwald sind ferner:

Elisabeth,
Hot 's Geld verzet (verstreut),
Hot olls verthon,
Hot noch koan Mon.

Und:

Elisabeth,
Hot 'n . . . . verzet,
Hot 'n a wieder g'fund'n,
Hot 'n ausibund'n.

[1]) Bulgar-Hausname aus Donnersbachwald.

Auch hört man:

Liserl,
Wer mahd denn dein Wieserl?
Wer strahd dirs denn on,
Wenn ih neama konn?

Scherzhafte gute Nachtwünsche aus Donnersbachwald sind:

Ih wünsch' dir a guats Nachtl,
Auf 'n Buggl a Hachl (Flachsriffel),
Auf 'n Kopf a Nigglhaut,
Is guat lieg'n drauf.

Oder:

Ih wünsch' dir a guats Nachtl,
A guate Ruah
Und a Maß Flöh dazua.

Aus oben benanntem Orte stammt auch:

Is amol a Bauer g'wen,
Hot a Kitz ghobt,
Dös hot er ogstoch'n,
Oft hot er nix ghobt.

Aus St. Martin bei Gröbming kam mir zu:

Dickpungert
Is Bauernglumpert,
Dünn und schlonk
Is d' Stodtposchon.

Der alte Salerer in Weißenbach, unsern Liezen, sagte:

Wer stiehlt und wieder geit,
Is so guat wia ondre Leit.

Allgemein auf dem Lande trifft man:

Heiliga St. Veit,
Weck mih auf zur recht' Zeit!

In Donnersbachwald glaubt man:

Wos die Laug'n find't,
Hoalt sie gschwind,
Wos sie mocht,
Hoalt sie hocht (hart, schwer).

Von einem Müller in Weißenbach vernahm ich:

Wenn am Obnd der Hohn kraht,
Ast is 's Wetter 'n oan Tog unstad (veränderlich).

In St. Martin ist zu hören:

Mühlworm und of'nworm
Mocht 'n reich'n Bauer orm.

Damit will man sagen, es soll weder ein Mehl, noch ein Brot, das noch warm ist, genossen werden: weil 's so viel wenig ausgibt, meint man.

S. Dachler in Weißenbach wußte mir zu sagen:

Viel Beomte,
Viel Verdommte.

Komisch ist ebenfalls:

Gschwind wia da Wind,
Der nix siacht, der is blind.

Der Volksglaube lehrt, daß unser Herrgott lieber einen sieht, der flucht, als einen, der sich sammt den Schuhen in ein Bett legt. Der Volksspruch lautet:

Liaber gfluachter
Wia gschuachter.

Ergötzlich und wenig galant klingt der aus St. Martin stammende Originalspruch:

A olta Hohn
Und a olta Mon,
San 'n Grosch'n wert,
Wons ean' Oabat hom thon.

Das Erwachen der Vögel am Morgen[1]) charakterisiert:

Um a zwoa
Hots Branderl sein Gschroa.
Und um a drei
Is die Omschl im Gai.
Um a bissel vor vier 'n
Hot der Brondvogl gschrian,
Wenn er nohamol schreit,
Is der Tog neama weit.

In Liezen hört man die Spielsprüche:

Der erste Gwinger
Macht 'n Beut'l gringer.

Und:

Geb'n is richtig
Und gspielt wird tüchtig,
Koan Spieler wird nit reich,
's Gspiel is 'n Tuifl gleich.

Im Ennsthale verbreitet ist:

's Katherl
Hot a Blatterl auf 'n Knia
Und hiaz thuat holt dos Katherl
Mit 'n Blatterl woaß wia!

In Irdning trifft man:

Geh'n ma
Sogt der Gstema,
Stehn ma noch a Stund,
Ast gehn ma.

In St. Peter im Sulmthale hört man beim „Pfeiferlabtreib'n“:

Merl, merl, merl
Saunft (Saft), saunft, saunft,
Gibst man dein' Saunft nit,
Schmeiß ih dih in Grobn,
Fressn dih die Krah und die Robn.

---

[1]) Gilt allerdings nur für den Hochsommer, wenn der längste Tag ist und um halb drei Uhr früh der Tag graut.

Eine Wetterregel aus Weißenbach ist:

Wenn der Wind vormittags geht,
Aft is 's recht,
Geht er nachmittags
Is 's schlecht . .

Und:

Der Opril
Jögt d' Sau neunmol unter d' Hüll.

In Donnersbachwald wird geschäkert:

Moidl beim Boch,
Schreit ma ollawal noch,
Schreit ma ollawal zua:
„Kim bol wieder, mei Bua!"

Ein Zauberversl lautet:

Böhmischer Wind, ich bitt dih schön,
Loss' mei Troad auf der Leit'n stehn,
Ih hon mir mei' Troad auf der Seit'n gsat,
Hot mir's der böhmische Wind verwaht.

Neckisch ist:

Geh Dirndl, geh Dirndl,
Geh, moch dir nix draus,
Es kimmt a Hoans Maul,
Und dös mocht dih aus.

Ein tibetanischer Wunderdoctor.[1])

Das seltsamste Heilmittel sah ich im Orte Kutzia anwenden. Ich hatte ein tibetanisches Lager von einigen zwanzig oder dreißig Zelten betreten, als meine Aufmerksamkeit durch eine erregte Menge gefesselt wurde, die sich um einen alten Mann, dem man die Kleider ausgezogen, versammelt hatte. Er war mit Stricken festgebunden, und auf seinem Gesicht spiegelte sich Todesangst wider. Neben dem Leidenden kniete ein großer langhaariger Mann mit rothem Rock und schweren Stiefeln und betete inbrünstig, indem er sein Gebetsrad, das er in der rechten Hand hielt, herumdrehte.

Da meine Neugier erregt war, näherte ich mich der Versammlung, worauf drei oder vier Tibetaner sich erhoben und mir Zeichen machten, wegzugehen. Ich

[1]) Im Obigen bringen wir einen Abschnitt aus dem spannenden Werke Landors, das im Verlage von F. A. Brockhaus erscheint. Auf verbotenen Wegen ist Landor, ein junger Maler und Ingenieur, im Sommer vorigen Jahres in das geheimnisvolle Tibet eingedrungen. Es sind Abenteuer aller Art, die der kühne Verfasser zu bestehen hat. Unter schweren Kämpfen ist es ihm gelungen, mit einem Gefolge von dreißig Mann die Bergkette des Himalaja trotz Eis und Schnee zu übersteigen. In Tibet droht ihm und seinen Leuten der Hungertod, und seine verzweifelten Begleiter wollen ihn ermorden. Trotz alledem dringt er weiter vor, um die Geheimnisse des Priesterstaates zu enthüllen. Er berichtet über das Leben und Treiben des merkwürdigen Volkes und seiner habgierigen grausamen Beherrscher. Von Priestern und Soldaten überlistet fällt der Verfasser mit den letzten zwei Dienern in die Hände der Priester und muss die grausamsten Martergualen erdulden. Schließlich wird er auf einem Auge geblendet und soll enthauptet werden, und nur einem glücklichen Zufall dankt er es, dass er mit dem Leben davonkommt und die Heimat wiedersehen kann.

Das Werk ist mit nicht weniger als zweihundert Abbildungen nach Zeichnungen und Photographien des Verfassers ausgestattet und enthält außerdem acht künstlerische Chromotafeln nach Aquarellen Landors, sowie eine von ihm aufgenommene Karte.

that, als ob ich sie nicht verstände, und nach einer hitzigen Erörterung wurde mir gestattet, zu bleiben.

Augenscheinlich wurde von einem tibetanischen Medicinmann eine Operation vorgenommen, und die Spannung der um den Kranken versammelten Menge war groß. Der Doctor war emsig beschäftigt, Zünder herzustellen, die er sorgfältig in Seidenpapier einwickelte. In der Mitte durchgeschnitten, bildeten sie zwei Kegel, jeder mit einem zusammengedrehten Papierschopfe an der Spitze. Als er sechs oder acht fertig hatte, ließ er seinen Patienten oder vielmehr sein Opfer eine sitzende Stellung annehmen. Ich fragte, was dem Kranken fehle. Nach dem, was sie mir sagten, und nach einer auf eigene Hand angestellten Untersuchung war ich überzeugt, dass der Mann an Hexenschuss litt. Die Cur interessierte mich jedoch mehr als die Krankheit selbst, und als der Doctor sah, wie sehr mich seine Verrichtungen fesselten, forderte er mich auf, mich neben ihn zu setzen.

Zuerst rief der Mann nach Feuer; eine Frau reichte ihm von einem nahen Feuer einen lodernden Brand. Er schwang ihn in der Luft hin und her und sprach dabei Beschwörungsformeln. Danach wurde der Patient einer gründlichen Untersuchung unterworfen, bei der er jedesmal, wenn die langen knochigen Finger des Arztes seine Seiten berührten, ein durchdringendes Geheul ausstieß, worauf der Mann der Wissenschaft seine mit offenem Munde dasitzenden Zuschauer belehrte, dass der Schmerz dort säße. Jetzt setzte der Doctor eine ungeheuer große Brille auf, und nachdem er zuerst die Nabelgegend des Kranken mit der flachen Hand gerieben hatte, maß er mit dem gebogenen Daumen zwei Zoll jeder Seite und unterhalb des Nabels ab. Zur Bezeichnung dieser Abstände benutzte er das brennende Holzstück, das er an diesen Stellen auf das Fleisch drückte.

„Murr, murr!“ (Butter, Butter) war das, was er zunächst verlangte, und so wurde Butter gebracht. Er rieb ein bisschen davon auf jeden Brandfleck. Dann wurde auf jeden derselben ein Kegel gesetzt und so lange gedrückt, bis er mit der Spitze nach oben festsaß. Indem er zuerst die Kugeln eines Rosenkranzes schob, dann die Gebetsmaschine drehte und Gebete murmelte, arbeitete sich der Medicinmann in einen Zustand vollkommener Raserei hinein. Er starrte die Sonne am Himmel an, erhob seine Stimme von schwachem Geflüster zu einem donnernden Baryton, und seine ganze Zuhörerschaft schien von dieser Vorstellung so ergriffen, dass sie alle bebten und zitterten und in ihrem Schrecken beteten. Jetzt fasste er das brennende Holz wieder nervös mit einer Hand und brachte, indem er mit der ganzen Kraft seiner Lungen darauf blies, eine Flamme hervor. Die Aufregung der Menge wuchs aufs höchste; den Kopf zur Erde geneigt, betete jeder inbrünstig. Der Doctor schwenkte das brennende Holz drei- oder viermal in der Luft und führte die Flamme dann an die Papierzipfel der Kegel. Allem Anscheine nach hatte man zur Herstellung derselben Salpeter und Schwefel gemischt; sie brannten schnell und machten dabei ein Geräusch wie eine brennende Zündschnur.

Die Aufregung der Zuschauer war aber in diesem Moment nicht mit der Aufregung des Patienten zu vergleichen, der die Wirkung dieses primitiven Heilmittels zu fühlen begann. Das Feuer sprühte ihm auf die nackte Haut. Das Mittel wirkte! Schaum kam dem unglücklichen Manne aus dem Munde, seine Augen traten aus ihren Höhlen. Er klagte und stöhnte jämmerlich und machte verzweifelte Anstrengungen, die Bande zu lösen, die seine Hände auf dem Rücken festhielten. Zwei kräftige Männer sprangen vor und hielten ihn, während der Medicinmann und alle anwesenden Frauen, über die ausgestreckte Gestalt gebeugt, mit aller Macht auf die Reste der drei rauchenden Kegel bliesen, die sich tiefer in das Fleisch des unglücklichen Opfers einbrannten.

Der Schmerz, über den der Mann geklagt hatte, schien rund um die Hüften zu gehen; deshalb begann der sonderbare Arzt, nachdem er die Arme seines Patienten vom Rücken los- und vorn wieder festgebunden hatte, seine Messungen von neuem, diesmal vom Rückgrat ausgehend.

„Tschik, ni, sum!“ (eins, zwei, drei) rief er aus, während er die drei Stellen wie vorher bezeichnete, sie mit Butter beschmierte und die Kegel auf ihnen befestigte. Nun folgte eine Wiederholung der vorherigen Aufregung, Gebete, Todesqual und Verrenkungen. Aber der Patient war noch nicht gänzlich geheilt, und folglich wurden trotz meines Protestierens und Bittens noch weitere Kegel auf seinen beiden Seiten angezündet. Der arme Bursche hatte jetzt einen Kreis schwerer Brandwunden rings um den Körper.

Es ist wohl kaum nöthig zu sagen, dass, als die Operation nach zwei Stunden vorüber war, aus dem Kranken ein Sterbender geworden war.

In der Absicht, von diesem hervorragenden Arzte (er stand bei den Tibetanern in großem Ansehen) einige Winke über Heilkunde zu erhalten, sandte ich ihm ein kleines Geschenk und forderte ihn auf, mich zu besuchen. Er war sehr geschmeichelt und trug kein Verlangen, seine Methode geheimzuhalten, ja, er forderte mich sogar dringend auf, einige seiner unvergleichlichen Heilmittel zu versuchen.

Nach seiner Meinung sollte das Feuer die meisten Krankheiten heilen; was Feuer nicht heilen könnte, würde Wasser heilen. Trotzdem hatte er einige kleine Pakete mit verschieden gefärbten Pulvern, denen er außerordentliche Kräfte zuschrieb.

„Ich fürchte, dein Patient wird sterben“, bemerkte ich.

„Das mag sein“, war die Antwort, „aber daran wird der Patient schuld sein, nicht die Cur. Außerdem was kommt es darauf an, ob man heute oder morgen stirbt?“

Und mit diesem berufswidrigen Dictum verließ er mich. —

Bücher.

Deutsche Volkskunde. Von E. H. Meyer. VIII und 362 Seiten und eine Karte. (Straßburg. Trübner. 1898.)

Den Lesern des „Heimgartens“ sei dieses vorzügliche Buch bestens empfohlen. Jeder, der sich über das Wesen unseres Volkes, seine Art und Lebensführung und seine in Äußerlichkeiten sich kundgebenden Lebensanschauungen Rechenschaft geben oder Rathes erholen will, findet in demselben eine reiche Belehrung. Der Verfasser spricht in einzelnen Abschnitten über die Art der Ansiedlung und des Hausbaues bei den verschiedenen deutschen Stämmen, über deren Körperbeschaffenheit und Tracht, über ihre Sitten und Gebräuche, über Volkssprachen und Mundarten, über die Volksdichtung, über die Sage und das Märchen, kurz gesagt also über alles, was die Wissenschaft mit dem aus England stammenden Ausdrucke Folklore zusammenfasst. Der Verfasser sagt ganz richtig im Vorworte, dass es nicht nur die Germanisten fühlen, dass die deutsche Volkskunde zu ihrem Gedeihen noch viel tieferer und längerer besonnener Pflege und Leitung bedarf, als ihr bisher zutheil ward, sondern auch alle die Männer, die berufen sind, dem Volke zu rathen und zu helfen, ist doch unser „Volk“ im engeren Sinne am Ende des neunzehnten Jahrhundertes eine ganz andere Macht geworden, als es je zuvor war, so dass die Volkskunde nunmehr sowohl eine wissenschaftliche, wie eine sociale Aufgabe zu lösen hat. „Dies Buch ist ein Buch der Beispiele“, sagt er, „gleichsam ein in erzählende Form gegossener Fragebogen.

Es soll die vielfältigen Töne des Themas anschlagen, die Leitmotive hervortheben und bald hierhin, bald dorthin zeigend zur Mitbeobachtung und Mitforschung anregen und die Theilnahme der Leser den bereits bestehenden, wie den noch sich bildenden Organen und Vereinen für deutsche Volkskunde zuwenden. . . Unser Jahrhundert darf nicht schließen, ohne daß eine wirkliche eingehende Kenntnis des Volkes in den weitesten Kreisen wenigstens angebahnt wäre." — Auf Einzelheiten des Buches hier einzugehen, ist nicht gut möglich. Nur auf ein Capitel sei besonders verwiesen, nämlich auf jenes, das über das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache handelt. Dies sei vor allem jenen empfohlen, die angeblich im Namen der Schriftsprache für die Verdrängung der mundartlichen Dichtung kämpfen. In neuerer Zeit lassen sich nämlich Stimmen hie und da vernehmen, die vorgeben, Dichter, die sich der Mundart bedienen, schädigen die Einheit unserer Schriftsprache und damit die des Deutschthums. Diese Angst ist völlig unbegründet! Eine so rückläufige Bewegung, wie die gefürchtete wäre, nimmt die Geschichte einer Sprache nie. Die Auflösung des Mittelhochdeutschen im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte als abschreckendes Beispiel hiefür anzuführen, ist unlogisch, noch unlogischer aber dafür die Auflösung des Lateinischen in die romanischen Mundarten auszugeben. Denn das Mittelhochdeutsche war nur auf dem Wege, eine Schriftsprache zu werden und hätte dies Ziel vielleicht unter ausnahmsweise günstigen Zeitverhältnissen erreicht, eine wirkliche Schriftsprache war es nie. Und wie künstlich das Latein durch zwei Jahrhunderte auf der Höhe einer Schriftsprache gehalten wurde, zeigt ein Blick auf die philologischen Forschungen der letzten Jahre: es gleicht einer durch die höchste Sorgfalt zu einmaliger Blüte gebrachten Treibhauspflanze. Unsere Schriftsprache aber ist ein starker Baum, eine echte deutsche Eiche. Im geeinigten Deutschland fürchtet man sich vor der trennenden Kraft der Mundarten in der That so wenig, daß gerade aus nationalen Kreisen heraus der Vorschlag gemacht wurde, zur Commandosprache der deutschen Flotte das Niederdeutsche zu machen! Und die Mundarten hätten dem Deutschen Reich: gewiß weder Hochalemannien (die Schweiz), noch Niederfranken (Holland) entrissen, wenn die Reichsregierung ihre Pflichten erfüllt hätte. Aller Angstmeierei zum Trotze bleibt es beim Urtheile Klaus Groths: „Der vornehme Geist der gereinigten Buchsprache weicht auch unsern übermüthigsten Stürmern und Drängern nicht vom Gesicht, der Scherz flüchtet sich bei uns in die Mundart oder ist vielmehr wie die Natur, Laune, Beweglichkeit und Sinnlichkeit niemals daraus gelöst worden, er hat dort seine uralte Heimat. Es ist daher uns Deutschen eine Nothwendigkeit, schon aus diesem Grunde die mundartige Literatur zu cultivieren, **um** ein fröhliches Gegengewicht zu gewinnen. **Denn die Spracheinheit kann uns dadurch nicht mehr abhanden kommen.**

Dr. Ferdinand Khull.

Neue Stifter-Ausgaben. Die dreißig Jahre nach dem Tode des Dichters sind vorüber, seine Werke sind frei. Die Verleger haben sie umsonst, das Volk kriegt sie billig. Bei Max Hesse in Leipzig sind soeben zwei neue, von Rudolf Fürst redigierte und mit einer überaus bezeichnenden Biographie versehene Stifter-Ausgaben erschienen. Die eine, „Adalbert Stifters ausgewählte Werke" in sechs Bänden, enthalten die Biographie, die „Studien", die „Bunten Steine und die „Erzählungen". Die zweite Ausgabe bietet die „Studien", dann die „Bunten Steine und Erzählungen" gesondert. Die erste dieser Ausgaben enthält des Dichters Porträt und ein Gedicht in Facsimile von ihm, endlich das Bild des Stifter-Denkmals im Böhmerwald. Der billige Preis steht zur prächtigen Ausstattung kaum im Verhältnis. Der „Heimgarten" hat schon oft auf diesen einzigartigen Dichter hingewiesen und zahlreich sind die darüber eingelaufenen Briefe, in welchem Leser danken für den Genuß, nein, für das Glück, das ihnen durch Naheführung von Stifters Werken bereitet worden sei. Wer überhaupt Sinn hat für Natur und idyllische Stimmungen, der wird finden, daß Adalbert Stifters Schriften in der Weltliteratur ihresgleichen nicht haben, und den deutschen Leser besonders wird die unbeschreibliche Ruhe und Innigkeit, der milde Humor entzücken. Aber mit voller Seele versenken muß man sich können in diese lauteren Poesien, dann werden sie einem wunderbar zutheil. R.

Die Leute von der Lindenhütte. Niedersächsische Walddorfgeschichten von Heinrich Sohnrey. (Leipzig. Herausgeber Heinrich Meyer. 1899.)

Dieses Werk, welches mehrere Bände hat und nun schon in dritter Auflage durch die Welt geht, ist in Norddeutschland so fast ein berühmtes Buch geworden. Wir verweisen nur kurz darauf und denken, einer, der das ganze deutsche Volksthum in seinem Kasten haben will, kann Sohnreys „Leute von der Lindenhütte" durchaus nicht entbehren.

M.

Memoiren Napoleons I. Tagebuch von St. Helena. Die Verlagshandlung bietet hier in verkürzter Form dem deutschen Publicum das weltberühmte Tagebuch Napoleons von St. Helena, geführt von Las Cases. Be-

arbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Zwei Bände. (Leipzig. Schmidt & Günther. 1899.)

Das Werk bringt die intimen Gedanken eines Mannes, der Mit- und Nachwelt in Schrecken und Erstaunen versetzte, der seine Zeit wie mit ehernem Pfluge durchfurchte.

Es ist ein Journal, in welchem während eines achtzehnmonatlichen Aufenthaltes in St. Helena von Las Cases Tag für Tag verzeichnet ist, was Napoleon gesagt und gethan hat, vielfach auch nach Dictat Napoleons niedergeschrieben. V.

Das Reich muss uns doch bleiben. So nennt sich eine Sammlung von Vorträgen evangelischer Geistlicher zur Wahrung deutschprotestantischer Interessen im Kampfe mit Rom. Herausgegeben ist sie von Franz Blankmeister in Dresden und erschienen bei Fr. Richter in Leipzig. Bei der gegenwärtigen Bewegung in Österreich dürfte, um beide Theile zu hören, dieses Werk Zuspruch finden. M.

Deutsches Glaubensthum. Ein Gruß an die Ostmarkdeutschen von einem reichsdeutschen Pfarrer. (Leipzig. Karl Brauns. Kostenlos zu beziehen.)

Zur Orientierung in gegenwärtiger Bewegung sehr wichtig. Es braucht diese Schrift ja niemand zu lesen, in der Absicht, sich von ihr beeinflussen zu lassen. Jeder soll sie mit Ernst auf ihre Richtigkeit hin prüfen und dann entscheiden. M.

Der Liberalismus und die Parteien in Reich und Land. Ein Vortrag von Alfred Lunglmayr. (Gebr. Reichel in Augsburg. 1899.)

Dieses die Verhältnisse im Deutschen Reiche behandelnde Schriftchen würde auch österreichischen Politikern nicht schaden. M.

Die neue Serie der im Verlag von Otto Hendel in Halle a. S. erscheinenden **Bibliothek der Gesammtliteratur** bringt zunächst den zweiten und Schlussband von Carlyles „Die französische Revolution", ferner „Der Hochwald" und „Das Haidedorf" von Adalbert Stifter mit einer Einleitung von Dr. Karl Müller-Rastatt, und endlich die drei bekannten Schauspiele der Charlotte Birch-Pfeiffer: „Die Waise aus Lowood", „Die Grille" und „Dorf und Stadt". V.

Miserere Domine. Von W. Rudelli. (Bonn. Albert Falkenroth.)

„Eine Spielergeschichte!" Die Lebensgeschichte eines deutschen Officiers aus gräflichem Hause, der trotz treuester Warnung zweier Freunde, seiner Spielwuth Ehre, Eheglück und alle irdischen Güter opfert und sein Leben als Berliner Lumpensammler beschließen muss. V.

Büchereinlauf.

Der König der Juden. Roman von Emerich von Gatti. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1899.)

Der Hochwalt. Bergkrystall. Prigitta. Von Adalbert Stifter. Mit einer biographischen Einleitung von Rudolf Kleinecke. (Leipzig. Philipp Reclams Universalbibliothek.)

Märchen für kleine und große Leute. Von A. Sonnenfels. (Dresden und Leipzig. E. Pierson.)

Jo Prheeme! Gedichte und Erzählungen in Grulicher Mundart von Wilhelm Öhl. (Verlag Section Grulich des Mährisch-schlesischen Gebirgsvereins. 1898.)

Eine Schulreise und was sie ergeben hat. Erlebnisse und Betrachtungen von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1899.)

Eine pädagogische Studienreise nach Dänemark, Schweden und Norwegen. Pädagogische und unpädagogische Plauderei von Oskar Kobel. (Liegnitz. Karl Seyffarth.)

Ewig oder zeitlich. Eine philosophische Abhandlung von Fr. Benz. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1898.)

Das neue Evangelium, oder die Natur der Menschen. Drama der Zeit von E. H. Elias. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1898.)

Der Ausgleich mit Ungarn und die neue Taktik. Rede vom Reichsraths-Abgeordneten Dr. Otto Lecher. (Neutitschein. Rainer Hosch. 1899.

Die Waffen nieder! Monatsschrift zur Förderung der Friedensbewegung. Herausgegeben von Bertha von Suttner. Achter Jahrgang. (Dresden. E. Pierson.) Actuellste Zeitschrift der Gegenwart! Tritt ein für: Abrüstung! Schiedsgericht! Völkerversöhnung! Völkerrecht!

Der Böhmerwald. Monatsschrift für den Böhmerwald und die angrenzenden Gebiete. Geleitet von Joh. Peter.

Jugend-Brunnen. Monatsschrift für die deutsche Jugend. Geleitet von Richard Eichelburg & Hans von der Schwarzau (Wien und St. Pölten. Fr. Sommer.)

Der Handlungsgehilfe und sein Recht. Ein Rathgeber in allen aus dem Arbeits-

verhältnis entspringenden Rechtsfragen. Von Sigmund Kaff. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Deutscher National-Kalender für 1899. Nebst landwirtschaftlichem Anhang. Herausgegeben vom Bunde der Deutschen in Böhmen. (Prag.)

Altkatholischer Volks-Kalender für 1899. Neunter Jahrgang. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer.)

Postkarten des „Heimgarten".

B. B., Berlin: Nein, mit dem nächsten Jahre beginnt das neue Jahrhundert noch nicht, selbst in Berlin nicht, wo sie uns doch sonst voraus sind. Jetzt haben wir Eintausend achthundert neunundneunzig, hernach kommt Eintausend achthundert zehnundneunzig — dann erst sind wir fertig.

E. G., Toulouse: Von Ihrem Standpunkte aus haben Sie recht. Auch wir sind mit vielem, was in Bismarcks Natur lag, nicht einverstanden. Betrachten Sie aber einmal Deutschland, wie es vor Bismarck war und wie es nach ihm ist, und Sie dürften die Verehrung der Deutschen für diesen Mann doch einigermaßen begreifen!

* Unbeabsichtigt, aber gut hat der Gemeindevorstand von Abelsberg die grassierende Jubiläumssucht ironisiert. Sein Nachbar, der Dorfwirt, hatte eines Tages ganz nebenbei geäußert, daß er schon fünzig Jahre lang Tabak schnupfe. Das griff der rege Gemeindevorstand sofort auf und veranstaltete ein fünfzigjähriges Jubiläum zu Ehren des Schnupfers. Ein großes Preisschnupfen mit Musik und Pöllerknall wurde abgehalten, bei dem die Dorfinsassen ihre Häuser beflaggen und ihre Fenster illuminieren mußten. Als Ehrengabe erhielt der Jubilar aus dem Dorfsäckel eine goldene Dose. Der Gemeindevorstand ist noch heute der Meinung, mit seinem Schnupferjubiläum ein wackeres Werk vollführt zu haben, die Gemeinde aber ist seither etwas verschnupft.

Dr. W. M., Schandau: Die Ehre ist dem Gesellschaftsmenschen unentbehrlich, obschon es weit höhere Ideale gibt. Nicht der Ehre willen muß man anständig und tüchtig sein, sondern unbedingt.

G. M., Graz:

Jede Lerch' sind't an Stan,
Wo sie ausrasten kann,
Nur der Mensch, der arm' Narr,
Find't erst Rast auf der Bahr.

W. J., Leoben: Nau freilih.

Wan mar aus unserer Muatasproch die undeutschen Formen und die Fremdwörter ausrottn wölln, so müassn ma dafür an Ersatz hobn. Und den hobn ma. Die deutschi Sproch is reicher und körniger und herzlicher wiar olli wällisch'n Sprochn mitanond. Mit viel Wortn weni sogn, däs is wällisch, mit wenig Wortn viel sogn, däs is deutsch. Und die deutschen Volksmundartn! Dos sein hundert Brunnen, de unser hochdeutschi Sproch immer frisch und bildsam erholtn. In der deutschn Bauernschoft is so viel Tüchtigkeit und Lebensfreud und Humor, und drum passn die Bauernmundartn grod für frischi, lustigi Sochn sa guat.

P. C., Donawitz: Ist Ihnen die österreichische Regierung, der böhmische und der polnische Hochadel denn noch nicht socialdemokratisch genug? Diese hohen Herren wollen doch die historischen Vorrechte (der Deutschen) abschaffen und die Gleichheit (bei den Völkern) einführen. Was wünschen Sie denn noch?

K. G., Graz: Warum schreibst Du: P. K. R.? So heißt ja niemand mehr.

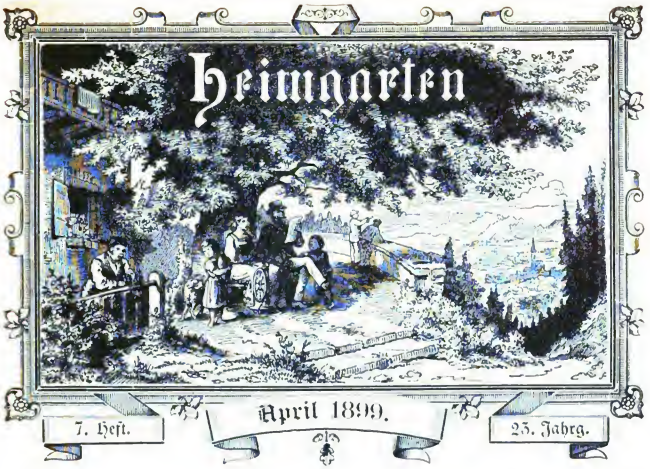
Anonymus „Kobold", Graz: Ihr Epigramm, das auf meine kaiserliche Auszeichnung zielt, ist gar nicht schlecht und drucke ich es mit Vergnügen ab:

„Christus trug das große Kreuz.
Du trägst nur das kleine;
Doch wie er, so unverdient
Trägst auch du das deine!"

B. K., Berlin: Die in dem Ihnen bekannten Unmuth verfaiste zweite Notiz auf unserer Seite 400 war ihrer Allgemeinheit wegen zu scharf gehalten. Zwischen einem leichtfertigen Recensenten und einem gewissenhaften Kritiker obwaltet ein großer Unterschied.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.



(Als Manuscript gedruckt. — Alle Rechte vorbehalten.)

König Laurin und der Erzberg.

Melodrama in drei Acten von **Hans Grasberger.**

Personen:

König Laurin,
Seine Zwerge,
Deutsche Pfahlbauern, darunter:
Gelimer,
Melchtild, dessen Tochter,
Sigimar,
Diethalm, dessen Sohn,
Gerlinde und a. m.,
Ägyptier,
Frohnvogt,
Silenenpatron,
Römer:
Crispus, Senator,
Calpurnia, dessen Gattin,
Minutius, Freigelassener,
Singende Knaben und Mädchen,
Ein Flötenbläser,
Wieland, der Schmied,
Jung Siegfried.

Schauplatz: See und Wald am Erzberg; ägyptische Landschaft; römische Villa am See bei Vollmond; Felsenschmiede auf einer Waldblöße.
Zeit imaginaire, Traumweben.

I. Act.

1. Auftritt. Bergzwerge.

(Im Mittelgrund eine schmale Seebucht. Dahinter eine vom Frühlicht angeglühte Felswand. Vorn Waldgrund mit der heiligen Eiche. Fern können Pfahlbauten sichtbar sein. In halber Höhe öffnet sich die Felswand, und heraus treten hinter einander hervor Bergzwerge mit allerlei funkelndem Gestein in Kufen, Kübeln und Tragen auf den Schultern. Sie ziehen eine horizontale Felsnaht entlang und singen mit Kinderstimmen.)

Zwerge: Wir frohnenden Gnomen,
Mit Listen begabt,
Wir finden und brechen
Viel leuchtend Gestein
Im Dunkel der Berge.

Wie reigen zu Zeiten
Im goldenen Licht,
Das Auge zu schärfen
Für alles, was glitzt
Im Dunkel der Berge.

Was immer wir schürfen,
Es drängt an den Glanz;
Nicht soll es erblinden,
Soll hehlen sich nicht
Im Dunkel der Berge.

2. Auftritt. Vorige. Laurin.

(Mittlerweile ist König Laurin gemsenleicht die Felswand herabgetrippelt, hat den Seerand umwandelt, pflanzt sich herrscherwichtig dem Gebirg gegenüber auf und spricht, den Seinen halb zugewendet:)

Laurin: Um Sonnenwende halt' ich jährlich Heerschau;
Mich selbst auch manchmal auszulüften, noth thut's;
Auch prüft sich nur an reinem Sonnenfeuer
Ob echt, was tiefem Felsgeklüft entrafft wir.
O, dass die plumpen Menschenriesen wüssten,
Was alles sie mit Füßen treten achtlos
Und was an Glück und Glanz die Schroffen bergen!
Wohl Wandel schufen sie zu Schutz und Trutz sich,
Und Witz gesellte sich zur Augenweide,
Und an der rauhen Hand ein köstlich Werkzeug
Besäßen sie — sie könnten von uns lernen.
Doch, ziemt den Menschenkindern solche Kurzweil?
Ihr Tag ist bald dahin, und ob zum Heile
Der Berge reicher Segen ihnen, fragt sich.
Das wissen, die dort oben walten, besser
Die Lichten, als wer Herrscher in der Nachtwelt.
(Zu den Zwergen empor rufend:)
Ihr, tummelt euch! Schon weckt der helle Morgen
All das Geziefer, das uns grimmig fortscheucht.
(Die Zwerge wiederholen wie zum Trotze:)
Was immer wir schürfen,
Es drängt an den Glanz;

Nicht soll es erblinden,
Soll hehlen sich nicht
Im Dunkel der Berge.

Laurin: Was, Pack? Ich will dir hurt'ge Füße machen!

3. Auftritt. Vorige. Pfahlbauern.

In das Gezänk der Zwerge tönt aus der Tiefe des Waldes ein leiser, dumpfer Chor von Pfahlbauern, die geschart zur heiligen Eiche heranziehen, mit einem hochragenden Brautpaare in der Mitte.)

Erster Theil: Wandern wir zur Wotanseiche,
Frohe Scharen fast ihr Schatten,
Unsr'er Sippe Stolz und Schöne,
Melchtild!

Zweiter Theil: Unsr'es Stammes starker Junge
Zähmt den Stier und zwingt den Eber,
Schießt und spießt im Flug den Vogel,
Diethalm!

Beide Theile: Heil'ge diesen Bund der Hammer!
Was ihm fromme, spende Freyja,
Mehl und Linnen mehre Berchta.

Wechselnd: Heilô dem Bräutigam!
Heilô der Braut!

Gelimer, Melchtilds Vater: Gemach! Was krabbelt an der Felswand? Was geht dort vor?

Sigimar, Diethalms Vater: Und horcht, was quietschen die kleinen Lastträger?

Die Zwerge: O lass uns, Gebieter,
Noch trinken das Licht!
Umfängt uns aufs neue
Nicht zeitlich genug noch
Das Dunkel der Berge?

Laurin: Ihr meutert? Ha, das soll euch eingetränkt sein!

Mehrere vom Brautzug: Ei, seht den putzigen Zwerg im Gras!

Andere: Den wollen wir fahen und binden.

Diethalm: Auf, Buben, dahin, dorthin! Lauft ihm die Flucht ab. Übers Wasser kann er nicht.

Gelimer: Thut ihm nichts zuleide. Mit seinem schönsten Sprüchlein soll er sich lösen.

Laurin (gefangen und gebunden; von allen neugierig begafft, während die Zwerge droben mit einem kindischen Wehschrei in die Felsklause enteilen):

So glückt's euch, Männer, mich zu haschen.
Und billig drein ergeb' ich mich;
Da kreuzweis ihr mich habt geschlossen,

Versuch' ich Flucht und Wandlung nicht.
Ihr sollt nicht König Laurin spotten,
Sofern ihr Lösung heischt. Den Berg
Verpfänd ich euch; ihr seht ihn ragen
In selt'ner Mächtigkeit, und was
Er birgt, sind auserles'ne Schätze.
Mein heimlich Reich ist er, mein Hort
Der unerschöpflich. Wählt mit klugem
Bedacht von dreien Dingen eins,
An Wert so ungleich als an Weile,
Für zehn der Jahre rothes Gold,
Für hundert Jahre weißes Silber,
Und mächtig Eisen — langen soll's
Für Zeit und Ewigkeit: was besser
Euch vorkommt, nehmt als Lösung hin.

Sigimar: Du siehst uns staunen, königlicher Zwerg! Wir kennen Art und Tugend nicht der Sachen, die du nennst. Und nie auch hörten wir die Väter sagen vom rothen Gold, vom Silberblink und von des Eisens Macht.

Laurin: Ihr seid noch Kinder — alt wie Zwerge!
Doch, Männer, habt ihr Lust und Muth .....

Diethalm: Was, Muth, wie meint ihr das? Gilt's den Aar
Zu fällen? Gilt's der Hele die Thore einzurennen?

Laurin: Ich meine Muth, an euch zu proben
Des rothen Goldes Herrschbegier,
Die Macht des Silbers und, wie sieghaft
Das Eisen walten kann und soll.

Ein Junger: So führ' uns in den Berg! Und
Wenn die Dinge Hand und Fuß haben, so
Wollen wir herzhaft raufen mit ihnen.

Laurin (lächelnd): Noch ficht, was euch bedrängt, euch nur
Von außen an. Gebt frei die Rechte
Zu Wink und Wunder mir; ich bleib'
Auch so noch ganz in eurer Haft.

(Mit der frei gewordenen Rechten beschwört Laurin bedeutsam den Süden, und alsogleich tagt es noch einmal so hell und golden.)

4. Auftritt. Vorige, bis auf die Zwerge. Sclavenjäger.

(Von allen Seiten drängen zwischen den Bäumen auf das Brautgefolge südliche Krieger oder Sclavenjäger ein, mit goldenen Speeren, Pfeilen und Geißeln drohend, goldene Ketten mit sich führend. Wie traumbefangen, wie verzaubert, widerstandslos lassen sich die Pfahlbauern von den Fremden fangen und fesseln. Der Überfall vollzieht sich unter dem heiseren Gesang:)

Hei, nordische Bären,
Ein köstlicher Fang!
Sie tanzen zu lehren

Und Ehr' auf zu heben
Im goldenen Theben,
Ist uns nicht bang. —
(Ab mit den Gefangenen.)
(Verwandlung.)

Altägyptische Landschaft. Im Hintergrunde Theben. Vor der Stadt eine Opferstätte mit dem aufgerichteten goldenen Kalb. Links davon zieht sich die Sclavenmarkthalle herab. Dieser Halle gegenüber ein Schöpfwerk. In weiter Ferne ein Pyramidenbau. Näher eine Zuckerpflanzung, eine Ziegelei, schimmernde Canäle. Sclavenarbeit allenthalben.

5. Auftritt. Die Geldprotzen.

(Börsianergestalten in goldstrotzender Kleidung neigen sich feierlich ums goldene Kalb und singen:)

Gib uns Kraft der Lenden,
Gib uns Gold und Geld,
Mit der Macht in Händen
Knechten wir die Welt.

Aufgedrückt dem Sclaven
Ist der Feigheit Mal,
Dass wir ruhig schlafen,
Leben uns'rer Wahl.

Aus des Armen Blöße
Ziehen wir Gewinn,
Und an uns'rer Größe
Baut sein nied'rer Sinn.

Die, die blind zur Stunde,
Sind's von je gewohnt —
Treue ziemt dem Hunde
Dem ein Fußtritt lohnt.

(Ehe die Herren ihre Sänften oder Thiere besteigen, mustern sie den benachbarten Sclavenmarkt, der in der vordersten Reihe die Pfahlbauern aufweist. Drüben am Schöpfwerk arbeitet Diethalm, der unruhige Blicke herüber wirft.)

Ägypter (zu Gelimer): Weis' mir die Zähne, Alter! Ei ei, noch Fleisch an den Knochen. Noch straff die Sehnen (er befühlt sie). Wie viele Jahre hast du? Was, bald siebzig? Gleichwohl gefällst du mir: ich merke mir deine Nummer: vielleicht schick' ich meinen Schaffner her.

Zweiter Ägypter (zu seinem Nachbar vor einem Mädchen aus dem Brautgefolge): Was, ist das nicht ein weißes Fleischchen? Wie ein eben abgebrühtes Ferkel! Und ich liebe die runden drallen Formen. Die dort, die Hopfenstange möcht' ich kaum geschenkt. Da lob' ich mir diesen saftigen Bissen! Überbiet' mich nicht, Gevatter!

Der Vogt (zu Diethalm): Was spähst du hinüber nach dem Markte? Die dort gehen dich nichts mehr an. Sei froh, dass du schon einen Herrn

hast, noch dazu einen Schreiber des Königs, der die schönsten Canäle besitzt. Schaff, Bursch, schaff für zehn, schaff wie ein Roſs, ich weiß, was ich dir zutrauen kann! Oder willst du's um die Ohren pfeifen hören?

Dritter Ägypter (zum Patron hinter Melchtilden): Entkleide mir die Schlanke!

Patron: Nein, Herr, so feine Ware gibt man nicht müßigen Blicken preis.

Dritter: So hoch aus willst du mit ihr? Man darf deinen Schatz wohl gar kaum begucken oder betupfen?

Vogt (zu Diethalm): Hurtig, weißer Bursch, Mondkalb! Die Hohe drüben ist wohl die deine? Ergib dich drein: Die wird noch durch viele, viele Hände gehen.

Diethalm: Schweig, Lästerer!

Vogt: Mir das, Mensch? Ich will dir den Rücken blutig malen.

(Diethalm schlägt den Vogt mit gewaltiger Faust zu Boden, entreißt ihm die Peitsche und stürzt mit derselben unter die feilschenden Ägypter vor der Sclavenhalle.)

Heilô Diethalm! (rufen ihm erfreut und ermuthigt die Seinen zu. Niemand wirft sich dem Wüthenden entgegen; keine Sclavenhand rührt sich für die Herren. Die ganze Gegend ist schreckgelähmt. Die Hand- und Fußschellen der Gefangenen sind bald gesprengt, und fort stürmt Diethalm mit den Seinen aus dem Goldland.)

(Der Vorhang fällt.)

II. Act.

Römische Villa an einem See; im Norden Berge. Abend. Vollmond. Weit offene Säulenhalle, in deren vertiefter Mitte ein Brunnen silbern aufblitzt. Im Hintergrunde eine silberne Venusstatue. Davor der Räucheraltar, mit Rosen und Myrten umflochten.

1. Auftritt. Venusfeier.

(Calpurnia, zur Hausandacht priesterlich weiß angethan, tritt zum Altar. Vier Mädchen, myrtenbekränzt, folgen ihr; sie stellen sich seitwärts vom Altar auf, der zwischen der Priesterin und dem Flötenbläser (antike Flöte). Vier halbwüchsige Burschе kommen von der anderen Seite und stellen sich entsprechend den Mädchen hüben auf. Die Knaben sind rosenbekränzt.)

(Die Mädchen singen, von der Flöte begleitet:)

Venus du milde, hehre,
Romas Geschlecht ist deines;
Dein von des Ida Schatten,
Dein von den Mauern Trojas,
Dein von Äneas her und
Vater Anchises, den du
Liebend umfangen, Göttin!

(Wechselgesang der Knaben:)

Öffnend den Schoß der Jungfrau:
Lösend des Winters Bande,
Spendest du Lieb' und Leben;
Blüten, so hell sie leuchten,
Ob sie die Luft auch würzen,
Kostbare Früchte werden
Heißt dein Gebot sie, Göttin!

(Während die getrennten Stimmen zum Vollgesang sich vereinen und Knaben wie Mädchen die Arme betend erheben, entnimmt Calpurnia einem silbernen Kästchen, das ihr das nächste Mädchen reicht, den Weihrauch, den sie in die Flammen des Altars streut.)

(Vollgesang:)

Siehe des Opfers Düften
Einen sich unseren Bitten:
Süßesten Triebes Regung
Pflanz' in die zarten Herzen,
Lass uns zur Lust erstarken,
Altern in deinem Dienste,
Mutter Priaps, des rothen!

(Calpurnia tritt vom Altar gegen den Brunnen vor. Hinter ihr die Knaben und Mädchen gepaart, Knaben mit dem Flötenbläser rechts ab; links ab die Priesterin mit den Mädchen.)

2. Auftritt. Calpurnia und Melchtild.

(Sclaven tragen Holz in die Küche, schöpfen Wasser und thuen anderes. Calpurnia kommt, nun hausmütterlich gekleidet, aus ihrem Gemach und lässt sich zwischen den Säulen auf einen Faltstuhl nieder. Melchtild folgt ihr und kauert sich ihr zu Füßen auf den Mosaikboden. Mondschein fällt auf die Gruppe.)

Calpurnia: Wie kommst du zu deinem Goldhaar? Ich stelle mir eure Sonne kaum feuriger vor, als bei uns jetzt der Vollmond herabgrüßt. Dein Gelock könnte mich zu zehnerlei verschiedenen Frisuren verführen.

Melchtild: Ich hielte ruhig wie ein Haubenstock, und der könnte dabei viel Ehr' aufheben.

Calpurnia: Schmeichlerin, je länger ich dich um mich habe, desto seltsamer bedünkt mich, wie ihr hieher verschlagen worden. Wie erzähltest du doch?

Melchtild: Mir geht es selbst nicht recht zusammen, Herrin! Alles ist mir wie ein Traum, von dem nur da und dort ein Endchen sich aufdeckt. Gewiss ist, dass uns der mächtige Zwerg verwunschen. Drauf ist uns das Nachtwandeln angekommen, weit weg, ich könnt' nicht sagen, wohin überall. Aber vor einer großen Stadt hat man uns feilgeboten wie das liebe Vieh. Alles ist da anders gewesen: kleine Berge, dürrer Boden, harte Arbeit und so viel Hitze, dass die Leute fast nackt giengen. Der eine und andere garstige Alte ist an uns herangekommen, und was sie sich erlauben wollten, ist nicht zu sagen. Aber Diethalm ist mit einer Geißel dazwischen gefahren und hat uns von dort weggebracht.

Calpurnia: Und wo ist Diethalm jetzt?

Melchtild: Er schafft im Nachbarhof drüben.

Calpurnia: Du bist ihm wohl gut?

Melchtild: Ja, Herrin, ich bin Diethalms! Und ja, was ich noch sagen wollte: Drauf ist uns gewesen, als führen wir auf einem Schiff über ein großes Wasser; es war eher lustig, als langweilig, und Hunger oder Durst hat uns nicht geplagt.

3. Auftritt. Minutius zu Vorigen.

Der freigelassene Minutius: Eben, Herrin, betritt der Herr Senator, aus Rom zurückkehrend, das Haus.

Calpurnia (sich erhebend): Bleib, Melchtildis!

(Sie bewillkommt ihren Gatten am Eingang der Halle und enteilt dann in Küche und Kammer, Mahl und Lager zu rüsten.)

4. Auftritt. Senator und Minutius.

Senator Crispus (zu Minutius): Ich stoße auf einige Blafsgesichter, woher mit ihnen?

Minutius: Fahrendes, räthselhaftes Volk, Herr, im nahen Wald aufgelesen, eingebracht und auf die Nachbarschaft vertheilt.

Crispus: Brauchbar?

Minutius: Willig, aber noch wenig geschickt.

Crispus: Also vermuthlich nicht zu theuer bezahlt?

Minutius: Herr, wie eine verlaufene Schafherde nach einem schützenden Pferch sich sehnt, so fielen sie uns in die Hände und folgten ohne Widerstand.

Crispus: Das kann Händel geben, wenn die Eigenthümer sich melden.

Minutius: Vergeblich forscht' ich nach solchen. Das Völklein ist wie vom Mond gefallen.

Crispus: Ist mein Gepäck hereingebracht?

Minutius: Ich will nachsehen, Herr. (Ab.)

(Der Senator folgt dem Schimmer des Goldhaares und hält vor Melchtilde.)

5. Auftritt. Senator und Melchtild.

Crispus: Wer bist du, und was machst du da?

Melchtild: Ich hüte die Schwelle der Herrin.

Crispus (sichtlich überrascht und galant): Du könntest mir die Schwelle fast trauter machen, als das Gemach dahinter. Steh auf, dafs ich sehe, wie du gewachsen bist.

Melchtild: Die Herrin hieß mich so bleiben.

Crispus: Jetzt spricht der Herr mit dir; es verlohnt sich, sich mit ihm auf einen guten Fuß zu stellen, dächt' ich.

Melchtild: Wer Gast im Hause, bleibt besser bescheiden.

Crispus: Also du willst nicht, dafs ich den Herrn hervorkehre; was hast du an dem Freund, an dem Beschützer auszusetzen?

Melchtild: Hab' ich zu Euch meine Zuflucht genommen?

Crispus: Du gefällst mir aber, und ich schenke dir mein Wohlgefallen.

Melchtild: Ich bin schon eines andern, und Ihr habt Eure Frau.

Crispus: Du zierst dich nicht übel und verstehst dich auf den Vortheil.

Melchtild: Mögt Ihr's so nennen, aber wie's steht, könnt Ihr's doch nicht anders machen.

Crispus: Wie heißt du, Wilde?

Melchtild: Melchtild, Gilimers Hauskind.

Crispus: Blick' einmal auf, Melchtildis und urtheile, ob einer so aussieht, der daran zweifelt, dich kirre zu machen.

Melchtild (sich zornig erhebend): Ja, und seht euch dafür Diethalms Braut an!

Crispus: Ich soll dir wohl anders kommen, süß, schmeichelnd und mit Geschenken?

Melchtild: Pfui, Mann! Und ich hab' euch nicht gerufen.

Crispus: Ich kann dich aber zwingen, rothe Hexe!

Melchtild: Und ich euch verachten.

Crispus: Du sollst mich noch kennen lernen!

Melchtild: Ich fürchte mich nicht.

(Der Senator ab.)

(Während des leidenschaftlicheren Theiles des Gespräches ist Calpurnia im Hintergrunde des Ganges langsam vorüber gekommen.)

Melchtild (hat sich wieder vor die Schwelle gesetzt. Sigimar, im Schatten sich nähernd, spricht sie von rückwärts an).

6. Auftritt. Sigimar und Melchtild.

Sigimar: Melchtild, es ist nicht gut sein unter diesem Volke.

Melchtild: So denk' ich auch, Vater.

Sigimar: Das wird wohl die silberne Welt sein, die uns der Zwerg zu proben gibt.

Melchtild: Wären wir doch schon wieder bei ihm!

Sigimar: Weißt, Melchtild, dort wollte man uns knechten wie das liebe Vieh, aber hier will man uns das Herz verdrehen und entwenden.

Melchtild: Ja, wie ihr sagt Vater! Ich hätt' es so nicht herausbringen können.

Sigimar: Lafs das! Nicht immer ist ein Vater auch ein guter Kopf. Aber was ich sagen wollt': grad bin ich dazu gekommen, wie der Schaffner unsere Gerlind in einen Winkel locken oder schleppen wollte. Natürlich wurde nichts aus der Sache, und nun ist das Männlein Gift und Galle und will mich in die Marterkammer thun. Unsere anderen Dirnen sind auch nicht besser dran, jede hat ihre Anfechtung auszustehen. Die jungen Herren haben keine Zucht; der schmeichelt, der droht' und mit gleißenden Geschenken versuchen's alle; denn reich sind die Leute hier herum. Und glaubst du etwa, dafs man unseren Buben nicht nachstellt? Die Weiber sind mehrentheils ganz schlecht, die jungen, wie die alten. Ich weiß es für gewifs, dafs die Herrin im Oberen Hof auf deinen Diethalm ihr Auge geworfen hat.

Melchtild: Um den Diethalm thu ich mich nicht ängsten.

Sigimar: Hast recht auch. Aber weißt, je eher wir von hier wegkommen, desto besser. Ich denke mir, unser Zwerg ist unser heimlicher Wegweiser, und vielleicht haben wir nicht mehr weit heim.

7. Auftritt. Vorige. Diethalm.

Diethalm: Ich sah den Vater bei dir, Melchtild, also weißt du schon, wie's steht. Richte dich zusammen, wir brechen auf.

Melchtild: Es thut mir völlig leid, meine arme Herrin zu verlassen. Kommt ihr Mann nachhause und hat kaum ein paar Worte für sie. Vor mich aber stellt er sich hin, um mir schön zu thun. Ich hab' aber aufbegehrt.

Diethalm: Erzähl' unterwegs. Ich habe noch nie so leichte Füße gehabt. Der Mond meint es gut mit uns. Die Thore stehen offen, denn die Nachbarn sind um den neu angekommenen Herrn versammelt. Wir können thun, als wären wir aus dem einen in den anderen Hof geschickt und zögen botenweis'. Im nahen Wald treffen wir zusammen. Alles ist verabredet. Es ist, als rief' uns der Zwerg heim.

8. Auftritt. Vorige. Calpurnia.

Calpurnia (aus dem Gemache kommend und scharfe Umschau haltend): Melchtild, du hast Gesellschaft?

Melchtild: Das, Herrin, ist der Diethalm.

Calpurnia: Freut mich! Also euer Führer und Retter — desto besser! Melchtild, ich kann nicht verhehlen, dass dein schönes Goldhaar anfängt zu zünden und Unheil zu stiften.

Melchtild: Ich knot' es auf und bin eben daran, euch, Herrin, um Urlaub zu bitten.

Calpurnia: Du willst allein fort, liebes Kind? Oder doch nur mit Bräutigam und Schwiegervater?

Diethalm: Nicht doch, Herrin! Es ist eine abgemachte Sache: wir alle, die wir hier fremd sind, ziehen heimwärts.

Calpurnia: Zu diesem Auszuge eben wollt ich euch rathen. Eben deshalb hab ich mich aus der Gesellschaft gestohlen. Die Gelegenheit ist günstig; um meinen Mann sind die Nachbarn versammelt, er kommt aus Rom, bringt also politischen Stoff die Fülle mit, und wenn die Männer einmal politisieren, sind sie für alles andere taub und blind. Und wenn man euch mit blinkenden Messern nachsetzt, ei, ihr habt ja kräftige Arme und der Wald liefert Rünkel. Dich aber, liebes Kind, und dein Goldhaar lass ich ungern. Wärst du eitel, ich tauschte mit Vergnügen Spiegel und Schmuck um dieses dein Goldhaar. Es sollte mir das liebste Andenken sein.

Melchtild: Herrin, geschoren gehen bei uns nur die hörigen Mägde.

Capurnia: Du hast recht und fühlst dich als Freigeborene. (Für sich:) Und besser auch, der verführerische Goldschimmer schwindet ganz aus meinem Hause. (Laut:) Also leb' wohl, schönes Kind! lebt wohl, räthselhafte Fremdlinge!

(Getrennter Abgang.)

9. Auftritt. Minutius.

Minutius: Das fremde Gesindel entweicht. Koppelt die Hunde los! Ruft die Hausmeier zusammen! Auf, nach! Bringt sie ein, todt oder lebendig! (Ab.)

10. Auftritt. Der Senator.

(Der Senator berauscht aus dem Zechgemach torkelnd:) Wo ist die rothe Hexe? Du bist schön, und ich der Senator! Mag meine Alte sauere Gesichter schneiden — sie, sie muss durch die Finger sehen, ja, Melchtildis, wo steckst du?

(Fällt an der Schwelle Capurnias zu Boden und wird von Sclaven aufgehoben und in sein Gemach gebracht.)

(Der Vorhang fällt.)

III. Act.

(Waldblöße. Wielands Schmiede, mehr berußte Felsenhöhle als Vorbau. Man sieht Feuer vorblinken, man hört Hammerschläge; eine alte und eine junge Stimme begleitet den Takt mit den singenden Worten:)

Das zur Lehr',
Das zur Ehr',
Das zur Wehr,
Und das auf Begehr!

1. Auftritt. Siegfried.

(Siegfried geht über die Bühne, Wasser zu schöpfen mit einem Kruge, und singt:)

Ein Hort, der schimmert helle
Aus tiefem Waldesgrund;
Der Drache liegt zur Stelle
Und wacht mit off'nem Schlund.

O Drache, du musst lassen
Dein Blut so roth und warm,
Denn schon erstarkt, zu fassen
Das scharfe Schwert, mein Arm!

Ich will dich nicht beschleichen,
Es gilt ein Kämpfen gut;
Ergib dich! Meinen Streichen
Erliegt dein grimmer Muth.

2. Auftritt. Wieland.

(Wieland, der etwas hinkt, tritt vor die Werkstatt, hält Umschau und singt declamando:)

Ich schmiede Schwerter
Vorschauenden Sinns,
Wer wird sie schwingen,
Die Männergesellin,
Die schneidige Wehr
Zu tüchtiger That in Treuen?
Des Feigen Schreck,
Ist Zier sie des freien,
Ist Pflug der Zeit,
Ist der Herrschaft Scepter
Und zimmert die Welt.
Das Schwert in der Rechten,
Das gibt die Richte,
Scheidend, was schlecht,
Wahrend, was echt,
Stählend, was schwach,
Wirkend Sieg und Wunder.
Was morsch, vermag
Sich aufzurichten
Am Altersstab nur, dem Schwerte,
Der Wünschelruthe
Der wagenden Jugend.
Ob Gold und Glanz,
Ob gleißenden Schnickschnack
Waltet das Schwert
Gerecht und streng.

3. Auftritt. Vorige. Die Pfahlbauern.

(Die Pfahlbauern rücken eilends auf den Platz. Die Männer tragen Knüttel. Voran Diethalm.)

Wieland: Wer seid ihr, wanderndes Volk?

Diethalm: Verfolgte, die die Heimat suchen.

Wieland: Frei die Stirn, im Auge weder Scheu noch Tücke: ich trau' euch. Doch legt die Prügel ab; eine rohe, ärmliche Masse das! Wieland der Schmied gibt euch bessere, männerwürdige Wehr. (In die Schmiede rufend:) Holla, Siegfried, bring Schwerter!

4. Auftritt. Vorige. Siegfried.

(Siegfried bringt einen Arm voll Schwerter.)

Wieland: Mein Junge das! Er führt schon wuchtige Hammerschläge und meistert den Blasebalg besser als mein Hinkebein. Nehmt, Wanderer, nach Lust und Kraft!

Diethalm (ein Schwert fassend und schwingend): Wie das in der Hand sitzt! Wie kräftig es ausfällt! Und geschwungen schwirrt es, wie uns frische Morgenluft bestreicht. Und das ist nicht Gold-, nicht Silberglanz — viel freier und grimmiger ist sein Leuchten. Kunstreicher Alter, wie nennst du deine Wehr, und welchen Wesens ist sie?

Wieland: Du wiegst ein gutes Schwert und ei, ihr beide seid wie für einander geschaffen! Und kennt ihr das Eisen noch nicht? Das Schwert ist gehärtetes, geschliffenes Eisen.

(Alle erstaunt:) Eisen! (Auch die Frauen begucken, befühlen es.)

Wieland: Ja, Eisen, wackere Leute! Eisen, wenn's noth thut zum Schädel spalten; Eisen, das nach Blut dürstet und Männer frisst wie eine Flamme, aber auch Völker rettet und ihnen ihr Erbe sichert. Eisen, so schmeidig, dass du es wie einen Gurt um den Leib biegen kannst, Eisen so spitz, dass es als Bolzen den Adler aus den Lüften holt, Eisen so scharf, dass du damit ein Haar auseinander schneidest und Eisen hinwieder so zahm und friedlich, dass es als Pflug die Erde ritzt, damit der Same Wurzel fasse in der Tiefe!

Sigimar: Meister, du redest weise von deinem Werke und denkest es stolz.

Gelimer: Und wer es sieht und probt, den wandelt Mannheit und Muth an.

Andere: Mit dem Ding da in der Hand ist uns, als hätten wir eben erst uns selbst gefunden.

Diethalm:

Ich grüße dich, Eisen,
Ich grüße dich, Schwert
Und möchte dich preisen
So groß, als du's wert;
Noch eh' man dich nannte,
Noch eh ich dich kannte,
Mein Suchen und Sehnen,
Mein klügelndes Wähnen
Im Streite vorn,
Im heiligen Zorn
Warst du . . . .

5. Auftritt. Vorige. Die Häscher.

(Jubelnder Häscherlärm vom Wald her.)

Diethalm: Ha, unsere Verfolger! Sie stoßen auf unsere Knüttel und wähnen uns wehrlos.

Wieland: Nun denn, Männer, drauf und dran! Meine Schwerter werden ihre Schuldigkeit thun. Ihr Weiber, zurück! Und wenn sie herankommen, mit fünfen nehm' ich's noch auf.

Siegfried: Darf ich mitthun, Meister?

Wieland: Versteht sich, mein wackerer Junge! So was darf man sich nicht entgehen lassen.

(Einige Sclavenjäger mit Spießen und Messern werden sichtbar. Sie stutzen, sowie sie der langen funkelnden Schwerter ansichtig werden.)

(Kurzer Kampf.)

Diethalm: Laßt die Hunde laufen!

Wieland: Schade, man kann kaum recht warm werden!

Siegfried: Meister, den ich getroffen, steht nicht mehr auf.

Wieland: Andere Schwertbisse werden just auch nicht kitzeln. Aber was nun? die Arbeit ist gethan. Komm, mein Junge, zeigen wir den Kampfgenossen, daſs das Schwert auch ein artiges Spielzeug, und wie wir uns damit die Zeit verkürzen.

(Sie fechten. Und das findet Nachahmung bei den fahrenden Männern. Allmählich entwickelt sich eine Art Schwerttanz, den das Sprüchlein belebt:)

Das zur Lehr',
Das zur Ehr',
Das zur Wehr,
Und das auf Begehr!

(Verwandlung.)

(Scenerie wie zu Anfang des Stückes. Die Felswand noch geschlossen. Der Zwerg vorn im Gras noch gebunden.)

1. Auftritt. Die Pfahlbauern.

(Einzeln, zaghaft, unsicher, wie der Wirklichkeit nicht trauend, kommen die Pfahlbauern hinter den Bäumen hervor. Die heilige Eiche flößt ihnen Zutrauen ein; um diese vereinigen sie sich.)

Melchtild (Hand in Hand mit Diethalm, innig zu diesem): Jetzt soll uns nichts mehr trennen.

Diethalm: Ich werde dich schützen, Melchtild.

Melchtild: Du, der Starke.

Diethalm: Der Treue.

Melchtild: Wie viel haben wir durchgemacht!

Diethalm: Aber sieh', wir sind unser alle noch.

Melchtild: Aber wie garstig, Männer! Dort, der gute Zwerg ist noch immer in Banden.

Sigimar: Du hast recht, Melchtild.

2. Auftritt. Vorige. Laurin.

(Alle umringen König Laurin und beeifern sich mitleidsvoll, ihn frei zu lösen.)

Gelimer: Vergib, königlicher Zwerg, daſs wir dich so lang in Haft behalten.

Laurin: Lange? daſs ich nicht wüßte. Ich bin kaum ein wenig eingenickt. Und seht dieselbe Sonne, noch hat sie ihren Höhengang nicht vollendet. Sicherlich ist daheim auch euer Hochzeitsbraten noch nicht angebrannt.

Diethalm: Wir waren aber ja doch so lang und so weit im Elend.

Laurin: Weit? Ich bezweifle das. Ihr dürftet kaum weit von der Stelle gekommen sein.

Sigimar: So war denn all das, was wir gesehen und durchgemacht, nur eitel Traumgaukelei?

Laurin: Nur wenig mehr. Aber lehrreich sind auch Träume. Doch wie unvorsichtig, ihr habt mich freigegeben, ohne mir die Lösung abzunöthigen!

Gelimer: Wir kennen deine Macht, königlicher Zwerg, und wenn du uns Gutes erweisen willst, so thust du's auch aus freien Stücken.

Laurin: Euer Vertrauen, es soll euch nicht täuschen. Doch habt ihr eure Wahl auch reiflich erwogen? (Versuchend:) Gold ist ein schön, ein kostbar Gut; es macht euch zu Herren der Welt . . . .

Sigimar: Nein, gütiger Zauberer! Wo Herren, da Knechte, wir aber sind Freie.

Laurin: Und Silber, das weiße erleichtert euch das Leben; ihr Menschen wollt doch auch genießen . . . .

Gelimer: Nicht so, König Laurin! Leben ist Schaffen, Leben ist Kampf und Sieg.

Diethalm: Also, mächtiger Zwerg, zaudere nicht länger; gib uns den Berg, gib uns das treue, starke, tapfere Eisen!

Alle: Eisen, ja Eisen! Eisen für Zeit und Ewigkeit!

Laurin: Das heiß ich gut gewählt. Und wenn
Ihr treu zum Berge haltet, wird
Er stark erhalten euch; denn wißt,
Gar eifersüchtig ist das Eisen,
Es wahrt das Recht und sichert Freiheit.
Und wohnlich wird als Pflug es auch
Gestalten dieses schöne, grüne Land;
Doch sinnt Verrath und Unverstand,
Euch schnöd und tückisch zu verdrängen,
Dann blitzt als Racheschwert es auf
Für eure Heimatscholle, sieghaft!
So nehmt ihn hin, den Berg! Erweist
Als biedere Eisenmänner euch,
Die keinen Schimpf vertragen . . . .

Diethalm: Heilô, dem König Laurin!

Melchtild: Und Dank für seine Gabe.

Gelimer: Mächtiger, bleibt im schönen
Berge, und schützt, was ihr uns
Gabt zu eigen!

(Der Zwergkönig entwindet sich. Drüben thut sich blitzend die Felswand auf. Die Gnomen drängen sich daraus vor und singend, bewillkommend:)

Nun kehrt der Gebieter
Von Banden befreit,
Zurück zu den Seinen,
Die bänglich geharrt
Im Dunkel der Berge.

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

Die Ohrenbeichte.

Eine Schilderei aus der katholischen Kirche von **Peter Rosegger.**

Von norddeutschen Lesern, die dem evangelischen Bekenntnisse ergeben sind, werde ich manchmal befragt, was es denn mit der katholischen Ohrenbeichte eigentlich für eine Bewandtnis habe? Ob sie wirklich bestehe, und wie sie vor sich gehe? Man kann sich dort die Sache nicht recht vorstellen. Alle seine Sünden einem andern, oft Stockfremden, ins Ohr zu sagen, das kommt manchem so unerhört und unglaublich vor.

Mit einem katholischen Priester kann man über diesen Gegenstand nicht unbefangen sprechen, der wird nur die Äußerlichkeiten angeben und das Dogmatische darlegen können, im übrigen muss er das Beichtgeheimnis wahren um jeden Preis, selbst, wenn es sein Leben kosten sollte. Das ist ja die Geschichte des heiligen Johannes von Nepomuk. Der Böhmenkönig Wenzel war auf seine schöne Gemahlin eifersüchtig und verlangte von ihrem Beichtvater zu wissen, was sie ihm beichte, ob sie etwa einen andern liebe und wen? Der Beichtvater Johannes verweigerte die Preisgebung des Beichtgeheimnisses, weshalb ihn der König auf der Pragerbrücke in den Moldaufluss stürzen ließ.

Der Laie aber, der gebeichtet hat, ist zur Wahrung des Beichtgeheimnisses nicht verpflichtet, und so bin ich in der Lage, die katholische Ohrenbeichte, mit Umgehung des Dogmatischen, äußerlich und innerlich ziemlich genau beschreiben zu können. Ich hoffe, man wird keine Profanierung des katholischen Sacramentes darin finden — eine solche liegt mir ferne. Aber eine kleine Selbstpreisgebung wird nicht ausbleiben, liegt es doch schon im Tenor der Beichte: Ich bin ein armer, sündiger Mensch!

Der gute Katholik geht jährlich drei- bis viermal, „zu allen heiligen Zeiten", wie er sagt, zum Beichtstuhle, besonders aber vor einer Gefahr, in die er sich zu begeben hat, oder vor einer wichtigen Unternehmung über-

haupt. Die Kirche schreibt vor, jährlich wenigstens einmal zu beichten, und zwar zu Ostern. Um die Osterzeit verabreicht der Beichtvater jedem Beichtkinde nach vollzogener Handlung den Beichtzettel, einen Schein, welcher nachher im Pfarramte vorzuweisen ist, der Controle wegen. Der Beichtzettel enthält gewöhnlich das Bild des betreffenden Pfarrkirchenpatrons, irgend einen biblischen Spruch, die Worte: Zeugnis der abgelegten Osterbeichte (und die Jahreszahl). — Unmittelbar nach der Beichte, das Sacrament der Buße genannt, empfängt man das Sacrament des Altares. Vor dem Altare, am „Speisegitter" wird von Priesters Hand die Hostie in den Mund gereicht — das ist die Communion.

Hier haben wir's nur mit dem Beichtstuhle zu thun.

Dem Fremden werden in den katholischen Kirchen die zumeist braun angestrichenen Holzkästen auffallen, die in Seitenschiffen oder anderen Winkeln an der Wand stehen. Jede Kirche hat deren einen bis drei; Wallfahrtskirchen oft ein ganzes Dutzend. Diese Kästen sind vorne, unten mit einem Thürchen, oben mit einem dunklen Vorhange versehen. An beiden Seiten sind Fensterchen angebracht, die ein aus Spänen geflochtenes Gitter und von innen einen Schuber haben. Von außen gibt es vor jedem dieser Fensterchen eine Kniebank, auf die der Beichtbeflissene hinkniet. Der Beichtende ist vor den Augen der Menge nur zum Theile in einer Art Nische gedeckt, während der Priester, der im Beichtstuhle hinter dem Vorhange sitzt, durch das Fensterchen nur vom „Beichtkinde" allein gesehen werden kann. Der Beichtvater hat über seinem Talare die Stola um, zum Zeichen, dass er „anstatt Gottes" da ist. — Die Sünden, die er absolviert, sind dem Beichtenden abgenommen, als hätte er sie nie begangen. Aber nicht jeder wird losgesprochen. Der Dieb wird nicht losgesprochen, bevor er das unrechte Gut erstattet hat. Der Rachgierige wird nicht losgesprochen, bevor er dem Feinde verziehen hat. Der Ehrabschneider wird nicht losgesprochen, bevor er widerrufen hat. Es geht am Beichtstuhle aber unauffällig vor sich, der Priester sagt bloß leise: „Ich kann dich nicht lossprechen, du darfst nicht zum Tische des Herrn gehen. Bessere dich. Und wenn du den Schaden gut gemacht hast, dann komme wieder." Damit hat der arme Sünder abzutreten. Er weiß, dass, wenn er in diesem Zustand sterben würde, die ewige Verdammnis sein Theil wäre. Er versucht es vielleicht bei anderen Beichtvätern und es kommt vor, dass der eine absolviert, wo der andere die Lossprechung verweigert hat. Bleibt die Verweigerung aufrecht, dann bekehrt sich der arme Sünder, oder er — gewöhnt sich den Beichtstuhl ab. Manchmal ist es, dass der Beichtvater selbst die Zurückgabe des unrechten Gutes vermittelt. So hat der Pfarrer von St. Kathrein am Hauenstein einst meinem Vater fünf Gulden übergeben mit der Weisung, weiter nicht nachzuforschen, woher das Geld komme. Es habe ihn, meinen Vater, jemand übervortheilt und derselbe wolle es wieder gutmachen.

Die Beichte kann zu jeder Zeit, auch an jedem Orte, an Krankenbetten, im Freien bei Unglücksfällen u. s. w. stattfinden, in der Regel wird sie nur in diesem Kasten, dem Beichtstuhle, an Sonn- und Festtagen während des Gottesdienstes abgehört. Schallt auf dem Chore Gesang oder Instrumentalmusik, so können Beichtkind und Beichtvater ziemlich laut miteinander sprechen; tritt in der Kirche Stille ein, so dämpft sich alsbald auch die Stimme im Beichtstuhl zu leisem Flüstern, damit die Umstehenden nichts vernehmen können. Denn es befinden sich in allernächster Nähe Leute, die entweder ihren Kirchenplatz dort haben oder sich der Reihe nach anstellen zu beiden Seiten des Beichtstuhles, bis sie drankommen. An der einen Seite die Männer, an der andern die Weiber, die der Priester abwechslungsweise anhört und abfertigt. Die gewöhnliche Beichte einer Person dauert höchstens fünf Minuten, so dass in der Stunde mehr als ein Dutzend drankommen können. In heiklen Fällen geht's freilich länger her, und da ist es nicht zu leugnen, dass die Umstehenden aufmerksam werden und ihre Ohren spitzen, begierig, worüber denn da drin so lange verhandelt wird.

Und das will ich nun verrathen.

Ich nehme eine meiner eigenen Beichten her, und zwar die Adventbeichte in meinem achtzehnten Lebensjahre. Das ist zur Zeit, wo man schon Mensch wird, dem Himmlischen aber noch treuherzig gegenübersteht.

Es war ein kalter Decembermorgen. Während in unserer Pfarrkirche der Kaplan unter schallender Musikbegleitung der Kirchenkapelle die Rorate hielt, saß der alte Pfarrer in seinem Beichtstuhl nächst dem mit Kerzen beleuchteten Seitenaltar, zwischen zwei langen Reihen Beichtbeflissener. Als ich noch weit hinten in der Reihe stand, gieng es mir zu langsam, wie einer um den andern fertig war und wir andern nachrückten. Als nur mehr wenige Personen vor mir waren, gieng es mir zu schnell. Mir wurde warm bis in die Zehenspitzen hinab, die doch auf dem nächtlichen Wege vom Gebirge her fast empfindungslos geworden waren vor Frost. Ich hielt Gewissenserforschung. Die Gebote der Kirche konnte ich ziemlich aus dem Spiele lassen, denn hierin war der Pfarrer nicht strenge; hingegen war er in den zehn Geboten Gottes sehr genau, und so legte ich diesen schrecklichen Maßstab an mein sündiges Herz. Ich nahm mir vor, alles zu sagen, was ich Böses gethan hatte seit der letzten Beichte, wenn es auch etwa so zu machen wäre, dass die bedenklicheren Sünden recht rasch und verschliffen hineingesprochen würden, in der Voraussetzung, alte Leute thäten gemeiniglich nicht mehr gut hören.

Endlich war der letzte vor mir weggetorkelt und ich kniete hin ans vergitterte Fensterlein in der Nische. In diesem Augenblick, während der Pfarrer auf der anderen Seite war, fühlte ich mich wie betäubt, nicht fähig, das vorher im Kopf Geordnete nochmals zu überdenken. Es war ja der Augenblick des Antichambrierens bei dem Herrn Himmels

und der Erde. Plötzlich klappte der Schuber auf, und im Halbdunkel sah ich das weiße Haupt des Priesters. In einen dicken Pelz war er eingemummt. In der einen Hand hielt er ein blaues Sacktuch, mit der andern machte er gegen mich das Kreuzzeichen und lehnte sich dann mit dem Ohr ans Fenster. Ich machte ebenfalls das Kreuzzeichen über Stirn, Mund und Brust, legte das Gesicht ans Gitter, schützte es nach der Seite hin, wo die Leute standen, mit dem Hute und begann den vorgeschriebenen Text zu sagen: „Ich bitte Euer Hochwürden um den heiligen Segen, damit ich meine Sünden recht und vollständig beichten möge."

Der Priester machte einen leichten Wink mit der Hand, der Segen war ja schon ertheilt. So fuhr ich fort: „Ich armer sündiger Mensch beichte und bekenne Gott dem Allmächtigen, Maria seiner hochwürdigen Mutter, allen lieben Heiligen und Euch Priester anstatt Gottes, dass ich seit meiner letzten Beicht, welche zu Ostern geschehen ist, oft und viel mit Gedanken, Worten und Werken gesündigt habe, insonderheit aber gebe ich mich schuldig, dass ich manchmal an heiligen Sachen gezweifelt habe, dass ich oft geflucht und Leute geschimpft habe, dass ich an Sonntagen mehreremal Karten gespielt habe und dabei einmal sogar gefälschelt; dass ich Vater und Mutter nicht immer gehorsam gewesen bin; dass ich das Vieh geschlagen habe, dass ich auch einmal gelogen habe, unkeusch gewesen bin und fremdes Eigenthum genommen habe. Ungeduldig und zornig bin ich auch gewesen und habe oft das Abendgebet versäumt und bin oft unfleißig in der Arbeit gewesen und habe den alten Einleger Anderl ausgelacht und ihm sogar einmal einen Stein nachgeworfen, einen großmächtigen . . . ." Hierauf beschloss ich das Bekenntnis mit dem vorgeschriebenen Gebete: „Diese und alle meine anderen wissentlichen und unwissentlichen Sünden, welche ich entweder selbst begangen, oder wovon ich Ursache war, sind mir herzlich leid, weil ich Gott das allerhöchste und liebenswürdigste Gut dadurch beleidigt habe. Ich nehme mir ernstlich vor, nicht mehr zu sündigen und alle Gelegenheit zur Sünde zu meiden. Ich bitte Euer Hochwürden um die priesterliche Lossprechung und eine heilsame Buße."

Damit war mein Bekenntnis beschlossen. Es waren während desselben die Trompeten recht laut gewesen und ich habe mich stellenweise nicht besonders angestrengt, deutlich zu sprechen. Auch hatte ich während dieses Sündenbekenntnisses ein paar neue begangen. Das mit dem Steinnachwerfen war gar nicht wahr, ich hatte damit nur Anderes in den Schatten stellen wollen.

Nun schwieg ich.

Der Pfarrer ließ seine Hand mit dem Sacktuch sinken, das er an den Mund gelegt gehabt hatte, wendete mir das rundliche, gutmüthige Gesicht zu und fragte leise:

„Du hast manchmal an heiligen Sachen gezweifelt. Wie war denn das?"

Ich antwortete: „Der heilige Johannes auf der Brücke, ob er bei einer Überschwemmung wohl wird helfen können, habe ich gezweifelt, weil ich's gesehen hab', wie ihn der Schnitzler-Michel aus Holz gemacht hat."

„Aber Kind!" sagte der Priester, „die Bildsäulen werden freilich aus Holz gemacht, sie sind auch nur eine Erinnerung an die lieben Heiligen Gottes, die im Himmel unsere Fürbitter sind. Deswegen sollst du doch das Johannesbild schön verehren und vor ihm beten, wenn Wassernoth ist."

„Aber das ist vom letzten Hochwasser fortgeschwemmt worden", konnte ich mich nicht enthalten, zu sagen.

Da hob er den Athem und sprach: „Du mußt jeden Tag fleißig beten, mein Sohn, um die Gnade des heiligen Glaubens. Wer ein hochmüthiges Herz hat und mit der Weltweisheit auszukommen glaubt, der kann sehr unglücklich werden auf der Welt; Gott verläßt ihn in der Noth. Nur der Demüthige erträgt das Elend und findet den Weg zur ewigen Seligkeit. Wenn dir der böse Feind einmal einen Zweifel einflüstert, so komm mir nur gleich zum Beichtstuhl, damit das Unkraut sich nicht einnistet. Und höre allsonntäglich die Predigt und die heilige Messe, das wird dir ein Licht und eine Kraft sein. — Nun muß ich dich", fuhr der alte Pfarrer fort, „auch noch fragen des fremden Eigenthums wegen, das du genommen hast!"

Die fünf Minuten mußten längst vorüber sein. Was die Umstehenden denken werden! Jetzt, wenn auch noch der Diebstahl zur Verhandlung kommt!

„Bitt' Euer Hochwürden um eine heilsame Lossprechung", flüsterte ich. „Im vorigen Herbst habe ich halt etlichemal Rüben ausgenommen auf des Nachbars Acker und hab' sie gegessen, weil der Durst so ist gewesen."

Er nickte ein wenig. „Rüben hast du genommen von des Nachbars Acker und gegessen. Es ist das, mein Sohn, just kein sehr schwerer Diebstahl, aber gib acht! Wer oftmals, wenn auch nur im kleinen, fremdes Gut angreift, der wird es bald auch im Großen thun. Mit Mein und Dein kann man nicht strenge genug sein, und wenn du ein anderesmal die Rüben stehen lassest und den Durst Gott zulieb geduldig erträgst, so stärkest du deinen Charakter und erwirbst dir ein Verdienst, das der liebe Gott reichlich belohnen wird. Ich bitte dich um deiner unsterblichen Seele willen, sei in solchen Sachen strenge mit dir!"

Ich werde wohl lebhaft mit dem Kopf genickt haben, denn seine gütigen Worte giengen mir tief.

Nun aber wendete der Priester sein Gesicht mir noch unmittelbarer zu und hielt sein Sacktuch an die Wange. Leise und eindringlich fragte er: „Wie bist du unkeusch gewesen?“

— Also doch! — die Schamhaftigkeit stand mit ihrer ganzen Gewalt wider mich, und auf die wiederholte Frage hauchte ich: „In Gedanken und Werken.“

„Der Kranke muss den Arzt in seine Wunden blicken lassen“, flüsterte der alte Pfarrer, „was hast du gedacht?“

Ich preßte mein Gesicht an das Spangitter und lispelte: „Dass — dass ich beim Dirndl schlafen möcht . . .“

„Und in Werken?“

Meine Wangen waren glühheiß, in den Ohren war ein Sausen, meine ganze Natur begann sich zu krampfen. Und da er nicht nachließ, so sagte ich: „So viel gebusselt hab' ich sie einmal beim Tanz.“

„So, so“, sprach der Pfarrer, „und — hast du sonst noch etwas zu sagen?“

„Nein“, nickte ich.

Er wurde gleichmäßiger und sprach: „Siehst du, mein armer junger Mensch, in welchen Gefahren du schon geschwebt bist! Du bist auf dem Punkt gewesen, deine Unschuld zu verlieren und anderen die Unschuld zu rauben. Damit wärest du tief in eine Todsünde gesunken, die in diesem Leben oft mit dem größten Elende, in jenem aber gar leicht mit der ewigen Verdammnis gebüßt werden muss. Bete nur recht fleißig zum heiligen Aloisius, dass er durch seine Fürbitte bei Gott dich vor dieser abscheulichen Sünde bewahrt. Denke, wenn die Versuchung kommt, an die unaussprechliche Ekelhaftigkeit dieses Lasters, denke an die Fäulnis des Leibes und der Seele, denke an den bitteren Tod, gehe, wenn die Versuchung anklopft, sofort an eine harte Arbeit, bete und arbeite ohne Unterlass, wache, dass du dereinst mit reinem Herzen in den heiligen Ehestand treten kannst. Versprich mir's, Kind! Versprich mir's, dass du demnächst keine größeren Sünden zum Beichtstuhl zu tragen hast, als heute, und trachte, auch die leichteren Fehler allmählich abzulegen, damit dieses kurze Erdenleben auch für dich zu einer Leiter in den Himmel wird, auf der deine Voreltern emporgestiegen sind . . . .“

Die runzeligen Hände hatte er über das zusammengeknollte Sacktuch geschlungen, so warm und gütig hatte er's gesagt, dass ich meines unredlichen Vorhabens vergaß. Meine letzte Antwort war nämlich nicht ganz der Wahrheit gemäß gewesen, so wollte ich den Schaden kurz auch noch bei dieser Beichte decken und mein Bekenntnis: Ich habe gezweifelt, ich habe geflucht, ich habe gelogen, rasch wiederholen. Ich that es nicht. In Zerknirschung darüber, dass ich viel verderbter war, als der gute Priester dachte, bin ich dagekniet und habe gewartet, wie er jetzt,

die flachen Hände vor dem Mund gefaltet, das lateinische Sühngebet sprach. Sieben andächtige Vaterunser und Avemaria zu beten gab er mir als Buße auf, dann machte er über mich das Kreuzzeichen und ich war — absolviert.

Als ich nachher vom Beichtstuhle hinwegtrat, um dem sicherlich schon ungeduldig gewordenen Hintermanne platzzumachen, soll mein rothes Gesicht in Quadraten eingetheilt gewesen sein, so fest hatte sich das Beichtstuhlgitter in die Haut eingedrückt. Aber auch der Eindruck, den meine arme Seele von dieser Beichte mit sich getragen, war ein wesentlicher. Drei Wochen lang habe ich mich sehr bemüht, den guten Lehren des Beichtvaters nachzuleben — später ist aber die Geschichte wieder in Vergessenheit gerathen.

Nun, das wäre ein Bild, wie die Ohrenbeichte in unserem Alpenvolk gepflogen wird. Sie dürfte auch in anderen Ländern wenig abweichen. Vorschrift ist wohl dieselbe, Sünder sind sich überall ähnlich, aber — Beichtväter sind verschieden.

In der vornehmen Welt hat übrigens die Ohrenbeichte andere Formen. Da gibt es kaum den Beichtstuhl; der Beichtvater und das Beichtkind, vielleicht gar ein Fürst oder eine Königin, setzen sich gemüthlich zusammen und berathen über den Seelenzustand, dehnen ihre Berathungen bisweilen wohl auch auf andere Gebiete aus, auf andere Seelen, und die auferlegte Buße trägt schließlich nicht immer der Sünder selbst.

Da kehre ich doch lieber zurück zur Beichte des Volkes, die — denn Menschen und Verhältnisse sind zu verschieden — wohl auch ihre grauenhaften Schattenseiten haben mag, in den meisten Fällen aber von wohlthätiger Wirkung ist. Es gibt arme, verlassene Menschen, die niemanden haben in der weiten Welt, dem sie ihr Herzensanliegen, ihr Seelenelend mittheilen könnten. Der Beichtstuhl steht ihnen offen, und oft sitzt nebst Gott doch auch ein Mensch drinnen, ein mitleidiger Mensch, der das bekümmerte Wesen theilnehmend anhört und mit liebreichem Troste aufzurichten sucht.

Die Beichte der Schwerkranken und Sterbenden ist wieder viel anders, sie hat's auch nicht mehr auf Besserung abgesehen, nur auf Trost allein. Von einem gewöhnlichen Sündenbekenntnis kann da zumeist keine Rede mehr sein. Der Priester frägt den Kranken einfach, ob er seine Sünden bereue. Der Kranke gibt ein bejahendes Zeichen und erhält die Absolution.

Endlich noch ein Blick auf die Generalbeichte. Diese erstreckt sich auf die Sünden des ganzen Lebens und gibt einen einheitlichen Blick auf die Grundfehler und Laster einer Person. Sie wird zumeist nur im beschaulichen Alter, im Pfarrhofe oder auf dem Siechenbette abgelegt, oder doch auch sonst, wenn einmal einer mit Ernst seinen Lebenswandel ändern will. Ist der Beichtvater ein guter Pädagog, so kann eine solche

Generalbeichte sehr heilsam werden. In der Waldheimat lebte ein Bauersmann, den die Leute überaus gern hatten. Er stand jedem zu Diensten, war unermüdlich wohlthätig, ließ keinen Bittenden unerhört von seiner Thüre gehen. Als auf solche Art sein Gut aufgezehrt war, wendete sich das Blatt. Die Leute, die ihn sonst aufgesucht, wichen ihm aus, weil sie fürchteten, er könnte ihre Hilfe beanspruchen wollen. Er war ganz verarmt und verzagt und dachte ans Sterben. Nun legte er eine Generalbeichte ab und forschte mit seinem Beichtvater darüber nach, wo denn die Ursache seines Unglückes stecke, da er doch so christlich gegen die Mitmenschen gewesen war und Anspruch auf Segen, anstatt auf Armut zu haben glaubte. Und bei dieser gründlichen Lebensdurchsicht stellte es sich heraus, dass es nicht Güte und Barmherzigkeit war, was ihn einst so wohlthätig handeln ließ, dass er nur aus Bequemlichkeit und Schwäche niemandem was abschlagen konnte. „Mensch", soll der Beichtvater zu ihm gesagt haben, „wisse, was dich zu Grunde gerichtet hat! Deine Lauheit und Gleichgiltigkeit. Jetzt bist du vierzig Jahre alt und stehen dir zwei Wege offen. Entweder als armer, verachteter Knecht und Einleger abzuleben, oder stark zu werden, fleißig für dich und die Deinigen zu arbeiten und das also Erwirtschaftete nicht zu verthun. Den leichtfertigen Bettlern musst du versagen können, um nicht selbst ein solcher zu werden. Den Nächsten mehr zu geben als dir selbst, das verlangt der Heiland nicht. Und ein Schwächling zu sein, der alles an die Faulenzer vertrödelt, das mag er nicht. Niemandem was versagen können, das hat nur ein Taugenichts, mein Lieber, er kann sicher auch sonst nichts. Wie du einer bist, du thust für die Allgemeinheit das Beste, wenn du mit deiner Familie nicht betteln musst, sondern allein stehst. Willst du das? Willst du es in allem Ernste, dann kannst du es. Wenn du also bereuest, bisher so weich und dumm gewesen zu sein, wenn du den ernstlichen Vorsatz fassest, deine Sach' nicht mehr dem Erstbesten hinzuwerfen, sondern wohlthätig zu sein für dich, dein Weib und Kind, so ertheile ich dir hiemit die Absolution."

So zu sprechen wird ein Beichtvater selten in die Lage kommen, aber es war das Richtige. Der Mann hat's eingesehen, hat sich geändert, und wenn er in seinem sechzigsten Jahre wieder wohlthätig sein konnte, so geschah es nicht aus Lässigkeit und Schwäche, sondern aus Barmherzigkeit. Und von dieser Eigenschaft hat ihn der Beichtvater nicht wieder zu heilen gesucht. —

Aus vorstehenden Darstellungen wird auch der Nichtkatholik ersehen, dass die Grundabsicht der Ohrenbeichte eine gute ist. Soll sie aber stets heilsam wirken, so gehören zwei Hauptbedingungen dazu: der richtige Beichtvater und das richtige Beichtkind.

Simerls guter Tag.

Eine Ostergeschichte von **Rudolf Greinz.**[1])

Der Simerl, der alte Haderlump im Armenhaus, war von der Gemeindecasse schon längst auf das Conto der lästigsten und überflüssigsten Ausgaben gesetzt worden. Wenn der Gemeindeschreiber endlich einen dicken Strich über das dem Simerl gewidmete Blatt hätte ziehen können, dann wäre wenigstens nach dieser Richtung kein Geld mehr „außig'worf'n" gewesen.

Das sah jeder im ganzen Dorf ein, vom Vorsteher bis zum Armenvater, und vom Kirchpropst bis zum Nachtwächter. Nur der am meisten an der Sache Betheiligte, der Simerl selbst, wollte es noch immer nicht einsehen, wie „übrig" er eigentlich auf dieser Welt war. Sonst hätte er sich schon längst empfohlen und der Gemeinde die Unterhaltungskosten für seinen sterblichen Leichnam erspart. Für die Begräbniskosten wäre man ja schließlich noch gern aufgekommen.

Der Simerl hatte es seiner Lebtag lang nie zu was Rechtem gebracht. Von allem Anfang an war er unvorsichtig in der Wahl seiner Eltern und kam bei einem armen Häusler auf die Welt, wo er das Dutzend Kinder gerade voll machte. In der Jugend war er bei den einzelnen Bauern als „Goasbua" verwendet, dann gieng er bei einem Maurer in die Lehre und trieb sich überall im Land und „auswärts" herum, wo es eben Arbeit gab. Als dann die alten Knochen ihre Schuldigkeit nicht mehr recht thun wollten, kam er in der Fremd' draußen ins Spital. Die ohnedies nicht reiche Gemeinde zuhinterst im Zillerthal musste mehrere Monate den Simerl unter den fremden Leuten „aushalten", als wenn er nicht ebensogut daheim hätte erkranken können! Aber ein eigensinniger Schädel war der Simerl schon immer gewesen.

Endlich wurde er in seine Heimat abgeliefert, und da blieb nichts übrig, als ihn ins Armenhaus zu stecken und dort zu füttern, obwohl

[1]) Diese Erzählung fand ich in dem neuen Buche: „Über Berg und Thal." Ernste und heitere Geschichten aus Tirol von Rudolf Greinz. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1899. Mir lachte das Herz beim Lesen und ich dachte, so was Schönes und Inniges dürfe man den Heimgartenlesern nicht vorenthalten. In dem Buche gibt es aber mehr des Köstlichen. Dieser Rudolf Greinz hat sich schon durch sein „Krippelspiel" bei uns eingesponnen; das neue Büchel zeigt uns auch sein leibhaftiges Conterfei. Ich vermuthe freudig, der noch junge Mann wird für die alpin volksthümliche Dichtung sehr wichtig werden. R.

es nach dem Ausspruch maßgebender Persönlichkeiten um jeden Bissen für einen solchen unnützen Menschen ewig schad' war! Früher hatte er auch nicht heimgefunden! Jetzt wäre man gut genug, weil er schon die ganze Welt „ausgetorkelt“ [1]) sei.

Der Simerl griff im Anfang noch da und dort zu. Es war aber nichts Rechtes mehr. Und zuletzt stand er bei jeder Arbeit mehr im Weg, als er nützte.

Er war bereits ein Achtziger. „Wenn der Herrgott an Menschen, der was zu bedeuten hat auf derer Welt, so lang leben lasst“ — meinte selbst der hochwürdige Herr Pfarrer —, „nachher hat die ganze Welt an Vortheil davon. Aber so a armer Hascher, der si selber und den Leuten nur im Weg is, wär' wohl auch im Himmel droben besser aufg'hoben!“

Der Simerl mit seinen achtzig und noch einigen Jahren „auf'm Buckel“ ließ sich aber trotzdem nicht überzeugen. Im Gegentheil, er hatte noch immer seine Freud' am Leben. Am glückseligsten war er, wenn er wieder etliche Kreuzer „auf an Tabak“ oder auf „a Stamperl [2]) Schnaps“ zusammengebettelt hatte.

Dann konnte der alte Armenhäusler ganz aufgeräumt werden und meinte gewöhnlich, wenn ihn einer aufzog, dass das Unkraut halt doch nicht verderben könne, sonst wäre er längst schon nimmer da: „Ja, weißt, mit meim'm Leben is 's ganz a eig'ne Sach'. Wenn du schön stad [3]) bist, nachher will i dir's schon anvertrauen. I hab' nämlich a viereckige Seel' — und dö thut durch a rundes Loch so viel schwer aus! Sonst hätt' i sie schon längst ausg'schnauft! Magst mir's glauben oder nit — aber es wird do völlig so sein! Aber verrathen darfst mi beileib' nit! Sonst muss i am End' no zum Tischler und mir mei' Seel' rundhobeln lassen!“

Ostern stand vor der Thür. Der Schnee lag noch überall im Thal. Erst von Schlitters am Eingang des Zillerthals an und in den Niederungen des Unterinnthals begann es langsam aper zu werden. [4]) Weiße Ostern waren einem ziemlich milden Winter gefolgt. Kaum hie und da ein leises Anzeichen des herannahenden Frühlings. Nach Sonnenuntergang erhob sich regelmäßig der eisige Firnwind, der über Nacht alles wieder gefrieren ließ, was die Sonne vielleicht tagsüber aufgethaut hatte . . .

Die „herrischen Stadtfrack“ [5]) haben manchmal sonderbare Einfälle. So kam auch eines Tags im hintersten Zillerthal ein Maler daher, der wohl direct aus dem Narrenhaus ausgebrochen sein musste. Einem vernünftigen Menschen konnte es ja doch nicht einfallen, mitten im Winter in den Bergen herumzukraxeln.

---

[1]) Durchschlendert. [2]) Gläschen. [3]) Still. [4]) Aufzuthauen. [5]) Stadtleute.

Die Kreuzwirtin, wo der „Pinselwascher“ Herberge nahm, maß den Fremden fast mit etwas misstrauischen Blicken. Als der Maler zur Erklärung seines etwas seltsamen Besuches anführte, dass er vor allem Ruhe und „Stimmung“ branche, wurde die brave Kreuzwirtin ganz confus.

„Ja, a Ruah kann i dem Herrn schon verschaffen“, meinte sie, „wenn's halt an die Sonntag' a bisserl an Spitakel absetzt, darf's der Herr nit übelnehmen. Aber mit der Stimmung, oder wia dös Ding heißt, wird's schlecht ausschauen. Fleisch gibt's halt iatz nur a schöpsernes. Wenn dös der Herr nit mag, muss i ihm halt a Hendl abstechen.“

Der Maler hielt sich die Seiten vor Lachen, da er seine „Stimmung“ plötzlich unter die ländliche Speisekarte versetzt sah. Warum musste er auch in den hintersten, von Fremden wenig aufgesuchten Winkel des Zillerthales flüchten! In einer der vorderen Gemeinden wäre er vielleicht eher verstanden worden. Die Kreuzwirtin nahm schier beleidigt Reißaus und stellte eine halbe Stunde später aufs Geratewohl dem Fremden einen appetitlichen Schöpsenbraten mit beigelegten Kartoffeln und eine Halbe „Neatel“ [1]) auf den Tisch.

Dass der Eindringling kein gewöhnlicher „Tuifelemaler“ [2]) sei, das schlossen die Dorfbewohner namentlich aus zwei Umständen. Einmal malte er gleich am nächsten Tag den alten Hennenstall beim Kreuzwirt ab. Und den konnte er unmöglich auf einem „Marterl“ brauchen. Dann zahlte er dem Feuchtenbauer für eine uralte Truhe, die man schon längst auf den Estrich gestellt hatte, einen blanken Fünfer.

Wenn dieser letztere Umstand schon manchen an dem gesunden Verstand des Fremden zweifeln machte, so war man allgemein davon überzeugt, dass er „a Raderl z' viel oder z' wenig im Oberstüberl“ haben müsse, als er sich den Simerl zum Kreuzwirt bestellte, um ihn abzumalen.

Der Armenvater hatte dem Simerl eigens ein Sonntagsgewand geliehen, damit er nicht gar so „zerschlampt“ [3]) wäre, wenn er dem fremden Herrn seine Aufwartung mache. Da waren aber der Armenvater und der Simerl gleich schlecht drangekommen. Der Maler schickte den Armenhäusler sofort wieder heim, dass er sich umziehe, — und der Simerl musste trotz des energischen Einspruches der Kreuzwirtin schließlich doch in seinem „G'schlamp“ erscheinen.

So wurde er gemalt — nicht ohne dass er sich's von dem „Herrischen“ zuvor ausbedungen hätte: auf ein „Marterl“ dürfe er nicht hinauskommen, weil sonst die Leut' „grad' wieder überflüssig z' reden hätten, dass si der Simerl no früher sei Marterl hab' malen lassen, bevor ihn der Teufel g'holt hätt'!“

---

[1]) Rothwein. [2]) Ländlicher Marterl- (Votivtafel-) Maler. [3]) Zerlumpt.

Als die Sitzung vorbei war, drückte der „Herrische“ dem Simerl ein blankes Guldenstück in die Hand. Der Simerl glaubte zuerst seinen Augen nicht trauen zu dürfen und meinte, der Maler wolle ihn nur „für an Narren“ haben. Seine kühnsten Hoffnungen hatten sich höchstens zu „an Glaserl Wein“ verstiegen. Und jetzt gar ein ganzer Gulden! So viel Geld hatte der Simerl seit Jahr und Tag nicht mehr sein eigen genannt.

Es war ihm völlig unheimlich zumuthe, da er von dem Fremden sich verabschiedete. Als er die Thür schon längst hinter sich geschlossen hatte, bedankte er sich noch die ganze Stiege hinunter bis vor die Hausthür hinaus: „Vergelt's Gott z' tausendmal! Vergelt's Gott z' tausendmal in Himmel auf und no hundert Jahr' nach der Ewigkeit!“

Als der Simerl ins Freie trat, schien ihm der Himmel voller Baßgeigen zu hängen. Am liebsten war es ihm, daß niemand von seinem Schatz wußte. Er umklammerte den Silbergulden im Sack krampfhaft mit der Hand und schmiedete auf dem Heimweg die abenteuerlichsten Pläne.

Er hatte schon genau ausgerechnet, wie viele „Packerln Ordinari“ [1]) er für das Geld bekäme, wie viele „Stamperln“ Schnaps und wie viele „Viertelen“ Wein. Nur war er sich noch nicht darüber im klaren, in welcher Ware das Capital eigentlich am besten angelegt werden sollte.

Endlich beschloß er, sich ganz auf eig'ne Faust einen „guten Tag“ zu machen, so recht einen Festtag nach dem jahrelangen Leben im Armenhaus, wo es an den Werktagen nichts gab als Brennsuppe und Erdäpfel und am Sonntag Erdäpfel und Brennsuppe.

Unter Tags war der Simerl ganz verloren. Er rechnete fortwährend an seinem „guten Tag“. In der Nacht konnte er kein Auge zuthun, da er in den kühnsten Phantasien befangen war. Die größte Rolle spielte ein gebackenes Kälbernes mit Salat. Das hatte der Simerl vor zwanzig Jahren einmal bei einem Firstenfest gegessen, als der Dachfirst eines neugebauten Hauses vollendet und mit bunten Fähnlein geziert war, und man den Baumeister und den Hausherrn hochleben ließ.

So war es Ostersamstag geworden. Der Simerl hatte einen festen Plan gefaßt. Seinen guten Tag wollte er gleich heute feiern. Das Geld im Sack schrie ordentlich danach. Aber seiner Heimatsgemeinde wollte er durchaus nicht die Ehre anthun, den Gulden dort zu „verblasen“.[2]) Da hätte er ihn zur Kreuzwirtin tragen müssen, weil in dem kleinen Dorfe kein and'res Wirtshaus war. Der Kreuzwirtin wollte der Simerl die große Einnahme jedoch nicht vergönnen; denn die war als geizig weit und breit verschrien und hatte ihm nie das Geringste umsonst zukommen

[1]) Päckchen ordinären Rauchtabaks. [2]) Verbrauchen.

lassen. Nicht einmal einen „Bierputzer“ [1]) hatte sie dem Simerl jemals aufgekreidet.

So beschloss der Simerl, mit seinem Schatz auszuwandern. Aber wohin? Seine Wahl fiel auf Zell am Ziller. In dem dortigen stattlichen Löwenwirtshaus hatte man ihn vor Jahren einmal umsonst über Nacht behalten und ihm sogar noch ein warmes Abendessen dazu geschenkt. Dort sollte also in dankbarer Erinnerung auch der gute Tag gefeiert werden.

Zu Mittag blieb der Simerl noch im Armenhaus; denn es fiel ihm nicht im Schlaf ein, der Gemeinde eine ganze Portion Brennsuppe und „Erdäpfel in der Montur“ zu schenken. Um so besser sollte es ihm dann in Zell schmecken.

Nach dem Mittagessen machte sich der Simerl verstohlen auf den Weg. Es war ein düsterer, kalter Tag draußen. Der ganze Himmel war mit grauen Schneewolken bedeckt. Das verdross aber den Simerl wenig. Mochte der Himmel seinetwegen das verdrießlichste Gesicht dazu schneiden! Ihm sollte er den heutigen Tag nicht verbittern!

Es war spät am Nachmittag geworden und die Dämmerung bereits eingetreten, als der Simerl, der für sein Alter noch ziemlich rüstig ausschritt, beim „Löwen“ in Zell anlangte. Die Bauern kamen eben von der Kirche, wo die Auferstehungsfeier gerade vorüber war.

Der Simerl trat im Vollbewusstsein seiner Zahlungsfähigkeit in die Wirtsstube, die sich von Minute zu Minute mehr füllte.

„Kellnerin, a Halbe Wein, aber an guaten, nit etwa a G'süff!“ [2]) klopfte er auf den Tisch.

„Schau! Dass er für di vielleicht nit guat g'nug is!“ gab ihm die Kellnerin, ein schneidiges Unterinnthaler Diandl, zurück.

„Glaubst vielleicht, i hab' koa Geld im Sack!“ drehte der Simerl auf. „I bin nit auf der Brennsuppen daherg'schwommen! [3]) I kann's beim Kreuzer zahlen auch, was i mir anschaff'!“ Dabei warf er den Silbergulden auf den Tisch, dass es nur so klingelte, schob ihn aber gleich darauf wieder ängstlich und hastig in den Sack.

„Ja, was willst denn nachher für ein Wein?“ fragte die Kellnerin ganz zuthunlich. „Soll i dir vielleicht gar an Spezial bringen?“

„Natürlich an Spezial!“ entschied der Simerl.

„Heut gibst du's amal nobel!“ ließ ihn ein Bauer an seinem Tisch an, der den Simerl gut kannte. „Hast am End' gar an Haupttreffer in der Lotterie g'macht?“

„Man kann's nit wissen“, schmunzelte der Alte ganz verschmitzt und schenkte sich seelenvergnügt von dem Wein ins Glas, den die Kellnerin inzwischen gebracht hatte.

---

[1]) Bierschnaps. [2]) Schlechtes Getränk. [3]) D. h. ich bin wer!

An dem Tisch des Simerl hatte sich bald eine größere Gesellschaft zusammengefunden. Der Bekannte des Armenhäuslers, ein wohlhabender Bauer, der auch eine große Bretterſäge besaß, meinte: „Mir scheint, es is nicht viel Aussicht vorhanden, daſs i mit dir amal a G'schäft mach!“

„Aha, du meinst, wenn amal a Totentruchen für mi b'stellt werden muſs!“ lachte der Simerl. „Du, da mach dir ja koa Hoffnung nit drauf! 's Leben g'freut mi von Tag zu Tag mehr. I glaub' völlig, i bleib' auf der Welt übrig, damit wer da is, der enkre Geldsäck zählt!“

So gab eine neckische Rede die and're. Es war inzwischen Nacht geworden. Der Simerl hatte bereits eine riesige Portion gebackenes Kälbernes sammt einer Schüssel voll Krautsalat bewältigt und schon die zweite Halbe Wein vor sich stehen. Das ungewohnte Getränk begann ihm gewaltig gegen den Kopf zu steigen. Er wurde „kreuzfidel“ und kramte allerhand „Trutzg'sangerln“ aus, so daſs die ganze Stube ihre Unterhaltung mit dem Alten hatte.

Endlich machte man noch ein „Karterle“,[1]) einen ordentlichen „Perlagger“,[2]) bei dem der Simerl dem Sagschneider eine ganze Halbe Wein abgewann. Als er auf diese Weise die dritte Halbe Wein in Angriff nahm, begann es ihm vor den Augen schier etwas „damisch“ zu werden.

Draußen schneite es, was es nur vom Himmel herunterbrachte. Man hätte glauben können, morgen sei Weihnachten statt Ostersonntag. Dafür war es in der geräumigen Wirtsstube um so gemütlicher. Die Wirtin hatte in dem großen Kachelofen tüchtig „eingekentet“[3]) und setzte sich zu ihren Gästen an den Tisch. Die meisten Bauern waren schon heimgegangen. Nur die „Karter“ saßen mit dem Simerl noch wie angenagelt zusammen.

Der Simerl gewann einem andern Bauern noch eine weitere Halbe Wein ab. Wein habe er aber jetzt genug, meinte er. Es wäre ihm lieber, wenn sein Gewinn in Schnaps umgewechselt würde. „Aber a guater muſs 's sein! Mindestens a Kranewitter!“

Auf diese Weise war es schon fast Mitternacht geworden. Die Perlaggerpartie war auch zu Ende. Einer nach dem andern verabschiedete sich. Auch der Sagschneider schickte sich heimwärts. Schließlich war der Simerl mit der Wirtin und mit der Kellnerin, die in einer Ecke „napfezte“,[4]) allein in der Stube.

„So, iatz is 's auch Zeit, daſs i mi hoamzapf'!“[5]) sagte er. „Kellnerin, zahlen!“

Zu seiner großen und freudigen Überraschung erfuhr er jedoch, daſs der Sagschneider bereits seine ganze Zeche berichtigt hatte. „Es gibt do no guate Leut' auf der Welt!“ erklärte der Simerl gerührt und erhob sich von seinem Stuhl, um die Stubenthür zu suchen.

---

[1]) Kartenspiel. [2]) Tiroler Kartenspiel. [3]) Eingeheizt. [4]) Einnickte. [5]) Heimmache.

Mit den Worten: „Du wirst do nit bei dem grauslichen Wetter no so an weiten Weg machen wollen?“ suchte ihn die Löwenwirtin zurückzuhalten. „Du kannst ja bei uns übernachten!“

„Dös gieng' mir ab!“ rief der Simerl lustig. „I muss schaun, dass i vor Tagsanbruch hoamlich in mei' Armenkenschen[1]) z'ruckkomm'! Wenn dö mi in der Frnah nit finden, lasst mit der Vorsteher am End' gar durch'n Nachtwachter austrommeln, ob niamand an Simerl g'funden hat, weil sie mi alle mitanander zum Fressen gern haben!“

Sprach's und war bei der Thür draußen. Im Anfang wollte es mit dem Gehwerk nicht sonderlich gelingen. Der Simerl hatte entschieden zu viel aufgeladen. Bevor er das Ende des Dorfes erreichte, purzelte er einigemale in den weichen Schnee, raffte sich aber immer wieder energisch empor. Es war ihm ganz glückselig zumuthe. Einen prächtigen Tag hatte er gehabt und dabei keinen Kreuzer Geld gebraucht! Was wollte er noch mehr? Den ganzen Gulden trug er noch im Sack!

Holdrioh! Ein heller Juchzer entrang sich der Kehle des Alten. Das war ja heute ein Leben wie im Himmel.

Zu schneien hatte es aufgehört, aber eisig pfiff der Wind von den Fernern. Den Simerl begann es ordentlich zu frieren. Dabei wurde er aber nüchtern und verfolgte ziemlich stetig seinen Weg. Gegen vier Stunden mochte er so im Schnee dahingewatet sein, als er aus der Ferne schon die Umrisse seines Dorfes auftauchen sah.

Jetzt könnte er wohl ein wenig rasten, dachte sich der Simerl, denn er war „hundsmüd“ geworden. Er hatte gerade eine kleine Waldblöße passiert und ließ sich auf einen beschneiten Baumstrunk nieder. Das that ihm wohl. Er begann ordentlich „auszuschnaufen“ von dem weiten Weg. Und kalt war ihm auch lange nicht mehr so. Ein wahres Gefühl der Behaglichkeit war über seine „zerlatterten“[2]) Knochen gekommen.

Da klang es dem Simerl, als ob aus dem Dorf herauf Glockengeläute zu ihm geflogen käme. „Jessas!“ dachte er. „Läuten sie gar schon zur Frnahmess'! Da mag i schaun, dass i hoamkomm'! Sonst setzt's an Eselssturm ab!“

Er öffnete mühsam die Augen. Die ganze Gegend kam ihm völlig „spanisch“ vor. Wenn man ihn auf der Stelle erschlagen hätte, er würde es nicht gewusst haben, ob es noch Nacht oder schon heller Tag sei. Von dem Wald ihm gegenüber gieng ein großmächtiger lichter Schein aus, der immer näher auf ihn zukam. Dem Simerl wurde immer ängstlicher zu Muthe. Er wäre am liebsten davongelaufen, wenn er von dem Baumstrunk losgekonnt hätte.

Jetzt vermochte er in dem Lichtschein die Gestalt eines großen Mannes zu unterscheiden, der mit langsamen Schritten auf ihn zugieng.

[1]) Armenhaus. [2]) Ermüdeten.

Nun stand der Fremde vor ihm. Er trug ein weißes Gewand, das ihm bis an die Knöchel reichte. Unten schien dem Simerl ein goldener Saum um das Gewand zu laufen. Ein wallender Bart und langes, auf die Schultern niederfallendes Haar umrahmten Antlitz und Haupt des Mannes.

Der Simerl erhob sich jetzt und küßte dem Fremden die Hand. „Gelobt sei Jesus Christus! murmelte er zitternd.

„In Ewigkeit, Amen!" erwiderte der Fremde mit einer klaren Stimme. Und wieder war es, als ob vom Thale herauf ein gewaltiger Glockenklang dränge und mächtig anschwellend die ganze Welt erfüllte.

„Ihr seid's wohl a hochwürdiger Herr?" wagte der Simerl die schüchterne Frage.

„Ich bin dein Herr!" erwiderte der Fremde schlicht.

„Ihr seid's wohl nicht von da daheim?" fragte der Alte wieder. „Wia kommt's denn in dö Gegend?"

„Ich bin von den Todten auferstanden und bringe dir den Frieden!" ließ sich die Stimme des Fremden vernehmen, dessen Gestalt unter den Waldbäumen zu wachsen schien ins Unendliche.

Ein heftiges Zittern befiel den Armenhäusler. Er sank auf die Knie und streckte die Hände flehend zu der lichten Gestalt vor ihm empor. „Mein Gott! Mein Gott!" brachte er mit halb erstickter Stimme hervor. „Nachher seid's Ihr ja unser Herr selber! Und i hab' die Frnahmeß' versäumt! Und statt z' beten, bin i im Wirtshaus g'hockt! I bin do recht an elendiger Mensch." Der Simerl brach in ein bitterliches Weinen aus.

Da faßte ihn der Fremde an der Hand und zog ihn empor und sprach zu ihm, daß es der Alte fassen konnte: „Simerl, sei nicht verzagt. Deinen guten Tag auf der Welt hast du eingebracht. Willst du jetzt nicht mit mir kommen?"

„Unser lieber Herr und Gott! Ihr wollt's mi mitnehmen, mi tadelhaftigen Menschen! So guat seid's mit mir, — und i weiß nit, wia i's verdian'!" schluchzte der Alte. „I bin ja nia was g'wesen und hab' ja nia was ausg'richt't auf derer Welt hermten! I bin ja meiner Lebtag' grad' so a verlorn'es Schaf g'wesen!"

„Ich bin der gute Hirt! Und die letzten werden die ersten sein!" ertönte da wieder die Stimme des Fremden. Der Alte gieng mit gesenktem Haupt mit. Es war ihm so friedlich und still im Herzen geworden. So gut und so feierlich hatte sein ganzes Leben lang noch niemand zu ihm gesprochen.

Und sie wanderten den Berg aufwärts — ins Unendliche — viel weiter, als Menschenfüße tragen, — drunten im Dorf aber läutete es zur Wandlung bei der Frühmesse am Ostersonntag. — —

Ausgetrommelt haben sie den Simerl nicht, als man ihn nicht mehr im Armenhaus traf. Aber schon am Vormittag des Ostersonntags

fand man ihn todt am Waldrand droben. Der herbeigeholte Gemeindearzt von Fügen im Zillerthal constatierte einen Herzschlag. Der fremde Maler war auch dabei, als man den alten Armenhäusler brachte.

Da man den Silbergulden beim Simerl fand, meinte einer: „Dös is grad' a Trinkgeld für'n Todtengräber!"

„Nix da!" entschied der Armenvater. „Dafür lassen wir dem Simerl a Meß' lesen! Er wird's nothwendig g'nuag brauchen können!"

Der rothe Thomas.

Eine Erzählung aus dem Hochlande von **M. Perschitz.**

(Schluss.)

Ich will mich kurz fassen, so kurz, als ich es darf, um dir nichts zu verschweigen", begann sie nach einer Pause, während welcher Lerner unverwandt seine Blicke auf sie gerichtet hatte.

„Du hättest es gerne gesehen, wenn ich dem Sollinger Martin mein Jawort gegeben hätte, und ich sagte: „Nein!" weil — mein Herz einem anderen gehörte, dem Ingenieur Halm!"

„Halm! Ihm, einem Manne, der schon Bräutigam ist!" rief Lerner im Tone der Verwunderung und des Tadels.

„Als er sich um mich bewarb, wusste ich nicht, dass er verlobt sei und glaubte es nicht, auch dir nicht, Vater, bis mich ein Brief seiner Braut, der in meine Hände gerieth und den ich in meiner Angst öffnete, von der Richtigkeit dieser Thatsache überzeugte. Dieser Brief machte mir klar, dass der Elende, den ich für treu und edel hielt, mich betrogen hatte. Ich kann nicht mehr das Weib eines andern werden, und darum wollte ich in den Tod!"

Sie hatte diese letzten Worte mit einem fast schrilleuden Tone hervorgestoßen, der den unsagbaren Schmerz um den Verlust ihrer Ehre verrieth, und der Lerner bis in das Mark der Seele drang. Seine kräftige Gestalt durchlief ein Zittern, als hätte ihn ein Nervenkrampf befallen, auf einen Blitzstrahl aus heiterm Himmel wäre er eher gefasst gewesen, als auf dieses Wort!

Sie, seine Gabi, seine Freude und sein Stolz, sie das Opfer eines Verführers! Hatte er wirklich recht verstanden, es schien ihm nicht möglich, ein Traum! ein Phantasiegebilde! Eine Rückkehr des Fiebers seiner Tochter, alle diese Gedanken durchkreuzten seinen Kopf, und doch konnte ihn keiner von der Wahrheit des Entsetzlichen retten; er musste es glauben. Da lag das Haupt seines Kindes auf seiner Hand, und ihre Thränen benetzten seine Finger.

Ein grenzenloser Aufruhr durchtobte sein Inneres, seine Stirne verfinsterte sich, und mit einer heftigen Bewegung riss er seine Hand zurück, erhob sich und wollte das Zimmer verlassen.

Schon hatte er die Thürklinke in der Hand, als der gellende Ausruf: „Vater!“ sein Ohr erreichte.

Es war ein Schrei, der die Macht jenes Aufruhrs übertäubte, dem er sich überlassen hatte; ein Schrei, der ihm sagte, dass jenes Mädchen dort, das mit emporgehobenen Händen sich im Bette aufgerichtet hatte, seine Gabi sei, die ihm, ihrem Vater, beichten wollte, ihm noch mehr als selbst dem gottgeweihten Priester ihr Vertrauen schenkte.

Erschüttert blieb er an der Schwelle stehen, er, der starke Mann, musste sich einen Augenblick an den Thürpfosten lehnen, als bedürfe er einer Stütze.

„Vater!“ wiederholte Gabi, „Höre mich zu Ende, und dann erst sprich dein Urtheil!“

„Du bist noch nicht zu Ende? Was soll ich noch zu hören bekommen?“ fragte Lerner und trat näher.

„Du kennst meine Schuld und die desjenigen, der mich dazu verleitete, du musst auch den kennen lernen, der diese Schuld auf sich nehmen wollte“, fügte sie mit leuchtenden Augen hinzu.

Lerner sah überrascht empor.

Deine Schuld auf sich! Wie soll ich das verstehen? Willst du —“

„Ich will dir die ganze Wahrheit sagen, Vater“, unterbrach ihn Gabi rasch. „Thomas wollte sich für mich opfern, er ist es, der meinen Selbstmord verhinderte, den ich auf der Platte vor der Breitwehrspitze begehen wollte. Ich war daran, in den Abgrund hinunterzuspringen und —“

„Hinunterspringen!“ rief Lerner, und breitete, durch die Wirkung dieses Wortes momentan in die Gegenwart jenes Augenblickes geführt, wie zum Schutze seine Arme aus. Hinunterspringen! Das war dasselbe Wort, das er so oft aus Gabis Munde gehört hatte, als diese in ihren Fieberträumen darniederlag. Jetzt hatte er den Schlüssel zu dem ihm unerklärlichen Räthsel, jetzt wusste er, warum jenes Wort stets mit dem Namen des Knechtes in Verbindung stand.

Gabi ließ ihm keine Zeit, eine Frage zu stellen. Sie berichtete ihm wortgetreu ihre Unterredung mit Thomas an jenem verhängnisvollen Orte.

Je länger sie sprach, desto fliegender wurde ihr Athem, desto mehr färbten sich ihre Wangen mit der Röthe zunehmender Aufregung, und ihre Augen erglühten in dem Feuer eines tief empfundenen Gefühles, das mit unwiderstehlicher Gewalt in der Brust ihres Vaters sein Echo fand.

„Als er mir die Versicherung gegeben hatte, dass er noch nach meinem Tode meine Ehre retten wollte und er mir den Weg zu dem Abgrunde freigab", schloss sie ihren Bericht, hob sich meine Brust, als wäre sie von einem unsagbaren Drucke befreit, ich wollte ihm für eine solche Liebe danken, die er in dem Augenblicke bekannte, wo ich durch meinen Vorsatz, mich zu tödten, gezwungen war, ihm zu gestehen, dass ich — ! Vater! das ist die Treue, nach der sich mein Herz stets so glühend heiß gesehnt, die Treue, so echt wie das Gold an dem Kreuzchen meiner Mutter."

„Hier! Hier! ist das Kreuzchen!" (sie zog es aus ihrem Busen hervor) „das Kreuzchen, das ich verloren und Thomas gefunden hatte, Vater! Ich habe mehr als dieses Kreuz verloren und durch sein Handeln die Reue gefunden, die Reue über meine Schuld. Ich kann und werde nie mehr Hand an mich legen, jetzt weißt du alles, jetzt sprich dein Urtheil! — "

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und sank in die Kissen zurück.

Minutenlang stand Lerner regungslos. Er schien zu Stein geworden, und nur ein leises Zucken seiner Gesichtsmuskel verrieth die Wirkung des Gehörten.

Er warf einen langen Blick auf das vor ihm liegende Mädchen, es war ein Blick, durch dessen Strenge die Angst des Vaters um das Leben seines Kindes hindurchleuchtete, dann schloss er, wie von einem plötzlichen Schmerze betroffen, einen Moment die Lider und sagte, dicht an Gabis Bett herantretend: „Ich werde nicht durch das Wort, ich werde durch die That mein Urtheil sprechen." —

Mehr als eine Stunde war Lerner in der Unterstube auf- und niedergegangen.

Er hatte Broni den Auftrag gegeben, niemanden zu ihm zu lassen und blieb auch ungestört, allein mit seinen Gefühlen und Gedanken.

Jedes Wort, das Gabi zu ihm gesprochen, der Ton ihrer Stimme, der ganze Ausdruck ihres Wesens, alles stand vor seinem geistigen Auge gegenwärtig, jedes behauptete bei ihm sein Recht, unterstützte und bekämpfte sich mit seinen Gegensätzen, und beugte sich doch vor dem Entschlusse, den er bereits gefasst hatte und den er auszuführen bereit war.

„Es muss so sein", sagte er stehen bleibend mit einem schweren Seufzer zu sich, „es kommt mir hart an, in seinen Augen den Schein eines Komödianten auf mich zu nehmen, der, nur durch das Schicksal gezwungen, zu diesem Auskunftsmittel greift. In dieser Hinsicht muss ich mich vor ihm demüthigen, das ist bitter, doch ich muss.... ich muss!"

Er trat an das Fenster, winkte einer Magd und ließ Thomas zu sich bescheiden.

Als dieser in das Zimmer eintrat, gieng ihm Lerner entgegen, legte eine Hand auf dessen Schulter und sah ihm fest in das Auge. Noch nie in seinem Leben hatte er diesen Knecht so scharf angeblickt, wie jetzt, auch er war der Meinung gewesen, Thomas sei ein harmloser, aber schwachsinniger Mensch, dem er das nie zugetraut hätte, was er über ihn von Gabi erfahren hatte.

Jetzt lag ihm alles daran, die Bestätigung der Wahrheit ihrer Worte von ihm zu hören, und deshalb war er gewillt, ganz unvermittelt auf sein Ziel loszugehen.

„Thomas!" begann er, einen Schritt zurücktretend. „Gabi hat mir erzählt, was zwischen dir und ihr auf der Platte vor der Breitwehrspitze vorgefallen ist."

„Sie hat es Euch erzählt!" rief Thomas, in dessen Zügen sich unverhohlenes Erschrecken malte.

„Warum erstaunst du darüber? Weshalb hätte sie es nicht thun sollen?" fragte Lerner mit Nachdruck. „Das, was du von meiner Tochter weißt, darf doch ich, ihr Vater, auch erfahren!"

„Das wohl, gewiss, das sollte so sein!" stimmte Thomas zaghaft bei, „aber —"

„Kein Aber!" fiel ihm Lerner rasch in das Wort.

„Ich weiß, was du einwenden willst, und dein Bedenken macht deiner Gesinnung Ehre, sie ist deines Entschlusses würdig, für Gabi einzutreten. Thomas! Ich spreche zu dir nicht wie der Herr zu seinem Knechte, sondern wie der Mann zum Manne. Ohne Umschweife! Willst du meine Gabi zur Frau?"

Thomas zuckte zusammen.

Hatte ihn diese ungeahnte Frage überrascht, oder war es ein anderer Gedanke, der ihn peinlich berührte, er senkte den Kopf, und wie von einem bitteren Schmerze berührt, sagte er halblaut zu sich: „Ich und die Gabi! —"

Jetzt war der Augenblick gekommen, den Lerner in seinen Erwägungen so sehr gefürchtet hatte, in seiner Frage lag der Schein eines niederen Beweggrundes, dessen ihn Thomas fähig halten konnte, und dessen ausweichende Antwort jenes Bedenken nicht zu beseitigen vermochte.

„Soll ich weitersprechen, ehe ich Gewissheit über seine Auffassung habe, nein, um keinen Preis!" sagte sich Lerner, und hielt Thomas seine Hand hin.

„Hast du Vertrauen zu mir und glaubst du meinen Worten, ehe ich sie dir begründet habe", so schlage ein, wenn nicht, dann gehe mit Gott und denke, ich hätte jene Frage nie an dich gestellt."

„Ich vertraue und glaube Euch wie mir selbst", rief Thomas einschlagend, in einem Tone, der die Wahrheit seiner Gesinnung außer jeden Zweifel stellte.

Lerner athmete erleichtert auf, jetzt konnte er sprechen.

„Du bist schon geraume Zeit in meinem Dienste, und doch habe ich dich nicht gekannt. In meinen Augen warst du ein Knecht, auf den ich noch weniger gab, als auf manchen anderen, und darum wäre auch meine Wahl bei der Frage nach einem Manne für Gabi — ich gestehe es dir unumwunden zu — nie auf dich gefallen. Heute kenne ich dich, und heute trag' ich dir meine Tochter an, nicht weil sie ein von einem Elenden bethörtes Mädchen ist, nein, Thomas, ich will dich nicht zum Deckmantel für Gabis Schuld herunterwürdigen. Ehe ich dir gegenüber auf diesen Gedanken verfallen könnte, ehe würde ich als Bettler das Land durchziehen. Ich trage dir Gabi an, weil es auf der weiten Welt keinen zweiten gibt, der für ihre Schuld ein größeres Opfer zu bringen bereit war, als wie du!"

„Ein Opfer!" rief Thomas. „Nein, glaubt mir, was ich gethan, fiel mir nicht schwer. Was wäre an meinem Leben gelegen, wenn es ihr Glück und Friede bringt. Ihr wollt, ich soll ihr Mann werden! Was nützt Euch Euer Wille, von der Platte vor der Breitwehrspitze habe ich sie herabgebracht, einmal gelang es mir, sie zu retten, doch dieses einemal —"

„Hat genügt, sie für immer von dem Gedanken loszusagen, sich das Leben zu nehmen", unterbrach ihn Lerner mit starker Betonung seiner Worte. Jetzt kannte er den Grund von Thomas ausweichendem Zögern, und er beeilte sich, dessen Bedenken zu zerstreuen.

„Sie hat es mir zugeschworen, am Leben zu bleiben und sich meinem Urtheile zu unterwerfen, und sie wird diesen Schwur halten, dafür stehe ich ein", fügte er mit Entschiedenheit hinzu.

„Geschworen, sich nicht zu tödten! Das ist mein Werk, mein Werk!" schrie Thomas laut auf und schlug wie zum Dankgebete die Hände ineinander.

„Dein Werk!" wiederholte Lerner, „und darum lege ich ihr Geschick in deine Hand. Ich komme auf meine erste Frage zurück: Willst du der Mann meiner Gabi werden? Sagst du: Nein, dann muss sie fort, wir haben Klöster genug in unserem Lande. Jetzt sprich auch zu mir dein letztes Wort, wie du es ihr gegenüber an dem Abgrunde gethan hast: Ja! oder Nein!"

Er hatte mit dem ganzen unerschütterlichen Ernste seines Wesens gesprochen, und seine Blicke richteten sich forschend auf Thomas, dessen Gestalt ein leises Zittern durchlief.

„Ich! ich würde wollen, ich: Ja!" stieß er mit freudigem Erbeben seiner Stimme hervor, „ich! — aber Gabi! — dass sie g'fehlt hat, ist keine Sünde nach meiner Ansicht, es war die Liab zu jenem Mann' die Schuld, und der Liab verzeiht man viel! — — Du legst

ihr Schicksal in meine Hand, nein, ich lehne das ab. Auf dein Wort hin möchte die Gabi ‚Ja' sagen, heute schon, das glaube ich wohl, sie gienge mit mir zum Altar, aber es wäre doch ein Zwang, und zwingen möcht ich sie nicht, denn dann wär' meine Schuld größer als die ihre!"

Er hatte kaum ausgesprochen, so fühlte er sich fest von den Armen Lerners umschlossen, der ihn an seine Brust drückte. Die Züge des Hofmühlbauern zeigten eine unaussprechliche Rührung, und eine Thräne trat aus dem Auge des sonst so seelenstarken Mannes.

„Du willst das Opfer deines Herzens neben das Opfer deiner Ehre stellen!" sagte er, kaum fähig zu sprechen, „sei unbesorgt, Thomas, jetzt, wo dein Jawort mich berechtigt, darf ich dir sagen, daſs in Gabis Herzen die gleiche Liab zu dir lebt, die du ihr entgegenbringst. Geh hinauf zu ihr und sag ihr, ich, ihr Vater, schick' ihr durch dich ihr Urtheil zu. Frag' sie so offen, wie ich dich fragte, frag' sie: Willst du mein Weib werden? und sie wird dir antworten: Ich will, denn ich lebe nur, um dich nicht zu zwingen, dein Wort zur That zu machen. — — Geh! Thomas, geh und laſs mich jetzt allein! — Geh!" setzte er mit einem kräftigen Händedrucke hinzu.

„Ich gehe!" rief dieser aufjubelnd und stürzte hinaus.

„Die Aufgabe habe ich glücklich gelöst!" sagte sich Lerner, nach langer Pause seine Bewegung bemeisternd, jetzt gilt es die zweite Pflicht, ein Wort mit dem zu reden, der ein so ehrloſes Spiel mit Mädchenherzen treibt.

IX.

In der nächsten Woche war die Hofmühle mehr als je Gegenstand des Gespräches von Goſſensaſs.

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht: „der rothe Thomas sei der Bräutigam der Gabi", von Munde zu Munde verbreitet. Anfänglich gab es spöttische Mienen, wenn man davon hörte, man hielt diese Mittheilung für einen losen Scherz, und erst als Lerner selbst auf eine an ihn gerichtete Anspielung im Tone zweifellosesten Ernstes die Wahrheit dieser Thatsache bestätigte, muſste man das für unmöglich Gehaltene glauben.

„Der Thomas und die Gabi! —"

Noch nie wurde Broni mit so viel Fragen bestürmt, wie in diesen Tagen, doch auch sie vermochte über dieses Räthsel keinen Aufschluſs zu geben.

„Laſst mich in Ruhe, ich weiß selbst nicht mehr wie ihr alle!" wiederholte sie jedem, der es hören wollte, „ich war vor Schrecken starr,

als ich es von dem Hofmühlbauer erfuhr, der es mir in Gegenwart der Gabi sagte. Ich war daran, ein Kreuz zu schlagen und brachte den Arm nicht in die Höhe, wie ich Gabi anblickte. Ich sage euch, ihre Augen leuchteten vor Freude, und so wie damals habe ich sie noch nie lächeln gesehen, sie ist so glücklich, als wäre der Thomas der schönste Bursche im ganzen Orte, als hätte er ein ganz Lehen, und sie nichts als ein ganzes Kleid am Leibe. Der liebe Gott mag wissen, wie das gekommen ist, ich habe keine Ahnung, und aus der Gabi bringt man nichts heraus. ‚Er hat mir das Leben gerettet, Broni', sagte sie zu mir, und das war alles. Du mein Herr im Himmel! Das ist schon wahr, ich selbst habe es ihr erzählt, aber musste sie ihn deshalb heiraten, ist der Hofmühlbauer etwa nicht reich genug, um dem Thomas irgendein Anwesen zu kaufen, wenn er recht großmüthig sein wollte! Aber so geht es, wenn man mich, eine alte, erfahrene Person, nicht fragt. Die Gabi hat ihren Kopf, nun, es hat ihn just der Bauer auch — aber diesmal war der ihrige doch noch fester, und sie hat es durchgesetzt. So war es, so und nicht anders!"

In dieser Weise plauderte die Alte im Kreise ihrer Bekannten, wo ihre Worte den vollsten Anklang fanden.

Jung und alt war darüber einig, dass diese Heirat „kein gutthun" könne. Die Gabi werde es bald bereuen, sozusagen zum Trotz aller anderen Burschen dem rothen Thomas zum Altare zu folgen, hieß es allgemein, und besonders waren es die jungen Männer, die dieser Ansicht unverhohlenen Ausdruck gaben.

Die Burschen steckten mehr als je die Köpfe zusammen, und noch nie sah man mehr höhnisches Gelächter in ihren Mienen, als eben jetzt, wo die beiden Namen: Thomas und Gabi das Schlagwort ihres übel angebrachten Witzes bildeten. Es war Grund genug für sie, ihrer Spottsucht die Zügel schießen zu lassen, einer suchte den andern zu überbieten, und je mehr einer im Stillen daran gedacht hatte, es werde zwischen ihm und der Gabi doch noch „etwas werden", desto rücksichtsloser war seine Sprache.

Nur einer machte eine Ausnahme von ihnen, und zwar gerade derjenige, der nach dem Wunsche des Hofmühlbauern der Mann der Gabi hätte werden sollen, der Sollinger Martin.

Es war für Lerner kein angenehmer Augenblick, als er in Sterzing in dem Hause seines alten Freundes erschien, um dem Martin mitzutheilen, dass er auf die Gabi nicht mehr rechnen dürfe. Er hatte den Jungen lieb, und eben darum unterzog er sich selbst der Aufgabe, ihn davon in Kenntnis zu setzen, ehe das Geschwätz der Leute auch bis auf den Sollingerhof gedrungen wäre.

„Ich bin dir im Worte geblieben, Martin!" sagte er mit einem kräftigen Händedrucke zu diesem, „mir darfst du keine Schuld beimessen,

daſs es anders gekommen iſt, aber ich muſste der Gabi freie Wahl laſſen, und dieſe iſt auf Thomas, ihren Lebensretter, gefallen. ‚Nein!‘ konnte und wollte ich nicht ſagen, denn ſie hat ihn wirklich von Herzen lieb, es hat ſich alſo nichts für dich thun laſſen. Ich will dich nicht tröſten, denn dein Troſt muſs aus dir ſelber kommen, und er wird kommen, deſſen bin ich gewiſs.

Er hatte dieſe Worte mit warmer Herzlichkeit geſprochen, und ſie fielen bei Martin nicht auf unfruchtbaren Boden.

Er ließ zwar den Kopf ſinken, man las es in ſeiner Miene, wie ſehr es ihm nahe gieng, jetzt, wo er ſich faſt an ſeinem Ziele glaubte, dasſelbe für immer verlieren zu müſſen, dennoch bewieſen ſeine Äußerungen nichts von Neid oder Miſsgunſt gegen Thomas. Er war eben ein wahrhaft guter Menſch, der, wenn auch mit einem ſchweren Seufzer über ſeine zu Grabe getragenen Hoffnungen, Gabi alles Glück auch in den Armen eines anderen gönnte.

Von dieſem Gefühle beſeelt, fand er noch Worte tief gefühlter Empfindung ſeinem Vater gegenüber, der Lerners Mittheilungen mit froſtiger Kälte aufgenommen hatte, und auch nicht, wie er es ſonſt zu thun pflegte, deſſen Beſuch zu verlängern ſuchte.

„Der Alte hat mir ſeine Freundſchaft entzogen“, ſagte ſich Lerner, als er den Sollingerhof verlaſſen hatte und auf der Straße dahinfuhr, „die verlorene Ausſicht auf meinen Grundbeſitz für ſeinen Sohn wird er mir nie verzeihen. Je nun, ich verdenke es ihm nicht, jeder Vater wünſcht das Beſte für ſein Kind, und ihm gilt ſein Martin nicht weniger als mir meine Gabi.“

Die Straße muſste einen Hügel überſetzen, die Pferde giengen im Schritte, Lerner lehnte ſich in ſeinen Sitz zurück und überließ ſich ſeinen Gedanken.

Er war auf dem Wege nach jenem Dörfchen begriffen, wo ſich Halm, den er zu ſprechen beabſichtigte, aufhalten muſste.

Gabi hatte ihm ihre Unterredung mit dieſem und die Entlarvung des Elenden geſchildert. Wie ſchwer auch Lerner die Verführung ſeiner Tochter empfand, ſo ſchien ihm doch das Gericht, das dieſe über jenen Menſchen gehalten hatte, wenn auch nicht als Sühne, ſo doch als einen ihr würdigen Abſchluſs jedweder Verbindung genügend. Nicht um Gabi willen wollte er mit dem Ingenieur zuſammentreffen, es lag ihm ferne, dieſen mit Vorwürfen, Zornesausbrüchen oder gar mit Thätlichkeiten entgegenzutreten, er wünſchte keine Scenen hervorzurufen, die für beide Theile nur unangenehme Folgen nach ſich ziehen muſsten; für ihn gab es einen anderen Grund zu handeln, er glaubte mehr als jeder andere das Recht, ja ſogar die Pflicht zu haben, der Braut des Ingenieurs über den Charakter ihres Verlobten die Augen zu öffnen. Er wollte Halm zu einem ſchriftlichen Bekenntniſſe verhalten, das die Löſung der

Beziehungen zu seiner Braut zur Folge haben mußte, in dem Falle aber, als jener sich weigern würde, seine Selbstanklage niederzuschreiben, war er entschlossen, mit dem zukünftigen Schwiegervater des Ingenieurs direct in Verbindung zu treten.

Es war ganz derselbe Gedanke, den auch Körner gefaßt hatte und dem Lerner mit dem Vorsatze Ausdruck gab, kein zweites Opfer in die Hände dieses Wüstlings fallen zu lassen.

Er sah auf seine Uhr. In einer Stunde konnte er an seinem Ziele sein, die Pferde hatten sich wieder in Trab gesetzt und näherten sich dem Stationsgebäude, von welchem eine Abzweigung der Hauptstraße längs der schmalspurigen Schotterbahn zu dem Steinbruche hinlief.

Eben war der Wagen daran, an dem Bahnhofe vorüberzufahren, als Lerner vor dessen Eingange einen Leiterwagen gewahrte, der mit Heu ausgestopft war, auf welchem unter einer halb zurückgeschlagenen Decke eine Matraze sichtbar wurde.

„Hat sich ein Unglücksfall ereignet? Ist man gezwungen, jemanden in das Spital zu überführen?" dachte Lerner, ließ anhalten und richtete an einige Arbeiter, welche eine Tragbahre nach dem Geleise trugen, die Frage, ob etwas Besonderes vorgefallen sei!

„Ein Beamter ist von einem Schotterwagen herabgestürzt und überfahren worden, der Doctor ist mit der Draisine schon hinaus", antworteten die Männer und beeilten sich, ihren weiteren Weisungen nachzukommen.

„Armer Mensch! Die Bahn ist noch kaum im Gange und fordert schon ein Opfer!" murmelte Lerner, stieg ab und gieng auf das Gefährte zu, das den Verletzten nach dem Spitale bringen sollte. Es war ein aus Holzlatten roh gezimmerter Karren ohne Federn, der trotz des Heues und der Matraze jeden Anprall der Räder an einen Stein empfindlich machen mußte.

„Ich werde meinen Wagen zur Verfügung stellen, auf eine Stunde mehr oder weniger kommt es mir ja nicht an", sagte er zu sich und begab sich zu dem ihm bekannten Stationsleiter, der über dieses Anbot sehr erfreut war.

„Die Draisine mit dem Verwundeten ist schon avisiert worden", bemerkte er, „sie muß jeden Augenblick kommen! — Ah! — Sehen Sie, dort biegt sie schon über die Krümmung."

In der That näherte sich dieser Rollwagen, dessen Kurbel vier Männer in Bewegung setzten und dem ein zweiter kleiner Wagen angehängt war, auf dessen Plattform sich der Verletzte mit dem Arzte befand. Jetzt hielt dieses traurige Gefährte an.

„Wie steht es um den Verwundeten?" fragte der Stationsleiter, mit Lerner an den Wagen herantretend.

„Die Räder giengen ihm über beide Füße, es ist keine Hoffnung vorhanden, ihn am Leben zu erhalten, der Blutverlust war ein zu großer", antwortete der Arzt und nahm das leichte Tuch von dem Gesichte des Verletzten.

„— Halm!“ rief Lerner, einen Blick auf die vom Schmerze verzogenen bleichen Züge des Sterbenden werfend.

Hatte der Ingenieur diesen Ausruf einer ihm so gut bekannten Stimme verstanden, oder war es das letzte Aufflackern des Lebenslichtes, er schlug die Augen auf und richtete sie auf den Hofmühlbauer, der tief erschüttert vor ihm stand.

Der Mann, der ihm gegenüber so viel auf sein Gewissen genommen hatte, und dem er zum letztenmal in seinem Leben begegnen wollte, lag in Agonie vor ihm. Es war das letzte Wiedersehen, und doch, wie ganz anders war es gekommen, als es sich Lerner vorgestellt hatte!

Wollte der Sterbende den Versuch machen zu sprechen, oder war es eine Täuschung, man konnte sich nicht darüber klar werden, wohl bewegten sich seine Lippen, doch entquollen ihnen nur einige Blutstropfen, ein kurzes Röcheln wurde hörbar, dann verglaste sich sein Blick, seine Brust hob sich noch einmal zu einem schweren Seufzer, dann war die Ruhe in ihr eingekehrt, der Ingenieur war verschieden. — —

Über die Ursache dieses Unglücksfalles wurden die eingehendsten Erhebungen gepflogen, doch führten sie zu keinem positiven Resultate.

Es konnte nur festgestellt werden, dass Halm beabsichtigt hatte, mit dem Schotterzuge in die Station zu fahren und sich auf das Bremsenbrett eines der vordersten Wagen gestellt hatte.

Die mitfahrenden Arbeiter versicherten unter eidlicher Aussage, dass die Hakenstangen, die ein seitliches Hinabstürzen vermeiden sollten, eingehängt waren. Wie der Sturz erfolgen konnte, ob der Ingenieur eine ausgehoben hatte oder sonst ein unberechenbarer Zufall eingetreten war, blieb ein Räthsel, welches den Leuten zu dem Gerede Anlass bot, Halm habe sich selbst zwischen die Puffer gestürzt. In dieser Ansicht wurden viele durch das menschenscheue Wesen und den ausgesprochenen Missmuth, den der Ingenieur in der letzten Zeit zur Schau trug, bestärkt, und selbst bei Körner regten sich einige Zweifel.

Dieser hatte seit jener Stunde, wo er sich von seinem einstigen Freunde trennte, jeden Verkehr mit diesem vermieden. Er war fest entschlossen, so wie es überhaupt nur thunlich sein mochte, auf einige Tage Urlaub zu nehmen und sich zu dem Oberbaurathe Berger nach Innsbruck zu begeben, um diesen von den Beziehungen Halms zu Gabi in Kenntnis zu setzen.

„Ich muss es thun, selbst auf die Gefahr hin, für einen Denuncianten gehalten zu werden, ich weiß, dass ich mir mit diesem Schritte mehr schade als nütze, aber ich muss es um Klara willen thun.“

Diese Worte hatte er Halm als Antwort auf dessen Brief geschrieben, in welchem dieser noch einen allerletzten Versuch machte, seinen Collegen zu seinen Gunsten umzustimmen.

Heute war die Urlaubsbewilligung für Körner eingetroffen, um zehn Uhr sollte er den Steinbruch verlassen, und zwei Stunden früher ereignete sich der Unglücksfall.

„Ich glaube nicht, daſs er sich getödtet hat", sagte Körner nicht ohne tiefe Bewegung zu sich. „Ein Charakter wie der seine schreckt vor einem Selbstmorde zurück, es wäre denn, daſs ihm die Aussichtslosigkeit auf die Verwirklichung seiner hochfliegenden Pläne die Lust an dem Leben benahm. Jetzt ist er todt, jetzt hat sich meine Rolle geändert, es gibt keine Anklage, wo keine Vertheidigung möglich ist, ich werde zu schweigen wissen." — —

Monate sind verflossen.

Der Bahnbau nach Franzensfeste ist vollendet und Körner dem Bureau des Oberbaurathes zugetheilt, dessen Familie den so furchtbaren Tod des Ingenieurs auf das tiefste bedauerte.

Fräulein Clara trauert noch heute schmerzbewegt um ihren Verlobten und spricht oft und viel von ihm mit Körner, der durch Halms Tod mit der Familie Berger in nähere Beziehungen getreten war.

Sie hat den bescheidenen, gemüthvollen Mann, der seinem Vorsatze unerschütterlich treu blieb, schätzen gelernt. Ob und wann die Stunde kommen wird, in welcher Körner sagen darf: „Clara! ich habe dich als Knabe geliebt, ich liebe dich heute noch als Mann", ist wohl noch unbestimmt, doch vielleicht liegt sie in nicht zu weiter Ferne! — —

Gabi weilt nicht mehr auf der Hofmühle.

Sie ist ihrem Manne in ein anderes Haus gefolgt, das Lerner seinem Schwiegersohne verschrieben hat.

Jetzt ist die Broni wieder Oberschaffnerin, wie sie es vor Jahren war. Sie hat wieder das im stillen so oft ersehnte Recht, „die Dearndl umzumustern", und doch ist sie gedrückter als je. Sie hat sich an das Gehorchen gewöhnt, und jetzt soll sie befehlen, rasch und richtig, das will ihr nicht immer gelingen, und nicht selten läuft sie zu Gabi hinüber, um sich von dieser in „besonders schwierigen Fällen" Raths zu erholen. Sie will „diese Fahrt nach Canossa" vor Lerner nicht merken lassen, der stets vor sich hinlächelt, wenn er sie mit geschäftiger Eile davontrippeln sieht.

Auch er ist oft bei seiner Tochter, in deren Zügen er stets das Lächeln der Zufriedenheit erblickt. Nur eine Klage hat diese Thomas gegenüber ausgesprochen, den Selbstvorwurf, daſs sie es war, deren Schlag mit der Sichel ihm ein Auge raubte; doch so oft sie davon spricht, drückt sie der kräftige Mann an seine Brust und sagt zu ihr: „Jener Schlag ist mein Schicksal geworden, er hat mich an deiner Seite gelassen, mir es ermöglicht, dein Leben zu retten, und mich, den ‚rothen Thomas', zum glücklichsten Menschen gemacht."

Freundſchaft.

Wie ſo herrlich doch iſt's da droben in luſtiger Höhe!
Näher erſcheint mir
Des Äthers grünliches Blau,
Und der Wolken ſchamhaft Erröthen
Seh' ich zuerſt,
Wenn ſie der Morgen mit Roſen beſtreut,
Noch eh' er purpurn heraufſteigt
Über den Bergen,
Der Sonne lodernder Ball
Und ſieghaft mit flammendem Antlitz
Thäler und Höhen beſcheint!" —
So ſprach in des Eichbaums aufragendem Wipfel
Der Epheu,
Selbſt zum Baume geworden
An des Freundes opferwilligem Stamm,
Ihn dankbar umklammernd
In inbrünſtiger Zärtlichkeit.
„Ihm nur, dem Freunde, verdank' ich's",
So fuhr er fort
Zum Weſtwind, dem lockern Geſellen,
Dem Allerweltsſchmeichler,
Der auch ihm die treudunklen Blätter
Flatternden Sinns
Keck bekoſen gewollt.
„Ihm nur verdank ich's,
Daſs ich der Fehde des Tages entrückt
Und des Lebens Gemeinheit
Und kleinlichem Streberthum,
Daſs ich hoch von der Zinne
Stolzfeliger Einſamkeit
In Schönheit geſättigt
Schaudernd und mitleidvoll
Herniederblicke
In des Häſslichen troſtloſen Abgrund
Und des Mittelmaßes ſtolze Geblähtheit.
Da drunten
Zu Füßen des Freundes,
Nun auch zu den meinen,
Da ſchieben und drängen und wuchern
Die ich Genoſſen einſt nannte.

Steif und geſpreizt der Clematis grünweiße Sterne
In lebrigem Laub,
Das immergrün ſcheint
Und dem erſten Hauche des Herbſtes
Doch kläglich zum Opfer fällt;
Mit Wohlgeruch lockend,
Der in der Nähe alsbald
Sich wandelt in ekles Miſsduft.
Des wilden Hopfens zierlich Gerank
Im hellſammt'nen Kleide,
Leichtſinnig hüpfend
Von Äſtchen zu Äſtchen,
Von Zweig zu Zweig,
Um mit gecktger Selbſtgefälligkeit
Doch immer wieder
Koſend die Arme zu ſchlingen
Um der eignen Zweiglein ſchwankes Geflecht.
Falſch und heimtückiſch
Schleichen herbei der Cuscuta ſeidige Fäden
Mit den zierlichen Bällchen
Roſig umhauchter Blüten,
Die zackenbekrönten
Antiken Amphoren vergleichbar.
Wehe dem Wirte,
Der ahnungslos
Den lieblichen Gaſt empfängt!
Mit mörderiſchem Netz
Umſtrickt er ſchmarotzend ihn bald
Und läſst in ſeinen Adern verdorren
Des goldenen Lebens ſaftiges Mark
Und ſpäht nach neuen Opfern. —

Vergeblich ſtrebt' ich empor,
Sehnt' mich zum Licht,

Sehnt mich nach Schönheit,
Die da droben —
Ich fühlt' es in ahnungsvoller Bruſt —
Wohnen muſste,
Hoch über ihnen allen,
Die klein waren mit mir,
Aber glücklicher,
Denn ſie kannten die Sehnſucht nicht,
Die mich übermächtig empor nach der Höhe riſs,
Indes der Fuß
Bleiern am Boden klebte.
Und wie ich ſo verzweifelnd
Und hilfeſuchend um mich ſah,
Da erblickte ich ihn —
Ihn, den ſtolzen Stamm,
Der in der ſchwarzen Erde wurzelte,
Wie ich,
Und doch mit dem breiten Wipfel
Stolz in die Sonne ſchaute,
In die rothe, glühende, herrliche Sonne.
Ihn umklammerte ich und flehte:
„O trag mich empor,
Du Stolzer,
Himmelaufragender,
Nur ein Stückchen trag' mich empor
Aus der Alltäglichkeit vergiftendem Sumpf,
Daſs ich ſie athme
Mit lechzenden Lungen,
Einmal nur athme
Die lebendige Luft deiner Höhe,
Deiner lachenden Einſamkeit!"
Und ſieh! Er verſchmähte mich nicht
Und ſchenkte mir von ſeinem Reichthum,
Wie Könige ſchenken.
Sieh mich an!
Nur in der Höhe vermocht' ich zu blüh'n —
Und er gab ſie mir — dieſe Höhe —
Und nun blühe ich,
Ein ſelig Geſchöpf von ſeinen Gnaden,
Und trinke mit dürſtenden Poren
Schönheit, Leben und Licht." —
So ſprach der Epheu,
Und feſter noch ſchlang er die Arme
Um des Freundes mächtigen Stamm,
Der ihm zum Retter geworden
Aus troſtloſer Nacht
Und ihn emporgeführt zu lachender Höhe.

Jenny von Reuß.

Prinz Johann und Proleſch-Oſten.

In Graz auf dem Hauptplatz ſteht das Erzherzog Johann-Denkmal. Jüngere Geſchlechter hören, Erzherzog Johann von Öſterreich ſei ein Wohlthäter der Steiermark geweſen — und laſſen es damit gut ſein. Fürſtliches Hinneigen zum gemeinen Volk, prinzliche Weisheit ſchreibt man ja gleich doppelt gut, er war halt ein wohlwollender Mann, der in Steiermark Beſitzungen gehabt und in Steiermark ſein Haus gegründet hat. — Nein, mit ſolchen Gemeinplätzen könnte man den Erzherzog Johann nicht abthun. Dieſer Prinz war ein bedeutender Mann durch und durch, klug und weitblickend, Menſchenfreund, und ein goldener Charakter. Zum Herrſcher hatte ihm freilich eines gefehlt — der Ehrgeiz nach der Krone. Zu den zahlreich vorhandenen Urkunden über den merkwürdigen Mann iſt jüngſt eine neue, hoch beachtenswerte erſchienen: Der Briefwechſel zwiſchen Erzherzog Johann von Öſterreich und Anton Graf v. Proleſch-Oſten. Herausgegeben von Dr. Anton Schloſſar. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1898.) Sie bringt uns den Prinzen

womöglich noch näher und macht uns mit einem anderen ausgezeichneten Steiermärker bekannt. Prokesch-Osten, ein geborener Grazer, war in den Dreißiger und Vierziger Jahren österreichischer Minister in Griechenland, bei dem jungen bairischen König Otto I. und gegen Ende der Vierziger Jahre österreichischer Gesandter in Berlin. In dieser Zeit läuft die Correspondenz zwischen ihm und dem Prinzen, der — obschon er sich die meiste Zeit, zurückgezogen in den Alpen, culturellen Aufgaben widmete — für die große Politik lebendigstes Interesse und ein gewisses Verständnis hatte. Besonders Griechenland und der junge griechische König lagen ihm am Herzen. Er hatte 1837 den griechischen Hof persönlich besucht. Sein Tagebuch über diesen Aufenthalt in Athen, seine Schilderung der Zustände, seine Unterredungen mit dem charakterschwachen, kleinlich denkenden König, seine Charakterisierung verschiedener Persönlichkeiten daselbst müssen wohl zu den fesselndsten Stücken dieser Memoiren gezählt werden. Das Tagebuch ist dem Briefwechsel beigegeben, das Ganze vom gelehrten Herausgeber mit Anmerkungen, Erläuterungen, Actenstücken und Auszügen reich und gründlich versehen.

Johann hat den Gesandten in Griechenland und die Politik dort nicht unwesentlich beeinflusst, seine klare Auffassung der Dinge war für Prokesch vielfach maßgebend und hat sogar mehrmals an dem Indifferentismus des Königs gerüttelt. Johann hatte für das Volk der Griechen, das er einmal mit den Älplern am Fuße der Gletscher vergleicht, eine besondere Vorliebe und hätte es in seiner ursprünglichen Tüchtigkeit erhalten wissen mögen. Uns liegt noch näher das, was der Prinz über die von ihm so heiß geliebten Alpenländer, seine Familie und seine Anschauungen dem Freunde in Athen schreibt, und so mögen hier einige Auszüge aus dem Briefwechsel folgen.

Am 12. Juli 1838 schreibt Johann von Vordernberg aus unter anderem:

Morgen verlasse ich Vordernberg und begebe mich nach Gastein, wo ich den Zeitpunkt der Reise des Kaisers abwarten will. Am 7. August bin ich in St. Johann in Tirol, wohin der Kaiser am 8. eintreffen wird. Dann begleite ich ihn durch Tirol bis auf die Höhe des Stilfser Joches, wo er dann Italien betritt und mein Bruder Rainer ihn begleiten wird. Ich folge dann nach Mailand nach. In Innsbruck werde ich wieder das treue Volk versammelt huldigen sehen. Alte, Junge vereint, die Tage des Aufenthaltes in dieser Provinz für mich sehr ernst. Ich schreibe Ihnen darüber, wenn es vorüber sein wird. In Italien wird es Feste geben, Pracht und Reichthum sich zeigen. Unter diesen Festen haben für mich jene Venedigs noch das Anziehendste. Lage, Erinnerungen aller Art, und ein gutes Volk. Aber sei es eine vorgefaßte Meinung von mir, deren ich mich nicht schäme, so gestehe ich es aufrichtig, alles, was ich unter dem milden Himmel in jenen Städten wiederholet sehen werde, wird nicht jenen Eindruck auf mich machen, und mich so bewegen, als das einfache, derb Herzliche der Bewohner unserer Alpen von Rhätien bis Ungarns Grenze. Ob nun der Kaiser von Venedig aus, welches derselbe in der zweiten Hälfte des Octobers

verläßt, noch über Triest, Laibach, Graz, oder geraden Wegs zurückkehrt, ist noch nicht entschieden. Im ersteren Falle begleite ich denselben von Triest aus bis an den Semmering; aber unter welchen ungünstigen Umständen wird sich das Land zeigen, im November, wo kein Blatt an den Bäumen, kein Gras mehr auf den Wiesen zu sehen ist, wo es regnet, schneit, wo kurze Tage, wo die Weingärten öde sind, und wo es nur am warmen Stubenofen im Kreise der Seinigen und guter Freunde heimlich ist. Wie unter solchen Verhältnissen Land und Leute zeigen, sonst haben wir ja nichts, denn arm sind wir, und wie auftreten nach der Pracht Italiens. Darum wäre es besser, wenn der Besuch Innerösterreichs für das nächste Jahr im Juni verschoben würde, wo wir dann es mit jedem Nachbarlande aufnehmen können, denn die Natur und die Leute sind bei uns viel wert.

Leben Sie recht wohl! Gedenken Sie meiner auf der langen Hofreise und halten Sie sich bereit, manchmal darüber von mir zu erfahren.

Ihr Johann.

Prokesch in Athen hatte einen Brief vom 27. August 1836 so zu beginnen:

Ich kann Euerer Kaiserlichen Hoheit heute nur mit gebrochenem Herzen schreiben, denn ich habe in diesem traurigen Lande abermals eines meiner Kinder zum Opfer bringen müssen. Mein schöner dreijähriger Knabe, der Trost meiner armen Frau und meine Hoffnung, wurde vor wenigen Tagen dahingerafft und ich habe ihn zu seinem Bruder in die Erde gelegt. Nahrungssorgen und solche Verluste, das sind die Blüten meiner Bemühungen auf diesem heißen, fremden Boden! Mir bricht der Muth und ich bereue den Tag, da ich das Vaterland und meine einfachen Verhältnisse verließ, um unter Ehren einer hoffnungslosen Zukunft entgegenzugehen!

Besonders bemerkenswert ein Brief Johanns vom 14. December aus Graz:

Nach langem Stillschweigen bekommen Sie durch dieses Schreiben Nachrichten von mir. Regelmäßig erhielt ich Ihre Briefe, welche mir immer sehr lieb sind. Ich erfahre doch die Wahrheit, wie es in jenem Lande ist, was Sie bewohnen. Herzlichen Antheil habe ich an allem genommen, was Sie betrifft. Möge Ihnen auf jede Weise reichlicher Ersatz werden für alles, was Sie gelitten; möchten Sie doch einmal wieder die Heimat sehen, eine Heimat, bewohnt von Menschen, deren Herz nicht vergißt und des Landsmannes treu gedenket, welcher, obgleich entfernt, doch ihnen sehr wert ist. Des Königs Reise hat mich sehr erfreuet. Er hatte Gelegenheit, vieles zu sehen und zu hören. Durch die Anschauung des wirklichen Zustandes der Dinge berichtigen sich die Ansichten und es bilden sich jene Entschlüsse, die den Verhältnissen anpassend sind. Möge dieser Herr solche Reisen wiederholen, damit er bei seinem Volke so allgemein bekannt werde, um zwischen diesem und ihm manche Mittelmänner zu ersparen, die selten das ersetzen, was der Herr selbst sein soll und kann. Ich lebe in der Hoffnung, dass es gehen wird. Ich wiederhole, was ich schon in Athen sagte: Zeit bedarf es bei dem dermaligen Zustand des Landes und bei der Kargheit der Hilfsmittel. Der König wird Geduld, Festigkeit, Entbehrungen aller Art üben müssen, aber wenn er will, kömmt er zum Heil, und es ist besser, auf diese Weise seine Unabhängigkeit zu behaupten (welche zu behaupten einem edlen Gemüthe kein Opfer zu groß sein kann), als von anderen Staaten abzuhängen, welche nur ihren materiellen Interessen alles opfern und sich von den Abgesandten derselben alle Schritte vorschreiben lassen; das ist so viel, als ein zinsbarer Fürst

sein. Kann der König, und ich bin es von seinem Charakter und Fähigkeiten überzeuget, sich durch die drückenden Geldverlegenheiten durchwinden, dann ist alles gewonnen. Er ist dann niemand Dank schuldig und ich sollte glauben, dass jene, welche das Versprochene sich noch zu zahlen weigern, es leichter thun werden, sobald sie sehen, dass die Weigerung zur Erreichung ihrer Zwecke nichts nützet. Ein aufmerksames Aug verdienet izt der Orient. Es bildet sich da etwas, dessen Entwickelung man nicht voraussehen kann. Wenn vielleicht manche glauben, es habe sich das drohende Ungewitter dermalen geleget, so irren sie sich sehr. Ich betrachte den dermaligen Zustand als die Windstille vor einem großen Sturme, ein Sturm, der wohl ganz Europa überziehen dürfte. Jeder Kanonenschuss am Bosphor oder an den Dardanellen wird überall wiederhallen. Auch Griechenland durch seine Lage dürfte in so einem Falle nicht müßig bleiben können. Klugheit kann da zu Resultaten führen, welche diesem Reiche vortheilhaft sein dürften. Sie kennen die Verhältnisse, die nachbarlichen Provinzen, den Archipel, damit ich mich nicht deutlicher auszusprechen brauche. Es könnte eine Zeit kommen, wo Österreich und Griechenland sehr nahe von einander, völlig gar angrenzend würden.

Die Königin reiste durch Italien, allein so schnell und stets dann, als ich bei dem Kaiser mich befand, dass es mir gar nicht möglich war, ihr aufzuwarten, was ich sehr gerne gethan hätte, hoffend, sie würde ihr strenges Incognito für jemand nicht haben gelten lassen, welcher ihr alles mögliche Glück wünschet. Möge der Himmlische Kinder geben. Vielleicht geschieht es. Ich bin zehn Jahre verheiratet, bisher kinderlos gewesen und izt, nach so einer langen Zeit, erwarte ich mit halbem März eines. Konnte es bei mir sein, um so vielmehr bei dem griechischen Königspaar.

Was soll ich Ihnen von meiner im Gefolge des Kaisers zurückgelegten Reise schreiben, was Sie nicht in ausgedehntestem Sinne in unseren öffentlichen Blättern gelesen haben? Alles ist gut vorübergegangen, trefflich die Resultate, und Ehre, dem Ehre gebüret, Fürst Metternich hat sich da den allgemeinen Dank aller Österreicher erworben. Alles war gut eingeleitet und die Amnestie, so wie sie gegeben, eine Österreichs würdige Handlung. Befestiget ist nun das Ansehen in Italien, tiefe Wurzeln hat es geschlagen. Gottlob ohne Gewalt, auf mildem Wege, darum desto kräftiger. Ich hatte Gelegenheit, manches zu beobachten, aber nicht Mailands Pracht, nicht die alten Erinnerungen des alten Venedigs, nicht alle die Feste der Haupt- und Provinzstädte, die uns in einem beständigen Rausche erhielten, haben mich so angesprochen, als mein liebes, treues Tirol. Die wenigen Tage unseres Aufenthaltes bleiben mir unvergesslich, da in diesem grünen Alpenlande mitten unter dem Volke voll edlem Selbstgefühl, voll ruhiger Besonnenheit, in ungebrochener Kraft, fand ich mich zu Hause. Es thut dem Herzen nichts so wohl, als wenn man verstehet und verstanden ist. Dazu bedarf es keiner großen Reden, Gedichte; kräftige wenige Worte thun es besser. Das ganze Land, das ganze Volk ist ernst, aber welche Herzen unter den lodenen Röcken, wie leicht zu verstehen, und gar oft und von so vielen nicht verstanden. In Mailand, in Venedig sah ich von weitem die beschneiten Alpen. Nicht einmal ergriff mich bei den herrlichsten Festen eine Sehnsucht dahin (Heimweh), und da dachte ich an die Steiermark, an Tirol, und mir wurde wohl, als ich wieder in Tarvis deutsche Gesichter sah und deutsche Sprache hörte. Nun bin ich in Graz, wo seit jähriger Abwesenheit sich gar vieles gehäufet, schichte alles und rücke vorwärts. Ich habe Professor Schreiner den Auftrag gegeben, Sie von allem in die Kenntnis zu setzen.

Für heute leben Sie recht wohl. Gebe Ihnen und Ihrer Frau und allen den Ihrigen der Himmel frohe Tage und wende alles ab, was Sie betrüben könnte. Das wünschet herzlich

Johann.

Am 15. März 1839 schloss der Erzherzog ein Schreiben wie folgt:

Hoffentlich werden Sie von Graz aus in Kenntnis erhalten werden, was unseren Gewerbverein betrifft. Wir wollen in der Folge eine Niederlage aller Muster unserer Producte in Triest errichten, in Egypten, in Griechenland allerdings, jedoch weiß ich nicht, ob Patras oder Nauplia der bessere Platz, oder Athen selbst es ist, ob nicht auch auf Syra des Orientes wegen zu denken ist. Ich bin nun in Wien seit Anfangs Februar, bleibe bis Ende April. Ihnen als Steiermärker und Landsmann kann ich nun mittheilen, dass mein gutes Weib Ihre Landsmännin, mir nach einer schweren, schmerzhaften Geburt, am 11. März um 7 Uhr früh einen starken, gesunden Knaben gebracht, heute ist der fünfte Tag, und da die Frau das Kind nähret, so sind beide wohlauf. Ich ließ den Knaben zum Andenken an meinen verstorbenen theuren Herren, der mein häuslich Glück begründet, Franz taufen. Bruder Ludwig war Pathe und nun stelle ich es Gott anheim, mir denselben zu erhalten. Möge den griechischen Majestäten ein Gleiches bald zutheil werden, das ist mein aufrichtigster Wunsch. Für Sie und Ihre Frau wünschte ich heimatliche Lust. Dies, glaube ich, wäre beiden zuträglich. Leben Sie recht wohl. Jetzt ist dort, wo Sie sich befinden, alles grün, während in unseren Bergen Schlitten gefahren wird. Ungeachtet des Schnees und der Kälte bleiben unsere Herzen warm und wahr.

Ihr Johann.

Aus einem Briefe vom Brandhof, 20. Mai 1841, interessiert uns folgende Bemerkung:

Was Sie mir vom Bau der Residenz des Königs schreiben, hörte ich auch durch Reisende, ich sah damals die Grundfesten, das Beginnen, die Pläne. Was nützt ein so großartiges Gebäude mit seinen Räumen, Gemälden ꝛc., umgeben von Hütten und Ruinen, von wenig Wohlhabenden, von vielen Bettlern, es passt nicht, ja es sticht grell ab. Ein wohnlich Haus hätte es auch gethan, es ist keine Schande für einen Regenten, sich in die Verhältnisse seines Volkes zu schicken, und nicht anders zu sein und zu leben, wie dasselbe, und vorzüglich in Griechenland, wo der König selbst der erste Palikarenführer sein sollte. Sie werden verstehen, was ich dadurch ausdrücken will.

Am 17. November desselben Jahres schreibt der Erzherzog aus Graz:

Wundern Sie sich gar nicht, wenn ich bisher Ihren zwei Briefen eine Antwort schuldig blieb. Mein unstetes Leben ist daran vorzüglich Ursache. Die Majestäten waren in der Steiermark, sie dürften schwerlich in einer anderen Provinz herzlicher aufgenommen worden sein; ich begleitete dieselben, Land und Volk machten bei den Majestäten und ihrer Umgebung sehr guten Eindruck, warme sonnige Tage begünstigten alles. Bei der Anwesenheit in Graz wurde das schöne Denkmal, aus Marchesis Werkstatt hervorgegangen, zu Ehren des seligen Herrn enthüllt, es ist das erste! Die armen Steirer sind da den übrigen vorausgegangen. Brandhof, Vordernberg, die Rebhügel des Bachern, das freundliche Stainz, endlich Graz, waren nach der Abreise des Kaisers unsere Aufenthaltsorte; ein herrlicher Herbst trug dazu bei, diese Gegenden zu verschönern, nun verlasse ich Graz und eile dem Schnee zu, von Vordernberg aus werde ich mich um die Hälfte Decembers nach Wien begeben, um drei bis vier Monate dort zuzubringen, da ich das, was meinen Sohn betrifft, ins Reine bringen muss, es dauert mir jetzt schon zu lange und ich bin nicht mehr so jung, um länger warten zu können.

Wir leben in einer immer sich steigernden Ruhe, es ist als stünde uns das goldene Zeitalter bevor, obgleich es mir scheint, als bereite sich ein eisernes oder thönernes, letzteres vorzüglich die Charaktere betreffend. In Wien will ich hören die

verschiedenen Ansichten, obgleich ich sie so kenne, daß ich dieselben zu Papier bringen könnte. Aus unseren Gebirgen komme ich gewöhnlich mit gestärktem Gemüthe und so kann ich dann dort, wo es angebracht werden muß, das was ich glaube, mit der größten Aufrichtigkeit anbringen — wenigstens ist dieses nicht im drückenden, beengten Dunstkreise der Hauptstadt gefasset — reinere Alpenluft läßt eine ausgedehntere, freie Ansicht zu! Habe ich mich einige Zeit umgesehen, dann schreibe ich Ihnen.

Die Welt geht ihren Gang fort; kein Welttheil bleibet ungeschoren. Von den Sachen, die uns am entferntesten sind, interessiert uns am meisten China; vielleicht läßt uns der dortige Krieg tiefer in das Wesen der Regierung und des Volkes blicken; von jenen Dingen, die uns eben am nächsten liegen, betrüben mich Spanien und die Schweiz, in ersterem nur die Folge einer langjährigen schlechten Regierung, schwacher, charakterloser Regenten, und für den Augenblick der Erhaltung, da wo Einsicht und Kraft sein sollte, Unwissenheit und schwankendes Wesen, von den Intriguen einzelner oder Parteien abhängig; im letzteren Mangel an Eintracht und Kraft bei jenen, die regieren, um Gerechtigkeit geltend zu machen, ein jämmerliches, schwaches Ende der letzten Tagsatzung, auf diese Weise dürfte eine schlechte Partei die Oberhand gewinnen und der Bund am Rütli sich seinem Grabe nähern. Überall vermisse ich das Zusammenwirken der besseren, überall die ernsten, großen Charaktere voll Einfalt und Muth; welche elende, feige Zeit, nur nach Ruhe und Genuß nachjagend! Wie es in Ihrer Gegend gehet, lese ich aus den verschiedenen Zeitungsblättern, was soll da werden? Hätte ich nicht früher mein Urtheil gefaßt, so würde es schwer sein, sich auszukennen. Viel Schwankendes, wenig Bestimmtes. Ist es denn so schwer, sich einen bestimmten Weg vorzuzeichnen und dann denselben treu zu verfolgen, oder lieget die Schwierigkeit darinnen, einfach, aufrichtig und treu zu sein. Ist denn die dort zu befolgende Politik so schwer? Ich finde dies nicht, gut sein mit allen Nachbarn, nichts von denselben an sich bringen wollen, nicht necken, wenn man nicht die Kraft hat, durchzusetzen, sich die Selbständigkeit dadurch verschaffen, daß man beweiset, wie alles Streben dahin gehe, das eigene Land auf eine höhere Stufe zu bringen, was wahrlich Noth thut, ohne sich in fremde Händel zu mengen, oder Anlaß dazu zu geben. Danach eine gute Verwaltung sich für die Zukunft vorbereiten und es einer höheren Fügung überlassen, das zu Griechenland seinerzeit zu bringen, was dazu kommen muß. Es läßt sich nicht alles schreiben, aber ich fürchte, daß jenes Urtheil, was ich anfangs sprach, was Sie mit Ihrem redlichen Herzen bekämpften — weil Sie das Gute einsahen, wünschten — daher hofften, leider richtig war. Erinnern Sie sich der mondhellen Nacht, wo wir, während einige sorgenlos tanzten und die Schakale heulten, unter einem Baum standen und sprachen, der dritte aus unserer Gesellschaft ist nicht mehr, würde dieser izt sein strenges Urtheil nicht noch verschärfen?

Ich denke gar oft an jenes schöne Land, an die reichen Charaktere, was hätte sich machen lassen, was noch, es ziehet mich wahrlich eine Sehnsucht überall dahin, wo es noth thut, so Spanien, so die Schweiz, so da wo Sie sind. Aufwecken das Bessere, das Böse bekämpfen, das ist an der Zeit. Aus den Zeitungen ersehe ich, daß Sie mit den Ihrigen von Smyrna zurückgekehrt sind, möge es allen, die Ihrem Herzen theuer sind, recht gutgethan haben. Ich und alle Ihre Bekannten denken oft an Sie. Gebirgsbewohner vergessen nicht. Entfernungen, Meere ꝛc. haben da keinen Einfluß. Gottlob bei mir alles gesund. Frau und Kind verlassen mich nicht auf meinen Besitzungen, der Bub wächst, ist dabei breitbrüstig, läuft und spricht, jetzt ist es mit ihm eine größere Freude, bald wird er dem Papa im Gebirge folgen. Rücksichtlich der Porträte überlasse ich es Ihnen, in Aquarell wäre es mir am liebsten.

Leben Sie recht wohl. Schreiben Sie mir und glauben Sie mich unveränderlich in meinen Gesinnungen.

Ihr

Johann.

Und Prokesch schreibt am 14. Februar 1842 unter anderem:

Was mir Eure kaiserliche Hoheit über das liebe Vaterland zu äußern geruhen und über das Gedeihen des Sohnes, hat mich innigst erfreut und in meinem ganzen Kreise die innigste Theilnahme gefunden. Auch meine Knaben und ein schönes Mädchen blühen, und mitten innen steht die treffliche Hausfrau. Der großartige Entschluss wegen der Eisenbahnen hat einen ungeheuren Eindruck selbst hier hervorgebracht und zu sehr zeitgemäßen Vergleichen der in würdevoller Ruhe handelnden kaiserlichen Regierung mit der schwätzenden französischen geführt. Ich bin im höchsten Grade begierig, die Bahnlinie durch Steiermark zu kennen. Es wird eine reiche Lebensader werden und Triest sollte durch eine Deputation Seiner Majestät die Hände küssen. Welch ein Trost für Eure kaiserliche Hoheit, dies Werk, für das Sie seit Jahren vorgearbeitet, noch zu erleben!

Ein prophetisches Wort schrieb der Prinz auf dem stillen Brandhof in Steiermark am 1. Mai 1842:

Ihren Brief erhielt ich vom 14. Februar und schreibe Ihnen erst jetzt, nachdem ich der Hauptstadt nach einem viereinhalbmonatlichen Aufenthalt Lebewohl gesagt habe. In unserer heimatlichen Luft sind meine Gedanken frischer und ich finde durch nichts dieselben gestört.

Bisher haben wir Ruhe und Frieden, und da allenthalten die materiellen Interessen eine große Stimme im Capitel haben, scheint es, dass derselbe Zustand noch länger dauern dürfte. Die älteren in Jahren, welche manches gesehen und versuchet haben, wünschen es aus Überzeugung für das Wohl der Menschheit, Podagristen, den Unterhaltungen nachjagende ꝛc., um nicht aus ihrer Ruhe oder Genusse gestöret zu werden. Die Jugend möchte Gelegenheit haben zu handeln, wenigstens die bessere, und derselben eine große Zahl bedürfte es sehr, um aus der capuanischen Ruhe herausgerissen zu werden, bei welcher sie, statt geistig und körperlich vorzuschreiten, mit Riesenschritten zurückgehet. So viel ist gewiss, dass man sich durch die dermalige Ruhe nicht soll täuschen lassen. Kommt es einmal zu einem Kampfe, so scheinet derselbe nicht mehr wie früher Rechten, Provinzen, Beleidigungen ꝛc. zu gelten, sondern da dürfte derselbe um Grundsätze geführet werden, und dann lodert die Flamme allenthalben auf. Es würde mich zu weit führen, darzustellen, wie dieses sich langsam auf verschiedene Weise allenthalben vorbereitet und unwissentlich gerade durch solche vorbereitet wird, die es verhindern möchten. Es handelt sich dann um nichts weniger, als um den Umguss von allem! Es ist ein sehr ernstes, gewichtiges Wort, was ich da ausspreche, aber es ist meine Überzeugung — ob wir es erleben werden! Schwerlich, und wenn es auch wäre, ob das Ende, nämlich die neue Ordnung, die aus jener hervorgehen wird, die Wiedergeburt! Noch schwerlicher; denn die Sache wird sich nicht kurz abthun lassen. Allein mir wäre es lieber, noch es zu erleben, als mit dieser bangen Sorge aus der Welt zu scheiden; soll eine Sündflut sein, Sie kennen das französische Sprichwort, so möchte ich noch zu den ehrlichen Steuermännern gehören, die das Schifflein zu retten versuchen oder ehrlich damit untergehen.

Vier und ein halb Monat habe ich in Wien zugebracht, eine lange Zeit, nun bin ich mit Frau und Kind zu Hause, zwar ist es noch kalt, und es will nicht Frühjahr werden, aber die Luft ist rein, und ich bin zu Hause. Bei mir ist alles gesund, mein Knabe wächst und gedeihet, wenn ihn Gott mir lässt, so wird dieser ein fester Mensch werden. Meine Frau grüßet Sie herzlich. Dass es den Ihrigen wohl gehet, freuet mich, in Griechenland sollte man wie in Tirol Sommerfrischen haben, dies würde die Gesundheit erhalten. Dass es mit der Eisenbahn ernst ist,

beweisen die bereits begonnenen Untersuchungen, einige gemachte Vorarbeiten für die Triester Bahn erleichtern die Aufnahme, bereits wird von Mürzzuschlag bis Laibach die Strecke nivelliert, es dürfte ein Theil im Laufe des Monates Mai schon erhoben sein und ich gebe nicht die Hoffnung auf, Ende des Sommers das Beginnen der wirklichen Ausführung zu sehen.

Leben Sie recht wohl. Schreiben Sie mir und glauben Sie mich stets unverändert in meinen Gesinnungen. Ihr Johann.

Darauf Prokesch-Osten vom 27. Mai 1842:

Eure kaiserliche Hoheit!

Durchlauchtigster Herr und Prinz!

Hochdero gnädige Zuschrift vom 1. d. ist mir soeben zugekommen. Ich sehe daraus, dass Eure kaiserliche Hoheit bereits wieder auf dero herrlichem Brandhof sich befinden, dessen grünes Bild neben dem vortrefflichen, von Peter Kraft gemalten und von Höfel gestochenen Porträte auch in meinem Schreibcabinete hängt. Wenn wir einst lange schon hinübergegangen sein werden und unsere Söhne und Enkel auch, wird der Brandhof eine Wallfahrtsstelle wackerer Steiermärker und überhaupt edler Menschen sein, denn welchen Wandel die Zeit immer herbeiführe, sie erstickt die Achtung für das wahrhaft Große und Seltene nicht, und was ist größer und seltener als ein Kaisersohn, der einerseits allen Pflichten und Forderungen seiner hohen Stellung genügend, andererseits eine solche Herzens- und Geistesfrische bewahrt hat, um den Aufenthalt in den Bergen zu lieben, den Interessen des Landmanns mit seinen eigenen sich nahe zu stellen und so ein Anwalt, Tröster, Rathgeber, ein Lehrer durch Wort und Beispiel, ein Freund und Schützer aller, ein Land- und Bergmann und doch nur ein Fürst zu sein. Es ist eine von der Geschichtsschreiberei nicht genug erkannte Wahrheit, dass, wenn auf Österreich die Jahrhunderte einen weit weniger zerstörenden Einfluss geübt haben, als auf andere Staaten, wenn es nicht übereilt lebte, nicht vor der Zeit alt wurde, es den vielleicht größten Theil dieser Gunst dem segensvollen Umstande verdankt, dass seine Herrscherfamilie nicht wie zum Beispiel die älteren Bourbonen in Sinn, Haltung und Denkweise Theil der Aristokratie des Landes wurde, sondern mit dem gesammten Volke im innigsten Zusammenhange blieb.

In einem Briefe des Erzherzogs vom 16. April 1843 kommen die Worte vor:

Man schreibt gewöhnlich bei Fürsten vieles auf den Einfluss ihrer Umgebung, aber ich frage: Wählen sich die Herren nicht selbst dieselbe, und ist es nicht großentheils ihre Schuld, wenn sie nicht entspricht; ich habe immer gehört, dass man gewöhnlich und selten fehlend aus dieser den Fürsten beurtheilt. Wie leicht ist es einem Fürsten, die Gelegenheiten, die Gott so oft gibt, zu benützen, um zu beleben und Gutes zu bewirken. Dazu bedarf es eines warmen Herzens und jenes poetischen Schwunges, welcher aus dem Gemüthe entsprießt, Gemüther ergreifet und hinreißet, das verstehet Preußens König. Glauben Sie mir, die Zeiten sind so gestaltet, dass Förmlichkeit wenig tauget, Kälte alles scheitern machet. Die Erde, der Mensch, kurz, alles will Wärme, weil sie deren dermalen so sehr bedürfen.

Am 21. September 1843 hatte Prokesch dem Prinzen etwas Besonderes mitzutheilen: die Revolution!

Eure kaiserliche Hoheit! Gnädigster Herr!

Welche traurige Nachricht habe ich heute mitzutheilen und kaum einen Augenblick dafür.

Eine Verschwörung hat die allgemeine Unzufriedenheit, die trostlose Isolierung des Thrones, die unseligen Fehler der Regierung ausgebeutet und in der Nacht vom 14. zum 15. den König mit den Waffen in der Hand zur Ernennung eines vorgezeichneten Ministeriums, zur Einberufung der Nationalversammlung binnen dreißig Tagen und zum Versprechen einer Constitution gezwungen. Sie wollte mehr, aber es gelang ihr nicht.

In der Nacht brach plötzlich die Truppe aus den Kasernen auf, Generalmarsch wurde geschlagen, Sturm geläutet, eine Masse von Palikaren trat zusammen. Die Truppe marschierte nach dem Palais, stellte sich auf den Platz vor demselben — der Oberst J. Kalergis (derselbe, den Eure kaiserliche Hoheit kennen) harangierte sie im Namen der Constitution, wurde zum Commandanten des Mouvements ausgerufen, umgab das Schloss, erklärte dem König, dass er vorderhand ein Gefangener sei, ließ niemanden weder aus noch ein, auch uns nicht. Gleichzeitig versammelten sich einige Glieder des Staatsrathes, ließen die anderen durch Bewaffnete holen, votierten eine Adresse an den König mit den oben erwähnten Begehren, sendeten damit eine Deputation an ihn — und der König, von allen verlassen oder getrennt, unterschrieb.

Es folgten noch alle Zugaben einer Emeute, die Verschworenen, die auf die Abdankung gehofft und sie nicht erreicht hatten, drangen dem Könige allerlei Forderungen für ihre persönliche Sicherheit u. s. w. ab. Kalergis konnte ihm noch in unserer Gegenwart sagen lassen: er werde die Thore einschießen und das Palais bei allen Fenstern ersteigen, wenn der König nicht innerhalb einer Viertelstunde unterschreibe, im Staatsrath drangen Bewaffnete auf die déchéance des Königs u. s. w. Hätte er abdiciert, so wäre es mit der bayerischen Dynastie zu Ende gewesen; hätte er nicht unterschrieben, so hätte man ihn aus dem Lande gejagt, oder ihn getödtet.

Die Königin hatte sich vortrefflich benommen, und der König hat nicht einen Augenblick seine Ruhe, Würde und Haltung verloren.

War am 15. ganz Griechenland gegen ihn, so ist heute bereits Spaltung im feindlichen Lager. Die einen, die eigentlichen Verschwörer, wollen keinen König Otto, die anderen wollen die constitutionelle Macht mit König Otto. Zu dieser Farbe gehören die englische und französische Mission.

Und der Erzherzog von seinem Gute Stainz aus am 6. October unter anderem:

Fragen Sie mich, was ich gethan hätte, so antworte ich Folgendes: ich hätte die Leute gefragt, was sie wollen, hätte ihnen gesagt — ja, ihr sollet die Constitution haben, allein dazu berufe ich die Abgeordneten der Nation in der kürzesten Frist, diese sollen bestimmen — ich will dann beipflichten. Aber nie hätte ich die Revolution durch ein Lob, durch ein Ausgleichungszusehen gebilliget. Hätte man mir dies abdringen wollen, so hätte ich erkläret: die Thore meines Hauses sind geöffnet, jeder kann hinein, ich habe die Bildung der Constitution genehmiget, was wollt ihr mehr. Das andere kann ich nicht und werde es niemals thun, ich pactiere nicht, Griechenland ist mir zu lieb, um Ursache zu sein, dass Blut fließe, die Krone habe ich nicht gesuchet, ich sehe, dass ich da mit Ehren nicht bleiben kann. In Gegenwart der Minister, der Mächte gebe ich euch die Krone zurück und kehre in meine Heimat, machet es nun mit jenen aus. Und ich wäre in der Stunde gegangen, glauben Sie mir, niemand hätte mir ein Haar gekrümmt.

Während Griechenland revolutionierte, saßen wir ruhig in Graz, bei 700 Naturforscher Deutschlands — wie viele ausgezeichnete Männer lernte ich kennen. In welch friedlicher Eintracht vergiengen nicht jene acht Tage der Versammlungen. Der Himmel

schenkte uns die schönste Witterung, und so zeigte sich Ihr Vaterland in seiner ganzen Schönheit — es hat jene Herren sehr angesprochen. Dass es Ihrer Frau und Kindern wohl geht, freut mich — ich weiß es recht gut, welche bange Sorge einen um seine Lieben bei dem geringsten Anlasse ergreifet. Ich bin nun in Stainz, die Herbstzeit, welche sich gut anlässt, zuzubringen. Meine Frau, welche sehr für Ihre Erinnerung dankt, empfiehlt sich Ihnen. Mein Bub entwickelt sich, sein derbes, bestimmtes, wahres Wesen macht mir viel Freude.

Ich verlasse mich darauf, nun öfters von Ihnen Nachrichten zu erhalten.

Ihr Johann.

Welche Idylle wieder in Steiermark, aus der Johann drei Wochen später schreibt:

Ich sitze in meinem ruhigen Stainz, vier Stunden von Graz, betrachte die schöne Natur, durchwandere Thäler und Wälder, besteige die Berge, von wo man das gesegnete Land übersieht, höre das Volk, ihre Anliegen ꝛc., tröste oder brumme, wo es noth thut, und so verfließen manche Stunden — und ohngeachtet, dass ich zufrieden bin, dass ich in diesem Lande unter diesem guten Volke im Kreise meiner Lieben, bei meinem braven Weibe und kräftigem, lebendigem Knaben mich befinde lässt mich ein Gedanke keine Ruhe finden — und dieser ist Griechenland.

Doch konnte ein nächster Brief Prokeschs vom 21. November Besseres melden:

Eure kaiserliche Hoheit!

Wir sind an die Eröffnung der Nationalversammlung gelangt und Gott sei dank, die öffentliche Stimmung hat einen gewaltigen Umschwung zu Gunsten des Königs genommen. Es ist sein Verdienst, seines und das seiner treu anhänglichen verständigen, muthigen Königin. Was haben beide in diesen Tagen nicht gethan. Hunderte von Menschen haben sie gesprochen, mit allen warm und gnädig, haben täglich dreißig, vierzig zu Tische gehabt, waren für jeden praktischen Rath zugänglich, verwarfen alle kleinlichen Angaben der Furcht und Heuchelei — kurz, sie waren vortrefflich. Das Zeugnis muss man beiden geben. Die Folgen sind auch darnach. Wer die Versammlung am 20. sah, musste glauben, lauter ergebene Diener um den Herrn zu sehen. Alle die Alten waren da und saßen dem König zu Füßen, der mehr als hundertjährige Notaras, der durch die Jahre gelähmte Makromichalis, die Capitäne, alle zahm wie die Lämmer. Und als der König mit fester Stimme seine Rede vorlas (man wusste, dass er sie selbst, ohne alles Beiziehen der Minister gemacht hatte), da war alles in Thränen und es fehlte nicht viel, so hätte man ihn auf den Händen getragen. Wäre er nur etwas Komödiant, er hätte mit den Leuten alles anfangen können. Als er gegangen war, wandte man sich der Königin zu und begrüßte sie, die selbst in Thränen zerflossen war, mit kaum zu beschreibendem Enthusiasmus. Das acht Wochen nach einer Emeute, wo keine Hand sich für den König hob und wo man die Königin mit Walzern verhöhnte! So sind die Völker; nur wer sie verloren gibt, verliert sie.

Aber auch der Erzherzog sollte noch in seinem vorgerückten Alter der Idylle seiner Steiermark entrissen werden. Es kam das Revolutionsjahr in Österreich. Da finden wir einen Brief Johanns mit folgendem Wortlaut:

Frankfurt, 10. August 1848.

Heute erhielt ich Ihren Brief aus Athen vom 30. Juli. Ich hätte mehrere Briefe, die Sie an mich schrieben, zu beantworten, dass es nicht bisher geschehen,

hat keine andere Ursache, als daſs die Ereigniſse ſo ſchnell aufeinander folgten, daſs ich nicht wuſste, was ich Beſtimmtes ſagen ſollte. Daſs eine andere Zeit kommen müſſe, dies ſahen gar viele ein, ich ſprach es oft ſeit Jahren aus, warnte, allein umſonſt, in der letzten Periode — von dem neuen Jahre bis zu dem Ausbruche in den Märztagen — was habe ich mir die Füße abgelaufen, was geſprochen, geſchrieben! Es halfen weder Bitten, noch Warnungen; die gewiſſe eiſerne Brücke von der Baſtei in die Staatskanzlei, die ich wöchentlich mehreremal paſſierte, war für mich ein wahrer Ponte dei sospiri. Der Fürſt (Metternich) war dennoch der einzige, wo ſich noch etwas reden ließ, aber immer feſt glaubte, er könne mit ſeinen Noten, mit ſeiner Rede die Sache halten, mit den andern war nichts zu thun, erſterer irrte ſich, war ehrlich, die andern unter aller Kritik, dieſe ſchieden auch ſchwächlich, während erſterer, als er darum erſucht wurde, es auf eine freiwillig edle Art that. Nun folgten ſich die Ereigniſſe Schlag auf Schlag; die Geſchichte wird das Wahre aufdecken. Gleich anfangs nach Graz geſendet, um dort zu beruhigen, kehrte ich bald nach Wien zurück. Als die Empörung in Italien, unterſtützt durch die piemonteſiſchen Truppen, Tirol bedrohte, erhielt ich von der Regierung den Auftrag, mich dahin zu begeben. Anſtalten waren bis dahin gar keine gemacht, folglich muſste alles ohne Mittel erſchaffen werden. Das Volk von Tirol bewährte ſeinen Sinn und löste die Aufgabe trefflich. Da erlebte ich eine frohe Zeit unter bewährten Freunden. Als unſer Kaiſer ſich nach Innsbruck flüchtete, begab ich mich dahin und blieb an ſeiner Seite. Dies waren Zeiten, die ich nicht vergeſſen werde, ſie brachten viel Übles. Darüber einſt durch die Geſchichte volle Wahrheit. Als niemand von jenen, an denen es geweſen wäre, zu gehen, nach Wien gehen wollte, wurde ich als alter ego nach der Hauptſtadt entſendet und ſollte den Reichstag eröffnen. Währenddem kommt der Ruf nach Deutſchland. Da blieb nichts übrig, als annehmen, denn alles war auf die Spitze geſtellt — ich eilte nach Frankfurt, mich vor den Reichstag zu ſtellen, eilte zurück, den Reichstag in Wien zu eröffnen. Während der ſechs Wochen, als ich in Öſterreich mein Amt führte, nicht die geringſte Störung und Beweiſe unbeſchränkten Vertrauens von Seite des Volkes, allein, wie die Sachen ſich ſtellten, dringende Nothwendigkeit der Rückkehr des Kaiſers! Dieſe geſchieht, Gott ſei gedankt, dieſer Tage. Es war Zeit, daſs ich Wien verließ — und Zeit, daſs der Kaiſer kömmt.

Ich bin nun in Frankfurt und beginne eine Aufgabe, wo ich hoffen muſs, ſie zu löſen — ob aber, dies läſst ſich nicht ſagen. Mit ſiebenundſechzig Jahren war es meine Abſicht, mich auf meine Beſitzungen zurückzuziehen und in der Steiermark und Tirol abzuleben, und jetzt ſoll ich etwas ausführen, was einzig in der Geſchichte iſt. Wir werden ſehen, feſt iſt mein Vorſatz, ehrlich mein Wille, aber Schwierigkeiten in Menge, denn es muſs manches Alte vergeſſen und ein neues, einfaches Gebäude aufgebaut werden; das paſſende und feſte Band zu ziehen, um alle Theile zu binden, da liegt die Schwierigkeit. Opfer müſſen dem Vaterland gebracht werden. Deutſchland iſt im Beſitze eines großen Theiles der Alpen, in dieſen entſpringen ſeine Flüſſe, und was auf deutſchem Boden entſpringt, ſoll auch an ſeinen Mündungen frei ſein, deutſch oder deutſch verwandt. Klar liegt vor meinen Augen die Aufgabe, ſie iſt ſo groß, daſs ich dieſelbe nicht ausſprechen will; gelingt es, dieſelbe zu löſen, ſo dürfte eine conſervative Macht entſtehen im Mittelpunkt Europas, trennend den Weſten vom Oſten, voll Kraft und Selbſtändigkeit, deren Wort entſcheidend iſt.

Ich bin hier mit Weib und Kind, habe ein gutes Haus erhalten und will noch bis Ende des October in einem Garten, der friſchen Luft wegen, bleiben.

Leben Sie recht wohl, bringen Sie mich in dem Andenken der Majeſtäten in Erinnerung. Ihr alter Freund

Johann.

Und am 18. November unter anderem:

Sie würden Wien gewaltig verändert finden, ebenso die Städte Ihres Vaterlandes, der Same des ausgestreuten Unkrautes hat gewaltig gewuchert und namentlich guten Boden bei der studierenden Jugend gefunden, die leider toll geworden und, was das Traurigste ist, für die Zukunft als verloren zu betrachten ist. Ich habe nie an der Krankheit des Ehrgeizes gelitten, ich werde nie eine Krone annehmen, sondern will in und für das Volk leben, wie bisher für die Menschheit wirken; daher — ist hier meine Aufgabe einmal gelöset, dann kehre ich in mein Vaterland zurück und lebe dort zurückgezogen. Ich habe hier Ruhe, Gesundheit zum Opfer gebracht, mein geringes Vermögen, ohnedies durch die Ereignisse geschmälert, nicht gebessert, da ich von diesem hier lebe; es ist also billig, dass ich in meinen alten Tagen auch an mich denke. Was ich werde gebauet haben, dies soll dann ein Jüngerer und Kräftigerer fortführen. Welcher? Dies wird sich zeigen. Ich wünschte einen Österreicher, wenn nicht, den besten unter den Lebenden hohen Geschlechtes in Deutschland.

Aus Frankfurt resultatlos und muthlos zurückgekehrt, schreibt der Prinz vom 18. Jannar 1849 aus Graz:

Die Zeitungen enthalten alles, was in dieser Welt vorgeht, oft ekelt mich vor deren Inhalt. Ich finde die Intrigue an der Tagesordnung, Lüge, Entstellung der Facta, und alle kleinlichen Leidenschaften entfesselt, infolge des Ehrgeizes, des Neides, des Egoismus — ich komme zu dem kläglichen Resultat, zu finden, welch große Rückschritte die Menschheit zu machen beginnt; wo wird dieses hinführen? Ein Mangel an entschieden rechtlichen, uneigennützigen Charakteren, welche für die Wahrheit stehen und dieselbe unerschrocken vertreten.

Aus den angeführten Beispielen erhellt der Gehalt dieses Briefwechsels, der unsern unvergesslichen Erzherzog neuerdings in einem hellen Lichte aufzeigt, aber auch die Verdienste des Grafen Prokesch-Osten reichlich würdigt. Den Familien der beiden Männer gebürt unser Dank, dass sie die Briefe der Öffentlichkeit zuführen ließen und Anton Schlossar für die Herausgabe, die sorgfältige und so instructive Redaction unsere aufrichtige Anerkennung. M.

Die Himmelfahrt.

Ein Familiengesicht in der Dämmerstunde.

Wir saßen im dunklen Zimmer ganz nahe beisammen, meine kleine Martha und ich. Im Hause war's still, wir waren allein. Wir hatten mancherlei besprochen von heute und von gestern. Dann schwiegen wir. Jedes hatte, wie es in der Dämmerstunde manchmal vorkommt, ein zitterndes Herz.

Plötzlich rückte die kleine Martha noch ein bisschen näher und sagte: Weißt du, Vater, was mir am liebsten wäre?

Ah, du hast wieder ein besonderes Wünschlein. Heraus damit.

Wenn wir, ich, du, die Mutter, die Anna, die Grethel, der Sepp und der Hans, alle auf einmal sterben thäten!

Das wäre dir am liebsten? — Aber wieso kommst du denn jetzt aufs Sterben?

Ich denke immer ans Sterben, Vater, seit wir die gestorbene Frau haben gesehen, wo das Mädel so weh geweint hat. Ich möchte schon die gestorbene Frau sein, aber das Mädel möchte ich nicht sein.

Wenn ich's genau bedenke — mir gienge es auch nicht anders.

So könnten wir ja den lieben Gott darum bitten, dass er uns alle zugleich sterben lässt, meinte die Kleine.

Das könnten wir freilich. Er thut's aber nicht gern. Es sollen immer einige zurückbleiben, um zu spüren, wie sehr sie die andere lieb gehabt haben.

Aber, Vater, das spüren wir ja auch so, sagte die Martha.

In mir war bei diesem kindischen Gespräch wieder einmal etwas wach geworden. Und ich wollte das ernsthafte Dirndl auf demselben Wege zu etwas Heiterem führen.

Du! rief ich lustig, das möchte kein schlechter Schreck sein beim heiligen Petrus vor der Himmelsthür, wenn auf einmal die ganze Sippe angerückt käme!

Was thäte er dazu sagen? fragte die Kleine, denn jetzt hatte sie mich dort, wo sie mich haben wollte — beim Fabulieren. Und mein Rädchen schnurrte.

Oho! thäte er sagen, was kommt denn da für eine wunderliche Bande daher! Klein und Groß. Werden doch keine Zigeuner sein!

Aber, Vater, der heilige Petrus wird dich doch kennen!

Mag sein. Doch hat er was anderes zu thun, als sich um steirische Dichter zu kümmern.

Mich kennt er.

Der Tausend hinein! Woher denn diese Bekanntschaft?

Ich bete jeden Tag zu ihm, weil er dein Namenspatron ist.

So, so! Beten thust für mich. Na, dann will ich es schon glauben, dass wir eine gute Aufnahme finden. — Da müssen wir aber auch in guter Ordnung anmarschieren. Und die Jüngste voran, schon der Fürbitt' wegen; die Alten hinten drein.

— Kleine, wird er sagen, du bist ja die Martha! Du hast ein frommes Herzel und bist ein kluges Mädel. Aber das Fäustlein brauchtest nicht immer so fest zusammenzuhalten, wenn ein Kreuzer drin ist! Siehst du, wie er alles weiß, der alte Weißbart! Na na, Dirndl, zittere nicht. Mit einem so munteren Blondköpfel werden wir keine Geschichten machen. Komm herein!

— Sind Kinder drinnen?

— Aber freilich. Mehr als Große. Da muſs man den Gottvater kennen. Ein reiner Kindernarr!

Martha: Und dann macht er die große Thür auf?

Ich: Ob es gerade die große sein wird, weiß ich nicht. Jedenfalls eine, durch die so ein Knirpsel bequem hinein kann. Also, eine wäre gut aufgehoben, nun kommt die zweite dran, die Grethel.

Martha (sich die Händchen reibend): Na, das wird lustig werden!

Ich: Laſs es gut sein. Sie tritt ganz anständig vor. Mit halb gebogenem Ellbogen, wie ein rechter Student, faſst sie seine Hand und drückt sie fest.

— Au! ruft der Petrus, du quetscheſt mir ja die Finger.

— Du bist so lieb, Petrus! sagt sie voller Freude.

— Und diese Baſsstimme. Du bist wohl die Grethel, die von ihrer Mutter nach Dresden ins Pensionat geschickt worden ist, damit sie sich das dalkerte Steirischsprechen abgewöhnen soll. Nun, und hast du dir bei den Instituts-Fräulein das Stoansteirisch abgewöhnt?

— Na, de hobn von mirs Stoansteirisch g'lernt! — Ober wos hilft mas Steirischredn, wan ih nöt — da hebt das Mädel auch schon an zu schluchzen.

— Ich weiß es, Kind, ich weiß es, sagt der Petrus gütig, Heimweh! Was hilft dir das Steirischsprechen, wenn du nicht in Steiermark sein kannst! Das ist schon die richtige Gattung, das! Komm herein. Im zweiten Gang rechts sind die Steirer. Aber halt, thu' mir den Gefallen und putze vorher deine Schuhe ab!

Martha: Aha, da ist sie gewiſs just wieder vom Kuhstall gekommen.

Ich: Allerdings, wo sie der alten Magd beim Melken geholfen hat. Nun also, die wäre auch drinnen. Kommt der Hans dran.

— Heil! ruft er dem Petrus zu.

Der alte Herr schmunzelt und sagt: Das ist der Vorzugsschüler. Ein kritisches Köpfel, wie man hört. Dem muſs man schon neben dem weisen Salomon einen guten Platz anweisen.

— Danke! antwortet der Hans, neben Juden sitze ich nicht.

— Nicht. Na, dann bei einem heiligen Priester. Deiner strammen Überzeugungstreue wegen magst du dich zum heiligen Johannes von Nepomuk setzen.

Der Hans blickt dem Petrus offen ins Gesicht und antwortet ganz höflich: Ich mag auch neben Tschechen nicht sitzen.

Jetzt zwinkert der heilige Petrus mit den Augen, als wäre ihm eine Mücke hineingeflogen: Du! Du! Du! — Na, ich weiß ja, die Studenten! Ist nicht so schlimm gemeint. Was aber den Himmel betrifft, du entschuldigst schon, junger Freund — der ist international.

Martha: Was ist das, international?

Das hat mich etwas aufgeweckt aus meinem redenden Traume. Kinder sind ja noch ganze Menschen, die für Schlagworte der Parteien kein Verständnis haben. — Ich spinne weiter:

Als der heilige Petrus so gesprochen hat, schiebt sich der Hans auf den Schuhabsätzen um und schreitet die Wolkentreppen hinab zur Erde. Der Petrus blickt ihm nach, schüttelt den Kopf und murmelt: Merkwürdig! —

Also, nun kommt die Große.

— Bitte, ein bisschen rascher voran! Mein Fräulein, darf ich bitten?

Die Annerl, sie geht ganz langsam, als hätte sie Angst. Dann macht sie ihre Verneigung und sie käme lieber ein anderesmal.

— Ei, Närrchen! sagt er, wirst den weiten Weg zweimal machen. Was fienge die kleine Martha mit dem Himmel an, wenn ihre Annerl nicht drinnen wäre! Zudem bedürfen wir einer Hausdichterin, die alten Herren Poeten sind lauter Heiden, und die jungen thun bei so was gar nicht mehr mit. An lustigem Stoff soll's dir bei uns wahrlich nicht fehlen. Komm, Mädel, und mache es dir bequem.

Martha: Hat er denn gewusst, dass sie dichtet?

Ich: Das sieht man jemandem schon an den Augen an. Die Annerl steht immer noch unentschlossen da — und sie thäte auf einen Grafen warten.

— Du, sagt der Petrus zu ihr, wir haben eine lange Ewigkeit, aber dazu, fürchte ich, wird sie zu kurz werden.

Da legt sie den Zwicker auf die Nase, schaut ringsumher und geht hinein.

Na, sind's endlich alle? Noch immer nicht!

Der Sepp.

— Saperlot! ruft der Petrus, dem Alten wachsen sie über die Achseln! Aus dem könnte man ja schon bald drei machen: Einen Musiker, einen Bildhauer und einen Mimen!

— Mediciner Sepp! stellt sich dieser vor.

— Mediciner, so, so! Da hätte man ja in deiner irdischen Praxis nicht stören, hingegen dich zum himmlischen Hoflieferanten ernennen sollen!

Der Sepp lacht, versteht Späße, weil er ihrer selber macht. Dann will er sich gemüthlich eine Cigarette drehen.

— Was machest du denn da? fragt der Petrus ernsthaft, dann allerdings müsste ich dir sagen: Das Rauchcoupé ist weiter unten — ganz tief — ganz tief — verstehst du?!

Wie der Sepp merkt, der Alte spiele auf die Hölle an, sagt er schnell: Richtig, dass ich nicht vergesse, eine Empfehlungskarte habe ich abzugeben. — Er sucht im rechten Rocksack, sucht im linken, sucht in der Westentasche.

Der Petrus schaut ihm zu und sagt in singendem Ton: Schlampert sein mer?

— Richtig, da ist sie.

Der Petrus nimmt die Karte, wendet sie, hält sie an die Stirn, weil er kurzsichtig ist. Paula! — Ah schön! ruft er, das freut mich. Geh nur gleich hinein, Sepp, links hinter den Ofen.

— Sie kommt halt auch nach . . . .

— Aber natürlich!

Und damit sind sie fertig.

Nun zieht der Petrus sein himmelblaues Sacktuch heraus, schneuzt sich kräftig hinein und schaut um sich. Da sieht er die Mutter.

— Darf ich ersuchen, meine Gnädige? Womit kann ich dienen? Wünschen Sie einen Platz zweiter Güte?

— Pardon, mein Herr, ich bin erste Güte gewohnt.

— Schön. Dann bitte ich die Dame nur geradeaus —.

— Sie verkennen sich. Ich bin keine Dame. Ich bin eine Mutter. Und Sie werden wissen, dass eine Mutter im Himmel keine Freude hat, solange eins ihrer Kinder noch draußen ist.

Der Petrus blickt sie treuherzig an und sagt: Kränken Sie sich nicht darüber, dass Ihr Hans den Rückweg angetreten hat. Er wird schon wieder kommen, ich versichere. Und derweil lasse ich ein Guckloch aufmachen, durch das Mama von hier aus stets beobachten kann, was er treibt und wie es ihm geht. Auch einer allfälligen Fürbitte für ihn werden wir gerne Gewicht beilegen. Bitte höflichst!

Er schiebt die Thür auf. — Die Secessionisten sind im siebenten Gang um die Ecke.

— Gott sei Dank! ruft die Mutter aus, dass man wenigstens *etwas* hat! Dann geht sie hinein.

Nun ist noch der letzte da, der Vater.

Er ist bei dem langen Stehen müde geworden und hat sich an eine Schneewolke gelehnt, an der etliche Engelein Flocken zupften.

— Also, das wäre der Poet! redet ihn der Petrus gemüthlich an. Wir kennen uns. Du hast mich ja schon etlichemal ein bisschen gehänselt. Lass es gut sein. Anders thut ihr's ja nicht mehr, ihr Volksdichter selbander. Seit Hans Sachs glaubt jeder, sein Häuflein Leser mit Anedokten von Sanct Peter belustigen zu sollen. Na nun, wenn euch nichts anderes mehr einfällt, als der Alte mit dem weißen Bart und dem Himmelsschlüssel, dann ist es allerdings Zeit, euch in unserem Versorgungshause zur Einlegerschaft zu bequemen. Sage mir einmal, alter Freund, seit wann hast du dein Jägerhemd schon an?

— Nach Gustav Jäger könne man solche Wollenhemden sechs Wochen lang am Leibe tragen.

Sanct Peter rümpft die Nase, dass sie ganz klein und runzelig ins Gesicht hineinschliefst.

— So weit gehe ich nicht, verbessert sich der Vater.

— Hast du Verdienste mit?

Der Vater erschrickt, schaut nach rechts und nach links um, als ob ihm ein Bündel gestohlen worden wäre. — Das Einzige, stottert er dann, was sich etwa zu meinen Gunsten sagen ließe, nämlich daß ich stets bemüht gewesen bin, meinen Dichtungen einen sittlichen Kern zu geben.

Darauf der heilige Petrus: Das war recht schön von dir. Allein wenn du als Dichter anstatt auf Ethik, etwas mehr auf Ästhetik gehalten hättest, wäre es mir noch lieber. Du hast dir es künstlerisch häufig ziemlich leicht gemacht, wahllos, gesetzlos, rücksichtslos so hinschreiben, was einem just durch den Kopf läuft — allzuhoch findet sich das bei uns nicht angeschrieben. Übrigens bist du, soviel ich weiß, auch tüchtig gezaust worden. Also nur hinein in Gottesnamen, an der Thür die zweite Bank von rückwärts.

Der Vater sagt seinen tiefgefühlten Dank, humpelt hinein und setzt sich ganz hinten im Winkel auf ein Brett. Dort ist er schön allein und hat endlich die ewige Ruhe. —

Der Petrus schaut umher, ob niemand mehr da ist. Dann zieht er sich in seine Pförtnersloge und schreibt ins Ankunftsbuch: Heute sieben Personen, alle von einer Familie. Sah stellenweise etwas windig aus, habe sie aber passieren lassen bis auf einen, der wollte nicht. —

Wir sind noch nicht ganz fertig. Was sie im Himmel drin treiben? Das rechnet ihnen niemand mehr nach. Nur von der Mutter ist zu sagen, daß sie ihre Lieblingssachen, die Secessionisten, das Zweirad und die Tenisklapper ganz unbeachtet läßt. Nicht einmal die Krebsen wollen ihr schmecken. Immer sitzt sie an ihrem Guckerl und schaut hinab auf die Erde, was der Hans macht — der arme Hani ni!

Der Hans, nun, der hat muthig weiter studiert und bei sich immer Pläne gemacht zur Verbesserung der Verhältnisse des deutschen Volkes. Durch die Technik hoffte er einen Sieg. Vielleicht konnte man eine ungeheure Kriegswaffe erfinden, durch die die deutsche Nation zum Herrn der Erde werden sollte. Wenigstens regte er den Bau einer Eisenbahn über östliche Heiden an, um gegebenen Falles auf einmal das nöthige Militär gegen die Slaven zu werfen. Er erwartete auch, daß ihm die Leitung des Baues übertragen werden würde, da bekam im letzten Augenblick dieses Geschäft ein Jude. Das verdroß den Hans, und er begann die Rechtswissenschaft zu studieren. Auf diesem Weg kommt man am leichtesten in den gesetzgebenden Körper. Er wurde Advocat, wurde Abgeordneter, hatte Aussicht, ein Parteiministerportefeuille zu erhalten, da saß auf diesem Ministerposten eines Tages ein Tscheche.

Hol' euch all miteinander der Kuckuck! dachte sich der Hans und wanderte aus, über das Weltmeer hin, um in Amerika sein Glück zu

versuchen. Unterwegs gab es Schiffbruch. In größter Noth rettete er sich wie Robinson — den er einst so gern gelesen — durch einen Balken auf eine wüste, unbewohnte Insel. — Dort findet ihn das suchende Mutterauge, wie er im furchtbarer Einsamkeit, Tag für Tag bedrängt von der wilden Natur kummervoll sein Leben fristet. Es vergeht manches Jahr, er weiß nichts von den Himmlischen, und die Sehnsucht nach einem Menschenantlitz macht ihn krank. Da bekommt er — welch unnennbares Glück! — plötzlich Gesellschaft. Zwei Männer aus Europa, ebenfalls Schiffbrüchige, retten sich auf die Insel. Sie umarmen sich wie Brüder alle drei. Und wie sie sich vertraulich näher kommen und kennen lernen, ist einer der Ankömmlinge ein Jude, der andere ein Tscheche. — Aber das hat jetzt nichts mehr zu sagen. Menschen sind es, und das ist genug. Sie leben in Arbeit und Eintracht nebeneinander hin, keiner Herr und keiner Knecht. Sie beginnen gemeinsam zu roden, das Land zu bebauen und gründen eine feste Wohnstätte, aus der sich — als nach und nach Ansiedler kommen — eine blühende Stadt entwickelt. Das Gemeinwesen ordnet sich allmählich nach den Plänen des Hans, die nun freilich ganz andere sind, als jene in jungen Jahren. Man nennt das Eiland die Friedensinsel.

Als schlichter Bürger lebt Hans zufrieden und in gemeinnützigem Wirken dahin. Als er endlich, ein uralter Greis, stirbt, legen sie den Leib prunklos, wie er es gewünscht, zur Ruhe unter den Felsen des Strandes. Um seine Seele zu holen, kommen drei Engel vom Himmel und tragen sie hinauf. Da läuten alle Glocken in der himmlischen Stadt, — die halb eingeschlummerten Eltern und Geschwister, sie schrecken auf und fragen, was sie denn läuten?

Da eilt zur Pforte der weißbärtige Petrus herein und mit heller, fast jauchzender Stimme ruft er ihnen zu: Der Hans kommt! — Er hat geirrt, gekämpft und gesiegt. Er ist größer, als ihr in stetem Frieden des Herzens Vollendeten. — — —

Nun weiß ich es nicht.

Ich weiß es nicht, war während dieser Erzählung meine kleine Martha eingeschlafen neben mir im dunklen Zimmer, oder war ich in der Dämmerstunde eingeschlafen und hatte die ganze Geschichte nur geträumt. Wahrscheinlich wohl das letztere, denn die Geschichte hatte sich nicht so entwickelt, wie sie für ein Kinderköpflein paßt, sondern eher so, wie ein zitterndes Vaterherz insgeheim hofft und betet für die Seinen.

Das Dirndl hatte sich auch gar nicht weiter gemeldet, und am nächsten Tage ist die Sache mit keinem Worte berührt worden. So daß mir Traum und Wirklichkeit gar nicht mehr unterscheidbar ist und ich thatsächlich nicht weiß, sind wir alle miteinander schon im Himmel, oder sind wir's nicht.

R.

Aprilwetter.

Einfälle, Gedanken und Stimmungen.

Unſere blinde Geſellſchaft ſieht gar nichts; ſie ſündigt darauf los und läſst ſich kindiſch, ja frevleriſch harmlos treiben, wie es ſich treibt. Die Socialdemokraten ſehen ſchon weiter. Eine Revolution! Nichts mehr zu verlieren, alles zu gewinnen. Am weiteſten blicken die Anarchiſten. Denen iſt mit keiner Revolution und geſellſchaftlichen Änderung gedient. Sie ſind die praktiſchen Peſſimiſten, ſie wiſſen, woran die Menſchheit leidet. Die Menſchheit leidet am Daſein. Menſchenliebe? Die radicalſte Menſchenliebe iſt Erlöſung, und die gründlichſte Erlöſung iſt der Tod. Von dieſem Geſichtspunkte aus kommt mir der Anarchiſt einfach großartig vor. Der herrlichſte Idealiſt, der die Welt erlöſen will, nicht mit ſchönen Worten, ſondern mit herber That. Chriſtus that's ja auch, nur fieng er mit der Welterlöſung — bei ſich ſelber an. Der Anarchiſt hat den ganz kleinen Fehler, daſs er nicht bei ſich, ſondern bei anderen anfängt. Ich würde an ſeiner Stelle den anderen ihren Willen laſſen, wenn ſie ſchon durchaus leben wollen, und einſtweilen nur mir ſelbſt den Schluſspunkt in den Schädel jagen.

Furchtbar iſt nur die eine Frage: Sind wir andere Lebemenſchen frei von Schuld? Blind drauf los ſündigen — wie lange noch, um Gotteswillen!

Schreiben *wir* dem Leben *an ſich* einen Wert zu? Nein, nur, wenn's mit allem denkbaren Luxus ausgeſtattet iſt und mit den raffinierteſten Genüſſen verſehen, ſcheint es noch annehmbar. Und ſind wir nicht ſelbſt Anarchiſten, wenn auch wider Willen? Zerſtören wir durch unſere unſinnige Lebensweiſe und Gepflogenheiten nicht die Geſundheit, das Leben, durch unſere geſellſchaftlichen Sünden nicht ſelbſt die Cultur?

* * *

Mach' dir die Welt, wie du ſie haben willſt.

* * *

Das Schwert will nicht gegoſſen,
Es will geſchliffen ſein.
Das Lied will nicht geſchoſſen,
Es will gepfiffen ſein,

Der Pfeil will nicht gepfiffen,
Er will geschossen sein.
Die Welt will nicht begriffen,
Sie will genossen sein.

* * *

Manches Weib kann zu gleicher Zeit mit dem einen sprechen, auf den zweiten blicken, nach dem dritten hören und an den vierten denken, — vielleicht auch den fünften fühlen.

* * *

Die Verstorbenen hat man darum gern, weil sie keine Ellbogen mehr spreizen.

* * *

Weltlauf.

Das Erben ist ein süßes Leid,
Mein Vater hat's vor langer Zeit
An seinem Ahn gethan,
Was er an seinem Ahn gethan,
Das ich an ihm nicht lassen kann.

* * *

Wo ein Loth antiken Idealismus' vorhanden ist, da ist auch ein Pfund moderner Speculation dabei.

* * *

Der um Erlösung betende Christ hat ganz die gleiche Stimmung, wie der nach Vernichtung lechzende Pessimist.

* * *

Keine Kunst ohne Tendenz, ist diese nicht ethischer, so ist sie doch ästhetischer Natur.

* * *

Ich kam von fernem Norden her,
Zu grüßen dich, du heiliges Meer.
Am Borde waren der Leute viel,
Nach allerlei Zielen und einem Ziel.
In zwei jungen Augen traf sich ein Blick,
Besiegelnd ein zweifaches Menschengeschick.
Das Meer, die Liebe an einem Tag,
An einem sonnigen Frühlingstag.

* * *

Es brandelt.

Du leugnest, mein Freund, doch mir ist's bewusst,
Du nährst ein Feuer in deiner Brust,
Es flackert und geistert aus deinem Gesicht,
Ist's Hass oder Liebe — das weiß ich nicht.
O lächle nur, lächle harmlos und mild,
Dein Auge, es lodert ja doch so wild,
Die Stirne dunkelt — ist's nicht der Hass?
Die Wangen röthen — die Liebe ist das!
Am Tage der Rauch, bei Nacht der Schein,
Ein Feuer kann niemals verborgen sein.
Die Glut' heut' und morgen, die Asche aufs Jahr,
Und ich habe Sorgen vor Feuersgefahr.

* * *

Die Kunst sollte doch dazu da sein, verworrene Menschengefühle in einfache Gestalt zu bringen, anstatt einfache Gefühle zu verwirren.

* * *

Man schimpft ja doch nicht über die Bäcker, die im vorigen Jahrhundert Brot gebacken haben, obschon dieses Brot längst nichts ist. Weshalb so geringschätzig und spöttisch über alte Dichter aburtheilen, die uns nicht mehr gefallen? Sie haben unseren Vorfahren das Brot des Geistes gebacken, wie es damals zur Entwicklung der Menschheit nöthig war.

* * *

Bei einem und demselben Musikstück auf einem und demselben Instrument von einem und demselben Musiker gespielt, können zwei Personen zur selben Zeit etwas ganz Unterschiedliches hören. Der eine hört die Beethoven'sche Symphonie auf dem Clavier wie einen kümmerlich und nothdürftig geklimperten Versuch, der andere wie ein herrliches Orchester. Es kommt sehr darauf an, wie man ein Musikstück von früher her in Erinnerung hat. Eine Melodie, einst von der besten Sängerin in der Hofoper gehört, reproduciert sich leicht wieder fast vollkommen, und zwar selbst auf dem armseligsten Instrument. Man glaubt, das Instrument zu hören, und hört die Erinnerung.

* * *

Der Mann da, er ist nicht normal,
So hör' ich ein höhnisch Geflüster.
's ist freilich ein anderer Fall,
Normal sind ja nur —
Die Philister.

* * *

Beim Geborenwerden und Heiraten ist man zu zwei'n, beim Sterben ist man mit sich allein.

* * *

Theater.

Gieng das Glück uns schon in Stücke,
Labt uns noch — ein gutes Stück.
Was uns nahm Enttäuschung Tücke,
Das gibt Täuschung uns zurück.

* * *

Gruft.

Nicht sein, nicht sein, wenn ich thäte!
Bau dem Nichtsein eine Stätte,
Wirf ins Nichtsein deinen Mann,
Hast für ihn genug gethan.

* * *

Grabschrift.

An dem Kreuze dieses Lebens
Bist du fünfzig Jahr gehangen,
Durch das Kreuz ist deine Seele
Übers Kreuz zu Gott gegangen,
Unterm Kreuze in der Truhen
Soll dein Leib in Frieden ruhen.

* * *

A Scholtjohr.

Zu Neujohr schauts Dirndl in Kolender:
Is heur da Fosching long?
Zu Ostern schaut's wieder in Kolender — —
Do wird oan ongst und bong.

Dös Johr, is's dan a Scholtjohr?
Um an gonzn Tog hot's zviel.
Und hiaz is's a Schuld- und a Scheltjohr — —
Du Teufls Gspiel!

* * *

Ban Dirndl ihrn Kamerl
Is a dicki, an eicherni Thür,
A driedoppelts Gschloß
Und ols Riegel — a Strohhalmerl vir.

Kleine Laube.

Weil i a Deutſcher bin.

Von Karl Morre.[1])

Kloanbäurisch Gedicht.
Stoanſteirisch g'richt.

Daſs a niada Menſch ſein Fehler hat,
Dös gib i zua — dös g'ſteh' i ein.
Es gibt koan Bam mit lauter g'ſunde Blatt,
Und wer a Deutſcher is, muaß derawegen juſt grad koa Engel ſein.
Das ane aber, dös laſſ' i mir nit beſtreiten,
Dö Deutſchen hab'n a ihre guat'n Seiten.
Ehrlich ſein's — und treu und fleißig, dös is wahr,
Und hab'ns a juſt grad nit die feinſten Haar,
So is mir lieber, beim Handel manchmal Lehrgeld geb'n,
Als wie mei Lebtag als a Schwindler vom fremden Schweiß zu leb'n.
Das Brot, was i ſelber mir hab' angebaut,
Der Apfel, der von mein' eig'nen Bam herunterſchaut
Schmeckt mir am beſten — und darum wirk und bau i a mit Freuden
Und wann jedes Volk ſo fleißig ſchafft als wie der Deutſche,
So braucht ganz g'wiß ka Menſch an Hunger z'leiden.
Und g'rad juſt deraweg'n is ſo ſtolz mei Sinn,
Daſs i a Deutſcher bin.

D' Sunnabends kuma öfter z'ſamm' beim Dorfwirt unt'
Da wird dann drüber g'red't und g'ſäuſt, wie's jetzt wohl is — und ſein grad kunt;
Der oane lamentiert und moant, es war die Abgab' z'hoch,
Der andre tröſt' ihn wieder und ſagt, es wird viel höher noch,
An dritten is die Schul nit recht, der vierte frozzelt über d' Gemeinde gar,
Aſt geh'n ma hoam und all's bleibt ſo wie's war.

[1]) Aus: Karl Morres Nachlaſs: „Gedichte und humoriſtiſche Vorträge." Herausgegeben von Leo Harand. (Graz, Leykam 1899.)

Da Hiasbauer, a unguter Menſch, hat z'nachſt mit der Fauſt in Tiſch n'eing'ſchlag'n,
Jetz muſs anders werden, ſagt er — ſo wollt' er's nimmer tragen.
G'ſchrien hat er, daſs mir Hohnapampel ſein und fruatla z'ſchwach,
Er wehrt ſich, ſagt er — er gibt amol nit nach.
Am nächſten Tag habn's ihm die Kuah auspfänd't;
Du Sakra! Ha, ha — da is er g'ſchwind zum Steueramt zahlen g'rennt.
I red' nix d'rein zu all die Sachen,
Und denk mir allan — i werd's nit anders machen,
So lang ich's hab — gib ich's halt hin
No ja — weil i a Deutſcher bin.

In unſerm Dorf, in alter Zeit,
Wie d' Mod no nit ſo weit hat laufen mög'n,
Wie no oanfach war das G'wand und oanfoch d' Bauernleut,
Hat's kane fremden Handwerker nit geb'n.
Do jetzt ſchön ſtad und nachanand
Jetz kumans vor, von alle Land,
Der Maurermaſter, der Marizzi haßt,
Is aus'n Wälſchland einer g'rast.
Aus'n Windiſchen auſer is der Bäck
Und der Schuſter, der Krebritſchitſchek,
Meiner Zungen geht der Nam' nit ein,
Der ſoll ſogar aus Böhmen ſein.
Der Ivancič, der Sunntags d'Haar uns ſchneit und den Bart thut ſchab'n,
Is aus Crowatien — wie die Leut than ſag'n.
Der Kramer Jure, der ſchon a Gwölb ſich hat derhaust aus ſein Kramerſtand,
Der is aus Krain und Nemlehet der Schmied,
Der is von Ungarland,
Sie ſchimpfen alle über uns, i waß nit warum,
Wir verſtunden nix — wir waren z'dumm
Und do bleibt jeder da — kaner geht mehr weg,
Der Marizzi nit und nit der Jure und nit der Krebritſchitſchek.
Warum bleib'ns denn da? Warum? Es is zum lachen,
Gern! No ja — weil's bei uns G'ſchäften machen.
I gib ihnen zum verdienen viel,
Denn ſpricht aner d'Sprach, die welche als er will,
I beneid kein um ſein Verdienſt und kan um ſein G'winn,
Weil i — a Deutſcher bin.

Der Marizzi, der Maurermaſter — dös is a Rabenbratl,
Ha, ha — der lebt jetzt mit ein ſaubern, jungen Madel,
Sei Alte — die Marizzi, die hat er ſo lang ſekiert,
Bis daſs mit Sack und Pack nach Wälſchland z'ruck is reteriert.
Der crowatiſche Balbierer is a — a ſo a abgebrahter Mann,
Wenn ihm die oane neama paſst, fangt er glei' mit aner andern an.
Dem Krebritſchitſchek kann man in dem Punkt nix nachſag'n,
Wär aber a a Dummheit, wann der ſich möcht weiter wag'n,
Der machet ja aus unſern Dorf a ganze Stadt,
Wann er mit an Weib allan ſchon dreizehn Kinder hat.
Der Nemlehet, der Schmied,
Nimmt neben ſeiner Alten, d' junge Kuhdirn mit.

Mi geht's nix an — i red nix drein,
Wie's jeder will — so soll's halt sein.
I leb mit meiner Alten, schon schier in die dreißig Jahr,
Sie hat kan Zahn nit mehr und i bald kane Haar,
Wir hab'n in jungen Jahr'n Treu uns g'schworn — hab'n g'wirtschaft mitanand,
Hab'n in den vielen Tagen,
Leid' und Freud' mitsamm getragen,
Und unser Ehring steckt fest no an der alten Hand.
I woaß nit — i moan — mir war's leicht a wohl g'lungen,
Aber i bin denna nia — so ganz af d' Seiten g'sprungen,
Weil i mir denk — was mi nit freut — is a nit nach mein Gegentheil sein Sinn,
Halt bis zum letzten Tag aus bei mein Weib,
Weil i a Deutscher bin.

Der Radl, der mei Hub'n-Nachbar is,
Und sonst in allem recht und gewiss,
Der hat im Wirtshaus mit mir solang g'werkt und plauscht,
Bis das i un'gschauter mit ihm hab Ochsen tauscht,
Jünger war der seine — und schwarer wie der meine,
Und haargleich mit mein zweiten Öchsl müßt das Paar dann sein.
I war in Kopf da schon a wengerl an
Und dös hat er g'mirkt — der gute Mann,
No und wie's schon geht — beim Wein
Da kumt oan alles richtig vur — i schlag' ein.
Am nächsten Tag mir hat von Nacht'n noch der Schädel brummt,
Der gute Radl mit sein Öchslan kumt,
Du Sakra! Da hat's zischt —
No denk i mir — der hat dich schön bawischt,
Ja, haargleich in der Farb' — dös war der Ochs, dös gib i zua,
In der Schwarn aber — da hats g'fehlt — schon gnua,
In der Größ'n, wann man's g'nau beschreibt,
Sein's z'sammg'standen — wie wann man oan Goasbock mit oan Elefonten treibt,
Und's Alter erst — das Alter — gegen mein',
Wann's nit a Ochs war — er kunnt sei Ahndl sein.
I bin nit unbewandert in Handelssachen
Und hätt' den Tausch a können rucgängig machen,
Aber schamen müßt i mi — wann i heut mein Handschlag gib,
Dass i am nächsten Tag — dann bei mein Wort nit blieb.
A Spitzbua Radl bist! —
Dösmal hast mi überlist,
Soll dir sobald nit wieder glingen
Und i moan, es wird dir wenig Segen bringen.
Sein Ochs in Stall — den mein' heraus
So war der Handel — fix und aus.
Was i versprich, dös halt i ein,
Und wär's glei mei Ruin
Wort und Handschlag bei mir heilig sein,
Weil i — a Deutscher bin.

Mei Alte is in Kochen gar nit schlecht
Und z' Weihnachten, z' Fasching und zu Ostern, da barzt sie sich halt recht,

Da zagt's ihr Kochkunſt her,
Als ob's a Pfarrerköchin wär.
Da geht's ans Sieden, Braten, Backen,
Zwetſchkenpfeffer, Gugelhupf und a Menge and're Sachen.
Vor Fetten glanzen die Kapäuner, wie vergoldet grad,
Und ganze Schüſſeln voll ſtehn da mit wälliſchen Pomerantſchen-Salat,
's is g'rad a Freud — wann ma ſeine Leut
Sieht, wie's einipampfen
Und wia mancher moant — er muſs no mit'n Löffel nachiſtampfen.
Und die Alte lacht dann über's Koſtlob freudig
Na! g'ſegn's Gott — i bin koan neidig.
I mag kan Brauch abbringen und mein Weib ka Freud verderb'n,
Aber z'meinetweg'n — dürft dös ſüße G'fraßt nit aufkocht werden.
I hab mei Lebtag nur am liebſten in dö Schüſſel g'ſchaut —
Wo a G'ſelcht's d'rinn war — a großer Knödel und recht viel Sauerkraut.
Dös is a Leibſpeis — ſo recht nach mein Sinn
Na jo — weil i halt a Deutſcher bin.

Am Kirchtag und beim Tanz, a ja — do geht's no luſtig zua,
Da ſein wir all' beinand und hat a jeder Geld genua.
Dös Umhupfen und dös viele Tanzen
Is nia mei Freud juſt g'weſ'n;
I bin lieber mit mein faulen Ranzen,
Schön ſtad in aner Eck wo g'ſeſſ'n.
Da trink i halt, ſo lang der Wein mir mund't,
Und daſs mir 's Trinken amol nit hätt g'ſchmeckt — meiner Seel — i wuſst
ka ſolche Stund.
Von die andern wie ſie ſein rund umadum, trinkt wohl a ſo mancher wie a Fiſch,
Aber wann i erſt z'beſt am G'ſchmack'n kimm, da lieg'n d' meiſten längſt ſchon
untern Tiſch.
Da lahnens um drauſt vor der Thür, dö Haſcher — kasblach im Geſicht.
Na Wein und Bier, die hab'n mi niemals z'Grund no g'richt.
Bis dato hab'ns no kan Keller ſo groß und ſo tief graben mög'n,
Wanns mir Zeit laſſen dazua — i will an jeden trocken leg'n.
Nur ſchad, daſs d' Nacht g'rad gar ſo ſchleunig laufen mag.
Mir wird 's rein allweil viel z'fruah Tag
Und wann der Wirt ſagt, er will ſchlafen geh'n — Zeit war's eh,
Dös paſst mir niemals in mein Sinn,
Denn a Krügl trink i allweil no, ehvor i geh,
Weil i a Deutſcher bin.

Hetzen thans mi gnua und ſperre Reden muſs i viel oft hörn,
's meiſtemal da ſag i nix dazua und mag mi a bei neamd beſchwern,
Der Marizzi der macht ſich manchmal ſakriſch groß
Und a der Krebritſchitſchek gieng' ſchon bald gern af mi los,
I ſchau gütmüthig zua — zu all den Böſen,
Laſs mi ſogar a Zeitlang umaſtöß'n.
Nur nit z'viel — denn wird die Keckheit gar zu groß,
Aſt wir i ſchiach — und dann geh i los.
Von alle Leut, die mi nur kennen,
Hat mi no kaner g'ſehen furchtſam rennen.

Mein Rucken zeig i nia den Feind, über mi da gibts kan Sieg,
So lang i mit mein G'sicht nit auf der Erden lieg.
D'rum, wer mit G'walt mi zwingen will zum Kampf und Streit,
Der muaß a g'faßt sein dann auf Muath und Tapferkeit.
Am Kirchweihfest so vor a fuchzehn Jahr'n,
Da sans es klar und deutli inne word'n,
Daß wann i amol onfang, da gibts ka End
Bis der Feind am Boden liegt oder rennt.
Lang hab i Geduld, lang bin i still,
Aber alles hat sei Ort und Ziel.
Und wonn's mi zu viel giften dö Klefuzianer,
Aft reiß i an Zaunsteck'n aus und dresch auf eanre Bauer.
D'rum werst's mir nit z'viel Mist mehr in mei Buckelkraxen,
Denn d'rwisch i amol Tisch und Sesselhaxen, —
Da bleibt nix mehr in der Stuben d'rin,
I hau alles außi —
Wei i a Deutscher bin!

Heil!

In Wien trinkt sich's gut. Aber nicht ohne Gefahr. Räusche sind unangenehm, jedoch Mißverständnisse noch unangenehmer.

Im neuen Rathhauskeller saßen wir zusammen — beim lieben Augustin, bei dem alles hin ist. Na, einen sinnigeren Schutzpatron hätten die gemüthlichen Wiener nimmer finden können. Aber ich dachte nicht daran, erhob mein Glas und stieß mit den Zechbrüdern an: „Heil!“ Da war es nun einen Augenblick so still, als ob ein Engel durch den Keller gienge, und auf den lustigen Gesichtern spielte eine gewisse Verlegenheit.

„Das hätte ich mir“, sagte endlich einer etwas gedämpft, „nicht gedacht, daß auch der R. diese Thorheiten mitmacht.“

„Welche Thorheiten? Ei ja so, das Anstoßen, das Gesundheittrinken. Wahrlich ja. Mancher trinkt im Wirtshaus so lange und so heftig Gesundheit, bis er krank wird.“

Nun, das war's nicht gewesen. Die Thorheit stak anderswo und erst allmählich kam's heraus, daß auch ich einer sei, der mit den Wölfen „heilte“.

„Aha, meine Herren und Kumpane!“ sagte ich, „euch war mein Heilruf nicht recht. Ich hätte Prosit sagen sollen, nicht wahr? Nun allerdings, wenn ich Prosit gesagt hätte, so wäre es auch kein Unglück gewesen. Ich habe halt Heil gesagt. Ich höre, daß auch die deutschen Studenten so grüßen in Graz und anderswo, weil ihnen das „Servus“ doch endlich zu dumm geworden ist. Auch mir gefällt das Wort, und ich lege den Sinn hinein, daß dem, der so gegrüßt wird, Heil widerfahren soll. Ob der Gruß wirklich so germanisch ist, wie angenommen wird, das weiß ich nicht. Möglicherweise ist er älteren Ursprunges — hebräisch — was allerdings fatal wäre. Wenigstens findet man ihn schon in der Bibel. Aber ich bin einmal ein frevelhafter Ketzer, schrecke sogar vor dem nicht zurück, was in der Bibel steht. Heil! Heil euch, ihr lieben Freunde! — Und wenn die Parteien, die heute für und gegen dieses Wort sind, längst im Sieb der Weltgeschichte durcheinandergerüttelt und durchgesiebt sein werden, euch sei Heil! — Ich gedenke bei

diesem tiefen, herzlichen und wohlklingenden Gruß zu verbleiben, bis ich abgerufen werde zum ewigen Heil, freilich ohne je ein Heiliger gewesen zu sein.

Unser Bezirkshauptmann, trotzdem er sonst sehr gerne die Volkshymne mit ihrem treuen „Heil“ singen hörte, hat sich aber doch geärgert, so oft er auf Gassen und Straßen von jungen Leuten diesen Gruß vernommen. Er glaubte etwas politisch Gegnerisches daraus zu vernehmen und manchmal mag es wohl gestimmt haben. Nadelstiche! Da habe ich dem würdigen Herrn den Rath gegeben, der Nadel die Spitze abzubrechen. Verstanden hat er mich, und seither lautet der ständige Gruß unseres Bezirkshauptmannes: „Heil!“ Er sagt es seinen Beamten, er sagt es seinen Freunden, er sagt es den Studenten auf der Gasse, die anfangs darüber ein wenig verblüfft gewesen sein sollen. Sie sind seither auf der Suche nach einem andern Grußwort, aber es thut sich nicht recht, und der Bezirkshauptmann hat ihnen das Heil verdorben. — Wenn die Menschen noch ein bissen Humor hätten, so wäre manchem leicht gesteuert. Weil wir aber in unserer Giftigkeit alles krumm nehmen, so geht nichts mehr gerade, so dass gar die unschuldigsten Blümlein und die harmlosesten Worte zu Staatsverbrechen aufgeblasen werden.“

Die Zechkumpane im Rathhauskeller fühlten sich ob solcher Rede anscheinend nicht sonderlich unterhalten, da sangen sie schon lieber wieder einmal ihre „Nationalhymne“, das Augustinlied. Ich aber habe mich sachte davon gemacht und — um Unheil zu vermeiden — meinen Heilgruß unterdrückt. R.

Poetenwinkel.

Wer bist du ....?

Wer bist du, die aus dunklem Grün
In einem weißen Kleide tritt
Und sagt: „Was soll dein heißes Müh'n? —
Ich habe tausend Engel mit.“

Du gibst mir deine weiche Hand! —
Wo leitest du mich hin, mein Kind?
Du lächelst leise ... „In ein Land,
Wo alle Menschen Kinder sind.“

Anton Renk.

* * *

Am Achensee.

Und soll ich sagen, es sei schön?
— Ich müßt' des Wort's mich schämen;
Wo Gottes ew'ge Berge steh'n,
Darf niemand Worte nehmen.

Zum tiefsten Herzen dringt's hinan,
Doch kann man's nicht beschreiben —
Wer keine Psalmen singen kann,
Laß' hier das Reden bleiben.

Hedwig Bürger.

* * *

Ein Grüßen.

Nicht auf Velinpapier
Und nicht auf Seide
Tret' ich mit Bangen schier
Heut' vor euch beide.

Mit gold'ner Lettern Pracht —
Was and're sangen —
Was and're ausgedacht —
Mag ich nicht prangen.

Auch wünschen mag ich nicht,
O, diese Feder!
Weil laut mein Inn're spricht,
„Dies kann ein jeder“.

Der Wunsch im Augenblick
Kann euch nichts spenden:
Liegt doch das wahre Glück
In euren Händen.

Und in die Zukunft weit
Kann ich nicht schau'n.
Doch, dass ihr glücklich seid,
Hab' ich Vertrau'n.

Zeidler.

* * *

O, hätt' ich das Wort nie gesprochen!

Ich wand're dahin in der dunklen Nacht,
Im Herzen ein Mahnen und Pochen. —
Die Reue, die Reue ist wieder erwacht,
O, hätt' ich das Wort nie gesprochen!

Das böse, das arge, das eine Wort,
Wohl ist es schon lange vergeben,
Doch hallt es in meinen Gedanken noch fort,
Verläßt mich wohl nimmer im Leben.

Inmitten der Freude oft klingt es laut,
Dann seh' ich zwei traurige Augen,
Aus denen die Klage so mahnend schaut,
Mein Herz will zur Lust nimmer taugen.

Franz Floth.

* * *

Gedanke und Form.

Die Form, die kannst du nehmen.
Gedanken mußt du geben!
Was wir zur Sonne heben,
Wird sie mit Gold verbrämen.

Jos. Sobel.

* * *

Distichen.

Eins seh' ich vor allem in den Werken der Großen der Dichtkunst:
Unermüdlicher Fleiß spricht aus dem Kleinsten zu mir.

Dieses auch stell' ich mir vor: Der Dichter ist der Lehrer der Liebe,
Und man hört ihn nicht gern, wo man die Liebe nicht ehrt.

Liebe sollst du stets geben, doch nimmermehr Liebe verlangen,
Willst du als höherer Geist hoch über Menschenthun stehn.

Richtet nicht über den Sünder, wähnend, ihr seiet viel besser;
Euch führt zur Tugend das Glück, das ihm, ach, niemals erschien.

* * *

Jos. Sobel.

Horch den Sternen.

Einst das Auge feucht von Thränen
Über ein entschwund'nes Glück,
Sandt' ich klagend auf zum Himmel,
Zu den Sternen meinen Blick.
Und da schien es mir, als schwebten
Immer näher, näher sie — —
Ich vernahm ein leises Flüstern
Einer süßen Melodie. —
Ja, ich hörte, wie sie sprachen:
Von des Himmels Seligkeit;
Von dem Glück geprüfter Dulder
Denen Gott die Palme weiht;
Von dem Lohn der schönen Tugend;
Von dem reichen Perlenband,
Das aus bitter'n Schmerzensthränen
Webet eine Engelshand.

Sie erzählen von den Lieben,
Die der Tod mir schon entriß —
Wie sie sehnend meiner harren,
Wie das Wiedersehen süß.
Als die Sterne leis' verklungen,
War mein Auge nicht mehr feucht,
Mein Gemüth fühlt' sich beseligt,
Wie auf Ätherschwingen leicht.
Und nun weiß ich, wo der Friede,
Wo der beste Trost mir winkt,
Und ich weiß, wohin ich fliehe,
Wenn der Geist zur Nacht versinkt,
Wenn das Leben rauh mich fasset,
Wenn das Herz sich sehnt nach Ruh —
Eil' ich zu dem Abendhimmel,
Horch ich dort den Sternen zu.

* * *

Franz Waidacher.

Die drei Klafferla.

Imeramol zimbb mih schier,
Möcht a wenk hin zan ihr.
D Leut sogn, as kunt mih greun,
Wird douh nit fein.

Aft nochher is ma schier:
Kuntst a wenk stehn bau ihr.
Hobn va da Messiau gredt,
Gleim ban ihrn Bett.

Noch und noch deucht mih schier,
Möcht a wenk ein zan ihr.
— Aft geht a müada Bua
Hoam in da Frua. — —

Wia müad und wia welch,
Weil er eini is gstiegn,
Koa Gehn und koa Stehn
Mocht sa müad, as wia s Liegn.

K.

Der Nachtwächter aus Schwaben.

Der Dridrum war ein reicher Bauer, und der Köpfle ein armer Nachtwächter. Und der Arme bewacht die Güter des Reichen und fand's in Ordnung also. Der reiche Dridrum nährte nicht die Kinder des armen Nachtwächters und fand's auch in Ordnung also. Der Köpfle war ein eingewanderter Schwab und hatte viele Kinderle. Und einmal im Herbst prangte des Dridrum großer Obstgarten in reichsten Früchten. Die Birnbäume, die Apfelbäume, die Zwetschkenbäume mußten gestützt werden an den Ästen, daß sie nicht brachen. Manche üppige Frucht fiel auf den Rasen und hub dort an zu faulen. Und wie der Dridrum, die Geldkatz' um den Bauch und den Stecken in der Hand vor seiner Hausthür stand, um auf Viehhandel auszugehen, kam der Köpfle des Weges und trat den Großbauer artig an, ob er nicht das Bäumle ablaufen dürfe für die Kinderle? Es war ein alter Birnbaum, der abseits stand, schon sehr viele dürre Äste hatte und nur noch einige schlechte Früchte trug.

Der Dridrum, der einmal im Landtag gesessen war und sich gerne auf den Herrnbauer hinausspielte, antwortete hübsch hochdeutsch: „Na, das laß' ich nicht, Nachtwächter, aber die Abfälle, wenn du willst, kannst haben vom ganzen Garten."

„Was sagst, Bauer?" fragte der Köpfle ganz erregt, „ich muß dich nit verstanden haben, Dridrum. Vom ganzen Gärtle sagst?"

„Vom ganzen Garten kannst du die Abfälle haben. Gesagt hab' ich's!" so der Großbauer und machte sich dann auf den Weg.

Jetzt gieng in der Nachtwächter-Familie das Leben an. Mann, Weib und Kind machten sich mit bei Nachbarn entlehnten Körben und Butten auf, um die Äpfel abzunehmen und einzuheimsen im ganzen Dridrumgarten. Die Nachbarn wunderten sich, daß der Großbauer es gestattet habe, der Köpfle versicherte sie immer wieder, daß er's ihm zweimal ausdrücklich erlaubt hätte, alle Äpfel im Garten zu nehmen. Sie füllten ihr Häuserle damit an, die Nachtwächtersleute, der Dachboden, die paar Truhen, die Winkel unter dem Bette, alles ward voller Äpfel, und sie waren versorgt über den Winter, und das Weib fieng gleich an, Apfelspaltle zu dörren.

Als der Dridrum vom Viehhandel heimkam und die abgeleerten Apfelbäume sah, lief er sogleich zum Nachtwächter, der hätte seines Amtes schlecht gewaltet, sie hätten ihm alle Äpfel gestohlen, während er fortgewesen!

„Was denn?" fragte der Nachtwächter, „gestohlen wohl nit! Du hast mir sie ja erlaubt, die Äpfele vom ganzen Garten."

„Die Abfälle hab' ich dir erlaubt, und nit einen Stängel mehr!"

„Aber Herrgöttle, du hast ja Äpfele gesagt!"

Anfangs hatte es den Anschein, als wollte er klagbar werden, der Dridrum, aber die Nachbarn haben so unbändig über die Geschichte gelacht, daß er endlich auch selber mitgelacht hat.

Ans Schatzerl.

Eine Liebesbrief aus Nordböhmen, mitgetheilt von J. H. in Zeidler.

Dieses kleine Briefelein gehört der allerlibsten in Baugrunde; Und kommt von den allerbesten aus der Khaa am 4ten Februar 1840.

Gestern Abends träumte mir,
Ich sei ganz beklügt mit dir,
Ich als Bräutigam und du als Braut,
Durch Priesters Hand mir angebraut,

Und wenn dies sollte werden wahr
So wünschte ich's noch in diesen Jahr,
Und wenn du so willst wie ich, so wird es auch werden.

Nimm hin mein Herz mein Schatz, dies kleine Briefelein, und denke, daß mein Herz dir ewig treu wird seyn. Mein herzallerliebster Schatz, ich schick dir einen Gruß, und in denselben liegt ein verliebter Kuß. Ich wollte könnte ich nur der Bothe selber seyn, so drückte ich beide Herz auf Mund und Lippen ein. So aber muß ich mich abwesend vor dir finden, ach allerliebster Schatz! mein Herz thut sich entzünden, so oft von dir hör, so oft ich an dich denk, so oft bleibst du mir ein herzliches Geschenk. Du liebest mich zwar sehr, und ich dich auch von Herzen, komm liebes Engelskind! laß uns zusammen scherzen, kein Mensch auf dieser Welt kann unsere Liebe ermessen, darum allerliebster Schatz, thu meiner nicht vergessen. Inzwischen lebe wohl, vergiß doch nicht den Deinen, und denke, daß auf dieser Welt sei keiner, der dich so herzlich liebt, und dir so treu verbleibt. Es ist derjenige, der sich dir ganz verschreibt. Ich schließe, dieses soll das feste Siegel seyn: Die Liebe drücket mir dein Bild ins Herz hinein, wie lange soll ich mir Verdruß und Aufschub geben? Adieu, mein liebster Schatz; adieu, mein Herz, mein Leben, laß deine Liebe nicht an etwas Andern kleben, gedenke, daß die Zeit noch alles möglich macht, und darum sage ich zu guter Nacht Adieu! Ich bleibe daher dein allerbester Freund Joseph Strobach aus Khaa am 4. Februar 1840 und auf den Abend komme ich nieder.

Bücher.

Die kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten.

Mehr als sechsunddreißig Jahre sind verflossen, seitdem Ludwig Uhland, der große deutsche Lieder- und Balladensänger, seine Augen geschlossen zum ewigen Schlafe. Mit ihm ist eine stolze Poetengestalt dahingegangen wie sie das Jahrhundert nicht mehr geschaffen. Die epische Kraft, die Klarheit der Ausdrucksweise, die knappe, ausdrucksvolle Form des erzählenden Gedichtes, der Romanze und der Ballade hat nur Einer noch gleichzeitig in dem zu Ende gehenden Jahrhundert mit ebensolcher Meisterschaft beherrscht, Einer, nämlich — Goethe. Aber auch den Wohllaut, den innigen, ungeschminkten Herzenston und die in die Seele dringende Gewalt des kleineren Liedes hat mit Uhland nur wieder Goethe gemeinsam. Ein anderer Gesichtskreis war es freilich, ein kleiner, enger, der sich dem schwäbischen Sänger bot, nur eine Richtung der Forschung, allerdings in mehrere Richtungen auseinandergehend, hat Uhland als Gelehrter betrieben im Gegensatze zu dem weitausfliegenden, genialen Geiste Goethes, der alles zu umfassen, alles zu ergründen versuchte. Aber gerade dieser Beschränkung, die sich der gelehrte und poesiefrohe Schwabe auferlegt, haben wir die schönsten seiner Gedichte zu verdanken, seine sprachlichen Forschungen auf dem Gebiete der romanischen und germanischen Poesie, sein damit zusammenhängendes Ergründen der volksthümlichen Sage haben ihm Stoffe und Gedanken geboten, welcher die deutsche Literatur eine Reihe der glänzendsten Perlen der erzählenden Dichtung verdankt. Uhlands Beschäftigung mit der Geschichte seines schönen heimischen Schwabenlandes hat Gestalten aus derselben im dichterischen Glanze verherrlicht, der nie erlöschen wird, und welcher über das begrenzte Gebiet hinaus poetisch verklärte Helden für Alldeutschland dem engeren Gau erstehen ließ. Man denke etwa einerseits an die herrlichen Balladen vom „Blinden König", „Der Wirthin Töchterlein", „Bertram de Born", andererseits an die „Schwäbische Kunde", an „Graf Eberhard den Rauschebart", an den „Schenk von Limburg" und ähnliches, dessen Stoff der Dichter romanischen Sagen oder der Geschichte seiner stets geliebten engeren Heimat entnommen.

Uhlands Gedichte haben Auflagen über Auflagen erlebt und nach dem Tode des Dichters, als die verlagsrechtliche Frist der dreißig Jahre um war, sind zahlreiche, mehr oder minder schöne und gute Ausgaben dieser Dichtungen von den verschiedensten Verlegern veranstaltet worden und nicht einen Tag hat sich das Interesse für diese herrlichen klassischen Schöpfungen vermindert. Aber an einen besonders beachtenswerten literarischen Nachlass Uhlands hatte in weiteren Kreisen niemand mehr gedacht. Da lief vor etwas mehr als Jahresfrist die Nachricht durch Tages- und Literaturblätter, dass die Erben der Frau Uhland dem unter dem Schutze des Königs Wilhelm II. von Württemberg stehenden Schillerverein den Nachlass des Dichters und Gelehrten käuflich abgetreten haben und dass dieser Nachlass eine Reihe von Schätzen biete, wie sie wohl nur die der Familie Näherstehenden bisher geahnt oder vom Bestehen derselben Kenntniss hatten. Rascher, als man es vermuthen konnte, wurde das Wichtigste davon dem weitesten Leserkreise vorgelegt. Es erschien 1898 schon „Uhlands Tagbuch 1810—1820“, eine höchst bedeutsame Veröffentlichung, die uns zwar nur über zehn Jahre knappe, aber höchst genaue Tagesaufzeichnungen des gewissenhaften, aus dem Jünglingsalter heraustretenden Poeten bietet. Gerade diese zehn Jahre gehören zu den wichtigsten seines poetischen Schaffens. J. Hartmann, der ausgezeichnete Kenner der schwäbischen Verhältnisse, hat dieses „Tagbuch“ herausgegeben und mit vortrefflichen erläuternden Anmerkungen versehen. In Verbindung mit dem reichhaltigen Briefwechsel von Uhlands Jugendfreunde und Geistesverwandten: Justinus Kerner, welcher 1897 in zwei Bänden erschien und so reichhaltiges briefliches Material bot, eröffnet uns das „Tagbuch“ eine Fülle von Angaben über das Thun und Wirken Uhlands in jener Jugendepoche, über die Richtung seines Geistes, seine Studien und poetischen Bestrebungen, über das Entstehen der einzelnen Gedichte der erwähnten Periode, kurz über das ganze äußere und innere Leben des Poeten aus einer Zeit, da der Schwung seines Geistes hoch empor strebte.

Ganz besonders überrascht aber hat die eben erschienene, durch das erwähnte, dem Nachlasse der Frau Uhland entstammende Material möglich gewordene kritische Ausgabe von Uhlands Gedichten, welche Erich Schmidt und Julius Hartmann nunmehr vorlegen.[1]) In zwei starken Bänden, welche bei dem Namensträger derselben berühmten Firma erschienen sind, wie die erste Ausgabe der Gedichte im Jahre 1815, bietet diese Ausgabe alles, was auf lyrischem und epischem Gebiete Uhland geschaffen hat, in absoluter Vollständigkeit. Abgesehen von den Texten in den von dem Dichter noch bei Lebzeiten besorgten Ausgaben finden wir hier eine reiche Zahl bisher gar nicht gedruckter Gedichte namentlich aus der früheren Jugendzeit, aber auch solcher aus späteren Tagen, welche Uhland nicht aufzunehmen gewillt war. Dazu aber hat der Nachlass die Möglichkeit geboten, Varianten, Quellenuntersuchungen, Entwürfe u. dgl. in außerordentlicher Reichhaltigkeit aufzunehmen. Die philologische Genauigkeit Erich Schmidts im Verein mit der trefflichen Kenntnis J. Hartmanns über die literarischen Verhältnisse seiner schwäbischen Heimat haben zu der Vortrefflichkeit der kritischen Ausgabe außerordentlich beigetragen, einer Ausgabe, die nicht viel über ein Menschenalter nach dem Tode des herrlichen Dichters diesem als unvergängliches Denkmal geworden ist. Man erinnert sich, dass erst 1867, also zweiundsechzig Jahre nach Schillers Tode, die kritische Ausgabe Goedekes von dessen Gedichten (und Werken überhaupt) zustande gebracht, erst 1887, also auch mehr als fünfzig Jahre nach Goethes Hingang die große kritische Goethe-Ausgabe eröffnet wurde, welche unter den Auspicien der vor kurzem auch dem Leben entrückten Großherzogin Amalia von Sachsen-Weimar zu erscheinen begann und die noch nicht abgeschlossen ist. Erich Schmidt ist, wie bekannt, an der erwähnten Goethe-Ausgabe hervorragend betheiligt. In der Hauptsache nach den Grundsätzen derselben hat dieser Forscher nun auch den kritischen Apparat zu Uhlands Gedichten durchgeführt. Dabei sind jedoch noch besondere Punkte beobachtet worden, auf welche wir die Aufmerksamkeit lenken wollen.

Die erwähnten zwei Bände theilen zugleich das Gebotene in zwei scharf auseinander gehaltene Hälften, deren erste, Band I, zunächst die Texte der Gedichte, wie sie Uhland selbst geordnet, enthält, daran schließen sich die von ihm aus alten Ausgaben wieder entfernten Stücke, die einzelnen Drucke und die vom Dichter ganz beiseite gelegten Gedichte von 1810 an bis zu Uhlands Tode. Die große Mehrheit des ganz Ungedruckten aus dieser Periode gehört, wie ja auch die schönsten der gedruckten Poesien, nach der Vorbemerkung der Herausgeber der Jugendzeit an, „denn von seiner Poesie gilt Uhlands Wort: ‚Wenn der Frühlingswind geht, knospet die Saat‘ und trotz einiger frischen Triebe war sein Spätsommer und sein Herbst unfruchtbar. Der schaffende Dichter ließ dem nachschaffenden Forscher und dem Politiker, den wir doch öfters hier zum Vers greifen sehen, das Wort.“ Im II. Band findet sich die von Erich Schmidt durchgeführte kritische

[1]) Gedichte von Ludwig Uhland. Vollständige kritische Ausgabe, auf Grund des handschriftlichen Nachlasses besorgt durch Erich Schmidt und Julius Hartmann. Zwei Bände, Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger. 1898. 8°.

Wiedergabe der Lesarten, die Beschreibung der Handschriften und Drucke, auf welchen diese Lesarten fußen, dann aber auch eine große Zahl Jugendgedichte, welche vor 1810 entstanden und die ebenfalls den bisher ungedruckten Stücken zugehören; sie bieten eine ganz vortreffliche Einsicht in die ersten Anfänge von Uhlands dichterischem Schaffen, in die Entwicklung und Herausbildung desselben zur späteren Gestaltungsprobe. Es ist selbstverständlich, daß viele dieser Gedichte nur von diesem Standpunkte aus zu beurtheilen sind und daher nicht als vollendet gelungene poetische Schöpfungen. Auch dieser Gruppe der Jugendgedichte eine Zusammenstellung von Lesarten beizufügen, haben die vorliegenden Nachlaßaufzeichnungen gestattet.

Was die Handschriften anbelangt, welche von Uhland vorliegen und zum Vergleiche der Lesarten hier beigezogen werden konnten, so wird es von Interesse sein, an dieser Stelle die wichtigsten derselben zu erwähnen. So liegen vor: zwei Hefte Poetische Versuche von Louis Uhland, 1. Stück 1800 und 1801 und 2. Stück 1801 bis 1804, ein umfangreiches Octavheft von 1801 bis 1803, ein Octavheft von mehr als 100 Seiten, die Jahre 1805 bis 1809 umfassend, dazu kommen noch einige weniger bedeutsame Hefte mit Gedichten von Uhlands Hand, welche sich auf der königl. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart und in der Heimatsstadt Uhlands, in Tübingen befinden. Von den gedruckten Ausgaben der Gedichte Uhlands sind alle, insbesonders jene, welche der Dichter noch selbst revidiert hat, zum Vergleiche benützt. Es ist bemerkenswert, daß nach der früher erwähnten ersten Auflage dieser Gedichte von 1815 die zweite vermehrte Auflage erst 1820 erschien, dann aber nahezu Jahr für Jahr Neuauflagen herausgegeben wurden, von denen im Todesjahr Uhlands 1862 die zweiunddierzigste nothwendig geworden war, ein Zeichen für die hohe Anerkennung, welche sich dieser herrliche poetische Geist schon im Volke erworben hatte, so daß man nun nicht mehr anstand, ihn als Gleichberechtigten dem Dioscurenpaare Schiller und Goethe zur Seite zu stellen. Erich Schmidts Vergleichung der Lesarten aus gedruckten Quellen bezieht sich auch auf die verschiedenen Zeitschriften und Almanache, in denen Uhland manche seiner poetischen Stücke zuerst veröffentlichte. Wir erwähnen hier etwa: Kerners Poetischer Almanach für das Jahr 1812, Kerners Deutscher Dichterwald (darin zuerst Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben, in dem deutschen Dichterwald", offenbar mit Bezug auf den Titel dieser Sammlung), das Morgenblatt, Seckendorf's Musenalmanach für 1807, die Almanache: Cornelia für 1820, Motte Fouqués Frauentaschenbuch für 1815 und 1817, Cottas Taschenbuch für Damen auf 1809 und 1820, Wendts Musenalmanach für 1831, Die Zeitung für Einsiedler 1808 ꝛc. Es ist mit einem Worte nichts, was sich von Uhland im Nachlasse an geschriebenen und gedruckten Gedichten vorfand, außer acht gelassen worden, um diese poetische Ausgabe auch in Bezug auf die Lesarten vollständig zu gestalten.

Wie wertvoll die Untersuchungen der Herausgeber in Beziehung auf die Entstehung und Ausbildung der Texte erscheinen, mögen einige Beispiele nachweisen. Die berühmte Ballade „Des Sängers Fluch" wurde nach einer früheren Idee am 3. oder 4. December 1814 beendet, der Dichter hatte den Stoff 1810 als Drama „Der eifersüchtige König" nach einer Percy'schen Volksballade ausgearbeitet. In der Figur des Königs habe Uhland nach einigen seiner Äußerungen an Napoleon gedacht, „der zum treibenden Dämon einen kalten finsteren Ehrgeiz gehabt, dem nichts Ideales heilig gewesen. Deswegen fehle auch seiner Größe die Weihe der Schönheit und werde ihr auch in der Erinnerung immer fehlen". — Wie oft der Dichter seine Verse der Bearbeitung unterzog, wie er sie umformte und änderte, zeigen die zahlreichen Varianten des Gedichtes „Der blinde König" („Was steht der nord'schen Fechter Schar"), wobei sich selbst im Versmaße Änderungen mannigfaltiger Art finden. Auch in der anmuthigen Ballade „Goldschmieds Töchterlein" kann man an der Hand der mitgetheilten früheren Fassungen den Fleiß und die Genauigkeit des Verfassers bewundern, der lange nicht mit der Glätte und Reinheit der Verse zufrieden war, bis er die ihm entsprechende Form gefunden. — „Das Glück von Ebenhall", erst später 1834 entstanden, ist ebenfalls auf eine englische Quelle: Ritsons „Fairy tales" zurückzuleiten, die Herausgeber führen die Stelle vollinhaltlich an und es ist daraus zu ersehen, wie herrlich Uhland seine Balladen, deren Stoff oft auf solchen unbedeutenden Quellen fußte, zu gestalten wußte. Aus den Bemerkungen Schmidts und Hartmanns werden wir auch über die Entstehung des Cyclus „Graf Eberhard der Rauschebart" in vielen Richtungen aufgeklärt. Der Dichter beschäftigte sich damals (1815) mit der Geschichte Württembergs und hat die unter dem genannten Titel zusammengehörigen Gedichte vom 4. bis 11. Juli des genannten Jahres vollendet, wie aus den Aufzeichnungen des „Tagebuchs" kurz, aber deutlich zu entnehmen ist. Auf einem Spaziergang im September 1816 mit Justinus Kerner in Gaildorf besichtigten die Freunde die Kirche, wo Uhland den Becher im Limburgischen Wappen auf den Grabdenkmälern mehrerer Reichsschenken sah. Bald darauf wurde in Erinnerung daran die prächtige Ballade „Der Schenk von Limburg" verfaßt, von welcher Uhland selbst in einem Briefe an A. Kaufmann schreibt: „Der

Schenk von Limburg hat keinen bestimmten Sagengrund und ist veranlaßt durch eine Figur in der Kirche zu Gaildorf und die Deutung derselben aus der Phantasie meines Freundes Justinus Kerner."

Doch genug dieser Einzelheiten, welche uns den Wert der kritischen Untersuchungen Erich Schmidts und Julius Hartmanns genugsam nachweisen. Man ersieht aus dem Angegebenen, wie wichtig selbst zur Entstehungsgeschichte der einzelnen Gedichte der Text der Herausgeber erscheint, und daß er nicht bloß Lesarten allein bietet. Zum Schlusse sei noch der Wunsch ausgesprochen, daß der aus den Andeutungen dieser Herausgeber geplante Commetar zu den Gedichten Meister Uhlands auch bald zutage treten möchte. Eine ausgezeichnete Vorarbeit für denselben bildet die vorliegende kritische Ausgabe, welcher auch der Philologe Uhland, wenn er wiedererstehen könnte, seine beifällige Zustimmung nicht versagen könnte.

Dr. A. Schlossar.

Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Memoiren, von ihr selbst geschrieben. Zehnte Auflage. (Leipzig. G. Barsdorf. 1899.)

Die Markgräfin war die Tochter Friedrich Wilhelms I., die Schwester Friedrichs des Großen. Voltaire nannte sie die geistreichste Frau des Jahrhunderts, andere nannten sie die aufrichtigste. Und diese geistreichste, aufrichtigste Frau hat uns ein Bild des häuslichen und Familienlebens der deutschen Könige und Fürsten jener Zeit hinterlassen. Ein ganz abscheuliches Bild. Brutalität, Falschheit, Zank und Tratsch, Geiz, Verrath u. s. w. sind an der Tagesordnung auf den Höfen zu Berlin und anderswo. Dazu der Kinderhandel, willkürliche, wohl auch gewaltsame Verheiratungen fürstlicher Kinder aus dynastisch-politischen Interessen! Das Bild, welches die Markgräfin, selbst zu Tratsch und Bosheit im hohen Grade geneigt, von ihrem Familienleben gibt, kann abstoßender kaum gedacht werden. Die Charakterisierung ihres Vaters, des Königs, zeigt einen wankelmüthigen, rohen, geizigen, verstoffenen Patron, durchaus nicht übereinstimmend mit der Darstellung desselben in den Geschichtswerken. Wir sind aber geneigt, der Tochter des Vaters lieber zu glauben, als den Lobhudlern des Fürsten. Man kann hier nur einmal sehen, wie sehr wir von der „Geschichte" manchmal bei der Nase herumgeführt werden. Aus den Schilderungen der Markgräfin Friederike schließen wir sicherlich mit Recht, daß die Zustände auch auf den anderen deutschen und europäischen Höfen nicht anders gewesen sind. Und weil gerade in diesen Kreisen das Conservative eine große Rolle spielt, so könnte darans auch auf die heutigen Zustände geschlossen werden, solche mögen noch so sorgfältig verhüllt sein. Das hochlehrreiche Buch der Markgräfin von Bayreuth muß man sorgfältig verstecken vor den Socialdemokraten. Die Leute könnten durch dasselbe in ihrer gewissen Meinung allzusehr bestärkt werden.

M.

Eine Schulreise und was sie ergeben hat. Erlebnisse und Betrachtungen von Hans Trunk. (Graz. Leuschner & Lubensky. 1899.)

Wir sind mit den Erfolgen unserer Volksschule nicht durchwegs zufrieden. Da setzen nun jene sattsam Bekannten ein und sagen: „Die Schule ist schlecht, weil sie nicht katholisch ist." Dieser Ausrede schneidet wieder einmal das vorliegende Werk gründlich den Faden ab. Hans Trunk hat auf einer Schulreise durch mehrere Länder gefunden, daß die Schulen in Norddeutschland, besonders in Sachsen viel besser sind, als bei uns. Sind in Norddeutschland die Schulen katholisch? — Trunks Schrift ist für die österreichischen Lehrer, so warm er auch wieder deren besondere Vorzüge anerkennt, nicht immer schmeichelhaft, sie sagt ihnen recht freimüthig ihre Schwächen, was sich die sonst so empfindlich Gewordenen von diesem Fachgenossen wohl gefallen lassen müssen. Er gibt ihnen aber auch Rathschläge und Mittel zur Hand, die sie, soweit es an ihnen ist, wohl gewiß nicht verschmähen werden. Hauptsächlich muß eine Reform ja von Staatswegen kommen. Möchten einflußreiche Schulmänner bis hinauf zum Cultusminister diese inhaltsreiche Schrift beachten.

M.

Stifterausgaben. Unter den vielen neuen Ausgaben der Werke Adalbert Stifters, die jetzt allerseits auftauchen, nimmt die von Philipp Reclam jun. in Leipzig einen hervorragenden Rang ein. In vier Bänden enthält sie die „Bunten Steine", die „Erzählungen" und die „Studien". Ein gutes Bild Stifters und eine biographische Einleitung von Rudolf Kleinecke ist der Ausgabe beigegeben.

M.

Karl Morres Gedichte und humoristische Vorträge Herausgegeben von Leo Harrand. (Commissionsverlag Leykam. Graz 1899.)

In dieser Sammlung haben besonders die humoristischen Vorträge einen gewissen Wert, der über den Tag hinausgeht. Auch unter den Gedichten findet sich manches Korn Morre'schen Humors. Am bezeichnendsten das Mundartgedicht: „Weil i a Deutscher bin". Mehrere Widmungs- oder Gelegenheitsgedichte hätten wegbleiben sollen, weil sie von solchen, die den Mann und seine besondere Art zu scherzen nicht kannten, leicht mißverstanden werden. Was der Dichter selbst nicht veröffentlichen wollte, das soll man aus Achtung

für ihn nicht hervorzerren aus den traulichen Kreisen, für die es bestimmt war. R.

Das Hemd des Glücklichen. Märchenspiel in einem Acte nach Roseggers Erzählung (im „Ewigen Licht") frei bearbeitet von S. Jacoby (Baden-Baden. Ernst Köblin. 1899.)

Schade, dass der Verfasser das alte, finnige Märchen missverstanden hat. M.

Lenz und Liebe. — Herbst und Harm. Dilettantenreime von Gustav Bühring. (Leipzig. Selbstverlag des Verfassers. 1898.)

Dieses Büchlein, dessen Kaufsort bescheiden verschwiegen wird, muß man zu den besseren Dilettantenoffenbarungen zählen. Die Form oft höchst ungeschickt, die Gedanken manchmal nicht übel. Noch am besten wird das Schlussgedichtchen gefallen:

So, nun wird das Buch geschlossen
Und es wandert in die Ecke,
Hat dich vieles drin verdrossen,
Nun, ein Buch dient manchem Zwecke:
Wenn du einmal es erstanden
Und die Binder fein es banden,
Kannst du's auf den Nipptisch legen
Zu den andern schönen Sachen
Und den Glauben leicht erregen,
Dass an dir die Dichtergaben
Einen Freund und Gönner haben.
Das wird guten Eindruck machen!
Oder willst du nicht verlieren
Noch das Geld, es einzubinden,
Magst du auch es kritisieren
Nach dem eigenen Empfinden.
Nur noch eins: Mit Wohlgefallen
Habe ich das Buch geschrieben;
Diese Freude ist geblieben
Nach des Lebens Schmerzen allen!

B.

„Ex cathedra." Ernste christliche Gedanken über Roms Unrecht auf dem Lehrstuhl. Denkenden Christen gewidmet von Professor Wilhem Burkofer. (Wertheim a. M. E. Buchheim Nachf. 1899.)

Diese heiße Schrift empfehle ich weniger unserem katholischen Volke, als dem Clerus. Von diesem muss sie gründlich widerlegt werden — seiner selbst und der Kirche willen. Wäre sie nicht widerlegbar, dann stünde es schlimm. Man sehe zu! M.

Der Kampf um das Deutschthum. Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland. Von Professor Hofmann Wellenhof. (Herausgegeben vom Alldeutschen Verband. München. J. F. Lehmann.)

Der Verfasser macht uns eine anschauliche Schilderung von den Kämpfen des deutschen Volkes in den letzten Jahrhunderten. Er erzählt, wie dieses ganze Ländergebiet einst kerndeutsch war, wie durch Ausrottung des Protestantismus dem Lande furchtbare Wunden geschlagen wurden, da an Stelle der Vertriebenen sich Slaven ansiedelten. Auch heute ist der Clerus vielfach der Feind des Deutschthums, und nun versteht der deutsche Leser erst, warum durch Österreich der Ruf „Los von Rom" erschallt. V.

Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte für das gesammte gesellige Leben der Gegenwart. (Braunschweig. Georg Westermann.) 43. Jahrgang.

Noch immer die vornehmste der deutschen Monatsschriften, die der, welcher sie einmal kennen gelernt hat, nicht mehr missen kann. Eine Zeitschrift, deren gründlicher Inhalt stets das Wichtige und Beständige bietet, so dass sie nicht veraltet. Die besten Erzähler und die besten Bildner sorgen für den künstlerischen Genuss. M.

Bühne und Welt. Halbmonatsschrift für Theaterwesen, Literatur und Kunst. Monatlich zwei Hefte. (Verlag von „Bühne und Welt", Berlin.)

Der Theaterfreund findet in dieser mit zahllosen Porträten, Bühnenbildern u. s. w. ausgestatteten Zeitschrift so viel des Guten, dass ein Blick ins Heft genügt, um ihn für sie zu fesseln. M.

Der deutsche Volksgesangverein in Wien, dessen Zweck die Pflege des deutschen Volksliedes ist, schreitet in der Sammlung und Herausgabe von Volksliedern und Schriften über das Volkslied rüstig fort.

Von seinen Flugschriften unter dem Gesammttitel „Zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes" sind bereits sieben Hefte erschienen. In demselben Verlage sind erschienen: „24 oberösterreichische Volkslieder" aus der Sammlung von A. Ritter von Spaun, ausgewählt und für Sopran, Alt, Tenor, und Bass (Soloquartett oder Chor) gesetzt von dem Componisten Josef Reiter. Bestellungen auf die im Verlage des Deutschen Volksgesangvereines erschienenen Ausgaben sind zu richten an die Adresse: Albert Last, Leihbibliothekenbesitzer, Wien, VI., Getreidemarkt Nr. 11. V.

Österreichisches Dichterbuch. Cl. Kosel in Wien, IV., Apfelgasse 1, gibt den fünften Band dieses beliebten Werkes heraus und ladet die österreichischen Schriftsteller zur Mitarbeiterschaft ein. Redactionsschluss im Mai.

Büchereinlauf.

Blutstropfen. Novellen und Skizzen von Anna Behnisch. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Gesammelte Werke von Hermann Friedrichs. (Berlin. Freund & Jeckel.)

Band I. Lyrische Dichtungen. Enthaltend: Gestalten. — Streiflichter. — Erloschene Sterne.

Band II. Episch-lyrische Dichtungen und Kampfeslieder. Enthaltend: Octavia. — Am Heiligenfest. — Die Nazierin. — Mit San Giovannis Beistand. — Die Liebe des Priesters. — Das Gesicht im Parthenon. — Keulenschläge der Wahrheit.

Band III. Novellen. Enthaltend: Das Kreuz der Liebe. — Das Mädchen von Antiochia. — Chryssoula. — San Sebastian. — Der Liebesbriefträger wider Willen. — Dr. Gradeaus. — Reinhold Martini.

Band IV. Dramen. Enthaltend: Die Sicilianerin. — Vor dem Streik. — Koras Liebe. — Die Erlöserin. — Verwirktes Glück.

Franz Reims dramatische Werke. (Wien. Karl Grasser. 1898.)

Das Steinfeldmärchen. Schauspiel in fünf Acten.

Die Spinnerin am Kreuz. Schauspiel in vier Aufzügen.

Der Schelm vom Kahlenberg. Komödie in drei Aufzügen.

Der Schmied von Rolandseck. Volksschauspiel in drei Aufzügen.

Der Weg zum Glück. Schauspiel in vier Aufzügen.

Stefan Fadinger. Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern.

„Wendelin, der kleine Tiroler", Volksschauspiel in sechs Abtheilungen von Dr. Robert Weißenhofer. (Linz. F. J. Ebenhöch'schen Buchhandlung.)

Moira. Drei Dichtungen von Emil Drach. (Oldenburg. Schulze'sche Hof-Buchhandlung.)

Hirten- und Weihnachtslieder aus dem österreichischen Gebirge. Gesammelt von Fanny Gröger. (Leipzig. H. W. Theodor Dieder. 1898.)

Im Reiche der Freiheit. Briefe über den Socialismus von Robert Blatchford. Aus dem Englischen von Henry Wright. (Wiener Volks-Buchhandlung. 1899.)

Liederbuch des steirischen Sängerbundes. (Graz. Steirischer Sängerbund. 1898.)

Der neue Gott. Ausblick auf das kommende Jahrhundert von Julius Hart. (Leipzig. Eugen Diedrichs. 1899.)

Herzens-Worte. Eine Mitgabe auf den Lebensweg. Deutschlands Töchtern gewidmet von Julie Burow. Illustrierte Prachtausgabe. Mit Heliogravuren nach Zeichnungen von A. u. F. Weinert. (Berlin. Richard Wöpke.)

Die Frauenfrage. Eine Discussion zwischen Victor Yarros und Sarah E. Kolmes. Aus dem Englischen von G. Schumm. (Berlin. B. Zack. 1899.)

Die neueste katholische Bewegung zur Befreiung vom Papstthum. Ein Thüringer Gruß an die deutsche Ostmark von Pfarrer P. Braeunlich. (Mühlhausen i. Th. 1899.)

„Deutscher Thierfreund", Monatsschrift für Thierschutz und Thierpflege, herausgegeben von Dr. Robert Klee und Professor Dr. William Marshall. (Leipzig. Karl Meyers Graphisches Institut.)

Bau und Leben des Thieres von Dr. W. Haacke. „Aus Natur- und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Vincenz Prießnitz. Sein Leben und sein Wirken. Zur Gedenkfeier seines hundertsten Geburtstages. Dargestellt von Philo vom Walde. Mit 291 Illustrationen. (Berlin. Wilhelm Moller.)

Lehrbuch der Poetik für höhere Unterrichts-Anstalten wie auch zum Privatgebrauche von Dr. Friedrich Beck. Siebente, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Beobachtung der amtlichen deutschen Rechtschreibung. (Leipzig. Hermann Zieger.)

Aufruf.

Das treue, deutsche Herz Hans Grasbergers hat ausgeschlagen! Als die Freunde seinen sechzigsten Geburtstag feierten, glaubten sie ihm noch ein langes Leben und Wirken voraussagen zu können. In Haar und Bart spannen sich ihm erst wenige Silberfäden, frisch und rüstig schien er in seinem ganzen Wesen, und sein Auge blickte noch immer so klar und hell, als ob die Jugend seiner Seele sich dem kräftigen Körper mitgetheilt hätte und sich nicht von ihm trennen möchte. Und nun, nach wenig mehr als zwei Jahren, ist er dahingegangen. Wir können ihm nicht mehr die Hand drücken, sein männlich schönes, offenes Antlitz, das der Spiegel seines Charakters war, nicht mehr schauen. Wir können nur um ihn trauern und sein Andenken ehren.

Das wollen wir, und wir hoffen und glauben: Nicht wir allein. Was uns Freundespflicht ist, das dürfte auch vielen, die den Geschiedenen nicht persönlich kannten, denen er als Mensch fremd geblieben und nur als Dichter und Erzähler lieb geworden, ein Bedürfnis der Pietät sein. An sie, an alle, die Grasbergers Werke kennen und würdigen, wenden wir uns mit der Bitte, uns in der Erfüllung der Freundespflicht zu unterstützen.

Grasberger hat eine stattliche Anzahl von Büchern geschrieben, die ihm einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Schriftstellern sichern. Eine Auswahl seiner Werke wird, dank dem liebevollen Eifer des Verlegers, Georg Heinrich Meyer in Leipzig, demnächst

erscheinen und sein literarisches Denkmal bilden. Dies hat er sich selbst gesetzt. Auf seinem Grabhügel in Mödling soll sich ein anderes, würdiges Denkmal erheben. Kein prunkendes Monument, wie der Reichthum es erbaut, sondern ein schlichter Stein, wie ihn Dankbarkeit und Liebe setzen, mit seinem Reliefbildnis. Künstlerhand hat es dem Lebenden gespendet, er selbst hat es für sein Grab bestimmt. Es handelt sich nur darum, es im passenden Rahmen aufzustellen. Dafür nöthig ist ein Betrag, so bescheiden wie der Mann, dem der Denkstein gilt.

Wenn wir zu diesem Zwecke Ehrengaben sammeln, so setzen wir voraus, dass dieselben bald die erforderliche Summe übersteigen werden. Der Überschuss aber soll dem hinterlassenen Töchterlein Grasbergers zugute kommen, dem der Vater nur seinen hochgeachteten, fleckenlosen Namen, aber keine irdischen Glücksgüter als Erbe hinterlassen hat. Dabei leitet uns der Gedanke dass die Ehrengabe, welche die Mitwelt dem Dichter während seines Lebens schuldig geblieben ist, nunmehr die Zukunft seines geliebten, einzigen Kindes sichern solle. Uns in diesem Bestreben zu unterstützen, das ist die Bitte, die wir an alle Verehrer des Geschiedenen richten.[1])

Prof. Rudolf v. Alt. Edmund Graf Attems. Prof. Joseph Bayer. Dr. Alfred Freiherr v. Berger. Prof. Julius Berger. Dr. Anton Bettelheim. Hans Brandstetter. Vincenz Chiavacci. Nicolaus Dumba. Marie Ebner-Eschenbach. Dr. Emil Ertl. Rudolf Falb. Dr. R. Foregger. Reg.-Rath Dr. Karl Glossy. Dr. Friedrich Hausegger. Ludwig Hevesi. Ludwig Hörmann. Edmund v. Hofmann. C. Karlweis. Dr. Richard v. Kralik. Prof. Karl Kundmann. J. K. Lecher. Ludwig Lobmeyr. Ludwig Martinelli. Dr. Johannes Meissner. Ludwig Michalek. Prof. Dr. Jakob Minor. Adam Müller-Guttenbrunn. Gustav Pawlowski. Peter Philipp. Adolf Pichler. Joseph C. Poestion. Eduard Pötzl. Franz Raab. Dr. Heinrich Reicher. Prof. Leo Reinisch. Peter Rosegger. Ferdinand v. Saar. Reg.-Rath Director August Schäffer. Hofrath Leopold Schrötter Edler v. Kristelli. Prof. Willibald Schulmeister. Prof. Stephan Schwartz. Dr. Karl v. Thaler. Franz Trau. Dr. Moriz Weitlof. Prof. Rudolf Weyr. Karl Wolf. Dr. Eduard Wolfshardt.

Postkarten des „Heimgarten".

P. G., Dresden: Die Ursache, weshalb der Deutsche keine Gedichtebücher kauft, liegt nicht, wie Sie glauben, darin, dass es ihm an poetischer Neigung mangle. Im Gegentheil, er hat nur zu viel Sinn für Poesie. Er macht sich für den Hausgebrauch die Gedichte selber.

* Man muss für die Menschen das höchste Mitleid und die tiefste Verachtung haben. Das höchste Mitleid, weil sie so arm sind und so viel leiden müssen, die tiefste Verachtung, weil sie an ihrem Elend großentheils bewusst selber schuld sind.

J. J., Glanfurt:

Wer sich von Geld und Ehr' lässt hetzen,
Den sollt' man gleich ins Narrenhaus setzen.
Mein Freund, es gibt ganz andere Sachen,
Die eine ringende Seele rastlos machen.

J. G., München: Warum Eltern ihre Kinder leichter begreifen, wie Kinder ihre Eltern? Einfach doch, weil die Eltern selbst einmal Kinder gewesen sind, die jungen Kinder aber nie Eltern waren.

Stimmen von Maria-Lach: Den frommen Wunsch, in meinem „Ewigen Licht" die „Jesuitenmär" zu widerrufen, kann ich nicht erfüllen. Es ist keine Mär, es ist volle Wahrheit, ich habe sie persönlich erlebt bei zahlreichen Jesuitenmissionen in Steiermark. Ein Buch könnte ich darüber schreiben. Wie können Sie doch so allgemein bekannte Sachen leugnen?? R.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

[1]) Jeder der Unterzeichneten ist bereit, Ehrengaben für den genannten Zweck entgegenzunehmen.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Die Familie Nagerl auf der Bergpartie.

Eins aus dem Leben von **Peter Rosegger.**

Anfangs war die Bergpartie überaus heiter angegangen. Die Kinder pflückten Blumen, die Frauen suchten lustig plaudernd nach Pilzen, die sie in freier Hand auf dem kleinen Umweg über das Gebirge nach Hause tragen wollten. Die Herren kletterten auf Gefälle und losgerissenen Bammwurzeln herum und bewarfen sich mit dürren Fichtennadeln eines entvölkerten Ameisenhaufens. Solange der glatte, sachte ansteigende Waldweg dauerte, währte auch der Schabernack; als es steiler wurde, verscholl der übermüthige Lärm, und als es noch steiler wurde, begannen etliche zu schnaufen und zu brummen, und als es ganz steil in einer Holzriese empor gieng, blieben sie stehen und sagten untereinander, sie wollten nicht der Narr sein und da hinaufkrallen, ohne eigentlich zu wissen warum. Da thäten sie die Berge lieber von unten ansehen, vom Jochwirtshaus, in welchem sie sich den Tag über häuslich niederlassen wollten. Des waren sie einig und das wollten sie thun.

Nur der Oberbuchhalter Nagerl, seine niedliche Frau und seine schlanken Töchter waren Bergfexen genug, um dem ebenen Mattenweg bis zum Jochwirtshause die steile Holzriese vorzuziehen, und so haben sie

sich von der Gesellschaft unter frohen Zurufen getrennt. Die Weibsleute des Herrn Nagerl hatten ihre Pilze unter einen Tannling gelegt, in der Absicht, auf der Rückkehr die vortrefflichen Gewächse wieder mitzunehmen, und hatten dafür aus Geäst derbe Bergstecken gebrochen und derb in die Hand gefaßt. Der Oberbuchhalter gab den Befehl aus, daß beim Bergwärtsgehen kein Wort gesprochen werden dürfe und erläuterte unterwegs so lange die Schädlichkeit des Sprechens beim Bergsteigen, bis er athemlos war und in solchem Zustande noch etwas gereizt die Frage herausstieß, was ihnen denn über die Leber gelaufen sei, daß sie so verschlossen und verdrossen hinter ihm einhersumpften.

Die Holzriese hatte sich endlich in drei Arme verzweigt und im Gefälle und Erlgebüsche verloren. Der Mann fand zwar, daß ein Weg auf die Bergspitze etwas ganz Überflüssiges wäre, weil diese ohnehin nicht zu verfehlen sei, wenn der Mensch immer redlich aufwärts stiege. Die Frauen waren wohl auch dieser Meinung, doch wurden sie am Aufwärtssteigen immer wieder verhindert durch Spieße und Haken, mit denen das Gestrüpp sich an ihre Kleider festklettete. Besonders das Brombeergesträuch war zuthunlich und legte der tugendhaften Mutter nicht minder, als den heranblühenden Töchtern geradezu Fallstricke! Sie hatten sich wohl vorgenommen, auf Bergtouren unter keiner Bedingung den Humor zu verlieren. Sie verloren ihn auch nicht, aber ihre kleine Nähenecessaire verlor die eine der Töchter, und ihren Taschenkamm die andere, und ihren Mann die Frau Mutter. Denn der Oberbuchhalter war voraus auf eine Höhung geeilt, um sich zurechtzuschauen. Da sah er, daß die Berge, Schluchten und Wege eigensinnig waren und sich den Angaben der Landkarte nur sehr unvollkommen fügen wollten. Die Hohe Biere, deren Gipfel ihr heutiges Ziel sein sollte, lag boshafterweise noch sehr weit drüben, verschanzt hinter ganz unrechtmäßig dastehenden Vorbergen.

Als die Frauen schnaufend nachkamen, fand es der Herr Vater an der Zeit, einen kleinen Imbiß zu nehmen. Die Frau Mutter dachte auch ungefähr so, als sie jedoch ihr Handkörbchen durchsuchte, war das Paketlein mit Brot und Schinken — ebenfalls verloren. Darob wollte er seinen häuslichen Zorn hervorbrüllen, die Weibsleute aber lachten und meinten, wenn der Hunger denn schon einmal da sei, so solle man ihn nicht durch Ärger verscheuchen, sondern fleißig Blaubeeren und Erdbeeren suchen, die Gott für den Fall erschaffen habe, wenn unachtsame Frauenzimmer unterwegs das Brotpakel verthäten. Da mußte der Herr Vater doch beigeben und sie begannen nach altbekanntem Bibelbrauch im Schweiße ihres Angesichtes —

Die jüngere Tochter hatte ihn zuerst bemerkt, den rothbärtigen Halter mit dem schmierigen Seitenzegger.

Was er drin habe in seinem Sack?

„Etwas, das auswendig nit hängen bleibt."

Ob es was zu essen wäre?

„Das ist gewifs. Viehmehl."

Ob da herum nicht irgendwo ein Holzerhaus wäre, oder eine Almhütte, oder so was?

„Der Teuxel!" schalt der wüste Rothbart, „das sind ihrer wieder solche! So herrische Zodeln, die nix zu thun haben und alleweil nur so herumsteigen und die Thör' offen lassen, dafs sich 's Vieh verlauft! Die Sakra! Just gestern ist so ein Rudel dageweft, alle Zäun aufreißen, alle Löcher offen lassen. Jetzt such' ich sie schon den ganzen Tag, meine zwei Kalben, die sich gewifs verlaufen haben bis in den Riffelgraben. Die Sakra, die! Überall, wo sie hinschmecken, thun's Schaden. Vorig Wochen ist's geweft, haben ihrer drei Herrische drunten auf dem Speierschlag Feuer g'macht, dafs bald der ganz' Wald wär' brennend worden, wenn nit der heilige Florian einen Wolkenbruch hätt' niedergelassen. Sakra sein's! Letzt' Jahr her hat auf der Speikalm so einer die Küh ausdudelt — und kein' Schwaigerin geht sicher. Die Höllsakra, die Herrischen!"

Während dieser eindringlichen Rede hatte er mit dem schwammigen Filzhut ein- ums anderemal auf den Oberschenkel geschlagen, dafs es nur so klatschte. Unserer Oberbuchhalters-Familie ward' ganz laufig zumuthe, dafs sie jetzt den für alle bösartigen Touristen aufgespeicherten Halterzorn so ganz allein über sich ergehen lassen mufsten, und sie waren doch gar nicht bösartig, sie waren nur hungerig.

Darum that der Herr Vater, als hätte er die schneidige Rede gar nicht verstanden und fragte nochmals überaus geschmeidig, ob da herum nicht irgendwo eine Leuthütte wäre?

„Hütten ist keine da", antwortete der Halter. „Aber das Scheidsteinhaus steht da drenten hinter dem Wald. Gehts nur überi, die werden's euch schon auch sagen. Sakra!"

Sprach's, pfottete thalwärts und rief mit klingender Stimme die Namen seiner Kalben, die sich verlaufen hatten.

Der Oberbuchhalter sagte zu den Seinen: „Über uns soll keine Klage sein, wir werden niemandem Schaden thun, wir werden zeigen, dafs es auch unter den Herrischen noch anständige Leute gibt." — Als hernach unsere vierspannige Gesellschaft durch den Schachen war, sah sie hoch an der Lehne ein Gehöft. Unterwegs steilan fragte der Vater seine Ehegesponsin, wie viel Schinkenbrot sie eigentlich mitgehabt und verloren habe? Wie viel Uhr es etwa sein möchte? Warum sie an so einem Tag ihre Taschenuhr zu Hause gelassen? Ob der Kanarienvogel daheim in seinem Bauer wohl versorgt wäre mit Futter und Wasser? Als die

Frau derlei Fragen schnaufend beantwortet, rief er ihr ebenso schnaufend zu: „dass die Weibsbilder aber den Mund schon einmal gar nicht halten können! Schwatzen sollst nicht, beim Bergsteigen, sage ich!“

Endlich waren sie am Gehöft. Das lag breit und behäbig da, und weil sie weder sprechen durften noch konnten, so dachten sie sich ihr Gottlob und dass sie doch endlich was würden zu essen bekommen. Die Thore der Stallungen und Scheunen standen offen, und auch die Hausthür, zu sehen aber war kein lebendiges Federlein. Sie giengen in das luftige Vorgelass, in die große dumpfige Stube, dort setzten sie sich auf die Bank und hörten, dass es todtenstill war und sahen, dass niemand zu sehen war. Der Herr Vater gieng zuerst im Hause herum, gieng in den Ställen und Stadeln herum und suchte Leut'. Er fand niemand. Dann gieng die Frau Mutter in die Küche, machte einen großen Kasten auf und fand Milch, Brot, Butter und Honig. Alsogleich wollten sie Hand anlegen, besonders die schlanken Töchter, da sprach aber — und sehr zur Unzeit — beim Herrn Vater das Gewissen drein.

Sie hatten sich gesagt, dass sie niemandem Schaden thun wollten, und jetzt sollten sie da einen Raub ausführen? Sollten sich Sachen aneignen, ohne ein Recht darauf zu haben? Das darf platterdings nicht sein. — Die ältere Tochter aber tauchte ihren Zeigefinger in den Rahmtopf und leckte ihn ab. Die Frau Mutter verwies heftig, dass sich so was nicht schickt — ohne Löffel in die Töpfe zu greifen. Sie fand in der Tischlad' Esszeug, und gerade als ob sie daheim wäre am eigenen Herd, deckte sie den Tisch und trug die lockenden Sachen ordentlich auf. Der Herr Vater ergieng sich solange in schönen Moralbetrachtungen über Mein und Dein, bis er mit einer großen Schnitte Butterbrot seinen Mund zustopfte.

„Wir werden ja Geld da lassen! Einen ganzen Gulden!“ Mit diesem Vorsatz beschwichtigten sie ihre grübelnden Gemüther. Doch als der erste Heißhunger gestillt war, fand der Herr Vater, dass ein halber Gulden auch genug wäre.

„Reichlich genug!“ rief die Frau Mutter, „auf der Alm wachsen solche Sachen ja soviel als umsonst. Wär' nicht schlecht, so ein Töpfel Milch und ein Laibel Brot um einen halben Gulden zu zahlen!“ Mit großer Tapferkeit griffen sie zu, alle vier, und ausdauernd nährten sie sich.

„Es wird's thatsächlich auch ein Viertelgulden thun“, meinte der Herr Vater und strich sich Honig auf ein zweites Stück Brot.

Die ältere Tochter fand, als sie gesättigt ihre rothen Lippen mit einem Sacktüchlein abwischte: Wenn die Bäuerin bei ihrer Rückkehr einen Silberzwanziger vorfände auf dem Tisch, so würde sie höchlich überrascht und zufrieden sein.

Man dürfe diese Naturmenschen mit Geld nicht verderben, gab die Frau Mutter weise dazu, übrigens sei die Milch schon sauer, die Butter ranzig und das Brot schimmelig. Der Honigtopf könnte auch sauberer gehalten sein. Da vergehe einem schon der ganze Appetit — denn sie war ebenfalls bereits satt geworden.

Die jüngere Tochter warf das Bedenken auf: Wie, wenn jetzt plötzlich der Bauer käme! Der rohe Bauer mit dem großen Stock, und die fremde Sippe sähe, die sich mir nichts dir nichts häuslich eingerichtet und über den Vorrath hergemacht hatte! Wenn man in dieser schönen Gegend den Herrischen überhaupt nicht grün ist, so kann's wohl sein, dass sich da etwas Absonderliches zuträgt. Die Stube hatte so dunkle Winkel und Nägel an der Wand. Der große Ofen konnte einen Scheiterstoß und eine ganze Familie fassen. — Der jüngeren Tochter fielen allerlei unheimliche Geschichten ein.

In Erwägung von Möglichkeiten that der Herr Vater doch einen halben Gulden aus seinem Ledertäschlein und legte ihn aufs Fensterbrett, damit im Falle einer plötzlichen Überraschung die Absicht redlicher Abstattung offen daliegt. Durch das Fensterchen blickten die Töchter und sahen nichts Erquickliches. Vom Lärchenwald heran kamen zwei Männer. Der rothbärtige Halter und ein schwarzer Riesenkerl, der auf der Achsel ein Schock Heustangen trug. Sie sprachen sehr eifrig miteinander und schienen es eilig zu haben, das „herrische Gesindel" in den Bergen auszurotten. Unsere Familie wollte versuchen, ob durch die Hinterthür noch zu entkommen wäre, da trat ein stämmiges Weib ein. Das hatte Rechen und Futtergabeln bei sich und einen großen Handkorb mit leerem Essgeschirr. Die Bäuerin selber war's, man merkte es an der überlegsamen Gelassenheit, als sie die fremde Einsiedlung sah. Die Frau Oberbuchhalterin trat vor und sagte ganz anmuthig: „Wenn das die Hausmutter ist, so wird sie sich was Schönes denken! Wie wir uns da eingenistet haben, als ob wir daheim wären!"

„So!" sagte die Bäuerin, dieweilen sie ihre Sachen ablegte, „das ist ja recht. Werdet wohl Platz haben in der Stuben."

„— Und uns gleich was zu essen genommen haben. Wir waren hungrig zum Umfallen. Müsset schon verzeihen, dass wir's derweil gleich selber genommen haben."

„Seids doch so gescheit gewesen!" rief die Bäuerin heiter aus. „Wenn eins Hunger hat und kein Mensch im Haus ist, da muss man's freilich selber nehmen. Wir haben auf der Wiese geheut, wird bald's Wetter umschlagen."

„Einerseits seid auch Ihr schuld, liebe Frau", sprang nun auch der Oberbuchhalter mit gemüthlicher Betonung ein, „dass Ihr alles so offen lasst, wenn Ihr ins Heuen geht."

„Narren!“ lachte sie, „das ist wohl gut gewesen, wenn ihr etwas zu essen habt haben wollen. Den Kasten zusperren, das wär' schon gar zum lachen! Dafür ist's ja da. Ist ja dafür da, dass es gegessen wird.“

„Wir haben allerdings dafür Geld hergelegt.“

„Was nit noch!“ rief die Bäuerin und stemmte ihre dicken Arme in die Seiten, so dass sie — wie die jüngere Tochter später darthat — aussah, wie ein großer Plutzer mit zwei Henkeln. „Zahlen wollt's das bissel Milch!“

„Wir haben auch Brot, Butter und Honig genommen.“

„Recht habts gehabt, 's ist ja da. Dafür ist's ja da. Geh', nehmen thu' ich nix dafür. Ein Vergeltsgott, wenn 's mir geben wollt's, den hat der Bauersmensch alleweil zu brauchen, dass ein anderes Jahr wieder was wachst. Thut's doch weiter essen, wenn's schmeckt, ich füll' noch nach. Die jungen Menscherln möchten gewiss noch ein' Honig! Aber freilich, dafür ist er ja da!“

Nun trat aber der Riesenkerl in die Stube. Er musste sich in der Mitte fast einschnappen wie ein Taschenmesser, dass er durch die niedere Thür konnte. Auf dem klobigen Kopf hockte ein ganz schmächtiges Hütel, aus dem zu allen Seiten wild und üppig die schwarzen Haarwuchten hervorquollen. Das braune viereckige Gesicht war rasiert, denn es war zwei Tage vorher erst Samstag gewesen. Die Augen und der breite Mund waren eingekniffen und zeigten ein böses Vorhaben.

„Du Vaterl“, redete ihn die Bäuerin an, „hungrige Leutln hab'n mir kriegt, derweil mir auf der Wiesen g'wesen sein!“

Stand der Riesenkerl da und blickte finster auf die Gäst'. Dann schnob er zwei- dreimal durch die Nase und sprach mit zarter Fistelstimme: „'s Essen soll ihna vergunnt sein. Aber nachher solln's schaun, dass 's weiterkummen und sollen die Thör zumachen, dass sich 's Vieh nit wieder verlauft!“ —

Das war alles.

Als unsere Touristenfamilie später draußen im Lärchenwald stand am gabelnden Weg, um zu berathen, ob man den Berg vollends besteigen oder umkehren soll, meinte die Frau Mutter: „Mir wär's schon bald lieber, wieder thalwärts. Es ist nicht gemüthlich, heute.“

„Mutter“, sagte darauf die jüngere Tochter, ganz leise sagte sie es: „Trachten wir, von diesem Bauernhause wegzukommen, 's ist gar nicht zu sagen, wie sehr ich mich schäme.“

„Du, ich auch!“ gab die andere Tochter bei. „Hätt's nimmer geglaubt, dass einen diese ungebildeten Leute so demüthigen könnten.“

Sagte die Frau zu ihrem Mann: „Du hättest doch einen ganzen Gulden aufs Fensterbrett sollen legen.“

„Einen Ducaten, wenn ich mitgehabt hätte“, rief der Oberbuchhalter begeistert aus, „das sind goldene Leute! Ich bitte euch, Kinder,

macht allemal die Thorschranken zu auf dem Land, lasst euch's gesagt sein. Man ist auf fremdem Eigenthum. Wir Stadtleut sollten einmal bedenken, ob es uns angenehm wäre, wenn unberufene Leute in unseren Gärten so herumspazieren thäten. Man sollte sich immer vor Augen halten, dass auch anderer Rechte respectiert werden müssen. Lasset es euch gesagt sein, Kinder! Alles was recht ist!"

Dieweilen der Herr Vater in würdiger Weise solche Moral entwickelte und die drei Weibsleute munter einer Amsel zuhörten, die im Walde sang, giengen sie durch eine Thorschranke und — ließen sie offen.

Der Dreifache.

Eine Volksgeschichte aus der Mitvergangenheit von **Anton August Naaff.**

Es war damals — um 1850 — eines der reichsten Getreidejahre, als der Starke-Franz auf dem fruchtbarsten Korn- und Gerstenboden Nordösterreichs, im deutschen Nordwestböhmen ins Leben kam. Seine Mutter nannte ihn den „Dreifachen". Sie hätte mit ihm dreimal mehr ausgestanden, als mit allen anderen fünf Kindern; dafür sei auch die Ernte in seinem Geburtsjahre eine dreifache gegen sonst gewesen. Der Vater war ein fleißiger, rüstiger, großgewachsener deutscher Kleinbauer und Kleinhandwerker zugleich. Im Frühjahr und Sommer säete und mähte er seine Felder, im Winter betrieb er das Riemerhandwerk. An Sonn- und Festtagen strich er auf dem Kirchenchore den Brummbass und schlug, wenn es sein musste, auch aushilfsweise die Pauken zur Erbauung der meist gutgläubigen Kirchenbesucher des Städtchens, das, damals noch ohne Eisenbahnen und Straßen, weltabgeschieden wie eine stille Insel im dichten Grün seiner Saatfelder und zahlreichen Obstgärten dalag. Der „Dreifache" wuchs seinem Namen nach kraftvoll ins Starke. Er hatte seine Freude an Hof, Stall und Ackerbau und wollte Bauer werden. „Nein, du musst ein Handwerk lernen, entschied der alte Starke. Für das Gewerbe kommt jetzt eine neue Zeit mit der Gewerbefreiheit. Lernst du was Rechtes, kannst du was Ordentliches, so steht dir die Welt offen!" Und der dreifache Franz kam zu einem Tuchmacher in die Lehre. Er lernte auch eifrig sein Handwerk, wurde ein frohlebiger, arbeitsfreudiger Geselle und träumte sich schon in die Rolle eines ansehnlichen Tuchmachermeisters und Tuchscherers hinein, da streckte der gestrenge Oberst bei der ersten Stellung schon die gebietende Hand nach ihm aus und rief: Einen solchen Kanonenmann können wir allzeit brauchen! Der Regimentsarzt nickte beistimmend, „tauglich" ertönte es rasch,

und der dreifache Franz kam mit der blauen Mütze heim. So hatte er plötzlich auf Jahre hinaus eine ganz neue Laufbahn: Er wurde Kanonier und Staatsangestellter und brachte es mit den Jahren sogar bis zur höchsten Unterofficierswürde. Als er nach seiner Dienstzeit wieder heimgekommen war, drehte er sich unentschlossen eine Zeit lang hin und her; er wußte nichts Rechtes mit sich anzufangen. Endlich nahm er, weil es der Vater so wollte, das erlernte Gewerbe wieder auf. Aber es gieng nicht besonders gut damit. In wenigen Jahren hatte sich so manches geändert. An Stelle der einzelnen kleineren ehrsamen Tuchmacher waren immer mehr die großen Tuchfabriken getreten; die Massenerzeugung verdrängte den Kleinbetrieb, und unter den Kleinmeistern zerstörte der durch die liberalste Gewerbefreiheit entfesselte, mit früher unerlaubten Mitteln arbeitende Wettbewerb (die Schwindel-„Concurrenz" der neuen Zeit), den letzten festen Halt. Nein, ich will wenigstens ehrlich bleiben, sagte sich Franz Starke; da begann er an dem Fortkommen in seinem Gewerbe ernstlich zu zweifeln. Mancher ihm bekannte Meister hatte schon abgewirtschaftet oder sattelte um. Der alte Starke begann sein Alter merklich zu spüren; er wurde baufällig wie sein altes Wohnhaus mit dem moosigen Schindeldach. Jetzt eilte Franz heim. Er arbeitete im Vaterhause für den Alten als wirklicher „Dreifach", brach selbst die Steine im Ortssteinbruch, schaffte und werkte, bis das alte Haus leidlich neu war. Die Kräfte des alten Starke aber ließen sich nicht wieder aufbauen. Einige Jahre gieng es vielleicht noch; aber lange nimmer. Da kam dem dreifachen Franz, dem die Natur seines Heimatsbodens dreifache Kraft und Schaffensfreude gegeben, noch einmal der Entschluss, Bauer zu werden, um das Vaterhaus aufrecht zu erhalten. Und wiederum wehrte sich der Alte zäh und unnachgiebig dagegen. Ein rechtes Gewerbe müsse seinen Mann nähren, sagte er nach alter Art unerschütterlich. Geh in die Welt, du bist stark, bist ja der Dreifach, du mußt das Glück eben zwingen. Mit dem Bauer geht's in der neuen Zeit (das war in den Siebziger-Jahren) auch rückwärts, seit die großen Herren so viele neue, feine Gesetze machen! Schau nur in die neuen Grund- und Steuerbücheln hinein! — Und dabei blieb es. Der starke Franz wanderte, Sorge und Kummer im Herzen, wieder fort, sein Glück zu suchen. Er folgte wie so viele Hunderttausende dem Zuge der Zeit zu den großen Mittelpunkten des modernen Culturlebens, nach den Großstädten, wo, wie die Leute wähnen, das Glück noch die meisten Lose und Treffer feilhält, aber auch noch weit mehr Nieten für die vielen, die daneben greifen.

In Wien, in der Reichshauptstadt, gefiel es dem Zuwanderer freilich sehr gut; allein es war doch seines Bleibens hier nicht lange. In der Großstadt war die Auflösung des Kleingewerbes, wie er mit

eigenen Augen sah, bereits noch viel weiter vorgeschritten, als weit draußen in den Landgebieten. Hier herrschte schon allenthalben der großcapitalistische Massen- und Maschinenbetrieb und die moderne Arbeitstheilung bis ins kleinste. Immer an derselben Stelle stehen, immerzu dieselbe kleine, an sich nichtige, für das Ganze aber doch wichtige Arbeit im förmlichen Wettgetriebe mit der Maschine verrichten zu müssen und endlich selbst zur willen-, geist- und herzlosen Maschine für Arbeit und Erwerb werden zu sollen — davor empfand er noch eine unüberwindliche Abneigung. Die freie Naturkraft war noch zu stark in ihm! Er mußte erst die Zwischenstufen überwinden. Er hatte immer noch den alten „rückständigen" Traum und Trieb in sich, ein kleiner, selbständiger Meister nach gutem alten deutschen Brauch werden zu wollen und keine bloße, unter höchster Kräftespannung wirkende Arbeitsmaschine in der Hand jener, die mit der Arbeit anderer auf Börsen und Großmärkten speculieren und hazardieren. Er hoffte, dem durch Geschick und Glück entfliehen zu können und wanderte von Wien weiter und weiter hinaus ins freie Land, ins gesegnete Niederösterreich, um die Oase zu finden, wo es noch keine Capitalisten und Socialisten, Speculanten und deren Trabanten gäbe. Und er fand in der noch ziemlich „rückständigen" schönen Landstadt N. wirklich einen hoffnungsvollen Halt und Hafen. Jahrelang arbeitete er als Großgeselle, dann als Werk- und Geschäftsführer eines ehrsamen Altmeisters seines Faches, und als der Alte sich zur Ruhe setzen wollte, gelangte auch der dreifache Franz endlich — nun bald dreißig Jahre alt — dazu, als selbständiger Meister sich zu versuchen. In der Stammheimat hatten sich die Eltern ebenfalls auf die Altersruhe zurückgezogen, Haus und Felder wurden unter den Geschwistern getheilt, und Starke Franz konnte seinen Antheil vom Vatererbe zur Ablösung und Übernahme des Gewerbebetriebes seines Meisters verwenden. Er suchte und fand nun auch bald ein Mädchen aus gutem, wohlhabendem Bürgerhause zum Weibe, und als der Betrieb eine Zeit lang erträglich gedieh und mit den ersten Kindern das Familienglück wuchs, da schien alles wohl begründet und gut bestellt zu sein. Allein die gute Landstadt hatte nicht Wälle, nicht Gräben mehr, um sich abzuschließen, und auch diese hätten ihr wohl nicht viel genützt gegen den modernen Angriff der steten Umwälzung. Erst fast unmerklich, dann immer fühlbarer streckte die moderne Großspeculation, der Massencapitalismus seine Fangarme und Saugfäden auch nach der Stadt N. aus. Da und dort entstanden große und immer größere Fabriken. Die Großunternehmungen der Hauptstädte sendeten in Scharen ihre Eroberer, ihre Agenten aus; sie machten Abschlüsse, errichteten Niederlagen u. s. w. und machten den Stadt- und Landbewohnern die Massenwaren immer billiger und bequemer zugänglich. Dafür floss das Geld der nur mehr

von fernen Gesammtunternehmern Kaufenden und wenig mehr selbst Erzeugenden immer rascher in die großen Hauptcassen der Großspeculation, und mancher Hausstand gieng zurück, trotz der Billigkeit der Massenwaren. Auch der Meister Starke musste das bald immer empfindlicher spüren. Sein Absatz und Betrieb sanken zurück; die Leute kauften die billigere, wenn auch weniger gute Ware aus den Niederlagen der Großunternehmer. So sehr er sich auch anstrengte, ja umso bessere Arbeit er auch lieferte, er konnte den heißen Wettlauf mit der übermächtigen Großconcurrenz nicht lange aushalten und sah mit Bangen den Grund unter seinen Füßen schwinden. Eine Zeit lang stützte ihn noch der Schwiegervater. Dieser hatte aus den Zeiten früheren guten Gewerbeganges ein ansehnliches Vermögen sich erworben. Aber die neue liberale Zeit mit dem freiesten Spiele der entfesselten Kräfte begann auch an seinem so festgegründeten Gewerbe zu rütteln. „Man muss eben mit der Zeit gehen, dies und jenes versuchen, nicht stets am Alten festhängen", sagten die Leute der neuen Wirtschaftsordnung. So versuchte es auch Franz Starkes Schwiegervater und dieser selbst. Der Druck und die Lockung der Geldspeculation trieben die fast widerstandsunfähig Gemachten endlich zur Mitspeculation, und nun hatte das kleine Laufrad der Riesen-Speculations-Maschine die Opfer bereits am Faden erfasst. Die ehrlichen Leute geriethen in die Fallen und Maschen schlau ausgedachter und fein gedrehter Verträge, erhielten Schwindelwaren, halbverdorbene Massenladungen, die sie nicht zurückstellen durften und nicht absetzen konnten, bis sie endlich ganz verdorben waren, und so stiegen die Verluste im Jahre in die Tausende von Gulden. Der dreifache Franz konnte drei- und sechsfach arbeiten, sich sorgen und kümmern — es half endlich alles nichts mehr — die große manchesterliche Proletarisierungs-Maschine gegen den Mittel- und Kleinbesitz der Bauern und Handwerker verrichtete ihr Werk mit aller Sicherheit und Unerbittlichkeit, und so stand der Meister Starke mitten im besten Lebensalter mit Weib und Kindern eines Tages völlig erwerbs- und rathlos da. Eine Zeit lang zehrte die Familie an den letzten Resten ihrer Habe. Die besten Stücke wurden nach und nach verkauft oder versetzt. Endlich gelang es ihm, durch Vermittlung eines wohlwollenden Vetters, eine kleine Dienststelle bei einer Bahngesellschaft zu erhalten. Er hoffte wieder ein wenig. Allein nach wenigen Monden wurde diese Eisenbahnstrecke vom Staate übernommen und Franz Starke mit Dutzenden anderer kurzweg entlassen; denn er war ja nur „einstweilen" und „probeweise" angestellt worden, und der Staatsbetrieb wollte wie gewöhnlich möglichst sparen. Alle Bitten halfen nichts. Der Staat ist ja so oft am härtesten gerade gegen seine schwächsten Bürger. Also wieder schiffbrüchig! Wieder gieng ein Theil der kleinen Habe dahin. Der dreifache Franz kämpfte bis zur Erschöpfung mit

Wind und Wellen und hielt sich tapfer über Wasser. Endlich, als die Kräfte erlahmten, fand der Gestrandete als Hilfsarbeiter Aufnahme in einer Fabrik. Jetzt hatte der Großbetrieb sein Opfer auch leiblich im Besitz. Der starke Franz, der sich vor den großen Kanonen nicht gefürchtet, war von den surrenden Maschinen des Großcapitals überwunden worden, und wie einst im Alterthume der gefangene Sclave seinem Überwinder, so mußte er der eisernen Maschine frohnden. Der Dienst war verantwortungsvoll, nicht ohne Gefahr, und geradesoweit bezahlt, daß Franz mit seiner Familie eben nicht verhungerte. Der Dreifach verlor dabei seine letzte Lebensfreiheit und Lebensfreude. Tag aus Tag ein verlangte die Maschine ihren Dienst; kaum die höchsten Festtage des Jahres blieben ihm noch frei. Das Familienleben war enge und trüb. Manchmal empfand er die unsichtbaren Spangen, die ihn an die Maschine geschmiedet, peinlich wie ein Gefangener; doch er vermochte sie nicht mehr zu zersprengen. Da lernte er von anderen und mit anderen seinesgleichen den Trost des Vergessens suchen in der Selbstbetäubung. Er fieng an zu trinken, natürlich den billigsten Brantwein und suchte im Dusel Linderung vom Hartdrucke des Frohnlebens auf dieser Erde. In mancher stillen Nachtstunde aber kam er öfter ins Grübeln. Er hielt mit den Maschinen laute Zwiesprache. Die große Maschine von zwanzig Pferdekräften nannte er nur seinen Herrn Vitzli-Putzli und behauptete, sie sei ein Menschenfresser. Manchmal streichelte er sie und bat sie, sie möge ein Einsehen haben mit ihm und ihm seine Meisterfreiheit wiedergeben, die sie ihm genommen; ein andermal fuhr er sie zornig und hasserfüllt an und nannte sie sein Unglück, die ihn noch ganz verderben wolle mit ihren fühllosen tückischen Rädern und Riemen. Siehst du, sagte er eines Abends ingrimmig, als ihm sein Töchterlein das karge Abendbrot gebracht hatte und, unversehens dem Getriebe zu nahe kommend, an der leichten Schürze von den Rädern erfaßt worden war, so daß er sie nur mit einem raschen Ruck noch retten konnte, „das Unthier lauert auf uns alle; es lebt nur von Menschenfleisch! Es wird nicht ruhen, bis es mich ganz hat. Aber ich komm' ihm doch noch aus! Nächstes Frühjahr zieh' ich als Landarbeiter zu den Bauern. Denen geht es zwar jetzt auch schlecht und eng genug, aber ich diene doch noch lieber dem kleinen Elende, als dem großen .... Wart' nur du, Vitzli-Putzli du! Meine armen Kinder möchtest du auch noch aufzehren!" Er ballte die Faust und trank dann die Flasche leer.

Vor Ostern war's. Der starke Franz hantierte geschäftig zwischen den Maschinen. Er wollte sie noch einmal sauber und blank machen, ehe er ihren Dienst verließ, um zu den Bauern zu gehen. Er hatte vom Leben nicht viel mehr zu hoffen, seine beste Kraft war ja bereits verbraucht im langen Kampfe ums Leben; aber er freute sich doch mit

einer gewissen Aufregung, wenigstens wieder ins Freie, zur Natur zu kommen, die er verlassen hatte, um das Glück zu suchen. „Siehst du, alter Bitzli-Putzli, jetzt mußt du mich doch noch freilassen! Mein Dienst ist aus bei dir. Jetzt kann ich wenigstens meine Knochen forttragen. Reisegeld gibst mir freilich keins dazu.“ Eifrig wischte und putzte er an den Maschinen und legte den großen Leitriemen an, um das Getriebe wieder in Gang zu setzen. „Heute mach' ich das letztemal Feierabend bei dir — Helf Gott, daſs es wahr ist“ rief er — eben niesend — taumelte dabei unversehens an das offene Getriebe, gerieth in die schleifende, zerrende Transmission, und im Nu mitten zwischen die sausenden und knirschenden Maschinenräder . . . .

Mit großer Mühe löste man den zerfleischten leblosen Körper aus den Zähnen der Räder. Der dreifache Franz hatte für immer Feierabend gemacht . . . .

Wie die Müllnersleute aus Halbenkrug ins Heilige Land pilgerten.

„So, jetzt haben mer Geld genug, jetzt thun mer ausspannen!“ sagte der Martin und verkaufte seine große Mautmühle, in der er fast der ganzen Gemeinde Halbenkrug an vierzig Jahre lang das Korn zerrieben hatte.

Ein Müllner, der einmal genug hat!

Zwei Wochen nach der Primiz seines Sohnes hatte er es ausgerufen mit seinem kreischenden Stimmlein. Es war ein kleiner, dicker, allzeit zappelnder Mann, der jahraus jahrein, Sommer und Winter in seinem mehlstaubigen Lodengewand umhergieng. Sein röthliches Rundgesicht that er sich täglich rasieren; daſs sein kurzgeschnittenes Haar schon grau wurde, sah man nicht, weil es seit seinem zwanzigsten Jahre grau war — vor Mühlstaub.

Sein Weib, die Ange, war schlank und hager, hatte stets ein dunkelblaues, schlapp niederhängendes Kleid, einen sehr aufrechten Gang, hielt den Kopf etwas schief und wies an den Mundwinkeln ein paar zarte Schnurrbartflügelchen.

Als der Müllner Martin sein Wort vom Ausspannen gesagt hatte, setzte die Müllnerin Ange ein, mit einer Stimme, die dem Orgelklang nahekam, wenn der Regenschori das Register auf Moll zieht — mit dieser Stimme setzte sie ein: „Zeit ist's. Zeit ist's, Martin, bei unserem Alter, daſs wir uns endlich um den Himmel bekümmern.“

„Das thun mer ja schon lang“, meinte er.

„Du in der Mühl hast es nit gethan, so viel ich weiß. Die Halbenkruger Bauern haben gar keine Klag' über dich, daſs du ihnen zu kleine Mautschaufeln gemacht hättest. Und ich darf mich wohl auch nit prahlen mit meiner Frömmigkeit."

„Na hörst, Ange!" kreischte er auf. „Thust fleißig beten, Freitag und Samstag fasten, gehst alle Jahr einmal wallfahrten nach Mariazell und hast gar — eh, du weißt es ja."

„Sei nur still, Martin. Dir selber sind die Augen voll Wasser gestanden vor vierzehn Tagen bei seiner Primiz, vor lauter Freud, und jetzt willst mir's schon wieder vorhalten, daſs ich unser einziges Kind dem Herrn geschenkt hab'."

„Hast Recht, hast ja Recht, Weib. Wem soll man's denn schenken, als dem, der's gegeben hat!"

„Das ist eine christliche Red', Martin."

Er aber wendete sich seitab und that, als wollte er ausspucken, murmelte übrigens bei sich: „Hätt' lieber was anders gesagt."

„Und jetzt, Martin, wirst wohl auch dran denken, daſs wir unser Wort einlösen."

„Und uns aufs Rainhäusel setzen und es uns darauf gut sein lassen."

„Das hat Zeit. Vorher wird noch was anderes sein. Denkst denn nit mehr dran? In der siebenten Schul', wie er so hart gelernt hat, der Karl, daſs man schon hätt' meinen mögen, anthun thut er sich was und die geistlich' Studie kunnt er nit dermachen. Da haben wir gesagt: Wenn er die Gnad' hat, der Bub, und daſs er's zu den heiligen Weihen bringt, so machen wir nachher mit ihm die Reise ins heilige Land."

„Was sagst?"

„Thu nit so, Martin. Hast dir doch nie genug lesen können aus dem Leben-Christibüchel über das heilige Land. Hast alleweil gsagt: das einzige, wenn ich mir kunnt derbitten — Jerusalem und Bethlehem möcht' ich sehen. Jetzt, ich hab's für dich erbeten. Du hast die Mühl nimmer. Wir sind noch soweit frisch und gesund, die Mittel werden wohl auch reichen. Jetzt ist die Zeit dazu, und der geistliche Herr reist mit uns."

„Wer reist mit uns?"

„Na, halt der Karl, wenn du dir's schon auf einmal gar nit angewöhnen kannst, was sich gehört."

Und er — er überlegt, ob er's sagen soll, was er sich denkt. In Gottesnamen, er sagt's: „Ob's nit etwan gescheiter und christlicher wär', Ange, wenn wir daheim bleiben und das Geld den Armen geben thäten?"

Jetzt geht der Orgelmollton in ein mächtiges forte über: „Faulpelz, alter! Das mit den Armen, das kennt man. Wie du zu Aller-

seelen gesagt hast: die Kränze und Lichter lassen wir sein und geben dafür das Geld den Armen. Was hast ihnen denn geschickt ins Spital? nichts. Und dem krumpen Barthel hast ein blechernes Fünferl gegeben."

Das war ein Donnergericht, vor dem der Müllner freilich verstummen mußte. Er sagte nichts mehr. Er begann wieder nachzulesen über das Heilige Land und dachte: Sie hat eigentlich recht, man muß sein Wort auch dem Herrgott halten, man könnt' ihn auch einmal zu brauchen haben.

Aber bequemer wär's schon daheim beim warmen Ofen. In Bethlehem, das wußte er von der Geburt Christi her, soll's kalt sein und in Jerusalem, das war ihm vom „Kreuzweg" her bekannt, sind die Straßen in schlechtem Zustand.

Frau Ange, die immer thatkräftige, begann die Vorbereitungen. Es war im Spätherbst, und im darauffolgenden März reisten sie ab. Der junge geistliche Herr hatte vom Bischof Urlaub auf ein viertel Jahr. Der Müllner Martin war auch in eine unternehmende Stimmung gerathen, seitdem er in der Reiserüstung stand, mit Sonnenschirm und Pelz, für alle Fälle. Der junge Priester konnte sich geistlichen Betrachtungen überlassen, der Müllner sich den Reiseeindrücken hingeben. Alles Praktische und Irdische besorgte die Frau Ange.

Aber schon in Triest gab es das erste Ungemach. Der Martin wollte nicht auf's Schiff. Er hatte gehört, daß es von Eisen sei. Um Gotteswillen, da muß es ja untergehen! Dann auf dem Meere: der Müllner verstand auch was vom Wasser, aber das war doch zu dumm: dort in Halbenkrug war das Wasser übers Rad gelaufen, hier lief das Rad übers Wasser. Es war übrigens gar keins, es rann nicht bachweise dahin, es war nicht zu trinken, es löschte nicht einmal Feuer. Und das will Wasser sein? Das Meer war ihm zu weit, und die Cabine im Zwischendeck zu eng. Dann, daß man auf dem Schiffe fatale Räusche bekam, ohne auch nur einen Tropfen getrunken zu haben, das paßte ganz gut in diese verkehrte Welt.

Frau Ange hielt mit klassischer Herbheit stand und sie schalt heftig auf ihren Mann, daß er Gott zuliebe nichts ertragen wolle, wo er doch froh sein müßte, die ungezählten, überschüssigen Mautschaufeln abzubüßen. Als er aber mitten auf dem mittelländischen Meere laut zu weinen anhub wie ein Kind, da that sie geschwind ein bißchen mit, denn zum Lachen war auch ihr nicht zumuthe. Das Jahr zuvor, bei der Primiz, als alle Welt Antheil haben wollte an dem jungen blassen Theologen, war ihr zu Muth gewesen: Jetzt, wenn sie ihn wieder haben könnte als Wickelkind in der Fatschen, daß er ganz ihr allein gehörte, daß er an ihrer Brust läge, von ihrem Leben sauge! Sie hatte es zu wenig bedacht, als sie ihn der Kirche gab, daß es ein Hingeben seines

Leibes und seiner Seele für Zeit und Ewigkeit sei, dass es ein Kindestod war, schrecklicher als jeder andere. Ein paarmal war ihr bei solchen Vorstellungen gewesen, als müsste sie hinspringen und das Kind an sich reißen, aber da hatte sie den Gedanken: Maria gab ihren Jesus den Menschen, so will ich meinen Karl Gott geben. — Das war damals. Jetzt auf hohem wogendem Meere hatte sie ihn wieder in der schwülen Cajüte, wo niemand stehen und niemand liegen konnte, wo die Kranken sich an Eisenstangen klammern mussten, um nicht von einer Wand an die andere geschleudert zu werden. Hier hatte sie ihn wieder, den gänzlich Hilflosen, der ausgezogen war, um den Himmel zu suchen. Und der vorläufig nichts fand, als diese unbeschreiblich widerliche Kammer mit Theer-, Fischthran- und anderen Gerüchen und Qualen, die nicht bloß den Magen umdrehen, sondern den ganzen Menschen zu einem gottlosen Häuflein Elend machten, das nichts mehr denken kann, als: sterben, nur sterben! Da hatte die Mutter nicht Zeit, auf eigene Übel zu achten, sie pflegte, sie tröstete Kind und Gatten, und ihr Herz schrie zum heiligen Grabe hinüber. Bei Jaffa, als das Schiff einen halben Tag lang vor den Klippen lag, schlummerten nach überstandenen Nöthen die drei Leute aus Halbenkrug so fest, dass ein paar braune Fellahs sie an den Leinen die Treppe herauf zerren mussten. Frau Auge aber gewann sofort ihren Kopf wieder, so dass sie all ihre Habseligkeiten bis auf den letzten Zwirnsfaden zusammenraffte. Zwar schrecklich zerzaust und zerfahren stiegen sie ans Heilige Land. Der Müllner stand sprachlos in dem wilden, bunten Hafengewirr, unter Türken, Juden, Beduinen, Mohren, die einen bis an die Zähne bewaffnet, die anderen fast mutternackt — hastend, schreiend, sich balgend um die Ankömmlinge und ihre Sachen. Das erste und einzige Wort, das sich später seinen Lippen entrang: „O Christi Heiland! Das ist ein Gesindel!“ Sie legten sich aber doch alle drei auf den Boden hin und küssten die Erde, wornach der Müllner sich freilich mit dem Ärmling sachte über den Mund fuhr.

Man sieht es sonnenklar, dass dies keine Reisebeschreibung ist, ich brauche es nicht erst zu sagen. Sie reisten mit der ordnungsmäßigen Karawane. Frau Auge hatte das Geld für Nebenauslagen und feilschte tapfer. Dass man von ihrer Halbenkruger Sprache in Samaria und Judäa kein Wort verstand, machte nichts, die Hauptsache war, dass man den Groschen nicht aus den Fingern lässt. Groschen nannte sie die Piaster, und zu ihrem Entsetzen merkte sie, dass man da anstatt Rosenkranzgrallen alleweil nur Groschen zwischen die Finger lassen müsse! In einem Säcklein hatte sie von Heim Mehl und in einem Töpflein Schweinsfett mitgenommen, sie wollte damit unterwegs selber kochen, um Geld zu ersparen. Aber das Fett war davongelaufen, auf den Kleidern noch seine Fußspuren hinterlassend. Das Mehl war auch lebendig geworden in lauter

weißen und gelben Würmlein, die nun hervorkrochen, um auch das Heilige Land zu schauen. Der Müllner Martin konnte nicht genug jammern über den schlechten Grund und Boden, überall Steine und nichts als Steine und kein Tropfen Wasser. Was auf dem Meere zu viel, ist in der Wüste zu wenig, das sollte man doch einmal durcheinanderschütteln. Für einen Müllner, meinte er, wär's nit zu leben, erstens kann da kein Korn wachsen, und zweitens könnt man keins malen. Ein fermes Zigeunerland, wo jeder sein Bündel mitschleppen muss und seine Plachen aufspannen, wenn er auf dem Steinhaufen übernachtet. Die Kameele schauen freilich just so aus, wie daheim im Leben-Christi-Büchel, aber stinken thun die lebendigen mehr, als die auf dem Papier. Immerfort musste sich der Müllner den Schweiß von der Stirn abwischen, immer hatte er Durst, und nach dem Trinken kreischte er allemal: „Pfui!" — Der junge geistliche Herr war nicht zum besten gelaunt, er hatte wunde Füße, entzündete Augen bekommen, einen beißenden Ausschlag an den Armen und anderlei Zustände. Was die Mutter bekommen, das sagte sie gar nicht, sie fand ihre Ruhe in dem Gedanken: dem Herrn Jesus wird's auch nit besser ergangen sein, wie er da hat herumgehen müssen.

Und in einer Felsenhöhle, wo sie rasteten, hat der Müllner seinen lieben Begleitern die Besorgnis mitgetheilt: „Haben's uns wohl etwa doch nit verführt? Dass es am End' gar nit das Heilige Land ist! Mir kommt's nit recht vor. Dass dader Milch und Honig fließen soll, wie's im Büchel heißt — na g'horsamer Diener! — Aber der junge Priester belehrte: Das wäre eben der Fluch Gottes. — Na, da kann man Respect kriegen vor unserem Herrgott!

Später haben sie unter Ruinen und Trümmerhaufen die Stadt Jerusalem gesucht und waren mitten drinnen. Dann wieder große Häuser wie daheim in Graz, in Triest. Gott, daheim in Triest! sagt man hier, so eng zusammen rückt alles, vor der weiten weiten Welt. Ist Jerusalem nicht die Königsstadt? Und so armselige Hütten drin! Das dort mit dem bauchigen Dach, das sich so in den Erdboden hineinkauert, wird wohl ein Heidentempel sein, weil allerlei Volk aus- und einlauft. Was? Die Heilige Grabkirche wäre es? Die Mariazellerkirche daheim, ein Palast ist sie dagegen, ein fermer Palast, bei meiner Seel'! Und hier unter diesem Mauer- und Winkelwerk soll Golgatha sein? Da haben die Halbenkruger einen andern Kalvarienberg, wo man am Felsenkegel die Treppen hinaufsteigt von Station zu Station bis zu den drei Kreuzen auf dem Gipfel. Der junge geistliche Herr wollte in der Grabkirche seine Messe lesen, da kam es zwischen den Lateinern, Armeniern und anderen Rudeln zu einem Gebalge, dass sich allerhand Gesindel untereinander drückte, stieß, kratzte und mit den Rosenkränzen aufeinander losschlug.

Der junge Geistliche ward immer wortkarger. Noch auf heimischem Boden der Reise hatte er schöne Bibelstellen citiert, jetzt citierte er nicht mehr. Es waren so viele Plagen und so arge Missstimmungen zu überwinden. So unbegreiflich fremd kam sich der katholische Priester vor auf diesem Boden, dass er verzagen wollte. Ähnlich wie in Jerusalem auch in Bethlehem, am Rothen Meere und am Jordan. Die Müllnerin hatte heimlich gehofft, es würde unterwegs irgendwo ein kleines Wunder geschehen, z. B. dass der Ausschlag plötzlich geheilt wäre, oder dass ihnen ein Heiliger erschiene, oder dass die Groschen im Beutel sich nicht verringerten. Allein es war hier alles so karg wie überall. Die Ange seufzte oft vor sich hin und sagte: „Wie wird's jetzt daheim sein!" Dem Müller that das insgeheim wohl, dass es ihr weh that, war es doch sie gewesen, die in dieses schreckliche Heidenland ziehen wollte, um eine Schürze voll frischer Glaubensbegeisterung mit heimzubringen. Wenn sie nur unterwegs irgendwo einen Sterz hätte kochen können! Aber sie zogen wie Zigeunerbanden umher, und hatten überall eine Nahrung, die man nicht einmal nennen, noch weniger essen kann. Christus und die Jünger hatten Brot, Wein, Trauben und Feigen genossen und Lämmernes, wie man es daheim in Halbenkrug sich zubereitet denkt. Oder wie war es denn? Konnte man sich's in diesem wilden Lande überhaupt noch vorstellen, was ein Haus ist, eine Kirche, oder wie es im Evangelium heißt? Selbst der junge Geistliche empfand es, wie seine heimatliche Idylle des Christenthums sachte untergieng, dafür die Steinwüsten auftauchten, die stinkenden Ruinenhaufen, die widerwärtigen Balgereien und Schwindeleien an den heiligen Stätten. Er hatte das Bedürfnis, das Heilige Land, in welchem er doch staubbekrustet und vor Hitze schmachtend dahinzog, sich anderswo zu denken, er konnte sich nicht zufrieden geben damit, dass dieses „Jroschalem" und dieses „Beit-Lahm" und dieses „En-Nasira" die Urheimat des Christenthums und seine letzte Instanz sein sollte! Nein, das leuchtende Zion musste anderswo sein, vielleicht noch weiterhin im Morgenlande, oder wohl gar in den grünen Waldbergen der Heimat, wo in der Dorfkapelle das Meßopfer gehalten wird, bei dem sich alles ja wirklich und wahrhaftig so zuträgt, wie es sich einst hier in Palästina zugetragen haben soll.

Bei Nazareth konnten alle drei schon die Augen nicht mehr aufmachen, so grell leuchteten die Steinberge; dazu musste man auf jenen Steigen, wo der Heiland einst gewandelt, immer fürchten, von Beduinen überfallen und ausgeraubt zu werden. Zu Nazareth in der Verkündigungskirche weinte die Müllnerin. Sie dachte an die Kapelle zum heiligen Brunn in der Waldschlucht bei Halbenkrug, vor deren Muttergottesbild sie so oft und inniglich hatte beten können. Dann giengen sie an die Stätte, wo das Haus Mariä gestanden, und auf einem ver-

witterten Stein ist der geistliche Herr zusammengesunken. Er war blass bis in die Lippen, das Auge ist matt geworden und der Puls lahm. Die anderen Pilger kümmerten sich nicht um den Vergehenden, sie suchten in diesem Hause die Spuren Mariens, und unsere zwei alten Leute aus Halbenkrug waren hilflos bei ihrem ohnmächtigen Kinde. In dieser Wüsteneinsamkeit, zwischen den Ruinen des alten Nazareth, während der Vater auf alle Mittel und Weis den Dahinliegenden zu wecken suchte, hob die Müllnerin ihre Arme und that ein Gelöbnis. Wenn er nicht stirbt, wenn ihn unsere liebe Frau wieder zurückruft ins Leben, so wollen sie alle drei eine Wallfahrt machen zur Muttergottes von Mariazell, dem heiligen Gnadenort in Steiermark! — — Nach diesem Gelöbnisse wurde es ihnen leichter ums Herz.

Der junge Priester ist wieder zu sich gekommen und hat sich im Kloster bei den Franziskanern bald so fast erholt, dass sie die Weiterreise antreten konnten. Jetzt war kein Halten mehr. Sie schlossen sich einer Karawane an, die auf kürzestem Wege dem Meere zustrebte, so unbändig war in ihnen die Sehnsucht geworden nach der Heimat. Nach der Heimat und ihrem Kindeschristenthum daselbst. — Und also ist es vor einigen Jahren geschehen, dass drei fromme Leute aus unseren Alpen nach dem Heiligen Lande gepilgert waren, um sich dort an der wahrhaftigen Heimstätte der Mutter Christi — nach Mariazell in Steiermark zu verloben.

Unbegreiflich ist das menschliche Gemüth. R.

Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke.

Dieser Aufsatz, welcher sich in der ersten Ausgabe auf die nächsten drei Seiten erstreckte, ist **confisciert** worden. Er behandelte auf Grund des Evangeliums vorwiegend die menschliche Seite des Gottmenschen.

Ich weiß ein Buch!

Das Volksleben in vielen Gegenden Deutschlands, der Schweiz, Englands u. s. w. hat eine Eigenthümlichkeit, die wir in Österreich nicht kennen. In Bauern- wie in Bürgershäusern kommt es dort vor, dass des Abends die Familie sich zusammensetzt und dass aus der Bibel vorgelesen wird. Besonders aus dem Evangelium. Wo man die Sitte nicht kennt, da hat man auch keine Ahnung davon, wie sehr diese Lectüre in den verschiedenen Lagen des Lebens das Herz stärkt. Manche Kirche ist auf die Bibellesserei nicht sehr erpicht, ihr ist es vielfach sogar lieber, wenn dieses Buch nicht volksthümlich wird, weil sie immer fürchtet, dass es nicht in ihrem Sinne verstanden werden könnte.

Ich kann aber nicht müde werden, mein Leben lang auf das Evangelium hinzuweisen. Wir in unserem Lande, wo dieses heiligste aller Bücher fast brach liegt, ahnen nicht, was darin für uns enthalten ist, wie es den leidenden, ringenden, trostlosen Menschen ermuthigt, erhebt, befreit. Wir legen uns nach des Tages Mühe und Last sorgenvoll zu Bette, denn das, was wir wollten und sollten, haben wir selten erreicht, und morgen beginnt neuerdings die Hetze, der Kampf ums Dasein. Wie, wenn es uns einfiele, abends zu jenem unsterblichen Buche zu greifen, welches das Neue Testament heißt, um ein oder das andere Capitel daraus zu lesen. Laut im Kreise der Unseren zu lesen und darüber zu sprechen. Wie würde das so manche finstere Wolke zerstreuen, wie würden wir unser Sein und Sollen mit anderen Augen sehen! Wie würden wir über das Geschick herrschen, anstatt von ihm beherrscht zu werden!

In mancher Volksschule wird die Bibel allerdings auszugsweise gelesen, aber flüchtig darüber hinweggangen. Das ist für den Menschen auch noch nicht die Zeit zum Bibelverständnis. Später wird's anders.

Es gibt Bibelauszüge, die ein wahrhaftes Volksbuch sind, nicht bloß belehrend, auch unterhaltend. — Ein Buch, welches mir für diesen Zweck immer lieb war, ist die „Biblische Geschichte des alten und neuen Testamentes von Dr. J. Schuster (Schulbücherverlag. Wien). Noch weit vollständiger und textgenauer ist ein anderes Buch: „Familienbibel. Auszug aus der Heiligen Schrift für häusliche Erbauung und Jugendunterricht." (Schwanden-Glarus. Arbly & Tschudy.) Dieser Auszug ist wörtlich, mit den Capitel- und Versnummern des Urtextes versehen, so dass der Leser

es genau sieht, wie viele Verse ausgelassen wurden, dieselben gelegentlich im Urtexte nachschlagen und das Ganze controlieren kann.

Ich weiß Familien, die auf meinen Rath es sich angewöhnt haben, allabendlich ein paar Capitel aus der Heiligen Schrift in ihrem Kreise laut zu lesen und darüber zu sprechen. Einer dieser Hausväter schrieb mir, man glaube gar nicht, wie sehr der ganze Mensch in diesem merkwürdigen Buche enthalten sei! Wie sehr dieses alte Buch den Weltblick auch für heute schärfe! Wie sehr es ruhig und kraftvoll mache! Wie sehr das Neue Testament das Licht sei, welches uns in allen Religionswirren erleuchte! Freilich — setzte er auch bei — müsse man sich nicht in den Kopf setzen, immer just alles verstehen zu wollen, oder alles wörtlich zu nehmen. Die menschliche Vernunft sage es uns genau, wie weit mancher Ausspruch, der in orientalischen Hyperbeln dastehe, reguliert werden müsse. — Ich glaube, dieser Mann hat mit wenigen Worten viel gesagt und meine Meinung bestätigt, dass trotz aller reichen Literatur es doch kein Buch gibt, welches eine so gewaltige sittigende Kraft hat, als das Evangelium.

Die Lesehungerigen, die nie und von nichts mehr befriedigt werden können — wie wäre es, wenn sie einmal zu diesem Buche griffen! Für die einen wäre es eine süßselige Erinnerung aus der Kindeszeit, für die anderen wäre es — eine Novität! — Und wie müßten sie staunen zu finden, dass die Bibel der Brennpunkt aller alten und modernen Literatur ist. R.

Das Absterben der Völker.

Von **Theodor Vernaleken.**

Alles in der Welt stirbt ab
und erneuert sich in anderer Form.

Die Menschen hören das nicht gern, aber wahr ist's, Goethe schreibt (22, 26): „Kein Wesen kann in Nichts zerfallen, das Ewige regt sich fort in allen." Es ist eine sinnbildliche Rede, wenn man sagt: „Die Blätter fallen ab, sie haben ihre Zeit gelebt, der Stamm bleibt und treibt aus sich zu dem neuen Frühling. Beständig ist nur der Wechsel." Zwar sagt der Dichter: „Wie der Klang im Ohr vergeht, schwinden alle ird'schen Größen, nur die Götter bleiben stet." Und selbst diese sind vergangen, nur ihre Namen sind geblieben. Stet bleiben die Naturkräfte, die nicht eigentlich leben.

Bäume, Individuen, Familien, Völker und ihre Sprachen sterben aus, und jedes dieser fünf bedarf einer besonderen Wissenschaft. Das Absterben der Völker zeigt die Weltgeschichte, und nur in dieser Richtung mögen einige Bemerkungen hier am Platze sein.

Absterben heißt dem Tode sich langsam nähern, z. B. der Zweig stirbt von dem Baume ab; der Geist ist frisch, der Leib stirbt ab. Dass Menschen und Völker allmählich absterben, daran sind sie meist selber schuld, wenn es nicht ein natürliches Altern ist. Das Absterben der Völker ist eine der besten Lehren der Weltgeschichte.

Viele Völker sind ganz verschwunden, bis auf ihre Namen, die sind nicht bloß ab-, sondern auch ausgestorben. Beim ab- ist der Tod unterwegs, beim aus- ist er schon dagewesen. Juden starben als Volk, aber sie leben unter den übrigen Nationen fort und behalten meist das nationale Wesen ihrer Vorfahren, zum Theil sogar äußerlich. Im übrigen ist die Welt voll von Volks-Patienten, z. B. der kranke Mann am Bosporus siecht langsam dahin, denn seine Todeszeit ist durch die Eifersucht der Mächte noch nicht gekommen, nachdem die mohammedanischen Religionsmotive schon längst ihre Kraft verloren haben. Die Natur und die Geschöpfe sterben ab, wenn die Lebensbedingungen fehlen; Gesundheit und Leben besteht in der guten Anpassung an die Lebensbedingungen; ist sie nicht vorhanden, so beginnt das Absterben bei Individuen, Familien und Völkern. Neben der Aufnahme des Neuen steht die Vererbung, das Festhalten des Alten. Die Vermischung kommt manchem Volke zu gute, z. B. den Engländern, deren Blut angelsächsisch, nur gemischt mit keltisch und französisch ist. Das beweist auch ihre Sprache. Ein ganz racenreines Volk entartet leicht und stirbt ab; die Juden erhalten sich, weil sie vor Alters Elemente aus mehreren Völkern in sich aufgenommen haben und weil sie festhalten an ihrer Jehova-Religion. Die Kreuzung gehört auch zu den Naturgesetzen, da Gleichheit rückschrittlich wirkt. Deshalb führt auch eine Ehe zwischen nahen Verwandten häufig zur Entartung.

Auch zerstörende Factoren in der Natur- und Menschenwelt sind nothwendig, und darum glaube ich nicht an die Möglichkeit eines ewigen Friedens. Der Krieg kann auch mitunter von guten Folgen sein, z. B. Napoleon I. zerstörte viele überlebte Einrichtungen. Vielleicht war es auch nothwendig, daß das abgeschlossene China aufgerüttelt wird und sein Japan gefunden hat, wie das verrömelte und unthätig gewordene Spanien sein früher ausgebeutetes Amerika. Wer seine Zeit versteht und dem Zeitalter gemäß auf seiner Hut ist, wird immer am besten fahren, denn das Sprichwort sagt: Wer nicht will thun der Zeit ihr Recht, der fahret in Geschäften schlecht. Das höher gezüchtete Culturblut bleibt Sieger, was die intellectuellen Fähigkeiten anlangt; selbst die Sprache der niederer stehenden Sieger wird verdrängt von der höher stehenden Sprache der Besiegten. Dies sehen wir bei den verlorenen germanischen Völkern, welche das Gebiet des Nordwestens im jetzigen Frankreich und den Norden Italiens bewohnten (der Franken, Langobarden ꝛc.). Die Vermischung ist im Ganzen nützlich für die Ausbreitung der Cultur. Englands Aristokratie bleibt lange in der Machtstellung, weil man es versteht, fähige Köpfe aus dem Mittelstande zu sich heranzuziehen. Das sollte man in Preußen und Österreich bedenken. In Polen ist die Adelskaste entartet. Die Völker der lateinischen Rasse sind mehr oder weniger krank, am deutlichsten zeigt dies das bigotte Spanien und nach ihm das eitle Frankreich, dessen Einfluss in Europa gesunken ist; zum Glück ist noch ein gesunder Bauernstand vorhanden. Italiens Bevölkerung befindet sich jetzt in einer aufstrebenden Zeit. Piemont ist das italienische Preußen; die Erlösung ist von Norden gekommen; Süditalien ist zu leichtsinnig, träge und abergläubisch.

Der germanische Norden hat durch die Reformation den ungeheiblichen Einfluss des Papstthums abgeschüttelt und auch der Standesunterschied verschwindet allmählich.

Seiner Natur getreu.

Das Dasein ist köstlich — man muss nur den Muth haben, sein eigenes Leben zu leben. R.

Ein evangelischer Hofprediger.

Charakterskizze von **Theodor Kappstein.**[1])

I.

Das war ein Original vom Kopf bis zum Fuß! Begreiflich genug; denn die Natur hatte ihn seltsam gemischt und das Leben ihn bunt geworfen. Ein Künstlerkind, von dem süddeutschen Vater und der französischen Mutter, im französischen Straßburg confirmiert, ein badischer Student, am Rhein pastorierend, Italien durchwandernd — um als preußischer Hofprediger mit den deutschen Truppen Straßburg zu belagern, seine Jugendkirche in Flammen aufgehen zu sehen und in der eroberten Stadt die deutsche Dankpredigt zu halten! Er nannte das seine „Naturgeschichte". Sein Geistesweſen reflectierte diesen farbigen Wechsel. Er war ein Künstler durch und durch, voll Ideen und genialem Schwung, in der Musik ebenso bewandert wie in Kunst und Literatur, receptiv und productiv; und er war ein Prediger sondergleichen, hinreißend und bibelgläubig und weltfreudig. Er war ein Dichter auf der Kanzel und ein Priester am Altar. Empfänglichkeit und gestaltende Kraft, Naturſinn und Kunstſinn hatte er reich zu eigen. Er war auch in geistigem Sinne ein Kosmopolit. — Ich spreche von dem vor einiger Zeit verstorbenen Hofprediger Emil Frommel.

Ich lernte ihn im Jahre 1883 kennen. Ganz zufällig sah ich ihn auf einem kirchlichen Feſte in Berlin. Der Mann durchzuckte mich — so etwas hatte der für Theologie und Theologen schwärmende Junge noch nicht erlebt! Alles an Frommel war beweglich wie Queckſilber, ohne doch den Eindruck des Nervöſen zu machen, weil alles harmonisch. Seine Auge blitzte und sprühte; das weiße Haar, welches sein geistvolles, mildes Gesicht prächtig umrahmte, gab ihm das Ehrwürdige. Auch das eiserne Kreuz am halboffenen Lutherrocke flößte Respect ein. Was fesſelte so an ihm? Das Menſchliche in diesem Prediger. Er hat mir später einmal gesagt, ein Prediger müſſe siebenmal Mensch sein. Das war er. Was er sagte, war so geistreich sprudelnd, wie unsystematisch und unbefangen. „Ich wohne immer Sonnenſeite", sagte er — und verbiß sich die Schmerzen, während die Hörer jubelten. Er gab sich — das war überreich. Er durfte immer

[1]) Wir Katholiken, die ihre bedeutenden Prieſteroriginale haben, mögen gerne ein lebendiges und liebenswürdiges Paſtorenbild sehen. Das gibt uns einen Begriff des Ganzen. Die Red.

alles sagen. Er durfte sich gehen lassen, ohne sich zu verlieren. Man lachte und war ernst gestimmt dabei, man war unterhalten und erbaut zugleich. Sein Geplauder in dem biegsamen, melodischen süddeutschen Dialect, den er nie überwunden hat, war wirksamer, wie eine dicke Postille! — Der Abend hatte mich elektrisiert. Wie aus einem Märchenland kam ich glückselig nach Hause. Alles für kleine Hausdienste mühsam zusammenverdiente Geld legte ich auf Bücher von Emil Frommel an. Diese Schriften, ungefähr fünfzig Bände und Bändchen, sind sein getreues Photogramm in ihrer wunderhübschen Mischung von Scherz und Ernst, in ihrer frommen Natürlichkeit. Vieles Gute darin wird noch lange unter uns fortleben.

Bald war ich sein Confirmand, die Tradition meines Hauses mit dieser eigenen „Pfarrwahl" durchbrechend. Es war alles so eigen. Der Unterricht war Sonnabend Abend; Frommel segnete auch am Abend ein. Es war ihm poetischer so. Wir giengen durch die dunkle, große Garnisonskirche in die helle, freundliche Sacristei. Das war keine mitten in den Tag hineingedrückte „Pastorstunde" zwischen Vor- und Nachmittagsunterricht; — hinter uns lag die Arbeit der Woche, vor uns der freie Sonntag. Etwas Sonntägliches hatte die Stunde — das wollte Frommel; darum brachte er uns das Opfer. Meist setzte er sich zu Beginn ans Harmonium und wir sangen recht und schlecht einen Choral — oder auch nicht, sondern hörten ihn mit seiner schönen Stimme wie erdentrückt die innigen Weisen singen. Dann begrüßte er jeden einzeln und wusste so väterlich und onkelhaft nach Eltern und Geschwister, nach Schule oder Reiseplan zu fragen, unterstützt von seinem ungemein treuen Gedächtnis für Briefe, Vornamen, Verwandtschaftsgrade, dass wir Jungen alle Befangenheit verloren und überaus glücklich und stolz waren. Jeder wusste sich persönlich gewertet. Nach ihrem Lachen will Carlyle die Menschen abschätzen: Frommel hätte dabei Nummer eins bekommen. Er konnte prächtig lachen! Es war der 15. Februar, Lessings Sterbetag. Mitten in der Stunde fragt Frommel: „Sagt mal, Jungens, was ist denn heute? — Das wisst ihr nicht! Das muss jeder wissen! Nach mehrfachem Ermuntern hebt sich schüchtern ein Arm. „Siehst du", sagt Frommel erfreut, „das ist schön; da ist doch einer! Nun passt auf, ihr andern, dass ihr etwas lernt! Also was ist heut? — „Mein Geburtstag!" — —

Wir wollten ihn pflichtschuldig „Herr Hofprediger" anreden; — „das wär' noch besser! Ihr habt keinen Hofprediger — den kann sich nur der Kaiser halten —; ihr seid Schafe und habt einen Hirten, einen Pastor." So nannten wir ihn denn „Herr Pastor". Der Unterricht war wie er: ohne jede Schulmeisterei. „Gelernt" im Schulsinn wurde wenig bei ihm, er gab auch fast nie etwas auf, außer etlichen Aufsätzen. Die „Atmosphäre" der Stunde war ihm mehr. Wir waren in der Nähe eines guten, großen Menschen und glühten in dem Wunsch: so wie er möchtest du werden! Es

war alles so schlicht und doch so feierlich. Wir spürten es, wie wir besser wurden. Es gieng im ganzen nach Luthers kleinem Katechismus; aber mit welch famosen Abstechern! Er illustrierte mit allem, was es gab: mit Reiseerlebnissen (und was hatte er erlebt!), Naturstimmungen, Weltgeschichts- und Kirchengeschichtsbildern, Räthseln, Scherzen, dem Beruf des Vaters oder sonstigen ihm bekannten persönlichen Eigenheiten und Verhältnissen, mit Zeitungsnotizen und Tagesgespräch. Er konnte alles brauchen; denn alles Vergängliche wurde ihm zum Gleichnis des Ewigen. Die Stunden flogen — jede Disciplin war völlig überflüssig — und am andern Morgen gieng's zu ihm in die Soldatenkirche! Er ließ uns auch darin, wie in betreff des Abendmahles nach der Einsegnung, absolute Freiheit. Nie hat er die Geschmacklosigkeit steifleinener Amtsbrüder mitgemacht und ein Kind nach seiner eigenen Predigt ausgefragt. Ohne Zwang kamen sie alle. Frommel als Prediger: man könnte eine reiche Abhandlung darüber schreiben! Ich hatte aus Begeisterung für ihn das Stenographieren erlernt und kam ihm durch diese Kunst noch während der Confirmandenzeit näher. Keine Gelegenheit, wo Frommel sprach, versäumte ich; jetzt ruhen in meinem Schrank über tausend Manuscripte aus den zwölf Jahren und bergen die Geistesschätze, die er seiner großen Gemeinde bot, einer fröhlichen Auferstehung harrend. Wie wusste der ausbündige Menschenkenner seine Soldaten zu packen, wenn er ihnen predigte von Pauli Morgenreveille und seiner Tagesparole, oder über die Ordenssterne auf der Brust des Hauptmanns von Kapernaum, über die geistliche Waffenrüstung oder über den dreifachen Angriff des Versuchers in der Wüste, im Rücken, von der Flanke und in der Front. Wie verstand er ebenso sehr traulich und herzandringend zu seiner Civilgemeinde, — die sich aus wirklich allen Schichten der Berliner Bevölkerung vom Kaiser bis zum Dienstboten zusammensetzte — zu reden in sinniger Allegorese. Wie ein vielerfahrener Arzt, der zugleich guter, alter Hausfreund ist, war er unter den Seinen. Ich hörte ihn am Charfreitag predigen von der sinkenden Lebenssonne des Nazareners, wie sie den letzten vergoldenden Strahl auf den Schächer sendet, sich hinter Wolken zagend hüllt, siegreich wieder hervorbricht, friedevoll sich neigt und den goldenen Schimmer zurücklässt, bis die Sterne heraufsteigen. So fasste er die Worte Jesu am Kreuz. Oder der Himmelfahrtstag wurde, im Heliandstil, zum Krönungsfest des Herrn, den seine Mannen umgeben bei der Reichsproclamation. Er stand am Rhein, von den grünen Rebenhügeln und ihrer Mahnung: wachset, von den zerfallenen Burgen mit der Weisung: erbaut euch, von den hohen Domen, die da läuten: betet! — Bezeichnend für seine Auffassung der Predigt ist ein kleiner Zug, den er mir einmal erzählte. Ein General sagt ihm ungnädig: „Sie müssen nicht so milde predigen, sondern die Kerls ordentlich anfassen und ihnen den Kopf waschen!“ Darauf Frommel: „Herr General, die Leute haben sechs

Tage in der Woche das schwarze Donnerwetter über sich; gestatten Sie mir, daſs ich ihnen am siebenten ein Stück blauen Himmel zeige."

Ich sah ihn in seinem Haus — es war so reich und originell wie sein Herr. Ich war sein Stenograph und halber Secretär geworden. Die Briefchen flogen herüber: „Ich komme um vor Arbeit — willst du deinem alten Pastor helfen?" Kam ich dann in sein unbeschreiblich gemüthliches Studierzimmer, mit lauschigen Ecken und dicken Teppichen, mit Ampel und Butzenscheiben und mit Bildern und Kunstwerken aller Art auf Schritt und Tritt, so seufzte er wohl, aus irgend einer Arbeit sich reißend, mit meinem Namen scherzend: „O, du bist mein Grabstein!" In diesen schönsten Stunden gemeinsamen Arbeitens habe ich ihn am tiefsten kennen gelernt. Er dictierte Amtsreden, die die Familien erbeten hatten, auch Predigtentwürfe, Vorträge, Kalendergeschichten, Briefe. Aber die Menschen, die Menschen! Sieben Besuche in einer halben Stunde — da konnte er urkräftig donnerwettern, so lind und liebenswürdig er auch draußen mit den Leuten sprach! Gieng es gar nicht mehr, so arbeiteten wir am späten Abend, wo niemand mehr stören konnte, manchmal bis tief in die Nacht hinein — da war er in seinem Elemente und die Gedanken strömten ihm zu. Seine meisten Bücher hat er nachts geschrieben; auch riesengroße Correspondenz erledigte er in Nachtstunden. Der schwächliche, kranke Mann hatte eine eiserne Willenskraft und einen wundersamen elastischen Geist, der den müden Körper immer wieder sich zum Dienst zwang. Er rettete sich auch zuweilen vor den Besuchern in ein großes Hotel, das seiner Wohnung gegenüberlag. Dort war beständig ein Zimmer für ihn bereit; mit Urbehagen sah er dann vom Fenster aus die Droschken vor seinem Haus halten, deren Insassen sehr bald zurückkamen, da der „Herr Hofprediger" ja — in Wahrheit — „nicht zu Hause" war. Auch sonst gab es komische Scenen: er entschlummerte sanft auf der Chaiselongue und dictierte im Halbschlaf confus weiter. Seine Traurede für Ernst von Wildenbruch entstand, während er rasiert wurde, eine musikalische Gedächtnisrede, während er — modelliert wurde. Oder das alte Factotum von Kirchendiener sorgte für Heiterkeit, etwa durch die Meldung: „Herr Hofprediger — et is 'ne Affenschande! Wat soll ick Ihnen sagen: liegt der Kerl vormittags um 11 Uhr noch in de Federn, so lang wie er gewachsen is — — und dafor det ville Gehalt!" Der „Kerl" war nämlich — der General Graf Waldersee. Der Mann war mit einem Brief nicht vorgelassen worden. Auch originelle Bettelbriefe waren Frommel stets willkommen; ich sah ihn Thränen lachen bei dem Nothschrei eines Mannes, der den Hebammenberuf seiner Frau vergessen hatte zu bemerken: „Uns geht es sehr schlecht. Meine Frau hat in diesem Jahre erst vier Kinder gehabt. Aber es soll noch besser kommen", oder bei der respectvollen Bitte eines anderen, den seine Frau „mit Zwillingen überrascht hatte", um „etwas hochwürdiges, hochgeneigtes Kinderzeug". —

Zwischendurch wurde geraucht — Frommel war fast ein Kettenraucher —, auch mal ein Gläschen Wein getrunken, und de omnibus et quibusdam aliis offenherzig geplaudert. Das war Schule! Da merkte ich erst, wie weit sein Blick reichte, und wie freiheitlich er dachte. Eines Abends unterbrach er sich in einem ganz frommen Dictat, kam an mein Pult gelaufen, schüttelte mich an den Schultern und rief, die Brille auf die Stirn schiebend, funkelnden Auges: „Eine Broschüre möcht' ich schreiben, Theodor, so fünf Bogen. Titel: ‚Auf dem Reichshund!' und ihnen ordentlich den Kopf waschen!" Und nun folgte die Kritik der öffentlichen Zustände (es war nach Bismarcks Entlassung), die mich entsetzte. Als Bebel Frommels herbes Urtheil über die Armee im Reichstag citierte, bekannte er sich auf meine Frage unumwunden dazu und gab aus seiner sechsundzwanzigjährigen Erfahrung nicht gerade erquickliche Belege. — Vom alten Kaiser sprach er mit rührender Liebe, besonders innig bei Gastein verweilend, wohin er Wilhelm I. sechzehnmal als Seelsorger begleitet hat. Der Kaiserin Augusta gedachte er mit warmer Dankbarkeit — „sie hat mir nur Gutes erwiesen." Von der Kaiserin Friedrich redete er selten, und dann mit Bitterkeit. Manche Äußerung über sie, wie auch über Wilhelm II., den er übrigens als vielseitiges Talent hoch schätzte, hätte ein moderner Staatsanwalt kaum ignoriert. Freiheit und Pietät waren gleich stark bei ihm entfaltet; der Tropfen süddeutsch-demokratischen Öles, mit dem er gesalbt war, erschien mir manchmal für einen Hofprediger ziemlich groß. Bismarck und Moltke liebte er schwärmerisch. Titel und Orden galten ihm herzlich wenig, so viel er auch davon hatte. „Orden haben, ist keine Ehre — aber keine haben, ist eine Schande", sagte er einem jungen Militärpfarrer. Kam er direct von einem Fest im Ordensschmuck zur Confirmandenstunde, so war es überaus belustigend anzusehen, wie er sein Dutzend Orden hastig herunterriss und, zwei Hände voll in die Taschen seiner Beinkleider versenkte, damit uns das Geflimmer nicht abzöge. Aber unvergesslich bleibt mir's doch, wie er von Abazzia heimkommend, den hohen Orden mit heller Freude in der Hand hielt, den Kaiser Franz Josef ihm dort geschenkt. „Ich hatte ihn seit dem Tode seines Rudolf nicht wieder gesehen — er kannte mich von Gastein her. Überaus herzlich begrüßte er mich, und dann haben wir zwei Stunden mit einander geredet. Er war sehr bewegt. Ich durfte ihm etwas sein."

Auf Kirchenbehörden war er schlimm zu sprechen — so schlimm wie auf die Verleger! Der im ganzen sanfte Mann konnte in hellem Zorn auflodern, wenn er an die Consistorien kam. Ich erzähle ihm von der Ernennung eines ihm bekannten Geistlichen zum Consistorialrath. „Aber mein Gott", ruft Frommel, „der Mann war doch noch immer ganz frisch!? — — „Gehen Sie denn nicht mehr in die Sitzungen als Consistorialrath?" fragte ich eines Tages. „Consistorium — nein! Gott soll mich behüten!

Keinen Schritt mehr! Weißt du, was die da drin thun? Sie sitzen an einem langen grünen Tisch mit dürren, klapsigen Fingern und passen auf, wo sich irgend ein Leben zeigen will; und dann schlagen sie drauf, bis alles mausetodt ist und so friedlich-stille wie vorher! Ein paarmal bin ich dagewesen, bis ich's nicht mehr aushielt und aus der Sitzung lief, dem Präsidenten zurufend: „Mann Gottes, der Tod ist in deinem Topf! Ich halt's mit dem grünen Wald, statt mit dem grünen Tisch — mir würd' es da drinnen gehen wie Johann dem munteren Seifensieder, ich würde alle meine Lieder verlernen." Er wurde — Oberconsistorialrath. Ich gratulierte. „Mein Sohn, wer mich lieb hat, der beweint seinen alten Pastor, der das noch erleben muss." Die Acten wurden ihm ins Haus getragen, als er stellvertretender Feldpropst war. Der vortragende Hilfsprediger wird gemeldet. „Nun pass mal auf", sagt er lustig schmunzelnd, „wie ich die Arbeiten der Feldpropstei für mindestens eine Woche erledige! — Herein! Guten Morgen, mein Sohn. Die Acten! Kommen Sie mal her — machen Sie mal das Dings auf! So — wo soll ich unterschreiben?" — „Aber Herr Hofprediger, ich — ich —." „Ach, Sie wollen wohl Vortrag halten? Wollen Sie mich todt machen? Lassen Sie nur — es wird schon gut sein! — Los — soll ich hierhin schreiben?" Hilflos wie ein Kind folgte er mit seiner breiten Feder dem Finger des „Vortragenden", unterschrieb sechs- bis zwölfmal; in fünf Minuten war alles wieder verschnürt. Er lachte übermüthig — „und nun kein Wort mehr von diesen Dummheiten! Hier haben Sie eine Cigarre, nun erzählen Sie mal, wie es Ihnen geht." Da war er ganz Ohr und Herz. War der Vortragende fort, so sagte er: „Siehst du — und dafür schlucken die Kerle das viele Geld; das ist doch schnell gegangen?!" Allerdings! Ebenso verhasst waren ihm Pastoralconferenzen und Synoden. „Wenn ich fünf Treppen unters Dach krieche und setz' mich zu so einem armen kranken Menschen und lass mir eine halbe Stunde was vorjammern, so hab' ich mehr für Gottes Reich gethan, als wenn die da sieben Stunden sich gegenseitig verschimpfen! Es gibt überhaupt bloß zwei Parteien: die der anständigen und die der unanständigen Leute! So ist's aber in Preußen: was uns Gott schenkt, das geht an den drei „S" der Mark zugrunde im Sand oder Sumpf oder See! Es wird ja nix!" Musste er aber, vom Kaiser commandiert, doch auf Synoden sein, so schrieb er während der Verhandlungen Briefe, unterhielt sich mit den „Herren Brüdern" und ließ den feindlichen Gruppen witzige Gedichte zufliegen. Er war „Wilder". Geredet hat er dort nie. Alles Unlebendige, Verknöcherte, Bornierte stieß ihn ab. Ein guter Witz war ihm lieber, als eine schlechte Predigt. „Jetzt predigt's!" sagte er an einem freien Sonntag-Vormittag, und caricierte „die Postillenreiter". Man hat über Secten sich kirchlicherseits wieder einmal erregt. Ich brachte das Gespräch darauf. Geistreich bildete

Frommel das Paradoxon: „Subjectvolle Kirchbänke einer subjectiven Frömmigkeit sind mir lieber, als subjectlose Kirchbänke der objectivsten Kirchlichkeit, denn der Berg Zion ist höher, als alle Kirchthürme." So ließ er jeden frei. — „Die Spatzen fliegen, wo sie was zu fressen kriegen". — ; 'er ließ sich weder dem Verkehr mit feinsinnigen Juden, noch mit edlen, pietistischen Christen, noch mit religiös freigesinnten Künstlern und Gelehrten verwehren. Er kam aus keiner Schule und machte auch keine Schule. Er gab auf der Kanzel, bei der Jugend, bei der häuslichen Feier im Weihwort und witzsprühenden Trinkspruch, wie mit der rastlosen Feder: sich selbst. Das danken wir ihm. Es hat bedeutendere Männer in diesem Jahrhundert gegeben, als Emil Frommel war; aber einen harmonischeren und liebenswerteren Mann, so vielseitig begabt und so fruchtbar und anregend, wüßte ich kaum zu nennen. Sein Freund Karl Gerok hat ihn gut gezeichnet in den persönlichen Verschen:

„Ein goldenes Herz und ein gold'ner Humor;
Das Herz in der Brust und den Schalk hinter'm Ohr; —
Ob er grüßt auf das Fest, ob er dankt für den „Strauß":
Der goldene Frommel schaut immer heraus."

Er hatte eine wahre Leidenschaft zu schenken. Was hat der Mann alles verschenkt! Wollte ein Besucher gehen, so griff er in die Tasche oder kramte auf seinen verschiedenen Tischen herum, ob da nicht etwas Verschenkbares läge: sein Bild oder eine Cigarre, ein Buch oder ein Geldstück. Jawohl, er war „geschäftlich unmöglich"! Ein befreundeter Student kommt zu mir: „Du, ich habe deinen Frommel gesehen." So — was hat er dir denn geschenkt? — „Das weißt du auch schon?" — Nein. „Denke dir, als ich gehen will, sagt er: Merken Sie sich: aus einem Pfarrhaus muss jeder beschenkt herauskommen. Und zwar muss er dreierlei bekommen: Ein gutes Wort — das hab' ich Ihnen eben gesagt; ein gutes Buch — hier! Drittens gutes Geld — da haben sie einen Thaler!" Was hat er den Droschkenkutschern oft für eine einfache Fahrt bezahlt — man hätte um Berlin herumfahren können dafür. Sie rissen sich um den goldenen Gast. Ich verlebte meine Schweizer Studienjahre. Frommel wollte zu kirchlichen Festen nach Basel als Redner kommen. Er wurde kurz vorher krank, und ich war sehr traurig in meiner Fremde. Da kamen statt seiner — hundertzweiundzwanzig Franken siebenundvierzig Centimes sammt folgendem Brief von ihm: „Lieber Theodor, ich bin leider zu krank gewesen, um zu kommen, und so wollte ich dir wenigstens das Geld senden, was ich verreist hätte, damit du in den Ferien dir eine Erholung gönnen kannst" — — —. Übers Jahr kam er dann wirklich und frischte zweiunddreißigjährige Erinnerungen auf.

So könnte ich noch lange von meinem geliebten väterlichen Freund und Lehrer erzählen.

Frommel hatte viel Weibliches in seinem Wesen, das nahm mit den Jahren und den Beschwerden seiner langen Krankheit stetig zu; aber das Gegengewicht der männlichen Züge war doch bis zum Ende genügend stark. Er wurde von vielen aus der Nähe und Ferne angeschwärmt und auch beweihräuchert, und er hatte eine Fähigkeit, solche Huldigungen der Blumen und der Lieder naiv zu genießen. Ich glaube sogar, er hätte sie nicht entbehren können, ohne bitteres Vermissen. Das zeigte sich dann und wann, besonders beim Scheiden von Berlin, und während der letzten Lebensstation in dem lieblichen Plön. Aber in all der Schwärmerei steckte doch meist der gesunde Trieb, der danken wollte. Man kann ihm auch ohne Schwarm danken; wie es unser Theodor Fontane so unfeierlich-fein gethan hat, der ihn in seinem letzten Werk „Der Stechlin" segnen und toasten und von seinem alten Kaiser erzählen läßt.

Auf Emil Frommels weißem, schmucklosem Sarge lagen, seinem letzten Wunsche entsprechend, keine Blumen. Er brauchte sie nicht mehr. Die Liebe seiner Freunde hatte ihm im Leben und im Tode den Immortellenkranz gewunden.

Auch Einer!

Vor zwanzig und soviel Jahren sah ich ihn das erstemal in der Herrengasse zu Graz. Er fiel auf durch sein reiches, langes Haargelocke, das über Nacken und Schulter wogte, und durch sein leidendes Aussehen, vor allem aber durch sein ganz durchgeistigtes Gesicht. Wer er sei? Ein Doctor der Rechte und Musikkritiker der „Tagespost". Aber er würde weder das eine, noch das andere lange mehr sein — es sitzt ihm der Tod in der Brust. Wer seine kurzathmige, umflorte Stimme vernahm, der glaubte es willig, das Todesurtheil, das hinter seinem Rücken damals über ihn gefällt worden war.

Der erste Anlaß meiner Bekanntschaft mit ihm ist mir nicht mehr erinnerlich; eines Tages wurde ich zu einer Abendunterhaltung bei ihm eingeladen. Da gab es Wagnermusik und eine vegetabilische Mahlzeit. In beiden Fächern galt er bei Eingeweihten als Autorität, bei Fernerstehenden und Flachlingen als „Narr". Das war noch zur Zeit, da in Graz jeder Verehrer der Richard Wagner'schen „Zukunftsmusik" für einen Menschen angesehen wurde, der weiter nicht gefährlich war, den man aber insgeheim belächeln und öffentlich verspotten durfte. Wir hatten deren damals so ein halb Dutzend. Der weitaus schlimmste jedoch war mein Doctor mit den langen Locken, denn er verehrte die Wagnermusik nicht bloß, er förderte sie auch, er verschaffte ihr Eingang in die Concerte, in die

Oper, er arbeitete in Wort und Schrift unermüdlich, um ihr im Publicum Verständnis zu verschaffen, und wenn heute Graz eine bedeutende Musikstadt ist, wenn sie besonders die besten und besuchtesten und bejubeltsten Wagneraufführungen bietet weitum, so ist das hauptsächlich jenem musikalischen Doctor zuzuschreiben.

Die Wagnermusik hatte mir an jenem Abende durchaus nicht geschmeckt, wohl aber die köstlichen Gemüse, Eier und Obst, vor allem Äpfelstrudel, Käse und das Gefrorene. Allerdings war auch Braten vorhanden gewesen, aber jeder hielt sich an das Seltenere, das man kaum irgend wo anders so gut zubereitet finden konnte. — Es wurde zu jener Zeit umhergetragen, dass der echte Wagnerianer auch Vegetarier sein müsse. Unser damaliger Gastherr war es aber nicht darum, sondern weil er seines Siechthums wegen ganz und gar die Lebensweise hatte ändern müssen.

Wer nach wenigen Jahren den Mann wieder begegnete, der hielt ihn leicht für einen anderen. Er schritt stramm aufrecht, elastisch und rasch dahin. Seine Wangen waren voll, sein Auge klar und munter. Er hatte sich verjüngt, er war genesen — und das hatte wohl die veränderte Nahrung, die überaus mäßige Lebensweise gethan, an der er strenge festhielt. Decennien lang erfreute er sich völliger Gesundheit, bis mit zweiundsechzig Jahren in dem scheinbar gesunden Körper sein Leben fast plötzlich verlosch.

Der Grazer wird es schon errathen haben, dass hier von Friedrich von Hausegger die Rede ist, einem Manne, dessen körperliche Erscheinung uns allen in Erinnerung haftet, dessen geistige Persönlichkeit freilich in der Ferne mehr erkannt und geschätzt wurde, als in der Nähe. Seltsam bei hervorragenden Menschen und Bergen, wenn es anders wäre! Ich will aber nicht sprechen von seinen philosophischen Schriften, die den Geist eines originellen Denkers, eines tief- und großangelegten Menschen spiegeln, nicht von seiner Thätigkeit als Musikreferenten, nicht von seinem Lehramte an der Universität in Graz, zu deren allerbedeutendsten Männern dieser schlichte „Privatdocent" gehört hat. Solche öffentliche Eigenschaften seines Wesens sind ja weithin gesehen worden. — Einige persönliche Erinnerungen will ich hervorrufen. Denn mir ist dieser Mann wie ein Gottesgeschenk in mein Leben getreten und zum Segen geworden.

Er war in vielfacher Weise mein Herzensvertrauter und Rathgeber.

Gleich ein an und für sich geringes, aber bezeichnendes Beispiel von der Art seiner Einflussnahme. Als vor etwa vierzehn Jahren giftige Federseelen mich als „von Juden bestochen" verdächtigten, eilte ich in kindischer Aufregung zu Hausegger und fragte ihn, ob er so etwas glauben könne? Er lachte mich aus und meinte dann, er begreife meine Entrüstung. Man könne

die Kerle allerdings einsperren lassen, doch Dichter hätten bessere Mittel, ihr Gemüth zu befreien. Ich habe ihn verstanden und daraufhin meine Erzählung: „Die Christvesper“ [1]) geschrieben. Damit fühlte ich mich erlöst. Die Verleumder hatten sich schon vorher kleinlaut zurückgezogen in ihre Dämmerungen. Der Hauptpamphletist, ein grimmer Hagen, entschuldigte seinen Angriff gegen mich damit, dass er die Mundartdichter nicht leiden könne. Die Mundartdichter thäten nämlich Schädlinge der deutschen Spracheinheit sein! „Siehst du“, sagte damals Hausegger, „wenn man seine Gegner ruhig laufen lässt, und sie sind im Unrecht, dann tappen sie selber in die Blamage.“

Im ganzen war er durchaus nicht dafür, dass der Mensch von seinen Gegnern sich alles gefallen lassen solle. Das sei unmoralisch. „Je bereitwilliger du Unrecht leidest, desto mehr gibst du andern Anlass, Unrecht zu thun“, pflegte er zu sagen. In einer Rechtsangelegenheit, die er mir leitete und in der ich, des Haders müde, schon immer nachgeben wollte, wusste er mich standhaft zu halten und führte sie mit solcher Klugheit durch, dass ich zum Rechte kam, ohne den Gegner zu schädigen. Da konnte man sehen, dass selbst mit dem größten Idealismus sich praktischer Sinn und Weltklugheit recht gut vereinen lässt. Allerdings für seine eigenen Vortheile hat Hauseggers praktischer Sinn nicht immer gelangt. Sein materieller Lebensbedarf war überaus bescheiden; in der Geisteswelt schwelgte er umso üppiger.

Seit vielen Jahren versammelten wir mehrere Freunde uns mit Hausegger jeden Freitag im „Krug zum grünen Kranze“ zu einer Tischgesellschaft. Da gab es Musiker, Bildhauer, Architekten, Poeten, Schulmänner, deren Weltanschauungen miteinander oft in muntere Wortgefechte kamen, die — falls sie zu temperamentvoll werden wollten — durch Hausegger stets in gutes Gleichgewicht gestellt zu werden pflegten. In den ersteren Jahren haftete das Gespräch der Majorität vorwiegend an Musik, dadurch entstand eine kleine Oppositionspartei, die allmählich anhub, cynisch ihre antimusikalischen Gefühle auszulassen. Zu dieser gehörte auch ich, mich besonders über die Wagner'sche Musik ereifernd, die, schlecht zu Gehör gebracht, einen auf Gassen und Straßen, in Haus und Concertsaal verfolge, ohne dass man sich vor ihr schützen könne. Einer der anwesenden Wagnerjünger glühendster Gattung wurde durch solchen Frevel ins Herz getroffen. Entrüstet verließ er die Tischgesellschaft und ist nie wieder erschienen. Anders Hausegger. Er bestrebte sich mit aller Milde und Güte, mit allen bildlichen und geistigen Mitteln der Belehrung, mich dem Verständnisse Richard Wagners näher zu bringen. Ich wurde ungeduldig, unwirsch, und was ich dafür könnte, dass mein Ohr anders geartet sei, als das seine? und dass mir die Wagner'sche Musik nur allzuoft in den

[1]) „Heimgarten“, zehnter Jahrgang.

Ohren weh thue. Er ließ sich nicht anfechten, arbeitete Woche für Woche, Jahr für Jahr gelassen an meiner Bekehrung und behauptete, meiner ganzen Natur nach stünde ich Wagner weit näher, als ich selber wisse oder zugestehen wolle; manche glaubten weit von ihm entfernt zu sein, bloß weil sie ihn nicht sähen; es sei aber nur eine dünne Scheidewand dazwischen und plötzlich könne sie fallen. — Ja, und plötzlich war sie gefallen. Bei einer großartigen Aufführung der „Meistersinger" gieng mir das Licht auf. Als ich noch am selben Abende an Hausegger schrieb: „Das Loch ist offen, ich sehe in den Himmel hinein!" kam er zu mir und dankte freudig, als wäre ihm eine große Wohlthat erwiesen worden.

Seit dieser Zeit war die Herzlichkeit, die er mir stets geschenkt, zur völligen Zärtlichkeit geworden und er meinte, auch meine frühere Abneigung gegen Wagnermusik sei reiner Wagnerianismus gewesen — es hätte mich einfach die schlechte Widergabe empört. Immer verdächtig seien ihm jene Leute, die bei jedem Musikstück verzückt die Augen aufschlügen, nur weil sie wüßten, es wäre von Richard Wagner. Vollkommen könne man Wagner nur in Bayreuth kennen lernen. — Trotzdem mir meines Brustleidens wegen das Reisen und die Anstrengung des Verkehrs mit Leuten in der Hochsommerhitze schier unmöglich ist, hatte ich doch die Absicht, Hausegger zuliebe Bayreuth einmal zu besuchen, schon um so sein Bekehrungswerk an mir zu besiegeln.

Seine Anregungen und Gespräche im „Krug zum grünen Kranze", sowie auch in seinen Briefen waren oft köstlich. In allen Windrichtungen der Wissenschaften, der Philosophie wußte er Bescheid, gieng aber nirgends ausgefahrene Straßen, stets nur seine eigenen Wege, die er sich kühn und frei gebahnt hatte. Die allerhöchste Achtung — sei es im Leben oder in der Kunst — hatte er vor der Persönlichkeit. Der freien, sich selbst auslebenden Persönlichkeit, und vor dem Werke, in dem eine solche Persönlichkeit zum Ausdrucke kam. Er war ein Gegner der Theorie und dessen, was man in der Kunst Schule nennt. Ihm allein maßgebend war das Können. Allerdings war er in seiner Art selbst Theoretiker von strengster Logik. Er war durchaus Künstlernatur, aber nicht schöpferisch, nur verstehend und deutend. Das Schöpferische kommt in seinem genialen Sohne Sigmund zur Geltung. Und doch löste sich auch sein Leben völlig in Musik auf. Man könnte sagen, er genoss eine Marmorstatue musikalisch, er empfand eine Dichtung musikalisch und wo er irgend einen künstlerischen Eindruck zu erklären suchte, that er's mit Beispielen aus der Musik. So hatte sich die Musik zur Harmonie seines Lebens, seiner Weltanschauung gestaltet, und von diesem Brennpunkte aus blickte er in die Geheimnisse des Daseins.

Seltsam brachen sich die Lichtstrahlen des Lebens im Prisma seiner Seele, und heller kamen sie hervor.

Ich beklagte mich einmal über unsere unruhige, alles zersetzende aus allen Geleisen brechende Zeit, die mir gar nicht gefalle.

„Doch, doch!“ antwortete er, „es ist ja ganz köstlich, jetzt zu leben. Alles regt sich, alte Formen platzen, die Geister befreien sich, halten frische Turniere, setzen sich neue Aufgaben, neue Ziele. Denke dir, wenn alles todt wäre, wie noch vor sechzig Jahren! Nicht wahr, du erschrickst?“

Ich erschrak wirklich.

„Ja“, fuhr er fort. „Dann wären wir beide nicht. Keine geistige Persönlichkeit wäre möglich, alles verstumpft und versumpft. Eine Kirchhofsruhe. Sie könnte dir gewiss nicht gefallen. Jetzt geht Frühlingsluft und es ist ein neues Werden.“

Oft muss ich seither an diese Worte denken. Es ist ja wahr, alles regt sich, als sei ein noch nie dagewesener Weltfrühling angebrochen, und, doch wie wenige gibt es, die mit solchem Optimismus in die geheimnisvolle Zukunft blicken, als Hausegger es konnte.

Am wohlsten fühlte er sich in der Mystik. Das ist ein dunkles Bereich, doch seine Geistesblitze warfen oft so helles Licht hinein, dass auch wir anderen zu Sehern wurden.

Viel beschäftigte ihn die menschliche Traumwelt, in der er ein Leben für sich erblicken konnte, ein Doppelleben, in welchem gerade jene seelischen Kräfte sich entfalten, die von der Wirklichkeit nicht aufgebraucht werden. Einen reichen Gedankenschatz wusste er uns zu eröffnen über die Beziehungen zwischen Genie und Wahnsinn; er konnte es prächtig begründen, dass ein schöpferisches Genie und die Phantasie eines Wahnsinnigen vielfach eins und dasselbe wären.

Manchmal schien mir diese Persönlichkeit, als lebe sie am liebsten entkörpert in einer übersinnlichen Welt, die eben nur in der Musik ihren Ausdruck findet. Und da konnte Hausegger behaupten und beweisen, dass nicht das Körperliche und nicht das Sinnliche das Wirkliche sei, vielmehr das, was der Mensch sich einbildet, die Idee, die, allen Fährlichkeiten entrückt, ein unzerstörbares Leben für sich ist. Einmal sprach er die Vermuthung aus, dass der Mensch immer das Bewusstsein seines Daseins habe, auch im Schlafe, nur vergesse er das beim Erwachen; auch in dem Zustande, wo er für andere als todt gilt, habe er irgendwie das Bewusstsein von sich und es gebe keine Zeit und keine Ewigkeit, in der er sich nicht fühle oder wisse. — Dann beschäftigte er sich gerne mit sinnfälligen spiritistischen Dingen und Kräften, deren Existenz er nicht bestritt, die ihm aber so ziemlich als die niederste Stufe der großen Geisteswelt galten. „Je weiter etwas den menschlichen Sinnen entrückt, je größer und göttlicher ist es!“ — Er ließ für eine solche Welt die Bezeichnung „vierte Dimension“ recht gerne passiren, weil eben eine bessere Bezeichnung nicht vorhanden wäre und weil man sich doch schon einmal ge-

wöhnt hätte, unter dem Worte sich etwas Unfaßbares, Unbegreifliches vorzustellen. Es müsse deshalb, weil es unbegreiflich sei, nicht auch unnatürlich sein.

Wären solche Dinge in docierendem Tone vorgebracht worden, so hätte er uns wahrscheinlich bald verscheucht. Nein, er sprach stets in schlichter, bescheidener Weise, stets auf Einwände gefaßt, nie einen Einwand ignorierend. Er hatte es nicht wie eingelernt fertig in sich, in der Anregung der Gegenseitigkeit entwickelten sich spontan seine Gedanken und wuchsen oft zu ungeahnten Geistesbauten.

Im Wortgefechte persönlich, oder gar verletzend zu werden, das konnte man sich bei Hausegger gar nicht vorstellen, es lag außerhalb seiner Natur.

Er verstand auch zuzuhören. Manchen Abend saß er bei seinem Eiersalat, oder seinem Pfannenkuchen, oder seiner Limonade behaglich da und er schwieg uns sein reiches Innenleben zu, während wir anderen laute Weisheiten sprachen. Gab es Spaß, so that er auch mit und hatte Bemerkungen, die ebenso lustig als geistreich waren. Es gibt kaum einen Gipfel, kaum einen Abgrund des Lebens, den wir nicht zusammen besprochen hätten und kaum einen Ulk, an dem wir uns nicht nebenbei ergötzten.

Diese Freitagsabende im „Krug" werden uns wohl unvergeßlich bleiben. Sie waren uns zum Bedürfnis geworden, wir hatten uns im Laufe der Zeit aneinandergelebt und in freimüthiger Kernhaftigkeit zusammengestritten, und Hausegger, der nie fehlte, wenn nicht ein wichtiges Abhalten war, gab mitten unter Stürmen, oder bei Gefahr der Versandung den milde leuchtenden Pharus ab. — Und einmal vertraute er mir, daß er über die Tischgesellschaft, ihre Gespräche und Absonderlichkeiten nachher fleißig Buch führe. Da könnten wir anderen in seinem Erbe ein Stück schöner Vergangenheit wiederfinden.

Und dann nahte das Ende mit seinen vorauseilenden Schatten.

An einem Decembersonntage des vorigen Jahres war's, als Hausegger zu mir kam. Ich las augenblicklich in seinem Gesichte, daß etwas Besonderes war.

„Grasberger geht's nicht gut", sagte er. Ich wußte wohl, daß unser gemeinsamer Freund in Wien krank lag.

„Also nicht gut?" fragte ich entgegen.

„Doch", antwortete er sehr leise, „es geht ihm ganz gut. Ich habe dir die Nachricht zu überbringen. Heute nachts ist er gestorben."

Als er fortgieng, blickte ich ihm durch das Fenster nach. Ernst und aufrecht schritt er die Gasse entlang. Daß mir Gott die wenigen Freunde erhalte, die noch da sind! so dachte es in mir. — Dann kamen zwei Freitagsabende, die sehr heiter waren. „Naturvölker kennen keine

Todestrauer," sagte Hausegger, „je degenerierter die Menschen sind, je größer der Schmerz um Verstorbene." Er kam wieder auf sein Lieblingsthema, das Überirdische, die freien Seelen. „Wenn sie vom Leibe abgelöst sind, so treiben sie wohl gerne manchmal noch ein bißchen Allotria bei ihren Bekannten auf Erden." Der so heitere Todesgedanken hegte, war unter uns der Frischeste. Der Vegetarismus — so behauptete er stets — habe ihn gesund gemacht. Gesund, arbeitsstark und lebensfroh. Auf körperliche Nahrung legte er ja nie viel Gewicht; ihm schien geistige Speise auch für den Körper nahrhaft zu sein. Während er manchmal noch um zwei Uhr mittags nüchtern war, nahm er schon vom frühen Morgen an schwere, tiefsinnige Lectüre in sich auf, und sein Tag war bis in die späte Nacht hinein eine strenge, ununterbrochene Geistesarbeit. So war es seine starke Seele, die den Körper aufrecht hielt, und da sagte er: „Unter normalen Verhältnissen stirbt der Mensch nicht, so lange er leben *will*. Erst wenn durch Krankheit oder Alter, oder eine moralische Depression die Lebensenergie aufhört, dann wird's aus."

Der Mann, der so sprach, ein gesunder Sechziger, konnte bei seiner glühenden Lebensenergie hundert Jahre alt werden. — Zwei Monate später war er todt.

„Ich bin ein glücklicher Mensch, wenn's nur so bleibt! Laß dich an mein Herz drücken, du weißt ja auch, was das heißt, glücklich sein, und daß, wer so recht unglücklich sein kann, auch das Talent hat, glücklich zu sein." — Aus Anlaß verständnisvoller Anerkennung seiner Schriften, die ihm geworden, besonders aber der künstlerischen Erfolge seines geliebten Sohnes Sigmund wegen, hatte er diese Worte mir geschrieben am heiligen Abend 1898, ein paar Stunden, bevor er sich zu Bette legte, von dem er nicht mehr aufstand. Das letzte helle Aufflackern war es gewesen der Flamme, die, des Öles bar, dann „ohne Willen zum Leben" jählings verlosch. An Vergeistigung ist er gestorben, hieß es in einem der Nekrologe.

Bei den allermeisten Leuten kann ich mir's recht wohl denken, daß ihre Seele mit dem Leibe dahin ist, bei Friedrich von Hausegger kann ich mir das nicht denken. Ich fühle zu oft, wie sein Geist mich umweht. Es ist zu oft, daß meine Gedanken seinen Aussprüchen, seiner Weltanschauung begegnen und je abstoßender mir der Alltag erscheint, je heimlicher fühle ich mich in dem, worin *er* lebte, im Reich der Ideale, — der „vierten Dimension".

R.

Die Fortdauer nach dem Tode.

Von **Robert Hamerling.**[1])

Die Unsterblichkeit der Seele gehört zwar nicht unter die „brennenden Tagesfragen", aber sowenig zeitgemäß, als es für den ersten Augenblick scheint, dürfte sie doch nicht sein. Ganz abgesehen davon, dass amerikanische Spiritisten, Geisterklopfer u. dgl. durch ihre Versuche, den lang vermissten Erfahrungsbeweis für die Fortdauer der Seele nach dem Tode beizubringen, dieser Frage bisweilen eine gewisse Actualität verleihen — abgesehen davon ist dieselbe, populär behandelt, vielleicht eben ein Thema für das größere Publicum. Gerade die Laien, die sich sonst um philosophische Probleme nicht viel kümmern, werden zuweilen von einer plötzlichen Besorgnis in Betreff der Unsterblichkeit ihrer respectiven Seelen angewandelt und dilettieren nach dieser Richtung, während die Philosophen von Fach, wenigstens die wirklich speculativen Köpfe, aus guten Gründen sich das besagte Thema meist ziemlich weit vom Leibe zu halten pflegen.

Unzählige Gemüther klammern sich an den Gedanken einer Fortdauer nach dem Tode wie an einen Rettungsanker und für sie stürzt mit diesem Gedanken der ganze Bau einer übersinnlichen, idealen Welt zusammen. Die Materialisten andererseits betrachten die Frage als abgethan, seit sie den sämmtlichen „Geist" aus der „Materie" deduciert, oder sozusagen destilliert haben. Nur bedenken sie nicht, während sie den Begriff des Geistes verflüchtigen und sich viel darauf zugute thun, dass der Begriff der Materie ein ebenso problematischer ist, als der des Geistes, und dass uns bei näherer Betrachtung das Physische so gut wie das Psychische als bloßes Phänomen sich darstellt, als Wirkungsweise eines Unsagbaren und Unbestimmbaren, der als Substanz hinter aller Erscheinung steht.

Vorläufig liegt der Kernpunkt des Unsterblichkeitsproblems in der Frage: Ist die Seele etwas für sich Bestehendes, oder ist sie nur Action, nur Function des menschlichen Organismus? Ist sie letzteres, so versteht sich ihr Untergang von selbst; ist sie ein Etwas für sich, so ist die Unsterblichkeitsfrage noch keineswegs entschieden, sondern es beginnt erst

[1]) Aus dessen Nachlass.

die Möglichkeit, sie aufzuwerfen. Denn aus der selbständigen Existenz einer Sache ergibt sich ihre Unvergänglichkeit noch durchaus nicht von selbst.

Melchior Mayr hat in einem Schriftchen: „Die Fortdauer nach dem Tode" (Leipzig, Brockhaus) das Problem in populärer Weise zu lösen versucht. Vielleicht brachte es seine Absicht, populär zu schreiben, mit sich, dass er für seinen Gegenstand Argumente nicht verschmähte, die vom eigentlich philosophischen Standpunkte aus ohne Wert sind. Es ist aber nicht rathsam, eine gute Sache mit schwachen Beweisen zu stützen, und man wird eine solche Sache am besten vertheidigen, wenn man sich der schwachen, halben und zweideutigen Argumente freiwillig ganz entschlägt, damit sie nicht dem Gegner willkommene Angriffspunkte gewähren, etwa wie man die morschen und gebrechlichen Stützen eines Hauses lieber selbst entfernt, als dass man es dem Sturm und Wetter überlässt, sie einzureißen.

Unser Autor leitet z. B. einen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele daher, dass es ja schreiende Ungerechtigkeit wäre, wenn der menschliche Geist mit allen Früchten seiner Arbeit, seinen Kenntnissen, die er sich auf Erden gesammelt, und seinen sonstigen „Errungenschaften", die er sich so viele Mühe hat kosten lassen, schließlich völlig zugrunde gehen sollte. Könne der Mensch, sagt Mayr, diese Errungenschaften nicht für ewige Zeiten bewahren, so scheine ihm das ganze Erdleben sinnlos oder zwecklos. Es ist so leicht, dergleichen Argumente zu parodieren! „Wie?" könnte man fragen, „damit der Antiquarius Zipfel nicht umsonst über den Büchern gesessen sei, und seine heraldischen, sphragistischen und numismatischen Kenntnisse in ein besseres Jenseits mit hinübernehme, muss die Seele unsterblich sein?" Und wenn der Autor ausruft: „Wozu all unsere Ausbildung und Veredlung, wenn wir nicht unsterblich sind?" so wird jeder leidlich vernünftige Mensch ihm rasch und entschieden antworten: „für den hiesigen Gebrauch!"

„Der Böse fährt oft auf Erden vierspännig, der Tugendhafte muss zu Fuße laufen, folglich ist die Seele unsterblich" — auch das ist ein altes Argument, und M. Mayr wiederholt es. Aber, wie schon Joseph de Maistre, obgleich ein kirchlich gesinnter Schriftsteller, sehr treffend bemerkt, der Schuft ist nicht glücklich, weil er Schuft, noch ist der Tugendhafte elend, weil er tugendhaft ist, sondern Missgeschick und Ungemach sind allgemeines Menschenlos, und wen es trifft, sei er ungerecht oder gerecht, der muss es eben leiden. Die Tugend hat als solche mit dem Schicksal nichts zu thun; sie hat andere, höhere Zwecke, als das leibliche Wohlbefinden. Wer nicht darum ein ehrlicher Mann ist, weil es ihm innerlich unmöglich, ein Schuft zu sein, sondern nur, weil seine Seele eventualiter unsterblich, der — verdient es wahr-

haftig nicht, dass seine Seele unsterblich ist. Undenkbar ist's, sagt Mayr, dass man das Gute bloß um des Guten willen thue; der Mensch, meint er, ist einer so „fabelhaften Uneigennützigkeit" nicht wohl fähig. Die Geschichte weist aber tausend Beispiele der edelsten Aufopferung, des menschenfreundlichsten Thuns auch von Seite solcher Menschen auf, die sich nicht viel gekümmert, ob ihre Seelen unsterblich seien. . . .

Auf diesem Wege also werden wir der Sache nicht auf den Grund kommen.

„Kein Wesen kann in nichts zerfallen, und aus *etwas* kann nicht *nichts* werden, folglich ist auch die Seele unvernichtbar." So argumentiert unser Autor weiter und beruft sich dabei auf die *materiellen* Dinge, deren Bestandtheile niemals ganz zugrunde gehen, wenn auch anscheinend völlig zerstört werden. Aber gerade diese Berufung auf die unleugbare Fortdauer des Materiellen hat etwas höchst Bedenkliches. Die Pflanze, das Thier dauert allerdings fort in ihren zerfallenen, zersetzten Bestandtheilen, aber eben *nicht* mehr als Pflanzen-, als Thier-Individuum; als *solches* hören beide vollkommen auf. Wenn man nun die *individuelle*, *persönliche* Fortdauer der Seele nach dem Tode durch die Analogie der Fortdauer des Körperlichen plausibel machen will, so ist dies ein sehr verkehrtes Mittel; denn gerade um die Bewahrung des *individuellen*, bewusst-persönlichen Lebens als solchem ist es zu thun, und wenig ist uns geholfen, wenn unser seelisches Element nach dem Tode nur *so* fortlebt, wie die Atome unseres leiblichen Organismus in neuen Verbindungen fortleben.

Sehr schön bestimmt der Autor das sogenannte *Jenseits* als das „vorherrschend intensive Sein — das Insichsein und Insichleben des Geistes". Er gibt sogar zu, dass das Jenseits nicht irgendein *Ort* sei, wie sich's die Gläubigen vorstellen, sondern eine höhere Form des Lebens. „Auf das überwiegend äußerliche Leben", sagt er, „folgt mit dem Tode, im wahren Jenseits, für alle Menschen das überwiegend innerliche, das Leben der Selbstbetrachtung, der Selbsterkenntnis, der Selbstbeurtheilung und Selbstverurtheilung. Der abgeschiedene Mensch kommt in eine Form des Lebens, wo er die Hölle oder den Himmel in sich selber hat. Und der im Sinnenleben Verstockte wird im jenseitigen Seelenleben, wo ihm unwiderstehliche Lichter aufgehen werden, nicht mehr verstockt sein *können*." Das alles ist sinnig gedacht, und gewiss wird jeder sich das Leben der Seele in einer zweiten Existenz am liebsten so vorstellen. Aber wir wissen nun bloß, *wie* die Seele fortlebt, *wenn* sie fortlebt. *Dass* sie fortlebt, bleibt nach wie vor noch zu beweisen.

Weiterhin ist unser Autor der Ansicht, dass das irdische Leben des Menschen ein Zustand der *Strafe* ist, Folge eines vorzeitlichen *Falles*. Die Noth der Welt ist seiner Ansicht nach verschuldet durch die Creatur;

Gott züchtigt hiernieden die Creatur für die in einer früheren Existenz begangenen Frevel, und führt sie dadurch wieder zur Einsicht und zur Tugend. Diese Begriffe des „Abgestraftwerdens", des „Bußethuns" haben, auf die Welt und das allgemeine Leben im ganzen angewendet, etwas unsaglich Kleinliches, Philiströses. Der ganze wunderbare Kosmos eine Strafanstalt, Gott ein Zuchtmeister mit der Ruthe, der Mensch ein Schulbube, der „etwas angestellt" und darum jetzt auf Erbsen kniet — es würden viel geistreichere und tiefsinnigere Wendungen dazu gehören, als sie Melchior Mayr anwendet, um solche Vorstellungen imposant zu machen.

Philosophischer als Mayr fasst einer seiner Recensenten in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" den Gegenstand. Obgleich dieser Recensent — Johannes Huber — bescheidentlich erklärt, dass er sich dem Gedankengange Mayrs anschließe, durchweht seinen gehaltreichen Artikel doch ein anderer Geist — ein speculativer, wissenschaftlicher Geist, im Gegensatz zu den populär-philosophischen Betrachtungen unseres Autors. Hier wird zuvörderst auf den Kern der Sache tiefer eingegangen, auf die Frage: „Läst sich das geistige Leben vollständig aus der materiellen Organisation des Menschen deducieren?" Und nachdem dies mit einer Evidenz, so gut sie sich eben herstellen läst, verneint worden, wird dem Leser nicht zugemuthet, sofort auch die Unsterblichkeit der Seele für erwiesen zu halten, sondern es wird nur bemerkt, dass nach alldem der Untergang des geistigen Princips mit der individuellen Organisation „sich keineswegs so einfach von selbst verstehe". Wer einmal (so philosophiert der Kritiker) die Macht sittlicher Reaction gegen die Antriebe aus Fleisch und Blut zugesteht, wer den Menschen für fähig erklärt, in seinem Wollen und Handeln von dem Interesse seiner sinnlichen Individualität loskommen und an allgemeine Zwecke der Menschheit sich hingeben zu können, der behauptet bereits die gegen die Organisation selbständige Natur des Geistes." Auch auf dem Wege der exacten Naturforschung hofft er die selbständige Existenz des Geistes zu erweisen. Er findet, dass, so weit wir die Metamorphosen der materiellen Kräfte verfolgen, die Phänomene des geistigen Lebens doch immer toto genere davon verschieden bleiben. Er citiert den Ausspruch des berühmten Physiologen Donders: „Wird jemals die psychische Thätigkeit in die Kette der sich transformierenden Kräfte aufgenommen werden können? Soviel wir sehen, besteht dazu nicht die geringste Aussicht. Das Wesen aller Formen von Arbeit und Arbeitsvermögen, die wir kennen und messen, ist Bewegung oder Bedingung von Bewegung, und niemand kann sich eine Vorstellung machen, wie aus Bewegungen, auf welche Weise sie auch combiniert seien, Bewusstsein oder irgend eine psychische Thätigkeit entstehen kann. Psychische Thätigkeit ist, sowie wir sie an

erster Stelle in uns selbst wahrnehmen, in Form und Wesen vollkommen eigenthümlich. Nirgends zeigt sie einen Übergang oder eine Verwandtschaft zu anderen Naturerscheinungen, und das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, welches, für alle bekannten Naturkräfte giltig, bei jeder Untersuchung als leitendes Princip angenommen wird, ist vollkommen außer Macht, die psychischen Erscheinungen unter seine Herrschaft zu bringen." „Wäre (sagt weiterhin der Kritiker) das Aufblitzen einer Vorstellung ein ähnlicher Process wie die Entstehung des elektrischen Funkens, der, kaum erzeugt, schon wieder erlischt, so würden Gedächtnis und Erinnerung, Wissenschaft und Charakter nicht möglich sein. Nur ein Fluss immer neu entstehender Vorstellungen und Strebungen könnte in uns stattfinden, und das, was wir unser Ich nennen, wäre in jedem Augenblick das Product der Außenwelt und immer wechselnder Schein. Aber die Erfahrung lehrt uns, dass bei allem Wechsel, der in unserem Bewusstsein spielt, wir demselben nicht durchaus verfallen sind, dass wir an ihm selbst für uns dauernde Resultate gewinnen und an ihnen uns gegen seine Macht befestigen können."

Immer aber handelt es sich hierbei nur um die selbständige Existenz des Geistigen; für die individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode ergibt sich daraus Wahrscheinlichkeit, aber es fehlt der unmittelbare Erweis. Der Kritiker befindet sich dabei in vollem Einklang mit J. H. Fichte, der das Problem in verschiedenen Schriften eingehend erörtert hat, und sich in seiner Abhandlung über „Auferstehung, Geisterreich u. s. w." dahin äußert, dass alle theoretischen Beweise für die Seelenfortdauer nicht weiter als bis an die Grenze einer bloß logischen Beweisführung gelangen können, einerseits aus allgemein anthropologischen und psychologischen Gründen die widerspruchsfreie Möglichkeit, anderseits auf eine Reihe empirischer Analogien gestützt, die hohe Wahrscheinlichkeit menschlicher Seelenfortdauer zu begründen." — Volle Gewissheit könnte in der That nur durch einen Erfahrungsbeweis, durch eine factische Bestätigung beigebracht werden, und ein solcher wäre nur etwa aus jenen „Nachtseiten" der Naturwissenschaft zu gewinnen, die sich dem Auge der exacten Forschung bisher entzogen haben, und deren Details durch eine verdächtige Wandnachbarschaft mit dem Aberglauben in der wissenschaftlichen Welt discreditiert sind. —

Damit dürfte der gegenwärtige Standpunkt der Frage bezeichnet sein. Wir für unsere Person erlauben uns auf die Hoffnung zurückzukommen, die wir bereits am Eingange dieser Zeilen ausgedrückt: dass eine Zeit kommen werde, in welcher sowohl das Wort Geist als das Wort Materie als Nothbehelf irdisch-beschränkten Denkens und der Streit der Spiritualisten und der Materialisten als leerer Wörterstreit erscheint.

Es ist unmöglich, vom Geiste auf die Materie, von der Materie aus auf den Geist zu kommen, das Zauberwort, das alle Fragen auf einmal löst, wird dasjenige sein, das den rechten Namen für das Wesenhafte hinter der Erscheinung, den Indifferenzpunkt in der Polarität von Gott und Welt, Object und Subject, Geist und Materie findet.

Volksaberglaube.

Gesammelte Beispiele aus der östlichen Steiermark von **Rosalie Fischer.**

Im Katechismus steht's, daſs durch das erste Gebot Gottes Zauberei und Aberglaube verboten ist, aber trotzdem lebt wohl just beim gläubigsten Volke als alte Überlieferung der Aberglaube fort und fort.

Ganz harmlos fängt er an mit scherzhaftem Kartenaufschlagen, Wahrsagen, Traumauslegen, Bleigießen und Lößln in heiligen Nächten.

Schon die Kinder, wenn sie sich einen ihrer ersten „Milchzähne" ausreißen, werfen denselben ins Feuer und sagen beschwörend: „Feuer, i gib dir an boanin Zahnt, gib du mir an eisern'."

Manche Frauen wollen die ausgekämmten Haare nicht verbrennen, weil sie dadurch Kopfweh kriegen würden.

Wenn die Milch beim Kochen übergeht und ins Feuer läuft, verbrennt es der Kuh die Milch im Euter. Auch die Sonne soll nicht in die Milch scheinen.

Wenn das Feuer winselt, „singt", so bedeutet das Zwidrigkeit oder ein Unglück. Auch wenn Salz verstreut wird, oder wenn ein Messer, eine Gabel, Scheere oder Nadel zu Boden fällt und auf der Spitze stecken bleibt, gibt es Streit und Zorn im Haus.

Eine Henne, die kräht, zeigt auch Unglück an.

Spinne am Morgen bringt Sorgen.

Floh auf der Hand, Brief im Land.

Wenn die „Golstern" (Elstern) viel ums Haus schnattern, so zeigen sie was Neues, hauptsächlich Besuch an.

Auch wenn sich die Katze bis über die Ohren wäscht, kommt wer „Schön'z".

Geht die Thür von selber auf, so kommt wer „Seltsams".

Wenn beim Spinnen ein Wergwuzel ins Spulloch geht, kommt ein „Barteter".

Wird über Nacht beim Spinnrad die Schnur nicht abgelegt, so spinnt die „Drud" darauf.

Wenn ein „Scherr" (Maulwurf) ins Haus läuft, gibt es ein großes Wasser, viel Thränen.

Wo die Hausnatter in den Mauern wohnt, weilt Glück. Wird eine Natter erschlagen, weicht das Glück aus dem Hause. Wer aber ein „Natterkranzl" findet, dem wird das Geld nie weniger.

Wem Geld oder sonst was gestohlen wurde, der muss zu einem „gescheiten" Menschen, der ihn in einem Spiegel die Diebe sehen lässt, oder das gestohlene Gut „zurückbannt". Auch die Diebe können „angebannt" werden.

Wer eine Thür heftig zuschlägt, zwickt eine arme Seel' ein.

Wenn beim Anbauen eine Saat ausbleibt, ein „Biffing" nicht gesäet wird, stirbt Jemand aus dem Haus. Auch wenn die Hunde unheimlich heulen, zeigen sie einen Todesfall an.

So jemand die Gelbsucht hat, hängt man als Abhilfe eine Möhre in den Rauchfang.

Wer die „Hinfallende" oder das Fieber hat, soll die Krankheit wegschmeißen, indem er rücklings gegen einen Baum geht, das Hemd auszieht und wegwirft, ohne umzuschauen.

Rußkäfer, angezauberte Läuse oder Warzen können verkauft werden, wenn der Besitzer davon etwas und einige Kreuzer in ein Packerl gibt und auf die Straße legt. Wer sie aufklaubt, der hat's.

Bei der Kinderwartung gibt es gar viele Regeln.

Wenn ein Wasser unnöthig siedet, bekommt das Kind im Hause den Ausschlag.

Werden die Windeln recht sauber und in Ordnung gehalten, so wird das Kleine ein sauberer, ordentlicher Mensch.

Wenn sie im Winde getrocknet werden, kriegt das Kind „Winde" (Bauchgrimmen).

Wenn die Kinderwäsche in der Nacht im Freien hängt, wird das Kind ein Nachtschwärmer, scheint der Mond darauf, wird es mondsüchtig.

Gibt man jemandem über die Hand zu trinken, so bekommt er Halsweh.

Die Windeln dürfen beim Waschen niemals über die Hand rücklings ausgeballt werden, sonst kriegt das Kind den „Ronz", das heißt, es „renzt", dehnt und streckt sich in beklemmender Weise. Dagegen hilft Räuchern mit einem „Ronzkraut", aber am besten ist es, man steckt das Kleine, wenn ein Mädchen, dreimal durch den Unterrock der Mutter, wenn ein Bube, dreimal durch des Vaters „Hos'nbürgl".

Hat ein Kind die „Älter", das heißt, wenn es recht alt und welk aussieht, so legt man es zwischen zwei neugebackene, noch warme Brotlaibe, damit diese die Krankheit „ausziehen".

Wer eine leere Wiege schaukelt, wiegt den Schlaf aus.

Wer nach einem Regenbogen mit dem Finger zeigt, kriegt den „Wurm" daran.

Wen ein Wiesel oder ein „Natterhalter“ (Libelle) anbläst, der muſs im Herbst darauf sterben.

Doch nicht immer werden diese Sachen ernſt genommen. Auch nicht jene Geſchichten, wo die Bäuerin beim Rauchfang ausfliegt, oder von jener Schmiedmeisterin, die des Nachts den ſchlafenden Lehrbuben mit Pferdezaum und Sattel anſchirrte, ihn derart in ein Pferd verwandelte und ſodann auf ſeinen Rücken in die Lüfte ritt, bis einmal der Geſelle ſtatt des Buben ſich ins Bett legte, ſcheinbar ſchlafend die Meiſterin erwartete und ihr unverhofft das Pferdegeſchirr überwarf, worauf er ihr als Roſs Hufeiſen aufnagelte, die ſie andern Tags an Händen und Füßen trug — nein, dieſe und viele ähnliche Erzählungen werden immerhin meiſt ſcherzhaft genommen, aber daneben lebt ein Wahnglaube, der wohl in Furcht und Noth gepflanzet noch heute tiefe Wurzeln ſchlägt — der Glaube an Wetterhexen und Viehzauberer — die Furcht vor böſen Mächten!

Seltſam iſt es, wie hiebei Frömmigkeit und Aberglaube ihren Platz behaupten!

Zu Oſtern geht man auf die „Grüan“, beſprengt die Felder mit Weihwaſſer und ſteckt unter Gebet geweihte Palmzweige auf die Äcker.

Zu Weihnachten iſt es Sitte, daſs in drei heiligen Nächten, „Neujahr“, „Heiligen drei König“ und Chriſtnacht, ſpät abends alle Räume des Hauſes, Ställe und Stadel mit Weihwaſſer beſprengt, in manchen Häuſern auch durchräuchert werden, daher wohl der Name „Rauchnächte“. Das iſt kein Aberglaube, ſondern die Bitte, daſs Gottes Segen überall ruhen möge.

Am darauffolgenden Feſttage aber, beim Mittagtiſch ſteht ein Teller bereit, auf dem von jedem Gericht, Brot und Trunk auf drei Theile ein Weniges gegeben wird.

Nach dem Tiſchgebet geht bei uns daheim der alte Knecht und gibt ein Scherflein ins Feuer, eines in den Brunnen und eines auf den Gartenzaun. — Das ſind wohl nach uralter Sitte die Opfer für die Elemente Feuer, Waſſer und Wind.

Beim „Pfingſtſchnalz'n“ am Pfingſtſamstagabend wollten die Burſchen mit Peitſchen, Stangen und Stricken die Hexe von Haus und Feld und Wegen verjagen, fortſchnalzen.

Steigt ein böſes Wetter auf, ſo legt man geweihte Palmzweige ins Herdfeuer und zündet vorm Crucifix einen Wachsſtock an.

Im Hofe draußen oder auf dem Felde aber ſteckt man wohl indeſſen eine Streugabel auf, mit aufwärts gerichteten Spitzen und lehnt noch Senſen und Sicheln daran, die Schneiden nach oben, damit ſich die etwa niederfallenden Wetterhexen daran aufſpießen.

Gewiſs iſt es, daſs man manches Weib heimlich oder nicht heimlich als Wetterhexe bezeichnet.

Wenn eine noch nach „Betläuten" wäscht und die Wäsche mit einem „Bracker" ausbrackt (klopft), so verräth sie sich als Hexe.

Mütter, besonders ledige Dirnen, die sich nach der Geburt eines Kindes nicht vom Priester „vorsegnen" lassen und also unrein unter Gottes freiem Himmel umher gehen, sind oft an einem groben Wetter schuld.

Ebenso sind Tanzmusiken zur Zeit, da die Saat noch auf dem Felde steht, sehr verabscheut und gefürchtet.

Dass die Leute in den Bitt-Tagen oder in bedrängten Zeiten in Begleitung ihrer Seelsorger betend durch die Felder zu Kirchen und Kapellen ziehen, Gottes Segen für die Feldfrüchte erflehend, ist gewiss fromm und rührend, aber viele aus dem Volke gehen in ihrem Glauben weiter und schreiben den Priestern wohl die Macht zu, schönes Wetter oder böses zu erwirken.

Von einem Pfarrer erzählte man, dass ihn seine Pfarrkinder bös gemacht hatten, worauf er das Wetter „einstellte", so dass es viele Wochen lang nicht regnete, und alle Feldfrüchte verdorrten.

Als er aber zum Sterben kam, konnte er nicht eher Ruhe finden, bis ihm ein anderer Geistlicher den Bann abnahm.

Den Ursprung eines Wetters hat man ja auch schon mitangesehen. Dort und da ist ein Mensch oder mehrere auf einen Berg gestiegen, haben mit den Händen Zeichen in die Luft gemacht, worauf sich ein leichter Nebel erhob, aus dem ein Wölkerl wurde und aus dem Wölkerl immer höher steigend gräuliches Gewölk, unheilschwangeres Hexenwetter.

In Stubenberg oder wo ist einmal eine blinde Gräfin gewesen. Die ließ sich an heißen Tagen oftmals in ihren Weingarten führen, wo sie sich Weinlaub geben ließ, worauf dann gewiss irgendwo ein Hagelwetter die Weingärten vernichtete, während die Fässer der Gräfin sich von selber mit dem besten Weine füllten.

Einmal, als es gar recht heiß war, fuhr der Kutscher statt in den Weingarten in einen schattigen Wald und reichte der Gräfin auf ihr Verlangen nach Weinlaub Eichenblätter. Sie machte ihre Zauberkünste, worauf ein furchtbares Schauerwetter ringsum die Wälder zerschlug und infolgedessen sich die Weinfässer der Gräfin mit Waldlaub und Nadeln füllten.

Dass die gewöhnlichen Wetterhexen während eines Gewitters auch durch die Lüfte sausen, lässt sich leicht denken.

Mein seliger Großvater hat ja einmal gerad' vor sich eine niederpatschen sehen — ein bekanntes Weib aus der Nachbarschaft.

Er musste ihr aber das Versprechen geben, vor ihrem Tod nichts weiter zu erzählen, wogegen er sich sonst niemals mehr nach „Betläutzeit" aus dem Hause trauen dürfe.

Dass die Hexen gewisse Plätze für ihre gemeinsamen Zusammenkünfte haben, weiß man ja aus alten Erzählungen.

Hinter unserem Heimathause, wo sich heute ein fruchtbarer Acker hinzieht, war einmal eine Schlucht mit Wald und Gestrüpp. Da stand eine Föhre, die war gedreht wie eine Spindel und statt des Wipfels oben abgeflacht; da hatten die Hexen darauf getanzt. Das war die „Hexen-Fohra."

Einmal hat man den Muth gehabt, hat sie umgeschnitten und als Brennholz daheim verwendet und es hat dabei wunderbarerweise keinen Spuk gegeben. Erst viel später ist auf dem über der Schlucht aufgeführten Acker ein weidendes Pferd so tief in eine Erdsenkung gestürzt, dass es nur mit großer Mühe herausgebracht wurde, und damals hat man sich wieder der „Hexen-Fohra erinnert.

Eine alte Keuschlerin, die noch vor ein paar Jahren auf dem Berg oben lebte, behauptete ganz fest, sie könne alle Schauerwetter ferne halten, wenn sie vor Sonnenaufgang nach allen Richtungen mit Weihwasser „sprenge". Gieng dann doch ein verheerendes Wetter über die Gegend nieder, so jammerte die Alte stets, dass sie verschlafen oder kein Weihwasser daheim gehabt habe.

Dieselbe Alte erzählte auch, dass sie schon einen Blitzstrahl in der Hand gehabt hätte. In einem zersplitterten, hohlen Baume hätten sie ihn gefunden; er sei aus Stahl und geformt wie ein Wetzstein gewesen. Sie hätten ihn auch zum Sensen- und Sichelwetzen gebraucht, die ungemein scharf davon wurden.

Dass Wetterhexen auch zu jeder kleinen Bosheit bereit sind, lässt sich denken.

Einmal saß während eines leichten Gewitters ein Bauerssohn auf der „Hofgred" und dangelte eine Sense. Da bekam er von unsichtbarer Hand eine „Watsch'n", so dass er in den Hof hinunter taumelte. Und auf demselben Platze standen ein andersmal während des Gewitters jener junge Mann, sein Bruder und sein Vater, und wieder fuhr eine unsichtbare Macht hernieder und warf die Drei nach drei Seiten auf den Boden hin. Ein anderer Sohn des Hauses, ein junger Lehrer, erklärte den unheimlichen Vorgang dahin, dass ein nicht zündender Blitzstrahl die Personen betäubt habe. — Ob sie ihm glaubten?

Es ist ja schließlich nicht ganz unglaublich, dass einem armen, geplagten Menschen sinnlose, bittere Gedanken kommen, wenn er in dumpfer Betäubung vor seinen verwüsteten Feldern steht, da, wo er in Sorge und Schweiß gearbeitet, vertrauend, hoffend auf eine gesegnete Ernte. Und nun Greuel, Verwüstung, die schönsten Saaten vor den eigenen Augen zusammengeschlagen. Und nebenan, wenn der Schauer so „streifenweis'" gieng, des Nachbars Feld unbeschädigt, mit grüner, wogender Saat!

Wie wäre es denn da, wenn der Staat die Sache ein wenig in die Hände nähme; wenn er die Grundbesitzer, groß und klein, nöthigte, sich gegen Hagel zu versichern, bei gut überwachten Versicherungsanstalten?

Bei solchem Versicherungsverfahren müssten sich ja die einzuzahlenden Prämien auf das Kleinste herunterbringen lassen. Ob das nicht etwa den Hexenglauben bekämpfen helfen würde?

Tiefer als all das oben Gesagte geht ein anderer Aberglaube, der Wahnwitz von Vieh- und Leutverzauberern; die Sorge, das Unglück, der Kampf des Lebens, hält diesen Wahnglauben aufrecht neben dem kindlichen Glauben an einen allmächtigen Gott.

In frommer Sitte besprengt man in heiligen Nächten die Ställe mit Weihwasser oder durchräuchert sie mit geweihtem Rauch. Am Stephanstage gibt man den Thieren geweihtes Salz, am Palmsonntag „Palmkatzerl", am Ostersonntag Weihbrot. Am „heiligen drei Königtage" macht man die Anfangsbuchstaben der drei heiligen Namen Caspar, Melchior und Balthasar auf die Stallthüren und an den Tagen der Schutzpatrone für das Vieh geht nach Möglichkeit jemand aus dem Hause in die Kirche.

So wie der Hausvater gerne in die Korntruhen auf die eingeschüttete Frucht das Kreuzzeichen und den süßen Namen Jesu zeichnet und die Hausmutter das Kreuzzeichen eindrückt in das Mehl in der Lade, in das Schmalz in der Döse und auf den gekneteten Teig im Backtrog, so macht auch eine gute Bäuerin oder eine brave Magd nach dem Melken das Kreuz auf das Euter der Kuh, und man macht dasselbe heilige Zeichen wohl auch, wenn man abends das letztemal eine Stallthür schließt.

Das ist ererbte, fromme Sitte!

Ebenso vererbt und ebenso gehegt ist so manche harmlose und so manche verderbliche Unsitte.

Mit Vertrauen trägt man um die Sonnwendzeit das gelbblühende Johanniskraut heim und befestigt es kreuzweise an den Fenstergittern und Stallwänden. Ob nun diesem Kraute nach frommem Glauben Heilsäfte innewohnen, oder ob's ein „Heilbusch'n" ist aus alter Heidenzeit?! Es gibt ja so verschiedene Kräuter, mit denen man das Vieh beräuchert gegen böse Mächte, und so mancher Wurzelgräber verkauft ein Alpenkraut, das gut ist „für's Verschrei'n und die anthanene Sach'!" „Verschrei'n" und „anthanene (angethane) Sach'"! — Welche Fülle von Wahn, Sünde und Jammer liegt in diesen beiden Worten! Und wer würde nicht ans „Verschrei'n" glauben, der nur immer lange Zeit Vieh unter seinen Händen hat!

Wenn ein junges Vieh, Kälber, Fohlen, Lämmer, Ferkel, hauptsächlich noch säugend, im Stalle ist, da sieht es wohl niemand gerne, dass ein Fremder eintritt. Muss es dennoch sein, so sagt der Fremde außer der Stallthür: „Wünsch' Glück!"

Beim Anblick des Thieres spuckt man aus und sagt verächtlich: „Du bist a wild's Viech!" und erst nach diesem Vorbengungsmittel darf man ein sauberes Stück bewundern. Geschieht dies aber in zu lauter

Weise, so dass noch Gefahr zu sein scheint, dann soll der uebenstehende Besitzer oder ein anderer Hausmensch „hinterrücks" die Fäuste machen. Das ist auch gut gegen das „Verschrei'n".

„Verschriern" wird ein Vieh, wenn es zu viel „abgewundert", „angeschriern" wird, und dies geschieht leicht aus Unverstand oder aus Bosheit. In manchen Gegenden sagt man „Verscheinen", denn schon durch das Anschau'n kann ein Thier krank, ja selbst auf den Tod verschrien werden.

So erzählt der Volksmund, und oft und oft spielt der Zufall so verschiedene Stücke, dass selbst der ungläubige Aufgeklärte irre werden könnte.

Vor gewissen Leuten, insbesonders vor solchen, deren Augenbrauen sehr stark oder gar zusammengewachsen sind, hat das Volk eine große Scheu, und man sagt von manchen: „Wenn der oder die ein Vieh anschaut, ist's schon g'fehlt." Und es gibt Leute, die das selber glauben und sich hüten, ein junges Thier anzublicken.

Von einem Einleger (einstigen Bauer) erzählte man, er habe sein eigenes Vieh nicht anschau'n dürfen, es sei krank geworden davon.

Ein gutmüthig blickender Fleischhauer und Grundbesitzer behauptet, sein eigenes Vieh fange zu zittern an und werde krank, wenn er es anschaue.

Vor einer „schwarzbraunetten g'schriernen" (lautsprechenden) Keuschlerin vom Berge und vor einem gewissen finsterblickenden Krämer verschließt man jede Stallthür, denn ein einziger Blick hat schon viel kleines und großes Unglück verschuldet.

Ja, oft ist nur ein Blick die Schuld. So hat einmal ein Dirndl zwei Ferkel, just erst vor einem Tage gekauft, mit einem Schüsserl Milch gefüttert und es kam eine fremde junge Weibsperson, schaute zu und sagte leichthin: „Thut's Farkerl futtern?!" Das Mädel aber dachte arglos, mit einem Blicke auf die ineinandergehenden Augenbrauen der Fremden: „Die könnt' kleine Kinder verschreien." Am Nachmittage aber fraß das eine Ferkel nichts und abends auch nicht; es zitterte, die Augen flimmerten und zuckten und die Hausmutter, die nichts von der Fremden wusste, meinte verwundert: „Wenn's wer g'seh'n hätt, müsst' man denken, es ist verschriern." Über Nacht war das Thier todt, und zufällig hatte die Fremde nur dieses gesehen, während das gesund gebliebene durch die Wand verdeckt war.

In einem Stalle fiel ein Ferkel beim ersten Anblick eines fremden Händlers in Zuckungen und war todt.

Einmal holte eine Bäuerin und ihre Magd in einem Hause zwei Ferkel, und während die Frau das ihre einhüllte, trug das Dirndl das andere frei. Vor dem Hause erschrak das Thier vor mehreren Leuten, fiel in Krämpfe und war nach einer kurzen Weile todt.

(Schluss folgt.)

In was das Thier dem Menschen voraus ist.

Eine Betrachtung.

So mannigfaltig auch die Formen sind, unter denen das Glück und Unglück des Menschen sich darstellt und ihn zum Verfolgen oder Fliehen anregt, so ist doch die materielle Basis von dem allem der körperliche Genuss oder Schmerz. Diese Basis ist sehr schmal: es ist Gesundheit, Nahrung, Schutz vor Nässe und Kälte, und Geschlechtsbefriedigung, oder aber der Mangel an diesen Dingen. Folglich hat der Mensch an realem physischem Genusse nicht mehr, denn das Thier, als etwan nur insofern sein höher potenziertes Nervensystem die Empfindung jedes Genusses, jedoch auch die jedes Schmerzes, steigert. Allein, wie sehr viel stärker sind die Affecte, welche in ihm erregt werden, als die des Thieres! Wie ungleich tiefer und heftiger wird sein Gemüth bewegt! — um zuletzt doch nur das selbe Resultat zu erlangen: Gesundheit, Nahrung, Bedeckung u. s. w.

Dies entsteht zuvörderst daraus, dass bei ihm alles eine mächtige Steigerung enthält durch das Denken an das Abwesende und Zukünftige, wodurch nämlich Sorge, Furcht und Hoffnung erst eigentlich ins Dasein treten, dann aber ihm viel stärker zusetzen als die gegenwärtige Realität der Genüsse oder Leiden, auf welche das Thier beschränkt ist, es vermag. Diesem nämlich fehlt, mit der Reflexion, der Condensator der Freuden und Leiden, welche daher sich nicht anhäufen können, wie dies beim Menschen mittelst Erinnerung und Vorhersehung geschieht, sondern beim Thiere bleibt das Leiden der Gegenwart, auch wenn es unzähligemal hinter einander wiederkehrt, doch immer nur wie das erstemal, das Leiden der Gegenwart, und kann sich nicht aufsummieren. Daher die beneidenswerte Sorglosigkeit und Gemüthsruhe der Thiere. Hingegen mittelst der Reflexion und dem, was an ihr hängt, entwickelt sich im Menschen aus jenen nämlichen Elementen des Genusses und Leidens, die das Thier mit ihm gemein hat, eine Steigerung der Empfindung seines Glücks und Unglücks, die bis zum augenblicklichen, bisweilen sogar tödtlichen Entzücken, oder auch zum verzweifelten Selbstmord führen kann. Näher betrachtet ist der Gang der Sache folgender. Seine Bedürfnisse, die ursprünglich nur wenig schwerer zu befriedigen sind als die des Thieres,

steigert er absichtlich, um den Genuss zu steigern: daher Luxus, Leckerbissen, Tabak, Opium, geistige Getränke, Pracht und alles, was dahin gehört. Dann kommt, ebenfalls infolge der Reflexion, noch hinzu eine ihm allein fließende Quelle des Genusses und folglich der Leiden, die ihm über alle Maßen viel, ja fast mehr als alle übrigen zu schaffen macht, nämlich Ambition und Gefühl für Ehre und Schande: — in Prosa, seine Meinung von der Meinung anderer von ihm. Diese nun wird, in tausendfachen und oft seltsamen Gestalten, das Ziel fast aller seiner über den physischen Genuss oder Schmerz hinausgehenden Bestrebungen. Zwar hat er allerdings vor dem Thiere noch die eigentlich intellectuellen Genüsse voraus, die gar viele Abstufungen zulassen, von der einfältigsten Spielerei, oder auch Conversation, bis zu den höchsten geistigen Leistungen: aber als Gegengewicht dazu, auf der Seite der Leiden, tritt bei ihm die Langeweile auf, welche das Thier, wenigstens im Naturzustande, nicht kennt, sondern von der nur im gezähmten Zustande die allerklügsten Thiere leichte Anfälle spüren, während sie beim Menschen zu einer wirklichen Geißel wird, wie besonders zu ersehen an jenem Heer der Erbärmlichen, die stets nur darauf bedacht gewesen sind, ihren Beutel, aber nie ihren Kopf zu füllen, und denen nun gerade ihr Wohlstand zur Strafe wird, indem er sie der martenden Langeweile in die Hände liefert, welcher zu entgehen sie jetzt bald herumjagen, bald herumschleichen, bald herumreisen, und überall, kaum angelangt, sich ängstlich erkundigen nach den Ressourcen des Ortes, wie der Bedürftige nach den Hilfsquellen desselben: — denn freilich sind Noth und Langeweile die beiden Pole des Menschenlebens. Endlich ist noch zu erwähnen, dass beim Menschen sich an die Geschlechtsbefriedigung eine nur ihm eigene, sehr eigensinnige Auswahl knüpft, die bisweilen sich zu der mehr oder minder leidenschaftlichen Liebe steigert. Jene wird dadurch bei ihm eine Quelle langer Leiden und kurzer Freuden.

Zu bewundern ist es inzwischen, wie, mittelst der Zuthat des Denkens, welches dem Thiere abgeht, auf derselben schmalen Basis der Leiden und Freuden, die auch das Thier hat, das so hohe und weitläuftige Gebäude des Menschenglücks und Unglücks sich erhebt, in Beziehung auf welches sein Gemüth so starken Affecten, Leidenschaften und Erschütterungen preisgegeben ist, dass das Gepräge derselben in bleibenden Zügen auf seinem Gesichte lesbar wird, während doch am Ende und im Realen es sich nur um dieselben Dinge handelt, die auch das Thier erlangt, und zwar mit unvergleichlich geringerem Aufwande von Affecten und Qualen. Durch dieses alles aber wächst im Menschen das Maß des Schmerzes viel mehr als das des Genusses und wird nun noch speciell dadurch gar sehr vergrößert, dass er vom Tode wirklich weiß, während das Thier diesen nur instinctiv flieht, ohne ihn eigentlich zu kennen und

daher ohne jemals ihn wirklich ins Auge zu fassen, wie der Mensch, der diesen Prospect stets vor sich hat. Wenn nun also auch nur wenige Thiere natürlichen Todes sterben, die meisten aber nur so viel Zeit gewinnen, ihr Geschlecht fortzupflanzen, und dann, wenn nicht schon früher, die Beute eines andern werden, der Mensch allein hingegen es dahin gebracht hat, dass in seinem Geschlechte der sogenannte natürliche Tod zur Regel geworden ist, die inzwischen beträchtliche Ausnahmen leidet, so bleiben, aus obigem Grunde, die Thiere doch im Vortheil. Überdies aber erreicht er sein wirklich natürliches Lebensziel ebenso selten wie jene, weil die Widernatürlichkeit seiner Lebensweise, nebst seinen Anstrengungen und Leidenschaften, und die durch alles dieses entstandene Degeneration der Rasse ihn selten dahin gelangen lässt.

Die Thiere sind viel mehr als wir durch das bloße Dasein befriedigt, die Pflanze ist es ganz und gar, der Mensch je nach dem Grade seiner Stumpfheit. Dem entsprechend enthält das Leben des Thieres weniger Leiden, aber auch weniger Freuden, als das menschliche, und dies beruht zunächst darauf, dass es einerseits von der Sorge und Besorgnis, nebst ihrer Qual, frei bleibt, andererseits aber auch die eigentliche Hoffnung entbehrt, und daher jene Anticipation einer freudigen Zukunft durch die Gedanken, nebst der sie begleitenden, von der Einbildungskraft hinzugegebenen beseligenden Phantasmagorie, dieser Quelle unserer meisten und größten Freuden und Genüsse, nicht theilhaft wird, folglich in diesem Sinne hoffnungslos ist: Beides, weil sein Bewusstsein auf das Anschauliche, und dadurch auf die Gegenwart beschränkt ist. Das Thier ist die verkörperte Gegenwart: daher es nur in Beziehung auf Gegenstände, die in dieser bereits anschaulich vorliegen, ein mithin äußerst kurz angebundenes Fürchten und Hoffen kennt, während das menschliche einen Gesichtskreis hat, der das ganze Leben umfasst, ja darüber hinausgeht. — Aber eben infolge hievon erscheinen die Thiere, mit uns verglichen, in einem Betracht, wirklich weise, nämlich im ruhigen, ungetrübten Genusse der Gegenwart: die augenscheinliche Gemüthsruhe, deren sie dadurch theilhaftig sind, beschämt oft unseren, durch Gedanken und Sorgen häufig unruhigen und unzufriedenen Zustand. Und sogar die in Rede stehenden Freuden der Hoffnung und Anticipation haben wir nicht unentgeltlich. Was nämlich einer durch das Hoffen und Erwarten einer Befriedigung zum voraus genießt, geht nachher, als vom wirklichen Genuss derselben vorweggenommen, von diesem ab, indem die Sache selbst dann umsoweniger befriedigt. Das Thier hingegen bleibt, wie vom Vorgenuss, so auch von dieser Deduction vom Genusse frei und genießt sonach das Gegenwärtige und Reale selbst und ganz unvermindert. Und ebenfalls drücken auch die Übel auf dasselbe bloß mit ihrer wirklichen und eigenen Schwere, während uns das Fürchten und Vorhersehen diese oft verzehnfacht.

Eben dieses an den Thieren eigene, gänzliche Aufgehen in der Gegenwart trägt viel bei zu der Freude, die wir an unseren Hausthieren haben: sie sind die personificierte Gegenwart und machen uns gewissermaßen den Wert jeder unbeschwerten und ungetrübten Stunde fühlbar, während wir mit unseren Gedanken meistens über diese hinausgehen und sie unbeachtet lassen. Aber die angeführte Eigenschaft der Thiere, mehr als wir durch das bloße Dasein befriedigt zu sein, wird von egoistischen und herzlosen Menschen mißbraucht und oft dermaßen ausgebeutet, daß er ihnen, außer dem bloßen kahlen Dasein nichts, gar nichts gönnt: den Vogel, der organisiert ist, die halbe Welt zu durchstreifen, sperrt er in einen Cubikfuß Raum, wo er sich langsam zutode sehnt und schreit;[1]) und seinen treuesten Freund, den so intelligenten Hund, legt er an die Kette! Nie sehe ich einen solchen ohne inniges Mitleid mit ihm und tiefe Indignation gegen seinen Herrn, und mit Befriedigung denke ich an den vor Jahren von den „Times" berichteten Fall, daß ein Lord, der einen großen Kettenhund hielt, einst, seinen Hof durchschreitend, sich beigehen ließ, den Hund liebkosen zu wollen, darauf dieser sogleich ihm den Arm von oben bis unten aufriß, — mit Recht! er wollte damit sagen: „Du bist nicht mein Herr, sondern mein Teufel, der mir mein kurzes Dasein zur Hölle macht." Möge es jedem so gehen, der Hunde ankettet.

Arthur Schopenhauer.

Laune.

Tapfer, wer sich selbst bezwingt.

Die Herren der Schöpfung stellen seit Menschengedenken die Behauptung auf, wechselvolle Laune und grundlose Verschiedenheit derselben sei ein Hauptattribut des weiblichen Geschlechtes. Inwieferne sie damit im Rechte oder Unrechte sein mögen, würde wohl eingehende Beleuchtung verdienen, so viel aber steht fest, daß die Laune in ihrer Vielgestalt nicht nur blutige Wunden schlägt, jenen, die darunter zu leiden haben, jenen, gegen die sie auftritt, sondern daß sie für die Dauer auch den anderen zur Geißel wird, die damit behaftet sind. Irgend ein Poet, dessen Name mir momentan nicht beifällt und dessen Citat auch nicht in dem rettenden Büchmann, dem Vademecum aller Literaten, zu finden ist, bezeichnet es als „die beste der himmlischen Gaben", immer und ewig bei Laune zu sein und doch keine Launen zu haben. Und er hat tausendfach recht mit dieser seiner Behauptung. „Ich bin heute schlecht aufgelegt" —

[1]) Auch Vögel im Käfig zu halten ist Thierquälerei. Diese von der Natur so begünstigt Lebenden, welche im schnellsten Flug die Himmelsräume durchstreifen, auf einen Cubikfuß Raum zu beschränken, um sich an ihrem Geschrei zu weiden! Welch eine Grausamkeit!

„ich bin nicht disponiert“ — das sind die Beschönigungen, mit denen so manche Unart, die ins Herz schneidet, entschuldigt wird. Die Mutter betet ihren Sohn, der Gatte sein Weib, die Braut den Bräutigam an, und ehe das eine oder das andere sich dessen versieht, ist ein rauhes, ein unfreundliches, ein kaltes Wort gesprochen, ohne Vorbedacht und Überlegung — aus Laune —, ein Wort, das einen bleibenden Riss im Herzen gibt, den nichts vernarbt. „Ich war übel gelaunt“ — ist die Entschuldigung, mit welcher der agressive Theil sein Vergehen motiviert und für vollkommen gerechtfertigt hält. Der andere Theil schweigt, wenn er klug ist, denn er weiß, dass er ja doch nicht verstanden würde, aber der Stachel bleibt, und fügen sich zu dem ersten Ausfall der üblen Laune noch weitere Nadelstiche und Wiederholungen hinzu, so gibt es dagegen nur zwei Wege — entweder man stumpft sich ab und wird apathisch in seinem Fühlen, oder man ist dauernd und tief unglücklich. Mit welchem Rechte sollen die einen unter den Launen der anderen leiden? Das ist eine Frage, die wir uns unwillkürlich stellen und die, sobald wir sie uns stellen, uns davor behütet, andere mit unseren Launen zu plagen. Thatsache ist, dass die edelsten und besten Menschen oftmals die launenhaftesten sind, aber, wenn sie denken und überlegen würden, anstatt Kinder des Augenblickes zu sein, so kämen sie bald zur Einsicht, dass man nicht das Recht besitzt, der jeweiligen Stimmung nachzugeben, wenn man anderen damit weh thut. Sie wüssten dann, dass das Leben aus einer Reihe von Kleinigkeiten besteht, die, in einander gefügt, ein Ganzes bilden und dass, wenn die eine oder die andere dieser Kleinigkeiten unharmonisch ausklingt, ihr Nachhall sich in dem Ganzen wiederfindet. Wer von Jugend auf den Ernst des Lebens kennen gelernt, wird frühreif, wird schwerfällig in seiner Auffassung, spielt nicht mit Menschenherzen und weiß, wie leicht weiches Fühlen durch wechselvolle Launen zu verletzen ist; er lernt es daher auch, Wort, Blick und That in der Gewalt zu haben und nichts zu thun, was den Herzen derjenigen, welche ihm nahe stehen, Schmerz bereitet. Mit der Jugend geht leicht eine große Dosis Unüberlegtheit Hand in Hand, diese fördert die Launenhaftigkeit, deshalb wird man sie bei jungen Leuten auch in der Regel häufiger finden, wie bei alten, welche die Schule des Lebens mürbe, gefügig und müde gemacht, welche den Wert des einmal gesprochenen Wortes wissen und dessen Tragweite überlegen. Die Launen der Alten sind nebstbei in der Regel leichter zu entschuldigen, weil sie häufig durch Krankheit, durch trübe Erfahrungen, durch Leid jeder Gattung motiviert sind. Ueberdies wird man einem alten Menschen, welchem Geschlechte derselbe auch angehören möge, Launen, und seien dieselben noch so ungerechtfertigt, nicht mehr abgewöhnen, weil sie mit seinem innersten Sein verwoben sind und ihm zur zweiten Natur wurden. Gegen die Launen der Jugend aber sollte

man energisch zu Felde ziehen, wollte man der künftigen Generation einen größeren Glücksantheil sichern. Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, dass die Menschen da ihrer Laune am meisten die Zügel schießen lassen, wo sie wissen, dass sie am leidenschaftlichsten geliebt werden, und, da in dem intensiven Herzensleben die Frau in der Regel doch dem Manne um ein gutes Stück voraus ist, möchte ich auch behaupten, sie sei es, welche herber unter dem Begriff dessen, was Laune sei, zu leiden habe, vielleicht weniger im Eheleben, wo es ja doch immer wieder ein versöhnendes Band gibt, welches Differenzen ausgleicht, als im allgemeinen wechselseitigen Verkehre der Geschlechter; beispielsweise in jenem der Mutter mit dem Sohne — er lässt seiner Laune freien Lauf, denn er weiß ja doch, dass ihre Liebe alles überbrückt und alles verzeiht; er lässt sich ihr gegenüber gehen, wozu hat er denn ein treues Mutterherz? Das ist menschlich, aber nicht recht, denn ein Plus an Liebe sollte anerkannt, aber nicht mit Füßen getreten werden — aus Laune.

„Warum? Car tel est mon plaisir!" Das wäre die Antwort, welche mancher Launenhafte auf die Frage geben müsste, warum er schonungslos da und dort weh thut — er weiß keinen Grund dafür, er lässt seiner Laune die Zügel schießen, unbekümmert darum, ob er damit Schmerz bereitet oder nicht. Ich will nicht behaupten, dass das schwache Geschlecht in Bezug auf die Laune nicht auch häufig ein Schuldbekenntnis abzulegen habe. Eine versagte Toilette, ein verwehrtes Vergnügen genügt einer gewissen Gattung von Frauen, um Stunden, Tage, Wochen zu schmollen; aber diese Gattung steht unter der Durchschnittsware und lässt sich nicht curieren; ihr von Herz und Moral reden zu wollen, wäre ebenso nutzlos, als wenn man den Vortrag eines stimmungsvollen Liedes von einer Person begehrt, die keine Stimme hat. Wenn Frauen überhaupt dazu herabsinken, eine kleine Seele zu haben, die imstande ist, den Mann zu quälen aus Laune, dann sind sie auch in der Regel so klein, so unbedeutend, so verständnislos, dass keine Radicalcur hilft. Vorstellungen kann man nur solchen Menschen machen, die reges Geistesleben haben, die mit Verstand und Herz rechten. Bei Solchen für eine Bekämpfung der Laune des Augenblicks zu plaidiren, die schon so viel Unheil gestiftet, ist sicherlich nur ein lobenswertes Vorgehen, eine Aufgabe, die in der Kinderstube ihre Wurzel schlägt. Und da kommen wir wieder und immer wieder auf den Urquell dessen zurück, was der Grundstein jeder richtigen Erziehung ist, auf den Cultus des Herzens, ohne dessen Pflege kein Mensch jene mimosenhafte Zartheit haben kann, die zum Glücklichmachen ebenso sehr gehört, wie zum Glücklichsein.

v. Weißenthurn.

Die Eisenbahner.

Ein Geschichtchen aus Schwaben von K. Schmidt-Buhl.[1])

Hotz, Höllewetter, das sind die Eisenbahner", rief die junge, appetitliche Lindenwirtin aus, nachdem sie lange genug unterm Fenster gestanden war und — die runden Arme in die üppigen Hüften gestemmt — aufmerksam hinausgeschaut hatte in die Thalmulde, die, mit blühenden und grünenden Wiesen gefüllt, sich zu den Hügeln im Hintergrund hinanzieht.

„Höllewetter — die sind's", bekräftigte sie noch einmal nach längerem Nachdenken.

Die zwei Männer, die vom Ameisenberg heruntergekommen waren und dann auf dem Forstweg Halt gemacht, ihr Instrument aufgepflanzt und allerlei hantiert hatten, dann wieder ein paar hundert Meter weiter gegangen waren, wieder Halt gemacht und mit ihrem „Perspectiv" — oder wie die Dinger heißen — die Umgegend aufgenommen und zuletzt drüben im Grasgarten g'rad auf das Wirtshaus und den großen blühenden Lindenbaum davor das Ding auf einem dreibeinigen Gestell gerichtet und scharf damit 'rüber geguckt hatten — diese zwei Männer hat die Lindenwirtin nun schon seit einer halben Stunde mit den Augen verfolgt und dabei nachsinniert, was sie denn treiben und wollen. Jetzt hat sie's gefunden. Die Eisenbahn soll ja nach Mäderkirchen, Langfeld und Mitteldorf gebaut werden; d'rum haben der Schulz und die G'meinderäth' voriges Jahr petschiert — wie sie sagen (soll aber wohl heißen: petitioniert), und jetzt sind die Eisenbahner da und nehmen die Gegend auf, und im nächsten Jahr fährt d' Eisenbahn, und g'rad, wo sie jetzt stehen die Eisenbahner, g'rad an den Baumgarten der Lindenwirtin kommt der Bahnhof hin; — das wird ein Leben geben.

„Guste . . . mach' . . . flink . . . deck' . . . über den Herrntisch das große Tischtuch, das ich beim Judenmaier in der Stadt 'kauft hab' . . . rasch wisch' d' Stühl ab und mach' ein Feuer auf den Herd; d' Eisenbahner kommen und werden Hunger und Durst haben. Die Lindenwirtin von Mäderkirchen will sich aber nicht schlecht finden lassen . . . Denn

[1]) Aus dessen „Ung'schminkt', Volksg'schichten aus Schwaben und Franken. Stuttgart. Robert Lutz. 1898.

vor meinem Baumgarten sollen sie den Bahnhof bauen. Lauf', Guste . . . schick dich doch ein wen'g! Bei dir darf's schon gar pressieren . . . 's ist, als wenn alles bei dir eing'rostet wäre. Da kommen sie schon . . ."

Unter den schwarzen Schlapphütten sonnverbrannte bärtige Gesichter mit fröhlich funkelnden Augen darin; der eine einen Rucksack umgehängt, der andere sein Instrument auf dem Rücken. Das zusammengeklappte Dreibein in der einen, einen derben Jägerstock mit krummgebogenem Griff und spitz zulaufender Zwinge in der andern Hand, die Lodenjoppe aufgeknöpft — so traten die zwei Männer in die Wirtsstube mit munterem Gruß.

„Frau Wirtin, hat Sie wohl Bier und Wein?"

„Das schon, das schon . . . Willkomm . . . Machen sich's bequem . . . Sind ja ganz verhitzt — von dem Rumstolpern draußen in der Hitz' und dem G'schäft dabei. Mit was kann ich aufwarten? 's Bier ist noch nicht ang'stochen; aber Flaschenbier können S' haben. Und wenn Sie's wollen, stech' ich auch an. Gut's Bier vom Rößleswirt in Hohstadt . . . Oder wollen S' einen Wein? Mein Fünfundneunz'ger ist delegat (delicat) — ich trink' kein andern, und der Schulz und der Pfarrer und der Schulmeister haben ihn auch schon so versucht, dass . . . nun, aus der Schul' schwätzen darf eine Wirtin nicht."

„Nun, Frau Lindenwirtin, den wollen wir auch mal probieren. Und eine Flasche frisches Brunnenwasser dazu für den ersten Durst. Und etwas zum Essen werden wir wohl auch noch kriegen?"

„Was Sie wünschen . . . Bloß kein Fleisch hab' ich nicht; das geht bei uns d' Woch' über nicht, da kommen z' wen'g Fremde nach Mäderkirchen. Aber wenn einmal d' Eisenbahn geht . . ."

„So, so, kriegt Ihr auch eine?"

Die Wirtin lächelt den Fremden pfiffig an . . .: „'s wär' g'rad nicht nöthig, dass Sie sich so verstellen, wie wenn Sie nichts davon wüssten. Doch dadervon sprechen wir nachher, wenn S' 'gessen und 'trunken haben . . . Das muss z'erst sein. D'rum exküsme —"

Und draußen war das resolute Weib. Ein Prachtsschiller, kühl, perlend und leicht schäumend — und dann eine Eiergerstensuppe, Pfannkuchen und Kopfsalat . . . allen Respect vor Küche und Keller der Lindenwirtin.

„So", sagte diese, als die Gäste versorgt waren. „Jetzt kann ich auch in der Stub' bleiben. Wenn man nicht selber nachsieht, g'schieht nichts recht. Und meine Gäste müssen z'frieden sein. Hat's g'schmeckt? — Das freut mich . . . Draußen hab' ich noch mehr . . . Und anstoßen darf ich mit den Herrn wohl auch . . . Auf Ihre G'sundheit! Nicht wahr, kein schlechter Tropfen . . . Ja, den kennt man in der Gegend . . . Und ich halt' etwas d'rauf, dass man sagt: ‚In der Linde z' Mäderkirchen trinkt man weit 'rum den besten Wein.'"

„Und die freundlichste, netteste Wirtin ist auch da", schmeichelte der eine.

„Kann den Spott vertragen . . . Auf Ihr Wohl!" und sie stieß lachend mit dem Schmeichler an. „Aber wenn einmal da drüben an meinem Baumgarten der Bahnhof steht, dann sollen S' sehen, wie ich mich einricht'! Flott muß 's bei mir zugehen."

„So, so!? So nah kommt der Bahnhof an Ihr Haus?"

„Verstellen S' sich doch nicht so", schmollte die Wirtin. „Mir dürfen Sie's schon g'stehen, daſs Sie nur gekommen sind, um d' Gegend aufz'nehmen wegen dem Bahnbau. Und meinen S', ich hab's nicht g'sehen, was Sie hantiert haben mit Ihrem Perspectiv? Und daſs Sie g'rad vor meinem Baumgarten die letzt' Aufnahm' g'macht haben für den Bahnhof? Hab' alles mit ang'sehen. Und auf den Kopf g'fallen ist die Lindenwirtin auch nicht."

„Aber liebe Frau! Euer Bahnbau geht uns nichts an — wir haben nur —"

„Ja, ja, freilich. Bauen thut Ihr's nicht selber, Ihr habt bloß d' Aufnahm machen müssen . . . Und allein könnt Ihr's auch nicht b'stimmen, wie die Bahn 'baut wird und wo der Bahnhof hinkommt . . . Aber auf Eure Aufnahm' kommt doch viel an . . ."

„Gute Frau, Ihr täuscht Euch, das geht uns gar nichts an."

„Papperlappa . . . Man weiß schon. Gustel, hol' noch eine Flasch', weißt schon, von dem meinen . . . Die geht auf meine Rechnung."

„Frau Lindenwirtin, das können wir nicht annehmen."

„Da haben S' nichts z' thun, als z' trinken . . . Wenn ich etwas spendier', g'schieht's zu meinem Vergnügen. Und ich nehm's den Herren nicht übel, daſs sie's nicht ausschellen lassen wollen, daſs sie da sind, damit sie nicht so arg überlaufen werden. Und z' wissen brauchen die Bauern auch nicht zum voraus, über welche Äcker und Wiesen die Bahn geht; unverschämt thäten s' sonst fordern. Bei mir ist's anders, ich mach' mir eine Ehr d'raus, daſs der Bahnhof an meinen Baumgarten kommt. Also auf gute G'sundheit."

Und sie stieß mit den beiden Fremden an, denen der kühle, klare Wein immer mehr mundete.

„Wo ist denn Ihr Mann?" fragte der eine der Fremden, nur um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken.

„Der", sagte die Wirtin etwas leichthin, „der ist g'storben vor anderthalb Jahr; an der Schwindsucht ist er g'storben. Zwei Jahre sind wir verheiratet g'wesen. Da ist über ihn die galoppierende Schwindsucht 'kommen. In zwei Monat' ist er g'sund und todt g'wesen. Gott hab' ihn selig! Thät der sich aber freuen, wenn er heut' noch da wär' und verlebt hätt', daſs der Bahnhof g'rad' vor unsern Baumgarten

käm'! Reden S' mir nix mehr drein . . . Ich hab's doch g'merkt, . . . hotz Höllewetter . . . Und er paßt auch nirgends anders hin. Wenn wir gut Freund bleiben wollen — ist's so oder net?"

„Freilich, freilich", stimmte jetzt der eine zu. „Und darauf trinken wir noch eine Flasch' . . . Ihrem Wein z' lieb, Lindenwirtin!"

„So ist's recht. Jetzt g'fallen S' mir. Nur nicht so duckelmausig . . . Das hab' ich nie leiden können. Gnstel, noch eine Flasch'! . . . Und dann sagst dem Nachbar, er soll auch g'schwind 'rüberkommen."

Und der kam im langen Gottestischfrack und den Hut auf dem Kopf, und dann kam noch einer und noch einer. Und ehe eine Stunde vergangen war, war die „Linde" g'steckt voll. Die Gnstel hatte dem Nachbarn Schulzen g'sagt, die Eisenbahner seien da und nehmen d' Gegend auf, und der Schulz hatte durch den Büttel zu den Collegen geschickt. Und jeder von ihnen hatte es seinem guten Freund und Nachbar g'sagt. Und so waren sie alle gekommen, festtäglich und erwartungsvoll.

„Lustig, Leut'!" hatte die Lindenwirtin jedem zugeraunt . . . „Jetzt kriegen wir bald die Eisenbahn . . . Aber lasst die beiden Herrn damit in Fried'. Sie dürfen wir nix merken lassen . . . Aber mir haben sie's im Vertrauen g'standen, warum sie da sind . . . Die Tiefenthäler werden sich ärgern, wenn sie hören, dass d' Bahn durch unser G'wand geht und nicht drüben überm Ameisenberg durch ihre Markung . . . Also seid lustig und lasst euch nix merken."

Aber der Schultheiß, der seine Würde kannte und sich gern reden hörte, konnte nicht umhin, ans Glas zu klopfen, aufzustehen und zu sprechen:

„Männer, Mitbürger! Sintemalen, dass wir heute mit den zwei Herren versammelt sind . . . Mitbürger . . . wir trinken auf ihr Wohl."

„Bravo! Hoch! Hoch! Hoch!"

„So lasst mich doch ausreden. Und wenn Sie's auch nicht eing'stehen, so freuen wir uns doch, Männer . . . Und wollen wir jetzt mit ihnen anstoßen auf gute G'sundheit und gut Glück . . . Und sintemalen erhebt eure Gläser und ruft: Die Eisenbahner leben hoch und die Station Mäderkirchen . . ."

Das dröhnte, dass die Fenster klirrten! Und die braven Bürger klatschten in die Hände. Ihr Schulz hatte so schön gesprochen, g'rad' wie der g'studierte Pfarrer.

Das Bier und der Wein floss in Strömen. Und immer wieder, wenn die Fremden aufbrechen wollten, wurden sie zurückgehalten. Das ganze Dorf war in Aufregung. Auch die Weiber kamen und sahen zu den Fenstern herein . . . Und die Dorfjugend stand in Scharen vor dem Wirtshaus. Aber endlich — die Fremden spürten auch schon den guten Wein der Lindenwirtin — mussten sie gehen . . . Sie müssten noch nach

Hohenstadt hinauf, da seien sie auf die Nacht hinbestellt, sagten sie. 's wär' freilich schöner, wenn sie dableiben könnten; aber 's müss' sein.

„Bürger", rief der Schulz, „wir fahren mit durch Langfeld bis Mitteldorf . . . Von dort haben die Herren nicht mehr weit."

Eine halbe Stunde später standen Chaisen und Bernerwägelchen, was in Mäderkirchen aufzutreiben war, vor der „Linde." Noch einmal ein Umtrunk . . . Und noch einer . . . Die Wirtin, die vor Glück strahlte, hatte von den Gästen keinen Pfennig genommen, so sehr sich auch die wehrten.

„'s Wiederkommen kost's, sonst nix . . . Sie sind meine Gäst' g'wesen . . ."

Und dann gieng's ans Abschiednehmen. Wer nicht mitfahren konnte, drängte sich zu den Fremden, um ihnen die Hand zu schütteln. Die Gustel war glückselig und zeigte überall ihren Thaler Trinkgeld, den sie bekommen habe. Und der eine der Fremden — der mit dem Ding auf dem Rücken, durch das er die Gegend aufg'nommen hatte, nahm draußen im Gang die Wirtin in Arm und gab ihr einen herzhaften Kuss. Und sie hab' erst noch tüchtig hing'halten, erzählte nachher der Bürgermeister, der grad' noch dazu kommen musste. Und dann gieng's hinaus im Galopp; zwölf Chaisen und Wägelchen, und der Mesner läutete d' Kirchenglocken. Und die Buben und Mädchen auf der Straße schrien „Hoch", und die Weiber und Männer winkten mit den Hüten und den weißen Kopftüchern, bis man die Chaisen vor Staub nimmer sehen konnte.

Und drinnen in der Wirtsstube gieng die Lindenwirtin glücklich lächelnd umher. Freute sie sich über den Bahnhof, oder über etwas anderes?

Und drunten in Langfeld läuteten auch die Glocken, und am Dorfeingang stand der Schulz und die ganze Bürgerschaft, und dahinter die staunende Jugend und die gaffenden Weiber, und der Schulz wollte eine Rede halten und die Fremden einladen . . .

„Aber 's wird nix draus, wird nix draus . . . Wir müssen weiter, gleich weiter: sonst kommen wir z' spät nach Hohenstadt."

„Also, eine Flasch' in den Wagen . . ."

Und schon kam der Rößleswirt mit Wein und Gläsern. Er will keinen schlechtern haben, als die Lindenwirtin z' Mäderkirchen. Und die Ehr' wollen die z' Langfeld den Eisenbahnern g'rad so anthun, wie die Mäderkirchener. Also eine Flasch' um die andere.

Und dann gieng's endlich fort nach Mitteldorf . . . und der Schulz von Langfeld und die paar größten Bauern fuhren auch mit: zwanzig Chaisen waren's jetzt.

So kamen sie nach Mitteldorf. Da gieng's grad' wieder so, das ganze Thal war in Alarm . . . Und die in Mitteldorf schossen sogar

aus Böllern, und der Kriegerverein kam mit seiner neuen Fahne. Vor dem „Löwen" wurde halt gemacht und wieder getrunken, was das Zeug hielt.

Dann aber, es gieng stark auf den Abend, sagte der eine der Fremden:

„Jetzt, wenn ihr uns einen G'fallen thun wollt, dann bleibt ihr da . . . Unser Fuhrmann aber soll uns nach Hohenstadt zu führen, bis wir nimmer fehlen können.

Und so wurde es gemacht.

Böllerschüsse — Glockenläuten — Hochrufe — Hüteschwenken — so fuhren die Fremden in den Abend hinaus. Und als sie Hohenstadt daliegen sahen, gaben sie dem Knecht ein gutes Trinkgeld und ließen ihn umkehren.

Kaum war das Fuhrwerk eine Strecke entfernt, sahen sich die „Eisenbahner" an, schlugen sich auf die Schenkel vor Vergnügen und lachten, was aus dem Halse kam.

Es war in ihrem Kopf wohl nimmer recht von dem vielen Wein.

* * *

Acht Tage d'rauf kriegten die Lindenwirtin und der Schulz jedes einen eingeschriebenen Brief.

Und in dem der Wirtin, der besonders dick war, stand:

„Schönste Frau Lindenwirtin! Die zwei ‚Eisenbahner' grüßen Sie. Sie sind wieder gut in Stuttgart angekommen und ihre Aufnahmen sind trefflich gelungen. Zum Beweis und zum Andenken liegen dieselben bei. Für verursachte Unkosten fügen wir zwanzig Mark hinzu, wenn's mehr ausmacht, was wir verzehrt haben, bitten wir um Nachricht. — Denn wir sind keine Eisenbahner, sondern nur zwei Touristen, die photographische Aufnahmen gemacht haben. Wann die rechten Eisenbahner kommen, wissen wir nicht. Aber der Tag in Mäderkirchen war der schönste in unserem Leben, den wir nie vergessen werden. D'rum nichts für ungut. Wir werden Sie und Ihre treffliche Wirtschaft allen unseren Freunden empfehlen. Mit besten Grüßen:

Gustav Heller und Max Heilmann, Buchhändler."

Und unten am Brief stand noch:

„Für die Wegzehrung im Hausgang zahl' ich nichts. Wenn ich aber wüßt, dass ich noch 'mal ‚einen' bekommen würde, käm' ich gleich morgen. Ich zehr' heut' noch an ihm."

Die Wirtin war an dem Tag fuchsteufelswild, und die Gustel konnte ihr nichts recht machen. Am Abend aber kam der Schulz herübergeschlichen.

„Wirtin, — da sind wir bös 'reing'fallen."

„Hotz Höllewetter, Schulz, halt' 's Maul; du bist 's größt' Rindvieh von ganz Mäderkirch, dass du nix g'merkt hast . . ."

„Ja . . . aber . . ."

„Nix aber . . . Gustel eine Flasch' . . . zum Trost für den Schulzen."

„Wenn ich die Stuttgarter mit ihrem Blitzkasten und ihren Stefzen derwischen thät', 's Kreuz thät' ich ihnen 'neinschlagen", rief später der Schulz, als ihn der Wein schon g'schlachter g'macht hatte. „Die zwanzig Mark, die sie mir g'schickt haben, b'halt ich nicht, die kriegt der Armenpfleger. Aber wenn's 'raus kommt, Wirtin, — wenn's 'raus kommt!" . . .

* * *

Und natürlich ist's nicht verschwiegen 'blieben. Und wer z' Mäderkirchen, Langfeld und Mitteldorf eine tüchtige Tracht Prügel will, darf die Bauern nur die „Eisenbahner" heißen, und dann kriegt er's schneller, als die Bauern die Eisenbahn, auf die sie heute noch warten.

Wer will unter die Soldaten!

I.

Ist die Kuh hin, so soll's Kalb'l auch hin sein!" schrie der Mitteregger Sepp und schlug mit der Faust in den Wirtshaustisch, dass die Gläser klirrten.

„Bueben, heut' sauft, — heut' zahl' ich alles."

Lautes Jauchzen und Geschrei lohnte den Sprecher und viele der Burschen beeilten sich, den Rest aus ihren Gläsern zu tilgen, um dem großmüthigen Anerbieten sogleich gerecht zu werden. Zehn bis zwölf Bauern-, Holzhauer- und Kleinhäuslersbuben saßen an dem Tische, schnurgerade von der Stellung gekommen. Das schwarze runde Hütlein mit dem Blumen- und Bänderschmucke saß den meisten auf der Seite, oder war aus der erhitzten Stirn gerückt, in den gerötheten Gesichtern malte sich maßlose Lustigkeit, welche durch Schreien, Jauchzen, Lachen und Singen zum Ausdrucke kam. An den Nebentischen dasselbe. Die Wirtstochter und die Kellnerin, Wirt und Wirtin hatten heute zu thun.

„Wer dich jetzt anschaut, Sepp, der sollt' nicht meinen, dass dein Gesicht heut' vormittag so kasweiß ist gewesen", sagte spottend ein verwegen aussehender, nachlässig gekleideter Recrut. — Alle lachten.

„Weißt Toni", gab ihm einer zurück, „ich glaub', wir haben alle ein Milchsuppengesicht gehabt, wie wir aus derselbigen Stuben heraus-

kommen sind. Hast selber auch d'reing'schaut, als wüsstest's nicht, bist ein Maud'l oder ein Weib'l."

„Denkst, ich bin auch so eine labe Letfeig'n, wie ihr Bauernlatsch'n. Ihr mög't eure Füß' ja nicht erheben beim Geh'n und kriegt's Knieschnappen, wenn euch ein Heuschreck über'n Weg hüpft, vor Angst. Da sind halt wir Holzknecht' Leut'!"

„Lumpen sind's, wenn's dir gleichschau'n!"

„Jetzt schaut, wie der Toni prahlen möcht'!"

„Kann's auch thun. Beim Militär wird sich's gleich zeigen, was ein resches Mannsbild wert ist. Dass ich euch Bauernteppen alle in Sack steck', dürft's heut' schon glauben. Lustig wird's, sag' ich euch, und z'sammhalten thun wir, ob wir arm oder reich sein. Denn beim Militär gilt bloß der gute Kopf, nicht der Geldsack, da dürft's einen armen Holzknecht nicht verachten, wie ihr jetzt gern thät's. Werdet schon sehen, was dem Kaiser sein Röck'l aus mir macht! Der Pfenning gilt nichts, wo er geschlagen ist — und d'rum g'freu' ich mich aufs Soldatenleben, denn

Aufs Jahr um die Zeit
Is a Lust und a Freud'
Is der Kaiser mein Herr
Und i arbeit' nix mehr!

„Juhu!! Mitteregger, sollst leben!"

Alle hoben Beifall schreiend die Gläser gegen den Großbauernsohn und sangen:

Das lass' i mir g'fallen.
Der Sepp'l soll zahlen!

„Hab's schon g'sagt! So viel kann der Mitteregersohn schon thun und auch später wird's mir an nix fehlen, mein Vater wird die Geldtruhen nicht zusperren. — Jetzt, das ist schön, mir scheint gar, der Tolpatsch flennt. He, Hermann!"

Die letzten Worte galten einem jungen Manne, der schweigend und finster dasaß und nun den Kopf ans den stützenden Händen hob.

„Ich flenn' nicht", sagte er, nachdem sich das Spottgelächter gelegt, „wenngleich 's mir näher stünd', als das Lachen. Und wenn's wollt's aufrichtig sein, so geht's euch selber nicht anders, ihr meint, wenn ihr's recht umgeh'n lasst's und singt's und schreit's, ihr wäret lustig, dabei wollts ihr eure Wuth und Verzweiflung nicht scheinen lassen. Habt's eh Recht, — aber ich kann mich nicht so verstellen — ich kann nicht!"

Die Stille, die bei diesen Worten eingetreten, bewies, dass sich jeder innerlich gestand, dass Hermann die Wahrheit spreche.

„Aber", warf einer ein, „'s kostet ein Geld, ob wir weinen oder lachen, schlecht geh'n und traurig sein noch dazu, das wär' das Wahre!"

„Es nutzt nix, selb' ist wahr. Aber sagt's, ob ihr euch nicht schon als kleine Buben vor dem Soldatwerden gefürchtet habt! Ihr wisst so

gut wie ich, wie schlecht es den Soldaten dazumal 'gangen ist, was für Brief' sie heimgeschrieben, dass einem 's Herz hat weh than und Vater und Mutter sich die Augen meist ausg'weint haben. Ihr wisst, wie so mancher Bub, wenn die Zeit zur Stellung g'wesen, auf und davon ist und hat sich wochenlang in Wald und Gebirg versteckt, — wie and're sich mit Fleiß haben ein' Finger wegg'schossen und haben sich nit gescheut vor der schweren Sünd'. — Und die Teppen und Letzen und Krüppeln, die sonst viel Spott leiden und einem wohl auch erbarmen, die haben die G'sunden und G'scheiten ausg'lacht, — und heutzutag' ist's g'rad' so. Da möcht' eins frei sich versündigen und eine Gall auf unsern Herrgott haben, dass er einem die g'raden Glieder geben und nicht als Trottel hat auf die Welt kommen lassen."

Wildes Gejohle am Nachbartische beendete das Gespräch und lenkte die Aufmerksamkeit auf eine Gruppe, die sogleich die heißen Worte Hermanns vergessen machte. Ein kräftiger Bauernjunge hatte die Kellnerin emporgehoben und auf den Tisch gesetzt, weil dieselbe seinen zudringlichen Zärtlichkeiten mit derben abweisenden Worten entgegengetreten war.

Das Mädchen, sonst weder prüde noch übelnehmerisch, schrie und schlug um sich vor Zorn und Angst, — indes die Wirtstochter davon eilte, den Vater zu holen und um den Gerichtsdiener zu schicken. Zehn bis zwanzig Recrutenfäusten ist die derbste Kellnerin nicht gewachsen, sie musste die Roheiten der angetrunkenen Burschen und ihre Spotthohnreden hinnehmen. Das Erscheinen des zornentbrannten Wirtes, der die Arme und Hände der Burschen mächtig mit dem Haselstocke zu bearbeiten begann, gab dem flinken Mädchen gleichwohl so viel Freiheit, dass sie ein Deckelglas erhaschen und dem Nächststehenden mit aller Kraft an den Schädel werfen konnte. Da er blutend zusammenfiel, gewann sie Raum und floh. — Aber die wildeste Rauferei entspann sich in der Wirtsstube und nur die bekannte Kraft des Wirtes, der einst selbst ein gefürchteter Ringer gewesen, schützte ihn so weit, dass ihm die wuthentbrannte Gesellschaft nicht zu nahe kam. — Das Erscheinen des schmächtigen Gerichtsdieners änderte nichts an der Sache. Der Arme hätte sich am liebsten gleich wieder zur Thür hinausgedrückt. Er wusste auch, dass bei derartigen Anlässen die Obrigkeit sehr milde denke und urtheile, denn das wildeste Gebaren der angehenden Soldaten fände immer den stehenden Milderungsgrund:

Die Begeisterung für den Militärberuf, die überschäumende Kampfeslust! —

Die zerbrochenen Stühle und Bänke, Glasscherben von Trinkgläsern und Fensterscheiben, das Deficit bei der Vergleichung des ausgeschänkten Getränkes mit der Einnahme veranlaßten den Wirt, der diese Verheerungen am nächsten Tage betrachtete, zu dem Stoßgebete, der

Teufel möge die ganze Wirtschaft in die neunundneunzigste Hölle hinunterholen.

„Lieber Alter", suchte ihn seine Frau zu begütigen, „sei froh, dass du so gut davongekommen. Wie oft haben die Recruten einem Wirt den Wein auslaufen lassen, hat niemand was dagegen thun können. Vor den Recruten ist ja niemand sicher. Mein Gott, sie meinen's ja nicht so schlecht, sie wissen ja vor lauter Verzweiflung nicht, was sie anstellen müssen."

„Deswegen sag' ich auch: Nicht die Recruten, die dummen Buben, sondern das ganze G'spiel soll der Teufel holen!"

II.

„Lieber Freund!

Ich mach' Dir zu wissen, dass ich mich beim Militär ganz gut befinden thu, es ist ein lustig's Leben und sieht was von der Welt, wo sich einer Daheim nichts träumen ließ! Das Exercieren und die Ausmärsch' sind wohl meine Freud' nicht, aber wer einen guten Kopf hat, macht's schon mit, — und hat ja jedes Ding seine zwei Seiten. Die schlechte ist der Dienst und die Plag' und der Arrest, — aber die gute, Freund! die, wenn Du einmal kennen lernst! — Denn mit der Montur kannst Dich überall sehen lassen, garaus bei die Weibsbilder. Die gehen darauf wie die Mäus' auf den Speck, hell nachrennen thuns dir! Und wahr muss es sein, Mensch er gib's g'rad' g'nug und schöne, — und da haben wir best' Unterhaltung damit. Mit dem Geld geht's wohl ein bissel schlecht, meine Alten können mir nicht viel schicken, d'rum thät' ich Dich schön bitten, Spezi, wenn Du mir mit ein paar Einserln kunnt'st helfen aus alter Kameradschaft? Mir ist die Bettlerei z' Haus und die langmächtige Lehr' darnach schon z'wider.

Es grüßt Dich Dein Freund Toni."

„Mein gut's Mutterl!

Nicht, als ob ich keine Zeit hätt' zum Schreiben, weil's erst heut' einen Brief von mir bekommt's, aber was Gut's kann ich der Mutter nicht schreiben und das Schlechte kommt allemal noch z' bald. Wegen der Leut'schinderei darf sich die Mutter nicht so grämen, — es ist jetzt nimmer so arg, wie vor Zeiten und hab's Glück gehabt, zu einem gemüthlichen Unterofficier, und auch die andern sind nicht so z'wider. Aber wie's halt sein sollt und man mit Lust und Freud' bei der Sach' sein müsst, wie uns, ehe wir eing'ruckt sind, der Pfarrer predigt hat, — so ist's nicht, — es ist vielleicht unrecht, dass ich's sag', — so ist mir nicht ums Gemüth. Und zu Dreiviertheil den andern auch nicht. Man geht und plagt sich halt, weil's sein muss. Die Heimkrankheit hab' ich so viel nach meine Berg und unser Häusel und wenn ich denk', dass die

Mutter niemand hat zum Verdienen und könnt' mir gar krank werden, — möcht' ich auf und davon. Was soll aus den Dirndl'n werden, kein Vater ist eh nimmer da und jetzt kann ich auch nichts geben, brauchet eher selber was. Flennen möcht' ich oft wie ein Schulbub und ein andersmal im hellen Gachzorn meine Büchsen hinschmeißen und ausrennen, — heim, heim!

Gar, wenn ich seh', wie manche mit dem Geld umgehen, wo sie auch daheim jeden Kreuzer sparen müssen. Der Holzhacker Toni von der Pernau steigt umeinand wie ein Hahn am Mist, hat alle Sonntag' ein anders Weibsbild bei ihm im Wirtshaus, wenn er nicht im Arrest ist, und Wein trinken und Cigarren rauchen und seine Leut' daheim haben oft nicht einen Laib Brot. Ich komm' nicht viel mit ihm zusammen, — im Spital ist er auch schon gewesen; da könnt' einem der Graus aufsteigen!

Ich grüße die Mutter vieltausendmal und thut nicht verzagen, es wird schon wieder einmal ein End' hergeh'n. Die Franz'l soll mir schreiben, ob die Mutter gesund ist.

Euer dankbarer Sohn Hermann."

„Lieber Vater und liebe Mutter!

Das Geld habe ich kriegt und hat mir schon recht noth gethan, denn das Soldatenleben kostet viel, man sollt's gar nicht glauben. Besonders brauch' ich für den Trunk und für's Essen oft einen Gulden, denn die Menasch' ist nicht mein Gusto, ich bin an was Besser's g'wöhnt, d'rum thut's mir um daheimtige Kost am meisten leid. Mit meine Officier bin ich auch schon über's Kreuz kommen, die schimpfen nichts als Bauernteppen und alle möglichen Nam'! — wisst eh, dass ich's Maul nicht halten kann. Dann heißt's marsch in Arrest und das hat soweit das Gute, dass man sich ausfaulenzen kann. Die Bauernarbeit wird mich schwer ankommen, wenn ich wieder daheim bin. In der freien Zeit ist's ganz lustig und wir sind ein Dutzend fescher Kameraden, die was mitmachen und z'sammhalten, wenn's eine Hetz gibt. Unser Pfarrer thät' freilich greinen — (etwan die Mutter und der Vater auch ein bissel!) — aber bei die Soldaten kann man nicht so heiklich sein, in der Stadt sind die Leut' nicht mehr so dumm und glauben alles. Und nun bitt' ich halt schön, wenn der Vater wieder ein paar Fünferl thät' schicken — und ein Hausg'selchtes wie das letzte — der Vater kann's ja leicht thun, er hat's ja. Jetzt hör' ich auf mit Gruß

Euer Sohn Josef."

III.

Die Soldaten kommen heim! Der ganze Markt ist in Aufregung — die Bevölkerung der umliegenden Bauerndörfer und Gehöfte nicht minder.

Was bringen die Erwarteten und was finden sie?

Am Fuße eines Kreuzbildes, eine Viertelstunde vom Mittereggerhofe, sitzt ein junges Weib. Sie späht die Waldstraße hinab und kann ihre Unruhe nicht bemeistern. Kommt denn der Sepp noch nicht?

„Da bin ich, mein tausendlieber Schatz, gottlob, dass ich dich wieder hab'! Geh' nur her und halt' dich fest an mir, ich bin derselbe blieben; die Treu, die ich dir geschworen, halt' ich auch, und was ich gsagt' hab', g'schieht: Jetzt halten wir Hochzeit und du wirst mein Weib."

So sollte er wohl sagen, der Josef. Hundertmal hat sich's die Resel vorgesagt und schön ausgemalt hat sie sich das Wiedersehen in der langen Trennungszeit, in langen, schlaflosen Nächten voll Sorge und Kummer, Nachricht hat sie fast keine erhalten die ganze Zeit durch. Anfangs kamen wohl kleine, dünne Briefchen, die erzählten, dass der Sepp gesund sei und es ihm gut gehe und die Resel solle nur nicht traurig sein. Später blieben diese kargen Lebens- und Liebeszeichen ganz aus. Mein Himmel, wo sollte denn auch ein Soldat Zeit und Freud' hernehmen zum Schreiben, wenn er müd' vom Exercieren heimkommt. Er wird ja doch nicht vergessen, was sie zusammenbindet für Zeit und Ewigkeit, er wird wohl wissen, dass er bei seiner armen Seel' und der heiligen Dreifaltigkeit geschworen, er thät' brav und ordentlich bleiben und ihr die Liebestreu halten. Zweifel, ja Zweifel und Thränen sind ihr freilich wohl heiß und bitter aufgestiegen, wenn sie an das liederliche Soldatenleben denkt und wie dabei oft die bravsten Buben schlecht gemacht werden durch schlechte Kameradschaft und — Weiber ohne Schand' und ohne Ehr'. Jetzt will sie den Sepp hier erwarten, ehe er zu seinen Eltern geht, will sie ihn sehen und will's hören, was sie für die Zukunft zu hoffen hat.

„Je, die Resel!"

Da stand er vor ihr. Sie sprang vom Sitze auf und wollte ihm an den Hals fliegen, ihrem lieben Herzensbuben, der noch zehnmal sauberer geworden, seit sie ihn nicht gesehen.

Aber er that ja ganz verlegen und fremd; sonst hatte er sie stürmisch an sich gepresst und schier nimmer ausgelassen.

Von den Wangen des Mädchens war jede Farbe gewichen. Tonlos sprach sie:

„Ja, die Resel ist's, vom Fuß bis zum Kopf."

„Was thust denn da herunt' im Wald?"

„Das fragst mich? Wissen will ich, wie ich d'ran bin mit dir, weil du so lang nichts hast hören lassen — sagen sollst mir's!"

Und da der Bursche noch immer schwieg, fuhr sie erregter und bis zum verzweifeltsten Zorn gesteigert, fort: „Die Lent' hätten freilich immer viel gewusst über dich und hätten mir's g'radaus zu'tragen, weil's schon so gutherzige Seelen gibt, die einem alles z'widere sagen, was einem

weh thut und machen noch ein süßes Gesicht dazu, als geschäh's aus Nächstenlieb'. Aber g'laubt hab' ich's nicht, weil ich auf dich und deine Mannerehr' vertraut hab', wie auf unsern Herrgott und 's Evangelium, glauben hätt' ich's nicht mögen, daſs du wegen einer leichtfertigen Soldatendirn, die eh' ein Abwischtüch'l für alle Händ' ist, dein treu's, brav's Mad'l vergessen könnt'st. — Aber sei nur still — ich kenn' dir's am G'sicht an, es ist aus, — du haſt keine Lieb' mehr für mich, du bist ein — — nein, ich kann's nicht z'wegen bringen, daſs ich dir den Namen gib', den du verdienst!"

„Ja, schau, mußt halt doch g'scheidt sein, es ist ja kein Unglück. — — —"

„O beileib' nicht! Das ist kein Unglück, wenn sich unsereins grämt und sorgt, daſs man kunnt närrisch werden! Das muſs ich schon sagen, wenn das die Soldatenehr' sein soll, von der alleweil prahlt und g'redt wird, dann erbarmt mir der Kaiser, wenn er sich auf so Leut' muſs verlassen. Denn ich mein' halt, das Hemd liegt mir näher als der Rock, und wer seinen eigenen Leuten daheim untreu werden kann und auf kein Gebot und kein 'Schick nimmer aufpaſst, der wird auch als Soldat nix wert sein. Ich bin nur ein dummes Weiberleut' — —"

„Ja das bist, über und über, schau, daſs d' weiterkommst! Wenn einer auf so Dummheiten denken müſst, was man mit euch red't und ausmacht, hätt' er viel z'thun. Ich geh', b'hüt dich Gott!"

„Sepp", schrie Resel angstvoll und klammerte sich an seinen Arm, „so haſt früher nie g'red't, — es ist nit möglich, daſs dich so verändert haſt, schau, ich hab' dich gern wie vor und eh, — ich kann's nicht glauben, daſs ich dich verlieren soll!"

„Wirst's wohl glauben müssen", sagte Sepp, dem die Situation mochte unbehaglich werden; denn er suchte umsonst nach Gründen, warum er so und nicht anders handelte und mochte doch weiter seine Treulosigkeit nicht beschönigen, andererseits war dem verwöhnten, wankelmüthigen und haltlosen Glückskinde der Anblick des Elends und Kummers lästig, er gieng allem Unangenehmen aus dem Wege.

So gieng er.

Resel sank stöhnend zu Füßen des Kreuzbildes nieder, sie merkte nicht, was um sie her vorgieng, hörte auch die nahenden Schritte des jungen Mannes nicht, der denselben Weg heraufkam, wie vorhin der Mitteregger Sepp. Es war der Kleinhäuslerssohn Hermann.

Als er die gebrochene Gestalt des Mädchens erblickte, blieb er theilnehmend stehen, wagte aber mit dem natürlichen Taktgefühle eines weichen Herzens nicht, die Schluchzende in ihrem Schmerze zu stören.

Endlich bemerkte sie ihn und sprang rasch und erschrocken auf.

„Grüß' dich Gott, Nachbarin!"

„Grüß' dich Gott auch, bist wieder da!"

„Gehst heim, Resel? Da könnt'st mich mitgehen lassen, weil wir so einen Weg haben und einen weiten noch dazu."

„Einen Weg? Ja so! Ja meinetwegen gehen wir."

Resel schaute den Soldaten mitleidig an und vergaß fast für den Augenblick, dass sie selber des Trostes bedürftig war.

„Musst halt bei uns bleiben heut'", sagte sie, „die neuen Häusel-leut' sind so viel feindselig, die thäten dir nur Spott und Bosheit an."

„Was! — Um Gotteswillen, Resel, red'! Sollt' das Häusel nimmer unser sein?"

„Weißt denn noch gar nichts? Das wär' doch aus der Weis', da hätt' ich lieber auch nichts sagen sollen."

„Dirnd'l, red', ich bitt' dich, thu mir alles sagen, nicht ver-schonen! Lebt mein Mutterl?"

„Ja, sie lebt wohl, aber vom Häusel ist sie kommen, weil sie nichts mehr hat verdienen können und der Bader und der Kramer alles ge-nommen haben, was noch einen Wert gehabt hat, 's ist alles unter den Hammer kommen — und deine Mutter ist in der Einleg'."

„Hat denn mein' Schwester, die Franz'l, nichts gearbeitet?"

„Wohl im Anfang, hat aber auch zu wenig Geld zusammenbringen mögen und ist halt überhaupt immer ein unzufriedenes Leut' gewesen, und so — — —"

„Was ist's?"

„So hat's halt mit der Zeit doch nachgeben und ist hinaufgezogen als Wirtschafterin zum Juden in die Dampfsag', — weißt, der hat's lang auf sie abgesehen gehabt. Der zahlt gut und sie hat das schönste Leben, hätt' jetzt auch der Mutter genug Geld geschickt, aber das brave Weiberl nimmt nichts von dem Sündengeld, hat's gesagt. Deine zwei kleiner'n Schwestern hat die Franz'l bei sich, die Mutter hat's wohl nicht herlassen wollen, hat aber nichts genutzt."

„Also darum hat mir das schlechte Mensch nimmer geschrieben! Halt still ein wenig, ich muss rasten, mir macht's es ganz zu viel. O mein Mutterl, mein armes Mutterl!"

„Schau", fuhr Hermann nach einer langen, bangen Pause fort, „wir zwei haben's jetzt erfragt! Brauchst nicht wegzuschauen, ich denk' mir's ja, hab ja den Mitteregger Sepp vorangehen sehen. So ein Elend! Da ist's freilich kein Wunder, wenn's einen hinwirft auf's Ang'sicht, wie ein Donnerstreich. Dirnd'l, wo find' ich mein Mutterl noch heut?"

„Sie ist beim Printner auf der Eben, wenn du hingehen willst."

„Da muss ich gleich gehen, — behüt' dich Gott, Resel!"

Es war Hermann vergönnt, seine abgehärmte Mutter am Leben zu treffen.

„Jetzt ist mein einziges Gebet erhört", sagte sie, als sie in den Armen ihres Hermann lag, „mein liebstes Kind, meinen Hermann sehe ich noch, bevor ich sterben muss. Der Kummer und die Sorgen die ganze Zeit und die Kränkung wegen der Franz'l haben mir die schwache G'sundheit ganz zerrütt', ich bin froh, wenn mich unser Herrgott zu sich nimmt, weil ich so zu nichts mehr bin auf der Welt. Mein Gott, sie war von Haus aus nicht so schlecht gewesen, die Franz'l, hat sie halt auch der Hunger und die Noth dazu trieben. — — Wenn du doch jetzt könnt'st immer dableiben, aber so kommt noch alle Jahr das Einrücken und du verlierst jeden Dienst, wenn du wo der will einstehst! Da seh' ich mich gar nicht hinaus, dass das Elend könnt' aufhören. — Bub', das Geld möcht' ich sehen, dass von einer einzigen Gemeinde hinauszahlt wird für die Eing'rückten!"

„Seid still jetzt, Mutterl! Ich bin ja jetzt da und es soll euch wieder gut gehen!"

* * *

Es gieng nicht gut. Sie blieb Einlegerin, denn Hermann bekam wohl einen Dienst als Bauernknecht, aber nicht mit der Mutter, verdiente auch nicht so viel, um das Los der vergrämten kranken Frau um Wesentliches erleichtern zu können.

Mit dem Mitteregger Josef hatten die Eltern auch manchen Kummer. Die Arbeitslust war weg, das Commandieren aber und das Grobsein hatte er prächtig erlernt. Er verkehrte viel mit dem Holzhacker Toni, welcher ein unstetes, verdächtiges Lumpenleben führte nach wie vor. Der äußere Schliff, den er sich beim Militär angeeignet, verlor sich bald wieder und seine innere Roheit und Sittenlosigkeit hatte nur zugenommen. Den Dirnen nachsteigen, Wildern und Saufen, das waren seine Leidenschaften.

Oft saßen Sepp und Toni beim hünenhaften Wirt im Markte; der hatte übrigens nicht viel Freude an den beiden Gesellen und würdigte sie kaum eines Wortes. Nur wenn sie so prahlten und logen vom Soldatenleben und ihre Abenteuer und die lustige Zeit priesen, hielt er nimmer an sich und sagte oft:

„Das Soldatsein und das Einrücken hat noch keiner g'lobt, als wie nur ein solcher, dem's der dummen Stückel wegen eine Freud' macht. Zum Kriegsdienst habt's doch keine Lust und keine Schneid' auch nicht. Maulhelden seid's! Wüssten's der Kaiser und die Herren, wie's um euch steht, sie müssten euch alle miteinander ausjagen, — und es wär' auch kein Schad' drum!"

„Die Waffen nieder!" Louise Seidl, Lehrerin.

Kleine Laube.

Die Socialdemokraten in den Ostalpen.

Ein Brief an den Herausgeber der „Deutschen Revue“ von Peter Rosegger.

Hochgeehrter Herr!

Ihrer Aufforderung, über die Frage: „Dringt die Socialdemokratie in die Berge?“ meine Erfahrung und Ansicht zu schreiben, komme ich nicht ohne Bedenken nach. Diese ernste Sache müßte gründlich, auch mit statistischen Belegen behandelt werden, und dazu mangelt mir Zeit und Gelegenheit. In meinen Bauernidyllen befangen, habe ich mir die Socialdemokratie vom Halse gehalten, solang' es möglich war. Endlich ist sie aber doch mit jener elementaren Gewalt, in der geschichtliche Wandlungen vor sich zu gehen pflegen, auch in meine stillen Berge gedrungen und zwingt mich, wie jeden, zu ihr Stellung zu nehmen.

Kurz und einfach sei es Ihnen mitgetheilt, was ich in dieser Sache bei uns sehe — eine flüchtige Charakteristik unsrer Arbeiterschaft.

Ob die Socialdemokratie in unsere Berge dringt? — Längst ist sie schon hereingedrungen. Steiermark, das alte Land des Eisens, mit großen Kohlenbezirken und Holzbereitungsgebieten, hat seit Jahrzehnten auch eine bedeutende Industrie. In diesen Bereichen sind Hunderttausende von Arbeitern thätig, zu denen die Agitatoren hereinkommen und die socialistischen Schriften, wie überallhin. Am wenigsten empfänglich für den Socialismus sind die Holzhauer, die sich noch ans Bauernthum lehnen; schon mehr dafür und sogar sehr dafür gestimmt sind die Schmiede der Eisenhämmer, deren die meisten zu großen Gewerkschaften umgewandelt wurden. Am allerleichtesten zu haben für die neue Lehre dürften wohl die Bergknappen sein. Diese Arbeitermassen des Landes haben bereits ihre musterhafte Organisation, ihre Presse, ihre Vereine, ihre Agenten. Es vergeht kein Sonn-, kein Feiertag, wo in der Stadt und auf dem Lande nicht Versammlungen stattfinden. Es ist ein strammes, einheitliches Regiment, unter dem allerdings die persönliche Freiheit so ganz und gar gekuebelt ist, wie bei den Soldaten. Die Socialdemokratie macht mir nicht den Eindruck einer Partei, sondern vielmehr einer Armee. Bei den

politischen Grazer Ereignissen der letzten Jahre hat es sich auch gezeigt, welch ein bedeutender, gefürchteter, beziehungsweise erwünschter Factor unsere Socialdemokraten geworden sind; sie haben schließlich für das Verhalten einzelner Parteien und selbst der Regierung den Ausschlag gegeben, dadurch, ob sie mitthaten oder nicht mitthaten.

Um mich von der neuen Macht und ihren Grundsätzen zu unterrichten, habe ich häufig socialdemokratische Versammlungen besucht und ihren Reden gehorcht. Und habe dabei bemerkt, dass diese Leute nahe besehen nicht ganz so schlimm sind, als sie aus der Ferne, durch Parteiränke entstellt aussehen. Einmal steht fest, dass sie keine Hunnen sind, die gelegentlich plündern, sengen und brennen wollen, und vor denen „das Kind im Mutterleibe nicht sicher geht". Bei uns agitieren sie vorwiegend für das allgemeine Wahlrecht, für den Achtstundentag, für die Altersversorgung, kurz für Verbesserung ihrer Existenz und ihrer Bildungsverhältnisse. Ihr Verhalten ist zwar derb, aber anständig: Ausartungen einzelner werden nach strengster Disciplin bestraft. Die Arbeiterdisciplin ist musterhaft, und darin liegt ihre Stärke; andere Parteien sollten sich das merken. Man will wissen, dass die Socialdemokratie heute in Österreich nicht bloß die zielbewussteste, sondern auch die klügste und taktvollste Partei sei. Die steirischen Arbeiter sind in zwei Lager getheilt, die „Schwarzen" und die „Rothen". Die „Schwarzen" sind conservativ und unter clericalem Patronate; die weitaus größte Mehrzahl aber sind die „Rothen". Diese thun allerdings so radical, dass sie manchmal mit Revolution drohen, wenn ihre Reformpläne anders nicht durchzusetzen sein sollten. Wenn man ihnen das wenige, was ihr gutes Recht sei, vorenthalte, so wollten sie sich gelegentlich mehr nehmen! — Übrigens sind diese „Rothen" sogar — national. Ein steirischer Arbeiterführer, von mir interpelliert, erklärte offen, dass die Parole vom „Internationalismus der Socialdemokraten" nicht etwa so zu verstehen sei, als sagten sich die Arbeiter von ihrer Nation los. Wenn die agitatorischen Standesgrundsätze der Socialdemokraten international seien, weil eben in der ganzen Welt das gleiche Übel zu bekämpfen ist, so heiße das durchaus nicht, daß sie antinational seien. In den Zeiten der Noth würde auch der Arbeiter es mit seinem Volke halten, weil das ihm doch naturgemäß ein jeder Beziehung am nächsten stehe. — Wenigstens haben unsere steirischen Socialdemokraten nie wesentlich gegen diesen Ausspruch gehandelt.

Gegen das Bürgerthum und den Capitalismus halten die Socialdemokraten natürlich auch bei uns scharfe Front. Die bürgerliche Wohlthätigkeit für arme Arbeiter lehnen sie im Princip ab. „Wir wollen keine Gnade, wir wollen unser Recht." Einen größeren Hass bekunden sie gegen die bekannte reactionäre Partei. Von dieser werden die Socialdemokraten auch am ungerechtesten beurtheilt und bekämpft. Diesen Pharisäern ist der Socialdemokrat nicht etwa der verlorene Sohn, dem man beide Arme entgegenhält, um ihm sittlich und gesellschaftlich aufzuhelfen, nein, sondern der wilde Umstürzler, der Jakobiner, der Anarchist. Als vor ein paar Jahren die Socialdemokraten ein kümmerliches Wahlrecht erlangt hatten, boten diese im Reichsrath so vielstimmig vertretenen Gegner ihren ganzen Heerbann auf, um die Wahl des einzigen aufgestellten Arbeitercandidaten zu verhindern. Ihre Presse benahm sich in einer so verabscheuenswerten Art gegen eine Partei, die eben auch ihre Lage verbessern will, dass sich in Graz selbst das Bürgerthum dagegen empörte und für den socialdemokratischen Candidaten eintrat, der denn auch gewählt worden ist. Seither hat zwischen Bürgerthum und Arbeiterschaft die Spannung etwas nachgelassen und bei den schon erwähnten Grazer Krawallen machten sie bekanntlich gemeinsame Sache.

Den größten Widerstand aller Parteien finden auch bei uns jene socialdemokratischen Grundsätze, keinen Eigenbesitz anzustreben und das täglich Erworbene eben wieder für den Tag aufzubrauchen. Aber gerade diese Grundsätze werden in

unserm Lande weniger betont, da gibt es genug „Rothe“, die für sich sparen und eine eigene Wirtschaft haben. Nach meiner Auffassung ist das Hauptbestreben der gemäßigteren Socialdemokraten dahin gerichtet, in den Rang des Bürgerthums emporzurücken, und dazu gehören außer den politischen Rechten und der Achtstundenzeit auch Fleiß und Sparsamkeit. Dass aus einer tüchtigen Arbeiterschaft ein junges, frisches Bürgerthum hervorgehen muss, scheint mir sicher.

Das Vorurtheil gegen die „Socis“ ist demnach bei uns im Schwinden begriffen. Wir sehen in ihnen nicht fremde, feindliche, umstürzlerische Massen, sondern arbeitende Menschen, die eben auch ihr Geschick verbessern wollen mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln. Das thut in seiner Art ja jeder frisch aufstrebende Stand, und je benachtheilter und bildungsloser er bisher gewesen, je weniger wählerisch wird er in seinen Mitteln sein können. Wir sehen in den Arbeitern unserer Industriebezirke Blut von unserm Blut, es gibt bald keinen Bürger und keinen Bauer, der nicht in der Fabrik einen Verwandten hätte. Woher kommen denn die Arbeiter? Es sind Leute aus dem niedergehenden Gewerbe-, und besonders aus dem Bauernstande.

Wir wissen wohl, dass der Bauer das conservativste Element des Landes ist oder war. Aber der Staat hat der Industrie und dem Handel zuliebe alles unterlassen, um ihn auf seiner Scholle zu stützen, und vieles gethan, um ihn zu Grunde zu richten. So muss der Staat nun zur blühenden Industrie halt die Arbeiter und ihre sociale Gefahr mit in Kauf nehmen. Die Aufhebung des bäuerlichen Majorates, die Belastung des Hofbesitzers mit der Militärpflicht (früher war er davon frei), die Freitheilbarkeit der Bauerngüter, das eindringende Agentenwesen mit dem wucherischen Zwischenhandel, das Aufkaufen von Bauernhöfen durch „Cavaliere“ zu Jagdzwecken und so weiter, das sind die Hauptschäden, die der Staat nicht verhindert, sondern gefördert und erzwungen hat. Der Bauer selbst hat auch seine Dummheiten gemacht, besonders ist er den modernen, ihm auf der Silbertasse entgegengebrachten Bedürfnissen 'reingefallen. So wird er locker, so fällt er ab und geht — in die Fabrik. Mit der Fabrik droht jeder Knecht dem Hausvater, wenn dieser seinen Ansprüchen nicht nachkommen will oder kann. Denn die Dienstboten im Bauernhause steigern ihre Ansprüche und ihre Keckheit ebenso, wie die Fabrikarbeiter. Man kann schon sagen, dass die Socialdemokratie auch in die Berghütte gedrungen ist. Die Botschaft vom „Herrenderschlagen“ ist auf dem Dorfe seit den Bauernkriegen her nie ganz verstummt, wenn auch selten ernst gemeint gewesen; jetzt im Fabrikarbeiter aber wird sie neuerdings lebendig und manchmal nicht so harmlos, als auf dem gemüthlichen Dorfe, auf dem einsamen Hof. Der Gebirgsbauer, der trotz allen Fleißes kaum mehr bestehen kann, hätte eigentlich ganz besonders Ursache, eine sociale Umwälzung anzustreben; er bringt dieser Idee zwar vielfach schon Empfänglichkeit entgegen, aber „Soci“ wird er erst, wenn er daheim abgewirtschaftet hat, in den Fabriken der Großstädte, wo das größte Elend und der üppigste Luxus sich wüthend und höhnend gegenüberstehen.

So sehe ich's. Unter diesen Eindrücken habe ich keine besondere Furcht vor der Socialdemokratie, nehme sie aber ernst! Sie ist eine natürliche Folge der Ursachen, die hier nicht weiter erörtert werden sollen, oder, um mich akademisch auszudrücken, sie ist ein nothwendiges Glied in der socialen Entwicklung. Lieber wäre es mir freilich, wenn dieses unter Umständen gefährliche Glied in der socialen Entwicklung nicht nothwendig geworden wäre, wenn wir, besonders noch auf dem Lande, jene ruhigeren, behaglicheren und zufriedeneren Verhältnisse hätten, die sich so gemüthlich leben und von Dorfgeschichtenschreibern noch gemüthlicher darstellen ließen. Vielleicht kommen sie wieder einmal in anderer Form, die Zustände, die das menschliche Dasein verlohnen. Die gegenwärtigen verlohnen es kaum. —

Die Gefahr der Socialdemokratie für den edleren Theil unsrer Cultur ist nicht ganz zu leugnen, und drei Mittel wüßte ich zu ihrer Bekämpfung; da solche aber nicht aus Bajonetten und Kanonen bestehen, so dürften sie mancherorts kaum recht Anklang finden. Das erste Mittel: Einschränkung der Industrie, Ausdehnung der Landwirtschaft, Ablegung der gottverfluchten Großmannssucht und Rückkehr zu einer anspruchsloseren, natürlicheren Lebensweise. — Wird nicht angenommen ... Das zweite Mittel: Vollste Freizügigkeit der radicalsten Socialdemokraten zur Verwirklichung ihrer Ideale. Nach wenigen Jahren würden sie bekehrt sein. — Wird abgelehnt ... Das dritte Mittel: Man komme den gerechten Ansprüchen der Arbeiter entgegen, gebe ihnen die politischen Rechte des Bürgers, Gelegenheit und Mittel, sich sittlich und geistig zu bilden, und erkenne sie an als im gesellschaftlichen Leben gleichwertig und gleichgeachtet, wie alle übrigen Staatsbürger, die etwas leisten.

Dieses dritte Mittel zur Beseitigung der socialdemokratischen Gefahr dürfte sich als ausführbar empfehlen.

Poetenwinkel.

Genesung.

O grauer Tag, o stiller Tag —
Wie tief die Wolken liegen! ...
O echter, echter Heimatstag —
Wie rings die Raben fliegen!

Wie finster blickt der Fichtenwald,
Wie starr die Felsenwände!
Die Luft voll frischer Urgewalt
Und traulich das Gelände!

O grauer, stiller, starker Tag,
Dich kennt allein der Norden,
Dir jauchzt mein Herz mit trunk'nem Schlag,
So ernst es sonst geworden! —

Das wissen die des Südens nicht,
Die sommermüden Herzen,
Wie stark wir sind im Herbstverzicht
Und nur gerührt im Märzen;

Wie unser Herz des Leides lacht,
Wenn so die Blätter fallen,
Und welch ein Trotz uns auferwacht
In unsern Tannenhallen!

Hermann Hango.

* * *

Mitleid.

Oft möcht' ich aufschrei'n, wenn das Herz mir brennt:
Glückselig, Mitleid, wer dich niemals kennt!

Wer eisig schaut, wo Elend bettelnd hockt,
Wer eilt, wo mir der Schritt vor Jammer stockt!

Wenn Menschenthier, das sich für gottgleich hält,
Einander und das Thier zu Tode quält;

Ein Kind, ein Krüppel oft nur nimmt in Hut,
Ganz einsam, heil'ges Mitleid deine Glut. ...

Doch ist's nur einmal wieder meine Macht,
Zu leuchten einer Noth aus ihrer Nacht,

Zu trösten, wo ein Herz dem Leben flucht,
Zu helfen, wo ein Thierlein Hilfe sucht —

Dann sinkst du gern in meine Brust zurück,
Aufschreiend Mitleid, höchstes Menschenglück! —

Hermann Hango.

* * *

Noch ist das Licht uns nicht verglommen.

Ein wüster Tag:
Voll Rauch die Luft,
Kein Würzeduft
Quillt aus dem Hag,
Und Berg und Thal im Qualm verschwommen!

Ein Nebelmeer
Zu Füßen wallt,
Am Himmel ballt
Sich Wolke schwer,
Als sollte wieder Urnacht kommen.

Doch fernher blinkt
Im Sonnenglanz
Der Firne Kranz:
Die Zukunft winkt;
Noch ist das Licht uns nicht verglommen!

Aurelius Polzer.

* * *

Am See.

So still der See, getaucht in Purpurgluten,
Hintreibt mein Kahn, die Wellen plätschern leise,
Im fernen Westen will der Tag verbluten
Und weich verhallt des Hirten Abendweise.
Dort schwebt ein Falter über dunklen Fluten,
Er flattert ängstlich, immer nur im Kreise,
So fern die Ufer noch, du mußt dich sputen,
Mein armer Falter — weit ist deine Reise!...

Sonntagskinder.

Sie können Tage lang im Walde streifen
Und rothe Beeren pflücken zum Geschmeide,
Seh'n sie den Habicht einen Vogel greifen,
So schluchzen sie in namenlosem Leide;
Aus grünem Schilfe schnitzen sie sich Pfeifen
Und jagen Falter auf der stillen Haide,
Ins Blaue schau'n sie, wo die Wolken schweifen:
Zwei Sonntagskinder — und in Lumpen beide...

Le Fort.

* * *

Der alte Sänger.

Es starb ein alter Sänger,
Man grub ihn schweigend ein;
Genannt ward er nicht länger,
Seit ihn umgab der Schrein.

Sein Name ward vergangen,
Weil unbekannt er schied,
Doch seine Enkel sangen
Und singen noch sein Lied.

Josef Blobner.

* * *

Pfüat di Gott!

In Salzburger Mundart.

Und so hat die Stund' jetz g'schlag'n,
Dass ma müaſs'n vonanand,
Dass ma — sinst verlaub'n d' Leut nix! —
D' Händ' uns geb'n und sag'n:
Pfüat Gott! Pfüat Gott!

Grad an Augnau mögu's die Sprach'
Do nit ganz verwehr'n;
Lieb- und wehdamhoaß sag'n die:
Pfüat di Gott, mein lieber Schatz!
Ja, pfüat di Gott!

Gel, so hoaßt's halt bis ans End',
Wie's wohl allweil g'hoaßen hat,
Und jetz erst recht wird unser Theil:
B'scheid'n sein, versag'n, versag'n —
Bis zum Pfüat Gott!

Und i möcht di reiß'n, Schatz,
An mein Brust und Leib an Leib,
Satt mi buſſ'n wild und lind —
Oanmal, grad an oanzigsmal
Vorn Pfüat di Gott!

Und nach so viel Gottesseg'n
Mi aft niederknien vor dir
Und red'n von mein hiſsl Glück
Und dank'n, dank'n für dein Lieb,
Bis 's hoaßt: Pfüat Gott!

Mein! — Was tram i da daher?
Unser Lieb und so a Glück!?
Unser Lieb bleibt halb Gebet, halb Sünd,
Denn nie blüaht ihr der Priesterseg'n! —
Drum pfüat di Gott!

Fr. Franz Scheirl.

Die zwei gegnerischen Kirchen.

Zu dem Artikel: „Die zwei gegnerischen Kirchen“ im Jännerhefte dieses Jahres schreibt ein Leser des „Heimgarten“, ein evangelischer Pfarrer in Berlin, an den Herausgeber:

Mit Staunen lese ich auf Seite 285 des „Heimgarten“ von einem „siegreichen Vordringen des Protestantismus auf allen Gebieten und in allen Ländern“, während es im Deutschen Reich und in Preußen doch schon seit einiger Zeit heißt: „Katholisch ist Trumpf“, und Herr Lieber, der Führer des katholischen Centrums, heißt allgemein der Reichsregent. In der Politik hat im Reich und in Preußen der Katholicismus entschieden das Übergewicht. Was nun das Anwachsen der Bevölkerung betrifft, so hatte nach der „Statistik des Deutschen Reiches“ (herausgegeben vom kaiserlichen statistischen Amt), neue Folge, Band 68 (Berlin 1894) in den Jahren 1871—1890 „die evangelische Bevölkerung gegenüber der katholischen eine stärkere Vermehrung in Westfalen, Rheinland, Bayern, Württemberg, Baden, Oldenburg und Elsass-Lothringen. In den übrigen Theilen des Reiches (also den überwiegend evangelischen) nahm umgekehrt die Zahl der Katholiken verhältnismäßig mehr zu.“ Also in den katholischen Bundesstaaten wächst die evangelische, und in den evangelischen Bundesstaaten wächst die katholische Bevölkerung mehr an.

Die vom Pfarrer Josef Müller zum Beweis seiner Behauptung beigebrachten Zahlen sind fast alle den Ergebnissen der amtlichen Ermittelungen widersprechend: In Baden betrug nach der „Statistik des Deutschen Reiches“ (1894) und dem „Statistischen Jahrbuch für das Großherzogthum Baden“, 29. Jahrgang (Karlsruhe 1898) die Zahl der Evangelischen im Jahre 1895: 637.604, 1871: 491.008, also die Vermehrung in einem Vierteljahrhundert: 146.596; die Zahl der Katholiken in denselben Jahren: 1,057.417 und 942.560, die Vermehrung also: 114.857, das ergibt zu Gunsten der Evangelischen eine Differenz von 31.739, und nicht 44.000, wie J. Müller angibt.

Übertritte geschahen 1895 in Preußen nach den amtlichen Angaben der „Statistischen Mittheilungen aus den deutschen evangelischen Landeskirchen“ (Stuttgart 1897) von der katholischen zur evangelischen Landeskirche 3228, und umgekehrt, soweit dieselben amtlich bekannt geworden: 295 (und nicht 18.000, resp. 2000), in Sachsen sind die entsprechenden Zahlen 173 und 41, also für die Katholiken viel günstiger als in Preußen. Dagegen vermehrte sich in Preußen die evangelische Bevölkerung zwischen den beiden letzten Volkszählungen von 1890—1895 nach Angabe der vom königlich preußischen statistischen Bureau herausgegebenen „Statistischen Correspondenz“ vom 28. November 1896 und 23. Jänner 1897 von 19,232.449 auf 20,351.448, also nur um 5·82%, während in derselben Zeit die katholische Bevölkerung von 10,252.818 auf 10,999.505, also um 7·28% gewachsen ist; und im Königreich Sachsen fand nach den Mittheilungen des „Kalenders und statistischen Jahrbuches für das Königreich Sachsen für 1898“, Seite 51, von 1890—1895 eine Zunahme der Lutheraner um 8·2%, der Katholiken um 9·2% und eine Abnahme der Reformierten um 12% statt, während in der vorhergehenden Periode 1885—1890 die Zunahme der Katholiken sogar 47·8%, der Lutheraner 8·9%, der Reformierten 18% betragen hatte. Also in den beiden größten evangelischen Staaten Deutschlands ein siegreiches Vordringen des Katholicismus.

In Köln sollen 1894 322 Katholiken übergetreten sein. Nach den amtlichen „Statistischen Mittheilungen aus den deutschen evangelischen Landeskirchen“ sind aber in diesem Jahre in der ganzen Rheinprovinz, die über 3½ Millionen Katholiken

zählt, nur 362 evangelisch geworden; sollen davon wirklich 322 auf die Stadt Köln allein mit ihren 260.000 katholischen Einwohnern kommen und auf die $3\frac{1}{3}$ Millionen der Provinz nur 40? Also ist auch wohl diese Zahl falsch. Über die Vermehrung der Bevölkerung der Erzdiöcese Köln geben die genannten Veröffentlichungen der amtlichen statistischen Bureaus keine Auskunft, wohl aber für die Rheinprovinz, deren größten Theil ja diese Erzdiöcese ausmacht, und zwar in der „Statistik des Deutschen Reiches", neue Folge, Band 68, für die Jahre 1871—1890. Darnach vermehrte sich die katholische Bevölkerung dieser Provinz in diesen Jahren von 2,628.173 auf 3,351.864, also etwa um 27%, die evangelische von 906,867 auf 1,295.673, also um etwa 43%, mithin lange nicht um das Doppelte.

Wie in diesen Zahlen, so irrt P. Müller auch hinsichtlich der unehelichen Geburten (siehe Seite 286 unten). „Statistisch erwiesen" ist zum Beispiel für das Jahr 1896 die Zahl der unehelichen Kinder für das katholische Bayern mit 14·3% der Geburten (für Oberbayern, das fast rein katholisch ist, 1897 sogar 20·1%, für die überwiegend evangelische Pfalz nur 6·7%), für das fast rein evangelische Sachsen 13%, und für das überwiegend evangelische Preußen nur 7·9%, für das überwiegend katholische Baden 8·3%.

Ebenso ungenau wie über die confessionelle Statistik ist Pfarrer Müller über den Evangelischen Bund unterrichtet (Seite 289 und 290). Dessen Programm vom 15. Jänner 1887 lautet:

„Der Evangelische Bund bekennt sich zu Jesu Christo, dem eingeborenen Sohne Gottes, als dem alleinigen Mittler des Heils, und zu den Grundsätzen der Reformation.

Die Aufgabe des Bundes ist eine zweiseitige. Er will im Kampfe gegen die wachsende Macht Roms die evangelischen Interessen auf allen Gebieten wahren, der Beeinträchtigung derselben durch Wort und Schrift entgegentreten, dagegen allen Bestrebungen wahrer Katholicität und christlicher Freiheit im Schoße der katholischen Kirche die Hand reichen. — Er will andererseits gegenüber dem Indifferentismus und Materialismus der Zeit das christlich-evangelische Gemeindebewußtsein stärken, gegenüber dem lähmenden Parteitreiben den innerkirchlichen Frieden pflegen, gegenüber der landeskirchlichen Getheiltheit des evangelischen Deutschlands die Wechselbeziehungen zwischen den Angehörigen der einzelnen Landeskirchen beleben und mehren."

Aus dem ersten dieser Sätze geht klar hervor, daß der Bund doch einen positiven Halt hat, denn etwas Positiveres als die Person Jesu Christi, des Sohnes Gottes, gibt es im christlichen Leben und in christlicher Lehre nicht, und der folgende Satz zeugt auch nicht von Haß gegen die „Mutterkirche". Der Bund erkennt alles wahrhaft Christkatholische an, er bekämpft nur das Ultramontan-Politische. Daher schrieb denn auch im October 1898 der altkatholische Bischof Weber der Generalversammlung des Bundes als Begrüßung:

„Meine besten Wünsche werden die in Magdeburg gepflogenen Verhandlungen begleiten. Die Bekämpfung und Unschädlichmachung des Ultramontanismus ist das große, gemeinsame Ziel, welches die Bestrebungen des Evangelischen Bundes mit denen der von mir geleiteten Kirche verbindet." — Im Altkatholicismus sieht der Evangelische Bund im wesentlichen den Weg zu dem vom Heimgärtner sowohl, wie von allen anderen wahren Christen beider Confessionen so sehnlichst erhofften endlichen Gottesfrieden zwischen den beiden Kirchen. Möge auch Pfarrer Josef Müller diesen Weg finden; denn mit dem Reformkatholicismus wird er in Rom ebensowenig, wie Professor Schell aus Würzburg Anklang finden, dessen Werke jetzt auf den Index verbotener Bücher gekommen sind. — Behüt' Gott! H. N.

Bücher.

Selbstanzeigen!

Der „Heimgarten“ zeigt alle ihm eingeschickten neuen Bücher an; besprechen aber kann er nicht alle, und es kommt bei flüchtigen Besprechungen, die im Drange der Arbeit, oft ohne Freude und Stimmung gemacht werden, auch nicht viel heraus. Der „Heimgarten“ hat keine Pflicht hiezu, er ist keine Literaturzeitung. Wem jedoch daran liegt, dass sein neues Buch den Heimgartenlesern nahegerückt wird, der soll uns das Buch und darüber eine Selbstanzeige einschicken, die wir dann wo möglich abdrucken können. Die Selbstanzeige muß ganz kurz sein und in gedrängtester und klarster Form das Werk und seine besondere Eigenart charakterisieren. Der Verfasser kennt sein Buch am besten. Dass er sein Werk nicht selbst loben wird, ist wohl vorausgesetzt, er hat es inhaltlich mit wenigen Zeilen zu kennzeichnen, oder ganz knapp zu sagen, was er damit wollte. Wäre eine solche Selbstanzeige zu lang und plaudersam, so könnte sie in der Redaction gar nicht gelesen, geschweige gedruckt werden. Der „Heimgarten“ hat für Bücher nur wenig Raum, und möchte doch gern wenigstens die bedeutenderen Erscheinungen seinen Lesern vor Augen führen.

Die Redaction.

Ein Sänger des Odenwaldes.

Karl Schäfer, der deutsche Dichter und Sänger des Odenwaldes, begeht am 13. Mai d. J. seinen fünfzigjährigen Geburtstag. Der „Heimgarten“ führt den rheinischen Poeten seinen Lesern umso lieber vor Augen, als dieser bei jeder Gelegenheit Österreich-Ungarn hochgehalten und in begeisterten Tönen besungen hat. Wie warm und wohlthuend klang im Juni 1894 sein Gruß an „Österreich-Ungarn“ aus der Festzeitung für das deutsche Bundesschießen zu Mainz in die Herzen der deutschösterreichischen Schützen!

O Österreich, du Bruderland,
Drin Liebe pflegt der Treue Samen,
Dir schallt ein Gruß vom Rheinesstrand
Im gold'nen Mainz in Deutschlands Namen.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Die Linke führt des Segens Pflug,
Das stolze Schwert ruht in der Rechten.

Germanensöhne, stark an Kraft,
Begrüßen dich auf Mund und Stirne.
Das ist ein Tag, der Großes schafft,
Vom Sund bis hin zur Alpenfirne.
Die Donau schäumt aus Schilf und Ried,
Die Mosel grüßt der Moldau Fluten;
Vom Niederwalde steigt ein Lied
Zum Himmel auf in Flammengluten.

Der Leitha Wogen klingen mit,
Die Maros klingt in Ungarnsachsen.
Du Land, das mit uns stritt und litt,
Wie eng bist du mit uns verwachsen!
Das Volk des Hofer kommt zum Rhein,
Alldeutschland grüßt es voll Entzücken;
Im Becher glüht der Feuerwein,
Mit Rosen wollen wir es schmücken!

Karl Schäfer ist ein Kind des Volkes. In einer einfachen Dorfschmiede zu Brensbach im hessischen Odenwalde stand seine Wiege. Die Eindrücke, die die wildschöne Gebirgsnatur seiner Heimat auf das empfängliche Gemüth des Knaben machte, bilden den Grundton aller seiner Lieder und Geschichten. Dazu kam der tiefe und nachhaltige Einfluß, den seine fromme Mutter auf ihn ausübte. Auf ihren Wunsch widmete er sich nach seinem Austritt aus der Dorfschule dem Lehrerberufe, besuchte von Ostern 1866 bis 1868 das Lehrerseminar zu Friedberg in Hessen, verwaltete Schulstellen zu Hüttenthal und Klein-Karben und wirkt seit April 1871 an einer städtischen Mädchenschule zu Darmstadt. In der schönen hessischen Residenz fand seine dichterische Begabung reiche Nahrung und Anregung. Er hörte in freien Stunden jahrelang an der technischen Hochschule daselbst über Geschichte und Literatur die anziehenden Vorlesungen Otto Roquettes, des Dichters von „Waldmeisters Brautfahrt“. Mit dem Componisten Friedrich von Flotow und dessen Familie wurde er bekannt und befreundet. Seine Lieder und Balladen, die ein Gemeingut des hessischen Volkes und vielfach in Musik gesetzt wurden, liegen in den „Heidersosen“ (Darmstadt, Schlapp) in dritter Auflage vor. Nach den „Heidersosen“ erschien sein prächtiges Epos: „Der Falkner von Rodenstein. Ein Sang aus dem Odenwalde“ (Darmstadt, Schlapp), dem 1897 der große historische

Roman, wohl das bedeutendste Buch aus Schäfers Feder, folgte: „Der Einsiedler von Auerbach. Roman aus der Zeit Karls des Großen“ (Darmstadt, Müller und Rühle). In demselben Verlage erschien letzte Weihnachten der erste Band seiner: „Odenwaldgeschichten“, vier kernige, fesselnde Erzählungen enthaltend. Obgleich Karl Schäfers Muse sein deutsches Vaterland, insbesondere seine Heimat, den Odenwald, vor allem anderen preist, so besang er doch auch in seinen Liedern mit Jubel und inniger Herzenswärme ein Stück österreichischer Erde, das schöne Tirol, das er alljährlich, überall von Freunden freudig begrüßt, mit Rucksack und Alpenstock durchwandert:

Gruß an Tirol.

O sei gegrüßt mit Jubel,
Tirol, du Bruderland,
Wo deutsche Herzen schlagen
In Treue stammvermandt.
Auf Wanderwegen voller Lust
Sink' selig ich an deine Brust.
O sei gegrüßt mit Jubel,
Tirol, du Bruderland!

Zur Freiheit deiner Berge,
Die bleibt in Sturm und Nacht,
Zog mich vom deutschen Rhyne
Der Sehnsucht stille Macht.
Mag wechseln auch der Menschen Bahn,
Ich bin auf ewig zugethan
Der Freiheit deiner Berge,
Die bleibt in Sturm und Nacht.

In deines Volkes Mitte,
Das einen Hofer schuf,
Darf neu mein Herz vergessen,
Die Sorgen im Beruf.
Bei Almenrausch und Edelweiß
Erblüht mein Glück, des Wanderns Preis,
In deines Volkes Mitte,
Das einen Hofer schuf.

Wie lacht im Sommerfrieden
Auf dich des Himmels Blau!
Wie winkt in reinen Lüften
Der Firnen Wunderbau!
Gyanen schimmern aus dem Korn,
Der Wildbach schäumt, es blüht der Dorn.
Wie lacht im Sommerfrieden
Auf dich des Himmels Blau!

Von Matten und von Auen
Schallt deutscher Lieder Gruß,
Als sei in Heimatgauen
Gewandert froh mein Fuß.
Mir pocht das Herz, mir schwillt der Muth,
Ich schwinge jauchzend meinen Hut.
Von Matten und von Auen
Schallt deutscher Lieder Gruß.

O stolze Felsenzinnen!
O wilder Blumenflor!
Durch Wald und Alpenrosen
Stieg fröhlich ich empor.
Verschwindend lag der Thäler Grund,
Ich stand in treuer Freunde Bund.
O stolze Felsenzinnen!
O wilder Blumenflor!

Gott grüß' dich, schöne Erde,
Du theures Bruderland!
Altdeutschland bleibt in Liebe
Dir ewig zugewandt.
Hoch Österreich! Hoch Land Tirol,
Der Treue leuchtendes Symbol.
Gott grüß' dich, schöne Erde,
Du theures Bruderland!

Geschrieben in der „Rose“ zu Sterzing am Brenner.
18. Juli 1895.

Heimat. Schweizer Novellen von G. von Berlepsch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Für den Freund volksthümlicher Erzählungen ist es ein kleines Ereignis, wenn von G. von Berlepsch ein neues Buch erscheint. Und besonders diesmal, wo sie in die Erde ihrer Heimat greift, in die Erde der Schweiz. Es gibt in der Literatur nichts Undankbareres, als schweizerische Bauerngeschichten zu schreiben, weil Gotthelf der Große keinen neben sich duldet. Diese fünf Erzählungen stehen soweit auf modernem Boden, daß der Vergleich sich nicht aufdrängt und sie in ihrer Art vorzüglich genannt werden dürfen. M.

Der Materialismus vor dem Richterstuhl der Wissenschaft, den Gebildeten aller Stände dargeboten von Theodor Menzi. (Zürich. Friedrich Schulthess. 1898.)

Der Materialismus gehört der Naturforschung an, und nicht der Philosophie. Der Materialismus als Philosophie ist ein Unding. Sobald der Materialist philosophiert, begibt er sich selbst ins Reich, das er bekämpft, denn die Philosophie gehört ins Gebiet des Idealismus. Das Zwitterding hat sich denn auch bald überlebt, die Religionsstürmerei der sogenannten Materialisten hat aufgehört und das religiöse Bewußtsein steht heute dort, wo es vor Darwin, Häckel. Büchner u. s. w. gestanden — nur daß es seither in der Theorie noch verknöcherter, in der Empfindung aber lebendiger geworden ist. Ich habe mir aus dem Materialismus nie viel gemacht, so scharf er die Ellbogen links und rechts ausgespitzt hat, um Gott zu verdrängen. Mein Gott hatte noch Platz genug. Daß die Naturforschung das Christenthum gefährden oder gar aufheben könnte, habe ich nie befürchtet. Wenn die materialistische Entstehungs- oder Entwickelungslehre mit der Genesis des „Alten Testaments“ nicht stimmte, so ließ ich mir darüber kein graues Haar wachsen; für mich Christen ist die hebräische Bibel kein Dogma, eher ein verwirrendes Anhängsel. Sie war die Wiege des Christenthums; doch wer groß geworden ist, der braucht keine Wiege mehr. — Also die Forschung als solche ist dem Gottesbegriffe nicht gefährlich. Der philosophierende Materialismus aber ist nichtig und wird durch die oben angeführte Schrift von Theodor Menzi auch formell abgethan. Der Verfasser beleuchtet die von Pfaffen des Materialismus aufgestellten Dogmen von der Materie, den Atomen, von Kraft und Stoff, bezeichnet die Stellung der Naturwissenschaft zu den Hypothesen des Materialismus und behandelt das Verhältnis des Materialismus zur organischen und zur geistigen Welt. Endlich, da der Materialismus zum Tempel des Idealen hinausgetrieben ist, hebt der Verfasser in den Ab-

schnitten das Selbstbewußtsein, die Selbstbestimmung und das Gottesbewußtsein unserer Seele zu den lichten Höhen der Ethik. M.

Warum Heinrich von Kleist nach Würzburg reiste. Im Jahre 1800 hat Kleist von Berlin aus eine Reise nach Würzburg gemacht und sich einige Monate dort aufgehalten, ohne daß man weiß warum. Die Literaturforscher konnten darob natürlich nicht schlafen und sind auf allerlei Muthmaßungen gekommen, was denn um des Himmelswillen der Mann in Würzburg zu thun gehabt hat. Eine politische Mission? Eine Schuld eincassieren? Eine Vergnügungsreise? Den Andeutungen nach, die sich in Kleists Briefen an seine Braut finden, wäre es etwas sehr Sonderbares und Geheimnisvolles gewesen, etwas, das sie selber nicht wissen, nicht verstehen durfte. Man rieth denn auf die wunderlichsten Dinge, es stimmte aber nicht, und die Noth der Gelehrten war groß. Und nun kommt Max Morris aus Berlin daher, schreibt ein Büchlein: Heinrich von Kleists Reise nach Würzburg (Berlin. Konrad Skopnik. 1899), und da drin steht's haarscharf, was Kleist 1800 in Würzburg gemacht hat. Wer das nothwendig wissen muß, soll sich das Schriftchen sofort kommen lassen. Ist es nicht unbedingt nothwendig, so soll er's lieber nicht thun. K.

Die Stellung und Erziehung der Frau zur Ehe. (Wien. Josef Dietl.)

Eine Broschüre, die mit bewundernswertem Muthe und Schärfe die mitlichen Zustände und Auswüchse der bürgerlichen und proletarischen Ehe schildert. Die Verfasserin zieht rückhaltlos die Consequenzen aus ihren Erfahrungen und reichen Studien, indem sie, nicht wie andere Frauen des gebildeten Bürgerstandes, aus deren Kreisen sie stammt, allerlei kleine Rathschläge zur Abänderung gibt, sondern nur von einer neuen Gesellschaftsordnung die Hebung der Übel in der Ehe erwartet. V.

Heinrich Seidels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in dreiundfünzig Lieferungen, alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cottas Buchhandlung Nachfolger.)

Heinrich Seidel hat in seinen erzählenden Dichtungen Typen geschaffen, die unserem Volk ans Herz gewachsen sind. Jedermann kennt und schätzt seine liebenswürdigen Sonderlinge, die ihr stilles Glück im kleinen Kreise, in engen Verhältnissen hegen und bewahren, die mit ihrem innigen Gemüthsleben gegen alle Dürftigkeiten und Dunkelheiten des Daseins siegreich Stich halten. Die neue Ausgabe wird sieben Bände bilden, in deren erstem sämmtliche, bisher in verschiedenen Bänden zerstreut gewesenen „Leberecht Hühnchen-Erzählungen" zusammengefaßt werden sollen. Vielen wird es auch willkommen sein, daß für den Druck deutsche Schrift gewählt worden ist, während Seidels Werke bisher geschmackloserweise in lateinischer Schrift erschienen sind. V.

Was ist gute Lectüre? Ein populärer Vortrag von Eberhard Vischer. (Basel. R. Reich. 1899.)

Die Frage ist kurz und populär behandelt, und zwar mehr principiell als praktisch, für Erzieher, Schul- und Volksbibliothekare zu empfehlen. M.

Herzenstöne. Lyrische Gedicht von Bruno Stephan. (Berlin. S. Baum, Prinzenstraße 22.)

Der Herausgeber dieses Büchleins Dr. Jaworski erzählt uns in der Einleitung, daß der Verfasser außer einer polnischer Dorfschule kein geistige Ausbildung genossen hat und gegenwärtig in Berlin das ehrsame Schneidergewerbe betreibt. Um so auffallender ist die zumeist richtige Form, in der der Mann seine vornehmen Gedanken ausdrückt und ein tiefes Gemüth offenbart. Wir bieten aus dem anheimelnden Büchlein zwei Beispiele.

Wann und warum ich die Reichen beneide.

Nicht neid' ich euch um all die Pracht, die euch umgibt,
Nicht um Palast und wollig weiche, seidene Kissen,
Nicht um der Perlen und Brillantenzier,
Die schimmernd ihre Strahlen werfen. Sie sind
Zu schwer; ich fühle mich zu schwach, die Last zu tragen,
Nicht darum, daß ihr hochgeehrt und jeder neigt
Das Haupt und beugt das Knie, daß einem
Gotte gleich ihr gnädig seid, wo jedem Menschen
Pflicht steht mahnend streng, zur Seite. —
Es ist sehr leicht das Herz geleert, und manchem
Schürt's die Höll' in seinem Busen. Wie soll
Da Neid ich fühlen, wie? wo Mitleid sich gebürt?
Jedoch wenn bittend naht sich eine arme — arme Waise,
Von Kummer bleich, den Leib nur knapp umhüllet,
Und mir war's nicht vergönnt, das Weh zu lindern,
Dann hab' ich stets den Reichen sehr beneidet.
Wenn Nacht durchwacht am Morgen schwach und müd'
Ein Vater bat für seine theuern Lieben,
Und mir, dem selbst die Sorg' hielt vor der Thüre Wach',
Ward nicht das Glück zu theilen heut' beschieden,
Da wurde mir so weh um's Herz, ich fühlte,
Wie brennend heiß der Neid in meinem Busen wühlte.
Wenn stehend kam die Frau mit aufgehobenen Händen,
Des Mannes Schuld bekennt, doch bittet für die armen
Kinder,
Die frierend unterm freien Himmel schmachten,
Von rauher Hand ganz herzlos ausgestoßen,
Dann hab' die Armut ich zu schwer empfunden.
Und wenn ich denk', welch Glück mein Herz empfand,
Als ich ein armes Kind mit selbst gefliehenen Kleidern
konnte schmücken,
Da es zum Tisch des Herrn als Erstling war geladen,
Da sagt's mir mein Empfinden: Der Reichthum kann
beglücken.

Wenn schon die kleine Liebesthat
Das thränenvolle Aug' in heit'ren Glanz verwandelt
Und mir den Himmel schuf in meinem Busen,
Wie viel könnt' ihr da kosten durch die Liebesspenden
Der wahren Freud' und seligen Himmelsluft!

* * *

Ein unweiblich Wort.

Ach die Bäckchen so roth,
Und die Löckchen so kraus,
Und der Busen so voll,
Daß das Herz heiß mir schwoll.

Ja, die Händchen so zart
Und die Äuglein so blau
Und die Blicke so heiß
Und die Zähnchen so weiß.

Aber plötzlich, o weh!
That ihr Mündchen sich auf.
Und der Zauber war fort
Durch ein unweiblich Wort

Rummelshausner Lieder. Von R. Hawel. (Wien. Verlag der freien deutschen Schule. 1899.)

Burschikose Zecherweisen,
Wer euch liebt, der soll euch preisen,
Herzenswarme Liebeslieder
Hört man immer gerne wieder. M.

Das Trauringlein. Märchen in Versen von Anton Pfliegl. (E. Pierson. Dresden. 1899.)

Ein schöner Leid- und Minnegesang, für frauliche Leser besonders empfehlenswert.
M.

Eine wohlfeile Goethe-Biographie hat der Reclam'sche Verlag soeben auf den Büchermarkt gebracht. Sie erschien als 2. Band der Dichterbiographien der Universal-Bibliothek und hat den Schriftsteller Jul. R. Haarhaus zum Verfasser. Das Werk bietet ein treues Bild des reichen Lebens des Altmeisters, dessen Entwicklungsgang unter eingehender Berücksichtigung seiner Schriften dargelegt ist.
V.

Büchereinlauf.

Jahresringe. Novellen und Erzählungen von Josef Wichner. (Wien. Heinrich Kirsch. 1899.)

Durch Nacht zum Licht. Drama in drei Aufzügen von Dr. G. Samtleben. (Münden. Reinhold Werther. 1899.)

Verlag E. Pierson, Dresden, 1899:

Mohnblüten. Gedichte von Ernst Guntram.

Gedichte von H. Hermann.

Deutsche Dichtung. Herausgegeben von Karl Weiß jun.

Gedichte von Karl Maria Heidt (Großenhain. Baumert & Ronge.)

Auf rother Erde. Gedichte aus Westfalen von Karl Buschhorn. (Paderborn. C. F. M. Buschhorn. 1899.)

Gedichte von Johannette Lein. Mit einem Geleitworte von Alfred Bock. (Gießen. J. Ricker.)

Im Rauschen der Eichen. Sturm- und Trutzlieder von Emil Reffel. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

„Oskara." Uralte Lieder in frischem Duft und Ton von Theodor Wranitzky. (Trebitsch, Mähren.)

Friedrich Spielhagen, dem Meister des deutschen Romans zu seinem siebzigsten Geburtstage von Freunden und Jüngern gewidmet. (Leipzig. L. Staackmann. 1899.)

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Professor Dr. O. Weise. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Gefallene Mädchen und die Frauenforderung: „Gleiches moralisches Recht für beide Geschlechter" von Karl Theodor Schulz-Dresden. (Berlin-Friedrichshagen. E. Tristler & Co. 1899.)

Der Staat und seine Diener. Das Staatsdienerelend in Wort und Zahl von Hans Resel. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Die neue deutsche Colonisation in Posen und Westpreußen. Von Dr. M. Gehre. (Großenhain. Arthur Hentze. 1899.)

Das Erziehungshaus Sophienhöhe bei Jena. Von J. Trüper. (Langensalza. H. Beyer & Söhne.)

Der Steiermärkische Thierschutz-Verein. Seine Ziele und sein Wirken, dargestellt im Berichte für das Jahr 1898. (Centralstelle in Graz, Fliegenplatz 5.)

Geschichte der Wiener Revolution 1848, volksthümlich dargestellt von Maximilian Bach. Mit vielen hundert, gekreu nach Originalien aus der Revolutionszeit reproducierten Abbildungen, Karten und Plänen. (Wiener Volksbuchhandlung.)

Bewegungsspiele in Einzelbeschreibungen für Schüler und Studierende, für Turner und Ausflügler, wie für Familien und gesellige Kreise. Herausgegeben von Karl Schwalm. In Heften. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn. 1898.)

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. (Leipzig. E. Kempe.)

Postkarten des „Heimgarten“.

W. J., Leipzig: Jene Strömung gegen die Moral ist sehr verächtlich, weil sie impotent ist und nichts aufzustellen hat für das, was sie zerstören will. Lesen Sie zu wahrer Erquickung des Rudolf Euckens Aufsatz: „Ein Wort zur Ehrenrettung der Moral“ in der „Deutschen Rundschau“, Märzheft 1899. Auch die prächtige Abführung des Demagogen Reinhold von Karl Jentsch in den „Grenzboten“, Februarhefte 7 und 8, gehört hierher.

St. J., Wien: Prophezeien Sie nur darauf los. Schlimmes vorherzusagen ist immer dankbar. Trifft es ein, so hat man recht; trifft es nicht ein, um so besser.

J. K., Reutlischein: Deutsche illustrierte Zeitschriften sahen wir seit dreißig Jahren manche entstehen und — vergehen. Es kommt bei solchen Blättern doch darauf an, mit denen im Reiche zu concurrieren, und darauf, dass die Deutschen draußen unsere österreichische Zeitschrift lesen würden, wie wir Österreicher die deutschen lesen. Das ist aber nicht, und die österreichischen Deutschen lassen das Unternehmen im Stiche — ganz sicherlich. Ist doch der in Österreich lebende Schriftsteller sehr auf die Buchhändler und Leser im Reiche angewiesen. Und die Literatur hat gottlob noch keine Grenzpfähle. Eine illustrierte deutsche Familienzeitschrift in Ihrem Sinne würde sich in Österreich vielleicht doch behaupten, wenn s e h r viel Geld vorhanden wäre. Das Wörtchen „sehr“ doppelt unterstrichen. An geistigen Kräften würde es kaum fehlen, in Österreich gibt es mehr Geist als Geld. Die Regierung müsste, um ein großes vaterländisches Unternehmen möglich zu machen, Geld hergeben, anstatt den Geist zu unterdrücken. — Ein einziger Blick auf unsere Censurverhältnisse zeigt, warum die Geister auswandern.

W. J. K., Graz: Die Volksabstimmung bei der Ausstellung für häusliche Kunst in Graz hat wieder einmal die große Kluft gezeigt, die in Kunstsachen zwischen Volksmeinung und Fachkritik besteht. Die Kritik hätte ganz andere Gegenstände ausgezeichnet, als es das Publicum gethan, hätte die vom Publicum hervorgehobenen Gegenstände zum Theile vielleicht geradezu verworfen. Übrigens genießt gerade die Grazer Kritik mit Recht das Vertrauen des Publicums, und wenn sie in der Kunstentwickelung auch neue Richtungen begünstigt, so ist das nur ein Vorzug.

* Aus Elsass schreibt man uns, dass es dort mit der Sprachenfrage ganz ähnlich gehe, wie bei uns in Österreich, dass aber die elsässischen Deutschen den tiefen Wert der deutschen Sprache und ihrer Literatur besser zu würdigen scheinen, als die Deutschen in Österreich. Dieses Bewusstsein sei nöthig; politische Beweggründe allein seien in dem Kampfe nicht nachhaltig genug, u u r in der l e i d e n s c h a f t l i c h e n L i e b e z u r d e u t s c h e n S p r a c h e u n d i h r e n S c h ä t z e n l i e g e d e r S i e g.

H. F., Graz: Sie sagen, Steiermark könne nur als Industrieland blühen. Gut. Als Industrieland würde es haben etwa fünfzig Millionäre, hunderttausend mäßig Vermögende und eine Million arme Teufel, die keine Bodenständigkeit, keine Zufriedenheit haben und dem Bestehenden eine stete Gefahr wären. Und das nennen Sie „blühen“!

F., Leibnitz: Über einen Bienenstock würde ich anstatt allen poetischen Beiwerks den Spruch schreiben: „Hochschule für Fleiß und Sparsamkeit.“

M. L., Wien: Von Franz Keim ist bei Karl Graeser in Wien eine neue einheitliche Ausgabe erschienen, in der Sie seine Dramen, also auch das „Die Spinnerin am Kreuz“ finden. Eine Vertiefung in diesen Dichter schadet niemandem und wäre besonders unseren Kritikern zu empfehlen. Denn das Verbrechen, ein h e i m i s c h e r Dichter zu sein, wird am Ende doch durch vorzügliche Leistungen gesühnt werden können.

S. F., Luzern: Der „Erdsegen“ erscheint neubearbeitet zum nächsten Herbste in Leipzig als Buchausgabe.

H. F., Wien: Von Gedichten wegen Raummangels nur ein paar. — Grazer Schreibkalender: Leykam.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Der Unkrott und seine Hani.

Eins aus dem Leben der Gegenwart.

Beim schönen Irnhardthof in der Irrsen, wie war es da oft lustig gewesen! Der alte fleißige Irnhardt war mit keiner Heu- oder Kornfuhr in den Hof gefahren, ohne dass ein barfüßiges Nachbarsknäbel dran hieng, das sich auf solchem Fahrzeug in das Haus einschmuggelte, wo es Butter und Honig zu schlecken gab. Da waren die Leute alle so lustig, sei es bei der Arbeit oder am Feierabend, wenn die Sonne roth auf den Dachgiebel schien, auf den Kirschbäumen pfeifende und schnabulierende Burschen wuchsen und den Mädeln, die unten auf dem Rasen saßen, purpurrothe Träublein mit frischem Laub herabwarfen. Und als eines Abends wieder die Kornfuhr in den Stadel rollte, rutschte von der hohen Garbenschichte der kleine Waldbauernbub herab und die Großdirn konnte noch früh genug ihre Schürze spannen, um ihn aufzufangen.

„Leut'!" rief sie aus, „da hab' ich einen Heuschreck gefangen. Was heben wir denn an mit ihm?"

Gab der Weidknecht den Rath: „Die Haxeln ausreißen. Heuschreckhaxeln sind so viel gut."

Hierauf die Irnhardtbäuerin: „Dazu wird er halt zu mager sein, wir wollen ihn erst ein bissel füttern!“ Und kam mit einem Stück Butterbrot.

So gab es immer was Anmuthiges in diesem Hofe, er war voller Leben überall und die Arche Noahs konnte an Kälbern, Schafen, Ziegen, Ferkeln, Hühnern, Kaninchen nicht mehr gesegnet sein als dieses frohe Haus, und die Irnhardtleute waren ehrengeachtet im ganzen Irrsenthal, und die Wirtin zu Fischbach deckte den Tisch mit Silberbesteck, wenn manchmal am Sonntag der Irnhardtner angefahren kam mit seinem Steirerwäglein. —

Und wie nun der damalige Waldbauernbub als bejahrter Mann einmal ins Hochthal gekommen war, verlangte es ihn, den alten Irnhardthof wieder zu sehen, der hinter dem Bache auf breitem Hügel unter Laubbäumen so behäbig dagestanden.

Da stand er nun freilich noch, aber wie? Ich habe es die langen Jahre her gewohnt werden müssen, schöne große Bauernhöfe in Einöden als armselig verfallende Ruinen wieder zu finden — das Dach zerzaust und durchlöchert, die braunen Holzwände einsinkend und überwuchert von Struppwerk oder gar nur mehr ein Steinhäuflein vorhanden, wo einst jahrhundertelang der Küchenherd mit der munter prasselnden Flamme gewesen. Ganz anders sah es um den Irnhardthof aus. Über seinen ganzen Bereich lag nicht bloß eine schwere Einsamkeit. Im schütteren Kiefernwald, wo unter Eichhörnchen und Eidechsen einst jubelnde Kinder Preiselbeeren gesammelt, war nichts als verkrüppeltes und verwittertes Gezwerge mit langen Bärten, und welkendes Heidekraut. Keine Beere, kein Pilz, kein funkelnder Käfer. Das Feld daneben hatte reifes Korn, aber alle Halme waren gebrochen wie die Glieder eines geräderten Missethäters. Auf den Kirschbäumen begannen die Äste zu dorren, selbst die noch grünen Zweige trugen kein einzig Kirschlein, weder ein rothes noch ein schwarzes. Der Hausbrunnen im Hofe war versumpft und tröpfelte nur träge in den breiten Trog. Haus und Ställe waren so gut erhalten, als ob sie erst gestern verlassen worden wären. Thür und Thor standen offen, nur das Wohnhaus war verschlossen und an die Thür ein Zettel genagelt: „Hier ist verspirt, Schlisel beim Gemeinrichter.“ — Anscheinend half das Schloss nicht viel, denn im Dache waren Bretter ausgehoben und ein Blick durch das vergitterte Fenster zeigte, dass drinn Unberufene nach Wertsachen gesucht hatten. Was nicht nagelfest gewesen, war fort, aus den offenen Kästen und Läden war unbrauchbarer Wust in der Stube umher gestreut und an der Wand standen mit Kohle geschriebene Diebszeichen.

Ich war fast lahm vor Verblüffung. Was ist da geschehen? Das ist kein gewöhnliches Abgehaustsein, da ist was anderes dahinter. Ich

verließ die öde, lautlose Stätte und weiter oben setzte ich mich auf einen Steinhaufen. Ganz arm und gebrochen kam ich mir vor, dass auch dieses Jugendidyll dahin war. Müssen sie denn alle verblassen und in den Sumpf einer unseligen Wirklichkeit versinken, die sonnigen Bilder aus fernen Zeiten? Muss uns denn vor unserem trostlosen Hinsiechen noch die Gewissheit werden, dass von den kümmerlich in der Erinnerung geretteten Jugendfreuden keine, keine einzige echt ist?

„Gelt, da schauts aus!" rief hinter mir jemand mit einer quatschigen breiten Stimme, wie sie aus zahnlosem Munde kommt.

So ein Waldmensch, ein Ameisler oder Pechschaber, oder beides. Sein Buckelkorb, unter den er just den Stecken gestützt hatte, war mit dürren Reisignadeln bespickt, schien aber leer zu sein. Er zog das hübsch glatt geschorene runde Gesicht auseinander, es schien ihm Spass zu machen, dass er mit seinem plötzlichen Auftauchen einen erschreckt hatte.

„Seid Ihr leicht auch gekommen ein bissl nachschauen?" fragte er glatt hin, „man kann aber nit hinein, wer nit beim Dach durchkrauchen will. 's Bessere ist auch schon verschleppt."

Da ich ihn ohnehin nicht eigentlich verstand, so wurde die Bemerkung fallen gelassen; meine Frage war nach den Irnhardtleuten.

Er legte fromm die Hände in einander und sagte fast seufzend: „Mein Gott, die Irnhardtleute! Da thät's freilich anders ausschauen, wenn die noch auf diesem Haus wären! Die Alten sind weggestorben, die Jungen haben sich um ein besseres Stückel Welt umgethan. Im Miesserthal, oder wo, Fabriksarbeiter oder was. Ich weiß nit."

„Und hatten dieses Haus allein stehen lassen?"

„Ah das nit. Sie nicht. Werden es wohl verkauft haben. Der Unkrott hat's ihnen halt abgekauft. Ist auch schon zwanzig, fünfundzwanzig Jahr', oder was. Mein Göttel, da wär' viel zu sagen."

Der Mann hatte sich nachher neben mich auf den Steinhaufen niedergelassen und auf ein paar Hin- und Herreden angefangen, mir die Geschichte vom Unkrott zu erzählen. — Lange habe ich sie seither schweigend in mir herumgetragen, denn es thut weh, so niederträchtige Sachen weiter zu sagen, wie von diesem dummen Unkrott und seiner schlechten Menschin. Weil aber nichts Gutes wachsen kann, solange das Schlechte nicht abgeräumt ist, so muss man doch den Unrath hinausschaffen. Vielleicht kann es manchem, der etwa auf derselben Straßen niederwärts zu gleiten in Gefahr ist, zur guten Wendung sein. Mein Waldmensch auf dem Steinhaufen hat's etwas sprunghaft gemacht, so will auch ich es versuchen, in seiner Art mit großen Schritten über den Sumpf hinwegzukommen.

Vor so und so viel Jahren war aus dem Sunk herüber ein Bauer mit seinem jungen Weibe gekommen und hatte nach dem Tode

der alten Irnhardtleute den Irnhardthof gekauft. Bar ausgezahlt, heißt es, und schier fürnehm angefangen zu wirtschaften. Nur war das Weib schier zu fein und kleber für den derben Bauernhof und seinen Herrn. Da war eines Abends ein fremdes Mädel ins Haus gekommen, barfuß und mit einem Handbündel am Stecken, wie vacierende Burschen gehen.

Ob sie in Irnhardthof nicht eine Magd thäten brauchen? Der Bauer schaut sie an und denkt: Ein fester Brocken wärst, zum Arbeiten! — Und was sie Lohnes begehre? — Geldeswegen rede sie nicht, er möge übers Jahr halt geben, was sie verdient haben werde. — Da kann ich nicht leicht zu kurz kommen, denkt er und so ist sie im Hof verblieben. Wohl fleißig muss sie gearbeitet haben, denn übers Jahr und übers zweite Jahr stand es so, dass das Weib des Unkrott mit ihren zwei Kindern davon war, in Hass und Verzweiflung davongegangen.

Und an ihrer Stelle saß warm und breit die zugelaufene Magd, die dralle Hani. Jahrlohn gab's da keinen, denn sie schaffte für seine Sach' und ihre Sach'; er nannte sie gern sein herztausiges Mutzerl und verschrieb ihr aus Dankbarkeit dafür, dass sie gar so lieb mit ihm war, ein Stückel Wirtschaft ums andere, ein Stückel Vermögen ums andere. Sie nahm es nur unmuthig an, ob er denn glaube, dass es ihr nach eitel Gut gehe, wo er ihr Alles und Einziges sei auf der ganzen Welt! Vor Rührung über eine solche Liebe hub der alte Esel zu gröhlen an und verschrieb ihr noch mehr. Sein rechtmäßiges Weib lebte zwar noch in irgend einer Hütte, aber das war eine böse Person, sie that immer nur greinen und schimpfen über den Unkrott, dass er eine Untreu sei und seine Zottin was noch Schlimmeres. — Natürlich muss man eine so schlechte Creatur entgüten und enterben und alles fein schriftlich machen, dass es der lieben Hani gehört, was unter ihrer braven Mitwirtschaft erworben worden ist.

Und da war in das Haus öfter so ein Stadtzottl gekommen, ein abgekrachter Advocat, oder so was, soll gerichtliche Nachfrage nach ihm gewesen sein und kam in Flüchten so in den Irnhardthof, wo er zeitweilig sich als Knecht aufhielt, der Hani schön that und den Leuten mancherlei Schreibereien und Rechtsangelegenheiten besorgte. Dieser Mensch soll der Hani manchen Einschlag gegeben haben, von dem der Unkrott nichts erfuhr.

Und wie nach solch lieblichem Lauf der Jahre an zwei Dutzend verflossen waren, sah sich die Hani, so uneigennützig sie doch stets gewesen, als die einzige Eigenthümerin. Der Unkrott war mittlerweile grau und buckelig geworden, die noch gar lebensrüstige Hani bewies ihm ihre Dankbarkeit mit Zwetschkengeist, dem er schon früher nicht abhold gewesen war; nun fieng er an, ihn für sein Leben gern zu trinken.

Brantwein, das wird's wohl noch tragen, Alter, daſs du keinen Durſt zu leiden brauchſt, ſagte ſie gern, haſt dein Lebtag viel gearbeitet, ſo ſollſt dir jetzt wohl keinen Abbruch thun? Und kaufte ihm allwöchentlich den Fuſel maßweiſe. Der Alte aber wollte für ſo viel Güte ſeiner lieben Hani nicht erkenntlich ſein. Zwar lieben haben wollt' er ſie, ſo viel das Zeug hielt, doch verſterben wollte er nicht. Sie aber mochte mit ihrem jungen Burſchen, einem Forſtgehilfen, den ſie ſich neben ihm heimlich warm gehalten hatte, nicht gerne mehr länger zuwarten, heiratete ihn, machte ihn zum Herrn des Hofes, den ſie vom Unkrott geſchenkt bekommen hatte. Der alte Unkrott fand nun dieſe Heirat ſeiner lieben Hani weiblich keck und fieng an, im Hauſe umherzufluchen, als ob noch alles ſein eigen wäre. Da fanden die Hani und ihr junger Mann, daſs Fluchen grob Sünde ſei und ein ſchlimmes Beiſpiel für das Geſinde. Sie machten daher dem Alten tief unten im ruhigen Keller eine bequeme Liegerſtatt, ganz nahe am Fuſelfäſschen, und ſperrten, damit ihn niemand in ſeinem wohlverdienten Ruheſtand ſollte ſtören können, die eiſerne Kellerthür ab. Manchmal war der Unkrott aber doch durch das vergitterte Fenſterlein zu hören und er that faſt, als ob ihm dieſer Aufenthalt nicht recht wäre. Da kam die Hani einmal hinab, ſchleuderte ihn, den ohnehin Wankenden, zur Erde, warf einen ſchweren Pferdekotzen über ſeinen Kopf und legte ſich ſelber darauf mit ihrem breiten Leibe, um ihn mit eigen Fleiſch und Leben zu ſchützen gegen fremde Unbill. Zur Stunde ſoll eine alte Magd den Unkrott ſchreien, den Namen ſeines ehelich angetrauten Weibes ausrufen gehört haben, aber nur einmal ganz deutlich, das zweitemal halb erſtickt, und dann war es bald ſtille geworden. — An Altersſchwäche. —

Das Begräbnis des alten Unkrott ſoll wunders wie feierlich geweſen ſein, die alte Magd aber konnte den Schrei im Keller nicht verwinden, ſie hörte ihn allnächtig. Deſs klagte ſie den Hausleuten, da wurde die Hani ſehr unwirſch und fragte ſcharf, was denn mit ſolchem Gerede gemeint ſei? Ob man nicht wiſſe, was alten, immer fröſtelnden Leuten noth thue? Immereinmal ein heißes Tröpfel und warme Decken. Ob ſie nicht das Recht gehabt hätte, ihn, dem ſie alles verdanke, zu wärmen und zu ſchützen? Na, was ließ ſich denn ſagen? Höchſtens eingeſperrt könnte man werden, wegen ſo einer dummen Rederei. — Als ob nicht die alten Leute in der ganzen Welt ſtürben!

Nach dem Tode des Alten wies es ſich, daſs ein paar tauſend verfügbare Gulden vorhanden waren, und nach dieſem Gelde ſtreckten die mitlerweile herangewachſenen ehelichen Kinder des Unkrott die Hand aus. Die Entrüſtung der Hani über eine ſolche Frechheit war unermeſslich. Wie kommen dieſe Rangen dazu, ihr Eigenthum anzutaſten? Sie gieng zu den Advocaten und begann gegen die Kinder des Unkrott einen Proceſs.

Um diese Zeit war der herrische Knecht, der versprengte Rechtspraktikus, wieder gesehen worden. Der saß oft stundenlang im Stadl neben der Hani und gab ihr allerlei feine Rathschläge und faßte ihr schriftliche Eingaben ans Gericht ab, in welchen alleweil sie die Anklägerin war gegen den und gegen die, so ihren ehrlichen Namen verdächtigen oder gar ihr redliches Eigenthum anfechten wollten. Das Gericht war ihr lange willfährig gewesen, allmählich fiel es ihm aber doch auf, was denn dieses Bauernweib immer für Unfried habe und begann die Geschichten näher zu untersuchen. Der Hani ihr Knecht, Freund und dunkler Rechtsanwalt im Stadl dictierte ihr gut und sie hielt klugen Widerpart, endlich aber brach der Boden unter ihren Füßen ein, sie war überwiesen. Bei den Untersuchungen hatten sich Sachen herausgestellt, bei denen den Richtern selber die Zornadern schwollen auf der Stirn. Alles klärte sich schrecklich auf und die Hani wurde verurtheilt zu jahrelangem schweren Kerker.

Sie weinte so heftig im Gerichtssaal, daſs der Fußboden unter ihr schütterte, und als sie wieder so weit war, um sprechen zu können, war ihre demüthige Bitte, daſs man sie wenigstens auf vier Wochen lang nach Hause gehen lasse, sie müsse doch ihre paar Sachen in Ordnung bringen, damit sie — wenn einst die Unschuld mit Gotteswillen an den Tag komme — nicht ganz elend sein werde; und für allzeit zertreten, das werde sie doch auch das hohe Gericht nicht wollen. Nach abgelaufener Frist stelle sie sich ja selbst, was solle sie denn sonst machen, die Leute seien wie der Teufel auf sie und sie müsse bei solchen Umständen noch froh sein, vom Gericht in Schutz genommen zu werden.

Alsdann, die Richter sind auch nicht von Stein und die Hani nutzte ihre vier Wochen, um aus Haus, Hof und Fahrnissen kurzer Hand möglichst viel Geld zu machen. Der Hauptttheil gehört zwar den Gläubigern, aber sie versilberte, was nur immer zu versilbern war. — Als die vier Wochen vorbei waren, spähte ein Gendarm um den Irnhardthof und wunderte sich, daſs niemand daheim war. Die Leute aber erzählten, daſs sie drei Mannsbilder hätten gehen sehen, einen halbstädtischen Zottel, einen bäuerlichen schlanken mit dem Schnurrbart und einen kurzen Dicken ohne Bart, und wenn diese Reisenden auch nicht dem kürzesten Weg ins Amerika nachgefragt hätten, gesucht hätten sie ihn sicherlich. Und wären sie erst glücklich soweit, dann würde der verkrachte Advocat, der sich wahrscheinlich zum Cassenwart ernannt hatte, wohl füglich einmal an sich selber denken. —

Soviel hatte mein Ameisen- oder Pechmann gewusst und darauf noch Folgendes beigesetzt: „Pfutsch ist sie mit sammt der Hosen. Sonst hätt' man den Unkrott allein für einen Esel gehalten. Jetzt sind's andere auch. Jeder ist's, der jetzt nit zugreift da beim Hof herum. Thut's wer's

kann. Wie das Korn ist reif worden, das noch die Hani und ihr Junger angebaut haben, ist der Hagel kommen und hat gedroschen. Die Holzknecht' vom Dambachwald haben sich den besseren Eisenzeug ausgesucht, der noch im Kasten ist gewesen. Die Kohlbrunnerin hat erst gestern ein altes Spinnrad fortgetragen. . . . .

„Und Ihr geht auch mit Eurem Korb?" fragte ich.

„Weiß noch nit", antwortete er zäh, „stehlen nit, das wär' mir zu lumpig. Wenn einer aber was findet, das er brauchen kann — Nimm ich's nit, so nimmt's ein anderer."

Da ist mir denn doch unheimlich geworden in der Nähe dieser moralischen Aasstätte. Allerhand wilde Frage- und Ausrufungszeichen bäumten sich in mir auf. Mit der einen Mär ließ es sich schließlich nur so abfinden, daſs ich sie einfach nicht glaubte. Welches Gericht wird eine Canaille nach der Vernrtheilung und vor der Strafe auf freien Fuß setzen und obendrein nichts wahrnehmen, wenn das schlechte Frauenzimmer in die Hosen, und die Hosen nach Amerika verschwindet. Die liebe Hani sitzt wohl doch sicher hinter Schloſs und Riegel, sowie einst der Unkrott im Keller, nur daſs sie keinen Fusel bei sich haben dürfte. Es wäre schade, wenn sie damit ihr Leben thäte verkürzen. Der alte brave Irnhardthof wäre jedenfalls eines besseren Endes wert, als von den Raubvögeln der Gegend kahlgeplündert zu werden. Hatte der Himmel schon einen schlagkräftigen Hagel, weshalb nicht auch einen treffsicheren Blitzstrahl!

R.

Dämon Weib.

Ein Drama.

Abend im Walde.

Rula: Nein, niemals das, mein lieber, schöner Rabenbart, meinen Mann betrüge ich nicht!

Rabenbart: Und immer wieder dieser schielend' Spion, der mich eines halbverreckten Auerhahns wegen in den Kotter gebracht hat. Daſs du dich an den hast verwerfen können, du Herzmädel! Ja! Ja! Für mich bist du noch ein Mädel, und wenn du zehnmal getraut worden wärest mit diesem Giftmaul! Mein Mädel wirst du sein!

Rula: Bleib' mir vom Leibe! Hältst du mich für eine solche? da irrst du, mein Lieber. Es bleibt dabei, meinem Mann will ich treu sein, so lang' er lebt.

Rabenbart: Und dann? Ließest du dich dann von mir gern haben?

Rula: Du bist ja ein herziger Kerl.

Rabenbart (leidenschaftlich): Und ich soll warten, bis dieses Unkraut verdirbt? Mach mich nicht rasend, Rula!

Rula: Wenn ich dir schon am Tag nach seinem Tod erlaubte zu kommen?

Rabenbart (lauernd): Wann soll denn das sein, Mädel? Wohl bis die Katz ihre ersten Eier legt.

Rula: Geh jetzt hübsch heim zu deinem Weib und denke darüber nach, dass auch für den schönen Großbauern nicht jeder Apfel vom Baume fällt, sobald er dran rüttelt.

Rabenbart (zärtlich): Geh, Kindel, wenn das dein Ernst wär', müsstest du ein bissel anders dreinschauen! Deine schwarzen Augen sind aufrichtiger als dein Mund. Komm!

Rula: Kannst du denn nicht eine Minute ruhig bleiben? (Leise): Höre einmal, ich will dir eine Geschichte erzählen. Vielleicht kommst du dabei auf andere Gedanken. Aber sie ist ja gar nicht lang. Du kannst derweil deinen Kopf auf meinen Arm legen, so. Und jetzt merke hübsch auf. — Da war einmal eine junge Häuslerin und ein sauberer Großbauer. Und die hatten sich lieb. Aber sie konnten nicht zusammenkommen, weil der Ehemann der Häuslerin ein argwöhnischer Alter war, sie bewachte, wie der Drache den Schatz. Was geschah? In einer Nacht sieht sie in der Kornkammer, die just gegenüber ihrem Fenster steht, Licht. Sie weckt ihren Mann, dass er hinausgehe, um nachzusehen und den Dieb zu verscheuchen. Als er vor die Thüre tritt, fällt von der Kornkammer ein Schuss, der Alte stürzt zu Boden und ist todt. Der Dieb ist, entflohen und niemals ist aufgekommen, wer es gethan hat.

Rabenbart (schweigt ein Weilchen und sagt dann gedehnt): Rula, ich verstehe. Aber solche Gedanken sollst du nicht haben.

Rula: Habe ich denn Gedanken? Heb' dich weg jetzt, ich will heim.

Rabenbart: Ist das dein letztes Wort?

Rula: Mein erstes und mein letztes. Ein braves Weib bleibt ihrem Mann treu, so lang' er lebt.

Rabenbart: Gut.

Nacht in der Hütte.

Rula: Johannsel! — — Johannsel!

Johannsel (schlaftrunken): Was ist denn? Was hast denn?

Rula: Hörst du nichts? Draußen in der Kornkammer war vorhin ein Gepolter. Du hast doch den Schlüssel abgezogen?

Johannsel: Geträumt wird dir haben. Lass mich schlafen.

Rula (sich im Bette aufrichtend): Aber um Gotteswillen, es ist ein Licht in der Scheune! Schau doch ins Fenster. Es ist jemand draußen. Diebe sind in der Kornkammer. Johannsel, steh' auf.

Johannsel (sich langsam erhebend): Was Teufel sind denn das für Geschichten bei der Nacht?

Rula: So nimm es doch wahr! Ein Dieb ist beim Korn. Du mußt ihn verjagen gehen.

Johannsel: Wie viel Uhr mag's denn sein?

Rula: Lieber Mann, das ist jetzt alles eins. Häng' geschwind den Rock um, zünd' die Latern an, nimm den Stecken und geh' hinaus.

Johannsel: Aber ich sehe und höre ja nichts. Laß mich doch in Ruh', ich will schlafen.

Rula: Du wirst dir doch nicht das Korn in Säcken davontragen lassen. Schlafen kannst nachher.

Johannsel: Glaubst, daß ihrer mehrere sind?

Rula: Gott nein, 's ist halt so ein alter Haderer. Neben deiner auf dem Kasten liegen die Streichhölzer. Mach', mach'!

Johannsel: Sollt' man nicht lieber den Nachbar rufen?

Rula: Die Latern' steht auf dem Kasten. Mach' doch, daß du hinauskommst.

Johannsel (während er sich rasch ankleidet): Verdammter Schelm, den Kornkasten ausrauben! Na wart, Lump, die heutige Nacht sollst du dir merken.

(Während er die Laterne anzündet, blickt sie ihn an, mit großen, schönen Augen. Ein absonderlicher Blick.)

Rula: Geh' ihn nur scharf an. Er lauft davon, wirst sehen.

Johannsel: Den will ich lehren, Korn stehlen! (Er eilt zur Thür hinaus in die finstere Nacht, da knallt ein Schuß.) Jesus Maria! — Weib! Hilf mir! Hilf mir! (Er bricht zusammen, sein Haupt schlägt hart an die Wand der Hütte.)

Rula (springt vom Bette auf, reibt die Fäuste ineinander und zischt vor sich hin): Aus ist's! Endlich! (Einige Minuten später geht sie auf die Gasse und schreit kläglich:) Nachbarn! Nachbarn! Kommt zu Hilfe! Diebe! Räuber! Mörder! Meinen Mann haben sie mir erschossen!

Morgen im Großhof.

Rabenbart (ihr entgegenkommend): Ist es wahr? ist es möglich? Von einem Unglück hört man bei dir.

Rula: Hören, sagst? Du mußt ja mehr wissen davon.

Rabenbart: Wieso soll ich mehr wissen? Erst hat mir's der Knecht gesagt.

Rula (bläst ihm zu): Willst du's etwa leugnen? Hab' durchs Fenster dein Gesicht genau erkannt, beim Schußfeuer.

Rabenbart (flüsternd): Ich bitte dich! Man könnte es hören.

Rula (schreiend): Und man wird es hören!

Rabenbart: Die Geschichte von der Häuslerin. Weißt du?

Rula: Meinen Kopf, wenn ich was gesagt habe! (Sie blickt ihn verächtlich an.) Armer Schelm! Ich kann dich jetzt hängen lassen!

Rabenbart: Rula! Dann — hängst du mit!

Rula: Oho, Bürschl! Das war jetzt nicht fein von dir. Das Gericht möcht' ich sehen, das wegen Geschichten erzählen Leute hängt.

Rabenbart: Mach' doch jetzt keine dummen Späße, Mädel. Wir wollen Anstalten treffen, den Raubmörder zu verfolgen.

Rula: Hast denn du Angst vor dem Raubmörder? Wieso denn das? Er ist ja nicht so schlimm, er thut dir nichts. Du kannst dich leicht erlösen. Weißt, ich muss ja nichts gesehen haben, wenn — wenn ich Großbäuerin werde, und — dein eheliches Weib!

Rabenbart: Mein eheliches Weib?

Rula: Billiger ist die Witwe nicht zu haben, mein Schönster! Und dein Leben auch nicht — verstehst?

Rabenbart: Mein eheliches Weib? Hat dir das Unglück den Verstand geraubt? Mein Haus ist zwar groß, aber zwei Eheweiber haben doch nicht Platz darin.

Rula: So muss die eine weg.

Rabenbart: Was? Was sagst du?

Rula: Schöner Rabenbart, warum bist du denn so blass? Schande über einen Mann, der andere umbringt und dem selber die Hosen bläbern vor dem Sterben.

Rabenbart: Rula, Herzmädel! Hi, hi, du bist spassig, hi, hi!

Rula: Ich hätt' den Meinigen hergeben müssen und du wolltest die deinige behalten! Das wär' ein ungleiches Spiel. Nein, mein Lieber, weil wir schon so weit sind, so will ich jetzt Großbäuerin sein. Bist denn nicht einverstanden? Wenn man dir glauben darf, habe ich dir doch besser gefallen, als die andere.

Rabenbart (in plötzlicher Verzweiflung losbrechend): Bestie, lass mir mein Weib in Frieden!

Rula: Dann gehst du. Wohin, das weißt du.

Rabenbart: Thörichte Reden sind's, thörichte Reden. Sei gescheit, Rula. Leicht begreiflich, die Aufregung, jetzt. Werden uns schon verstehen. Soll dein Schaden nicht sein.

Rula: Du kannst ihr einen Trunk richten.

Rabenbart: Was sagst du?

Rula: Ich weiß ein Salz dazu . . . .

Rabenbart (starr, kalt, verändert): Ein Salz? — Dann will ich doch lieber sehen, ob noch Pulver da ist.

(Er geht rasch ins Haus. In der nächsten Minute kracht ein Schuss.)

Das Gesinde (läuft aus dem Hause und schreit): Der Bauer! Der Bauer! Er liegt auf Erden!

Zwei Freunde.

Eine Thiergeſchichte von **Emil Marriot.**[1])

„Es geht alſo zu Ende?“

„So iſt es. Das Leben des Burſchen zählt nur noch nach Wochen, vielleicht nach Tagen. Die Schwindſucht im höchſten Grade! Da läſst ſich nichts machen.“

„Und ich ſoll den Kerl hier in meinem Hauſe behalten und in der Nacht von ſeinem Huſten im Schlafe geſtört werden? Wie komme ich dazu?“

„Wie Sie dazu kommen? Hm! Iſt der Junge denn nicht Ihr Sohn?“

„Pfui Teufel!“ Der Mann, der dieſe Worte ſagte, ſpuckte heftig aus. „Er iſt von einer Frauensperſon, die bei mir gewohnt hat. Das Weib iſt längſt geſtorben und hat mir den Buben auf dem Halſe gelaſſen. Ein ſchönes Vergnügen, dieſe Miſsgeburt aufzufüttern.“

„Schicken Sie den Knaben ins Allgemeine Krankenhaus. Hier haben Sie meine Karte. Berufen Sie ſich nur auf mich: der Kleine wird dann wohl Aufnahme finden.“

Die beiden ſtanden im Flur eines armſeligen Hauſes in einem Wiener Vorort. Der eine war Armenarzt, der andere ein vierſchrötiger, roh und verſoffen ausſehender Mann, deſſen branntweinheiſere Stimme ebenſo gemein klang, wie ſein Geſicht den Stempel phyſiſcher und moraliſcher Verkommenheit trug. Seine fadenſcheinigen Kleider rochen nach Fuſel. Der Arzt ſtreifte die abſchreckende Geſtalt mit einem Blicke tiefen Widerwillens, grüßte und entfernte ſich haſtig. Der andere ſpie noch einmal aus und gieng nach dem Hofe.

Gleich darauf kroch aus irgend einem Winkel des finſteren Hausflures eine kleine, verwachſene Geſtalt hervor. Es war ein in Lumpen gehüllter, ſkeletartig abgemagerter Knabe mit greiſenhaftem, blutloſem Geſichte und unverhältnismäßig langen Händen. Dieſe langen, furchtbar mageren Hände preſste der kleine Krüppel feſt an die miſsgeſtaltete Bruſt und ſah dem Manne, der ſich im Hofe zu ſchaffen machte, mit langſamem Kopfnicken zu. Er hatte das Geſpräch der beiden Männer belauſcht. Von ihm war die Rede geweſen. Er muſste alſo ſterben.

[1]) Aus „Thiergeſchichten von Emil Marriot. Berlin. Freund und Jeckel. 1899. Dieſe Sammlung packender und rührender Erzählungen aus dem Thierleben zeigt uns die geniale Verfaſſerin von einer neuen Seite. Die Thierfreunde wiſſen ihr für das Buch beſonderen Dank. Die Red.

Der Mann im Hofe brummte und fluchte, versetzte dem Hunde, der vor einer Hütte an der Kette lag, einen Fußtritt, stülpte dann eine schmutzige Mütze auf den Kopf und torkelte, ohne den Knaben zu bemerken, zum Hause hinaus. Der kleine Krüppel, der alle Bewegungen des Mannes mit ängstlichen Blicken verfolgt hatte, athmete nun erleichtert auf. Der Mann war nach der Brantweinschenke gegangen und würde sobald nicht zurückkehren. Diese Spanne Freiheit wollte der Kleine benutzen, um Abschied zu nehmen von dem Einzigen, was ihm lieb war auf dieser Welt. Er schleppte sich hin zur Hundehütte und sank vor dem ihn traurig anblickenden Thier auf die Knie. Beide Arme schlang das Kind um den Hals des Hundes und drückte das Gesicht in das zottige, ungepflegte Fell.

Sterben! Von einem Leben, wie es das seine war, scheidet man nicht schwer. Kein Mensch hatte ihn lieb gehabt, nicht einmal die eigene Mutter. Für sie war der kleine Georg eine Last gewesen, die Frucht eines kurzen Liebesglückes, das nicht zur Ehe geführt hatte, weil des Knaben Vater gestorben war, bevor er seine Schuld an Mutter und Kind hatte gutmachen können. Einmal war der meistens unbewachte Kleine von irgendwo herabgefallen. Niemand hatte es gesehen, niemand wußte das Weinen und die Klagen des Kindes zu deuten. Erst als es anfieng, auszuwachsen, verstand man, warum es beständig seinen Rücken gerieben und so jämmerlich dabei geweint hatte . . . Aber die Erkenntnis kam zu spät. Das Kind war und blieb ein Krüppel: zu nichts zu gebrauchen, zu schwach zu jeder Arbeit. Daß der Knabe einen hellen Kopf hatte, — wem nutzte das und wer beachtete es jemals? Die Mutter, eine arme Tagelöhnerin, lebte mit einem Holzhändler, der an dem noch immer hübschen Weibe Gefallen gefunden hatte. Sie wäre vielleicht nicht hart gegen das arme Kind gewesen, wenn sie ihm Liebe hätte zeigen dürfen. Aber der Mann war roh, ein Trunkenbold und bar jeder edleren Regung. Er haßte das Kind, das ihm im Wege war, und dadurch wurde der Knabe der eigenen Mutter lästig. Oft genug hörte er sie sagen, daß sie weit ruhiger leben würde, wenn das Kind nicht da wäre . . . Die Mutter starb, als Georg kaum zehn Jahre zählte. Sie hatte nicht einmal gewagt, dem wüsten Manne auf dem Sterbebette ihr Kind ans Herz zu legen. Wußte sie doch, daß ihre Fürbitte dem Kleinen eher geschadet, als genutzt haben würde.

Seit dem Tode der Mutter waren fünf Jahre verflossen. Der Knabe war im Hause des Holzhändlers verblieben, dessen Geschäft zurückgegangen war und der nach und nach die Arbeit an den Nagel gehängt hatte. Die gänzliche Verarmung, die dem Manne über kurz oder lang bevorstand, machte ihn zu Zeiten ganz sinnlos vor Wuth und Galle . . . An wem sonst hätte er seinen Zorn auslassen sollen, wenn nicht an dem

ihm wehrlos überlieferten Kinde, das die niedrigsten Mägdedienste verrichtete, den ganzen Tag arbeitete und zum Lohn dafür langsam verhungern durfte? Zum Ausgenutzt- und Gequältwerden war es ja auf die Welt gekommen . . . es zu schützen, war niemand da, und wenn auch die Nachbarn manchmal über die Roheit des Mannes empört waren, wenn auch die Polizei ihm dann und wann einen Verweis ertheilte, oder ihn mit ganz leichten Strafen belegte, weil er das „häusliche Züchtigungsrecht" überschritten, — am Ende blieb doch alles wieder beim Alten. Es ist ein so dehnbarer Begriff, dieses Recht der häuslichen Züchtigung. Die Kinder selbst können nicht Klage führen, und wenn sie befragt werden, verschließt die Furcht ihren Mund. Wissen sie doch, die kleinen Märtyrer, dass ihnen jedes anklägerische Wort von ihrem Peiniger tausendfach heimgezahlt werden würde.

Eine verhältnismäßig frohe Zeit war für Georg die Schulzeit gewesen. Die kleinen Kameraden freilich hatten, gedankenlos und ohne Erbarmen, wie eben das kindliche Alter ist, den armen Krüppel seines Höckers wegen stets verspottet. Aber daran hatte er sich von kleinauf gewöhnen müssen. In der Schule war ihm trotzdem so wohl gewesen. Da war es immer warm, er hatte lesen, schreiben lernen dürfen . . . O! die gute Zeit, die nun auch seit einem Jahre vorbei war! Manchmal, wenn der Ziehvater nicht zu Hause und die Arbeit gethan war, holte der Knabe die Bücher hervor, die ihm sein Lehrer beim Scheiden geschenkt hatte, und las, las mit Andacht und Begeisterung. Immer neben dem Kettenhunde, in dessen Hütte Georg die Bücher versteckt hielt, weil der Ziehvater von diesem „Unsinn" nichts wissen durfte . . . Getreulich bewachte der Hund den armen Schatz des Knaben und wenn Georg las, lehnte er sich mit dem Rücken an das sanftmüthige Thier und sagte manchmal: „Nicht wahr, Sultl, das ist schön?" Und der Hund bewegte dann leise die Ruthe.

Heute aber dachte Georg nicht an seine Bücher. Er dachte nur an den Hund.

Sie hatten gelitten miteinander, — er, der arme Junge oft ungeduldig, der Hund immer geduldig. Aber gegen den Hund war er stets gut gewesen. Fest, fest schlang er die mageren Arme um den Hals des Thieres. Ob er wohl hungrig war, der Sultl? Heute hatte er wieder nichts zu fressen gekriegt, als Kartoffelpellen. Und immer musste er an der Kette liegen, durfte nie frei umherlaufen wie andere Hunde, musste Tag und Nacht das Eigenthum seines Herrn bewachen, der ihn zum Dank dafür hungern ließ, ihn mit Füßen trat und nach ihm schlug, wenn er betrunken nach Hause kam. Er müsse seinen Zorn an jemandem auslassen, behauptete der Unhold und dazu hatte er niemanden als das Kind und den Hund. Bei Gott! Georg war dem Manne oft absichtlich

in den Weg gelaufen, damit ihn der Zorn des Trunkenen treffe und der Hund verschont bleibe. Sultl war ja noch wehrloser als er, lag an der Kette! Und wenn der Junge was zu essen geschenkt bekommen hatte von gutmüthigen Nachbarn, hatte er redlich mit dem Hunde getheilt. Wie wird es dem Thier ergehen, wenn sein einziger Freund in der Erde liegt? Krampfhaft schluchzte der Knabe auf. So schwach und verlassen er war: dem Hunde hatte er doch manchmal helfen können! Der war der Ärmere von beiden. Und er würde für immer fortgehen, würde droben sein im Himmelreich und sich doch nicht freuen können: „Er ist jetzt allein und wartet auf mich. Mir ist wohl. Aber er, er leidet jetzt für zwei, hungert jetzt für zwei“ . . .

Kläglich winselte der Hund und leckte die Hand des Knaben. Das Kind schaute mit dumpfem Brüten vor sich hin. Und so kauerten sie nebeneinander auf dem kalten Erdboden, diese zwei Parias der menschlichen Gesellschaft, — das schutzlose Kind, das schutzlose Thier. Auf den Diebstahl eines todten Wertgegenstandes sind harte Strafen gesetzt. Was aber heimlich verübt und verbrochen wird an fühlenden, lebenden, wehrlosen Geschöpfen, — das zu vergelten bleibt einem höheren Richter überlassen.

Am nächsten Morgen brachte ein verkommen aussehender Trunkenbold einen sterbenden, verkrüppelten, jämmerlich zerbläuten Knaben in das Allgemeine Krankenhaus.

„Nichts zahle ich für ihn“, sagte der Mann und stierte das Kind mit bösem Blick an. „Keinen Kreuzer. Er geht mich nichts an. Aus Mitleid habe ich den Fratzen gefüttert und zum Dank dafür hat mir die boshafte Creatur meinen Hund vom Schinder erschlagen lassen. Wenn die Herren ihn nicht hier behalten wollen, mögen sie ihn auf die Straße werfen. Ich bringe ihn um, wenn er zu mir zurückzukommen wagt.“

Man nahm ihm den Knaben ab und brachte ihn zu Bett. Zum erstenmal in seinem Leben lag das Kind in einem reinlichen Bette. Wie war es doch so schön, schwerkrank zu sein, still dazuliegen und auf den Tod zu warten. Keine Schläge, kein Hunger mehr . . . alle Angst und Noth dahin. Weshalb nur die Menschen sich vor dem Tode fürchten? Der Geistliche, der dem Kinde die letzte Beichte abnahm und gut und freundlich zu ihm sprach, fragte es am Ende: „Hast du den Hund deines Ziehvaters wirklich aus Bosheit erschlagen lassen?“

„O nein!“ rief Georg, und Thränen stürzten aus seinen Augen. „Ich habe es aus Liebe zu dem Hunde gethan. Ohne mich wäre er noch unglücklicher geworden, und da habe ich mir gedacht: das Beste für ihn ist, wenn wir miteinander gehen. Gern würde ich selbst ihn umgebracht haben . . . wie aber hätte ich's thun können? Ich hätte ihn nur gequält, mehr als der fremde Mann, der sich darauf versteht. Aber begleitet habe ich ihn auf dem Todeswege und bin bei ihm gestanden und

habe ihm zugeredet und habe auch den Mann gebeten und beschworen, dass er's kurz machen, dass er meinen lieben Hund gut treffen möchte . . ." Weinend verbarg das Kind sein Gesicht. „Es ist auch schnell vorbei gewesen", fügte es leise hinzu, „und, Gott sei Dank, nun kann ihn keiner mehr quälen."

Der Geistliche legte die Hand auf den Kopf des Knaben. „Was wäre aus diesem armen Geschöpf geworden, wenn Liebe und Sorgfalt es umgeben hätten! Wie viel Glück hätte dies liebevolle Kindesherz spenden können, wie glücklich wäre es selbst gewesen!" dachte er dabei.

„Geistlicher Herr", hob Georg nach einer Stille wieder an, „warum können die Thiere nicht in den Himmel kommen?"

„Mein Kind", antwortete der Priester betreten, „weil sie keine Seele haben."

„Also bloß unsertwegen sind sie erschaffen?" rief Georg aus. „Gequält werden sie und geschlachtet und zu Tode gehetzt, und alles tragen sie geduldig, viel geduldiger, als der Beste unter uns . . . und kein Lohn erwartet sie dafür? Sie sollen bloß die Leiden haben und keine Freuden? Hochwürdiger Herr: wenn es so ist, dann hätte Gott sie lieber nicht erschaffen sollen, oder er hätte sie wenigstens unempfindlich machen sollen gegen jeden Schmerz."

„Das ist die Sache des lieben Gottes, weder die deine, noch die meine", entgegnete der Geistliche ablehnend.

Verschüchtert schwieg das Kind, aber ein leidvoller und erbitterter Ausdruck trat in seine Züge. „Ich scheide gern von hier", murmelte es vor sich hin. „Auf Erden geht es doch zu ungerecht zu."

Kurz vor seinem Scheiden händigte der Knabe dem Geistlichen ein paar abgegriffene Bücher ein, die er unter seinem Kopfkissen verborgen gehalten hatte. „Diese Bücher gehören mir", flüsterte er. „Ich brauch' sie nicht mehr; geben Sie sie einem Kinde, das so arm ist und so gern liest, wie ich . . . Vielleicht, dass dann dieses Kind manchmal freundlich an mich denken wird."

Das nur noch spärlich flackernde Lebenslicht brannte schnell zu Ende. Im Todeskampfe gaukelte das Fieber dem Sterbenden — zum erstenmal — schöne, lichtvolle Bilder vor. Er breitete die Arme aus, er lächelte und hauchte: „Wie hell alles, wie warm! Und keine Teufel mehr . . . Bin ich nicht mehr auf Erden? Und dort läuft er, mein Hund . . . Bist doch eingelassen worden, trotz den Menschen, die den Himmel nur für sich haben wollen? Sie wollen alles für sich allein haben, die Erde und den Himmel . . . Aber die, welche die ersten waren, werden die letzten" . . .

Er verstummte, sank zurück und war todt. Todt und befreit aus dem Gefängnisse, das wir das Leben nennen.

Ein evangelischer Hofprediger.

Charakterskizze von **Theodor Kappstein.**

II.

Ich will der Skizze vom Maiheft noch Etliches hinzufügen und plaudern über Frommel und die Kinder, Frommel und die Kellner, Frommel als Tischredner, Frommel bei „Kaisers".

Frommel und die Kinder. Er hatte sich das Kind im Manne bewahrt. Bei aller Welterfahrenheit, umfassenden Bildung und durchschauenden Menschenkenntnis war er ein Kind, fähig zu genießender Freude wie ein Kind, stets bereit, Neues zu erleben und zu lernen, mittheilsam und vertrauensvoll wie ein Kind! So wie er, konnte niemand reden von Kindes Lieb und Lust und Leid. „Nie wieder wie in den ersten sieben Jahren", sagte er einmal, „kommen einem Kinde solche Gedanken. Oft sind sie wie ein plötzlicher Centralblick in das Wesen der Dinge hinein, ein Treffer ins Schwarze; oftmals das Resultat langer Beobachtung, eine Wunderblume, die sich, nachdem sie still gekeimt, entfaltet — kurz, wer will die Gedankenschwingungen in eines Kindes Kopfe beschreiben? Darum wollen oft Kinder nicht auf Commando sprechen; sie sind vielleicht gerade wie wir Alten an irgend einer höchst wichtigen Gedankenarbeit. Je edler ein Geschöpf, desto leichter ist es verwirrt." Wie meisterlich sich unser Frommel auf Kinder verstand, das konnten wir im Jahre 1887 bewundern. Er leitete während eines Jahres die Sonntagsschule in der Garnisonkirche. Zwei Tage vorher versammelte er uns, die Helfer und Helferinnen, zur Vorbereitung. Die daran theilgenommen, wissen, welche Perlen der Meister in diesen stillen Abendstunden ausstreute. Nach dem anstrengenden Predigtgottesdienst hielt er dann, elastisch wie ein Jüngling, noch die Stunde bei den Kindern aus. Die Schulmeister hätten sich entsetzt: keine ordentlichen W-Fragen, aber sehr viele „brüllende Löwen" unordentlichster Fragestellung; dazu der alte Herr nicht steif am Taufstein stehen bleibend, wie es die pädagogische „Centralisierung der Aufmerksamkeit auf einen Punkt" fordert, sondern bald hier, bald da vor einem Kinde haltmachend. Er hatte ihre Herzen im Sturm erobert. Von Sonntag zu Sonntag mehrte sich die zuhörende Gemeinde der Großen bei diesem Gottesdienst der Kleinen:

die Mütter sonnten sich an dem Glück ihrer Kinder, junge Theologen schrieben sich Frommels krause Ausführungen mit, deren Bestes eben seine bezaubernde Persönlichkeit war. Fühlte er, dass die Kinder ermüdeten, so erzählte er zwischen hinein ein selbsterfundenes Märchen oder eine Geschichte, deren er immer die ganze Tasche voll hatte, oder er gab ein Räthsel auf mit einem ausgesetzten Preis. Die glücklichen Sieger zogen dann triumphierend mit ihm in seine Studierstube und trugen Bild und Buch als Beute heim. Eine Frau aus dem Volke kommt zu Frommel, der tief in Arbeit sitzt und ärgerlich ist über die Störung. „Ja, was wollen Sie denn?“ — „Ach, Herr Hofprediger, ich habe nämlich einen Jungen, und der heißt Otto, und der wird morgen elf Jahr, und ich möchte ihm doch etwas schenken, und weiß nicht was — und da wollte ich Sie bitten, ob Sie mir nicht für ihn ein Gedicht machen wollen zu seinem Geburtstag.“ Der Ärger war verraucht ob dieser naiven Treuherzigkeit. Die Frau wartete, bis das Poëm fertig war. Ich setze von den vier Strophen die beiden folgenden zur Probe her:

„Hör', mein Otto, lass dir sagen:
Deine Uhr hat elf geschlagen.
Nur elf Jahr, das ist noch jung,
Halt's wohl in Erinnerung.
Denn mit deinem elften Jahr
Bist du lange noch nicht gar,
Hast noch wenig Ding' erblickt,
Weißt noch wenig, was sich schickt.
Lerne drum ein gold'nes Schweigen,
Dich vor and'rer Weisheit beugen,
Und sprich stets in deinem Sinn:
Erst elf Jahr ich Büblein bin.“

Dann heißt es:

„Schon elf Jahr', bedenk' es wohl,
Was der Klang dir sagen soll!“
„Nur elf Jünger blieben treu,
Judas brach die Treu' entzwei.
Schlug sein Herz auch einst in Lieb',
Ward er doch ein arger Dieb.
Kind, ach hüt' dein Herze fein,
Lass kein Unkraut drinnen sein;
Schiebe nichts zum andern Morgen,
Was du heute könnt'st besorgen.
Bei der Glocke elftem Schlag
Werde oft die Bitte wach:
Lass mich bei den Elfen sein
Und dich lieben treu und rein.“

Wie hat dieser kinderliebe Mann herzandringend geredet bei den Festen der Kleinkinderschulen und Kinderkrankenhäuser; wie unwiderstehlich wusste er zu betteln mit seinem unheimlich tiefen Cylinder auf den Theeabenden zum Besten der Kinder! Die Freude als des Kindes eigenstes Element gelte es, ihm zu erhalten, und das Leid als etwas nur von außen Kommendes nach Möglichkeit abzuwehren. Und Kindes-

hand, sagt Frommel, ist leicht gefüllt. „Ich sah einmal vom Fenster aus ein kleines Kind, das hatte ein Stückchen geschliffenes Glas von irgend einem verflossenen Kronleuchter in der Hand, hielt es gegen das Licht und sang dazu. Die selige Freude, die es an diesem Glasscherben empfand, ist nicht zu schildern. Es sang in immer neuem Jubel, sobald das Licht sich in anderen Farben brach, und seine Freude war ohne Ende. Wenn man diesem Kind später im Leben einen Diamanten von derselben Größe gegeben hätte — so hätte es sich nicht mehr darüber freuen können, wie über diesen Glasscherben. — Er besprach im Kindergottesdienst die Vertreibung der Erzeltern aus dem Paradiese und fragte ein blasses, ärmlich gekleidetes Mädchen, warum denn Adam und Eva hätten fort müssen. „Weil sie die Miete nicht bezahlen konnten." Frommel traten die Thränen in die Augen über diese Berliner Antwort, und er half mit reicher Hand. „Es gibt Kinder", sagte er gelegentlich, „die eigentlich nie einen rechten Sonnenstrahl am Morgen empfangen, die wie armes Heidekraut, auf nacktem Fels gewachsen sind. Sie tragen davon auch etwas durchs ganze Leben hindurch. Der Nachtreif, der am Morgen die Blüte trifft, wird schwerlich selbst durch eine leuchtende Mittagssonne geheilt."

Von der Confirmandenzeit habe ich schon erzählt. Kamen die großen Ferien und Frommel blieb zufällig noch in Berlin, so nahm er uns nicht verreisten Rest und machte uns eine Freude, er der Vielgeplagte! Ich weiß es noch wie heute, wie wir an einem heißen Julitag mit ihm ans Berlin hinausfuhren und in Moabit stundenlang die chinesische Ausstellung besuchten, und wie er uns dann mit Bier und Würsten freihielt. Mit einem andern Jahrgang hat er einmal anderthalb Tage lang die Lutherstätten Thüringens besucht.

Frommel und die Kellner. In einem großen Gasthof in der Friedrichstraße war eine Russin aus dem Innern des Czarenreiches abgestiegen, die kein Wort deutsch verstand und die ihre einzige Schwester, die sie nach vielen Jahren der Trennung überraschen wollte, als Wahnsinnige wiederfand. Völlig verzweifelt kehrt die Fremde in den Gasthof zurück. Der theilnehmende Oberkellner befragt die etwas französisch radebrechende Dame um die Ursache ihrer schmerzlichen Erregung. „Aber gehen Sie doch zu Hofprediger Frommel", sagte er dann tröstend, als die Unglückliche sich in ihrem Schmerz über den Tisch warf. Woher kannten ihn die Kellner, dass sie ihn als Allheilmittel priesen? Eines seiner ersten Bücher war eine ergreifende Schutzschrift für den Kellnerstand. Das kleine Büchlein des jungen badischen Pfarrers „Aus einem Kellnerleben" hat seinen Gang gemacht. Aber die Befrackten kannten den liebewarmen alten Herrn auch persönlich. Wie vielfach, ja fast immer folgte er der Einladung an die Hochzeitstafel der von ihm getrauten

Paare. So kam er in die verschiedensten Hotels. Und kein Kellner, der in seinen Gesichtskreis trat, gieng ohne ein freundliches Wort und — ohne Trinkgeld aus. Das merkt sich. Es sind etwa acht Jahre her, da bat ein großer hiesiger Verein Frommel, bei einer nächtlichen Kellnerversammlung eine Ansprache zu halten. Ich war auch dort und werde die drei Stunden nie vergessen. Um Mitternacht kamen etliche hundert jüngere und ältere Leute, meist müd' und abgespannt, fast alle in tadelloser Toilette. Sie wurden heut' bedient, die sonst die anderen bedienen müssen. Sie ließen sich bewirten und fühlten sich wohl. Dann erschien der liebe, alte Herr. Eine freudige Bewegung gieng durch die Reihen. Sie kannten ihn alle. Er sprach von der Heimat, vom Kindes-Glück und -Traum und vom rauhen Leben, fein die jedem bekannten Bitten des Vaterunsers zugrunde legend. Reiseerinnerungen waren eingeflochten; aber in jeder war ein bezeichnender Zug von einem Kellner darin. Alles war meisterhaft, durch und durch religiös und doch so menschlich und einfach, so väterlich verstehend und wohlthuend. Die Hörer dankten ihm rührend. Noch ein Stündchen war er mit ihnen zusammen, ließ sich erzählen und erzählte selbst; dann fuhren wir beide durch die schweigende Nacht nach Hause. Ihm standen die hellen Thränen in den Augen. „Ach", sagte er, „was haben wir sogenannten besseren Stände an diesen armen Menschen an Unrecht wieder gut zu machen, das wir ihnen zugefügt! Meinst du nicht auch: wenn uns das Leben so herumgestoßen hätte wie die — wir wären rothe Socialdemokraten geworden?! Die Menschen mit dem kräftigen, gepflegten, wohlgenährten Körper fahren zweiter und erster Classe auf weichen Polstern durchs Leben, und die Armen, die nichts im Leibe und nichts auf dem Leibe haben, müssen mit ihren müden Knochen in die kahle dritte oder vierte Classe — es ist hart! Ich wundere mich gar nicht, dass so viele in Berlin ihren Plunder von Leben wegwerfen und Schluss machen." Dann versank er wieder in Schweigen. „Ich sehe Romane und könnte diese Köpfe alle nachzeichnen." Wir trennten uns. Am andern Morgen gestand er: „Ich hab' kein Auge zugethan, ich hab' in ihrem Lebensbuch ein bisschen geblättert. Aber ich denke doch, der gestrige Abend wird ihnen wohlgethan haben."

Endlich: Frommel bei „Kaisers"! Er war ein Royalist, aber kein Byzantiner. „Was mir in und mit Kaiser Wilhelm gestorben", so sagte er, „das weiß mein Gott. Sechzehnmal habe ich mit ihm nach Gastein gehen und dort vor ihm predigen dürfen; das ergreifende Bild wird mir immer vor den Augen stehen, wie er Gottes Wort aufnahm und dann mit mir davon sprach. Was er überhaupt mit mir geredet und wie er mich in die Tiefen seines reichen Herzens hat schauen lassen, alles werde ich still und unausgesprochen in die Ewigkeit mit

hinübernehmen. Aber in Gastein habe ich erst gesehen, was das für ein König war. — Ich bin auf Höhen des Lebens gestanden; sie nicht zu suchen, habe ich von einem Könige gelernt, der gesagt: „Dränge dich nicht in der Könige Häuser", und der wohl gewusst, warum man sich nicht ohne Beruf hineinwagen soll; wenn man aber hinein muss, dann frisch und fröhlich und getrosten Muthes hinein!" Frommel war im kaiserlichen Schloss ein gern gesehener Gast, und die jungen Prinzen hiengen voll Jubel an dem guten Onkel, der sie „verstand". Dem sechsjährigen Kronprinzen schenkte er zum Geburtstag jenes liebliche Maimärchen, das dann auch gedruckt worden ist, und im Gespräch wie in den Familienblättern plauderte er gern von dem gemüthvollen, familienhaften Geist des kaiserlichen Hauses, so nah ganz kurz vor seinem Tode in einem Aufsatz mit dem einladenden Titel: „Von Prinzen und Prinzesschen, von Berlin und Plön etwas zu wissen — das wäre schön!" — Seinen Cylinder aber, wie Frau Fama vor Jahren so bestimmt wusste, haben ihm die kaiserlichen Prinzen nicht eingesessen (in der Meinung, es sei ein widerspenstiger Chapeau-Claque —)! Frommel meinte, darüber gefragt, es sei schade, dass nicht ihm, sondern einem andern das passiert sei; denn dann hätte er statt seines alten Cylinders, der soviel Buckel und Dullen habe, als hätten drei kleine Eitelfritze drauf gesessen, zum Ersatz vom Kaiser einen funkelnagelneuen Hut bekommen. Einmal hat er dem jetzigen Kaiser in der Schlosskapelle die Geburtstagspredigt gehalten. Diese Rede von 1895 kannte ich zu meinem Stolz schon am Tage vorher. Der alte Herr mit der Sammtjoppe und im Sammtkäppchen las sie mir mit wachsender Begeisterung vor — ein warmes Wort voll Geist und Weisheit. Als er merkte, wie überaus sie mir gefiel — er schob sich, nachdem er etwas vorgelesen, die Brille auf die Stirn und sah den Hörer ernst und prüfend an — sagte er vergnügt: „Na, dann kann ich sie ihm ja morgen so halten; aber lernen thu' ich sie nicht — das fällt mir gar nicht ein!" Der Kaiser hat ihm bewegt mit einem hohen Orden gedankt. Unerschrocken war er immer und demokratisch angehaucht sehr. Freund Busse würde ihn zu denen zählen, die eine „Klinge führen". Er ist darin mit meinem geliebten Peter Rosegger verwandt gewesen, nur dass dieser als freier Mann auch eine viel schärfere Feder hat. Frommel schrieb milder, als er redete und dachte. Originell war Frommels regelmäßige Beziehung zu den Droschkiers. Einmal in jedem Monat fuhren ungewöhnlich viel Droschken zweiter und erster Güte vor der Kirche der Brüdergemeinde in der Wilhelmstraße auf dem Hof an. Was die edlen Rosinanten aber heute brachten, das war keine „feine Fuhre", sondern etwas besseres: Mutter von zu Hause und die Kinder. Alles zog in die schmucklose Kirche, die sich wie ein großes Familienzimmer ausnahm. Freundliche Damen, an

ihrer Spitze die bekannte Miss Davis, reichten Thee und belegte Butterbrote herum. Die Leutchen wurden gemüthlich. Und dann hielt Frommel in katechetischer Form mit ihnen religiöse Besprechungen. Das Thema des Abends wurde jedesmal einen Monat vorher ausgegeben; so konnten sich alle gehörig rüsten. Ich hörte einmal eine solche Besprechung über die Bäume und Pflanzen der Bibel mit an. Das war entzückend. Die Leute waren mit Wissen wie geladen, und wie Frommel, durch ihre Reihen hindurchgehend, es verstand, aus ihren in der Form meist ungelenken Antworten liebenswürdig etwas zu machen und sie zu verknüpfen zu einem kunstvollen Ganzen, das war zum Staunen. Scherz und Ernst lösten einander ab und mischten sich ganz natürlich, und allen theilte sich die freie, feine, gehobene Stimmung des Leiters unwillkürlich mit. Herzbeweglich war Frommels Abschiedsabend unter diesen einfachen Menschen, die ihm so ans Herz gewachsen waren wie die Heimatlosen und Obdachlosen. Ich will aus meinem Stenogramm ein Wort aus seiner letzten Rede mittheilen: „Mein Vater war Director einer Bildergallerie in Karlsruhe, und so hab' ich in meiner Jugend schon lauter Bilder gesehen, so dass mich einmal unser alter Kaiser Wilhelm in Gastein fragte: ‚Sagen Sie mal, lieber Frommel, wo haben Sie nur alle die Bilder her in Ihrer Predigt?' Die Bilder und Vergleiche strömen mir zu: denn alles Irdische, was man so sieht und erlebt auf der Welt, ist doch nur ein Gleichnis von etwas Unvergänglichem. — Wenn man so an die Siebzig kommt, dann muss man langsam einpacken. Ich geh jetzt hin, um die letzte Aufgabe meines Lebens zu erfüllen, um mit dem Licht und der Erfahrung, die mir geworden sind, diesen jungen kaiserlichen Prinzen etwas zu sein, ihre Herzen zu entzünden für die geistigen ewigen Dinge, um in die Rinde des jungen Baumes den Namen unseres Gottes hineinzuschneiden, dass er mit ihnen groß werde. Aber ich will an euch denken, und ich hoffe, ich höre auch von euch, und wer mir schreibt, dem werde ich antworten. Es soll euch, wenn ihr hier wieder zusammenkommt, an nichts fehlen, auch wenn ein anderer zu euch spricht statt meiner. Der Diener geht, der Herr bleibt; er bleibe am Morgen unserer Kinder, am heißen Mittag unseres eigenen Lebens; er bleibe am stillen Feierabend, und auch wenn die letzte Nacht kommt." In den letzten Berliner Wochen vor der Übersiedlung nach Plön strömte alles zu ihm, ihm Lebewohl zu sagen. Er wurde mit Blumen und Geschenken überschüttet — der Briefe in Poesie und Prosa aus aller Welt nicht zu gedenken. Da kommt auch eine tüchtig in die Breite gegangene biedere Droschkenkutscher*s*frau — Hofwohnung, vierter Stock — mit gesundem Gesicht und rothgeweinten Augen. Man ruft den Hausherrn. „Ach nee, Herr Hofprediger, det Sie och so sind und nu von uns wechjehn! — Und da hab ick Ihnen hier

unsern Rosenstock mitgebracht, den hab ick selbst uffjezogen. Den müssen Se sich mitnehmen, det Se uns da oben nich vergessen! Sehn Se mal: dieser Rosenstock, det sind wir: diese Rose hier, die jroße, det is mein Mann; und die scheene, uffjegangene — det bin ick; na und det kleene Knöspeken, det is unser Lisken. Un nu leben Se wohl, Sie oller juter Kirchenvater!" — — Das ist die Poesie in unserm Volke!

Soll man übertreten?

Eine Erwägung von **Peter Rosegger.**

Soll man übertreten? — Diese Frage pocht jeden Tag ans Thor. Gestern wies man sie ab, heute kommt sie wieder.

Da rufen zwei Stimmen. Die eine sagt: Tritt über zum reinen Evangelium, die andere: Bleibe bei dem Bekenntnisse deiner Vorfahren mit seiner heiligen Herrlichkeit! Welche von beiden ist die Stimme Gottes? Welche die Stimme des Menschen? Man weist die Mahnung auch heute wieder ab. Freilich wird sie morgen neuerdings ans Thor pochen, und lauter als je. Wird man sie einmal endgiltig abweisen können? Wird man sich sagen können: Ich finde mit dem Christenthum und mit meinen übrigen Idealen den Katholicismus vereinbar, ich bleibe ihm treu? — Es bedarf einer langwierigen Selbstprüfung, einer ernsten Erwägung kirchlicher Dinge. Die katholische Kirche will ja selbst, dass man prüfe und erwäge, sie kommt selbst mit ihren Gründen und Beweisen, sie will also nicht, dass man sie blindlings glaube. Ebenso streng ist der Evangelismus in seinen gegenwärtigen Gestalten zu prüfen, besonders aber die Hauptursache der Übertrittsbewegung.

In unserer Zeit hat der Religionswechsel andere Gründe, als in der Vergangenheit, da man auf dogmatische Dinge noch so viel Wert legte. Zwar lehrt die Geschichte, dass größere Religionsbewegungen fast immer von politischen Interessen begleitet waren, dass auch früher die Religion vielfach als Mittel für irdische Zwecke ausgenützt worden ist, nicht bloß von weltlichen, sondern auch von kirchlichen Fürsten. Nun, heute ist dieser Brauch auch in das Volk gedrungen, er ist deshalb nicht minder unverständlich. Wer aus rein äußeren Gründen seinen „Glauben" wechselt, der wechselt etwas, das er gar nicht hat. An ihm verliert nicht die Kirche, die er verlässt, und gewinnt nicht die Kirche, in die er eintritt. Ganz ehrlich, wenn es bei solchen heißt: „Los von Rom"; doch es ist schon nicht mehr ehrlich, wenn es heißt: Hin zum Evangelismus — denn im Grunde ist ihnen auch dieser gleichgiltig. Aber lehrreich ist es immerhin, zu sehen, was endlich herauskommt, wenn eine Kirche sich so sehr veräußerlicht, wenn sie

ihren Schwerpunkt auf die Form legt; diese Form wird dann von den Leuten ausgezogen wie ein alter Rock. Daſs dieser alte Rock noch verwertet wird für nationale Zwecke, zeugt immerhin von gutem Haushaltstalente.

Doch, der Nationalismus war nur der erste Anstoß zur Übertrittsbewegung. Es geht schon tiefer. Es gibt überall noch wahrhaft religiös veranlagte Leute, die zur katholischen Kirche gehören und doch innerlich mit der evangelischen sympathisieren. Sie leben im Zwiespalt dahin und kommen nicht dazu, überzutreten. Für den einzeln Übertretenden wäre die Sache auch zu sehr mit gesellschaftlichen Unannehmlichkeiten verbunden, man scheut das Aufsehen und die Anfeindungen. Da kommt nun die gute Gelegenheit. Die Frage wird öffentlich besprochen, wird vielfach spruchreif, Hunderte treten über, sie bilden eine Vereinigung, in der einer den andern schützt, die neuen Gemeinden schaffen sich Gotteshaus und Gottesdienst. Die Übertrittsfrage bleibt lebendig von Geschlecht zu Geschlecht, theils als politisches Agitationsmittel, theils als innerer Vollzug. Im Laufe der Zeit, je nach Anlaſs und Gelegenheit — sei es auf Wunsch lieber Menschen, sei es bei Conflicten mit der Geistlichkeit, sei es aus eigener Überzeugung — zieht der Bruder die Geschwister, der Freund die Freunde, die ganze Verwandtschaft hinüber. Und nach fünfzig Jahren kann sich ein weltgeschichtliches Werk vollzogen haben, das scheinbar so klein und so äußerlich begonnen hat.

Der Hauch eines noch unbekannten Werdens weht durch das Land. Es ist eine Erregung der Geister vorhanden, die weit über die bisher praktischen Erfolge der Übertrittsbestrebung hinausgeht. In Nordböhmen mögen ja Tausende von der römischen Kirche bereits ausgetreten sein im letzten halben Jahre. Bei uns in den Alpen ist die Zahl der Übertritte zur Zeit noch ganz gering. Man hört vielfach sagen, das werde bald wieder im Sand verlaufen — und doch zittert die Aufregung durch alle Herzen, sei es in Hoffnung oder Entrüstung, sei es in Erwartung eines Großen, das sich da am Wendepunkt des Jahrhunderts anzukünden scheint. Besonders auffallend ist die Aufregung im Clerus, aus dieser vor allem ist zu schließen, daſs die gegenwärtige Übertrittsbewegung eine große Bedeutung hat.

Aber nach meiner Meinung führt der Clerus keine glückliche Vertheidigung. In einer Zeit, wo er gerade seine wahrhaft christliche Gesinnung, den moralischen Wert der Kirche hervorkehren müſste, thut er das Gegentheil. Das abscheuliche Geschimpfe seiner Presse, die Entstellungen auf der Kanzel, die Feindseligkeit gegen Andersgläubige, die politische Hetze gegen Deutsche zu Gunsten der Slaven haben nie schlimmer und kopfloser gewirtschaftet, als jetzt. Selbst Hirtenbriefe verlieren sich in dogmatische Einseitigkeit, die heute ohne Eindruck bleibt und finden nicht das klärende, erlösende Wort. Das Dogma von der allein selig-

machenden römisch-katholischen Kirche, das liebloſe Ausſchließen aller anderen chriſtlichen Bekenntniſſe von dem „wahren Glauben“ iſt es ja eben, was viele Katholiken kopfſcheu macht; und gerade das wird neuerdings immer wieder ſo heftig betont. Es iſt ja nicht gemeint, daſs man das Gegentheil predigen ſolle, allein die chriſtliche Klugheit würde verlangen, nicht ſo viel von dieſen heikelſten Punkten zu reden, ſondern mehr das praktiſche Chriſtenthum in der katholiſchen Kirche zu betonen. Beſonders iſt es ein Vorwurf, gegen den man ſich ſpottſchlecht vertheidigt. Da wird von gegneriſcher Seite behauptet, daſs alle katholiſchen Staaten und Völker im Niedergang begriffen wären, ſo Südamerika, Spanien, Italien, Frankreich, Öſterreich. Der Clerus beſtreitet das leidenſchaftlich und ſagt, ſolche Staaten wären nicht als katholiſche Reiche im Niedergang begriffen, ſondern gerade deshalb, weil ſie ſich von der katholiſchen Kirche abzuwenden beginnen. Und denken nicht an Nordamerika, England, Deutſchland, welche ſich von der katholiſchen Kirche bereits größtentheils abgewendet haben und — mächtig aufblühen. An den Deutſchen Ungarns wird die Erfahrung gemacht, daſs der katholiſche Theil derſelben magyariſiert wird, der proteſtantiſche, beſonders in Siebenbürgen, ſich aber deutſch erhält. — Alſo jene clericale Vertheidigung iſt ganz ungeſchickt. Da wüſste ich eine beſſere. Iſt es denn — würde ich ſagen — die Aufgabe des Chriſtenthums, Staaten und Reiche groß zu machen? Nein, ſeine Aufgabe iſt, die Menſchen zu veredeln, ſie auf irdiſche Güter und Macht verzichten zu lernen. Wenn dieſe Verzichtleiſtung gerade bei katholiſchen Völkern zutage tritt, ſo zeigt die katholiſche Kirche damit am beſten, daſs ſie die Kirche Chriſti iſt. — Dieſe Rechtfertigung wäre die unanfechtbarſte, aber ſie würde nicht paſſen. Erſtens, weil die römiſche Kirche ſelbſt auf ihre weltliche Macht nicht verzichten will, und zweitens, weil die Leute — wie ſie ſchon einmal ſind — ſich erſt recht abwenden würden von einer Kirche, die ſelbſt zugibt, daſs ſie die Verarmung und Verzichtleiſtung der Völker begünſtigt. In einem zwieſpältigen Verhältniſſe iſt es eben ſchwer, ſich zu vertheidigen. Solange Kirchen ſich mit Staats- und weltlichen Intereſſen verquicken, kommen ſie aus der Zwitterſtellung nicht heraus; erſt wenn ſie — wie das urſprüngliche Chriſtenthum — ſich der Welt gegenüber ſtellen, dem Reichthum, dem Sinnenglück, der Macht und Gewalt als Gegengewicht, werden ſie in Einheit ihre Aufgabe erfüllen und das Reich Gottes bedeuten. Dann wird ſich die Scheidung ſo vollziehen, daſs die ſeeliſchen, liebreichen, edlen Menſchen der Kirche gehören, die anderen aber der Welt, und zwar ſo lange, bis auch ſie, enttäuſcht und zertreten, ſich nach dem Reiche Gottes ſehnen, deſſen Thore ſtets allen offen ſtehen müſſen, die eines guten Willens ſind.

Wenn die Übertrittsbewegung äußere Gründe hat, ſo kann ſie wieder nur durch äußere Gegengründe bekämpft werden. Die Unzufriedenen ver-

langen von der katholischen Kirche heute weit weniger, als etwa vor dreihundert Jahren, wo es sich um grundlegende Dogmen handelte; sie verlangen Dinge, die ohneweiteres erfüllt werden könnten. Aber die maßgebenden Persönlichkeiten sind von einem verhängnisvollen Trotze befangen und erfüllen sie nicht. Manchmal befällt mich darob eine wahre Betrübnis. Draußen in den entlegenen Dörfern schüttelt mancher Pfarrer den Kopf. Er liest in seinem Blatte von den ungeheuren Gefahren, die über die katholische Kirche hereingebrochen wären und sieht dagegen gerade die verkehrtesten Maßregeln ergreifen. — Wie hält es denn der gewissenhafte und kluge Pfarrer auf seinem Dorfe? Fürs erste hütet er sich, seine Gemeinde auf die Übertrittsbewegung, die draußen herrscht, aufmerksam zu machen. Er vermeidet in seinen Predigten alle politischen Anspielungen, lehrt schlicht und klar das Wort Christi, ermahnt die Leute zu einem sittlichen Leben, besonders zur Pflichterfüllung und Nächstenliebe, und geht mit gutem Beispiele voran. Wie auf der Kanzel zu allen, so stellt er sich im Beichtstuhl, am Krankenbette zum einzelnen — stets christlich leitend und aufrichtend. Fromm spendet er die Sacramente und hat nichts dagegen, wenn beim Hochamte deutsche Lieder gesungen werden. Und wenn einmal ein Täufling Gerhard oder Siegfried oder Gotthold heißen will, so macht er sich nichts draus, sondern tauft auch mit deutschem Namen im Namen Gottes. Und wenn ein armer Mensch durch das Schicksal in einen „freiwilligen" Tod getrieben wird, der Pfarrer schenkt ihm zum Troste der Angehörigen das geweihte Grab und den Segen. In der Schule geht er pädagogisch Hand in Hand mit dem Lehrer und würde erst dann gegen die „Neuschule" auftreten, wenn sie unsittliche und antichristliche Richtungen einschlüge. Das ist nicht der Fall, und je mehr Wohlwollen und Vertrauen er dem Lehrer entgegenbringt, je genauer wird dieser schon auch darum darauf achten, dass nichts des Kindes religiöse Regung zerstöre. Der Pfarrer lehrt als Katechet die nothwendigsten Dinge aus dem katholischen Katechismus, legt aber sein Hauptgewicht auf das Evangelium und die daraus entspringende Glaubens- und Sittenlehre. Bei politischen Wahlen gibt er seine freie Stimme ab, im übrigen betheiligt er sich nicht an den Agitationen. Er meint, wenn die Leute nur erst gut erzogen sind, dann werden sie das Richtige schon selber finden. — In einer solchen Gemeinde haben thatsächlich Gegenbewegungen keinen rechten Boden, und die Ausführungen antikirchlicher Stimmen über Pfaffen, Hetzer, Leutverdummer und Volksverderber werden dort kaum verstanden, denn sie stimmen nicht mit den nächstliegenden Thatsachen. In einer solchen Seelsorge werden — wenn nicht etwa eine clericale Eifererpresse Schaden thut — Übertritte zum protestantischen Bekenntnisse nicht stattfinden. Im Gegentheil, ich weiß mehrere Orte, wo eingewanderte protestantische Gewerbsleute zur

katholischen Kirche übergetreten sind, weil sie den katholischen Priester achten gelernt haben und weil man auch als Katholik evangelisch sein könne.

Nun gibt es freilich Gegenden, wo die Sache für den Pfarrer nicht so einfach liegt, aber auch in solchen wird ganz gewiss durch ein beständiges Vorbild der Sittlichkeit, der Friedfertigkeit und des Wohlwollens mehr erreicht, als durch leidenschaftliche und als solche stets ungerechte Kampfreden und immerwährendes Dogmatisieren und Voranstellen der kirchlichen Formen dem christlichen Geiste. Gerade der christliche Geist wäre das Einigende und Versöhnende. Aber er ist im Kampfgebiete nicht vorhanden, hier nicht und dort nicht. Hier will man durch Religion weltlich führen und herrschen, dort will man mit Religion die Völker und Staaten stark machen — wo bleibt da der christliche Geist?

Der bleibt ganz aus dem Spiele.

Der ursprüngliche Anlass zur Übertrittsbewegung war die Gleichgiltigkeit der deutschen Priester in unserer nationalen Bedrängnis. Nein, nicht die Gleichgiltigkeit, die hätte man hingenommen und damit entschuldigt, dass die Geistlichen sich nicht in weltliche Angelegenheiten mengen sollen. Aber sie mengten sich drein, sie trieben Politik in der Presse, bei den Wahlen, auf der Kanzel, und zwar für die Slaven und gegen die Deutschen — gegen ihr eigenes Fleisch und Blut. Sie suchten uns ins Unrecht zu setzen überall, auch dort, wo unser Recht sonnenklar war, wie z. B., wenn wir deutsche Ortschaften gegen die hereinbrechenden Czechen oder Slovenen vertheidigen wollten, wenn wir unsere urdeutsche Heimat vor Doppelsprachigkeit zu schützen suchten im staatserhaltenden Sinne. Sie nennen solches Bestreben der Deutschen in Österreich sogar — hochverrätherisch, verlangen gänzliche Knebelung und benützen ihren Einfluss, um bei der Regierung und bei der Menge den nationalen Gedanken, die Treue zum angestammten Volke zu verdächtigen. Wer das täglich sieht und hört und nicht empört ist, der hat Fischblut.

Es ist allerdings wahr, dass in Deutsch-Österreich ein großer Theil des Clerus aus Slaven besteht, weil die deutschen Priester an Zahl nicht ausreichen. Den slavischen Priestern kann man es freilich nicht verübeln, dass sie auch in deutschen Gegenden für *ihre* Nation wirken. Aber auch die deutsche Geistlichkeit schließt sich größtentheils ihnen an. Principiell hält es die römische Kirche mit allen Nationen gleichmäßig, praktisch schließt man sich an die vortheilhafteren. Doch ist es fraglich, auf welchen Felsen die Kirche am sichersten baut. Haben nicht auch die Czechen ihren Huss? — Einstweilen dienen die Slaven ihrer Nation sehr wesentlich dadurch, dass sie möglichst viele ihrer Söhne Geistliche werden lassen, die dann an einflussreicher Stelle für ihr Volk wirken. Vor einiger Zeit habe ich unseren deutschnationalen Studenten gerathen, es möchten sich aus

denselben Gründen recht viele unter ihnen dem Priesterstande widmen. Der Rath war frivol und bin ich dafür auch ausgelacht worden. Aber nicht, weil er frivol war, vielmehr, weil die Zumuthung eines solchen Opfers lächerlich schien. Nun wie denn aber? Gebt uns deutsche Priester! rufen sie, und keiner der Deutschen will Priester werden. Ich glaube, man könnte — ohne der Kirche zu schaden — als Geistlicher für sein Volk mehr thun, denn etwa als Soldat, Steuerbeamter oder Mediciner. Und wären einflußreiche geistliche Stellen nur erst besetzt mit guten Deutschen, dann könnte man von der Kirche manches erzielen, vielleicht sogar die Aufhebung des Hauptanstoßes, des Eheverbotes. — Oder wäre der Deutsche zu ehrlich, um auf solchem Umwege seinem Volke zu dienen und zum Rechten zu kommen? — Wenn es so ist, dann will ich nichts gesagt haben.

Aber man kommt zu keinem Schluss. Immer wieder klopft die Frage an: Soll man übertreten?

Der wirkliche Christ in uns — sei er nun gut oder schlecht — bleibt derselbe, ob man die Form wechselt oder nicht. Und dennoch würde ich mich bitter schwer entschließen, selbst die Form zu wechseln.

Es ist doch immerhin die Möglichkeit vorhanden, dass die Kirche, die schon oft den elementaren Ansprüchen der Zeit ein wenig nachgegeben hat, auch jetzt klug, im heiligen Geiste handelt. Wenn aber nicht, wenn die Heißsporne des Clerus und ihr Anhang unbeschränkt fortfahren, die Deutschen und ihre geistigen Güter zu beschimpfen, den nationalen Selbsterhaltungskampf der deutschen Österreicher zu verdächtigen, aus Kirche und Gottesdienst deutsches Leben gänzlich zu entfernen, Schule und Bildungsbedürfnis bloß für kirchliche Zwecke auszunützen, andere christliche Bekenntnisse öffentlich zu verfluchen und einzelne Persönlichkeiten ihres redlichen Freimuthes wegen zu verfolgen — dann wird eines Tages die Sache entschieden sein.

Ähnlicher Meinung sind Tausende — und kaum von den schlechtesten.

Doch nein, ich hoffe noch immer, dass es so weit nicht kommen wird. Die katholische Kirche soll, anstatt der schlechtesten, ihre besten Seiten hervorkehren, dann mag sie beruhigt sein.

Gegenseitigkeit.

Eine Last, eine Plag
Liegt auf aller Leut' Rücken,
Und der Theil, den ich trag',
Kann andere nicht drücken.

R.

Das Radeln und die Gesundheit.

Von Dr. Ernst Schneider.

Das Zweirad bedarf keines Lobredners mehr. Seine Verehrer haben von ihm reichen Segen für die Menschheit erwartet und prophezeit; so sollte es die Freude am Naturgenuss fördern, die ökonomische Lage der Landbewohner durch Zunahme des Verkehrs zwischen Stadt und Land bessern, der vorschreitenden körperlichen Entartung, namentlich der Großstädter, Einhalt thun. Sonderbar genug erscheint es mir, dass noch kein begeisterter Radler — und im Anfang ist das jeder — ein Werkchen „Das Zweirad als Erzieher" geschrieben hat. Aber auch bei ruhiger Betrachtung muss man zugeben, dass der neue Sport immerhin vieles vom Versprochenen gehalten hat.

Zweifellos ist das Radeln ein vorzügliches Mittel zur Übung und Kräftigung der Muskeln. Nicht der gesammten Muskulatur, wie etwa rationelles Turnen, Schwimmen, Rudern oder das Erklimmen hoher Alpengipfel. Gegenüber dem schulmäßigen und vielen langweiligen Turnen hat es aber den Vorzug der Ortsveränderung und der Abwechslung für das Auge voraus, dem Schwimmen und Rudern gegenüber den geringerer Anstrengung und der Möglichkeit längerer Ausübung; die gesündeste und schönste Bethätigung der Körperkräfte, das Bergsteigen, ist ein theurer, seltener Genuss, den verhältnismäßig wenige sich bieten können. Zudem kann man, wenn das Wetter trocken und nicht stürmisch ist, jederzeit radeln, die Gelegenheit zum Turnen aber muss man sich suchen, der Wasser- und Bergsport gar ist für uns auf ganz kurze Zeit beschränkt. Das Radeln ist also ein relativ universeller Sport.

In erster Linie bethätigen sich beim Radeln die Muskeln der unteren Extremitäten, und zwar die Streckmuskeln. Die Armmuskulatur wird, wenigstens bei geübten Fahrern, fast garnicht in Anspruch genommen, da die Hände lose auf der Lenkstange liegen und nicht zum Stützen, sondern nur zum Lenken der leicht gehorchenden Maschine verwendet werden sollen. Stärker werden die Rückenmuskeln geübt, und zwar nur bei geradem, elegantem Sitz, aber nicht bei der häßlichen und schädlichen Rennhaltung der Radgigerln. Wie bei jeder Körperarbeit, wird die Thätigkeit der Lungen gesteigert, und wer richtig radeln gelernt hat,

kann, indem er dabei regelmäßig, möglichst langsam und tief durch die Nase athmet, seine Athmungsmuskulatur kräftigen, die Elasticität der Lungen erhöhen und ihre Fähigkeit üben, mit einem Athemzuge eine große Menge Luft aufzunehmen. Verhältnismäßig die größte Arbeit wird dem Herzen zugemuthet, deshalb ist auch das Herz bei schwächlichen und leichtsinnigen Radlern am ernstlichsten gefährdet. Es bestehen nämlich zwischen Muskelthätigkeit und der Arbeit des Herzens und der Lunge innige Beziehungen. Ebenso wie eine Dampfmaschine bei ihrer Arbeit Feuerung verbraucht, kann der Muskel nur arbeiten, indem die Kohlenstoffverbindungen (Kohlehydrate und Fette), die er in sich zur Zeit seiner Ruhe aus dem Blute aufgenommen und angehäuft hat, während der Arbeit mit dem gleichfalls vom Blute gelieferten Sauerstoff zu Kohlensäure verbrennen. Das Ergebnis dieses Vorganges ist Bewegung, bei der Wärme und Kohlensäure entsteht. Die Kohlensäure ist ein Ermüdungsstoff, der, angesammelt, nicht nur die Muskelthätigkeit lähmen, sondern dem ganzen Organismus gefährlich werden würde. Sie muss also entfernt werden, und das geschieht wiederum durch das Blut, das, mit Kohlensäure beladen, aus den zum Herzen zurückführenden Gefäßen, den Venen, der Lunge zuströmt. Je mehr das zurückströmende Blut mit Kohlensäure gesättigt ist, um so häufiger und ausgiebiger muss die Athmung werden, damit sie es schnell von der Kohlensäure befreie und ihm genügend Sauerstoff aus der Luft heranschaffe. So erklärt es sich, dass bei starker Körperarbeit durch die um fast das Dreifache des Normalen vermehrten Athemzüge eine Kohlensäuremenge ausgeschieden wird, fast zehnmal so groß, als die in der Ruhe ausgeathmete. Andererseits reizt die Kohlensäureanhäufung im Blute die die Herzthätigkeit bestimmenden Nerven, so dass der Herzmuskel sich öfter und kräftiger zusammenzieht. Auf diese Weise kann er schnell und reichlich den Lungen das abgenutzte Blut zur Erneuerung und den arbeitenden Muskeln das erneuerte Blut zu weiterem Verbrauch zuführen.

Wenn auch ein gesundes Herz durch planmäßige Übung zu großen Leistungen erzogen werden kann, es ist doch seine Leistungsfähigkeit, wie die jedes Muskels, begrenzt. Muss es sich zu oft zusammenziehen, so hat es nicht Zeit, sich vollständig zu leeren, und es bleibt ein Rest in ihm zurück, der durch den immer erneuerten Zufluss größer wird. Dazu kommt, dass auch der ermüdete Herzmuskel an Spannkraft einbüßt und daher durch die hineingeworfenen Blutmassen leicht ausgedehnt werden kann. Es ist also verständlich, wie durch übermäßige Anstrengungen Herzschädigungen zustande kommen können; Schädigungen, die sich wohl beim erstenmal wieder gutmachen lassen, aber, wenn wiederholt, zu dauernden Erkrankungen führen. Dass in dieser Hinsicht besonders das Radeln gefährlich ist, weil dabei die Ermüdung des Herzens sich zu spät subjectiv

bemerkbar macht, ist eine nachgerade auch den Laien geläufige Thatsache. Doch braucht sich, wer das Radeln nur zu seinem Vergnügen treibt, nicht als Rennsport, dadurch nicht abschrecken zu lassen, vorausgesetzt, dass er keine Gewalttouren macht und sich gesunder Brustorgane erfreut.

Wenn das Radfahren gesund sein soll, so kommt es selbstverständlich sehr darauf an, wie man fährt. Gar nicht genug kann man die häßliche Rennhaltung, wobei der Fahrer fast auf dem Rade liegt, verdammen. Auf dem Rade soll man sitzen, wie auf dem Pferde. Wer vorn übergebeugt liegt, beeinträchtigt nicht nur die Athmung, indem Brust und Bauch zusammengedrückt werden, sondern er athmet unmittelbar den vom Vorderrade aufgewirbelten Staub und die eigenen Ausdünstungen ein. Staub und Gegenwind reizen die Augen und können Bindehautentzündungen zur Folge haben. Überdies staut sich bei der Rennhaltung das Blut im Kopf und, durch die Abknickung der großen Blutgefäße des Rumpfes, auch im Unterleibe. Natürlich übersieht der gebückte Fahrer nur eine kleinere Strecke, als der aufrecht sitzende und gefährdet so sich selbst und andere, die seinen Weg zu kreuzen wagen. Wendet man zu Gunsten dieser häßlichen Haltung ein, dass sie beim Rennen unentbehrlich sei, nun gut, so mag das für die geschlossene Bahn gelten, aber nicht für öffentliche Wege. Die Radlerinnen, soweit sie nicht von der Rennsucht befallen sind, huldigen glücklicherweise dieser Mode nicht, hauptsächlich wohl, weil sie wissen, wie sehr sie ihre Anmuth beeinträchtigen würden. Es muss, wenn man gut sitzen soll, die Lenkstange etwas höher als der Sattel stehen und darf von ihm nicht zu weit entfernt sein. Nicht selten sieht man, namentlich bei Anfängern, dass das Pedal nicht mit den Zehen, sondern mit der Fußhöhlung getreten wird. Das erschwert die Arbeit und macht bald müde, weil das Treten mit größerem Kraftaufwande geschehen muss. Wer mit dem vorderen Theile des Fußes das Pedal bearbeitet, geht mit seiner Kraft sparsamer um, weil er einen längeren Hebelarm anwendet. Von allergrößter Wichtigkeit für die Hygiene des Fahrers ist eine geregelte Athmungsthätigkeit. Die Radfahrlehrer, meistens junge, unerfahrene Leute, die den Schüler, der sich einigermaßen auf dem Rade halten kann, durch seine eigene Erfahrung und seinen Schaden klug werden lassen, müssen viel mehr auf die Athmung ihrer Schutzbefohlenen achten, als es geschieht. Man soll ruhig, tief und durch die Nase athmen. Wer das, besonders das letzte nicht kann, gehört entweder überhaupt nicht aufs Rad, oder muss zuvor das Hindernis, das ihm die Nasenathmung verlegt, vom Arzte beseitigen lassen. Die Nase ist unser angestammtes Luftreinigungsfilter und unser Luftwärmer und schützt als solcher die Athmungsorgane vor Infectionen und Erkältungen. Genügt bei durchgängiger Nase die durch sie aufgenommene Luftmenge dem Athmungsbedürfnis nicht mehr, so ist das ein sicheres, deutliches Warnungszeichen beginnender Über-

arbeitung des Herzens, für den verständigen Fahrer also ein Befehl zum Absteigen und Ausruhen, oder wenigstens zur Mäßigung der Fahrtgeschwindigkeit. Wie schnell und wie lange man fahren darf, hängt von der Körperconstitution und der Übung des Einzelnen ab; im allgemeinen gilt eine Geschwindigkeit von vier bis fünf Metern in der Secunde, also etwa fünfzehn Kilometern in der Stunde als normal und unschädlich. Je besser der Weg ist, und je weniger man genöthigt ist, die Aufmerksamkeit anzuspannen, um so später wird man ermüden; wer in dem Getriebe belebter Straßen einer großen Stadt fahren muss, weiß, um wie viel mehr eine solche Stadttour anstrengt, als eine Vergnügungsfahrt über Land. Die körperliche Anstrengung beim Fahren wird besonders erhöht durch starken Gegenwind und durch Steigungen des Weges. Der Wind, der den Fahrer im Rücken trifft, nimmt ihm den größten Theil der Arbeit ab, aber der Gegenwind erschwert sie um ein Vielfaches, und zwar umsomehr, je größer die Fahrgeschwindigkeit ist. Die Schrittmacher, die dicht vor dem Rennfahrer einhersausen, haben auch nicht so sehr den Zweck, ihn zu immer größerer Geschwindigkeit zu reizen, als den, ihm den Gegenwind wegzunehmen, daher sich der Renner auch immer dicht hinter den Schrittmachern halten muss, die ja mindestens die Hälfte seiner Arbeit thun. Beim Berganfahren ist die Kraftanstrengung um so größer, je höher das Rad „übersetzt" ist, und je langsamer das Tempo des Fahrers vor dem Anstiege war. Es empfiehlt sich, die Steigung selbst langsam zu fahren, aber bevor man zu ihr gelangt, einen Anlauf zu nehmen, weil dann die während des Anlaufes im Rade aufgespeicherte Kraft dem Fahrer beim Anstiege zugute kommt. Bei der Sucht, möglichst schnell von der Stelle zu kommen, kauft man meist Räder mit hohen Übersetzungen, die freilich auf ebener Straße schnell und mühelos vorwärts bringen, aber schon bei geringer Steigung einen um vieles größeren Kraftaufwand verlangen, als ein Rad mit mäßiger Übersetzung (63—68). Beim Berganfahren achte man ganz besonders auf gleichmäßige Athmung; denn unwillkürlich versucht man zu pressen, um durch Ruhigstellen des Rumpfes die größte Muskelkraft anwenden zu können. Durch das Pressen werden aber plötzlich das Herz und die seinen Muskel speisenden Blutgefäße leer, während das Blut in den Körpervenen (die es in das Herz und die Lungen führen sollen) sich staut; hört dann der Druck auf, so strömt mit dem ersten Athemzuge eine übergroße Menge Blut in das schlaffe Herz und bringt es so der Gefahr einer Überdehnung nahe. Auch beim Bergabfahren ist Vorsicht geboten, zumal wenn man die vollständig überflüssigen Fußrasten, die an der Vordergabel angebracht sind, nicht entfernt hat. Sie verlocken den Fahrer, die Pedale loszulassen und sich so der Herrschaft über die Maschine zum großen Theil zu begeben. Die große Zahl der durch solche Unbedachtsamkeit bedingten Unfälle sollte lehren, mit den Fußrasten aufzuräumen.

Ein bequemer und guter Sitz des Radlers hängt wesentlich ab vom Bau des Sattels. Ohne auf diese schwierige und heikle Frage näher einzugehen, bemerke ich nur, dass ein guter Sattel in seinem hinteren Theile breit sein, sich nach vorn schnell verjüngen und im vorderen Theile kurz sein muss, weil man ja nur auf dem hinteren Theile sitzen soll. Die Knöpfe oder „Dornen" im vorderen Theile sind verwerflich. Der Sattel soll horizontal, nicht vorn höher stehen, das Leder straff gespannt sein und in der Längsachse soll sich ein größerer länglicher Ausschnitt oder Einschnitt befinden zur Vermeidung jeglichen Druckes. Die Christy-, die Duplex- und die Hunt-Sättel entsprechen ungefähr diesen Anforderungen. Ein geübter Fahrer kann die erschütternden Stöße, die ihm das Rad auf holprigen Wegen mittheilt, durch leichtes Erheben im Sattel abschwächen.

Beim Radfahren zu rauchen, ist entschieden ungesund, nicht nur, weil der Tabakgenuss das ohnehin angestrengte Herz in Mitleidenschaft zieht, sondern auch, weil man, tief athmend, den Rauch leichter in den Kehlkopf und die Lunge einzieht und diese Organe so zum mindesten reizt.

Gegen die Kleidung der Radfahrer, wie sie sich allmählich als praktisch eingebürgert hat, ist nichts zu sagen; es ist vielmehr anzuerkennen, dass die Schätzung der luftdurchlässigen Wollstoffe, die eine langsame Verdunstung des Schweißes ermöglichen, durch die Ausübung des Radsportes zugenommen hat. Dass die Schuhe, namentlich im vorderen Theile, bequem sein müssen, damit die Zehen Spielraum haben, ist besonders zu betonen.

Einen anderen großen Vortheil dieses Sportes sehe ich in der Thatsache, dass viele seiner Anhänger durch eigene Erfahrung den Glauben an die allein kräftigende Wirkung des Alkohols verloren haben. Die meisten Radler wissen, dass auf der Fahrt ihnen Bier oder Wein nur eine kurze Erquickung gewähren, aber schließlich ihre Ausdauer und Kraft verringern, dass jedoch kohlensäurehaltige Wässer, süße Limonaden, süßer Thee oder Milch sie mehr erfrischen, ja sogar einen Theil der verbrauchten Stoffe ersetzen. Alkohol darf der Radfahrer, wenn überhaupt, erst nach der Beendigung der Tour zu sich nehmen. Immerhin wird auch in diesem Falle die anregende Wirkung des Alkohols von der des Thees übertroffen. Das Gefühl der Ermüdung, welches von größter Bedeutung für das gesundheitlich zulässige Maß des Radfahrens ist, mit narkotischen Mitteln wie Cocain, Cola u. a. zu betäuben, ist höchst thöricht und gefährlich. Für längere Touren ist Chocolade, da sie Zucker und Fett in angenehmer Form enthält, ein schätzenswertes, dem Stoffverbrauche entsprechendes Genussmittel.

Diese Ansichten und Rathschläge werden nur dem annehmbar erscheinen, dem das Rennen nicht Selbstzweck ist, der vielmehr zur Erholung und zur Kräftigung fährt. Eine Hygiene des Rad-Rennsports ist ein Widerspruch in sich, denn dieser Sport ist durchaus unhygienisch. Es

sollte kein Sport Selbstzweck sein; er soll nicht einseitig die Kraft einiger Muskelgruppen und eine bestimmte Art der Geschicklichkeit, womöglich auf Kosten der anderen Organe ausbilden, sondern er soll den ganzen Organismus erfrischen und kräftigen, das Selbstvertrauen stärken und die Freude an der Natur erhöhen. Wer befriedigt ist, wenn er auf der Rennbahn eine möglichst große Zahl von Kilometern mit einem leichten Rade von großer Übersetzung verschlungen hat, oder wenn er einen touristisch schwierigen Berg schneller erstiegen, als im Reisehandbuch angegeben ist, oder wenn er in einem Sportboot rascher als andere über das Wasser fliegt, dessen Ehrgeiz ist kläglich, denn das bloße Recorddrücken ist wahrlich ein untergeordnetes Ziel, nicht „des Schweißes der Edlen wert". Daß dabei Herz und Lungen durch Überanstrengung zu Schaden kommen können, möchte noch hingehen; aber so ausgeübter Sport verdummt auch, scheint mir, und macht für edlere Genüsse unempfänglich.

So erinnere ich mich eines jungen Ehepaares, das geschmacklos genug war, die Alpenthäler zum Tummelplatz seiner frisch gebackenen Radlerkunst zu wählen. Es wußte von nichts anderem zu berichten, als daß dieser Weg leicht fahrbar wäre, jener steinig und schlüpfrig; aber von dem, was zu beiden Seiten des Weges lag, hatten ihre Radleraugen nichts gesehen.

Über die Entscheidung der Frage, wer radfahren dürfe, herrscht im ganzen unter den Ärzten Einigkeit. Jeder gesunde Erwachsene in der Blüte seiner Jahre darf es; dabei ist eine gute Muskelentwickelung kein unbedingtes Erfordernis. Leute, die die Mitte der Vierziger hinter sich haben, sollten, bevor sie das Radeln lernen, ihren Arzt fragen, weil in diesen Jahren die Kreislaufsorgane oft schon an Elasticität und Widerstandsfähigkeit eingebüßt haben und weil die beim Lernen fast unvermeidlichen Stürze bei älteren Leuten schwerere Folgen haben könnten. Auch mit dem Radeln der Kinder können sich viele Ärzte nicht befreunden, so geschickt sich auch die Kinder anstellen mögen; denn im kindlichen Körper ist das Herz sowohl im Verhältnis zu der gesammten Körpermasse, wie zu der Weite der Hauptschlagader zu klein, als daß es nicht eher denn beim Erwachsenen durch übergroße Muskelarbeit geschädigt werden könnte. Auch dürften Kinder im Eifer und in der Freude der schnellen Bewegung das Ermüdungsgefühl zu wenig beachten. Endlich kann fehlerhafte Haltung gerade in dieser Zeit des Knochenwachsthums den Grund zu dauernder Verkrümmung der Wirbelsäule legen.

Schwäche des Gesichts und des Gehörs, Krämpfe, Krankheiten des Kreislaufs und der Athmungsorgane verbieten das Radfahren unbedingt. Für das immer mehr wachsende Heer der Nervösen, der Leute, die von Aufregungen, anstrengender Berufsarbeit, oder auch von den Folgen des

Müßiggangs mitgenommen sind, ist das Radeln eine Wohlthat, schon weil sie dabei gezwungen sind, eine zeitlang die Gedanken von ihrem gequälten Ich abzulenken, und weil sie in die freie Luft kommen. Doch ist auch mancher von ihnen, namentlich in der großen Stadt, durch die Fährlichkeiten des Radelns noch nervöser geworden, so dass er diese Übung aufgegeben hat.

Große Hoffnung haben die Fettleibigen auf das Radfahren gesetzt, doch werden sie meist schwer enttäuscht. Wohl „schmilzt das allzu feste Fleisch" beim Radeln, aber es löst sich deshalb nicht auf, wird vielmehr neu angesetzt, weil dabei die Eßlust gewaltig wächst, und Fettleibige nun einmal, so sehr sie es bestreiten mögen, ihr Nahrungsbedürfnis gern und reichlich zu befriedigen pflegen. Auch Fettleibige müssen vor dem Lernen sich über den Zustand ihres Herzens ärztliche Auskunft geben lassen.

Größere Vorsicht noch ist bei Leuten mit beginnender oder abgeheilter Lungentuberculose geboten, doch kann Personen mit Schwindsuchtsanlage, die also in einem flachen, schlechtgebauten Brustkorb noch gesunde Lungen haben, mäßiges Radfahren zur Lungengymnastik wohl empfohlen werden.

Blutarme sind zu großen Muskelanstrengungen nicht fähig, weil ihr an Sauerstoffträgern, den rothen Blutkörperchen, armes Blut den arbeitenden Muskeln zu wenig Sauerstoff zuführt, zumal wenn, wie es oft vorkommt, ihre Blutgefäße auch enger sind, als bei Gesunden ihres Alters und ihrer Größe. Trotzdem kann man bleichsüchtige junge Mädchen das Radfahren versuchen lassen, weil die ihnen gewöhnlich mangelnde Bewegung und Arbeit in freier Luft günstig auf den Appetit einwirkt, also ihre Nahrungsaufnahme erhöht und so die Gesundheit stärkt.

Stubenhocker, die ja gewöhnlich über träge Verdauung klagen, sind zumeist von den Erfolgen des Rades sehr und mit Recht entzückt. Sie würden mit einer anderen Körperübung zwar dieselben Erfolge erreichen, aber das Radeln ist für sie bequemer, abwechslungsreicher, unterhaltender. Selbst die geplagten Eigner ausgedehnter Blutadern (Hämorrhoiden und „Krampfadern") haben dem Zweirade viel zu verdanken, weil durch die heftige Arbeit der Beine die sonst in ihnen träge Blutbewegung lebhafter wird und weil es die Venen entlastet. Doch muss auch bei diesen Kranken der Arzt das entscheidende Wort sprechen; denn gesunkene Herzkraft oder Entzündungen der gedehnten Gefäßwände würden diesen Sport ausschließen. — In einer Hinsicht scheint das Radfahren noch nicht genügend gewürdigt zu sein, nämlich als ein sehr brauchbares Trainierungsmittel für Gebirgstouren. Es übt in der That einen Theil der Muskeln, die beim Bergsteigen die meiste Arbeit verrichten, die Schrittmuskulatur. Vielleicht wird durch das Radfahren auch der bei weitem schönere und edlere Bergsport noch mehr in Aufnahme kommen.

Wenn auch zur Zeit die Production von Fahrrädern den Bedarf weit übertrifft, so scheint es doch nicht, als ob die allgemeine Begeisterung für das Zweirad ihren Höhepunkt schon überschritten habe. Es wäre auch schade darum. Je älter sein Gebrauch wird, umsomehr werden sich auch die Anschauungen über die Art seiner Verwendung zur Kräftigung und Erholung klären. Vorläufig kann man noch, ein bekanntes Lessing'sches Epigramm parodierend, sagen:

Wer wird denn nicht das Zweirad loben?
Fährt's Jeder mit Gewinn? O nein.
Das Rad will weniger erhoben,
Mehr mit Vernunft gefahren sein. —

Wandertage in den Nordalpen.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Wer vor einem Jahre von Leoben aus z. B. nach Salzburg fahren wollte, der musste Klugheit und Glück haben. Die k. k. Staatseisenbahnen ließen mit sich nicht spassen, besonders die Eilzugreisenden wurden drakonisch behandelt. Dass am Schalter noch Eilzugskarten ausgegeben wurden, während der Eilzug ohne Abruf bereits aus der Station fuhr, war nichts Seltenes und ist mir in einer Woche zweimal vorgekommen. Auch geschah es im vorigen Sommer jeden Tag, dass ein sogenannter Grazer Wagen, dessen Insassen die Eilzugskarte vom Ennsthale bis Leoben hatten, in St. Michael ganz leise vom Eilzug abgekoppelt und dem später abfahrenden Postzuge angehängt wurde. Waren Reisende drin, die desselben Abends noch nach dem Semmering oder nach Wien wollten, so versäumten sie ahnungslos mit ihrem nachhinkenden Postzug den Eilzuganschluss der Südbahn und mussten in Bruck hocken bleiben.

Ich bin oft von Graz nach Berlin, nach Hamburg, nach Köln gereist, ohne alle Unannehmlichkeiten, aber von Leoben bis Wörgl oder Salzburg ist es noch selten ganz glatt abgegangen; heimliches Entschlüpfen des Zuges mit meinem Handgepäck war noch das Wenigste. Wenn ich vor Gericht einmal befragt würde, ob eines unbescholtenen Vorlebens, so müsste mit Zerknirschung eingestanden werden, dass ich bereits abgestraft worden bin, und zwar von der k. k. Staatsbahn um fünfzig Kreuzer gebüßt, weil ich in Schladming einmal, ohne vorher eine Fahrkarte gelöst zu haben, in den abfahrenden Zug gesprungen. Die Fahrkarte aber konnte darum nicht gelöst werden, weil der Schalter schon geschlossen war. Will man aus dem Missgeschick der Reisenden schon ein Geschäft machen, so sollte man anstatt Strafzahlung die Bezeichnung:

Überzahlung belieben. Rechtmäßig ist nach meiner Meinung auch eine solche nicht. Der Schaffner, der sonst etwaige Aufzahlungen anstandslos vermittelt, könnte gewiss leicht auch ganze Karten ausfolgen, ohne eine Justizaffaire daraus zu machen.

Nun, alles das sind Reiseerfahrungen und man reist ja nur, um sie zu machen. Um gutes Geld und unter Entwicklung einer gewissen Schlauheit, kam ich doch eines Abends nach Hallein, um dort fröhlich auszusteigen und ins Gebirge des hohen Göll zu entfliehen. Spätnächtig hat das elektrisch beleuchtete Berchtesgaden mich in seine Hut genommen.

Am nächsten Morgen beim Öffnen des Fensters stand er im Sonnenscheine da, der Berg mit den zwei gegeneinander gebogenen Hörnern, zwischen denen das Eisfeld liegt. Und zu seinem Fuß die schattige Schlucht, in deren Grund der berühmteste unserer Alpenseen liegt und aus deren Hintergrunde die Zacken des Steinernen Meeres leuchten. Und der Vordergrund: auf grünen Hügeln und Hängen schmucke Sommerhäuser, in der Tiefe die rauschende Ache und daran hin das ansteigende Berchtesgaden mit seinen dampfenden Salzsudhäusern.

So stand es vor dem Fenster meines heimlichen Hotels „Zu den vier Jahreszeiten", dessen gemüthlicher Wirt viel von Dichtern, Künstlern, Fürsten und Königen zu erzählen weiß, die bei ihm zu Mittag gegessen haben. Den alten Wilhelm hatte er bei einem dramatischen Feste selbst einmal dargestellt und seither nennt ihn der baierische Prinzregent seinen Collegen.

Ich speiste an demselben Mittag bei einem der meinigen, bei Richard Voß, in seinem poesievollen „Bergfrieden." [1]) Ich sah den Freund das erstemal, seitdem ihm die italienischen Banditen das Feuerrohr an die Stirn gesetzt hatten. Er hatte damals in der Nähe von Rom mit seiner Frau und einer zweiten Dame den Großherzog von Meiningen auf einer Spazierfahrt begleitet. Plötzlich standen die Wagen still, die Kutscher rührten sich nicht, an beiden Seiten der Wägen kauerten vermummte Kerle, die den Herrschaften die Gewehre an den Kopf setzten und durch Mienen zu verstehen gaben, dass man Geld auf die Erde werfen solle. Die Frauen sprachlos, auf das Schlimmste gefasst, der Dichter hielt den Strolchen eine mierschrocken leidenschaftliche Warnpredigt, sie sollten es nicht thun, es würde sie reuen! Der Großherzog blieb ruhig, warf einige Dutzend Lire auf den Weg, worauf die Räuber höflich dankten und den Kutschern das Weiterfahren erlaubten. — Das alles mitten am Tage, in einer von Wägen, Fußgehern und Feldarbeitern belebten Gegend nahe an Ortschaften. — Dem Dichter Voß und seiner Gemahlin soll durch dieses romantische Erlebnis das schöne Italien nicht gerade trautsamer geworden sein. Um so heimlicher ist ihnen in ihrem

[1]) Siehe „Heimgarten", fünfzehnter Jahrgang, Seite 50.

von hohen deutschen Bergen treu beschützten Sommerhause am Königssee. — Wo es einem sehr gut geht, da soll man nicht lange bleiben. Nach diesem höchst unklugen Grundsatz habe ich mich gleich am nächsten Morgen wieder fortziehen lassen von dem Locomotiv nach Reichenhall hinab. Es geht am Wasser dahin im engen, waldreichen Thale, aber unten bei Reichenhall haben die Alpen ein Loch. Dort guckt zwischen sanften Bergen blafsblau die baierische Ebene herein. Tödtlich erschrocken vor dem sonnigen Flachland im August machte ich kehrt linksum, theils zu Wagen und theils zu Fuß wieder alpenwärts.

Eine Stunde hinter Reichenhall liegt der Thumsee. Der ist unvorsichtig in der Wahl seiner Lage gewesen. Er hat sich hier auf eine flache Wiese hingebettet und erstickt nun stellenweise völlig im Schilfgras. Hätte er sich in einen engen Bergspalt gelagert, zwischen schroffen Wänden wie der Königssee, so wäre er auch was geworden und im Bädeker leuchtete ihm der Stern des Glückes. Die Gegend ist hier ein steiles, mit Wald und Matten bedecktes Mittelgebirge. Auf der glatten Straße treiben die Radler ihr Wesen; weiter hinten aber wird die Welt so buckelig, dafs sie ihr Radel steil bergan schieben müssen, um es an der anderen Seite wieder steil thalab zu geleiten. Dann ein paar Minuten fahren, dann wieder derselbe Spafs. Aber der Liebe Mühe wird belohnt, auf einer der Höhen steht ein Wirtshaus. Es ist hier das letzte im Deutschen Reiche. Hinter ihm fällt's ab zur Saalach, dort steht schon die schwarzgelbe Säule mit dem zweiköpfigen Adler, der sich mit seinen scharfen Schnäbeln in Neuzeit gegenseitig so abscheulich zerhackt. Von diesem Pafs Stein geht's der schönen Saalach sachte aufwärts durchs grüne Thal von Unken. Im Hintergrunde stehen finsterblau die zackigen Loferer Berge.

In dieser Gegend, zwischen Reichenhall und Saalfelden, herrscht eine der absonderlichsten Volkssitten. Dem Wanderer fallen an Häusern, Scheunen und Wegplanken die seltsamen Bretter auf. Es sind alte und neuere, größere und kleinere, Namen, Zahlen und Sprüche sind darauf geschrieben, erzählend von Verstorbenen, deren Leichen auf diesen Brettern gelegen. Und heißt es: Wenn das Brett an der Wand mächtig klappert, so hat die Seele des Verstorbenen, der darauf gelegen, in der Ewigkeit den Frieden noch nicht gefunden.[1])

Nach sechsstündiger Wanderung von Reichenhall zieht man in den Markt Lofer ein; der liegt in einem der malerischesten Hochgebirgswinkel Salzburgs. An drei Seiten wird die kleine, mit waldigen Vorhöhen umsäumte Ebene von weißen Kalkbergen eingeschlossen. Am nächsten und höchsten aufragt im Südwesten das 3500 Meter hohe Hinterhorn. Ich sah es im Lichtschleier der Nachmittagssonne hinter den schärferen Umrissen seiner Vorberge wie eine blaue Wolke stehen, buchstäblich himmel-

[1]) Siehe „Heimgarten", dritter Jahrgang, Seite 716, „Leichbretter in den Alpen."

hoch. Lofer hatte für mich eine eigenartige Weihe erhalten. Im Posthause saß ich müde und erschöpft in der kühlen Gaststube allein, nur von Fliegen umsummt. Während mein Mittagsmahl garkochte, durchblätterte ich gleichgiltig die Zeitung und fand die Friedensbotschaft des russischen Kaisers. Anfangs war mir, es sei ein Traum. Immer wieder las ich das hochherzige, schlichte und doch monumentale Schriftstück, wie ein ähnliches noch von keinem Throne herabgekommen ist. Ich meinte, die Felsen der Loferer Berge müßten zittern vor Freude.

Hoch trug ich das Herz nun dem Tirolerlande zu. Von Lofer führt die eine Straße weiter südlich, gerade hin durch die wilden Felsenschluchten, aus denen die Saalach kommt, von Saalfelden herab. Westlich führt die Straße durch die Bergenge des Paß Strub ins Tirol hinein. Eine halbe Stunde hinter Lofer ist die Landesgrenze. Dort am Weg eine Kapelle zum Andenken an die hier gefallenen Vaterlandsvertheidiger. Wenige Minuten weiter steht am Ufer der Strub auf wuchtigem Felsblock ein Obelisk mit den Namen der Anführer. Zu Anfang des nun scheidenden Jahrhunderts hat der verfluchte Corse die Franzosen und auch die Baiern hier angehetzt zur Unterjochung Tirols. Fast jeder Paß, der ins Land führt, weist Denkmäler an den Heldenkampf des Hirtenvolkes in diesen Bergen auf. Ein unvorbereitetes, ungerüstetes Völklein hat mehrmals gesiegt gegen Frankreichs Weltmacht, die nur in den Militär-Rüstungen ihr Heil suchte. Wenn es sich um die Vertheidigung der Freiheit, des Vaterlandes handelt, da wird und kann es nimmer heißen: Die Waffen nieder! Und wie es auch die Spötter deuteln mögen, *so* ist das Bestreben der Friedensfreunde nicht gemeint. Der gewaltsame *Angriff*, aus welchen Gründen immer, er muß verdammt und ehrlos sein und wie die Pest verfolgt in allen gesitteten Ländern. Dem Angegriffenen, ob es ein Volk oder ein Wanderer auf der Straße ist, muß sich alle Welt zur Hilfe gesellen. Dieser Hauptgrundsatz des Menschenthums, des Christenthums, des Staates muß in den Schulen, in den Kirchen, in den Zeitungen und Büchern, auf der Bühne und überall gelehrt werden, anstatt die großen Menschenschlächter und Erzräuber als halbgottähnliche Helden zu rühmen. Eine *solche* Erziehung müssen wir durchsetzen in allen unseren Staaten, dann wird nicht mehr weiter gerüstet werden, dann wird die Abrüstung im Sinne des hochherzigen Nikolaus sich von selbst vollziehen. Bevor in den Völkern das Vorurtheil von der Unvermeidlichkeit der Kriege gebrochen und der Angriffs-Kriegsheldencultus vernichtet ist, werden die Friedensconferenzen zwar einen guten Eindruck machen, eine akademische Bedeutung haben, aber praktisch nicht gar viel ausrichten.

Ah, sentimentales Idealistengerede! sagen sie und gehen achselzuckend weiter.

Wenn ihnen ihre schweren Rüstungssorgen nur Zeit ließen, einmal ein wenig die Geschichte durchzublättern, nicht bloß die Kriegsgeschichte,

auch die Culturgeschichte, dieses Weltgericht würde sie daran erinnern, wer mit seinem Werke länger vorgehalten hat, der Kriegsheld Alexander oder der Idealist Christus.

Beruhige mich, Tirol! — Im schönen Thale der Strub, wo einst die hereinbrechenden Feinde gemetzelt, geschändet, geplündert und brandgestiftet haben, liegt heute heiterer Friede. Die Landschaft hat sich an der Grenze verändert; draußen in Lofer das Reichgegliederte, Wildzerrissene, Unruhige, hier die Einfachheit in großen Linien. Das schmale, ebene und gerade fortlaufende Thal im frischen Wiesengrün mit zerstreuten Heuhütten und einzelnen Gruppen überaus malerischer Tirolerhäuser. An beiden Seiten steil ansteigender Wald und über demselben die lichten Felszinnen. Südlich das Gethürme der „Loferer", das Breithorn, das Hinterhorn, das Rothorn, hinter Waldhängen zurücktretend. Der nördliche Bergzug des Kammerköhrs ist nicht hoch, aber in seinem sich hin- und hinziehenden Felsdiadem von eigenartigem Reiz. An der höchsten Stelle des Thales liegt der Hauptort desselben, Waidring. Hier muss man Halt machen und den Blick zurückwenden, um die westliche Herrlichkeit der Lofererberge zu betrachten. Sie glühten in der Nachmittagssonne und ihre Spitzen dampften. Sie thaten — wie das Volk sagt — „Wetter bachen." Waidring ist eine Sommerfrische für weltflüchtige Leute, keine Heeresstraße, keine Eisenbahn; wohl aber für Allerwichtigstes der Telegraphendraht summt dir über dem Haupte. Eine schöne Kirche und ein großes Wirthshaus, wie jedes Tiroler Dorf, besitzt auch Waidring — da kann es freilich nicht fehlen.

Die Sonne wollte nicht aufhören zu brennen. Auf staubiger Straße weiter wandernd, kam mir das Gelüste, in einer der allein stehenden Heuhütten zu rasten. In Tirol sind ja die Heubäder Brauch, also gieng auch ich ins Bad. Das hochgeschichtete Heu war kühl und weich und voll würzigen Duftes. Ah — das war gut. Weiter weiß ich nichts.

Als ich erwachte, leuchtete mir durch das weit offene Thor die Sonne ins Gesicht. Ich hielt sie anfangs für die Abendsonne, es war aber die Morgensonne und vor meinem Heuhaufen stand ein eckiger Bauer mit der dreihörnigen Gabel. Er zückte sie gegen mich und sagte: „Jatzt that's mir fei liab fei, wann d' aufstehn thatest. Ih brauch mei Heu."

Alsogleich hob ich mich aus meiner tiefeingedrückten Grube, rutschte zu Boden und stellte zur Beschwichtigung Bettkreuzer in Aussicht.

„Hast Kopfweh?" fragte er.

„Ein bissel."

„Nachher bist weiter nix schuldi."

Er stand noch mit gezückter Gabel da, stach aber nicht ins Heu; sein Gesicht verzog er zu einer drolligen Grimasse und sagte: „Ih getrau mih lei nit! Kunnt'st oani versteckt hob'n."

„Selber verrathest dich!“ rief ich hell aus, „du mußt es schon gar gut wissen, wie man's macht.“

Lachend sind wir auseinandergegangen. Zwei alte Bauernherzen hatten einen Augenblick längstvergangene Jugendeselei geträumt.

Eine Stunde später kniete ich an den Rand der großen Ache hin und wusch mir das Gesicht. Dann schlenderte ich das Leukenthal aufwärts, dem Bahnhofe von St. Johann zu. Am Kaisergebirge waren die Wolken tief herabgesunken und sachte fieng es an zu tröpfeln. Die Loferer Berge hatten ihre Arbeit fertig, das Regenwetter war „gebachen.“

Volksaberglaube.

Gesammelte Beispiele aus der östlichen Steiermark von **Rosalie Fischer.**

(Schluss.)

Wie oft, wenn von fremden Leuten oder auch Angehörigen mit einem kleinen Kinde viel lauter Scherz getrieben wird, überkommt das Kleine eine große Müdigkeit, die Glieder sind weich, kraftlos, die Stirne herbe, Schlaf überkommt es, — es ist verschrien. Manchmal folgen Fraisen oder ein längeres Siechthum darauf, zuweilen der Tod.

Eine junge Mutter hat einmal ihr halbjähriges munteres Buberl auf dem Arm gehabt und schaute seelenruhig ihrem Halterbuben zu, der die Kühe zur Tränke trieb. Da kam eine bekannte Frau, wunderte sich unbändig über das kräftige liebe Kind, spielte und herzte damit. Die Mutter, die dann in der Küche eine Jause richtete, hörte ihren Kleinen lachen und jauchzen.

Doch plötzlich kam die Frau voll Schreck und fassungslos mit dem Kinde heraus — es war plötzlich krank, ließ alles hängen, und wimmerte und wimmerte.

„Auf den Tod verschrien“, sagte der Vater, und nach zwei Tagen war es todt.

Und wie oft nun auch in gar vielen Fällen der Zufall schuld sein mag, sollte man darum alles nur als Wahnwitz bezeichnen?!

Wenn durch die Hypnose erwachsene Menschen vollkommen ihres Willens beraubt werden können, warum sollte nicht ein junges, willenloses und nervenschwaches Geschöpf durch eine große Aufregung oder einen mächtigen Schreck in einen Zustand der Lähmung und Krämpfe verfallen, der immerhin auch den Tod mit sich bringen kann?!

Solche Erscheinungen kann man ja als natürliche Folgen einer großen Erschütterung gelten lassen, ohne jeden Aberglauben!

Das Volk freilich läßt den Aberglauben nicht.

So wie es „Verschreien" und „Verscheinen" als böse, geheimnisvolle Macht bezeichnet, so sind auch die Mittel dagegen heimlich und geheimnisvoll.

Gegen die Fraisen hat man ein Gebet, einen „Frasbrief", der aber kaum von der Kirche anerkannt werden dürfte. Und doch, wie verzweiflungsvoll sind schon über manches in entsetzlichen Krämpfen zuckendes Kind die alterthümlichen, beschwörenden Formeln gebetet worden, unter Thränen um eine Wendung flehend auf Leben oder Tod. Immerhin ist es oft ein christlich gläubiges Gebet, das man auch ohne Glauben ans Verschreien bei schweren Fraisen anwendet.

Anderseits legt man eine Fensterscheibe dem Kinde aufs Gesicht, doch wird der Rath, mit kühlen Umschlägen zu hantieren, wieder weniger Vertrauen finden.

Dem Lavendelkraute schreibt man heimliche Zauberkräfte gegen das Verschrein und Fraisen zu, und doch ist dieses Kraut in verschiedenen Formen und Anwendungsweisen auch ohne Aberglauben heilsam.

Ein besonderes Verfahren zur Heilung eines „verschriernen" Menschen oder Viehes besteht im „Abrauchen". Da gibt es vor allem ein „Verschroakraut", dazu noch eine gewisse Anzahl dazugehöriger Kräuter; mit diesen und einer Holzscharte von jeder Thürschwelle des Hauses und womöglich ein „Fetzerl Gewand" von der Person, die das Unheil angerichtet hat, wird das „Verschrierne" beräuchert und in ebenfalls beräucherte Decken gehüllt, am wirksamsten aber bei größter Heimlichkeit.

Ein einfaches, aber gewiss auch gutes Mittel besteht darin, dass eine Weibsperson mit dem Saum ihres Hemdes, mit dem „Hemdstock" über das kranke Thier hinwischt.

Solche Sachen glaubt das Volk wirklich und wahrhaftig. Aber es glaubt noch mehr.

Vor allem das geplagte, von der Welt noch am meisten abgeschlossene und in aller wirtschaftlichen Entwicklung zurückstehende arme Bergvolk bei all seiner doppelt schweren Arbeit und Müh' und Heimsuchungen hängt viel und fest einem verderblichen Wahne an, — das „Anwünschen", das „Anthun", die „anthanene Sach". — „Da geht's nicht recht richtig zu", oder „da regiert der Neid", das sind Worte, die oft eine gar große Menge Verdächtigungen umschließen, zuweilen verdammenswerte Folgen nach sich ziehen.

Man glaubt vor allem an „Kühzauberer", an Leute, die die Milch verhexen.

Da und dort bleibt trotz gutem Futter plötzlich bei den Kühen die Milch aus. Die Nachbarin aber, die nur eine Kuh oder zwei oder gar nur eine Geiß hat, besitzt Milch in Überfluss, kann oft Butter rühren,

macht Schmalz. Natürlich, sie versteht's, sie melkt an den Grastuchzipfen die Milch der Nachbarskühe heraus. Ja, wenn die Kühe genau zu Mittag gemolken wurden, hat man zuweilen unsichtbare Hände am Euter gefühlt.

Oder man hat Milch und Rahm, kann aber lange Zeit keine Butter machen, oft jahrelang. Freilich nimmt wieder eine böse Person unterm Rühren die Butter weg, so daß nichts überbleibt als bloßer Schaum.

In einem Hause können sie nicht eher Butter zusammenbringen, bis sie Gabeln und Messer, recht scharf geschliffen, ins Rührfaß stecken. Da kriegt dann immer die Nachbarin so furchtbar — Bauchschmerzen!

Anderswo hat man in der Küche in den Fußboden ein Loch gebohrt, den Rahm, der nicht „zusammengieng", hineingeschüttet und mit einem glühenden Eisen darein gestoßen, darauf ist ein bekanntes böses Weib gekommen, mit verbundenem Gesicht, denn die verbrannte Milch hat sie verbrüht.

Oder man erhitzt den Backofen und schüttet den Rahm in die Glut, und wieder wird die verbrannte Hexe lange Zeit Gesicht und Hände verbinden müssen.

Aber zur größten Verzweiflung kann den Menschen Unglück beim Viehstande bringen, und viel ungerechte Verdächtigung, viel Feindschaft wachsen da aus dem Aberglauben empor. Was schreibt man nicht alles der Macht der bösen Menschen zu!

Freilich haben sie diese Macht auch nicht aus natürlichen Quellen, sondern man weiß sich gut zu erzählen von einem Manderl mit einem grünen Hüatl, das schon vielen bedrängten und habgierigen Menschen Hilfe brachte, wenn sie mit einem Tropfen Blut ihren Namen auf ein gewisses Blatt unterschrieben. — Und was das für die Ewigkeit bedeutet, weiß man auch.

Da war einmal eine Bäuerin und die hatte unendlich viel Glück mit dem Vieh; als sie aber zum Sterben kam, schenkte sie einem andern ein seltsames Kraut mit der Mahnung, dasselbe vor seinem Tode ja gewiss zu verschenken oder zu verbrennen, wenn er selig werden wolle.

Zu einem kleinen Besitzer kam einmal ein Fremder und fragte ihn, ob er recht Glück in seiner Wirtschaft haben wolle. Auf die bejahende Antwort zeigte er eine Flasche mit einer seltsamen Mischung und vergrub sie hinterm Hause in einem Ameisenhaufen. Aber von da an verfolgte den Bauer alles in seiner Wirtschaft. Zwei Kühe kamen zum „Stößn", wobei eine schwer verletzt wurde; eine Ziege wurde von der andern in den Bach gestoßen; der Knecht fiel und brach sich den Fuß, und ein Bube schlug sich bei einem Fall über die Hofstiege mehrere Zähne ein.

Da gieng der Bauer hin, grub die Flasche aus und zerschlug sie, worauf wieder alles gut war und blieb.

Ein Bauer hatte gar keinen Nutzen von seinen Kühen, wenig Milch, keine Kälber, und er hatte deshalb seine Nachbarin stark im Verdacht. Und als sie auf der Bahre lag, rannten seine Kühe von der Halde weg zum Nachbarhaus, stemmten sich gegen die Mauern und brüllten zum Fenster hinein. Von da an war alles Unglück gut.

Aber auch im Hause der Verstorbenen, wo der Sohn schon die Wirtschaft hatte, verendeten Jahr für Jahr die Kalbinnen, bis die Leute im Stalle nachgruben und unterm Futterbarren einen Kalbsschädel eingegraben fanden. Im Frühjahr hatte der Erddunst die Krankheit stets emporgeführt.

Wie viele, die vom Unglück heimgesucht werden, glauben daran, dass ihnen von einem Feinde „was gelegt" worden sei. Und sie haben wohl rings um das Haus „unterm Dachtropfen" nachgegraben und gesucht. Welcher Schreck, wenn ein Knochen oder Schädel eines Thieres gefunden wurde!

Anderseits glaubt man, schon der Besuch eines bösgesinnten Menschen bringe Unglück.

So hat ein Fleischergehilfe, als er ein Kalb nicht zu kaufen kriegte, das Thier mit der Hand berührt und zum Bauer drohend gesagt: „Du sollst kein Glück mehr haben." Und das Thier verendete und viele andere in der Folge.

Oder ein in bösem Verdachte stehendes Weib wurde gesehen, wie es die Thüren der Schweineställe betastete, worauf dann unter den Thieren beständig Krankheit und langsames Hinsiechen herrschte.

Viele Leute erschrecken heftig, wenn ein fremder oder übelberufener Mensch vor Sonnenaufgang unterm „Dachtropfen" (Dachtraufe) ihres Hauses gesehen wird. Im Winter glaubt man die Bösen „absperren" zu können, indem man im Schnee keinen Pfad vom Hause wegschaufelt. Ebenso hütet man sich, andern Leuten etwas zu leihen und verweigert sogar den Armen das Almosen.

Das Unglück macht eben verbittert und ungerecht.

So erzählen gar manche in tiefer Trostlosigkeit, wie sie alles nur Mögliche ihrem Vieh zulegen und füttern, wie aber trotz der besten Wartung dieses Vieh welkt und siecht, während der und jener Nachbar oder Verwandter, der fast kein Futter erntete, das schönste Vieh besitzt.

„Und wie mehr wir schauen und trachten, wie mehr legt's sein' Vieh zu. Wir müss'n zu Grund geh'n; kein Fleisch, kein Schmalz, kein ‚Einnahm'!"

So sagen sie verzweiflungsvoll, manchmal halbverschämt über diesen von den Glücklichen verlachten Aberglauben, anderseits wieder unter Thränen, mit gefalteten Händen um Hilfe bittend.

Wie weite Wege macht man oft, um irgendwo einen Menschen zu finden, der die Macht besitzt, die Thaten der Feinde zu bannen, „ein-

zustellen". Am gesuchtesten ist der „Freimann", aber da diese fast sagenhafte Persönlichkeit eben nicht zu finden ist, so nimmt man seine Zuflucht zu einem andern „g'scheiten Menschen", der einem da und dort „verrathen" wird.

Er lässt sich alles erzählen, kommt ins Haus und sieht Übel auf Übel. Da ist vor dem Hause der weite, grüne Anger, aber er ist nicht umzäunt, das Vieh steht im Stalle anstatt auf der Weide. Vor dem Stalle ist der ganze Hofraum ein Düngerhaufen, Schwärme von Mücken und Insecten halten darüber ihren Tanz, und Dunst und Gestank steigt auf und strömt durch Thüren und Fensterluken in die Ställe ein. Und drinnen, da lässt man „Mist treten". Da steht ein Ochse, bei dem noch nicht „gramt" ist, noch einmal so hoch als der andere groß ist, bei dem der Dünger unlängst weggeführt wurde. Und wieder scharfer Geruch, schädliche Ausdünstung! Und da soll das Vieh nicht erkranken und sollen gesunde Junge fallen, abgesehen von den Unglücksfällen, die auch bei der besten Wirtschaft vorkommen können!

Der „gescheite Mensch" macht seine Anordnungen, wendet Desinfectionsmittel an, gibt Heilmittel fürs kranke Vieh, und erwidert auf die bange Frage, was dahinter sei, sie möchten nur alles genau machen, es werde schon gut werden.

Aber es finden sich wieder Personen, die die Noth und den Aberglauben missbrauchen, ausnützen und schüren.

Ein vom Unglück heimgesuchter Bauer fand in Graz eine alte „g'scheite Weibete", die ihm mittheilte, sein Verwandter verschulde sein Unglück beim Vieh; der sei aber so gescheit, dass er alle Gegenwehr wirkungslos mache, und er, der Bedrängte, möge sich hüten, die gleichen Wege zu machen, wie der Verwandte, es könne sein Tod sein.

Einem Hilfesuchenden wurde einmal von so einem allwissenden Zaubermann gesagt, der erste, der von seinen Bekannten ihm am Sonntag begegne, sei sein Feind, vor dem er sich hüten möge. Der also Berathene gieng aber hin und gab dem ihm zuerst entgegenkommenden Bekannten unter Schimpfreden eine Ohrfeige, worauf es zur gerichtlichen Klage kam, wobei der „gescheite Mensch" mit Strafe belegt wurde.

In einer Gebirgsgegend von Steiermark soll ein so unheimlich gescheiter Mensch sein, der mit seinem Sohne den Leuten das Vieh verzaubert, ja selbst die Menschen. Sonderbarerweise nehmen die Betroffenen aber wieder zu demselben Manne ihre Zuflucht, auf dass er für Geld wieder das Unglück abwende. Er mache kein Geheimnis aus seiner bösen Kunst und lache, wenn man ihm mit dem Gerichte droht. Einer vermögenden Sägebesitzerin sagte er, in zwei Jahren werde sie närrisch oder müsse sie sterben, was sie sich so zu Herzen nimmt, dass ein Unglück leicht möglich ist.

Einem Bauer aus einem Thaldorfe sagte bei einem Streite sein Gegner, er werde noch „geigen“ hören, und das bewegte den sonst sehr verständigen Mann so stark, dass er nunmehr schon im Traume ganz wunderbare Musik hört, und darüber nachstudiert, was das zu bedeuten habe.

Ein Mann aus einem ungarischen Dorfe, sonst verständig und wirtschaftlich, klagte darüber, dass es ihm immerwährend vorkomme, als ob ihm die Leute so etwas anthun, ein „Blendwerk“ machen, dass er sich schämen müsse. Auf den Rath, er solle dies dem Pfarrer sagen, er sei ja gewiss katholisch, erwiderte er, er sei evangelisch und sein Pfarrer habe gesagt, so was gäbe es nicht. Auf die Erklärung, dass er so was Übernatürliches wirklich nicht gäbe und nur das aufwallende Blut ihm das vorspiegle, lachte er hell auf: „O, mein Blut ist g'sund.“

Niemals will man sich seine Meinung ausreden lassen.

So war in einem stattlichen Berggehöft der Bauer lange Zeit krank, plötzlich lahm geworden. Man sagte, andere Leute hätten ihm nicht vergönnt, dass er von Verwandten die schöne Wirtschaft zu übernehmen kriegte, — der Neid habe die Krankheit gemacht. Als der Arzt dies nicht gelten ließ, hatte er das Vertrauen der Familie verloren.

Zwistigkeiten zwischen Eheleuten, nicht gerne gesehene Liebschaften, auch Ehebruch wird häufig der übernatürlich bösen Macht zugeschrieben, wobei man die Untreuen entschuldigt, die Verführer verflucht.

Eine Mutter, eine ehrsame Frau, die aber als Mädchen in eine leichtsinnige Familie geheiratet hatte, kam einmal mit einem bösen Weibe in Streit, wobei das letztere drohend sagte: „Du wirst noch denk'n auf mich.“

Und kurze Zeit darauf knüpfte die Tochter der Bedrohten mit den Töchtern der Feindin — leichten Dirnen — Freundschaft an, und das züchtige, gute Mädchen wurde so schlecht, so schamlos und taub gegen die Bitten der verzweifelnden Mutter, dass diese unter Thränen beschwört, die Feindin habe durch teuflische Macht ihr braves Kind „verblendet“.

Aber zu welcher Sünde, ja verbrecherischer Grausamkeit der tiefe, verwerfliche Aberglaube führen kann!

Unlängst haben rohe Menschen eine „Milihexe“ (Milchzauberin) so grausam geschlagen, dass sie gar nicht gehen konnte, und behaupten, dass aus einem ungarischen Dorfe ein Mann kommen musste, der ihr die Krankheit „abbetete“.

Man hat kranke Ferkel, auch größere Thiere lebendig begraben, um die Zauberei einzugraben.

Und man hat nach einem Ungewitter, nach einem Hochwasser bei einem großen Bache das „angeschwellte“ Holz gesammelt, damit den Backofen geheizt und darin ein sieches Thier lebendig — gebraten.

Und wer zu solcher Greuelthat hinzukam und jammernd um Erbarmen für das gequälte Opfer flehte, der war der böse, alles Unglück verschuldende Feind! —

Gewiss, es ist trauriger, verwerflicher, verdammenswerter Aberglaube, aber nur das Unglück, die Noth, die furchtbare Verzweiflung treibt ungebildete Menschen zu so entsetzlicher Missethat. —

Wie aber, wenn hochgebildete, aufgeklärte Menschen im Namen der Wissenschaft als Vivisectoren mit himmelschreiender Grausamkeit lebendige Thiere auf die gräßlichste Art martern, zerfetzen, zerschneiden, verbrühen und braten?!

Teut.

Ein Scherzspiel in zwei Acten von **Robert Hamerling.**[1])

Personen:

Teut, aus Walhall auf die Erde herabgestiegen.
Hermann, der Cherusker.
Thusnelda, seine Gemahlin.
Thumelius der ältere, } Söhne
Sigmar, } des Hermann
Sigmund, }
Varus, römischer Feldherr.
Platzcommandant Vitellius.
Trollius, ein Spion.
Hermanns Kanzler.
Ein fürstl. cheruskischer Polizeicommissär.
Zaplicek, ein Wachmann.
Bacherl, Schulmeister und Barde.
Ein Nachtwächter.
Dr. Zuckmantel aus Sachsenhausen.
Dr. Zipfelhuber aus Würzburg.
Dr. Kernbeißer aus Breslau.
Prof. Dr. Blechmayer aus Gotha.
Prof. Dr. Gunkel aus Osnabrück.
Prof. Dr. Muntel aus Frankfurt a. d. Oder.
Schwemminger, ein Wiener.
Pipke, } Berliner.
Papke, }
Ein Bayer.
Ein Schwabe.
Ein Mecklenburger.
Ein Wirt.
Eine Schenkin.
Ein Kellner.
Ein römischer Hauslehrer.
Thusneldens Zofe.
Erster Gelehrter.
Zweiter Gelehrter.
Erster Bauer.
Zweiter Bauer.
Ein Bote des Wodan.

Römische Officiere und Soldaten. — Anverwandte und Begleiter des Hermann. — Deutsche Turner und Sänger. — Festgenossen. — Festcomité-Mitglieder. — Wirthshausgäste. — Deutsche aller Stämme. — Volk.

Zeit der Hermannschlacht.

Ort: Gegend des Teutoburgerwaldes.

---

[1]) Es dünkt uns an der Zeit, den Deutschen diese Dichtung vor Augen zu halten. Der Hamerling-Verlag in Hamburg hat uns den Abdruck freundlich gestattet. Die Red.

Erſter Akt.

Erſte Scene.

(Ländliche Gegend. — Teut als Großknecht Michel liegt unter einem Baume und ſchläft.)

Stimme (hinter der Scene). Michel, wach' auf!

(Teut erwacht halb, gähnt und legt ſich aufs andere Ohr, um weiter zu ſchlafen.)

Ein Bauer (tritt auf). Michel! Michel! — Schon wieder nicht zu erwecken! — Michel!

Ein zweiter Bauer (des Weges kommend). Was gibt's denn?

Erſter Bauer. Der Michel ſchläft ſchon wieder.

Zweiter Bauer. Euer Großknecht? Ein ſo wunderlicher Kerl wie der, iſt mir noch nicht vorgekommen.

Erſter Bauer. Arbeiten thut er wie ein Vieh — wenn er nicht ſchläft. Stark iſt er wie ein Bär, aber täppiſch wie ein kleines Kind. Dabei voll wunderlicher Grillen und Träumereien. Von den ſubtilen und abſonderlichen Sachen, die der Burſche träumt, habt Ihr keinen Begriff. Ich verſichere Euch, Nachbar Kleinſtaatl, ich wollt' ihn gerne ſchlafen laſſen, wenn er nur nicht ſo dummes Zeug dabei träumte. Solang er wacht, iſt er für gewöhnlich ein leidlich guter Kerl, aber wenn er im Traum zu ſprechen anfängt, ſo ſchwatzt er Euch ſo gottverlaſſ'nes, vermeſſ'nes und geſpreiztes Zeug, daſs Ihr gleich nach der Polizei rufen möchtet —

Buben (kommen gelaufen, ſehen Michel ſchlafend). Hi, hi, der Michel ſchläft!

(Sie nehmen lange Grashalme, kitzeln ihn an der Naſe und an den Ferſen und treiben andern Schabernack mit ihm, ohne daſs er erwacht.)

Erſter Bauer. Ja freilich, mit dem Grashalm geht das nicht, da muſs man mit dem Zaunpfahl kommen!

(Er reißt einen Zaunpfahl aus, ſchiebt ihn Michel wie einen Hebebaum unter und ſchüttelt ihn ſo.)

Teut (im Traume ſprechend). O wie ſo ſanft, Goldwolke, wiegſt du mich!

Erſter Bauer (erzürnt den Zaunpfahl wegwerfend). Kreuzmillionen-Donnerwetter! Jetzt nimmt der Kerl den Zaunpfahl für ein goldenes Wölklein! Wem ſoll da nicht die Geduld reißen?

Zweiter Bauer. Es iſt ſchon wahr, ein ſo wunderlicher Kerl wie der Michel, iſt noch nicht dageweſen. Schnarchen thut er wie ein Schwein und träumen thut er dabei, wie ein Paradiesvogel.

Erſter Bauer (Michel ins Ohr ſchreiend). Michel! Dummes Vieh!

Teut (halb erwachend). Noch einmal, Odins Rabe, rufſt du mich?

Erſter Bauer. Ich bin nicht Odins Rabe, ich bin der Großbauer Georg Bundestag, dein Dienſtgeber und Herr.

Teut (ſich mit halbem Leibe emporrichtend und den Bauer anblickend). Gewiſs, mein Freund, du — du biſt Odins Rabe nicht — du nicht! Jedoch im Traum hat er zu mir geſprochen.

Erster Bauer. Na freilich, und derweil du mit dem Raben Odins schwätzest, versäumst du dein ganzes Tagewerk daheim. — Na, und was sagt er denn, der Rab'?

Teut. Er sagt, dass bald der Tag nun wieder kommt,
Wo ich zurück den Lichtweg Walhalls wand're,
Und trinke Meth mit meinen Heldenbrüdern —

Erster Bauer. Was Teufel, du bist in Walhall daheim? Ja, du Einfaltspinsel, was fällt dir hernach denn ein, dich bei den Bauern dahier zu verdingen?

Teut. Uralte Sühne, Freund, mir auferlegt:
So oft herum ist ein Jahrtausend neu,
Muss ich verlassen Walhalls lichten Saal,
Und niedersteigen unerkannt und schlicht,
Und unter meinem Volke lebend wandern,
Sein Treiben schau'n und theilen seine Noth —

Erster Bauer. Wer ist denn dein „Volk", und wer willst denn du selber sein, du verwünschter Schelm?

Teut (die beiden Bauern an den Händen fassend und nach vorn führend).
Teut bin ich, Teut, ihr Männer! Teut, der Held,
Der eurer Väter Stamm aus Asia
Herüber einst in grauer Zeit geführt! —
Auf jenem Wanderzug in Asia
Geschah's, dass ich verbrach, weh mir, verbrach,
Was ich nun so noch lange sühnen muss —

Erster Bauer. Ja, was verbrachst du denn eigentlich, Michel?

Teut. Vernehmt! — Auf jenem großen Wanderzug
Vom Kaukasus ins deutsche Waldgebiet
Ist in Verlust gerathen ein Paket —

Die beiden Bauern. Paket —?

Teut. Paket — ein wichtiges Paket —
Durch meine Schuld — Fahrlässigkeit ja war's,
Dass ich's zur anderen Bagage warf,
Nicht legte unter meines Hauptes Pfühl —

Erster Bauer. War vermuthlich der Zehrpfennig d'rin, das Reisegeld?

Teut. Hört mich, ihr Männer! Wisst, in dem Paket,
Das unglückselig in Verlust gerieth
Auf jenem ersten Wanderzug befand sich . . .

Die beiden Bauern. Nun was?

Teut. Befand sich der politische Verstand
Des deutschen Volkes — —

Erster Bauer. Nun wird's mir zu toll. Schau, Michel, du hast sonst wenigstens im Wachen halbwegs vernünftig geredet und nur im Traum verwegenes Zeug geschwatzt. Jetzt treibst du mir's zu bunt. Da hast du deinen

Lohn für vierzehn Tage. Geh mit Gott! Einen verrückten Menschen kann ich auf meinem Hofe nicht brauchen.

Teut (wirft ihm das Geld vor die Füße; der Bauer liest es auf und steckt es wieder ein).

Ich dank' Euch. Wie mir Odins Rabe kündet,
Bereitet im Germanenvolk soeben
Ein Großes sich im Stillen langsam vor.
Abwerf' ich diese schnöde Knechtsgestalt;
Als Genius will ich herunterschweben
Dort, wo die Meinen zahlreich sich versammeln,
Berathend ihre Noth und ihr Geschick.
Erwecken will ich ihnen das Gefühl
Von dem, was ihnen fehlt — und fehlen muſs,
Seit unglückselig „in Verlust" gerieth,
Was nimmermehr „zu Stande ward gebracht" —
Vielleicht, daſs es vereinter Kraft gelingt,
Den finstern Mächten wieder abzuringen,
Was uns so früh geraubt ihr dunkler Neid.
Im ganzen Orient und Occident
Ward angeschlagen, ward mit Riesenlettern
In jeder größeren Zeitung inseriert,
Selbst austrompetet an den Straßenecken
In Nord und Süd: „Verlorenes Paket!"
Umsonst — — und was des Unheils Gipfel, traun!
Verschollen ist im deutschen Volk die Sache:
Was ihnen fehlt, sie wissen es nicht mehr.
Nur hie und da ein hundertjähr'ger Greis,
Schon halb verklärt, lallt still und dumpf ins Ohr
Der Enkel, die auf seinen Knien reiten,
Das Wort „Paket — verlorenes Paket" —
Lehnt sich zurück und stirbt, indes die Enkel
Auf seinen Knien kindisch weiter spielen. —
So ist's. Ich geh'. Ihr Männer, lebet wohl! (Geht ab.)

Erster Bauer. Was sagt Ihr dazu, Nachbar Kleinstaatl?

Zweiter Bauer. Ein so wunderlicher Mensch, wie dieser Michel, ist noch nicht dagewesen. (Beide ab.)

Zweite Scene.

(Lager des Varus. — Zelte, Lager- und Kriegsgeräth — wobei, den Charakter der Komödie andeutend, sich Antikes und Modernes in barocker Mischung zeigt. Eine Gruppe von Centurionen im Vordergrunde Würfel spielend. Soldaten, theils müßig, theils beschäftigt. In einer Ecke des Hintergrundes Hermann, der Cheruskerfürst, mit drei Gefährten. Sie sitzen um eine Trommel, große Pfeifen im Munde, gewaltige Bierkrüge vor sich, und spielen Karten. — Der Gruppe von Hauptleuten im Vordergrunde nähert sich ein Centurio, der das Sacktuch an seine rechte Backe drückt.)

Erster Centurio. Alle Wetter, Lentius, schmerzen dich die Zähne schon wieder?

Lentius (zeigt seine geschwollene Backe, die Centurionen lachen). Hol' mich der Teufel, das hat man von dieser verfluchten germanischen Sumpfluft! Man wird die Zahnschmerzen, das Gliederreißen, die erfrorenen Füße und Hände das ganze Jahr nicht los.

Zweiter Centurio (ihn auf die Schulter klopfend). Das heißt ein römischer Kriegsmann sein. Auf den Glutfeldern Asiens wird einem das Hirn im Haupte gebraten, und dann steckt man zur Abwechslung wieder ein paar Jahre fröstelnd in den germanischen Sümpfen —

Dritter Centurio (ein kleines, aber lebhaft von einem Bein aufs andere springendes Männchen). Donner und Doria! Das Winseln kann ich nicht leiden. Was? Ein Römer, der sich schert um Gliederreißen und Zahnweh?

Zweiter Centurio (zieht ihm ein großes Stück Baumwolle aus den Ohren). Ei, du schneidiger Kriegsmann — ist das nicht Baumwolle, was du dir in die Ohren gesteckt hast? (Alle lachen).

Vierter Centurio. Braucht sich keiner zu schämen. Varus selber hat das Zipperlein.

Fünfter Centurio. Das hätte er in Rom auch bekommen, nur aus anderen Ursachen.

Ein Kriegsoberster (im Vorbeigehen sich in das Gespräch mischend). Meine Herren! Wir Leute von der lateinischen Race haben nun einmal unsere Mission. Wir sind willenlose Strahlen, welche die Sonne Rom in die Welt sendet. Ohne uns bleiben die Völker begraben in Frost und Nacht — (Geht vorüber).

Dritter Centurio. Sehr schön. Aber an dem dummen Deutschen ist unsere Mühe verloren. Ein Bär mit Taubenflügeln. Er lernt tanzen, ja, aber es bleibt ein Bärentanz.

Vierter Centurio. Was thut's? Wenn er nur die Steuern und Tribute zahlt!

Zweiter Centurio. Wär' nur das langweilige Garnisonsleben in den deutschen Nestern nicht!

Sechster Centurio. Je nun, die Weiber wenigstens sind im allgemeinen nicht übel —

Fünfter Centurio. Im einzelnen willst du sagen. Fräulein Loreley, die Sängerin, die in den Soiréen bei Varus manchmal singt, ist ein appetitlich Frauenzimmer —

Dritter Centurio. Das auch dem Varus selber nicht mißfällt. Er denkt ihr, wie ich höre, zu einem Engagement auf der italienischen Bühne zu verhelfen. Sie will deswegen auch ihren deutschen Namen Loreley in Laurelia oder so etwas dergleichen verwandeln. — Der Feldherr!

(Varus tritt ein, alles erhebt sich und wendet sich nach ihm um; nur Hermann und seine Gefährten spielen und zechen apathisch weiter.)

Varus. Platzcommandant Vitellius! Sind die Rapporte eingelaufen?

Vitellius. Jawohl, Feldherr! Hier ist unser braver Spürer Trollius in Person — (stellt ihn vor).

Varus (zu Trollius). Wie ist die Stimmung im Lande?

Trollius. Feldherr, man räsonniert —

Varus. Beim Glase Bier? Ich kenne das. Ist ihre Art. Sollen schwatzen. Je mehr Worte, desto weniger Gefahr.

Vitellius. Auch die Journale führen zum Theil eine vermessene Sprache. Der „Detmolder Anzeiger", der „Bote von der Elbe", der „Rheinbote", der „Donaubote", alle bis zum „Drauboten" und „Sauboten" hinunter gefallen sich in gehässigen Anspielungen und Ausfällen gegen die sogenannten „Unterdrücker", die „Fremden" —

Varus. Da ist leicht geholfen. Ich werde die Verfügung treffen, dass diese Blätter auf Rechnung des römischen Gouvernements angekauft werden. Im übrigen ist die Sache nicht von Belang. Ich weiß, dass wir der Deutschen im ganzen völlig sicher sind, und dass wir bei vielen Stämmen sogar auf entschiedene Sympathien zählen dürfen. Mein Geheimschreiber Hugonius Victor hat soeben ein süperbes Manifest ausgearbeitet, das seine Wirkung auf die Deutschen nicht verfehlen wird.

Ein Bote (tritt ein). Ein Telegramm aus Rom!

Varus (erbricht und liest es — seine Stirn runzelt sich ein wenig — eine gewisse Erregtheit ist merkbar in der Art, wie er das Papier wieder faltet — leise für sich) Wie? Nicht weit genug? — (sich zu den Hauptleuten wendend) Meine Herren, wir werden aufbrechen müssen — noch heute. — Wo ist der Cheruskerfürst? Den brauch' ich heute vor allen —

Vitellius (heimlich auf Hermann deutend). Luugert so eigen herum im Römerlager mit seinen Strolchen. Ich trau' ihm nicht. Ein einsilbiger Schleicher —

Ein anderer Kriegsoberster. Ist zu dumm, uns zu betrügen —

Vitellius. Seine Leute sehen aus wie Raubgesindel —

Der Kriegsoberste. Philister sind's in der Bärenhaut.

Varus. Scheltet mir das Völkchen nicht. Der Deutsche ist stark wie ein Ochs, geduldig wie ein Esel, treu wie ein Hund. — Cheruskerfürst!

Hermann (erhebt sich und tritt langsam vor Varus).

Varus. Seid Ihr wohl vertraut, wackerer Bundesgenoss, mit allen Wegen und Stegen im Teutoburgerwald?

Hermann. Sehr wohl.

Varus. Ich rechne diesmal auf Euch und Eure Cherusker in doppelter Eigenschaft: als Kampfgenossen und Wegweiser.

Hermann. Sehr wohl.

Varus. Wir brechen heute noch auf.

Hermann. Sehr wohl. (Geht auf seinen Platz zurück.)

Varus (zum Quästor). Quästor, sind wir gerüstet?

Quästor. Bis auf den letzten Gamaschenknopf. (Varus ab.)

Ein Centurio (zu den andern). Habt Ihr gesehen, wie vorhin Varus die neue Depesche mit den Fingern zerknitterte? Dem Augustus in Rom geht's zu langsam. Er möchte, dafs wir schon in Sibirien stünden, um seinen glorreichen Namen in den Schnee des äußersten Nordens zu pissen —

Die andern (den Finger auf den Mund legend). Pst! (Alle ab.)

Hermann (erhebt sich, geht sinnend nach vorne und winkt seine drei Gefährten zu sich). Unsere Leute sollen das Riemzeng putzen und zum Aufsitzen bereit sein —

Einer der Begleiter. Was geschieht?

Hermann. Was ich befehle. (Die drei Begleiter salutieren, klopfen ihre Pfeifen aus und folgen ihm.)

Dritte Scene.

Schenke mit gartenähnlichem Raume davor, in welchem viele Gasttische und Bänke unter Bäumen aufgestellt sind. Etwas abseits ein Brunnen. Beim Aufziehen des Vorhangs ertönt eine lustige Musik von Flöte und Geige (oder Harfe), zu deren Klängen römische Soldaten mit Mägden, die zum Brunnen gekommen sind, um Wasser zu holen, eine Art von alemannischem Schleifer (Ländler) tanzen, wobei sie die Ungeschicktheit des Ausländers zur Schau tragen.

Die Soldaten. Evoë! — J—u—hé! Das ist lustig!

(Die Mägde lachen. Nach dem Aufhören der Musik und des Tanzes ziehen die Soldaten die Mägde einzeln zu sich auf ihre Sitze an den Gasttischen und schäkern mit denselben. Einzelne Mägde gehen zum Brunnen, um sich mit ihren gefüllten Wassergefäßen zu entfernen. Die Soldaten helfen ihnen die Gefäße auf den Kopf nehmen.)

Ein Soldat. Puella, gib mir ein basium —

Magd. Was ist denn das?

Soldat. Das ist das. (Küßt sie.)

Magd. Gebt Ruh. Mein Wasserschaff läuft über — ich muss fort —

Soldat. Wasserschaff? Was ist das? Verstehe nikt —

Magd. Na, das Wasserschaff —

Soldat. Schaff — Schaff — aha! scapha —

Magd. Dort steht's beim Brunnen.

Soldat. Trink nockmal, puella, und gib mir nock ein basium —

Magd. Ich seh g'rad, dort sitzt mein Schatz, der Blasius — er schaut schon herüber —

Soldat. Der Blasius? Ist das dein — dein sponsus?

Magd. Ja, ja, mein G'spons. B'hüt' Gott!

(Sie eilt zum Brunnen, nimmt ihr Gefäß auf den Kopf und geht dann nach dem Hintergrunde sich dem Blasius nähernd, dem sie die Hand reichen will. Dieser gibt ihr eine Ohrfeige und wendet sich zornig von ihr ab.)

(Einige Soldaten machen sich an die schmucke Schenkin, die ihnen den Wein vorsetzt.)

Ein Soldat (ihr die Wange streichelnd). Wie heißt du, formosa virgo?

Die Schenkin. Nani heiß ich.

Der Soldat. Nana? Was? Du bist so groß und sie heiß dich ein Zwerg?

Der Wirt (sich ins Gespräch mischend). Die ist weit her, meine Herren! Ein Tirolermädl. Aus Finstermünz. Die kann schöne Jodler!

Soldaten. Odler? Was ist das?

Schenkin. Na, a G'sang'l is' s halt!

Ein Soldat (nachsinnend). Odler — Odler — aha! Od — Od it verstehe — das ist eine deutsche Ode — wie bei uns die Oden des Horatius Flaccus — Nana, sink uns eine deutsche Ode.

Schenkin. (singt). Daß's im Wald finster is,
Machen die Bam,
Und dass mi mei Schatz nit mag,
Das glaub' i kam —

Soldaten. J—u—hé! Das ist lustik! Wir wollen das auck lernen! Puella, sat, wie ist das?

Schenkin. Dass's im Walde finster is —

Soldaten. tassim — valde — finstaris —

Schenkin. Machen die Bam —

Soldaten. machendi — pam — pam poma! evoë! J—u—hé! Das ist lustik! musika!

(Die Musik beginnt noch einmal, sie spielt die Weise des gesungenen Schnadahüpfels, die Soldaten tanzen mit den Dirnen und machen dabei komische Versuche, obige Strophe zu wiederholen.)

Trollius (kommt geschlichen — Costüm des modernen „Raderers"). Ei sieh, ei sieh· unser miles gregarius macht sich wieder recht familiär! Steht Profoßenarrest darauf. Werd's melden.

(Zieht seine Notiztafel heraus. Die Soldaten brechen bei der Annäherung des Trollius mit bedeutungsvollen Blicken und Geberden den Tanz ab, drücken sich beiseite und verlieren sich allmählich.)

Trollius (an einem Tische platznehmend). Vorläufig noch wenig Leute. Thut nichts. — Wirt! Eine Flasche vom Besten!

(Der Schulmeister Bacherl und ein Nachtwächter treten im Gespräch auf — beide in dem Costüm, durch welches man heutzutage die Typen des Schulmeisters und des Nachtwächters zu carrikieren pflegt.)

Nachtwächter. Herr Schulmeister! Nachtwächteramt ist kein Faulpelz, und Schulmeisteramt kein Possenspiel, und ich meine, der Nachtwächter soll bei Tag, der Schulmeister bei Nacht sein beschiedenes Theil Ruhe mit Dank gegen den grundgütigen Schöpfer genießen. Ihr aber, Herr Schulmeister, wenn ich nächstens am Fenster Eurer Stube vorübergehe, so seh' ich Euch im Gemach hin- und herlaufen, an den Nägeln kauen, Gänsekiele zerbeißen und große Papierbogen beschreiben, zwei große dicke Bücher immer neben euch.

Bacherl. Das „Allgemeine teutsche Reimlexikon" — Leipzig bei Brockhaus! — Braver teutscher Mann, was Ihr da sagt, ich thu's zu meines teutschen Volkes Ehr'! — Glaub's im übrigen, dass Euch, wenn Ihr so vorübergeht, der Mund wässert — glaub's, dass Ihr nicht recht fürbass kommt — glaub's, dass es Euch wurmt, von sothaner stiller, frischer Bardenarbeit gar nichts zu haben und zu hören! — Nachtwächter! (Fasst ihn am Rockknopf und zieht ihn zu sich auf die Bank nieder, zufällig in der Nähe des Trollius.) Nachtwächter! Geht Ihr Nachts wieder an meiner Stube vorüber, so thut, was Ihr nicht lassen

könnt; tretet ein, oder klopfet an, und ich komme heraus und geleite Euch und declamier Euch vor —

Nachtwächter. Geht nicht, Herr Schulmeister! Denn seht, wenn ich was lese oder lesen höre, so fallen mir gleich die Augen zu, und ein Nachtwächter muſs in der Nacht die Augen offen behalten —

Bacherl. So will ich Euch bei Tage vorlesen! (Zieht ein Manuscript aus der Tasche.) Hört! —

Nachtwächter. Geht auch nicht, Herr Schulmeister! Mein Kopf ist schwach — Habe heut' noch kein Tröpflein Stärkung im Leibe. — Heda, Leute, ein Gläslein Bittern!

Bacherl. Ein ditto Gläslein mir, Herr Wirt!

(Das Verlangte wird gebracht. Der Nachtwächter leert sein Gläschen mit einem Zuge und fängt gleich an zu nicken.)

Bacherl. Jetzt will ich Euch vorlesen, Nachtwächter! (Zieht ein Manuscript heraus.) „Ode auf einen teutschen Helden. Heil dir, heil dir, du Teutschester der Teutschen" — — Alle Wetter, Nachtwächter, Ihr schlaft ja schon!

(Dem Nachtwächter ist inzwischen das Haupt auf die Brust herabgesunken und er schnarcht vernehmlich.)

Bacherl (mit Indignation sein Manuscript wieder einsteckend). Schwacher, verkommener Greis! (Er bemerkt Trollius.) Da sitzt ein Herr aus dem Römerlager — kenn' ihn — spricht die germanische Mundart — (höflich grüßend) Wack'rer italischer Mann! Ihr zürnt doch nicht zweien teutschen Männern, daſs sie sich da so in Eurer Nähe niedergelassen — (rückt ihm näher) Herr Trollius, so ich mich nicht täusche? Ich bin der Schulmeister und Barde Bacherl. Das hier ist der Nachtwächter des Orts, dermalen schlafend —

Trollius (mit Phlegma). Ein Barde seid Ihr? Was ist denn das?

Bacherl (hastig ein Manuscript hervorziehend). Hört zu, edler italischer Mann und Ihr werdet sehen, was ein teutscher Barde ist!

Trollius. Hab' nicht die Zeit. Lasst's gut sein.

Bacherl. Ein deutscher Barde ist ein deutscher Mann oder Jüngling, welcher Verse machet, so viel man will, für alle Fälle —

Trollius. Habt ihr Deutschen denn auch eine Poesie? Eure Sprache ist ja zu rauh, zu barbarisch —

Bacherl. Poesie genug, sag' ich Euch, seit das „Allgemeine teutsche Reimlexikon", Leipzig, Brockhaus, in zwei Bänden herausgekommen ist — wozu jetzunder aber noch überdies die sogenannten „Stabreime" aufgebracht worden sind durch herumziehendes Volk —

Trollius. Stabreime? Was ist denn das?

Bacherl. Nun, wenn ich zum Exempel sage: „Frische Fische frisst Fischer Fritz" — das ist ein Stabreim. Auch Eure lateinischen Metra sind uns ein Kinderspiel. Wir machen z. B. Hexameter, daſs es nur so kracht.

(Zieht ein Papier hervor und liest scandierend:)

„Dort auf | breitäst'gem | Fichtenstamm | sitzt das | eichene | Kätzlein —"

Eichenes Kätzlein sag' ich, weil nämlich das Eichkätzchen als solches in diesen Hexameterverbers durchaus nicht hinein will —

Trollius. Glaub's gern. Ist ihm nicht zu verdenken. (Für sich.) Habe den Narren lang genug schwatzen lassen; will nun seh'n, was für meinen Zweck bei ihm herauszuholen ist. Euer Wohl, Schulmeister!

Bacherl (anstoßend). Hoch, edler italischer Mann!

Trollius. Ich bin deutscher Correspondent für etliche römische Blätter — werde Euren nicht vergessen, wenn ich über den Zustand der neuesten Literatur in Deutschland . . .

Bacherl (entzückt). Edler, großmüthiger Römer!

(Der Garten hat sich inzwischen immer mehr mit Gästen gefüllt.)

Trollius. Das strömt ja nur so zu — die Leute sehen alle recht fröhlich und zufrieden aus; man merkt nicht, dass ihnen die Fremden im Lande unangenehm wären —

Bacherl. Hm, ja, ja freilich, freilich —

Trollius (vertraulich). Wir wissen aber doch im Lager ganz bestimmt, dass es Leute gibt, die heimliche Versammlungen halten —

Bacherl (höchlich verwundert). Ach du mein Gott — wisst Ihr's? Wisst Ihr das?

Trollius (noch vertraulicher). Wir wissen genau, wann die letzte stattgefunden —

Bacherl. Ach du mein Gott — die vom Sanct Medardustag?

Trollius. Die vom Sanct Medardustag.

Bacherl. Die auf der Bärenwies'?

Trollius. Die auf der Bärenwies'. (Leise und geheimnisvoll.) Wir kennen sogar den Namen des Aufwieglers, der diese Versammlung einberufen hat —

Bacherl. Ach du mein Gott — armer, armer Ratzelmeier!

Trollius. Ja, das hat er jetzt davon, der Ratzelmeier! (Zieht die Notiztafel heraus und notiert sich den Namen.) Schulmeister, wenn Ihr mit Eurem poetischen Talent in Rom lebtet, so hätte der Kaiser Augustus, der alle guten Köpfe beschützt, Euch längst an seinen Hof gezogen und Euch mit Gnaden überhäuft —

Bacherl. Großherziger, erhabener Monarch!

Trollius. Wie denkt denn ihr als Deutscher im Politischen?

Bacherl (von ängstlicher Verlegenheit befallen, trinkt, überschluckt sich, verfällt in einen endlosen Hustenkrampf und spricht zuletzt, von beständigem Husten unterbrochen) Edler, italischer Mann — Ihr seid mir — der Branntwein wollt' ich sagen — in die unrechte — unrechte Kehle — (hustet heftig weiter).

(Drei jüngere Centurionen von insolentem Aussehen kommen des Weges.)

Erster Centurio (den Zwicker auf die Nase rückend und den Blick über die Menge schweifen lassend). Mehercle! Dies deutsche Pfahlbürgerthum bei seinem Bier ist göttlich!

Zweiter Centurio (ebenfalls das Augenglas zurechtrückend). Bei Isis und Osiris, das ist es!

Dritter Centurio (desgleichen). Köstlich! Diese vulgären Gesichter!

Erster Centurio. Diese ungeschlachten Gestalten!

Zweiter Centurio. Welche Race!

Dritter Centurio. Diese Tabakpfeifen —

Erster Centurio. Und diese Bierhumpen! Setzen wir uns. Ist ein Spafs, so gut wie ein anderer.

Zweiter Centurio. Lüstet dich nach deutschem Krätzer oder abscheulichem Gerstengebräu?

Dritter Centurio. Man mufs alles versuchen. (Sie setzen sich.) Heda, Bursch! (Kellner nähert sich devot.) Sag' mal, Mensch, was habt ihr in Küche und Keller?

Kellner. Vielleicht ein Stückchen Bärenschinken gefällig?

Dritter Centurio. Hu! — Was? Keine gebratenen Sauzitzen? Keine Nachtigallzungen? Keine Muränen?

Kellner (immer demüthig). Nicht vorräthig, meine Herren! Büffel-Coteletten, wenn's gefällig — Wisentbraten — Holzäpfeltorte —

Dritter Centurio. Ha, ha, ha! — Nun, du flachshaariger Ganymed, (ihn auf die Schulter klopfend) bring' uns mal ein bischen Rabenbraten mit ein paar Gläsern guten Weinessig —

Kellner (wie oben) Haben wir nicht, meine Herren —

Dritter Centurio. Nicht? Na, so kredenz' uns drei Becher von eurem göttlichen deutschen Gesöff, Bier geheifsen! (Kellner entfernt sich, das Verlangte zu bringen.)

Erster Centurio. Dies verblüffte Gesicht des Dummkopfs — unvergleichlich!

Zweiter Centurio. Ein reizender Kerl bei Isis und Osiris!

(Eine Gesellschaft junger Leute, Sänger und Turner, kommt singend und nimmt an einem Tische des Vordergrundes platz).

Einer von ihnen (sich den Schweifs trocknend). Richtiger Turnerweg das, über den felszackigen Gaisberg herüber! — Herr Wirt, einen Eimer! — Keine Gläslein, bitt' ich! Her mit euren gröfsten Steinkrügen und Humpen! Wir haben einen Turner- und Sängerdurst zu vertilgen!

Sänger und Turner (heben, während das Getränk gebracht wird, verschiedenes zu singen an, etwa „Wohlauf, noch getrunken" — oder „Steh ich in stiller Mitternacht" —)

Erster Centurio. Was ist das für Singsang?

Zweiter Centurio. Deutsche Trinklieder —

Erster Centurio. Trinklieder? So? Ich meinte, es ist einer gestorben und sie heulen ihm den Grabgesang — (Die Centurionen lachen.)

Erster Turner (zu seinen Gefährten mit einem Blick auf die Centurionen und einer Grimasse). Ohe, in diesem Wirtshaus ist Ungeziefer —

Zweiter Turner. Was hat denn das wälsche Pack da zu thun?

Dritter Turner. Schauen so keck und spöttisch um sich, dafs man ihnen gleich eins über die Fresse hauen möchte —

Vierter Turner. Singen wir das „Deutsche Vaterland", damit sich die Kerle blauschwarz ärgern!

(Sie singen im Chorus eine Strophe des „Deutschen Vaterland"; das Publicum applaudiert.)

Erster Centurio. Was will dieser Trupp Waldesel mit seinem wüsten Geschrei?

Ein italienischer Wurst- und Südfrüchteverkäufer (geht zwischen den Gästen umher). Römische Feigen, meine Herren! Pomeranzen aus Palermo! Gute Salami, vortreffliche Salami! Kauf Sie, meine Herren! Südfrüchte, meine Herren!

Ein Turner. Geh' zum Teufel, wälscher Gaudieb, mit deinen Südfrüchten!

Ein anderer. Die haben wir ohnehin. Unsere Kartoffeln sind auch Siedfrüchte . . .

Ein Dritter. Mach', dass du fortkommst mit deinem wälschen Geschleck — wir sind deutsche Männer und wollen nichts davon wissen.

Südfrüchteverkäufer. Ei, so fresse Sie Eichel, welches wächst in deutsche Wälder —

Vierter Turner. Was, du transalpinischer Lotterbube? Werft ihm seine Pomeranzen und Nüsse an den Kopf! Die deutschen Kopfnüsse, Kerl, sind noch härter, als deine welschen!

Fünfter Turner. Hängt ihn auf an seiner längsten Wurst!

(Man bemächtigt sich seines Vorrathes, bewirft ihn damit und jagt ihn so in die Flucht. Bacherl liest von den zu Boden gefallenen Eßwaren so viel auf, als er kann und füllt damit seine Taschen.)

Erster Centurio. Welche Heldenthat! Die ganze Meute gegen den einen —

Erster Turner. Wie die drei römischen Gelbschnäbel sich ärgern! — (Hebt sein Glas.) Es lebe jeder brave deutsche Mann und — pereant gewisse Leute!

Chorus. Pereant!

Erster Centurio. Wollen die Strolche an uns? Wir fürchten uns nicht. Nur ihr Tabaksqualm fängt an unerträglich zu werden.

Zweiter Centurio. Es ist auch hohe Zeit. In etlichen Stunden wird marschiert. (Den Kellner rufend). Heda, Mensch! Dein Trank wird uns die Magenhaut durchfressen. Verlangst du dafür noch Bezahlung?

Kellner (devot) Vier Pfennige das Glas.

Zweiter Centurio (das Geld hinwerfend). Mehr als zu viel für eine Laxanz!

Erster Turner (nochmals sein Glas hebend) Es lebe jeder brave deutsche Mann und — pereant gewisse Leute! —

Allgemeiner Chorus (während die Centurionen abgehen). Pereant!

Erster Turner. Die sind wir los!

Volk. Bravo! (Händeklatschen.)

Erster Turner (verbeugt sich gegen das Volk, wie um zu danken. Nach einigen Augenblicken, während welcher das Händeklatschen fortgedauert hat). Meine Herren! Ein Wort! — (Stille.) Wir sind unter uns. Und da wir dies sind — und da ich patriotische Männer hier beisammen sehe — und da volksthümliche Maueranschläge von den Behörden heruntergerissen zu werden pflegen — so ergreife ich die Gelegenheit, eine mündliche Mittheilung an alle Deutschgesinnten zu machen —

Volk. Hört! Hört!

Erster Turner (steigt auf einen Stuhl). Meine Herren! Im Namen des betreffenden Comités, dem ich selbst auch anzugehören die Ehre habe, gebe ich hiermit bekannt, dass morgen, den 22. dieses, ein schönes und erhebendes Nationalfest gefeiert werden soll. Es gilt das Andenken keines Geringeren zu erneuern, als das unseres verewigten Teut, der nun gerade seit so und so viel tausend Jahren todt ist. Alle deutschen Männer sind geladen, bei dem Feste sich einzufinden. Männer aus allen deutschen Gauen, Vertreter aller deutschen Stämme, von der Eider bis zur Leitha hinunter, werden erscheinen. Ein allgemeines deutsches Schützenfest ist mit der Feier verbunden. Zum Schluss wird eine Sammlung für ein würdiges Teut-Denkmal eröffnet. Abgehalten wird das ganze schöne Fest im Verborgenen, auf der abgelegenen Bitterwurzwies' im Teutoburgerwald, damit die Römer nichts merken. Es lebe Teut! (Steigt vom Stuhle herunter.)

Volk. Hoch Teut!

Einer aus der Menge (zu Bacherl). Vaterländischer Barde Bacherl, werdet Ihr nicht den Prolog für das Teutfest schreiben?

Bacherl (zieht ein Papier aus der Tasche). Ist schon fertig.

(Trollius notiert sich etwas in seine Schreibtafel.)

Erster Turner (ihn bemerkend). Alle Teufel, da ist ein verdächtiger Kerl, der sich heimlich Notate in seine Schreibtafel macht —

(Er nimmt Trollius bei den Ohren, die Menge drängt sich herbei: „Ein Spion, ein Spion!")

Trollius. Ich bin Correspondent mehrerer römischer Blätter und liefere dem Tacitus Material für seine Germania —

Einer aus der Menge (gibt ihm einen Tritt in die Hinterseite). Da hast du Material — liefer's ab!

Ein anderer. Ich kenne den Kerl — 's ist der geheime Polizist Trollius — der Galgenstrick ist im übrigen gar kein Römer, heißt eigentlich Troll und ist nur als wandernder Schneidergesell aus Schwaben in seiner Jugend nach Rom gekommen —

Ein dritter (hebt an zu singen).

„Hamer, hamer, hamer dich amol —

Die andern (einfallend).

Mit dei'm verschlissene Camisol,
Du schlechter Kerl!"

Chorus.

Trolle dich, Trollius,
Troll' dich von hinnen,
Schneidergeselle,
Correspondente,
Topfgucker, Spürnas',
Grasaff, Spion!
Trolle dich, Trollius,
Troll' dich hinweg!

(Man ergreift den Spieß des noch immer schlafenden Nachtwächters und treibt den Trollius damit fort.)

Erster Turner (neuerdings einen Stuhl besteigend). Bitte um Ruhe! — Meine Herren! Da infolge der Anwesenheit des Spions unser Zusammenkunftsort leider den Römern bekannt werden würde, so erkläre ich im Namen des Comités, daſs die Teutfeier nicht auf der Bitterwurzwiese, sondern an einem noch abgeleg'neren Orte, der großen Elendhalde, am anderen Ende des Teutoburgerwaldes, wird abgehalten werden.

Volk. Bravo!

Erster Turner. Und müſsten wir ins letzte Mauseloch kriechen, meine Herren, feiern wollen wir unsern altehrwürdigen, erhabenen Teut mit Reden, mit Gesang, mit Büchsengeknall und einem vergnüglichen Zweckessen —

(In diesem Augenblicke hört man ein Rauschen in der Luft und man erblickt plötzlich den Teut auf einem kleinen Wolkenwagen im entsprechenden Phantasiecostüm sich von oben herabsenkend. Alles blickt mit offenen Augen und offenem Munde verblüfft nach dem unbekannten Ankömmling.)

Teut. Von Walhalls Höh'n aus dem leuchtenden Saal,
Komm' ich nieder zu dir, voll Liebe die Brust,
Du mein edeles Volk — und in Kümmernis auch:
Denn ich sehe dich treu voll redlicher Glut,
Doch umdämmerten Aug's, unsicheren Schritt's,
Hinwandeln die Bahn — Zweckessen noch stets,
Festfeiergesang, reichströmender Trank —
O Volk, mein Volk, wann raffst du dich auf?
Vom klingenden Wort, wann schreitest du kühn
Zur erlösenden That? Wann legst um die Brust
Du die blitzende Wehr? Wann —

Ein Mann (mit Amtsmiene, plötzlich hervortretend, seine Hand ausstreckend und Teut unterbrechend). Ehrenwerte Versammlung! Ich bin fürstlich-cheruskischer Polizeicommissär — respectieren Sie die heimischen Behörden und bereiten Sie uns keine Verlegenheiten den fremden Machthabern gegenüber. Ich habe dieser improvisierten kleinen Volksversammlung incognito beigewohnt. Ich habe geschwiegen, solang das Gesprochene sich in den Grenzen einer gewissen Mäßigung bewegte. Der letzte Redner ist weiter gegangen. Er hat von Thaten gesprochen, er hat zur Ergreifung der Waffen aufgefordert — er hat, mit einem Worte, den Aufruhr gepredigt — (in die Coulisse rufend) Wachmann Zaplicek! (Zaplicek tritt vor). Arretieren Sie diesen Herrn!

Teut. Ich bin ein Genius —

Commissär. Aber hier nicht zuständig. Wo sind Ihre Papiere?

Teut. Ich bin ein Halbgott —

Commissär. Die Polizei duldet keine Halbheiten nicht —

Einer aus der Menge. Sie will, daſs jeder ein ganzer Kerl sei, damit man ihm Fünfundzwanzig aufmessen kann —

Commissär. Wer erlaubt sich da hinter meinem Rücken zu murren und zu knurren?

Der vorige. Niemand! Es war nur der Magen des Barden Bacherl, was da geknurrt hat.

Commissär. Die Versammlung ist amtlich aufgelöst und hat sich sogleich zu zerstreuen. (Zu Zaplicek.) Thun Sie, was Ihres Amtes ist!

Teut. Ich bin ein Geist —

Commissär. Die Polizei duldet keinen Geist —

Teut. Und der Geist keine Polizei — (erreicht mit einem Schritte seinen Wolkenwagen, der ihn rasch entführt).

Zaplicek. Satraceni —

Volk (lachend). Vivat Zaplicek! (Alle ab.)

Vierte Scene.

(Wohnstube im Hause des Hermann. Hermann im Schlafrock und Pantoffeln, eine Pelzkappe auf dem Kopfe, aus einer langen Pfeife rauchend, sitzt in einem großen Armstuhl an einem Tische, über eine Karte des Teutoburgerwaldes gebeugt. Thusnelda, eine stattliche, etwas corpulente Dame, wird eben von ihrer Zofe frisiert. Die beiden kleinen Söhne Hermanns, Sigmar und Sigmund, haben Lateinstunde mit ihrem römischen Lehrer.

Sigmund. Amo — amas — amat — amamus — amatis — amant.

Lehrer. Gut! — Nun weiter im Texte.

Sigmund (liest). Hostis noctu serpens muros attigit.

Lehrer. Was ist serpens?

Sigmund. Serpens ist eine Schlange —

Lehrer. Dummkopf! Serpens ist keine Schlange, serpens ist ein Participium! Serpo, ich krieche! Serpens, kriechend — (Sigmar bohrt dem Lehrer hinter seinem Rücken Eselsohren; dieser merkt etwas davon.) Acht geben, Sigmar! Repetieren Sie mir, was ich soeben gesagt! Eheu quid dixi?

Sigmar. „Acht geben, Sigmar!" haben Sie gesagt.

Lehrer. Spitzbube!

Thusnelda. Sei artig, Sigmar!

Lehrer. Mehercle, gnädigste Fürstin, ich muss gestehen, ich habe mit Hochdero beiden Prinzlein meine liebe Noth! Graviter vexor. Sigmund ist beschränkt, crassâ Minervâ, es will nichts Rechtes in sein deutsches caput quadratum hinein; und Sigmar ist boshaft, steckt voller Listen und Tücken — plenus malarum artium —

Thusnelda. Pfui, Sigmar und Sigmund! Schämt ihr euch nicht? Nun hat man euch einen ausgezeichneten Pädagogen direct aus Rom verschrieben, damit ihr euch die römische Bildung und die Sprache und den Accent und alles ordentlich aneignet, und ihr wisset das nicht zu schätzen, lernet nichts und seid noch überdies ungezogen. Schon gut, ihr werdet zeitlebens unwissende und rohe deutsche Klötze bleiben.

Lehrer. In der That, es ist, als ob ihnen die Ohren ganz verklebt wären von hercynischem Harzpech, so unzugänglich sind sie für die principia der feinen

römischen Bildung, ohne welche der Deutsche doch immer ein ungeleckter Waldbär bleibt.

Thusnelda. So ist's! — Sigmar, du wirst hernach eine halbe Stunde auf Erbsen knien, und du, Sigmund, wirst abends, statt über dem Eberbraten, über deiner nicht gelernten Lection aufsitzen. Ohne die feine römische Bildung dürft ihr mir nicht bleiben. Nehmt euch euren älteren Bruder zum Muster, der, so jung er ist, doch schon in Rom gewesen, der als braver Cadet im römischen Heere dient und dem der Urlaub, den er eben hat, schon immer zu lang wird, weil er lieber unter den Römern lebt, und weil er das rohe deutsche Wesen gar nicht mehr ausstehen kann.

(Hermann läßt ein eigenthümliches Räuspern und Knurren vernehmen.)

Meine Kinder müssen gebildet werden —

(Spitzig und mit einem Blicke, welcher die Herrin des Hauses verräth, zu Hermann:)

Bist du etwa nicht einverstanden? — Ist die römische Bildung nicht das Nöthigste und Schönste für uns?

Hermann (immerfort aus der langen Pfeife rauchend — mit Phlegma). Es wird schon so sein.

Thusnelda. Liegt es etwa nicht ganz besonders im Interesse der beiden Knaben, daß sie sich diese Bildung aneignen?

Hermann. Möglicherweise kann sich das schon so verhalten.

Lehrer (zum Fortgehen sich erhebend). Also iterum et iterum, Sigmar und Sigmund! Entweder römisch gebildete feine Jünglinge, culti juvenes, die zu Rom am Kaiserhofe ihr Glück machen können, oder ein Leben als Wilde, velut ursi, in den deutschen Wäldern und Sümpfen —

Hermann (gelassen). Herr Curtius, oder vielmehr Herr Kurz, wie Sie eigentlich heißen, denn es ist mir nicht unbekannt, daß, obgleich Sie als „geborner Römer" direct aus Rom verschrieben worden, Sie doch eigentlich eines ehrlichen deutschen Leinewebers Sohn aus Bielefeld sind. Ich weiß nicht, ob Sie wirklich die ganze römische Bildung in sich gefressen haben. Ich sehe davon nichts; ich sehe bloß, daß sie ungeheuer keck und vorlaut sind in meinem Hause. — Wozu denn das, Herr Curtius? — Lassen Sie das, Herr Curtius! — Adieu, Herr Curtius! —

(Der Lehrer verbeugt sich halb grimmig, halb verblüfft, küßt Thusnelden die Hand und geht ab. Sigmar und Sigmund springen fort.)

Thusnelda (zieht ihr Tuch und trocknet sich die Thränen). Du scheinst also zu glauben, es sei besser, daß unsere Söhne wild aufwachsen, als daß sie die feine römische Bildung sich aneignen?

Hermann. Ich glaube gar nichts, liebes Kind! —

(Schlägt, in seine Karte vertieft, mit dem Gelenk des Zeigefingers kräftig auf eine Stelle derselben.)

Da! Der Sumpf! — — —

(Thusnelda vergießt noch einige Thränen, die sie sich mit dem Tuche trocknet. Kleine Pause, während welcher sie von ihrer Zofe frisiert wird.)

Thusnelda (zur Zofe). Du kommst heute wieder gar nicht zustande — was zitterst du so an den Händen? — Und wie blafs du wieder bist! Was ist's, Mädchen? Was fehlt dir?

Zofe (bleibt stumm, seufzt und beginnt zu weinen).

Thusnelda. Heraus damit — ich will's wissen!

Zofe (stürzt ihr zu Füßen und umschlingt weinend ihre Knie).

Thusnelda. Unglückselige, du bist —

Zofe (nickt zustimmend unter heftigem Schluchzen).

Thusnelda. Und wer —? — Ha, ich entsinne mich. — Wer war der Mensch, den ich ein paarmal in deiner Kammer getroffen? War's nicht der Unterofficier Sempronius von der sechsundzwanzigsten Legion?

Zofe (weint noch stärker).

Thusnelda. Arme Creatur! — Geh! — Und sei mir nicht zu ängstlich! Wir sprechen noch von der Sache. (Zofe ab).

Hermann (nach einer kleinen Pause). Nelda!

Thusnelda. Nun?

Hermann. Thu' mir den Gefallen und schicke dies Frauenzimmer fort!

Thusnelda. Warum?

Hermann. Weil ich keine römischen Spione im Hause haben will.

Thusnelda. Spione? Wieso? Stehen wir nicht auf dem freundschaftlichsten Fuße mit den Römern?

Hermann. Jawohl, liebes Kind — du hast es wenigstens immer so haben wollen —

Thusnelda. Und will es noch. — Gertrude bleibt. —

Hermann (immer mit Ruhe). Weib, hast du denn gar keinen Funken patriotischen Gefühls in dir?

Thusnelda. Nein, du weißt, ich bin eine geborne Frankfurterin!

Hermann (zuckt die Achseln).

Thumelicus (in Cadettenuniform, gelangweilt eintretend). Mama, gib mir Geld —

Thusnelda (ihm die Wange streichelnd). Schon wieder?

Thumelicus. Was soll ich thun? Ich langweile mich. Allen Katzen im Hause hab' ich die Schwänze schon abgeschnitten. Man langweilt sich entsetzlich in Deutschland. Dies Deutschland ist ein Schweineland.

Hermann (aufstehend, auf Thumelicus zugehend, in sehr gelassenem Tone). Was ist Deutschland?

Thumelicus. Ein Schweineland. Nichts als Eicheln.

Hermann (gibt ihm eine Ohrfeige). Da hast du eine Feige, wenn dir die Eicheln nicht munden.

(Thusnelda erhebt sich zornig und tritt auf Hermann zu; dieser fährt gelassen fort:)

Hör', Bursch! Du hast dir in Rom deinen ehrlichen deutschen Spitznamen „Dümmling" in Thumelicus übersetzen lassen. Bist aber noch der alte Dümmling. — Schneidest also den Katzen im Hause die Schwänze ab? Na, das ist ein rechtes Römervergnügen — das hast du in Rom gelernt bei den schönen Vieh- und Sclavenkämpfen im Circus — das gehört zu der feinen römischen Bildung — (nimmt ihn beim Ohr) gib nur acht, du Mutterföhnchen, dass dir nicht nächstens 'mal das Herz in die römischen Hosen hinunter fällt —

Thusnelda (Thumelicus frei machend, zu Hermann). Barbar!

(Sie küsst Thumelicus auf die Stirn und gibt ihm Geld. Thumelicus ab. Hermann ist auf seinen Platz zurückgekehrt.)

Ein Diener (anmeldend). Der Römerfeldherr Quintilius Varus.

(Varus tritt ein, Thusnelda erhebt sich zu seinem Empfange.)

Varus (ihr die Hand küssend). Eine kleine Expedition, Frau Fürstin, entführt mich noch heute für einige Zeit der hiesigen Gegend. Ich kann mir nicht versagen, Abschied zu nehmen von der edlen Dame —

Thusnelda. Doch nicht auf lange?

Varus. Ich will es hoffen, Fürstin! (Wendet sich zu dem nach wie vor aus der langen Pfeife rauchenden Hermann, der langsam Miene macht, sich zu erheben.) Laßt Euch nicht stören, edler Fürst und Freund! (Er wirft einen Blick auf die Karte, welche Hermann vor sich hat.) Eine Karte des Teutoburgerwaldes? Vortrefflich! Noch einmal seid gebeten; lasst Euch nicht stören! (Er kehrt zu Thusnelda zurück, die ihn auf den Sitz neben sich einladet.) Wie lebt Ihr, Fürstin? Habe nicht das Vergnügen gehabt, Euch zu begrüßen, seit Ihr mir die Ehre gegeben, meine kleine Soirée dansante im Lager mit Eurer Gegenwart zu schmücken. Wie groß muss Eure Langeweile gewesen sein, Fürstin, bei diesem ärmlichen Feste!

Thusnelda. Ach, ich bin schon glücklich, wenn ich römisch conversieren höre.

Varus. Was sagen die deutschen Damen, die damals meiner kühnen Einladung so freundlich gefolgt sind?

Thusnelda. Sie sprechen von dem Feste mit Enthusiasmus —

Varus. Unmöglich! Sie urtheilen zu nachsichtig. Was konnten die deutschen Damen Annehmliches finden an einem so anspruchlosen militärischen Divertissement?

Thusnelda. Sie sind entzückt von der feinen römischen Bildung und von der Galanterie der römischen Officiere —

Varus. Und die Officiere sind entzückt von der natürlichen Liebenswürdigkeit, von der geistreichen Naivetät der germanischen Schönheiten —

Thusnelda. Zu verbindlich! — Ich versichere Euch, Feldherr, man fühlt sich in römischer Gesellschaft doch gleich wie in einer anderen edleren Sphäre —

Varus. Ihr solltet einmal Rom besuchen, Fürstin! Habt Ihr kein Verlangen danach?

Thusnelda. Es ist längst ein pium desiderium meines Herzens. (Schwärmerisch.) O, wer möcht' es nicht zu sehen verlangen dies prächtige Rom, diesen Mittelpunkt der Welt, diesen Herd der Sitte, der Bildung?

Varus (stolz). Das ist's, Fürstin, und das wird es bleiben —

Hermann (schlägt wieder auf seine Karte). Der Sumpf!!! — —

Varus (aufmerksam werdend). Euer Gemahl, Fürstin, versinkt ganz in seine Karte —

Thusnelda. Ach Gott — er hat zuweilen Launen — (seufzend und mit einem Blicke zum Himmel). Man muss sich ertragen lernen in der Welt —

Varus (ablenkend). Rom ist indessen nicht bloß der Herd der Erleuchtung, es ist zugleich der große Fruchtgarten des menschlichen Lebensgenusses, alles dessen, was das Dasein verschönert. In Rom *lebt* man, Fürstin!

Thusnelda (seufzend). Ach —

Varus. In Deutschland kennt das Weib nur seinen Familienkreis —

Thusnelda. Wie wahr!

Varus. In Rom gehört sie der Gesellschaft an, und ihre Vorzüge leuchten im weitesten Kreise —

Thusnelda (seufzt).

(Hermann ist inzwischen aufgestanden und hat einige Waffen, die in einer Ecke lehnen, gemustert. In diesem Augenblicke bricht er mit dem Finger die Spitze eines Speeres ab und lässt den Schaft rasselnd in den Behälter zurückfallen.)

Thusnelda (erschrocken). Was ist's?

Hermann. Morsches Zeug unter den Eisenspitzen!

Thusnelda. Gott, meine Nerven! — — Ich hoffe, mein Gemahl wird noch zu bewegen sein, mich einen Winter nach Italien zu führen. — Machen meine Gesundheitsumstände mir doch schon längst ein milderes Klima wünschenswert —

Varus. Ihr seht blühend aus, Fürstin!

Thusnelda. Und doch — meine Krämpfe — meine Wallungen — du weißt, lieber Gemahl, wie oft der junge römische Arzt Sabinus, der sich vor kurzem hier angesiedelt, mir einen Winteraufenthalt in Italien empfahl —

Hermann. Aber, liebes Kind, die alte kluge Kräuterfrau Sabine, mit welcher ich über deinen Zustand sprach, meinte, es sei besser, wenn du zu Hause bleibst —

Thusnelda (zu Varus). Ihr seht, wie groß die Bereitwilligkeit meines Gemahls ist, mich nach Italien zu führen —

Varus. Die Gemahlin Armins, des Cheruskerfürsten, darf in Rom auch ohne ihren Gatten einer glänzenden Aufnahme gewiss sein. Und hab' ich das Glück, zur Zeit, wo Ihr Rom besucht, in der Hauptstadt zu weilen, so erbiet' ich mich als Cicerone zum voraus —

Thusnelda (verneigt sich mit höflichem Lächeln).

Varus (sich erhebend). Meine Zeit ist gemessen. Fürstin, lebet wohl!

Thusnelda (ihm die Hand reichend). Lebet wohl und lasst mir die Hoffnung, Euch wiederzusehen.

Varus. Den Soldaten wirft die Lanne des Kriegsgottes auf dem Ocean des Lebens ruhelos umher! — Ich möchte nicht scheiden, Fürstin, ohne Euch ein kleines Andenken zu hinterlassen. Ich höre, dass ihr die Sprache des Römers liebt — dass Ihr es nicht verschmäht, Euch in ihr zu vervollkommnen —

Thusnelda. Allerdings wär' es mein Stolz, mich mit dieser schönen Sprache familionär zu machen —

Varus. Erlaubt, dass ich Euch ein Büchlein, in dieser Sprache geschrieben, verehre — (er zieht ein Büchlein aus der Brust) mein Lieblingsbüchlein, darf ich sagen — die Lieder des Catull —

Hermann (sich erhebend, auf Varus und Thusnelda zugehend, langsam und mit der gewohnten Ruhe sprechend). Die Gedichte des Catull? Herr, meine Frau liest keine Gedichte; und wenn sie welche liest, so sind ihr die von Geibel oder Träger gerade gut genug. Sie versteht auch noch nicht hinlänglich Latein — sie ist doch auch ein bisschen zu alt, um es zu lernen — es lohnt die Mühe nicht mehr —

Thusnelda (sinkt ins Sopha). Gott, meine Krämpfe — —

Varus (gemessen). Verzeiht, mein edler Freund und Fürst — Ihr seid ein wenig schroff — ein wenig bärbeißig — doch das hält man dem rauhen Krieger und dem nützlichen Bundesgenossen zugute — (verneigt sich gegen Thusnelda und geht ab).

Hermann. Der Römerfeldherr meint es recht gut mit dir, Neldchen —

Thusnelda. Bist du eifersüchtig?

Hermann. Nicht im geringsten. (Seine Pfeife ausklopfend.) Wolfhart! (Wolfhart erscheint.) Meine Juchtenstiefel, hörst du? Die wasserdichten.

Thusnelda. Du reitest?

Hermann. Ich reite.

Thusnelda. Mit dem Varus?

Hermann. Mit Varus.

Thusnelda. Wohin doch?

Hermann. In den Teutoburgerwald. (Die Stiefel werden gebracht. Hermann zieht sie an.)

Thusnelda. Gott, warum so viel Vorsicht?

Hermann. Dort herum ist so viel Gesümpfe.

Thusnelda (neugierig). Also in den Teutoburgerwald? — Mit des Varus Legionen?

Hermann (mit dem Anziehen der Stiefel beschäftigt). Teufel, wie die Luder drücken —

Thusnelda. Mit den gesammten Legionen?

Hermann. Blitz, das Zugöhr riss in Fetzen —

Thusnelda (mehr und mehr in Angſt gerathend). Hermann! Ich kenne dich nicht mehr! — Was iſt's? Was ſoll's? — — Du haſt etwas vor mit Varus und mit den Römerfreunden!

Hermann. Meinſt du? (Hat ſeinen kriegeriſchen Anzug vollendet, hängt noch das Schwert um und ſetzt die große Bärenmütze auf.) Lebe wohl!

Thusnelda. Wann kehrſt du wieder?

Hermann. Eh' man mich zum Hahnrei macht! (Will fort.)

Thusnelda (ſich ihm in den Weg werfend). Sprich, o mein geliebter Gatte, ſprich, wohin?

Hermann (ſie groß anblickend). Zur Hermannsſchlacht! (Ab.)

(Thusnelda fällt in Ohnmacht.)

(Ende des erſten Aufzuges.)

(Schluſs folgt.)

Selbſtſchau.

Von Friedrich Spielhagen.[1])

Könnt' ich immer, wie ich wollte,
Wollt' ich immer, wie ich ſollte,
Und es möcht' eins mit dem andern,
Zwei herzinnige Brüder wandern
Hand in Hand zu jeder Zeit, —
Nun, fürwahr, ich würd' nicht geben
Dieſes kurze Erdenleben
Für die ewige Seligkeit.

So jetzt, da das böſe Wollen
Und das tugendhafte Sollen
Liegen, geſtern juſt wie heute,
Zwei verzankte Eheleute,
Miteinander ſtets im Streit, —
Scheint mir doch, es iſt hienieden
Von den Göttern mir beſchieden
Gar ein ſchweres Kreuz und Leid.

Müſst' ich an die Bruſt mich ſchlagen
Und zu meiner Seele ſagen:
Deine Schuld, dein Misgeſchicke!
Aber ach, wohin ich blicke:
Zwieſpalt und Verworrenheit!
Woll'n einander drum nicht ſchelten
Und als Beſtes laſſen gelten
Löbliche Beſcheidenheit.

---

[1]) Aus deſſen eben erſchienenen „Neuen Gedichten". (Leipzig. L. Staackmann.)

Kleine Laube.

Die vierte Dimenſion?

Myſtiker könnte man werden. Obſchon ich jenem Freunde zu widerſprechen pflegte, ſo oft er behauptet, daſs die menſchliche Seele nach dem Abſcheiden vom Leibe noch ein Weilchen auf Erden herum Allotria treibe.

Ich hatte in der Nacht vom 23. auf den 24. Februar dieſes Jahres einen Traum, der dann auch am Tage nicht verblaſſen wollte, ſondern ſo klar und geſtaltlich wie ein Erlebnis in mir ſtand, bis ich ihn nun losſchreiben muſs.

In Zürich war's, in einem großen Saale, wo viele Paſtoren mit ihren Frauen und auch katholiſche Prieſter verſammelt waren. Schon daraus, daſs dieſe Leute ſich ſehr gut miteinander vertrugen, erhellt, daſs es ein Traum war. Trotzdem ſind in meinem Gedächtniſſe die Geſichter, die Kleider, die Bewegungen und die Geſpräche dieſer Geſellſchaft ſehr deutlich aufbewahrt. Im ſchwirrenden Geſpräche nun war auch von Predigten die Rede, man beklagte ſich darüber, daſs es ſchwer ſei, und da entfiel mir die Bemerkung, das Predigen über ein vertrautes Thema erſchiene mir leicht, und ich wolle zu jeder beliebigen Stunde unvorbereitet auf die Kanzel ſteigen und eine chriſtliche Predigt halten. Jetzt haben ſie gemurrt, die katholiſchen wie die evangeliſchen Prieſter, und einer rief mit ſtechender Stimme her: „Gut, Peter, ſo ſteigen Sie jetzt auf den Stuhl und predigen Sie. Wenn Sie eine halbe Stunde lang gepredigt haben, ohne einen Unſinn zu ſagen, dann ſollen Sie Biſchof ſein.“ Auf dem Podium ſtand ein Lehnſtuhl, auf dieſen ſtieg ich nun und hielt mich an die Lehne, wie an eine Kanzelleiſte, und begann — erwägend, daſs man artigerweiſe zuerſt die Damen anſpricht — ſofort: „Liebe Schweſtern und Brüder in Chriſto!“ Aber das ſchaukelte, es war ein unſicheres Stehen, und plötzlich eilte mein Freund Fr. v. H. herbei, rief: „Oho, dieſer Stuhl Petris wackelt!“ und hielt mir den Seſſel feſt. Nun fühlte ich mich gegründet und begann zu predigen. Um die Anſprache nicht wörtlich zu wiederholen, was allemal zu ſehr das Mechaniſche der Geiſtesthätigkeit aufzeigt, hub ich mit den Worten an:

„Meine Damen und Herren!

Es war eine große Heide, darauf lebte ein Hirt und weidete seine Schafe. Er saß auf einem Stein und dachte nach über die irdischen Zeiten und die göttlichen Ewigkeiten. Es war ganz still und die Schäflein ruhten. Da kam ein Bote gegangen. Er kam aus der Stadt und sagte zum Hirten: ‚Bruder Jonathan, eine große Neuigkeit. Sie haben ihn in ihrer Gewalt. Gestern abends war er noch zu Tische gewesen mit seinen Freunden, dann haben ihm die Häscher nachgestellt und haben ihn gefangen.' Darauf antwortete der Hirte: ‚Es kann sein, wie du sagst, aber er wird frei ausgehen, denn sie haben keine Macht über ihn.' Dann saß er wieder auf seinem Stein und blickte hinaus über die Heide, erwartend, daß der, den sie gefangen hatten, heranschreiten würde, wie er so oft gewandert war durch die heißen Wüsten Judäas. Da wurde es dunkel, der Hirte blickte gegen Himmel, ob Wolken stünden, aber das war nicht, es war eitel Tageszeit und er wunderte sich. Plötzlich schütterte der Erdboden, Steine zersprangen krachend und es wurden Spalten tief in der Erde. Da kam ein zweiter Bote gegangen, blieb stehen vor dem Hirten und sprach: ‚Bruder Jonathan, eine große Neuigkeit. Sie haben ihn gekreuzigt.' Da schrie der Hirte laut auf: ‚Das kann nicht sein!' Der Bote gieng vorüber. Es war so dunkel, daß man nicht mehr die Schafe sah in den Felsgründen. Dem Hirten klang es in seinem Haupte, wie Hammerschläge, so heftig pochte ihm das Herz. Hat der Herr nicht gesagt, er wird ewig leben? Aber er hat auch gesagt, daß die alten Weissagungen erfüllt werden müßten. Ist das geschehen, dann werden die Engel des himmlischen Vaters ihn vom Kreuze loslösen. — Nun kam der dritte Bote gegangen: ‚Bruder Jonathan, eine große Neuigkeit. Sie haben ihn begraben.' — Als der Hirte dies hörte, ward er traurig bis zum Sterben. ‚Begraben wie jeden andern? Dann ist alles Trug gewesen!' schrie er auf in grauser Verzweiflung. — Nun aber" — da stockte ich in meiner Predigt, und Fr. v. H., der den Stuhl hielt, flüsterte mir zu: „Die vierte Dimension!"

Das verstand ich nicht, und so wurde die Predigt schleppend weitergeführt:

„Als der Hirt auf der Heide diese Schrecken gehört hatte und nicht fassen konnte, setzte er sich wieder auf den Stein und hub an nachzusinnen über all die Reden, die der Herr gethan hatte. Wie er auf dem Berge stand und von den Seligkeiten sprach, wie er den Jüngern das Gebet des himmlischen Vaters lehrte. Er sann nach über die Wunderthaten und über die Liebeswerke des Herrn, und da faßte ihn eine solche Sehnsucht, diesem einzigen Manne nachzuleben in allem, und wäre es auch um des Todes willen. Es war ihm, als sei der Herr eingegangen in sein Herz, als sei er erfüllt von einem neuen himmlischen Leben . . ."

„Die vierte Dimension!" sprach mein Freund, und ich fuhr fort:

„Da kam der vierte Bote gegangen und sagte zum Hirten: Bruder Jonathan, eine große Neuigkeit. Er ist auferstanden von den Todten!"

Mit lauter Stimme ward es ausgerufen, so daß ich vor meiner eigenen Stimme erwachte. —

Das war der Traum gewesen. Ich kann mich kaum erinnern, jemals so lebhaft geträumt zu haben. Mir war bewußt, nicht allein was ich gesprochen, auch was ich nebenbei gedacht. Ich begleitete meine Predigt mit einer kritischen Beobachtung; so fand ich anfangs, daß der Ton zu pathetisch, zu salbungsvoll sei; später stieß ich die Sätze rasch und derb heraus, mit heiserer Stimme, das gefiel mir besser. Dann dachte ich während des Sprechens: 's ist gut, ins Fahrwasser der Bergpredigt gekommen zu sein, darüber kann man mit leichter Mühe stundenlang sprechen. Allerlei Eitelkeiten waren in mir gewesen und dabei fiel mir ein: Wie der Mensch doch kindisch ist! — Und nun war ich plötzlich wach. Mit dem

besten Willen konnte ich nicht mehr einschlafen, um den Traum weiter zu führen, die Predigt schön zu beschließen und zu hören, was meine Zuhörer in Zürich dazu sagen würden und ob mir die Bischofswürde zugesprochen werden konnte.

Als der Morgen anbrach, kam die Nachricht, daß in derselben Nacht Fr. v. H. gestorben sei. — Das war derselbe Freund gewesen, der mit mir so oft über die Geheimnisse des Traumlebens gesprochen hatte und der behauptet, daß die menschliche Seele nach dem Abscheiden vom Leibe sich manchmal noch eine Weile auf Erden umhertreibe. Wir hatten uns bei solchen Gesprächen angewöhnt, alles Unbegreifliche und Übernatürliche die vierte Dimension zu nennen. Und nun war er in seiner Sterbenacht zu mir gekommen, um mir unter dem Vorwande des Sesselhaltens an bedeutsamer Stelle zuzuflüstern: „Die vierte Dimension!"

Man könnte Mystiker werden!

Ein Hauptvertreter des schweizerischen Schriftthums.

Da der „Heimgarten" stets unserer Schweiz freundlich zugewendet ist, so möchte ich die Leser desselben heute mit einem unserer Lieblinge bekannt machen. Otto Sutermeister.

Als der Sohn eines protestantischen Geistlichen wurde Otto Sutermeister in Degerselden, einem aargauischen Dorfe, 1832 geboren. Hier besuchte er auch die Dorfschule, hierauf die eine halbe Stunde weit entlegene Bezirksschule. Auf diesem Schulweg erwachte die poetische Ader, welche Otto Sutermeister von seinem Vater ererbt hat, wie auch den offenen Blick, das seine Verständnis für Sitten und Gebräuche des Volkes. Nachdem er das Gymnasium in Aarau absolviert hatte, machte Otto Sutermeister historische und philosophische Studien, um sich dann lehrend und lernend durch die Welt zu schlagen, denn für die Heranbildung der älteren fünf Geschwister waren eben die Mittel erschöpft worden. Zuerst wirkte Otto Sutermeister im Waadtlande, dann in Paris, und 1857 wurde er als Lehrer an die thurgauische Cantonsschule, welche als eine der besten Anstalten galt, berufen. Von da an folgte ein Ruf dem andern, jede cantonale Anstalt suchte den trefflichen, gewissenhaften Lehrer für sich zu gewinnen. 1866 wirkte er als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur am Lehrerseminar in Küßnacht-Zürich, später in Aarau, und 1880 folgte Otto Sutermeister einem Rufe nach Bern an das Töchterseminar und an die Universität, wo er sich literarisch und unterrichtend beschäftigte. 1891 wurde Otto Sutermeister Universitätsprofessor, eine Ehre, die ihm seine Zeitgenossen und Collegen schon längst zuerkannt hatten.

Professor Otto Sutermeister ist mit dem schweizerischen Volke, mit seinem Charakter und seinen Sitten vertraut und hat in geistiger Beziehung einen Löwenantheil an der Entwicklung sowohl als Schulmann, dann auch als Dichter und Denker. Entgegen unseren modernen Schriftstellern, die auch schweizerisch sein wollen, hat Professor Sutermeister in allen seinen Schriften den echt schweizerischen Charakter gewahrt. Und namentlich das wird ihm jeder Schweizer danken, daß er unsern Dialect, den hoch und niedrig, reich und arm, spricht, der oft in Versammlungen, in Toasten, Referaten ꝛc. gebräuchlich ist und selten seine Wirkung verfehlt, so zu Ehren gebracht hat. Professor Otto Sutermeister hat all die schweizerdeutschen (also in unsern verschiedenen Dialecten) Gedichtchen und Erzählungen gesammelt und daraus ein schönes, herrliches Nationalwerk geschaffen, das „Schwyzerdütsch" (Verlag Orell Füßli, Zürich). So Vieles bleibt dadurch den späteren Generationen erhalten,

viel Schönes wird bekannt. Der rechte Schweizer liebt seinen Dialect und sagt auch der Basler „immer", der Berner „geng" und der Luzerner „eister", sie verstehen sich und haben Freude an ihren „Localausdrücken." — Aus Professor Sutermeisters Werken spricht aber auch ein feiner Humor; der Vortrag, den er im Jahre 1878 bei Anlass eines internationalen Lehrertages gehalten, gibt einen köstlichen Beweis davon. Die „Schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart" enthalten Perlen köstlichen Witzes z. B.: Wer großi Füeß heb, verstoht viel;[1]) — Vom Mohren kommt ein Mohr, vom Thoren ein Thor; — das kommt noch manchem Vater verwunderlich vor! — Wie oft hat uns ein Kind bekehrt, als alle Welt ums den Sinn verkehrt!

Ein zweites Nationalwerk haben wir Sutermeister zu verdanken. Er gab der Idee Ausdruck, es möchte eine berufene Hand all die Eigenthümlichkeiten und Localismen unseres Dialectes sammeln und daraus ein großes vaterländisches Werk anlegen, das Idiotikon. Professor Sutermeister war ja der Berufenste, all die Bausteine zu einem Ganzen zu fügen; mit Dr. Fritz Staub legte er den Grund dazu. Als dann die zürcherische antiquarische Gesellschaft Interesse für das Unternehmen zeigte und es schließlich an die Hand nahm, war Professor Otto Sutermeister viel zu bescheiden, sich als den eigentlichen Gründer des Nationalwerkes zu bekennen und Dr. Fritz Staub, ein sehr gebildeter und auch vermöglicher Gelehrter, wurde mit der Redaction betraut. Und wird auch Sutermeisters Name nicht angeführt, gar Vieles verräth im Idiotikon seine feine, humorvolle Art. — Nicht nur das Ideale zu pflegen, sondern es auch zu lehren, strebte Otto Sutermeister an; einen Theil seiner Lehrbücher, die dem schweizerischen Charakter Rechnung tragen, z. B. Literaturgeschichtliche Charakterbilder, schweizerisches Stilbuch, Poesie der Schule ꝛc. verfasste er selbst und fand lebhaften Anklang. Eine reizende Sammlung ist: „Frisch und Fromm", der Jugend gewidmete Erzählungen, Lieder, Fabeln und Sprüche ꝛc. (Verlag von Sauerländer, Aarau) im Volkston, klar, schlicht und einfach. Dann namentlich die „Kinder und Hausmärchen aus der Schweiz", gesammelt und herausgegeben von Otto Sutermeister (Verlag Sauerländer, Aarau). Diese letzteren haben auch für den Ausländer Wert: wer wollte bestreiten, dass Volkssagen nicht auf den Charakter eines Landes, eines Volkes schließen lassen. Für den Laien, wie für den Gelehrten, für die Jugend, wie für das Alter bieten diese Sammlungen so viel Schönes und Anregendes. Sutermeister ist Redacteur verschiedener Zeitschriften, unter anderem des „Kinderfreund" und der „Jugendblätter". Er sammelte: „Schweizerische Hausſprüche", ein Beitrag zur epigrammatischen Volkspoesie aus der Landschaft Zürich; die „Schweizerischen Sprichwörter der Gegenwart" (Aarau, Christen) und anderes mehr. Otto Sutermeister gilt uns als Dichter, als Schulmann, als währschichter Schweizer, fein gebildeter Gelehrter und als Kinderfreund; er hat die seltene Gabe, allen etwas zu bieten. Wer in kurzen, packenden Zügen das in schöner, einfacher Sprache lesen will, was jeden denkenden Menschen beschäftigt, wer die Früchte eines idealen Lebens zu würdigen weiß und reife Erfahrungen zu nutzen versteht, wer sich überhaupt an Hohem, Edelm begeistert, der übersehe nicht Sutermeisters Werk: „Im Abendgold" (Hubers Verlag, Frauenfeld). Und wer die humorvolle und belehrende Seite des Jugendfreundes Sutermeister kennen lernen will, der besehe sich das reizende, äußerlich so unscheinbare, aber im Text viele Goldkörnlein bergende Büchlein: „Freundesworte", dem jungen Volk der Schule gewidmet (Verlag Goepper, Bern). — Wer alle diese Werke, wenn

[1]) Wer große Füße hat, versteht viel!

auch nur dem Namen nach kennt, wundert sich, dass diese Arbeit ein Mensch bewältigen kann, der nebstdem noch seinem Berufe als Lehrer und Docent mit musterhafter Gewissenhaftigkeit obliegt. Dazu kam noch die Erziehung seiner Kinder, die er im Verein mit seiner hochgebildeten Frau zu tüchtigen Menschen gemacht; ja, einer der Söhne, durch Krankheit in frühester Jugend taubstumm geworden, hat des Vaters poetische Ader geerbt. Eugen Sutermeisters innige „Lieder eines Taubstummen" haben bereits viel Anerkennung gefunden; auch die anderen Söhne und Töchter sind schriftstellerisch veranlagt.

Dem Dichter und Gelehrten haben wir noch zwei neue Werke zu verdanken, welche ihm nicht nur bei uns in der Schweiz eine große Anzahl Freunde seiner Werke erwerben werden, sondern auch das Ausland wird dem seltenen Manne seine Bewunderung nicht versagen. Im Verlage von P. Friesenhahn, Nachfolger E. Petermann in Leipzig, erschien ein Band Gedichte: „Irdisches und Ewiges", welche eine Fülle schöner Gedanken, trostreicher Sprüche enthält, die jedem von Herzen und zu Herzen sprechen werden. Auch verrathen einige der Gedichte einen solch herzlichen, feinen Humor, der in dem anderen Werklein: „Humor in der deutschen Grammatik" (Verlag K. J. Wyß, Bern), voll und ganz zur Geltung kommt. Hier finden wir einen als trocken verrufenen Stoff in solch anmuthiges Kleid gesteckt, dass ein jeder, der mit der deutschen Grammatik zu thun hat, das Werklein kennen sollte; sicher wird er sich mit ihr versöhnen.

Will man draußen in der Fremde einen Schweizer kennen lernen, Otto Sutermeister wird stets als einer der ersten gelten als Schulmann, Dichter, Lehrer und Kinderfreund. R. Gutersohn.

Der Cooperator von Niederdorf im Pusterthal.

Nach langem langem Schweigen regte sich die tirolische Muße vor fast mehr als hundert Jahren, sie erwachte beim Donner der Kanonen der französischen Revolutionskriege und erhielt dadurch ihren eigenen Ausdruck; bis jetzt ist sie noch nicht verstummt. Sie begann mit Alois Weißenbach, von dem Beethoven ein Cantate componierte. Dann kam der düstere Johann Senn, ihm schloss sich der feurige Gilm an, dann folgten die „Alpenblümmle", ein langer Zug, über den der als Dichter von L. Staub vermumpfte Beda Weber emporragt. Einem späteren Geschlechte gehört Al. Meßmer an und jetzt Anton Müller. Ich hatte ihn reden gehört, aber nichts gelesen. Durch einen Zufall wurde ich aufmerksam, ich ließ mir in der Buchhandlung seine Gedichte geben, blätterte sie an und — steckte sie ein: das ist ein echter Dichter, wenn man auch an der Spree sich um ihn nicht kümmert. Ein echter Dichter, ja! Wir sagen das mit Freuden. Seine „Wanderreisen- und Heimatlieder" sollen nicht bloß in Tirol klingen. Gern schreiben wir über ihn daher einige Worte. Er wurde 1870 zu Brunecken geboren, wandte sich der Theologie zu und ist jetzt Cooperator zu Niederdorf. Im vorigen Jahre machte er eine Reise nach Italien.

Sein Büchlein zerfällt in drei Abtheilungen. Die zweite bringt Heimatlieder. Es mag sein, dass er hie und da um eine Terz zu hoch singt, allein die Tiroler haben ein Recht, auf unser Landl und seine Geschichte stolz zu sein. Ein Meisterstück, auch rhythmisch, ist die „Herz Jesu-Feier", wie er überhaupt diesem Gegenstande viele Worte, vielleicht zu viel widmet; es ist aber volksthümlich.

Besonders angesprochen haben uns die „Wanderreisen", die zunächst aus Italien ertönen. Manche davon würde Platen nicht verleugnen. Dürfen wir ein Stück mittheilen, ohne noch ein einzelnes zu erwähnen?

Das Fischermädchen.

Schwarze Locken seh' ich wallen,
Seh' mit blutigen Korallen
Einen weißen Hals umschmiegt.
Ach, es ist ein Kind, das scherzend
Und die Mandoline herzend
Sich in leichtem Tanze wiegt.

Fröhlich wie Neapels Welle
Klingt ihr Lachen sonnighelle,
Tönt des Mädchens Silberruf.
Doch aus dieses Auges Dunkel
Wild mit zornigem Gefunkel
Sprüh'n die Laven des Vesuv.

Schaukle dich, du kleine Phryne,
Nach der süßen Mandoline
Wogenleicht im Rhythmenbraus
Und mit ihres Klanges Farben
Streu die dunklen Glutengarben
Deines heißen Auges aus!"

Da ist doch Bewegung!

Müller beherrscht die Sprache und die Versmaße; ihn trifft der Vorwurf nicht, den man gewöhnlich den Österreichern macht. Zwar als alter Schulmeister könnt' ich an Kleinigkeiten nergeln, sed de minimis non judicat praetor.

Nur eines erlaube ich mir. Möge er das Wort „bacheln" meiden. Wir verbinden damit in den Kinderstuben einen Begriff, der es leicht lächerlich machen könnte.

In den Gedichten schlägt ein warmes Herz, tief empfunden ist des „Sängers Tod". Die Strophe voran klingt schwach:

So muss ich welken, weil ich
Nicht Lied noch Thräne habe,
O wenn ihr Mitleid hättet,
Ihr trüget mich zu Grabe.

Nein, Hochwürdiger, diesen Dienst werden wir Ihnen nicht erweisen, Sie sollen noch lange leben und uns schöne Lieder singen. Vivas, floreas, crescas!

Adolf Pichler.

Das vollkommene Licht.

Eine Tischgesellschaft unterhielt sich über die neuen Fortschritte. Einer der Herren hielt die Hand vors Auge. Das Licht blendete ihn. Über ihren Köpfen prangten die niederhängenden Tulpen und grellen Glasblasen des elektrischen Lichtes. Sie sprachen darüber, welches Licht eigentlich doch das beste sei, und fanden an jedem merkwürdigerweise viele Schattenseiten. Die Petroleumlampen z. B., die stinken. Ist das Erdöl nicht gut raffiniert, so kann's gefährlich werden. Die Lampen rauchen und rußen, es springt der Cylinder; es ist ein ungefüges Ding, so eine Lampe u. s. w.

Das Gaslicht ist schwer herzustellen, der Gasometer eine ewige Gefahr für die Stadt, wo Röhren schadhaft sind, übler Geruch, in jedem Hause droht bei geringster Unvorsichtigkeit Explosion. Dazu die Hitze, die dieses Licht erzeugt, das Gift des ausströmenden Gases u. s. w.

Das elektrische Licht ist überaus kostspielig, nur unter größter Umständlichkeit herzustellen. Das Leuchten ist ein unverläßliches, unregelmäßiges, auch verdirbt es die Augen. Bei transportablen Stubenlampen stolpert man über die Drähte u. s. w.

Das gute, nach allen Seiten praktische Licht, meinte einer der Herren, müsse erst erfunden werden. Dasselbe müßte verläßlich und gefahrlos sein, es dürfe nicht zu grell und nicht zu matt sein. Es müsse billig und bequem sein, in jeder Situation leicht herzustellen und leicht auszulöschen, es dürfe weder rauchen noch rußen, noch einen üblen Geruch geben. Der Apparat müsse unendlich einfach und sinnreich sein, etwa so eine Art Miniatur-Gasfabrik, ohne stinkende Kohlen und kostspielige Arbeiter, eine kleine Lichtfabrik, die man in den Sack stecken, überall mit sich führen, und die jedermann zu jeder Zeit und allerorts leicht in Betrieb setzen könne. Kurz, dieses Licht müsse alle denkbaren Vorzüge in sich vereinigen, alle möglichen Ansprüche befriedigen, vor allem aber dürfe es das menschliche Auge nicht überreizen, es vielmehr mit einem stets ruhigen, mäßig abgedämpften Glanze stärken und erfrischen.

„Sie verlangen nicht viel!“ sagte einer der Herren ironisch zu dem anspruchsvollen Lichtfreunde. „Da werden wir noch lange warten können, bis ein solches Licht erfunden wird. Vielleicht einmal nach so und so viel hundert Jahren, wenn die Technik in allen ihren Zweigen auf das denkbar Feinste ausgebildet sein wird. Wir erleben es nicht.“

Einer jedoch war in dieser Tischgesellschaft, der den Herren bisher aufmerksam zugehört hatte. Dieser erhob nun seine Stimme und sagte: „Meine Herren! Warum sollen wir es nicht erleben, dieses vollkommene Licht, wie mein Herr Vorredner es sich denkt? Ein Licht, billig, verläßlich, gefahrlos, ohne Rauch und Ruß, ohne das Auge zu überreizen, vielmehr milde abgedämpft, eine Art Miniatur-Gasfabrik, die man in der Tasche mit sich tragen kann, die jedermann allerorts in jedem Augenblick in Betrieb setzen kann. — Ich mache mich erbötig, Ihnen diese Lichtquelle innerhalb fünf Minuten herbeizuschaffen, geeignet für den augenblicklichen Gebrauch!

Die Herren lachten über den Prahlhans, dieser aber gieng hinaus in die Gastküche und kam nach ein paar Minuten zurück mit dem vollkommenen Lichte, das all den aufgezählten Anforderungen entsprach. Es war die — Talgkerze. R.

Was z' Lacha.

Gedichte in niederösterreichischer Mundart von Hans Hartmann-Hainfeld.[1])

Zan Wundadorta.

Han gestern vortags
Grad gschaut nach'n Wetta,
— Dö Kiah war'n herunt,
Dös bringt gern was späta —

Das is in oan Satz
Mein Nachbar vabeigrennt,
Und hinta eahm nach
Da Hiasbaur von Teich drent.

Der schreit auf eahm zua:
„Wohin? Leicht auf Canöd?“ —
„Zan Badan in d' Stadt,
Mein Wei gfallt ma gar net.“

„Ja so? — Hilft der?“ fragt
Da Hias bein Begegna
Und kann si dabei
Schier net gmua dagegna.

„Moan schon, er is gschickt!“ —
„Da mach i dein Gang mit,
Denn, woaßt a's, mei Wei
Gfallt mir schon hübsch lang nit.“

* * *

[1]) Das lustige Büchlein, welches manchem ein frohes Stündchen machen wird, sei durch vorstehende Proben gekennzeichnet. (Wien. K. Kravani und in Hainfeld beim Verfasser zu haben.)

Da gwiſſnloſe Schneida.

„Geh Mann!“ ſagt 's Wei,
„Du biſt net gſcheit a!
A weng an Stoff
Stehln alle Schneida,

Do ſo a Trum!
Bal dös d' Leut wiſſn,
Is 's aus mi'n Gſchäft:
Machſt dir koan Gwiſſn?“

„A Gwiſſn?“ ſagt er,
„Aus dem Reſtl?
Wann's recht guat geht,
Kann ſein, a — Weſtl.“

* * *

Bal i ſtirb.

Bal mir dös kloane Glöckal läut,
Da Tod a mi dalöst,
Aft frag i — wia's ſchon 's ganze Lebn
Mein Bürnehma is gweſt —

In Petrus höſti um an Platz;
Und kunnt i aufs Gebitt
Da drobmat richti nix dakriagn,
Aft kennat i mi nit;

I ſagat eahm's glei kerzngrad,
Wann's wia da Wöll a wa:
„Wann i ſchon net in Himmel därf,
So pfeif i auf d' Höll a.“

* * *

A friſchs Bier.

„Was kriagn ma? Herr Nachbar!“
Fragt d' Kellnrin an Baurn.
„A Bier!“ moant derſel drauf,
„Und laſs da hübſch ſchlaun!“ [1])

Drum fragt er die Kellnrin:
„Wia lang rinnt denn 's Bier?
Wann's gar recht lang hängt, bringſt
An Heurign mir!“

To wia da Baur hinſchaut
Auf 's Faſs, nimmt er's wahr,
Er kriagt ſchon in Hanſ'l,
's Bier wird ſchon bal gar.

„Ja mein! ſagt aft d' Kellnrin“
Und zaht ſi a ſo,
„I woaß's net, i bin erſt
A vierzehn Täg da.“

* * *

Jan Abſchiad.

Dös Buach han i halt nach
Da Arbat ſo gmacht,
In ſtarke zwoa Monat
Und moaſt gen da Nacht.

In Buach is nix dran, ſo
Hat d' Schuld a mein Wei,
Denn bal i ſo greimt han,
Hat's greint allmal glei:

Drum kunnt's a leicht ſein, daſs
A Kritarar [2]) ſagt,
Daſs koans von dö Gſangl
Recht 's Tagliacht vatragt.

„Hör' auf mit dein Gſaxat,[3])
Thuaſt d' Zeit rein daſchlagn;
Hiatzt kann ma za dir ſchon
Koan gſcheits Wort mehr ſag'n.“

Bin wohl a koan Dichta,
Thua's nur ſo probiern,
Und bal richti moant wer:
— Wia leicht kunnt's paſſiern —

Do war's, daſs dös Büachl
Eng gfallt eppa gar,
Kinnt's wieda oans habn bald,
Kann ſein nu dös Jahr. —

[1]) ſchleunig. [2]) Kritiker. [3]) dummes Zeug.

Große Dichter in der Lade.

Ein guter Rath für junge Poeten.

Wenn junge Lyriker zu mir kommen mit der Bitte, ihre Gedichte in Druck zu befördern, so frage ich gerne: Warum? Wollt ihr denn aus allen Himmeln fallen? Jetzt sind euch eure Gedichte noch unendlich lieb und heilig, jetzt glaubt ihr noch junge Schillers, Goethes und Heines zu sein und in eurer Lade einen Schatz herrlicher Poesien zu verwahren. Ich bitte, gönnt euch diesen seligmachenden Glauben! Ein paar Monate, nachdem eure Dichtungen in Druck erschienen, ist alles aus. Der Verleger, dem ihr die Druckkosten im vorhinein bezahlen mußtet, weiß von fünfzig Exemplaren, die er verschenkt, und von drei, die er verkauft hat. Von den Verschenkten ist sogar eins öffentlich besprochen und verhöhnt worden, um alle übrigen kräht kein Hahn. Die lieben Deutschen haben nie gerne Gedichte gekauft, und jetzt schon gar ließen sie sich lieber die linke Hand abhauen, als ein Gedichtebuch zu kaufen. Wer das Dichten nicht auf Gymnasien und Lyceen lernt, der richtet sich angesichts der Gewerbefreiheit eine Werkstatt als Naturdichter ein und versorgt sich für den Hausgebrauch selber. Und ein Mensch, der selbst lyrische Gedichte macht, ist der natürliche Feind aller übrigen Lyriker. — Zudem, meine lieben jungen Freunde, erscheinen etwa eure Verse, die euren eigenen Ohren so herrlich klingen, euren Herzen so köstlich sind, der ganzen übrigen Welt als — Schmarrn. Eine Wertschätzung, der nach einigen Jahren niederträchtigerweise wahrscheinlich auch ihr selbst beistimmen werdet. Auch mir ist es so ergangen. — Also darum rathe ich euch, seid gescheit, verwahrt eure Poesien mit aller Sorgfalt im Kasten und bleibt große Dichter in der Lade, so lange es möglich ist. M.

Napoleon und der Luftschiffer.

Das norwegische Blatt „Nationalbladet" erzählt folgende Geschichte:

Der berühmte Luftschiffer und Erfinder des Fallschirmes, François Blanchard, kam im Jahre 1785 nach Paris, um öffentlich den Aufstieg mit seinem verbesserten Luftballon zu unternehmen. Der Aufstieg sollte am 26. Juli stattfinden.

Schon war der gigantische Ballon gefüllt, und mehrere Tausende von Zuschauern erwarteten neugierig den Beginn des interessanten Schauspiels. Unter den Zuschauern befand sich auch eine Menge uniformierter Eleven aus der Kriegsschule, welche in lebhafter Weise die Luftsegelung und ihren Nutzen für die Kriegführung besprachen. Sichtliches Interesse bezeigte ein Jüngling von ungefähr sechzehn Jahren. Klein, mager und blaß, mit mehr intelligenten als hübschen Zügen, schien er von schwächerer Gesundheit, aber von lebhafterem Temperamente als alle seine Kameraden.

„Na, du hättest wohl Lust, direct in den Himmel hineinzufliegen, Bonaparte?" fragte einer der Kameraden.

„Du hast gar zu viel Quecksilber in dir, Napoleon", rief ein anderer; „du fielest aus der Gondel heraus!"

„Schwätze nicht so", erwiderte der Kleine. „Kein Mensch ist in der Stunde der Gefahr muthiger als ich. Wie beneide ich den rothaarigen Engländer dort, der an der Luftfahrt theilnehmen darf!"

„Er hat auch zweihundert Livres dafür bezahlt, behauptet man."

„Und ich armer Schlucker habe nicht mehr als sieben Livres und ein paar Sous in der Tasche!"

„Biete dich an, als Ballast zu dienen!"

„Dazu ist er nicht schwer genug“, sagte ein anderer.

„Ich betrachte es unter meiner Würde, auf euer Geschwätz zu antworten“, meinte Napoleon.

Das Gespräch wurde so laut geführt, daſs der Engländer sich umwandte und lauschte. Bisher war das Wetter schön gewesen, nun aber hatte sich plötzlich ein Sturm erhoben, und am Himmel zogen schwere Wolken herauf. Dies beunruhigte den Engländer, der, sich zu Blanchard wendend, äußerte:

„Mein Herr, das Wetter scheint unbeständig. Sie haben mir eine schöne Luftfahrt garantiert!“

„Die garantiere ich immer noch, Mylord“, entgegnete der Luftschiffer.

„Aber sehen Sie nicht, daſs ein Wetter losbricht?“

„Was liegt daran? Bald schweben wir über dem Unwetter.“

„Unter diesen Umständen unterlasse ich die Fahrt doch lieber. Was geschieht dann mit den Reisekosten?“

„Sind einmal bezahlt und können nicht zurückerstattet werden.“

„All right, Herr Blanchard! Aber ich will mein Geld nicht umsonst ausgegeben haben. Sie müssen erlauben, daſs ein anderer an meiner Stelle mitfährt.“

„Natürlich, Mylord!“

„Warten Sie also zehn Minuten!“

„Wir haben fünfzehn Minuten übrig.“

„Meine Herren“, rief der Engländer nun, „gewisse Umstände verhindern mich, mitzufahren. Ist jemand da, der meinen Platz einnehmen will?“

„Ich!“ schrie der kleine Corsicaner und war mit drei Sprüngen in der Gondel oben. Seine Kameraden lachten.

„Sie sind Eleve an der Kriegsschule?“

„Ja, Mylord!“

„Und Sie wollen mitfahren. Gut, ich überlasse Ihnen mein Recht für die Hälfte des Preises den ich bezahlt habe, also hundert Livres.“

„Hundert Livres!“ rief Napoleon bestürzt. „Unmöglich — ich habe blos sieben.“

„In diesem Fall können wir freilich das Geschäft nicht miteinander machen.“

Und der Engländer winkte den anderen Cadetten. Allein keiner meldete sich. Endlich sagte er:

„Ich sehe, wir müssen den Preis herabsetzen. Sagen wir fünfzig Livres.“

Da fiel einer der Kameraden ein: „Bonaparte, wir wollen alles, was wir haben, zusammenlegen, damit du mitfahren kannst.“

Eine Sammlung wurde veranstaltet, und in wenigen Minuten hatte man sechsundvierzig Livres beisammen. — „Hinein in die Gondel, Bonaparte“, rief man.

Da, im letzten Moment, als eben der Aufstieg beginnen sollte, hörte man eine zornige Stimme rufen:

„Das ist ja ein Scandal, eine Verletzung der Kriegsgesetze!“

Ein Officier drängte sich durch den Volkshaufen. Es war Charles Pichegru, nachmaliger General. In der Kriegsschule lehrte er Mathematik und Geographie. Napoleon war einer seiner Schüler.

„Cadet Bonaparte“, donnerte er, „steigen Sie sofort aus der Gondel! Wie können Sie es wagen, in Uniform an einer öffentlichen Vorführung theilzunehmen? Sowie Sie heimkommen, haben Sie zwei Tage Arrest.“

Tief betrübt und mühsam seinen Zorn bekämpfend, stieg der künftige Weltbeherrscher unter dem Jubel des Publicums aus der Gondel. Einen bitteren Blick sandte er Pichegru zu, und sicher erinnerte der General sich desselben, als er neunzehn Jahre später auf Napoleons Befehl zur Nachtzeit ins Gefängnis geworfen wurde.

„Ich muſs alſo mein Geld verlieren“, ſeufzte der Engländer.

„Kommen Sie mit, Mylord“, ſagte Blanchard. „Die Wolken beginnen ſich gegen Norden zu ziehen. Steigen Sie nur ein!“

„Well!“

Und der Engländer ſtieg in die Gondel, Blanchard commandierte „los“, und majeſtätiſch ſchwebte der Ballon in die Lüfte empor.

Die meiſten von Napoleons Biographen kennen dieſe Geſchichte nicht. Eine kurze Notiz darüber findet ſich in de Julians Werk „Gallérie des Contemporains“, 1849 in Brüſſel herausgegeben. E. S.

Stoßſeufzer eines Radlers.

(Nach der Melodie: „Verlaſſen, verlaſſen u. ſ. w.“)

Im Naſſen, im Naſſen,
Im Graben lieg i,
A Stoan auf der Straß'n
Hat vom Rad g'ſchmiſſen mi;
Dös Radel, dös ſchaut aus,
Daſs 's koaner mehr kennt,
Mir wackeln die Baner,
Und im Mund alle Zähnd'.

Am Weg ſteht a Brünnerl,
Dort waſch' i mirs G'ſicht.
Trau mirs Radel net anz'ſchaun,
Weil mir z'weh dabei g'ſchicht;
Mir bleibt in mei' Trübſal
Nur an Troſt auf z'letzt,
Daſs 's Radel mein' Freund g'hört,
Denn mein's is verletzt.

Bücher.

Der neue Gott. Ein Ausblick auf das kommende Jahrhundert von Julius Hart. (Leipzig. Eugen Friedrichs. 1899.)

Eine umfaſſende hiſtoriſch-philoſophiſche Abhandlung über Gott, Menſchen und Welt. In ſchöner Sprache mit vieler Tiefgründigkeit zieht längſt Bekanntes, oft Gedachtes an uns vorüber, aber auch manch neuer, blendender Gedanke. Wir können auf das anregende Werk nicht näher eingehen, wollen nur darauf aufmerkſam gemacht haben, und was der Verfaſſer unter dem „neuen Gott“ verſteht, das zu ſuchen iſt Sache des Leſers. M.

Blutstropfen. Novellen u. Skizzen v. Anna Behniſch. (Dresden. E. Pierſon. 1899.)

Beim Leſen dieſer Novellen weiß man nicht recht, wie einem geſchieht. Die Verfaſſerin, ein junges herzwarmes Mädchen, lehnt ſich auf gegen die Weltordnung. Eine moderne! Gut, vorurtheilsfrei, von den Banden des Philiſteriums los! Mir gefällt das. Der erſte Schritt der Ungebundenheit wird in dieſen Bildern ſtets gethan, aber der letzte nicht. Die Helden ſpringen aus der geſellſchaftlichen Ordnung, doch wie es ihnen ſpäter ergeht, davon ſchweigt die Geſchichte. Sehr charakteriſtiſch für die Art des Buches ſcheint die Skizze „Verkauft“ zu ſein. Die Sammlung zeigt ein bedeutendes Können. Iſt man ſchon mit dem Stoffe nicht immer einverſtanden, die Geſtaltungskraft und die Gedankentiefe ringt uns durchwegs Achtung ab. M.

Klaus Groth. Am 24. April hat das deutſche Volk den achtzigſten Geburtstag ſeines großen Mundartdichters Klaus Groth gefeiert. Groth, der Verfaſſer des unſterblichen „Quickborn“, hat die dietmarſche Volksmundart, und mit dieſer den plattdeutſchen Dialect (noch vor Fritz Reuter) in die deutſche Literatur eingeführt. Wer über den Lebenslauf, den Charakter des Dichters und über ſeine Werke Näheres wiſſen will, der findet guten Unterricht in dem Werke „Klaus Groth. Sein Leben und ſeine Werke.“ Ein deutſches Volksbuch von H. Sierks. (Kiel. Lipſius und Tiſcher. 1899.)

Die norddeutſchen Mundartdichter ſind (mit Ausnahme Fritz Reuters) in unſeren Ländern nicht in dem Maße bekannt, als die ſüddeutſchen und öſterreichiſchen im Norden. Und doch werden die deutſchen Stämme gerade durch die Mundartdichtung am beſten unter einander vertraut. Die verallgemeinernde hoch-

deutsche Sprache ist nicht ganz so geeignet, aus der intimsten Natur eines Volksstammes zu schöpfen, als die Mundart. Die hohen Ehren, die dem Dichter Klaus Groth von allen Seiten zuggegangen sind, beweisen wieder einmal, dass diese Thatsache vom deutschen Volke gewürdigt wird. M.

Heinrich Schaumberger. Gedenkschrift von Wilhelm Nullmann. (Wolfenbüttel. J. Zwissler. 1899.)

Um den Volksdichter Heinrich Schaumberger hat unser W. Nullmann ein vielfaches Verdienst. Die Freundschaft, die er schon bei Lebzeiten des fränkischen Poeten für diesen werkthätig bezeugte, hat er auch übers Grab hinaus gehalten. Gelegentlich der Enthüllung des Denkmals, das vor kurzem dem Dichter in seiner Heimatsstadt Neustadt gesetzt worden ist, hat Nullmann eine warme Gedenkschrift verfasst, in welcher das Leben und die Bedeutung Schaumbergers übersichtlich dargestellt ist. Wer die umfangreiche Biographie Schaumbergers von Hugo Möbius nicht zur Hand hat, der kann sich auch in der Nullmann'schen Schrift bestens orientieren. Auf Heinrich Schaumbergers Erzählungen hinzuweisen, ist ein gutes Werk; besonders die Lehrerschaft hat Ursache, diesen Mann und Erzähler hochzuhalten. M.

Der Kampf um das Deutschthum in Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland vom Reichsrathsabgeordneten Dr. P. Hofmann v. Wellenhof. (München. J. F. Lehmann. 1899.)

Aus den Zeitungen kann man nicht klug werden. Wer es wissen will, wie in den genannten Ländern die nationalen Zustände eigentlich stehen, der lese diese Schrift. Er wird sachlich und ziffernmäßig unterrichtet werden und dann vielleicht klar den ganzen Ernst unseres Kampfes ermessen können.

M.

Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit? Eine literarische Gewissensfrage von Veremundus. (Mainz. Franz Kirchheim. 1898.)

Ein gebildeter und überzeugter Katholik, der schon berufsmäßig mit den literarischen Verhältnissen genau vertraut ist, führt hier eine eingehende Untersuchung über die sogenannte katholische Literatur und ihr Verhältnis zur großen Literatur und zum Publicum, und kommt zu der Folgerung, dass die katholische Belletristik nicht auf der Höhe der Zeit steht und ihrer Aufgabe nicht entspricht. Die Ursachen dieser literarischen Rückständigkeit sieht der Verfasser in dem Mangel an Interesse für Geisteswerte, in der katholischen Absteitsstellung, in der dogmatischen pädagogischen Engherzigkeit der Kritik, in der Prüderie des Publicums u. s. w. Besonders gegen die Unzulänglichkeit und Borniertheit der clericalen Kritik zieht er scharf zu Felde. Ein frischer, wohlthuender Zug geht durch die Schrift, der man besonders in der katholischen Journalistik beste Beachtung wünschen möchte. Ganze Selbsterkenntnis ist schon halbe Besserung, und diese wäre bei den engherzigen Leutchen sehr an der Zeit. Riehl sagte einmal: In der Bergpredigt preist Christus selig, die reinen Herzens sind; die engen Herzens sind, hat er nirgends selig gepriesen. Unseres Verfassers Ausführungen gipfeln darin, dass katholische Literatur nicht Jugendliteratur bedeutet, dass der katholischen Literatur für Erwachsene die ganze Welt und alle Seiten des Lebens gehören, nur müsse der Stoff stets mit sittlichem Ernst behandelt werden. Und das ist ja schließlich eine Forderung der Literatur und Kunst überhaupt.

M.

Aus dem letzten Jahrzehent vor dem Vaticancontil von Friedrich Nippold. (Jena. Hermann Costenoble. 1899.)

Dieses scheinbar aus verschiedenen Schriften zusammengestellte Werk gibt manchen klaren Einblick in das religiöse und kirchliche Leben vieler Gegenden Deutschlands. Uns interessiert der Abschnitt: „In Steiermark" und in demselben die Beschreibung eines christkatholischen Katechismus vom Beginne des Jahrhunderts. Dieser „Leitfaden der christlichen Religion", der selbst von Protestanten für brauchbar befunden wurde, ist von dem katholischen Priester Josef Tranz verfasst worden und war in Österreich längere Zeit ein geschätztes Lehrbuch, besonders in den Gymnasien — bis durch spätere Lehrbücher das „christlich" immer mehr in den Hintergrund und das „römisch" immer mehr in den Vordergrund gedrängt worden ist. — Einen actuellen Wert erhält das Buch besonders durch seine Ausführungen über die Vorgeschichte der altkatholischen Bewegung.

M.

Ludwig Anzengrubers Gesammelte Werke. Neue wohlfeile Ausgabe. Erscheint vollständig in 60 Lieferungen alle vierzehn Tage eine Lieferung. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Die Lieferungen 50—60 bringen die Ausgabe nunmehr zum Abschluss. Der Dramatiker verlegt im zehnten und letzten Bande seiner Schriften den Schauplatz seiner Stücke vom Lande in die moderne Großstadt. Es entsteht eines der mächtigsten Werke Anzengrubers, die Tragödie des Wienerthums, wie sein Biograph Bettelheim sie genannt hat, „Das vierte Gebot". Es folgen „Die alten Wiener". Am Schlusse des zehnten Bandes steht die mit dem Grillparzerpreise gekrönte Weihnachtskomödie „Heimg'funden". Dass sie im Laufe weniger Jahre zum drittenmale erscheinen konnte, ist der beste Beweis, dass

des Dichters Geist noch lebt und wirkt unter seinen Volksgenossen in Österreich wie im „Reiche“. Kein Wunder, denn Anzengruber ist es, der, wie der kürzlich erschienene Denkmalsaufruf ihm nachrühmt, das deutsche Volksstück zur classischen Meisterschaft erhöht hat.

V.

Erstes Jahrbuch der Deutsch-österreichischen Schriftsteller-Genossenschaft. (Wien. Karl Gräser.)

Zum erstenmal tritt die junge Vereinigung der deutschen Schriftsteller in Österreich mit diesem Buche vor die Öffentlichkeit, sie bietet dem Publicum aus dem Kreise ihrer Mitglieder eine literarische Gabe und hält zugleich Heerschau über ihre Gefolgschaft. Und die ist stattlich genug, denn wir sehen in dem Buche so ziemlich alles vertreten, was in Deutsch-Österreich literarische Geltung besitzt. Das stattliche, sehr schmuck ausgestattete Jahrbuch enthält Beiträge von Adolf Pichler, Grasberger, E. Mariot, Kralik, Müller-Guttenbrunn, Poestion, M. v. Najmajer, Franz Wolff, L. Hörmann, Rollett, Rosegger, S. v. Khuenburg, A. Baumberg, Baronesse Falke, Guido List, Meinrad Sadil, Graf Stadion, Graf Coronini, Franz Keim, Cajetan Cerri und vielen anderen Autoren, die sämmtlich Mitglieder der Genossenschaft sind.

Diese Beiträge zerfallen in poetische, novellistische und literarhistorische und sind zum Theil sehr wertvoll. Einige derselben sind von ersten Künstlern illustriert worden. Den Beschluss des Buches bildet eine Art Chronik über die bisherige Entwickelung der Genossenschaft und das Verzeichnis ihrer Mitglieder, welches nahezu fünfhundert Namen umfasst.

Ein Mitglied des österreichischen Kaiserhauses, das sich hervorragend schriftstellerisch bethätigte, Herr Erzherzog Ludwig Salvator, steht an der Spitze der gründenden Mitglieder.

V.

„Illustriertes Conversations-Lexikon der Frau.“ (Berlin. Julius Becker.)

Für all die vielen, die nicht Zeit und Lust haben, nach dem von ihnen Gesuchten allerlei Druckschriften durchzustöbern, ist das neue „Illustrierte Conversations-Lexikon der Frau“ ein Schatzkästlein. Es gibt nichts, das für die Frau in irgend einer Weise interessant sein könnte, das hier fehlt! Er beschränkt sich nicht auf die Wirtschaft allein; in allgemein-verständlicher Art werden auch die hygienischen, medicinischen und juristischen Fragen, die volkswirtschaftlichen und beruflichen Themata ausführlich behandelt, wobei außer den reichsdeutschen auch die österreichischen und schweizerischen Zustände eingehende Berücksichtigung finden. Die uns vorliegende erste Lieferung zeigt, dass auch die Illustrationen völlig auf der Höhe der Zeit stehen.

V.

Schneiders Praktisches Gartenbuch. Gründliche Anweisung, sämmtliche Blumen, Gemüse, Obst- und Weinsorten, Fruchträucher 2c. mit Erfolg zu ziehen. Unter Berücksichtigung der für die Zimmercultur geeigneten Pflanzen. Zweite Auflage, neu bearbeitet von Friedrich Huck. (Oranienburg. Ed. Freyhoff.)

Wer an selbstgezogenem Gemüse, Blumen, Bäumen und Sträuchern seine Freude haben will, richte sich getrost nach den hier gegebenen Anweisungen, wir sind überzeugt, er wird es nicht bereuen.

V.

Büchereinlauf.

Erzbauern. Erzählungen von Heinrich Hansjacob. Mit Illustrationen von Hugo Engl. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Die Thalkönigin. Eine Geschichte von Hermine Villinger. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Zwei Prager Geschichten von Rainer Maria Rilke. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Das Trauringlein. Märchen in Versen von Anton Pfliegl. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

Boileau. Die Dichtkunst. Getreu übersetzt von Peter Lang. Mit Boileaus Bildnis. (Frankfurt a. M. Gebrüder Knauer.)

Gedichte und Lieder von Theodor Keller. (Achern. R. Bott.)

Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk. Zusammengestellt von Dr. L. Jakobowski. (Berlin. Liemann. 1899.)

Wiener Todtentanz. Gelegentliches über verstorbene Künstler und ihresgleichen von Ludwig Hevesi. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1899.)

Heinrich Schaumberger. Gedenkschrift zur Enthüllung des Schaumberger Denkmals in Neustadt (Coburg) von Wilhelm Rullmann. (Neustadt. Verlag des Localcomités. 1899.)

Anton Absenger, der Nestor der steirischen Tondichter, von Hans von der Sann. Verlag von Anton Absenger in Graz (V. Roßlmühlgasse 10), dem der ganze Reinertrag gewidmet ist.

Erziehungsaufgaben in unserer Zeit von Dr. Albert Wittstock. (Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei-A.-G. 1899.)

Deutsches Krankheitsnamenbuch von Dr. M. Höfler. (München. Piloty und Loehle. 1899.)

Menschenpflichten von O. v. Werther. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Blätter für Haus- und Kirchenmusik, herausgegeben von Professor Ernst Rabich. Dritter Jahrgang. (Langensalza. Hermann Beyer & Söhne.

Die Noth der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. Von Karl Marfels. (Berlin. J. Harrwitz Nachfolger.)

Die Socialdemokratie im baierischen Landtage 1893/99. Handbuch für Landtagswähler. Herausgegeben vom Landesvorstand der socialdemokratischen Partei Baierns. (Nürnberg. Wörlein & Comp. 1899.)

Prostitution und Staatsgewalt. Von Dr. Heinrich Severus. (Dresden. Konrad Weiske. 1899.

Der „Hausschatz moderner Kunst“, herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien, ist mit den soeben erschienenen Lieferungen XVIII, XIX und XX zum Abschlusse gelangt.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Acht Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie von Professor Dr. Blochmann. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Zwölf monatliche Bändchen. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Zehn historische Künstler-Postkarten. (Wien. Heim & Schuffel.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Zur jüngsten „Heimgarten“-Confiscation. Die wegen „Gotteslästerung“ und „Aufreizung gegen die katholische Kirche“ confiscierte Studie: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“ gründet sich auf die Evangelisten, und zwar besonders auf Matthäus 5. 27—28, 40—41; 6. 5—7, 25—34; 9. 10—15; 10. 14—15, 28, 35—38; 11. 19—24; 12. 6—7; 16. 23; 17. 16; 18. 3—5; 19. 17—26, 29—30; 21. 12, 31; 22. 18; 23. 3—7, 13—33; ferner Markus 3. 33—35; 10. 25; Lukas 6. 26; 7. 34; 8. 21; 9. 3, 41; 10. 10—12; 12. 4, 51—53; 14. 33; 17. 20—21; 18. 17; 20. 2—8, 46; 22. 12; Johannes 2. 3—4; 6. 61 u. s. w. Heimgärtners religiöses Glaubensbekenntnis findet sich ausführlich im zwanzigsten Jahrgang.

P. W. K., Graz: Lesen Sie „Heimgarten“, Juniheft 1896, das biblische Lebensbild: „Der Evangelist“, aus welchem sich der kleine chronologische Irrthum über Matthäus von selbst corrigiert.

G. F., Bozen: Dank für den schönen Spruch:

> Es sagt eine Welle zur andern:
> O wie schnell ist dieses Wandern!
> Darauf sagt die zweite zur dritten:
> Schnell gelebt ist schnell gelitten.

H. J., Wien: Der confiscierte kleine Aufsatz: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“ ist des Interesses, das er seines Schicksales wegen besonders in Deutschland erfahren hat, kaum wert. Er war nur eine flüchtige Skizze, außerdem nichts weniger als tendenziös gemeint.

J. i. Aufsig: Wir treffen uns in der Verehrung für Tolstoi. Größer, denn als Erzähler, ist er als Ethiker. Er ist ein Mann, der Muth hat, mit seiner einzigen Person einer ganzen Welt entgegenzutreten.

W. J., Wien: Meine Ansicht über die Ansichtskarte ist, daß sie die Correspondenz um das Fünffache vertheuert und das Zehnfache verflacht hat. Ich pflege die Vervielfältigung meines Bildes oder Bilder aus meinen Schriften auf Ansichtskarten nur zu Gunsten eines gemeinnützigen Zweckes zu gestatten. Die Karte im Görlitzer Verlag ist im Texte ganz mangelhaft, ohne mein Wissen und gegen meinen Willen hergestellt und verbreitet worden. Die Karte im Cillier Verlag des Fritz Rasch kommt dem Vereine Südmark zugute. Die Ansichtskarten, die der Verlag R. Neuber in Wien herstellen läßt, sind den Gemeindearmen von Krieglach tributpflichtig. Die bei J. Teutsch in Krieglach verlegten Karten werden ebenfalls einem wohlthätigen Zwecke dienen. Möge diese Art Nachahmung finden, damit der wunderliche Sport doch für etwas gut ist. R.

* Für unseres **Grasbergers Greterl** sind dem „Heimgarten“ bisher zugekommen von

Herrn Franz Goldhann	fl. 5·—
„ H. v. Schmid	„ 5.—
Ungenannt, Graz	„ 5.—
W. Rullmann	„ 5·—

Vom Mai bis October lautet **Roseggers Adresse:** Krieglach, Steiermark. Alle geschäftlichen Briefschaften, die den „Heimgarten“ betreffen, sind zu richten an die Verlagsbuchhandlung „Leykam“ in Graz, Stempfergasse 4.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Opfer des Herzens.

Von **Josef Wichner.**

Es gibt Leute genug, die haben kein Herz oder an Stelle des Herzens einen Stein in der Brust. Sie gleichen den Göttern Griechenlands, diesen großen Egoisten, von denen es heißt:

„In des Himmels seel'gen Höhen
Rühret sie nicht fremder Schmerz."

Fällt mir nicht ein, diesen irdischen Olympiern zu Dank zu reden, die den Todwunden gleichgiltig zwischen Jerusalem und Jericho liegen lassen, die gleich Heines Grenadier Weib und Kind betteln schicken, wenn sie hungrig sind, die ihren Thron auf Leichen errichten, an deren Ohr der Menschheit Ach und Wehe nur wie ferne Braudung tönt, die sie höchstens . . . in den Schlaf lullt.

Es gibt aber auch Leute, die *zuviel* Herz haben, also dass es mit dem Verstande durchgeht, wie das Ross mit dem Reiter, die, um ein Wortspiel zu gebrauchen, nicht nur päpstlicher als der Papst, sondern sogar göttlicher als Gott sein wollen, der ja doch nur befohlen hat: „Liebe deinen Nächsten *wie* dich selbst!" nicht aber: „Liebe ihn mehr als dich selbst!"

Solch übermäßige Liebe ist, wenn wir von heroischen Großthaten der Heiligen absehen, nicht selten . . . Schwäche. Wer so liebt, ist ein bedauernswertes Opfer seines eigenen Herzens; wer so geliebt wird, ist oder wird ein rücksichtsloser Egoist.

Man gestatte mir, dass ich einmal im Widerstreite zwischen Verstand und Herz für ersteren Partei ergreife und selbst die Liebe auf das richtige Maß zu beschränken suche.

Der gewöhnlichste Typus dieser Art Herzerweiterung ist der Mann, der niemandem etwas abschlagen kann, die „Allerweltswurzen", der Mann, dessen Herzensgüte jeder . . . missbraucht und . . . über dessen Schwäche jeder hinterrücks spöttelt und witzelt. Bei ihm ist Undank gewiss der Welt Lohn, und so würde ihn statt des ewigen „Ja" ein zeitgemäßes „Nein" vor manchem Leid bewahren.

Zu den Opfern des Herzens zähle ich sodann vorab alle jene Eltern, die ihren Kindern keine Bitte zu versagen vermögen, die an ihren Lieblingen alles, aber auch gar alles gut und schön und unendlich vollkommen finden und jedem mit . . . den Fingernägeln in die Augen fahren möchten, der an dem strahlenden Wunderkinde auch nur ein Schattenfleckchen zu erblicken sich erkühnt. Wir Lehrer wüssten wohl mehr als ein Lied von überzärtlichen Müttern zu singen; liegen wir ja beständig im Kampfe mit ihnen, die es durchaus nicht erfassen wollen, dass ihre Kinder auch Fehler haben, die in uns nur herzlose Tyrannen erblicken und hie und da . . . unklug genug sind, sogar ihre Kinder gegen uns aufzuhetzen und so das Werk einer zielbewussten Erziehung unmöglich zu machen. Erst jüngst sagte mir eine Dame, mit der ich mich über eine Erziehungsfrage verständigen wollte, in gereiztem Tone:

„Wir wünschen uns überhaupt keine Knaben, da wir die Professoren zu sehr fürchten müssen!"

Das Volk pflegt solch übergroße Liebe etwas unzart „Affenliebe" zu nennen, und damit ist sie eigentlich gerichtet.

Ich habe einmal in eben diesem Jahrbuche (19. Jahrgang, S. 481 ff.) ernste Worte über Kindesundank gesprochen; die Gerechtigkeit fordert, dass ich hier betone: wenn Kinder „Elternmörder" sind, müssen die Eltern in den meisten Fällen an ihre Brust schlagen und seufzen: „Mea culpa!" „Wie man den Baum zieht, so wächst er", ist auch ein Wahrwort, und . . . zu viel Herz der Eltern tödtet die Herzen der Kinder!

Es gibt aber auch der Fälle nicht wenige, wo selbst die Kinder ihren Eltern gegenüber oder Geschwister unter einander . . . zuviel Herz haben und so, ohne sich und den Ihrigen zu nützen, Opfer ihres Herzens werden.

Ehedem opferten fromme Eltern das eine oder andere ihrer Kinder, da diese noch in den Windeln lagen, dem Herrn, oder weniger fromme

Eltern verlobten ihre Säuglinge . . . wer zählt wohl die Opfer solch unseligen Wahnes?!

Dergleichen elterliche „Vorsorge“ hat nun in unseren aufgeklärten Zeiten gottlob! aufgehört; aber der moralische Zwang, der die Kinder das werden läßt, was die Eltern wünschen, schafft auch heute noch tausend verfehlte Existenzen. Oder kennt z. B. ein kindlich gläubiges Bauernweiblein ein anderes Ideal als das des Priesters? Hat es einen anderen Wunsch als den, daß ihr Sepp, der am Gymnasium studiert, Geistlicher werde, im flimmernden Goldgewande die heilige Messe lese und bei der Primiz schon die Seelen aller verstorbenen Verwandten aus dem Fegefeuer erlöse? Es bekreuzt sich förmlich, wenn der begabte Jüngling sich schüchtern vernehmen läßt, er habe gewiß alle Achtung vor dem Priesterstande, aber er fürchte, er passe nicht dazu . . . ein Doctor zu werden, dazu hätte er gar so große Lust. Ist nun der Sepp ein, sagen wir, ein zu guter Sohn, kann er es nicht übers Herz bringen, der geliebten Mutter den heißesten Wunsch ihres Lebens abzuschlagen und alle ihre süßen Hoffnungen zu vernichten, nun, so . . . so wird er Priester, und damit ist vielleicht sein Unglück und auch das der Mutter besiegelt.

Ich kannte einen unglücklichen Priester — Gott hat ihn schon längst erlöst — der hatte ohne inneren Beruf, nur den Eltern zuliebe, ihrem Drängen nachgebend, die Weihen genommen. Am Primiztage hatte er seinen ersten — Rausch, und als die entsetzte Mutter ihn zur Rede stellte, lallte er:

„Mutter . . . Ihr habt durchaus einen Geistlichen haben wollen . . . jetzt habt Ihr einen!“

Und wie Mütter oft unglückliche Priester machen, so . . . verkuppeln sie, in der besten Absicht natürlich, oft ihre Kinder und stiften Ehen, die . . . der Teufel gesegnet hat!

Man vergesse doch nicht: auch Eltern, auch Mütter können irren. „Wünsche der Eltern soll man achten, man muß sie nicht befolgen“, sagt Karl Domanig in seinem Romane „Die Fremden“, gewiß auch in religiösen Kreisen ein unverdächtiger Zeuge.

Aber die Wünsche eines Sterbenden? Diese gelten unter Leuten, die ein Herz haben, vielfach geradezu als ein heiliges Vermächtnis, ja selbst verkommene Naturen zeigen hierin manchmal ein Zartgefühl, das man nach ihrem sonstigen Lebenswandel nicht bei ihnen suchen würde.

Der Gattenmörder Neubauer, der vor kurzem sein Weib auf geradezu viehische Weise getödtet hat, erzählte dem Gendarmen, der ihn gefangen nahm und dem Richter überlieferte, er habe seine Frau als Witwe kennen gelernt und auf Wunsch seiner sterbenden Mutter geheiratet, da er dieser die letzte Bitte nicht habe abschlagen wollen! Wäre es nicht besser gewesen, wenn der Mann sich widersetzlich erwiesen, ja wenn er sogar das der Mutter gegebene Wort gebrochen hätte?

Es gibt bei Sterbenden auch einen Egoismus der Liebe, der nur sich, nicht aber das Glück der Überlebenden bedenkt.

Der Gatte hat der Erwählten seines Herzens Treue geschworen, „bis der Tod uns scheidet“; die sterbende junge Frau ist damit nicht zufrieden, sie will ihn auch im Jenseits ganz allein besitzen, obschon dort nach dem Zeugnisse der Schrift (Lukas 20, 35) keine Hochzeiten mehr stattfinden und keine Liebespaare mehr in Jasminlauben girren. „Schwöre mir“, seufzt sie, „dass du nie, nie wieder heiraten wirst!“ Nun, ich dächte, es kommt oft genug vor, dass die Liebe des Überlebenden auch übers Grab hinaus dauert, dass der Mann den Rest des Lebens nur der Erinnerung an die Geschiedene weiht; wozu aber ein Schwur, wenn die augenblicks so dunkle Gegenwart sich in lichte Zukunft verwandeln könnte, wenn der vereinsamte Mann des Trostes bedarf oder wenn Kinder nach einer Mutter schreien?

Was sagte Dorotheas erster Bräutigam, da er von der Geliebten schied, um für die Menschenrechte in den Tod zu gehen?

Aber soll es nicht sein, dass je wir, aus diesen Gefahren
Glücklich entronnen, uns einst mit Freuden wieder umfangen,
O, so erhalte mein schwebendes Bild vor deinen Gedanken,
Dass du mit gleichem Muthe zu Glück und Unglück bereit seist!
Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann dir das Schicksal bereitet!“

Hätte der wackere Jüngling edler gehandelt, wenn er die Braut durch einen Schwur zur Ehelosigkeit und Altjungfernherrlichkeit gezwungen und ihr Lebensglück zerstört hätte?

Ich kenne einen Mann, der ließ sich, ehe er in den männermordenden Kampf zog, von seiner Gattin scheiden. Er hätte sie ebenso ewige Liebe und Treue schwören lassen können, wie es die Romanliebespaare machen; er aber war auch in der Liebe ein Held, er verlangte nicht das Opfer eines Lebens, er gab die Frau auch für den Fall frei, dass er . . . bloß vermisst würde. Der Mann heißt Fridtjof Nansen; das Schlachtfeld liegt am Todespole, in Nacht und Eis.

Der Leser beurtheile dagegen folgenden Fall!

Zwei Schwestern, Anna und Marie mögen sie heißen, liebten sich zärtlich. Anna war verheiratet und Mutter zweier Kinder; Marie hatte sich mit einem braven Beamten verlobt und sah einer beseligenden Zukunft entgegen. Da erkrankte Anna, der Arzt war dem tückischen Leiden gegenüber ohnmächtig, der gebrochene Gatte, die weinenden Kinder, die treue Pflegerin Marie umstanden das Sterbebett. Da schlug die Sterbende nochmals die Augen auf und sprach mit flehender Stimme:

„Wisst ihr, warum mir das Scheiden gar so schwer fällt? Der Schmerz um dich, mein Karl, und um die armen Waisen lässt mich nicht von hinnen gehen. Marie, ich bitte, ich beschwöre dich, verlass meinen Mann, verlass meine Kinder nicht!“

Und mit dem Aufwande der letzten Kraft ergriff sie die Rechte ihres Mannes und die ihrer Schwester und legte beide ineinander, und wie sie sah, daſs die Hände sich nicht trennten, sank sie mit einem Lächeln in die Kissen zurück und verschied.

So wurde Marie das Opfer ihres guten Herzens. Sie entsagte, um den Willen der geschiedenen Schwester zu erfüllen, dem Manne ihrer freien Wahl, sie verband sich am Altare mit dem Manne, für den sie wohl Achtung, nicht aber Liebe fühlte, sie war den Kindern eine liebevolle Mutter, und doch . . . . und doch . . . ein verfehltes Leben, noch mehr verbittert durch die Gewiſsheit, daſs ihr ehemaliger Bräutigam den Schlag nicht verwinden konnte, daſs er ein einsames, vergrämtes Hagestolzenleben führte.

„Aber", mag da der zart fühlende Leser mit Recht fragen, „was soll ich thun, wenn der so unendlich schmerzliche Blick der dem Tode verfallenen geliebten Person auf mich gerichtet ist und der bleiche Mund die letzte . . . letzte Bitte stammelt? Wie könnte ich so grausam sein, auch wenn es mich das schwerste Opfer kosten würde, ein herzloſes „Nein" auszusprechen?!"

Ich dächte, diese Frage ließe sich nur durch eine ruhige, vorurtheilsfreie Betrachtung der jeweils gegebenen Verhältnisse beantworten.

Für mich und gewiſs auch für jeden Arzt und für jeden erfahrenen Seelsorger ist es eine unumstößliche Thatsache, daſs der Geist eines Sterbenden, seltene, wunderbare Ausnahmen abgerechnet, nicht frei ist, sondern unter dem Leiden des Körpers gleichfalls leidet. Der Verfall des Leibes, der andauernde Schmerz, die Schlaflosigkeit, die Angst vor dem Tode und der Gedanke an das Geschick der Hinterbleibenden beeinflussen ihn in dem Maße, daſs er nicht vollkommen zurechnungsfähig ist. Man bedenke nur, daſs selbst ein quälender Zahnschmerz, ein stechender Kopfschmerz das klare Denken behindert und zu den tollsten Streichen verlockt. Und die Unglückschronik erzählt täglich von Selbstmorden eines unerträglichen oder unheilbaren Leidens halber; wer wäre so grausam, bei diesen Selbstmördern die Sinnesverwirrung auszuschließen und sie mit kirchlichen Strafen zu belegen?

Wem aber das klare Denken getrübt, die Zurechnungsfähigkeit vermindert ist, wie sollte der über die Zukunft der ihm nahestehenden Personen entscheiden können, wie sollte es unter allen Umständen eine heilige Pflicht sein, seinen Wunsch zu erfüllen, auch dann zu erfüllen, wenn daraus nur Unheil entstehen würde?

Es liegt demnach außer allem Zweifel, daſs man auch die Wünsche der Sterbenden nicht schlechterdings befolgen muſs . . . unter Umständen selbst dann nicht, wenn man, um die geängstigte, gequälte Seele zu beruhigen, eine Zusage gegeben hat. Hat es doch mit solchen Zusagen

eine ähnliche Bewandtnis, wie mit denen des Arztes und des Priesters: sie sind Beruhigungsmittel und verlieren ihre Verbindlichkeit mit der physischen oder moralischen Unmöglichkeit der Ausführung. Es fällt keinem Arzte bei, einem schwer Kranken, der plötzlich von unbezwingbarer Reiselust erfasst wird, der Wahrheit gemäß zu erklären, dass von einer Reise in die Alpen keine Rede sein könne, dieweil der Tod in höchstens acht Tagen seine Rechte geltend machen werde, und der Priester, der die letzte Wegzehrung reicht, weiß gar trostreich zu berichten, es seien schon viele auf den Empfang der Sacramente hin wieder gesund geworden: er spricht vom Gesundwerden, auch wenn er weiß, dass das Lebenslichtlein nur noch etliche Stunden flackern und dann erlöschen wird. Sollte einmal ein Sterbender mir gegenüber sich äußern, er finde keine Ruhe, wenn ich ihm nicht verspreche, nach seinem Tode den Chimborasso zu besteigen, so würde ich mit der Zusage nicht zögern, dem exotischen Berge aber würde ich desungeachtet auf etliche tausend Meilen ferne bleiben.

Man möge mich aber nicht missverstehen! Ich will nicht dem Leichtsinne, der gerne alles verspricht und nichts hält, Vorschub leisten, sondern ich möchte nur allzu ängstliche Gemüther, die in ihrer grenzenlosen Güte oft Opfer ihres Herzens werden, vor unnützer Selbstaufopferung bewahren. Die hochwichtige Angelegenheit, um die es sich hier handelt, will immer mit sittlichem Ernste behandelt werden; aber die Erfüllung eines einem Sterbenden gegebenen Versprechens wird nicht mit dem unter dem Drucke eines moralischen Zwanges stehenden Augenblicke zur Pflicht, sondern erst mit der nachherigen aus reiflicher, und ruhiger Überlegung hervorgegangenen freien Entschließung.

Könnte der von allen Erdenfesseln freie Geist des Verklärten noch aus dem Jenseits herüber mit uns verkehren, so würde er uns wohl selber eines Versprechens entbinden, das unter Umständen unser Lebensglück vernichten würde. Ist diese Annahme begründet, so entbinde man sich selber, und der bedauernswerten Opfer des Herzens würden dann weniger werden.

Der Jäger David.

Eine Gestalt aus dem Alpenvolke von **Peter Rosegger.**

Wir sitzen im freundlichen Gemach und lesen die Geschichte zur Kurzweil.

Ihnen kommt die Sache gar nicht kurzweilig vor, dort oben auf dem Berghang. Es ist im heißen Brachmonat, und von oben herab schaut die Sonne zu und von der Seite her der Großknecht; da heißt es wacker Hand anlegen, und zu der Hitze, die schon da ist, machen sie noch eine größere. Mitten im Feuer arbeiten sie herum und ein Fremder, der unten des Weges zieht, schlägt hell die Hände zusammen, ob des schauderhaften Waldbrandes, der da oben wüthet.

Gott Lob, es ist kein Waldbrand. Vor Monaten noch war der Berghang mit Weidengestrüppe und Haselgesträuche so dicht bewachsen, daſs kein Rind und kein Schaf konnte wandeln, daſs nur der Fuchs und das Wiesel und der Marder und manch ander Raubthier darin konnte hausen. Das war kein Wald und kein Feld und keine Weide, das war ein unwirtsamer Boden, für den aber doch Steuer gezahlt werden muſste jegliches Jahr.

Da hat nun der Landmann das Gesträuche niederhauen lassen der Reihe nach; die schönsten Haselnuſsbäume sind gefallen, die prächtigsten Weißbirken wurden gestürzt; nur die hohen Lärchenstämme, schon älter, denn der älteste Mann im Thale, und doch immer noch grün, nur diese haben das Vorrecht und blieben stehen, als alles, Stamm um Stamm, Zweig um Zweig, ringsum fiel. Und nun kam die Sonne und welkte und dörrte das umgehauene Gesträuche, und als die Blätter roth und abgefallen waren, da kam des Bauers Gesinde mit dem Feuer. Die junge Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, die schon manches Grünfrische hat entzündet, derentwillen alle jungen Herzen der Gegend brannten, die männlichen aus Lieb', die weiblichen aus Haſs und Neid; derentwillen ein alter Mann sich verzehrte in stiller Sehnsucht, die der Leute Meinung nach nicht mehr Liebe, auch nicht Freundschaft heißen konnte, für die alle Sprachen der Welt keinen Namen haben sollten. — Die junge Zilli hat nun das Feuer gelegt an das sich weithinbreitende Gesträuche, und die Flammen züngelten auf und

mehrten sich und hüpften von Strupp zu Strupp, und den ganzen Hang hinan leckte die Feuerlohe, und die hohen hellgrünen Kegel der Lärchen ragten über dem unsteten Meer der Flammen und des Rauches.

Weithin ist das Feuer sichtbar, und man weiß es schon allerorts, das ist ein „Brandbrennen", wie es in der Gegend gebräuchlich, um das nutzlose Gesträuche zu vertilgen, dadurch die Baum- und Grasswurzeln des Grundes zu tödten, auf diese Weise den Boden mit Asche zu düngen und so ein fruchtbares Kornfeld daraus zu bereiten.

Die jungen Mannsleute in der Gegend gucken aber doch auf den Brand hin, als auf etwas Besonderes. Sie wissen es eben, dort arbeitet die Zilli mit dem Feuerhaken. Das ist eine liebe, eine herzliebe Maid, aber ausgelacht hat sie noch einen jeden, der ihr das gesagt hat. Sie mag keinen von den jungen Burschen — gar keinen — sie sind alle so gottsträflich schlimm. Sie hat vor ihnen an Werktagen keine Ruhe, da zupfen sie ihr allweg die losen Fäden aus der Joppe; sie hat auf dem Kirchweg keine Ruhe, da schwätzen sie ihr fortan unsinnig Zeug vor und rauchen ihr unter die Nase; sie hat im Kirchenstuhl keine Ruhe, da gaffen sie alle an, just, als wär' sie der Hochaltar; und das schiert sie, die Zilli, das bringt sie letztlich selber aus der Andacht. Und endlich, was schon gar das Allerärgste ist, die Zilli hat auch in den lieben Nächten, die für einen armen Dienstboten doch nur einzig und allein zum Ausrasten da sind — sie hat auch in den Nächten keine Ruhe. Vor dem Hause bleiben sie stehen und singen oder pfeifen, an ihr Fensterlein klopfen sie mit dem Fingerknöchel. „Was sie nur fortweg wollen von mir", meint die Zilli, „ich bin ja doch gar nicht unterhaltsam. Mein Gott, es ist ein rechtes Unglück, wenn man ein bissel sauber ist."

Da ist in der Gegend ein alter Jägersmann, der nichts mehr trifft, der schon die Pension und eine große Glatze hat, aber wohl den grünen Federhut darüber und stets die Büchse am Rücken. Der Mann war ein seltsamer Jäger, er hatte sein Lebtag kein Mädel leiden mögen. — „Die Weibsleute wollen, man sollt' fortan daheim bleiben in der Höhlen. Da sollt einer sitzen am Rocken und mit ihnen schwätzen, und von der Pürsch verstehen sie gar nichts. Kommt man mal spät heim, so flennen sie und machen das Pulver nass. Und früh morgens verschläft man die Hahnenbalz; — nein, ein Weib ist nichts für den Jäger, gescheiter: Speck und Branntwein." — So hat's der Jäger David gesagt und gehalten. Und siehe, wie er nun alt wird, da — es ist sonderbar zu erzählen und schwer zu glauben — da sieht er die Zilli mit den schwarzen Augen und dem rothen Haar, und die junge Maid, die heute das Gestrüppe des Hanges hat in den Brand gesteckt, wirft, ohne dass sie es ahnt, Feuer in sein Pulverhorn. Seiner Tag

hat er einen guten Appetit und einen guten gesunden Schlaf gehabt, jetzund aber ist's vorbei. 's ist ein Fiebern und Herzklopfen in ihm; aber zum Bader mag er nicht gehen, eher geht er zur Dienstmagd Zilli, dass sie ihm den Zustand abbete. Die Zilli kann ihn leiden; als er sie noch auf den Armen getragen, hat sie ihm schon den grauen Schnurrbart gezupft. — „Jesus, ich kann mich nimmer bewahren!" hat der Jäger einmal gerufen, „Zilli, du bist vierzig Jahr zu spät auf die Welt gekommen."

„Allzufrüh bin ich da", antwortete das Mädchen, „so ein Findelkind wie ich, sollt' erst am jüngsten Tag anrücken. Ich steh' da, wie ein Zaunpfahl an der Straßen; jeder meint, er kann mich zum Stecken nehmen."

Seitdem hatte der Jäger schon gar keinen innern Frieden mehr. Ein einzigmal seiner Tage hatte er im Frühjahr aus Unvorsicht eine Rehgeis geschossen, aber damals war er trotzdem nicht in der Verzweiflung, in welcher er jetzt sich fand. „Letztlich hab' ich das Malheur und bin durch und durch in sie verbrennt. Was doch alles über einen kommen kann noch in den alten Tagen!"

Jahr und Tag hielt er's aus; Pulver nahm er löffelweis ein; das sollte kühlen. — Aber es wurde nimmer besser. Die jungen Burschen machten sich mittlerweile an Zilli, sauber gewachsene Leute; aber sie hielt's mit keinem. „Vorwitzig Liebschaft treiben, das mag ich nicht", war ihr Wort, „kommt dabei nichts Redliches heraus."

„Ja, hättest unter den hübschen Mädchen just du allein kein Herz?" hatte ihr einmal der Krämerssohn, der Student, gesagt.

„Herz?" antwortete das Mädchen lachend, „freilich nicht, und darum red' ich von der Leber weg."

Mit dem Urlauber Hans machte sie es besonders wacker. Der fand sich eines Sonntags nachmittag in ihrer Kammer ein, als sie nähte, setzte sich an ihre Seite, fieng zu schwätzen an, fädelte ihr die Nadeln ein und wollte ihr schließlich durchaus einen Kuss geben. Da erwischte das Mädchen in der Nothwehr die Schere und mit einem kecken Schnitt war sein ganzer Schnurrbart weg, auf der linken Seite. Brummend musste der Hanns nun auch den Rest des verstümmelten Bärtchens entfernen, und als er gleich darauf zum Einrücken kam, erhielt er wegen „formwidriger Adjustierung" achtundvierzig Stunden Arrest.

Das beiläufig war die Vergangenheit des Mädchens, welches heute mitten in Rauch und Flammen stand und das Feuer schürte und nährte. Der Schweiß rann ihr von der Stirne, mancher Funke flog ihr ins Gesicht; sie achtete ihn nicht, der Durst brannte empfindlicher. Es war aber kein Wasser weit und breit, und bis zur Vespermilch waren noch viele Stunden.

Plötzlich drang ein Winseln aus dem rauchenden Strauchwerk; ein Kaninchen war in seinem Verstecke überrascht worden und wußte nun keinen Ausweg aus dem Verderben.

„Du armes Närrchen!“ rief die Zilli, „glaub' es nicht, daß du das Fegefeuer hättest verdient. Hast etwan doch einmal dein Männlein gebissen? thust es nimmer, so soll's dir vergessen sein und ich will dich in Gnaden erlösen.“ Sie fieng das Thierchen hervor und trug es aus dem Brandfelde bis zum Wald hinan. Der Großknecht sah's und polterte über die Dirn, die Narretheien treibe, statt auf ihre Arbeit zu sehen. Aber der Jäger David sah's auch; er lugte vom Walde herüber; und endlich kam er mit einem Hut voll frischen Wassers, das er weit in der Brombeerschlucht geholt hatte, zu den Arbeitern heran und fragte die Zilli, ob sie etwan trinken wolle. „Will ihr's reichen“, sagte der Großknecht, und der Jäger übergab ihm den Hut, daß er diesen durch das Gestrüppe dem Mädchen hinüberlange. Aber anstatt das zu thun, setzte der Großknecht den Hut an seinen eigenen Mund und trank ihn aus bis auf den letzten Tropfen und sagte: „Vergeltsgott, Jäger!“

Die Zilli arbeitete weiter, sie sah nicht auf, sie mußte Rauch schlucken in ihre durstige Kehle. Und als endlich der Tag zur Neige gieng und das Brandfeld schier zu Rande gelodert hatte, daß sich nur mehr ein kohlschwarzer Fleck breitete über den Berghang, da giengen die Arbeiter davon. Nur der Zilli, dem Findelkinde, das zum Beschwerlichen überall vorangeschoben und zum Erquicklichen stets hinterdrein gezogen wurde, gab der Großknecht noch den Befehl, den Rest des Feuers auseinander zu hacken und zu zerstören, damit es in der Nacht nicht weitergreifen könne gegen den Wald hin.

Und als nun Zilli diese Arbeit gewissenhaft vollbracht und den letzten Funken, der schon im Abenddunkel leuchtete, mit einem Fußtritt getödtet hatte, trat plötzlich der alte Jäger aus dem Walde.

„Bin ein friedsamer Mensch“, sagte er, „aber euren Großknecht, den hätt' ich heut' mögen zu Boden tauchen . . . . dir dein bluteigen Trinkwasser vor dem Mund wegzuschnappen! Ein Wildschütz ist nicht so schlecht, bei meiner Seel'!“

„Er ist halt durstig gewesen“, entgegnete das Mädchen, „und der Herrgott läßt das Wasser für alle rinnen.“

„Aber nicht hertragen!“ fuhr der Alte drein, „dir ist's vermeint gewesen und dich mag ich nicht durstig sehen. Schau mich an, wie ich da steh', hast du mich zum Narren gemacht. Sechzig Jahr ist keine Kleinigkeit mehr, aber alt, nein, alt bin ich nicht. Gleichwohl ist's eine Sünd', daß ich's denk'; 's laufen dir so viele junge Leut' herum. Auch ältere, wie ich bin, können noch Narren werden; ich bin frisch, kernfrisch, mein Lebtag hab' ich kein Mädel angeschaut, denn Jäger dürfen keine

Weibsleute haben — heißt das . . . . Du schaust mich groß an und du lachst mich brav aus. Und recht hast, ich bin schon gar verrückt. Mädel, 's ist toll, wie ich dich gern hab'!"

Wild herausgestoßen hatte er die Worte; Zilli schwieg, sie sah zu Boden, schleifte mit dem Fuß, als müsse sie noch einen Funken zertreten.

„Auch ich bin Ihm nicht feind, Jäger — gar nicht", lispelte sie.

„Hab's ja gewußt!" schrie der alte Weidmann, „und das ist die Noth und das ist die Pein, und sie werden mich noch in den Narrenthurm stecken."

„Wesweg?" fragte Zilli und blickte mit ihren großen schwarzen Augen auf, „ist es denn gar so närrisch, wenn mich einer gern hat?"

„Das ist gescheit; aber wenn mich eine gern hätt', das wär' eine Narrheit!" rief der David.

„Ich seh's jetzt schon", versetzte das Mädchen halblaut, „gern haben wir uns allzwei, und ein wenig närrisch sind wir allzwei — was meint der Jäger, wenn wir thäten zusammenheiraten?"

Hat er das Mädchen genommen und zu seiner Brust empor gerissen — mit starken Armen, mit junger Kraft.

— Geheiratet ist worden, der Mann hat sich wieder anstellen lassen als Jäger, hat Keruschüsse gethan, wie voreinst in seinen Dreißigerjahren. Und die Zilli ist ein prächtig Weibchen und eine vortreffliche Hausfrau; und übers Jahr, da auf dem Brandfeld des Berghanges unter den grünen Lärchen das Korn die reifen, schweren Ähren wiegt — was geschieht? kommen zwei muntere Weiber vom Jägerhaus herab, tragen ein Büblein zur Taufe.

Aus unserem Dorfe.

Gedichte von Erna Viereck.

I.

Gewiß, du mußt ihn nehmen,
Bedenke bloß — das Kind!
Er ist wohl auch nicht schlimmer
Als alle Männer sind."

Sie hört der Eltern Rede
Und schickt sich folgsam drein.
„So wird doch mein blondes Annchen
Kein Kind der Schande sein."

Nun ist sie in allen Ehren
Sein angetrautes Weib,
Ihm aber blieb Krug und Karte
Der liebste Zeitvertreib.

Und kommt er nachts nach Hause,
Den Kopf vom Weine schwer,
Und schlägt sie mit derben Fäusten
. . . Von Schande spricht keiner mehr.

II.

Die Mutter gab's nicht zu, sie durfte ihn nicht nehmen.
„Viel besser Thränen und ein bißchen Sehnen,
Als Leid für's Leben. Höre doch auf mich!
Zehn and're werben sicher noch um dich!

Die kamen auch. Doch sie, sie mochte keinen,
Und dachte Tag und Nacht nur an den Einen.
Wo er wohl weile, wie es um ihn stand,
Weshalb kein Gruß den Weg mehr zu ihr fand.

Nach Jahren war's, in einem Nachbarort.
Sie weilt als Gast zum Kirchweihfeste dort,
Bei ihrer Bas'. Ein bärtiger Gesell
Steht, Gaben heischend, auf der Thüren-Schwell'.

Das Haar verwirrt, zerrissen das Gewand,
Die Schnapsbouteille in der schmutz'gen Hand.
Ein eckler Säufer und — derselbe Mann,
Der es dem jungen Ding einst angethan.

„Wie gut die Mutter es mit dir gemeint,
Und um den Menschen hast du so geweint.
Dank deinem Herrgott für dein glücklich Los."
Sie sieht die Base an, und nickt dann blos.

„Der Lump!" schreit sie, todtbleich ist ihr Gesicht,
„Wär' ich sein Weib, gewiss, er wär' es nicht!"

III.

Ein Jäger war er, und so brav wie keiner.
Einst zog er aus, wie's Leben frisch, gesund,
Und kehrt nicht wieder, bis zur selb'gen Stund'.

Man fand den Hut, von seinem Blut durchtränkt,
Den Stutzen auch. Die Kugel noch im Lauf.
Vom Burschen nichts. Bald gab man 's Suchen auf.

Ein Jägertod, wie hundert ihn schon starben.
Der alte Pfarrherr gieng zur Mutter hin,
Sprach warmen Trost, im echten Christensinn.

„Mein Sohn, mein Sohn", schluchzt laut das Mütterlein.
„Wo mag mein Kind verscharrt, vergraben sein?
In ungeweihtes Land hat man 's gesenkt,
Das ist's, Hochwürden, was so schwer mich kränkt.

Da spricht der Greis mit zürnendem Gesicht:
„Um Gott, Frau Lene, also lästert nicht!
Da, wo ein redlich Herz die Ruhe fand,
Dort ist fürwahr allzeit geweihtes Land."

Ein verhängnisvolles Laster unseres Volkes.

Warum denn nicht? Wir leben ja im Mittelalter.

Da wird jetzt wieder hin- und hergestritten über religiöse Theorien und kirchliche Dogmen, ob katholisch, ob protestantisch, als ob das Seelenheil davon abhienge. Oder zum mindesten die Nation. Beides ist nicht der Fall. Das Seelenheil hat niemals allein von einem Bekenntnisse abgehangen. Dazu gehört etwas mehr. Und dieweilen jetzt in Zeitungen, auf Redetribünen und Kanzeln, sogar auch in Privathäusern eine Art Glaubenskampf wüthet, verkommt das Volk da draußen moralisch und physisch. Nur immer der Glauben wird gepredigt, — das christliche Leben aber, die Sittlichkeit? — damit sieht's traurig aus. Da prahlen sie mit den „guten Katholiken", weil an Sonn- und Feiertagen mancherorts die Kirchen voll sind. Ganz schön, vormittags sind die Kirchen voll, nachmittags die Wirtshäuser. Und noch erklecklich mehr dieser Namenchristen gehen nachmittags ins Wirtshaus, als vormittags in die Kirche. Und von fünf Zechern sind mindestens drei besoffen.

Die braven Landleute, das liebe Volk der Berge, die man nach ihrem alten Schlag so oft gepriesen hat: die heutigen machen keine große Ehre mehr. Das Wort Marasmus liegt mir auf der Zunge. Wenn es auch noch nicht ganz so weit ist, aber daſs unser Landvolk moralisch und physisch niedergeht, das wird niemand mehr leugnen können. Zuerst verlottert es wirtschaftlich, dann sittlich, und zuletzt körperlich. Es ist nicht mehr lustig, an Sonntagen über Land zu gehen. In früheren Zeiten war das freilich schön. Jüngere Leute sind in freien Weiten herumgegangen, haben heitere Lieder gesungen, muntere Spiele getrieben, an einander ihre Körperkraft geübt, wobei es zwar nicht allemal sehr glimpflich abgegangen ist, es hat bisweilen etwas Übermuth gegeben, aber keine weitere Feindschaft. Ältere Leute haben beschaulicher Sonntagsruhe gepflegt, in einem christlichen Buche gelesen oder sich der grünenden Wiesen und reifenden Felder gefreut. Heute muſs man suchen, um derlei Idyllen zu finden. Hingegen stößt man auf Schritt und Tritt auf Besoffene, Unfläthige, auf schamlose Liebespaare. Der Bauer sieht, daſs das Sparen nichts mehr hilft, und trinkt. Er trinkt, um das Elend des Tages zu betäuben, um die Gedanken an eine trostlose Zukunft zu verscheuchen. Der Knecht, der Geselle, der Arbeiter hat gehört, daſs der Mensch ohnehin nur einmal lebt, daſs später so wie so der große Trumpf kommt, da wäre es schon gar dumm, sich selber die Schnauze zu verbinden, solange noch etwas in der Krippe ist — er trinkt. Er trinkt, er schwelgt, er hurt — wer schert sich d'rum, was später kommt! Jeder weiß es, daſs morgen Katzenjammer kommt, Unheil, Noth oft fürs ganze Leben. Aber sie sind zu schwach, um sich was versagen zu können; sie sind moralisch so entkräftet, daſs sie sich von dem erstbesten Gelüste in den Sumpf werfen lassen. Sie haben keine Stärke und kein Licht mehr.

Trostlos sieht es da in den Wirtshäusern aus. Weindunst, Tabaksdampf, wüstes, sinnloses Geschrei, geile Reden und Geberden zwischen beiderlei Geschlechtern, Zank und Zorn und Raufgier um nichts.

Wenn man von solchem Treiben angeekelt hinausgeht in den Hof und das liebe Vieh sieht, so bittet man diesem ab, es je einmal hinter den Menschen zurückgesetzt zu haben. Und der Wirt mitten in seiner Hexenküche! Er hat's nicht über sich gebracht, den Gästen rechtzeitig das Alkoholgift einzustellen. Die Habsucht hat ihn zum bewuſsten Giftmischer gemacht. Nun hat er die Bescherung. Er vermag die stieren, wahnwitzigen, gewaltthätigen Gesellen nicht zu bändigen, seine Zechstube ist ein Irrenhaus geworden, voll von Tobsüchtigen. Vielleicht lärmt er selber mit im Rausche, oder weil man mit den Wölfen heulen muſs. Vielleicht sucht er mit List die Vollen hinauszuschaffen; die noch nicht ganz Vollen trachtet er lieber festzuhalten, bis auch ihr Bauch voll und ihr Säckel leer geworden ist. Ein Wirt dieser Sorte verdient sein Schicksal, denn früher oder später

geht er als Lump mit den Lumpen zugrunde. Die Beispiele hiefür mehren sich von Jahr zu Jahr, die Trunksucht nimmt auf dem Dorfe erschreckend überhand. Es gibt Gegenden, die an Sonntagen geradezu unsicher sind, wimmelnd von Besoffenen. Und da will man jetzt noch bei den Bauern die Brantweinbrennersteuer abschaffen! Wollt ihr die ekelhaften Erscheinungen denn noch mehr begünstigen?

Wo gäbe es etwas Widerlicheres, als einen vollgesoffenen Menschen, auf der Erde sich in Krämpfen windend, wenn seine eigene Natur sich wider ihn empört und ihn platzen machen möchte aus Wuth darüber, dass er sie entehrt hat! Das sind die Gestalten auf der Straße und neben derselben, wenn du am Sonntag durch das schöne Land gehst. Der Halbcretin ist ein Weiser, im Vergleiche zu dem im Rausche lallenden Schwätzer, der sich mit seiner Kraft prahlt, während er in den Straßengraben taumelt, der rülpsend immer das eine cynische Wort wiederholt, weil ihm das zweite nicht mehr einfällt. Grunzend wie ein Schwein überlässt er sich unzüchtigen Vorstellungen, nur noch einen Willen bekundend, aber zu ohnmächtig, um ihn auszuführen.

Ein vergifteter Mensch! Ein unter Obhut des Staates systematisch zum Thiere vergifteter Mensch!

Der Staat lässt kein öffentliches Ärgernis gelten, er bestraft den Verführer, den Majestätsbeleidiger, den Gotteslästerer, er bestraft den Selbstschänder und Selbstverstümmler, aber den Besoffenen, in dem sich alle diese Laster vereint zeigen, bestraft er nicht. Was muss doch die Besoffenheit für eine heilige Sache sein, dass sie alles heiligt, alles erlaubt, wenigstens alles entschuldigt, was unter ihrer Fahne geschieht! Wahrlich, es gibt gewisse Satzungen, die selber im Rausche entstanden zu sein scheinen.

Ich würde in Hinblick auf obige Erscheinungen den Alkohol unter die Gifte der Apotheke stellen, die wohl als Medicin oder Erfrischung angewendet werden dürfen, als Genussmittel aber verboten sind. Willst du das nicht, Staat? Hast du auch sonst kein Mittel, dem abscheulichen Laster zu steuern? Dann werden dir die Geschlechter der Nüchternen, die übrig bleiben, einst einen ungeheuerlichen Vorwurf zu machen haben. Sie werden sagen: der Hausherr hat seine Schützlinge verkommen lassen. — Bin nicht sicher, ob du mir wegen dieser kecken Worte nicht die Schrift wegnimmst. Aber schau, es ist zu unerhört, und wer noch ein bischen Liebe für Staat und Volk hat und sehen muss, wie abscheulich gewisse Krebsschäden, voraus der der Trunksucht, walten, ohne dass dagegen radical vorgegangen wird, so ist es unmöglich, zu schweigen. Freilich, auch in anderen Ländern herrscht die Völlerei, und der Staat sagt gerne, er könne nicht der Zuchtmeister sein. Ja, warum denn nicht?

Ist er doch in so vielen anderen Dingen, die weniger wichtig sind, die persönliche Freiheit oft nur zu sehr einschränkend, der Zuchtmeister, warum gerade hier die unbegrenzte Nachsicht, wo durch den Alkohol unzählige Individuen, Familien, Völkerschaften degenerieren und zugrunde gehen müssen. Obendrein mußt du dir, mein so einseitig toleranter Staat, von Bosnickeln nachsagen lassen, daß es dir lediglich nur um die Steuern zu thun sei, die die Alkohol-Getränke dir einbringen. Daß du diese niederträchtige Verleumdung schweigend über dich ergehen lässest, ist wohl der beste Beweis deines guten Gewissens. Welcher Staat würde sein Volk schädigen lassen, eines Geldgewinnes wegen, den er dann doch wieder auf Krankenhäuser, Irrenhäuser, Zuchthäuser ausgeben müßte! Es wäre zu dumm.

Nein, lieber Staat, du scheinst es bloß nicht zu wissen, wie sehr das Laster des Trunkes in unserem Volke überhand nimmt, oder wie schädlich es wirkt. Du wunderst dich nur über den wirtschaftlichen Ruin der Geschäftsleute, über die Degeneration der Recruten, über die ungeheuer zunehmende Nervosität und Übervölkerung der Anstalten für Geisteskranke. Du wunderst dich darüber und begünstigst die Bier-, Wein- und Schnapsfabrication, ertheilst jeder Hütte, die am Weg steht, Licenz für ein „Wirtshaus", und es fällt dir als liberaler, moderner Staat nicht im Traume ein, den Wirten vorzuschreiben, dem Zecher über ein gewisses Maß hinaus nichts mehr einzuschenken. Letzteres würde auch nicht viel nützen, denn erstens fehlt die Überwachung, und zweitens geht der Lump bekanntlich von einem Wirtshaus zum andern.

Also, da ist nichts zu machen, der Staat zuckt die Achseln und sagt schließlich, derlei Angelegenheiten gehörten in das Fach der Schule und der Kirche. Diese Anstalten hätte er für solche Zwecke geschaffen. Nun, die Schule thut, was sie kann; unter den obwaltenden Umständen kann sie leider nur sehr wenig, sie ist überbürdet und obendrein gebunden. Soweit es in ihrer Macht liegt, arbeitet sie ja ohnehin dem Finanzminister auf das Feindseligste entgegen, um ihm die Spirituosensteuer möglichst zu verderben. Mich möchte es gar nicht wundern, wenn so ihrer etliche polnische Schnapsbrenner gegen den Cultusminister klagbar würden, weil der in seinen Schulen die Leute vor dem Branntweintrinken warnen läßt. Der eine Minister verlangt von so einem armen Schnapsgrafen die hohe Steuer, der andere predigt gegen sein Geschäft den Boykott, das ist ja doch zu toll! — Nicht?

Nun, und die Kirche? Scheinbar ist auch die vom Cultusminister abhängig, thatsächlich ist sie ziemlich ungebunden und könnte daher ganz gut eigenmächtig einen viel gewaltigeren Feldzug als die Schule gegen den Alkohol unternehmen, ohne jede Rücksicht auf Minister, Steuerämter und Schnapsgrafen. Freilich wohl sonst legt sie ein Hauptgewicht auf die Sitten-

lehre, und es wird ihren hohen Einfluss auf die Gesittung der Völker ja niemand leugnen. In den gegenwärtigen Tagen jedoch hat sie etwas Wichtigeres zu thun. Sie muss wieder einmal den Glauben, die Dogmen vertheidigen, sie muss andere Bekenntnisse bekämpfen, verdammen, sie muss gegen die „Freimaurer" wettern, gegen den interconfessionellen Staat und seine Schule streiten u. s. w. — Sie hat durchaus nicht Zeit, sich um die Menschlichkeit und das Wohl des Einzelnen in der Gemeinde genügend zu kümmern, Körperschaften zu stiften, Anstalten zu gründen, thatkräftig zu unterstützen, die erziehlich und führend in den Massen des Volkes wirken, die den Schwachen ein Hort, den Gefallenen ein Aufrichter seien, die endlich auf den Staat einwirken sollen, dass er je nach Umständen und Bedarf sich seiner Mitglieder annehme, dass sie nicht zugrunde gehen.

Einigermaßen machen das die Protestanten besser, sie organisieren fortwährend Vereinigungen gegen sittliche und sociale Schäden, sie gehen stets Hand in Hand mit ihrem Staate, sie wissen großmögende Menschen für die Übel und das Wohl des Volkes zu interessieren, kurz, sie arbeiten opferfroh und lebendig mit zur Besserung der sittlichen Zustände, zur Hebung des Volkswohles.

Es ist kein Wunder, wenn manchmal Stimmen laut werden, als seien alle katholischen Staaten im Niedergehen und alle evangelischen Reiche im Aufblühen begriffen; wer sich in der Welt ein wenig umgesehen hat, der weiß, wie unterschiedlich im allgemeinen von einem evangelischen und einem katholischen Pfarrhof aus gewirkt wird. Ich habe für den katholischen Pfarrhof Verehrung, in sehr vielen derselben herrscht christliche Liebe, Opferfreudigkeit, Entsagung, Heroismus. Aber es fehlt der Impuls von oben für jenes praktische Christenthum, das sich den Bedürfnissen des Volkes, den Verhältnissen der Zeit anschließt. Es wird ja gewiss auch in unseren Gemeinden das Gute gelehrt bei jeder Predigt, Christenlehre und Beichte, aber dabei bleibt es, und zum wirklichen, persönlichen, thatkräftigen Eingreifen zur Hebung der Sittlichkeit im Volke kommt es selten. — Das sind harte Worte, aber ich sehe es nicht anders!

Und derweil in unseren Tagen einer seltsamen Religionsbewegung da oben auf den Lehrstühlen gestritten wird, ob katholisch, ob evangelisch, gehen die armen schwachen, lichtlosen Menschen moralisch zugrunde. Diese bleiben katholisch, glauben damit genug zu thun, sündigen und sinken; oder sie werden evangelisch, glauben damit alles gewonnen zu haben, sündigen und sinken. Während die Hirten um ihre Schafe ringen, verlaufen sich diese Schafe, springen ungeheuerlichen Leidenschaften in den Rachen, trinken aus giftigen Pfützen, stürzen in Abgründe.

Seelsorger! Ihr heißet ja so, ihr wollt es gewiss auch sein. Machet besonders an Sonn- und Feiertagen einmal die Augen auf und sehet zu, was in euren Hürden vorgeht. Vieles, was ich beobachte, ist durchaus nicht christlich, nicht einmal menschlich. Es ist das verfluchte Laster des Suffes, das so viele andere Laster und Übel in sich birgt. Es ist das verfluchte Laster des Suffes, in dem ich den Hauptkrebsschaden unseres armen Volkes erblicke.

Saget, ihr Priester und ihr Pastoren nicht bloß, dass eure Kirche die segensreichste ist, zeiget auch in der That, welchen Segen sie spendet, was sie vermag. Lasset das unsinnige Polemisieren gegen andere Bekenntnisse, überbietet mit sittlichen Erfolgen eure Gegner. Saget nicht, wir können nichts dafür, dass die Leute nicht in unsere Kirchen kommen, sondern ihren Lüsten nachlaufen — zeiget bloß, dass ein starke, göttliche Kirche auch die Sünder zu retten vermag.

Nicht etwa, als ob man die Kirchen so leichthin verantwortlich machen wolle für die Laster des Volkes; doch diesen Lastern mit aller Thatkraft entgegenzuwirken, durch Wort und Werk im Volk die Sittlichkeit zu beleben und zu heben, das ist ihre wichtigste christliche Aufgabe.

R.

Teut.

Ein Scherzspiel in zwei Acten von **Robert Hamerling.**

(Schluss.)

Zweiter Act.

Erste Scene.

(Große Wiese im Teutoburger Walde. Durch den ganzen Raum sind viele Tische und Bänke aufgeschlagen. Seitwärts Fässer gereiht und Vorräthe in Körben aufgehäuft. Im Vordergrund eine Rednerbühne, festlich decoriert. Im Hintergrunde eine Schützenzielscheibe sichtbar. Eine Anzahl Volkes bewegt sich auf der Wiese; zwischendurch eilen die Mitglieder des Fest-Comités in schwarzen Fracks, weißen Halsbinden und gelben Handschuhen geschäftig hin und her, Anordnungen treffend.)

Erstes Comitémitglied (zum Volke). Bitte, meine Herren, treten Sie hier ein wenig zurück und lassen Sie freie Bahn, damit die fremden Gäste, die sogleich auf der Festwiese eintreffen werden, ungehindert und in guter Ordnung aufmarschieren können.

Zweites Comitémitglied (kommt mit einer kleinen Truppe Musikanten nach vorn). Dahier, meine Herren! Da bitte ich sich aufzustellen. Sie wissen, dass Sie den Aufzug jedes einzelnen deutschen Stammes mit einem entsprechenden charakteristischen Musikstücke, mit einer volksthümlichen Melodie zu begleiten haben. Aber spielen Sie gefälligst immer piano, meine Herren, immer piano, piano,

damit es nicht zu weit über die Wiese hinausklingt. Es ist wegen der römischen Polizei, meine Herren!

Bacherl (ein Comitémitglied beiseite ziehend). Herr Doctor, sagen Sie mir doch ergebenst, habe ich für meinen teutschen Festprolog gefälligst ein Honorar zu erwarten?

Comitémitglied. Dieses nicht, Herr Bacherl. Aber ich werde mich bemühen, dafs Ihr Prolog im Feuilleton der alten oder neuen Detmolder „Presse" abgedruckt wird.

Bacherl (entfernt sich erfreut mit vielen Verbeugungen).

Text (tritt hervor, ganz im Vordergrunde, für sich).

Unter meinem Volke bin ich, das, von Festeslust befeuert,
Ahnend nicht, dafs ich so nahe, mein Gedächtnis heut' erneuert.
Schon ergreift mir das Gemüthe sacht ein freudenreiches Bangen;
Unerkannt zwar will ich bleiben, doch ich brenne vor Verlangen,
Mann vor Männer hinzutreten, und zu schleudern gold'ne Pfeile
Mitten in den Schwarm der Meinen zu des Vaterlandes Heile,
Ihnen das Gefühl zu wecken von dem Einen, dem Bewufsten,
Das seit ersten Väterzeiten schmachvoll sie entbehren mufsten.

(Plötzliche Bewegung im Volke.)

Rufe: Sie kommen! Sie kommen!

Einer aus dem Volke. Die Schwaben ziehen vorauf!

Comitémitglied (gibt den Musikanten einen Wink, diese spielen eine schwäbische Melodie, unter deren Klängen die Schwaben, Stutzen auf der Achsel und Regenschirme in den Händen, ihren Aufzug halten).

Volk (die Hüte schwenkend). Hurrah, hurrah, hoch! (Die Schwaben erwidern den Gruß mit Hüteschwenken.)

Comitémitglied (nach dem Aufhören der Musik). Ein Hoch den braven Alemannen, dem edlen germanischen Kernvolk!

Volk. Hurrah hoch!

Einzelne Stimmen: Die Baiern — und die Österreicher —

(Baiern und Österreicher marschieren unter dem Spiel einer passenden Melodie auf. Sie haben Stutzen über die Achsel hängen, wie die Vorigen, und wie alle noch weiter kommenden Festgenossen.)

Volk (Hüte schwenkend). Hurrah!

Comitémitglied. Deutsche Männer, die ihr fernher kommt von Isar und Donau, seid gegrüßt! (Händedrücke, Hochrufe des Volkes.)

Mehrere (dem neuen Zug entgegenblickend). Hurrah, die Niederdeutschen — die Mecklenburger — die Holsten — (Die Genannten ziehen auf wie die Vorigen.)

Comitémitglied. Hoch unsere Brüder von den Buchten des germanischen Ufers!

Volk. Hoch!

Stimmen: Die Franken und die Sachsen — die Preußen — heißa, die Berliner! (Die Genannten marschieren auf, Begrüßung und Dank wie oben.)

Comitémitglied. Hoch unsere nordischen Brüder!

Volk. Hoch! (Die Fremden begrüßen sich untereinander.)

Ein Berliner (einem Schwaben und einem Österreicher die Hand drückend). Gu'n Morjen, Schwabe, gu'n Morjen, Österreicher!

Schwemminger (aus Wien). Grüaß Gott! Sau Sö nit der Pafke, den i vor a por Jahrl'n beim Weaner Schützenfest kenna g'lernt hab'?

Berliner. Ne, um Verjebung — ich bin der Pifke — das hier ist der Pafke —

Schwemminger. Na, wie is's eng denn alleweil' ganga derweil?

Pifke. Danke der Nachfraje. Uffjesteckt haben wir jerade nichts —

Schwemminger. Aufg'steckt gnua, ös Sackera — na, grüaß Gott!

Ein Zimperlicher (naserümpfend zum Nachbar). Puh, hören Sie mal, wie gemischt die Gesellschaft ist —

Der Nachbar. Ja, wissens, schon in der Arche Noä war sie gemischt —

Comitémitglied (besteigt die Tribüne). Edle deutsche Männer, die ihr euch eingefunden aus Deutschlands sämmtlichen Gauen, seid uns alle mit deutschem Gruß und Handschlag willkommen geheißen! Aber bevor wir die Festfeier unseres erhabenen Vaters Teut in würdiger Weise beginnen, schüttelt erst den Staub von euren Füßen, trocknet den Schweiß von eurem Angesicht, erlabet euch mit Speis' und Trank zuvor! Nehmet fürlieb mit dem, was wir für euch da bereit gehalten haben!

Die Festgenossen. Bravo!

Einer derselben. So ist's. Zu einer guten Rede gehört ein guter Schluck. — Auf trockenem Wege kann das Vaterland nicht gerettet werden!

(Die Männer lassen sich an den auf der Wiese errichteten Tischen nieder. Erfrischungen werden nach dem Verlangen der einzelnen herbeigebracht.)

(Die Musikanten spielen, bis alles Platz gefunden hat, und mit dem Imbiß beschäftigt ist. Gespräche entspinnen sich, an den einzelnen Tischen sitzen meist Leute desselben Stammes, welche über Leute anderen Stammes an den benachbarten Tischen ihre Glossen machen. Der Tisch, an welchem Schwemminger und der, an welchem Pifke sitzt, befinden sich unfern von einander.)

Ein Österreicher (ruft nach „Schnitzeln").

Ein Norddeutscher (zum andern). Was meint er denn mit den „Schnitzeln"?

Der Andere. Das sollen Cotelettes sein. Statt Cotelettes sagen die Österreicher „Schnitzel", statt Beefsteak „Rostbraten", statt Bouillon „Rindsuppe", statt Etage „Stock", statt Conditor „Zuckerbäcker" —

Der Vorige. Ja, mit der deutschen Sprache will es bei diesen guten Leuten noch immer nicht recht vorwärts.

Baier (das Bier kostend und eine Grimasse schneidend). Dös soll a Bier sein? Dös is a kalter Kramperlthee, an abg'stand'ner —

Schwemminger (trinkt ebenfalls). Pfui Deixel!

Einer vom Nachbartisch (zum andern). Denen dort ist schon wieder das Getränk nicht recht. Da seht nun mal diese Schwaben, diese Baiern, diese Österreicher — das versumpft und verdumpft bei seinem Kruge Bier —

Schwabe. Hobt's g'hört, was die da mit anand von uns schwätzet?

Schwemminger. Hab's wohl g'hört. Kreuz=Dividomini, das is ja nit aso —

Baier. Schlag'n mer's nieda! (Will aufstehen.)

Schwemminger (hält ihn zurück). Nur kan Aufsehen mach'n, sag' i! (Er steht auf und tritt vor den Sprecher am Nachbartische.) Wer verdumpfizt, Sö Schippel, Sö?

Ein Comitémitglied (stürzt heran, begütigend). Um Gottes Willen — erst wenige Augenblicke — und der Friede schon gestört —

Schwemminger. Wir san beleidigt worn —

Das Comitémitglied (will ihn zurückdrängen, muss aber weichen).

Ein Berliner (zu seinen Landsleuten). Lasst mir mal mit den Österreichern reden — ich spreche den österreich'schen Volksdialect jottvoll. Bin als Jemsenjäger viel in den Alpen jereist. Gebt nur acht, ich werde sie gleich 'rumkriegen. (Geht auf Schwemminger zu.) Herr Schwemminger?

Schwemminger. Was gibt's denn?

Berliner. Herr Schwemminger, ich sog', Sie müssen holter —

Schwemminger. Wos mnaß i?

Berliner. Hören's mir holter —

Schwemminger. Holter — holter — Hörn Sö, lieber Herr, Sö red'n mir zu viel berlinerisch —

Berliner. Na, guter Mann, ich spreche mit Euch in Eurer Mundart holter —

Schwemminger (sich die Ohren zuhaltend). Jetzt hörens mer auf mit'n Holter —

Berliner (beiseite). Jott, was diese Österreicher dumm sind! (Zu Schwemminger.) Aber jutester Mann, „holter" ist ja Euer österreich'scher Lieblingsausdruck — dat weeß ja bei uns in Berlin jedes Kind —

Ein Österreicher (aufspringend und sich vor die Stirn schlagend, zu seinen Landsleuten). Ha, ha, ha! Jetzt is's richti — i hob's — „halt" hat er sag'n woll'n —

Alle Österreicher (sich besinnend). Na ja, freili, „halt" hat er sog'n woll'n — Ha, ha, ha!

Schwemminger. Ja so — „halt" hat er sog'n woll'n — Sixt es, Berliner, du hätst halt halt sag'n soll'n — nit holter —

Berliner (Schwemminger mit Überlegenheit auf die Schultern klopfend). Na, lasst dat jut sind, Kinder — holter heißt's, — holter — so steht's ja auch bei uns jedruckt in die Bücher —

Schwemminger (aufwallend). Kreuz=Sakkera, ös wöllt's es besser wissen, als wir selber?

Ein Comitémitglied (dazwischentretend). Meine Herren — lassen Sie die kleine Missheligkeit — halten Sie Frieden als brave deutsche Männer — (er führt Schwemminger auf seinen Platz zurück, der dort weiter räsonniert und gestikuliert).

Piske (zu dem auf seinen Platz zurückkehrenden Berliner). Bruder Brandenburjer, du hast dir jottvoll blamiert mit deinem österreich'schen Dialect —

Berliner (verdrießlich). Ach, was diese Österreicher dumm sind!

Piske. Darum keenen Groll nich, Bruder Brandenburjer — wirst schon Revanche bekommen — dat nächste mal blitzt der Bruder Österreicher ab, und wenn der mal abblitzt, so blitzt er ooch nicht übel ab — ick versichere dir!

Ein Nachbar (zu Schwemminger). Wie geht's denn jetzt zu bei euch in Österreich.

Schwemminger. Ja wissen's, bei uns in Österreich is's halt so eine eigene Sach' —

Der Nachbar. Wieso?

Schwemminger. Na, schau'ns . . . (politisiert weiter, geheimnisvoll in die Ohren der Nachbarn flüsternd).

Bacherl (zu seinen Tischnachbarn). Edle teutsche Männer! Ich erfreue mich des Besitzes einer grauen Lieblingskatze, welches schöne und kluge Thier für sein Leben gerne zurückgelegte Käserinden und dergleichen knuppert. Dürfte ich mir gehorsamst erlauben, dasjenige, was Sie von solchen Resten da auf Ihren Tellern übrig gelassen, unmaßgeblich zu mir zu stecken, um es besagtem Lieblingsthiere mit nach Hause zu bringen?

Die Tischnachbarn (lachend). Nur zugegriffen, Herr Schulmeister!

(Auch mehrere Personen von benachbarten Tischen entleeren den Überrest ihrer Teller in die Taschen des Schulmeisters.)

Piske (gibt ihm ebenfalls etwas. Bacherl dankt mit tiefen Bücklingen).

Piske. War mir ein Vergnüjen — mit wem hab' ich eejentlich die Ehre?

Bacherl. Ich bin deutscher Schulmeister und Barde — Verfasser des heutigen Festprologs — ich hoffe auch Euer teutsches Herz damit zu rühren —

Piske. Rühren? Prolog? Ne, Schulmeister, dat ist für die Jefühlsdusler — (auf die Süddeutschen weisend) wir klaren Verstandesmenschen, wir brauchen keene solchen zusammenjebrodelten Proloje nich —

Bacherl. Wie? flammt Euch nicht auch ein Herz im Busen, teutscher Mann, für die Befreiung des unterdrückten Vaterlandes?

Piske. Befreiung des unterdrückten Vaterlandes? Herr Schulmeister, (ihm auf die Achsel klopfend) davon nach neune, sagt Lehmann, wenn's Militär zu Bett ist — (Bacherl entfernt sich.)

Paske. Pifke, du moquierst dir hier doch zu viel über allens —

Piske. Da müßt ich keen Berliner nich sind —

Paske. Ne, dat jeht nich. Wir müssen ooch mal jemüthlich sind — ans polit'schen und diplomat'schen Rücksichten — verstehst du?

Piske. Jemüthlich will ich schon ooch mal sind, aberst später —

(Die Stimmung an den Tischen wird animiert.)

Baier (das Glas erhebend). Heut is 's lusti — heut muaß aner g'hant wern —

Schwabe. Bruder, eindupft! Heut muss's g'soffa sein — bis koa Tropfa mea im Fäßle drin ischt — bis wir die Raif um den Hals, und die Zapfa an den Hut stecke könna —

Schwemminger. Nur alleweil kreuzfidel! Juchhei!

(Trinken einander zu.)

Baier. Jetzt soll aner hergeh'n von dö Butterbemmerlschlecker da dreuten, wenn er a Schneid hat —

Schwemminger. Mit nasse Fetzen jag'n mers davon, dö Windwachler —

Baier. Schwemminger, bandl' an, i hilf dir —

Schwabe. I hilf dir au —

Schwemminger (erhebt sich).

(Die Berliner haben das Gespräch gehört.)

Paske (zu Pifke). Hau ihm, Pifke!

Pifke (sich erhebend). Es gibt im Menschenleben Ojenblicke — wo eener durchaus . . . Keile besehen will —

(Man wird ringsherum aufmerksam.)

Ein Dresdner. Aiachherrjeses!

Schwabe. Prost Gürgele, 's kommt a Pfatschreaga —

Comitémitglied (Pifke zurückhaltend). Um Gotteswillen — Friede — Versöhnung —

Pifke. Verföhnung? Jawohl — aber jedulden Sie sich man erst einen Ojenblick —

(Schwemminger geht auf Pifke los, dieser stellt ihm ein Bein, Schwemminger fällt auf die Nase, und schlägt sich dieselbe blutig.)

Pifke (hebt ihn auf und trocknet ihm das Gesicht mit seinem Tuche). Jetzt aber nur nich heulen, Bruder Österreicher! (Baier und Schwabe wollen sich beiseite drücken, Pifke hält sie zurück.) Man eene Minute Jeduld, meine Herren! Nur keene Feenschaft nich, sag' ich; sondern (beide zusammen an sich drückend und umarmend) sofort jude und dauerhafte Alljanzverträje, wenn's jefällig ist — nur jemüthlich, sag' ich, nur immer jemüthlich — (führt sie auf ihren Platz).

Schwabe (zum Baier). Sikst es, do hoscht es — der got schnell wie a Haftlemacher —

(Baier und Österreicher ballen heimlich die Faust.)

Paske (zu Pifke). Pifke, ich bewundere dir!

Schwabe. Sing mer oins. A bravs Liedle vertreibt die Flaih, hot der Bettelmann gsaiht —

Die Schwaben (singen).

Birke, Buoche, Beichtebang,
Katzamiann und Hedelschwang,
Raitabach und Biberfol,
Beutle leer und Bäuchle voll —

Schwabe. Sollen's uns nachmache, de verflixte Preuße — einen Friedrich der Große habe se, aber einen Friedrich Schiller haben se nischt — Der ist auf unsere Mistbeetle g'wachse — und die Kreuzköpfle, den Helling und den Schlegel, habe wir ihne au leihe müsse —

Schwemminger. Nur reden, was wahr is. Pfiffi sau's und rührt sau's, aber wenn aner sagt, dass mir deswegn dumm sau —

Schwabe. Es isch alls verloga —

Schwemminger. Mir Österreicher kunnten grod a so gscheidt sein — aber — wissen's — mir derfen halt nit —

Schwabe. Ach Herrgottle! wieso?

Schwemminger. Ja, schauts, bei uns in Österreich is 's halt so an eigene Sach' — (flüstert wieder leise mit geheimnisvollen Gesten in die Ohren der Nachbarn).

Ein Baier (zum andern). Jörgel, wenn'st dir drei Ding wünschen könnt'st, was thast dir denn wünschen?

Jörgel. Was i mir wünschen that? Erstens: Biar gnua! — Zweitens: Geld gnua —

Der Andere. Na und drittens?

Jörgel. No a bisl Biar!

(Gelächter. Rufe: „Hudeldidum Juchhei!" Schwenken der Gläser.)

Die Altbaiern (heben an zu singen).

O du edles braunes Biar,
Wie viel Tugend hast an diar,
Is nicks Bessas auf da Weeld,
Bist ma liab'r als a Hut voll Gäld.
Wann i Biar hob iad'n Morg'n,
Hab i niamals kane Sorg'n —
So lang i Biar trink, das is g'wiss,
Bin i störkar as a Ries!

Lausitzer (an einem anderen Tische, gleichsam den Wettsang aufnehmend).

Wenn m'r warn ei'n Himmel kummen,
Hätt de Plach an End genummen,
Keen Akzis und keene Staier,
Alles wohlfeel, nischte thaier;
In den Himmel is ä Läwe,
Strizzel kriegt ook und Bäwe,[1])
Hunnichbemmen, dass se kläcken,
Dass mer muss de Finger lecken —

Leute vom Harz (an einem anderen Tische).

Harzer Sprooch und Harzer Gold, schwärt drauf, das bleit ewig hold!
Kling, sulang noch Vugel flieng, in den Hols de Tonn noch grient,
Iwern Harz noch Wolken ziehn, und ä Barkmann hie noch friehnt,
Harzer Schproch und Harzer Gald, bis zum Untergang der Walt!

Österreicher (zum Baier und Schwaben). Mir scheint, die thaten's gern schöner machen als mir — So was Gmüathlichs wiss' mer a! (Stimmt das folgende Lied an, die Österreicher und Baiern fallen ein.)

Heimatland, Heimatland, hab' di so gern,
Wier a Kinderl sei Muada,
Wier a Hunderl sein Herrn.

[1]) Buttergebäck.

Durch's Thal bin i gloff'n,
Auf der Höh' bin i g'leg'n,
Und dei Sunn hat mi trickert,
Wenn mi g'netzt hat dei Reg'n.
Deine Bam, deine Staudna
San groß wor'n mit mir,
Und ſö blüahn ſchön und trag'n und ſag'n:
Mach's as wie mir!

Piſke. Sollen denn die da alleene ſingen? Wir Berliner müſſen zeigen, daſs wir das alleweile noch janz anders können. (Beginnt zu ſingen.) Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?

Paſke. Bruder, ſei diplomat'ſch —

Piſke. Na meenetwejen. Ich verzichte aus höheren polit'ſchen Rückſichten — (zu einem andern Tiſche hinüber ſprechend). Mecklenburjer, was ſitzt denn Ihr ſo da? Habt Ihr keen ſchönes Lied nich?

Ein Mecklenburger. Ne, ſingen dauhn wi nich — Singſnäwels hew' wi nich, aber Haunſnäwels, wie Mecklenbörger —

Ein anderer Berliner. Was? Ihr habt keene Lieder nich? Nur böſe Menſchen haben keene Lieder nich —

Mecklenburger. Ja, „wo man ſingt, da laſs dich ruhig nieder", ſäd de Düwel und ſatt ſich mit den bloten Hindern in den Immenſwarm —

Dritter Berliner. Mecklenburger, wann ſchafft denn Dörchleuchting die Prügel ab?

Mecklenburger. Dat du de Näſ' int Geſicht behälſt! (Alle lachen.) Wat helpt't Reden, ſeggt Pieritz; wenn'n ſtälen hett, giw't Släg; man her mit de Fieſuntwintig! (Gelächter.)

Piſke. Wenn de Mecklenburjer nich wollen, ſo müſſen denn doch wir Berliner dran!

Die Berliner (ſingen).

Juchheiraſſaſa,
Die Berliner ſind da,
Die Berliner ſind luſtig und ſingen Hurrah!
Juchheiraſſaſa,
Die Berliner ſind da!

Baier. Mir ſan a da! Oder wöllts eppa ſag'n, daſs mir nit do ſan?

Piſke. Meenetwejen, mein Juteſter, könnt' ihr da ſind oder ooch nich da ſind, es iſt uns Wurſcht — Wir ſind da —

Schwemminger. Und mir a!

Piſke. Und mir ooch! Und wenn eener behauptet, daſs wir nich da ſind, ſo gibt's Schmiſſe —

Baier (ſich zornig erhebend). So? na, her damit, wenn's Kuraſche habt's — (Die Berliner und die Süddeutſchen erheben ſich aufgeregt, um auf einander loszugehen.)

Baier. Amol muaß 's orndli g'rafft sein —

Schwabe. Die Naf' beißt mich schon lang — i wir ebbis Nuis inna —

Pifke. Norddeutsche Intelljenz! gruppiere dir um Pifke! — Sachsen, Franken, Niederdeutsche, auf zum Kampf jejen die Barbarei der jenseits des Mains jelegenen Landstriche!

Baier. Barbarei? Na wart! — Baiern, Österreicher, Schwaben, halt mer z'sam!

Schwemminger. Wann's sei muafs —

Schwabe. Amol muaß ma'm Teufel uff da Wedel treta — Zu was hätt' mer denn de Stutza?

(Alles greift zu den Stutzen. Die Süddeutschen einerseits und die Norddeutschen and'rerseits vereinigen sich und stellen sich mit der Waffe in Reihen gegen einander auf. Die Comité-mitglieder machen verzweifelte, aber vergebliche Anstrengungen, sich dazwischen zu drängen. Die beiden Parteien stehen sich mit drohenden Blicken und Geberden gegenüber, die Gewehr-kolben kampflustig gegen den Boden aufschlagen lassend.)

Chorus der Norddeutschen.

Wo die Heiden grauen,
Wo die Moore brauen,
Wo der Felsenspalt im Sande klafft —
Wo der Sturmwind sauset,
Nord- und Ostsee brauset,
Steht der deutsche Mann in seiner Kraft —

Chorus der Süddeutschen.

Wo die Gipfel gründen,
Wo die Wetter zünden,
Geht der Sohn der Alpe kühn und frei —
Kennt des Aars Gefieder,
Und sein Sinn ist bieder,
Und sein Herz ist deutsch, sein Herz ist treu —

Die Norddeutschen.

Ob in Sonnenküssen,
Ob in Wettergüssen,
Steht auf sich der nord'sche deutsche Mann:
Ruhig, klar beständig,
Steht er unabwendig —
Wer's erproben will, der komm' heran!

Die Süddeutschen.

Wo die Reben blühen,
Licht're Sonnen glühen,
Hat die deutsche Stirn der Geist geküsst.
Auf, den Stolz zu brechen,
Der, uns Hohn zu sprechen,
Ebenbürtig nicht den Bruder grüßt!

(Der Gesang ist in kräftigem, muthig bewegtem Rhythmus zu halten. Beim Schluss jeder Strophe wird drohend mit den Schäften der Flinten auf den Boden aufgeschlagen. Nach Beendigung des Gesanges legen die gegenüberstehenden Reihen mit den Flinten auf einander an, wie um loszudrücken.)

Einer aus den Reihen (plötzlich hervortretend und seinen Stutzen zwischen die beiden Schlachtordnungen haltend). Was? Schießen? Der Deutsche auf den Deutschen? Das geht nicht. Das ist — zu dumm! — Schimpfen, schelten, hänseln, höhnen, hadern, zanken, zwicken, zwacken, maulschellieren — eine kleine Keilerei — meinetwegen — aber schießen? Bruderblut vergießen? Pfui! — Der deutsche Mann soll den deutschen Mann niederschießen, mit dem er soeben Bruderschaft getrunken? Der Schwager soll den Schwager, der Schwiegersohn den Schwiegervater, der Schwiegervater den Schwiegersohn niederstrecken? Und sind wir nicht mehr als verschwägert? Sind wir nicht eines Blutes Kinder? Sind wir nicht Söhne desselben Volks, das zusammensteht, wenn es sein muss, das brüderlich Leid und Freud' seit Jahrtausenden miteinander trägt und ewig tragen wird im wechselvollen Zeitengang der Geschichte?

(Die Deutschen beider Parteien, besonders die Süddeutschen, sind gerührt, sie ziehen ihre Sacktücher und trocknen sich damit die Augen.)

Der Obige (fortfahrend). Nein! kein Brudermord, deutsche Männer! Kein Brudermord! Legt ab die Waffen! Denn — was wollt ihr damit? Losdrücken? Warum nicht gar! Ich wiederhole noch einmal: Es wär' zu dumm!

Alle durcheinander (sich gleichsam besinnend). Ja, ja, es wär' zu dumm!

(Stellen ihre Flinten beiseite. Viele umarmen sich zur Versöhnung und drücken sich die Hand.)

Piske. Mir kann's recht sind, wenn keen Deutscher nich auf keenen Preußen schießt —

Schwemminger (Piske beiseite nehmend). Sö, hörn's — hobt's ös Preußen dazumal net ganz orndli auf uns deutsche Brüder in Österreich pfeffert?

Piske. Bruder Wiener, du machst dir lächerlich! Hätten wir uns vielleicht von die vielen Croaten, Hungarn, Wälschen, Raizen, Böhmaken, Polaken, Hannaken und Slovaken, die mit dabei jewesen sind, ruhig abmurksen lassen sollen, damit wir ans Versehen keenen deutschen Bruder nich treffen? Siehste, Österreicher, solange du dir bemengst mit diese unjebildeten Völkerschaften, bist du nur ein achtel deutsches Bruderherz, und wir brauchen ooch man eenzig ein achtel Jewissenbiss zu haben. Janz anders dajegen jestaltete sich die Sache, wo beispielsweise dazumalen am Main und in anderen scheenen Jejenden der deutsche Bruder janz rein und unbemengt, so zu sagen impuris naturaljibus, uns jejenüber stand. Da giengen wir nur so ein bisschen um eenander rum, dass es eenen Namen hatte, weil jewisse hundsfött'sche Ministerchens partout eenen Krieg haben wollten — aber ernsthafterweise den Schlachtenjott bemühen — jar keene Idee nich. — Een bisschen maschieren — een bisschen knallen, een bisschen Nasenbluten — natürlich, ohne das jings bei dem besten Willen mitunter doch nich ab — dann aber sogleich Capitulatsjon, Allianz. — — Ne, ne, Bruder Österreicher, was ein juter Süddeutscher ist, der schießt auf keenen Preußen nich —

Schwemminger. Aber was ein rechter Preuß' is, schießt auf uns —

Pifke. Ach Jott! Hafte mich denn nich verstanden? Das war ja von wejen die vielen Croaten, die dabei jewesen sind —

Schwemminger (geheimnisvoll). Ja, schau, Bruder Berliner, bei uns in Österreich is's halt so ein' eigene Sach' —

Pifke. Thut nichts! Wenn mal keene Croaten dabei sind —

Ja, wenn mal nich dabei sind
Die Hungarn und Croaten,
Die Wälschen und Böhmaken,
Die Raizen und Hannaken,
Slovenski und Polaken,
Da küßt sich Bruder Pifke
Und Bruder Schwemminger!
(Beide umarmen sich.)

Pifke. Nur alleweile jemüthlich!

Einer aus der Menge. Pifke und Schwemminger umarmen sich! Thun wir desgleichen! — Versöhnung und Bruderliebe! (Alle umarmen sich unter einander.) „Ein einig Volk von Brüdern!" singt Kotzebue. — Männer, es wird eine Zeit kommen — ich sage nichts weiter — eine Zeit — wenn es Zeit ist. — Es kann nicht immer alles so bleiben, wie es ist — es muss auch einmal anders werden — ich sage nichts, als: Nur sacht, Brüder, nur sacht — (geheimnisvoll) 's ist möglich, dass sich's macht — —

Chorus (piano). Nur sacht, Brüder, sacht,
's ist möglich, dass sich's macht —
Und geht es noch zäh,
Und geht es noch so schwer,
Und geht es noch so lang
So lang, so lange her,
Uns alle knüpft zuletzt,
Gebt acht, gebt acht —

Die Comitémitglieder (ängstlich dazwischen rufend). Piano — piano —

Chorus (pianissimo). Uns alle knüpft zuletzt ein einig Band — (crescendo.) Ein Bruderband — (forte). Ein Vaterland —

Die Comitémitglieder (in Verzweiflung). Piano — piano —

Chorus (fortissimo). Uns eint zuletzt ein deutsches Vaterland!

Stimme. Pst!

Alle (plötzlich abbrechend, scheu um sich blickend und den Finger auf den Mund legend). Pst! —

Geschrei: Juchhe, da capo!

Größerer Chorus. (piano).
Nur sacht, Brüder, sacht,
's ist möglich, dass sich's macht —

Und geht es noch so krumm,
Und geht es noch so dumm,
Und geht es noch so lang,
So lang, so lang herum,
Uns alle knüpft zuletzt,
Gebt acht, gebt acht —

Comitémitglieder (wie oben).

Chorus (pianissimo). Uns alle knüpft zuletzt ein einig Band — (crescendo). Ein Bruderband — (forte). Ein Vaterland —

Comitémitglieder (wie oben).

Chorus (fortissimo). Uns eint zuletzt ein deutsches Vaterland!

Stimme. Pst!

Alle (wie oben) Pst!

Stimme. Dafs die Römer nichts hören! —

Geschrei. Juchhe! da capo noch einmal!

Allgemeiner Chorus (piano).

Nur sacht, Brüder, sacht,
's ist möglich, dafs sich's macht —
Und geht es noch so bang,
So zäh, so schwer, so schwer,
So krumm, so dumm, so lang,
So lang, so lange her,
Uns alle knüpft zuletzt,
Gebt acht, gebt acht —

Comitémitglieder (wie oben).

Chorus (pianissimo). Uns alle knüpft zuletzt ein einig Band — (crescendo). Ein Bruderband — (forte) Ein Vaterland —

Comitémitglieder (wie oben).

Chorus (fortissimo). Uns eint zuletzt ein deutsches Vaterland!

Stimme. Pst!

Alle (wie oben). Pst!

Stimme. Dafs der Napoleon nichts hört! —

(Nach Absingung des Liedes tanzt Pifke mit Schwemminger, der Schwabe mit dem Mecklenburger ꝛc. einen pas à deux, während das Orchester die Musik des gesungenen Chors spielt.)

Ein Comitémitglied (die Tribüne besteigend). Meine Herren! Es dürfte an der Zeit sein, mit der eigentlichen Festfeier des Tages, um welcher willen wir versammelt sind, zu beginnen. Wir erbitten uns Ihre freundliche Aufmerksamkeit. Der geschätzte vaterländische Dichter Herr Franz Bacherl wird die Gefälligkeit haben, das Fest mit einem selbstverfafsten und selbstgesprochenen Prolog zu eröffnen. Herr Dr. Zuckmantel aus Sachsenhausen wird ihm mit einer Festrede folgen.

(Eine Art musikalischer Tusch. Die Anwesenden verlassen die Tische gänzlich und gruppieren sich in größeren Massen in der Nähe der Rednerbühne, wobei die bis jetzt im Vordergrund

der Handlung gestandenen Personen, wie Piffe, Schwemminger u. s. w. späterhin auch Bacherl, sich unvermerkt unter der Menge verlieren. Die Tische werden beiseite geschoben oder ganz weggeschafft, um die Bühne freier zu machen.)

Bacherl (besteigt die Tribüne und trägt seinen Prolog vor).

Hier auf dieser großen Elendhalde,
Mitten in dem Teutoburgerwalde,
Gegen Feind' und Polizei verrammelt,
Sind mit großer Freud' wir heut versammelt,
Allzumal zu Vater Teutens Ehr'.

(Bravo!)

O verzeiht, wenn heut' der Barde stammelt,
Oder stecken bleibt und zittert sehr.
Alles ist hier heut' voll teutscher Männer,
Bürger, Turner, Sänger, Büchsenspänner,
Zeitungsschreiber, Doctors, Professoren,
Und sie leihen gütig ihre Ohren
Meinem Wort zu Vater Teutens Ehr'!
Solches ist für mich ein großer Sporen,
Doch vor Weise sprechen bleibet schwer.

(Beifall.)

Hoffentlich steht niemand auf der Lauer,
Wenn ich sag', es ist ein Ding der Trauer,
Und für Feind' ein Gegenstand des Spottes,
Daſs gar viel in Teutschland, leider Gottes,
Nicht so ist, wie's recht und löblich wär'!

(Beifallssturm.)

Thränen fließen in manch' blaues, rothes
Sacktuch heut' zu Vater Teutens Ehr'.

(Erneuerter Beifall.)

Aber eben deshalb, liebe Leute,
Seid ihr allzusammen eben heute
Unerschrocken und mit Gottes Segen
Bei dem jetz'gen Koth und schlechten Wegen
Hergereist zu Vater Teutens Ehr',
Daſs wir es mal ernstlich überlegen,
Wie dergleichen abzustellen wär'!

(Bravo.)

Wenn ihr's überlegt und Reden haltet,
Wird schon einmal alles umgestaltet;
Niemand wird uns hudeln mehr und peitschen,
Anders wird's dann selbst im Reuß-Greiz-Schleiz'schen
Allgemach zu Vater Teutens Ehr'.
Teutschland hoch — hoch alle braven Teutschen,
Welche kamen zu dem Fest daher!

(Beifall. — Bacherl verläßt die Rednerbühne, unter vielen Bücklingen gegen die Beifallsspender.)

Ein Festgenosse (zum andern). Ein solcher fest-poetischer Bauernhirsebrei ist mir noch nicht vorgekommen. Das ist ja der reine Biedermeier. Warum hat man denn den Prolog nicht von Anastasius Grün, oder wenigstens von Hamerling schreiben lassen?

Der Andere. Ja, wissen Sie, der Anastasius hat nicht Zeit, und der Hamerling fürchtet sich zu sehr vor den Wiener Recensenten —

Dr. **Zuckmantel** (besteigt die Tribüne und beginnt feierlich nach oben blickend). Verklärter Geist des erhabenen Ahnherrn, dessen Fest wir heute begehen —

Der Vorige (zum Nachbar). Das klingt gleich anders — sapperment!

Dr. **Zuckmantel** (fortfahrend). Schwebe herunter zu mir und beseele meine Lippen mit deinem Hauch, damit ich spreche zu deinem Volk in zündenden Worten — Schwebe herunter zu deinem Volk und beseu're sein Ohr mit deinem Hauch, damit es lausche meinen zündenden Worten — Schwebe herunter, du selbst, dieweil dein edles Marmorbild, das wir heute begründen wollen, zwischen uns noch nicht emporragt!

Teut (der incognito unter der Menge gestanden, beiseite). Das ist der rechte Moment — so gerufen darf ich nicht zögern — (er schreitet feierlich gegen den Redner vor, steht still auf einer erhöhteren Stelle, und beginnt, zum Redner gewendet).
Den Geist des Teut, hellstimmiger Mann, du beschwörst ihn mit heißen Gebeten!
Wohlan, er kommt im rechten Moment, vor dich und die Hörer zu treten!
Halt ein, süßtönender Rednermund — halt ein! was sollen die Worte,
Wenn sie nicht uns deuten das Eine, was noth: das Geleis' zum verlorenen Horte?
Ihr blickt mich an — ihr versteht mich nicht — ich aber, ich sage: Bestreue
Mit Asche das Haupt, o germanisches Volk! alltäglich bestreu' es aufs neue! —
Solang uns fehlt, was eben uns fehlt, weh uns — was wir niemals besessen,
Weil's schmählich verzettelt der Urahn schon, und der Enkel es schnöde vergessen,
Solang, mein Volk, lass niemals mehr zweckfestliche Tropfen dir munden!
Zweckfestliche Reden auch halte du nicht, nein, schweig, bis wiedergefunden
Das heil'ge, verlor'ne Palladium, der verschollene Hort der Germanen,
Zustande gebracht das verlor'ne Paket . . .

(Gemurmel in der Menge, Verwunderung und Unzufriedenheit.)

Einer aus der Menge. Was will der Mensch?

Ein Zweiter. Was schwatzt er für tolles Zeug?

Ein Dritter. Fort mit ihm!

Ein Comitémitglied (sich Teut nähernd). Mein Herr! Ihr vordringliches Auftreten, sowie Ihre Art und Weise zu reden, hat nicht den Beifall dieser Versammlung. Ich bitte, sich zurückzuziehen.

Teut. Ihr riefst mich so innig — ihr riefst mich so laut — nun wollt ihr das Wort mir entziehen?

Einer aus der Menge. Ich beantrage, den verrückten Menschen aus diesem festlichen Kreise hinauszubefördern —

(Zustimmung in der Runde. Man legt Hand an Teut.)

Teut. Höre mich doch, mein Volk! Ich bin ja Teut selber! den Teut wollt ihr hinwegjagen vom Feste des Teut?

Stimmen. Was, der Kerl will der Teut sein?

Einer aus der Menge. Ha, ha, ha, das ist nicht übel! — Höre, Mensch wenn der Teut noch lebendig wäre, so würden wir keine Narren sein und ein so umständliches Fest zu seinen Ehren begehen!

Ein Anderer. Darum eben feiert man die Todten, weil sie todt sind. Wenn einer lebendig ist, so braucht er's nicht.

Teut (sich der Angreifer erwehrend). Schonung, mein Volk? Habt ihr mich nicht eben erst wiederholt hoch leben lassen?

Die Menge. Dich? (Gelächter.)

Rufe. Fort mit ihm, fort mit ihm!

(Teut wird angefaßt und herumgestoßen.)

Teut. Schonung, Schonung, mein Volk! ich bin ja der Teut!

Stimmen. Er will der Teut sein, hahaha!

Chorus.
Höre, du Tropf,
Du bist nicht gescheut —
Der Teut ist todt,
Todt ist der Teut:
Und wär' er nicht todt,
Und lebt' er noch heut,
So gäben wir ja
Keinen Deut für den Teut —

Teut.
O seid doch gescheut —
Ich bin ja der Teut!

Chorus.
Und bist du der Teut,
Und bist du nicht todt,
Und lebst du noch heut,
So geben wir ja
Für den Teut, für den Teut
Keinen einzigen Deut!

Ein Comitémitglied (zu Teut). Mein Herr! Entweder sind Sie der Teut, oder Sie sind es nicht. Sind Sie es nicht, so verdienen Sie als Lügner und Betrüger fortgewiesen zu werden. Sind Sie es, so müssen wir, gelinde gesagt, die Kühnheit bewundern, mit welcher Sie, mein Herr, sich hier als Todter feiern lassen, um hernach mit einer verspäteten Erklärung das Fest auf eine recht unerquickliche Weise zu stören. In jedem Falle also, mein Herr, finden

wir es angemessen, Sie zu bitten, diesen Versammlungsort zu verlassen und Ihre Wege zu gehen —

(Zwei Comitémitglieder fassen Leut am Arm und führen ihn ab.)

Leut. O mein Volk, mein Volk!

Einer aus der Menge. Wenn man nicht sicher ist, dass ein todter berühmter Mann, dessen Feier man eben begeht, plötzlich lebendig wird und die Versammlung zum Narren hält, so hört alles auf.

Ein Anderer (zu seinen Nachbarn). Bei uns in Ratzeburg hat man in neuester Zeit doch Versuche gemacht, berühmte Männer auch schon bei ihren Lebzeiten zu feiern. Das heißt, erst an ihrem siebzigsten oder achtzigsten Geburtstage: dann aber so, dass ihnen Hören und Sehen vergeht. Man wartet mit der Anerkennung des betreffenden Mannes, bis er nichts mehr haben will als Ruhe; dann kommt man mit Trompeten und Pauken, und schmettert ihm die Ohren voll. Und wenn er in den letzten Zügen liegt, so verdoppelt man ihm die Pension . . .

Ein Comitémitglied (besteigt die Tribüne). Meine Herren! Hervorragende Männer aus allen deutschen Gauen haben sich gemeldet, im Anschluss an die heutige Festfeier über Angelegenheiten des deutschen Vaterlandes zu dieser Versammlung deutscher Patrioten zu sprechen. (Bravorufe und Händeklatschen.) Herr Dr. Zipfelhuber aus Würzburg ist als erster Redner vorgemerkt. (Erneuertes Bravo.) Herr Dr. Zipfelhuber hat das Wort.

Dr. **Zipfelhuber** (besteigt, von Applaus begrüßt, die Tribüne). Meine Herren! Wir alle, die wir hier versammelt sind, wir alle haben das leise, ich möchte sagen, das unbewusste Gefühl, dass etwas geschehen *muss*, etwas geschehen wird in Sachen unseres noch nicht vorhandenen großen deutschen Vaterlandes. Was? Wir wissen es nicht: wir haben, so zu sagen, gar keine Ahnung davon. Es ist vorderhand auch gleichgiltig. Wenn einmal die Stunde da ist, so wird geschehen, was zu geschehen hat nach dem Rathe des Schicksals. Was uns dunkel vorschwebt, ist: Ein gemeinsames Vorgehen unter einem gemeinsamen Banner. *Unter einem gemeinsamen Banner!* Das, meine Herren, ist eine Sache, worüber sich reden läßt. Die Frage des Banners, unter welchem wir seinerzeit gemeinsam vorgehen werden, ist eine Frage von unabsehlicher Tragweite. Vielleicht scheint sie manchem von Ihnen eine ganz einfache. Jeder deutsche Patriot kennt und liebt die deutschen Farben, kennt und liebt das heilige Schwarzrothgold. Hoch unser altehrwürdiges Schwarzrothgold! (Allgemeines „Hoch" unter den Zuhörern.) Soweit scheint freilich alles Ordnung. Aber wissen Sie, dass gerade an diese deutsche Farben, an dieses altehrwürdige Schwarzrothgold, sich Detailfragen knüpfen, deren Lösung noch nicht einmal versucht worden ist? Detailfragen, mit welchen sich bisher bloß Gelehrte und tiefer Denkende beschäftigt haben, die aber meines Erachtens nur mit Wissen und Willen der gesammten Nation zum Austrag gebracht werden dürfen? (Hört! Hört!) Erlauben Sie, dass ich die Sache mit Sorgfalt erörtere, die ein

Gegenstand von solcher Wichtigkeit verdient. Woher stammen die deutschen Farben? Es dürfte Ihnen nicht unbekannt sein, dass sie zurückgeführt werden auf die Mütze des Teut; eine Mütze, wohlgemerkt! aus Bärenfell, roth gefüttert, und mit einer goldenen Troddel geziert. Merken Sie wohl: Schwarz die Mütze, roth das Unterfutter, golden die Troddel. Nehmen wir an — ich sage nehmen wir an — dass in der Reihenfolge „Mütze, Unterfutter, Troddel", diese drei Dinge nach der heraldischen Wichtigkeit, die ihnen zukommen, aufeinander folgen, so ist auch die Reihenfolge der Farben „Schwarz-Roth-Gold" eine correcte. Aber, meine Herren, ich bestreite die Richtigkeit der Reihenfolge „Mütze, Unterfutter, Troddel". Ich erkläre und werde beweisen, dass die Troddel heraldisch über dem Unterfutter steht, dass die natürliche Reihenfolge „Mütze, Troddel, Unterfutter" ist, und, dem entsprechend, die correcte Reihenfolge der Farben „Schwarzgoldroth" statt Schwarzrothgold. (Rufe: „Bravo!" — von anderer Seite: „Oho!") Meine Herren! wenn Sie sich den Teut vorstellen mit der heraldischen Mütze auf dem Kopfe, was erblicken Sie? Sie sehen das Schwarz der Mütze, Sie sehen das Gold der Troddel — das Roth des Unterfutters sehen Sie nicht, sehen nicht das allermindeste davon, bis Teut etwa die Mütze abnimmt. Die Troddel sehen Sie immer: ihr Gold fällt neben dem Schwarz der Mütze fort und fort energisch ins Auge. Und diese weithin leuchtende, immer sichtbare Troddel sollte in Betreff der heraldischen Wichtigkeit hinter dem unsichtbaren, fast nicht existierenden Unterfutter stehen? (Erneuertes Bravo und Ohorufe.)

Dr. Kerubeißer aus Breslau. Ich bitte ums Wort.

Comitémitglied. Herr Prof. Dr. Kerubeißer aus Breslau hat das Wort.

Dr. Kerubeißer. Meine Herren! ich bedaure, den Ausführungen des geehrten Vorredners mit dem entschiedensten Widerspruch entgegentreten zu müssen. (Bravo! — Oho!) Nun und nimmer kann die Troddel als heraldisch über dem Unterfutter stehend betrachtet werden. Denn: die Troddel, sie mag in die Augen fallen, soviel sie will, kann nur als etwas Nebensächliches, als ein Anhängsel der Mütze betrachtet werden. (Lebhafte Rufe: „So ist's!" — „Unsinn!" — „Schwarzrothgold" — Schwarzgoldroth!" — Zischen und Pfeifen — wachsender Lärm und Bewegung — zuletzt Rufe: „Abstimmen! Abstimmen!")

Comitémitglied. Die Versammlung wird gebeten, abzustimmen über die Frage „Schwarzrothgold" oder „Schwarzgoldroth"? diejenigen, welche sich für Schwarzrothgold entscheiden, belieben auf dieser Seite, Diejenigen, welche dem Schwarzgoldroth ihren Beifall schenken, auf jener andern Seite zusammenzutreten. (Die Parteien scheiden sich und gruppieren sich nach der gegebenen Weisung.)

Comitémitglied. Die Majorität hat sich für „Schwarzgoldroth" entschieden.

Die Minorität (in lebhafter Bewegung) Wir protestieren!

Gegenrufe. Protestieren? Haha! ihr seid überstimmt und müsst euch fügen!

Die Minorität. Wir fügen uns nicht! Wir treten aus der Versammlung!

(Die Minorität zieht in zornig erregter Haltung ab. Die Majorität verfolgt sie mit Zischen.)

Comitémitglied. Herr Prof. Dr. Blechmayer aus Gotha hat sich zum Worte gemeldet.

Prof. Dr. Blechmayer (besteigt die Tribüne). Meine Herren! Es ist erwähnt worden, daſs die Mütze des Teut, auf welche wir unsere nationalen Farben zurückführen, eine Bärenmütze gewesen. — Eine Bärenmütze! — Meine Herren! Ich bitte zu erwägen: Welche ist, genau bestimmt, die Farbe des Bären? Ein entschiedenes Schwarz? Nein! Sie lichtet sich, je nach den verschiedenen Individualitäten, vom dunkleren Schwarz bis zum helleren Braun. Schwarzbraun also, Schwarzbraun allein kann in diesem Betracht als wahrhaft typisch gelten, und ich spreche es offen aus, daſs der Feinsinnige unser deutsches Banner insolange nicht mit wirklicher Genugthuung betrachten kann, als das uncorrecte, untypische Dunkelschwarz nicht durch die sinnvolle, schwarzbraune Nuance gemildert wird — (Zustimmung und Widerspruch unter den Zuhörern).

Ein kleines Männchen (eilt zur Tribüne und ruft in höchstem Eifer, lebhaft gestikulierend). Sacrilegium, meine Herren! Sacrilegium! Es kümmert uns hier nicht, welche Farben die Bären überhaupt haben; es kümmert uns nur, von welcher Farbe der Bär gewesen, der das Fell zur Mütze des Teut geliefert, und ich habe vor sieben Jahren in einer gelehrten Gelegenheitsschrift, auf Grund der eingehendsten Forschungen, unumstöſslich bewiesen, daſs dieser Bär von schwarzer, entschieden schwarzer Farbe gewesen.

(Lärm und Bewegung — Streit zwischen Einzelnen — Wildes Durcheinanderrufen: „Schwarzbraun!" „Dunkelschwarz".)

Comitémitglied. Meine Herren! Ich bitte die Partei der Schwarzbraunen auf diese, die Partei der Dunkelschwarzen auf jene Seite zu treten. (Es geschieht.) Geehrte Versammlung! die Entscheidung ist für Schwarzbraun ausgefallen.

Die Minorität. Wir protestieren.

Die Majorität. Hahaha! — Beschränkte Geister! — Conservative — Zöpfe — Philister —

Einer von der Minorität. Was? noch persönliche Beleidigungen? Männer der Minorität, wir wissen, was uns geziemt. Wir wollen mit einer Versammlung, deren Mehrzahl so leichtsinnig in den wichtigsten Angelegenheiten entscheidet, nichts weiter zu thun haben.

(Die Minorität zieht sich zurück.)

Die Majorität. Gott befohlen! Hahaha!

(Zischen und höhnisches Gelächter, wobei es auch zu kleinen Balgereien zwischen Einzelnen kommt.)

Comitémitglied. Herr Dr. Gunkel aus Osnabrück wünscht zu sprechen.

Dr. **Gunkel** (besteigt die Tribüne). Meine Herren! Lassen Sie uns weitergehen auf dem bedeutungsvoll betretenen Wege. Es ist die Rede gewesen von der Farbenschattierung des Bärenfelles in der Mütze des Teut. Warum fragen wir nicht auch des Näheren nach der Farbe des Unterfutters? Ist es rosenroth, scharlachroth, purpurroth, carmoisinroth gewesen?

Ein Gelehrter (hervortretend). Das will ich Ihnen sagen. Eine uralte, im Archiv zu Ritzebüttel aufbewahrte Chronik des Joannes Faselus enthält Andeutungen, aus welchen mit Bestimmtheit hervorgeht, dafs das Unterfutter in der Mütze des Teut von ziegelrother Farbe gewesen —

Ein zweiter Gelehrter (gleichfalls vortretend, zum Vorigen). Und ich bin zufällig in der Lage, Ihrem Ritzebüttler Faselhans zum Trotz, Ihnen sagen zu können, dafs das Unterfutter in der Mütze des Teut von kirschrother Farbe gewesen —

Erster Gelehrter (vor Aufregung zitternd). Herr, beweisen Sie das!

Zweiter Gelehrter. Im zwölften Band von Schnüfflers trefflicher „Geschichte des Handels und der Industrie zu den Zeiten des Teut" wird ausdrücklich erwähnt, dafs unsere Vorfahren damals kein anderes Rothfärbemittel kannten als Kirschensaft. Auch das Unterfutter in der Mütze des Teut kann also nur mit Kirschensaft gefärbt gewesen sein, und ich überlasse es Ihnen selbst, Herr Collega, zu beurtheilen, ob die Farbe desselben eine andere, als eine kirschrothe gewesen sein konnte —

(Bravorufe und Zischen.)

Erster Gelehrter. Dem, was Sie sagen, widerspricht auf das Bestimmteste das Zeugnis des Joannes Faselius — und das Unterfutter in der Mütze des Teut kann auch im Auslande gefärbt worden sein —

(Rufe: „So ists!" „Unsinn!" — Beifall und Widerspruch. Wechselseitige Bedrohung der Einzelnen untereinander, mit dem Rufe „Kirschroth!" „Ziegelroth!")

Comitémitglied. Zur Abstimmung, meine Herren! Kirschroth rechts, ziegelroth zur Linken! (Die Parteien treten auseinander.) Ziegelroth hat gesiegt!

Die Minorität (in größter Aufregung). Das ist Wahnsinn!

Die Majorität. Keine Beschimpfung! fort mit euch!

Einer aus der Minorität. Wir schwören, dafs wir unter einem schwarz-gold-ziegelrothen Banner niemals auch nur einen Finger rühren werden!

Majorität. Das ist Verrath! Ihr seid Rebellen!

(Gehen aufeinander los, die Minorität wird hinausgedrängt.)

Comitemitglied. Prof. Dr. Munkel aus Frankfurt an der Oder!

Dr. Munkel (die Tribüne besteigend). Meine Herren! Nur noch ein letztes Wort in der großen Farbenfrage, welche wohl eine „brennende" genannt werden darf, da bei der Beschäftigung mit derselben unsere Versammlung, wie ich leider sehe, schon auf ein Häuflein „zusammengeschmolzen" ist — (Heiterkeit, „Bravo!") Meine Herren! Nachdem es nun einmal vorhin constatiert und von der Majorität acceptiert worden ist, dafs die Troddel gegenüber den andern Bestandtheilen der Mütze, und folglich auch das Gold gegenüber den andern Farben im deutschen Banner, nur eine nebensächliche, accessorische Bedeutung hat, so würde sich denn doch wohl fragen: Thäten wir nicht besser, das Gold, statt als gleichberechtigtes Farbenfeld, etwa als umlaufenden Rand am Bannertuch zu verwenden?

Stimmen. Bravo!

Andere. Nichts da! — das goldene Feld lassen wir uns nicht rauben!

Die Ersteren. Und wir wollen den umlaufenden Rand haben!

Die Anderen. Unsinn! — Goldenes Feld!

Die Ersteren. Umlaufender Rand!

Dr. **Munkel.** Meine Herren, erlauben Sie —

Stimmen. Nichts da! — Herunter von der Tribüne! — Pereat Munkel! Abstimmen! Abstimmen!

Comitémitglied. Umlaufender Rand zur Rechten, goldenes Feld zur Linken — (Abstimmung wie oben.) Das goldene Feld ist beibehalten!

Einer von der Minorität. Die ganze Abstimmung ist null und nichtig! Man hat die Discussion gehindert — man hat unsere Partei nicht zum Wort kommen lassen —

Ein Anderer. Man hat niederträchtig gehandelt!

Die Majorität. Was? (zornig auf ihre Gegner losgehend). Fort mit euch!

Die Minorität. Nein! wir bleiben!

Die Majorität. Weg da!

(Es entspinnt sich eine große Balgerei, die Minorität muss weichen, und es folgt ihr, in den Kampf verbissen, ein so großer Theil der Majorität, dass nur mehr zwei Festgenossen zurückbleiben.)

Erster (zum Zweiten) Potz Tausend, jetzt sind wir beide allein und nicht mehr beschlussfähig!

Zweiter. Schade — denn die ganze Sache ist nicht ohne —

Erster. Wie man's nimmt. Auf das zuletzt abgehandelte Problem: ob Feld, ob Rand, gebe ich nicht viel. Das aber wäre eine wohlaufzuwerfende Frage, ob es in Anbetracht der nun einmal angenommenen Inferiorität der Troddel nicht vernünftiger wäre, das Gold, statt es als continuierliche Fläche festzuhalten, in Streifen zertheilt über die andern Felder laufen zu lassen, um zugleich die in einzelnen Fäden zertheilte Natur der Troddel anzudeuten? Finden Sie das sinnreich oder finden Sie es nicht sinnreich?

Zweiter. Entschuldigen Sie gefälligst, ich finde es nicht sinnreich —

Erster (beleidigt). Sie sind sehr rasch bei der Hand, Herr, mit der Antwort!

Zweiter. Wollen Sie mir an diesem schönen Nationalfesttage das Recht der freien Meinung bestreiten?

Erster (höchlich erregt). Nein — aber mit demselben Rechte der freien Meinung sage ich Ihnen an diesem schönen Nationalfesttage, dass Sie ein Schwachkopf sind, wenn Sie nicht begreifen, dass mein Vorschlag zweckmäßig und sinnreich ist —

Zweiter. Schwachkopf? Darauf nehmen Sie das zur Erwiderung! (Gibt ihm eine Ohrfeige.)

Erster (mit Wuth auf ihn eindringend). Elender!

(Sie beginnen zu balgen; der Zweite wird vom Ersten überwunden und in die Flucht gejagt.)

Erster (sich ganz allein sehend). Das war ein ehrliches Duell — siegreich ausgekämpft für eine Idee — für meine Idee! — Ich werde niemals aufhören, für diese Idee einzustehen mit meiner ganzen Kraft! — — Aber ein

kleines Bedenken steigt mir da noch auf — (er versinkt in Nachdenken). Ist es correcter, wenn diese goldenen Streifen *von oben nach unten*, oder von der Seite quer über die beiden anderen Felder laufen? Bedingt die Natur der Mütze und die Natur der Troddel, und die Stellung oder Richtung, welche diese beiden gegen einander einnehmen, das eine oder das andere mit logischer Nothwendigkeit? — Die Troddel hängt an der Mütze von oben nach unten — also müßten auch die Streifen im Banner von oben nach unten laufen — Aber: — bei der Mütze ist die Höhenerstreckung beträchtlicher als die Breite — denn historisch erwiesenermaßen ist die Mütze des Teut höher als breit gewesen — bei dem correcten Bannertuche dagegen ist die breitseitliche Erstreckung beträchtlicher als die Höhe — die Längsdimension fällt also bei der Mütze mit der Höhe, beim Banner mit der Breite, der seitlichen Erstreckung, zusammen. Offenbar müßten die Goldstreifen des Banners correcterweise in derselben Dimension laufen, wie in der Mütze — sagen wir in der Längendimension — aber die Längendimension der Mütze und die Längendimension des Bannertuchs sind nicht congruent — sind einander vielmehr geradezu entgegengesetzt — — das ist ein Umstand, welcher der rationellen Lösung dieser Frage ein unübersteigliches Hindernis entgegenstellt! — (er setzt sich auf einen Baumstrunk, angestrengt grübelnd; dann plötzlich aufspringend) Ich hab's! *Von oben nach unten!* Die Richtung der Troddel bleibt doch das Entscheidende — (macht einige Schritte und wird wieder nachdenklich) Und doch — Langseite — Breitseite — Mützen- und Bannerdimensionen, die sich ewig nicht decken — das Problem wälzt sich auf meinen grübelnden Verstand immer aufs neue mit Centnerlasten (trocknet mit einem Tuche sich den Schweiß von der Stirn). Meine Kraft erlahmt an diesem ungelösten innern Widerstreit. Der Widerstreit der Meinungen hat an dieser Stelle heut das deutsche Volk so lang in immer neu sich entzweiende Hälften gespalten, bis nur *einer* noch übrig bleib. Ich bin dieser eine — sozusagen der letzte Deutsche. — Aber hat der trennende Zwiespalt aufgehört? Nein! — Da sitzt er mir drinnen in der *eig'nen Brust* — —

Und diesen Zwiespalt trag' ich länger nicht!
Ich bin ein Deutscher, und solang ich lebe,
Werd' ich den Fluch des Zwiespalts mit mir schleppen.
Denn dies Problem, ich löf' es nicht, ob mein
Gedankenstreitroß ich auch blutig peitsche —
(er zieht einen kleinen Strick aus der Tasche)
An jenem großen schönen Eichbaum dort
Anknüpf' ich mich. Fahr' wohl, du gold'nes Licht!
Am innern Zwiespalt stirbt der letzte Deutsche.
(Er erhängt sich an der nächsten Eiche.)

Teut (kommt langsam, nachdenklich und traurig gegangen).
Recht schlimm ergeht mir's unter meinem deutschen Volk.
Von Bauernlümmeln fortgejagt als fauler Knecht,

Bedräut sodann von schnöder Landespolizei
Im Augenblick, wo ich als höh'rer Genius
Herunterſteigend sprechen will zu meinem Volk —
Herumgestoßen bei dem eig'nen Fest zuletzt
Von meines eig'nen deutschen Volkes eig'ner Faust —
Verhöhnt, gepufft sogar, geschlagen, ich, der Teut! —
Unlängst gerieth ich unter einen Leutetrupp:
Der gafft mich keck wie einen fremden Vogel an,
Und fragt: Wer bist du, wunderliches Menschenkind?
„Ein Deutscher bin ich", gab ich harmlos drauf zurück.
„Ein Deutscher?" rief's; „bist Franke, Sachse, Preuße du?
Cherusker? Österreicher? Alemannier?"
„Ich bin ein Deutscher!" gab ich immerfort zurück.
Und als sonst nichts aus mir herauszubringen war,
Da sagten sie: Der arme Teufel ist verrückt,
Und schleppten mich ins nächste Narrenhospital.
Und nun, nun hab' ich's endlich schon soweit gebracht,
Daſs ich mich gar nicht wage unter Menschen mehr,
Und nur umher noch schleiche wie ein scheues Wild.
(Er bemerkt den an der Eiche Hängenden)
O Wodan! Was erblick' ich? Hier am Eichenast
Hängt aufgeknüpft ein deutscher Mann, ein Festgenoſs —
(ſich schüttelnd)
Hu! immer stärker graut mir's unter meinem Volk —
(Wendet ſich ab und verhüllt ſein Geſicht mit den Händen. — Ein kurzes Hörnersignal schallt plötzlich aus dem Walde — dann verwirrtes dumpfes Geſchrei.)

Teut (auffahrend).

Horch, was ist das? Hörnerrufe — ferner Tritte dumpfer Klang —
Leiſes Klirren — ha, was ist das? — Neckt es doch mein Ohr schon lang:
Als die Männer hier beriethen unterm Zornruf der Partei,
Unter welches Banners Wehen dermaleinst zu handeln sei,
Zankend, zaudernd, zögernd standen auf der großen Elendhalde,
Kam ein seltsam Rauſchen manchmal plötzlich aus dem tiefen Walde,
Und gar eigen klang's dazwiſchen, als ich dort so lauſchend stand:
's war, als schlüge deutsches Eisen dumpf an welſchen Schildes Rand ...
(In die Ferne blickend)
Und nun ist's, als ob der Eichwald sein Geheimnis ganz ergösse —
Krieger, Bürger seh' ich nahen; mächtige Trompetenstöße,
Rippenstöße auch dazwiſchen, brechen einem Heerzug Bahn,
Der, von Schwärmen Volks umjubelt, schon betritt der Wiese Plan.
Wohin flücht' ich? — fortgewiesen, fortgestoßen, fortgeläut —
Ist's ein Wunder, wenn so zaghaft endlich ward der alte Teut?
Und doch möcht' ich seh'n und hören — wollt' ich doch, ich wär' ein Mäuschen —

(sich an den Souffleur wendend)

Theurer Mann, der du da unten wohnst in deinem sichern Häuschen,
Lafs zu dir mich niederschlüpfen und mit dir die Stelle tauschen —
Aus dem sicheren Versteck da will ich seh'n und will ich lauschen —

(Er schlüpft in das Häuschen des Souffleurs.)

Zweite Scene.

(Hermann kommt an der Spitze seines Heeres, mit welchem er soeben die Römer geschlagen. Das Volk umjubelt ihn unter beständigem Zuruf: „Hoch Hermann, der Cherusker!" Zur Rechten und zur Linken Hermanns je ein Unterbefehlshaber und Verwandter des Cheruskerfürsten. Nachdem der Zug den Vordergrund erreicht, staut er sich; Hermann und seine Begleiter halten.)

Erster Unterbefehlshaber (alter Mann mit grauem Barte). Herr Gott im Himmel — Nesse, ich glaube, wir haben in der Übereilung die welschen Legionen völlig aufs Haupt geschlagen. Was wird der Kaiser Augustus in Rom dazu sagen? Hätte nicht gedacht, als die Keilerei losgieng, dafs es soweit kommen sollte —

Zweiter Unterbefehlshaber. Wenigstens werden sie nicht mehr sagen, dafs wir „dumme Deutsche" sind. Sie meinten immer, dafs man ihnen gar nicht beikommen könne, und jetzt hat man gesehen, dafs sie gottsjämmerlich gehauen werden können — ihr ganzes Prestige ist beim Teufel.

Hermann. Kanzler, sind die Telegramme an Frau Thusnelden abgegangen?

Kanzler. Jawohl, Durchlaucht.

Hermann. Habt Ihr mir die Liste der Gefallenen, und dann auch die Liste der Bravsten, zum Behufe der Decorierung, angefertigt?

Kanzler. Jawohl, Durchlaucht.

Hermann. Wo ist das Verzeichnis der Bravsten?

Kanzler (überreicht ihm ein Papier). Hier, Durchlaucht!

Hermann. Das ist ja die Liste der Gefallenen!

Kanzler. Richtig! Entschuldigen, Durchlaucht! Aber es sind ohnedies beiläufig die nämlichen!

Hermann. So! — Habt Ihr ferner unterwegs, wie ich Euch aufgetragen, ein wenig herumgefragt nach dem Barden Schwartenmaier, dem Verfasser des Liedes, bei dessen Klängen die Unsern in den siegreichen Kampf gezogen sind? Ich will dem Manne eine kleine Pension anweisen lassen —

Kanzler. Durchlaucht, ich habe nachgefragt —

Hermann. Nun, was ist's?

Kanzler. Durchlaucht, er ist schon verhungert.

Hermann. So! —

Bacherl (aus der Menge sich vordrängend, beginnt Hermann anzudeclamieren). Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen —

Hermann. Schon gut.

Bacherl. O du, der du, sag' ich — (verzückt) O ihr teutschen Eichen rings umher! o ihr teutschen Blumen und Kräuter, wie herrlich blitzet jetzo auf euch

der reine keusche Thau dieses teutschen Siegesmorgens! O ich möcht' ihn hinwegschlürfen mit meinen Lippen, diesen rein und keusch vom teutschen Himmel herabgeträufelten Wonnethau — (Er greift hinter der Stute Hermanns in Gras, pflückt ein Kräuterbüschel und schlürft die darauf liegenden Tropfen hinweg.)

Hermann. Sacht, guter Alter! Wenn mir recht ist, so sind die fraglichen Tropfen nicht so geradewegs vom Himmel gefallen, sondern es stammen dieselben von meiner braven Stute, welche soeben Laub und Gras da herum auf eine nicht gerade poetische, aber natürliche Weise beträufelt hat[1]).

Bacherl (wirft das Kräuterbüschel mit wehmüthiger Entrüstung fort). O teutscher Genius, wie grausam sind deine Enttäuschungen! — O herber Widerstreit zwischen teutschem Ideal und teutscher Wirklichkeit! — Aber es thut nichts! — (Hebt wieder zu declamieren an) Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen —

Hermann. Es ist genug. Ich weiß schon, wie Ihr's meint.

Bacherl. Großer Held! lass dir die Huldigung eines teutschen Mannes gefallen, der jetzt anerkanntermaßen als einer der ältesten unter den jüngeren Barden Teutschlands dasteht, obgleich er bis dato weder einen Heller aus der teutschen Schillerstiftung, noch einen Pfifferling an Nationaldank vom teutschen Volk erhalten hat —

Hermann. Kommt Ihr einmal nach Detmold, so erinnert mich daran, dass ich Euch meinen fürstlich cheruskischen Hausorden umhänge.

Bacherl. Fürstliche Durchlaucht! Ein paar Thaler aus Höchstdero fürstlich cheruskischer Hauscasse wären einem braven teutschen Manne zu treuer teutscher Erinnerung noch lieber.

Hermann. Bar Geld muss dermalen geschont werden. Was wir als Kriegsbeute heimbringen, das legen wir auf Zinsen, damit wir den nächsten Krieg bestreiten können. Aber wenn Ihr in alle Wege eine loyale Gesinnung zeigt, und dann und wann in der fürstlichen Hofküche vorsprechen wollt, so soll es meinem Haushofmeister auf einen Löffel Suppe für Euch nicht ankommen.

Bacherl. Heil dir, Heil dir, du Teutschester der Teutschen —

Volk (mit lebhaftem Geschrei einfallend). Hoch Hermann, der Cherusker! (Hermann zieht mit den Seinen weiter. Das Volk drängt sich ihm nach unter beständigem Jubelgeschrei.)

Dritte Scene.

Teut (steigt, nachdem die Bühne wieder leer geworden, aus dem Soufleurkasten).

O was hab' ich angehöret, o was hab' ich angesehen!
Eine That, ja, eine That ist, eine deutsche That geschehen!
Plötzlich einig sind die Deutschen in des Jubels Lustgeberden,
Und es kann ein Jahr vergehen, eh' sie wieder uneins werden —

[1]) Da bei einer Bühnenaufführung die scenischen Verhältnisse kaum gestatten würden, dass Hermann und seine beiden Begleiter zu Pferde erscheinen, so wäre in solchem Falle statt „von meiner braven Stute, welche ꝛc." zu sagen „von einer braven Kuh oder sonstigem Weidevieh" und das „soeben" wäre wegzulassen.

(nachdenklich)

Freilich, ach, was hilft's, solang wir des Bewußten noch entrathen?
Ach, was nützen Glanzerfolge, was die allerschönsten Thaten,
Wenn der alte Fluch zurückkehrt, wenn die alten Würfel rollen,
Wenn die alten deutschen Köpfe wieder was Besonderes wollen,
Wenn bald jeder neu verbissen in ein Lieblingstheorem ist,
Mit der Stirne durch die Wand rennt, weil die Thür ihm nicht genehm ist,
Sich aus einem Schweinsohr durchaus will 'ne Sammtkappe schneidern,
Einen Regenwurm als Schnürband brauchen will an Schuh'n und Kleidern —
Wenn, sobald es einmal Glück schneit, unterduckt der deutsche Töffel,
Und, wenn's süßen Mehlbrei regnet, flennend schreit nach *seinem* Löffel? —
Vater Wodan, hab' Erbarmen, nimm den Alp von meiner Seele,
Meiner Schuld nicht länger zürne, und nicht länger mir verhehle,
Was aus jenem Hort geworden, aus dem schnöd' verlor'nen Hort,
Ohne den mein Volk erreichen nimmer kann den sichern Port?
Welcher Ort hält ihn begraben, welche lichtlos dumpfe Gruft?
Hat ein Erdspalt ihn verschlungen? birgt ihn eine Felsenkluft?
Liegt er auf des Meeres Grunde, von beflosster Schaar umzingelt?
Trug ein Ar zu seinem Nest ihn? hält ein Lindwurm ihn umringelt?
In die blauen Lüfte konnt' er spurlos nicht verweh'n, verschwinden,
Für ein Sonntagskind doch muss er irgendwo noch sein zu finden.

(Sich auf ein Knie niederlassend.)

Künde, Vater Wodan, künde, was so lang in dir geruht,
Das Geheimnis, das ich willig zahle mit des Herzens Blut! —

(Leise Musik — ein Bote des Wodan senkt sich auf einem Wolkenwagen herab.)

Bote des Wodan (nachdem die leise Musik verklungen).

Gnädig hat aus Walhalls Glanzwelt Odin mich herabgesendet,
Deiner Sehnsucht heißes Flehen hat sein strenges Herz gewendet.

Tent. Dank dir, Dank, o Göttervater!

Bote des Wodan.

Höre mich — durch mich dir künden
Läßt er, was bis heut vergebens du gestrebt hast zu ergründen.

Tent. Sprich!

Bote des Wodan.

Auf deinem Zug begriffen warst du mit den Urgermanen,
Übern Kaukasus herüber gieng's mit schwarz-roth-goldenen Fahnen.
Eben zogst du durch ein einsam schauerliches Waldgehege.
Nacht war's. Deine Leute giengen schlummermüd' auf rauhem Wege.
Plötzlich senkt ein großer Geier sich herab aus Äthertiefen;
Um die Wagen der Bagage, während alle Wächter schliefen,
Schwirrt' er lang und schwirrt' er leise, ziehend wundersame Kreise,
Einen Fang wohl sich erhoffend aus dem Mundvorrath der Reise —

Aber ausgegangen war euch Proviant grad und Fourage;
Hungerzornig hackt der Geier nach Paketen der Bagage,
Hungerzornig packt er eines, hebt sich krächzend mit der Beute —
Aufgeschreckt von diesem Krächzen, wachen auf des Trosses Leute.
Ahnten sie, was im Momente jetzt das deutsche Volk verlor?
Nein, sie rieben sich die Augen, legten sich aufs and're Ohr.

Teut. Und der Vogel?

Bote des Wodan.
Der flog weiter, hungerzornig, manche Meile —
Endlich wo ein Schlänglein merkt er, stürzt hinab in Blitzeseile —

Teut. Und das Päcklein?

Bote des Wodan. Läßt er fallen —

Teut (gespannt). Wohin fiel's?

Bote des Wodan.
Im Pommerlande
Fiel's herunter und verlor sich ellentief im dichten Sande.

Teut (freudig). Und da liegt's nun?

Bote des Wodan.
Ja, da liegt's nun — klafterhoch schon deckt der Sand es
Und ein angeschwemmtes Erdreich, tief im Schoß des Pommerlandes.

Teut (begeistert). Auf!

Bote des Wodan.
Halt! Hör' erst, was dir künden Walhalls Götter, die nicht lügen,
Von Verhängnissen der Zukunft, welchen Götter selbst sich fügen!

Teut. Nun?

Bote des Wodan.
Nach mannigem Jahrtausend wird gebaut ein ländlich Gut
An der schicksalvollen Stelle, wo der Hort der Deutschen ruht.
Dieses Gutes Eigenthümer gräbt dereinst nach einem Schatz
Nachts bei hellem Sternenscheine, just auf selbem Schicksalsplatz.

Teut. Und der Mann?

Bote des Wodan. Entdeckt das Päcklein —

Teut. Welch ein Mann?

Bote des Wodan.
Ein Sonderling —
Sprudel-Tollkopf — doch nachdem er aufstipitzt das kleine Ding,
Wird er so gescheit, daß alles, alles, alles ihm gelingt,
Daß er Unerhörtes leistet, Ungeheuerstes vollbringt —

Teut.

Was? er wird den Schatz behalten für sich selbst und davon leben,
Statt dem ganzen deutschen Volk ihn ehrlich gleich zurück zu geben?
Was nützt selbst ein Gottverstand uns, wenn ihn Einer hat in Pacht?
Wenn er nicht vor Gott und Menschen zum Gemeingut wird gemacht?
Sprich, wie ist der Ort geheißen? dies zu wissen würd' ich froh —

Bote des Wodan. Barzin ist der Ort geheißen —

Teut. Und der Mann?

Bote des Wodan. Heißt so und so.
Eins noch weiß ich: zur Devise wählte dieser Mann den Spruch:
„Halte fest und gib nichts wieder — Nunquam satis nie genug!"

Teut.

„Halte fest und gib nichts wieder?" Das ist dieses Mannes Spruch?
Armes deutsches Volk — das nenn' ich einen herben Schicksalsfluch!
(Zornig aufwallend.)
Doch — zu finden werd' ich wissen diesen Herrn von Haltefest,
Der, was einmal er ergrapst hat, nimmer aus den Klauen läßt!
Dann, ihn selber mir ergrapf' ich, und ich schlepp' ihn vors Gericht,
Daß er zitternd wie ein Dieb steht, ein entlarvter Bösewicht —
Werden seh'n, ob's nach dem Sprichwort „Richter in Berlin" noch gibt,
Und ob rächend sich bewähren die Devisen, die er liebt?
Volksanwalt sein will ich selber, und ich bring's zum Urtheilsspruch:
Strafgeld: was vermag sein Beutel — „numquam satis — nie genug!" —
„Halte fest und gib nichts wieder!" — lebenslange Kerkerhaft! —
Warte, wart', dir jag' ich ab noch, was du diebisch aufgerafft!
Warte, warte, will nicht rasten, bist du, was des Volks, herausgibst,
Und von dem, was du erst naschtest, einen Pangermanen-Schmaus gibst — —

Bote des Wodan.

Walhallagenoss, was ereiferst du dich? vorgreifst du den künft'gen Geschicken!
Bereit ist, du siehst's, mein Wolkengefährt, dich dem irdischen Bann zu entrücken!
Die Zeit ist um für diesmal — komm —

Teut.

Ich komme! — Das Eine bedrückt mich:
Daß einsam ich scheide — die Meinen zu seh'n vor dem Scheiden, es hätte beglückt mich.
Doch niemand ist hier. — Ei wie? Niemand?
(Er wendet sich ans Publicum, höflich die Mütze ziehend.)
Da sitzen ja Söhne des Teut noch!
O weh, schon fürcht' ich, daß eben der Wunsch, der vermessene Wunsch mich gereut noch.
Vergebung! Sie wissen, wie ängstlich ich bin, wie verschüchtert im Volke der Meinen.
Gewähren dem scheidenden Ahnherrn Sie, o Verehrte, den Wunsch nur, den kleinen;

Wenn empor ich nun schwebe im Wolkengefährt, und zum Fallen sich neiget der Vorhang,
Und Sie merken, dass jetzo zu Ende das Stück, so begleiten Sie meinen Emporgang
Mit unheilkündendem Zischlaut nicht — Sie wissen doch, was ich gelitten
Schon sonst durch meines geliebtesten Volks noch ein wenig barbarische Sitten —
Auch thäte mir's wahrlich von Herzen leid um den etwas empfindlichen Dichter,
Der sich für ein harmlos Scherzspiel hofft harmlos mildlächelnde Richter —
Dies Letzte, Sie merken, ist improvisiert, ist ganz ohne Willen und Wissen
Des Dichters gestümpert; und wenn er mich hört, so stürzt er sich aus den Coulissen,
Und der zögernde Unglücks-Teut, er wird, wenn zum Scheiden er länger sich faul stellt,
Nach allem, was unter dem Volk ihm geschehn, auch zuletzt noch vom Dichter gemaulschellt! —
Ade denn, Verehrte! auf Wiedersehn, wenn's den pangermanischen Schmaus gibt,
Und in sich der Eigner von Varzin geht, und das Päckchen, das heil'ge, herausgibt! —
Aufnimm mich jetzt, Goldwolkengefährt, mich zurück gen Walhall zu tragen!
Bin ich nur erst wieder bei Wodan dort, so will zum Gruß ich ihm sagen,
Ihm selbst und den Göttern und Helden zumal in Walhalls schimmerndem Saale,
Wenn kreisen die Krüge mit schäumendem Meth beim leckeren himmlischen Mahle,
Will treulich berichten zum Willkommgruß, wenn nach neuester Kunde sie fragen,
Dass eben geschehn eine deutsche That, der Cherusker den Welschen geschlagen!
Dess' freuen sie herzlich sich alle sodann — in den Augen aufzüngelt's wie Flammen,
Sie heben die Krüge mit schäumenden Meth und schlagen die Schwerter zusammen,
Und rufen im Chorus, dass Walhall bebt, ein markiges „Bravo, Germanen!"
Und Wodan lächelt mit hellem Gesicht, und spricht: „Was die Kühnsten nicht ahnen,
Geschehnis wird's, es gedeiht langsam, was die ewigen Mächte bereiten:
Germanische Kraft, titanisch gereift, wird ragen am Ende der Zeiten!" —
So tönt mir's dort. — Dann harr' ich des Tags, indessen die Zeiten verrinnen,
Der nieder mich ruft zum letztenmal von Walhalls leuchtenden Zinnen.
Hurrah, Germania! Winkender Aar, ausbreite die tönenden Schwingen,
Und lass von Klängen der Zukunft mich, Aufschwebender, lieblich umklingen!

(Er betritt das Wolkengefährt, und indem die beiden, ein Adler ihnen voran, emporschweben, erklingt im Orchester die Melodie der „Wacht am Rhein" oder eines anderen patriotischen Liedes.)

Der Vorhang fällt.

Hamerling zu Friedrich Halm.

(Hamerling-Erinnerungen. Zweite Reihe.[1])

Von **Dr. Michael Maria Rabenlechner.**

I.

Die erste Veranlassung zur nachfolgenden Untersuchung gab ein Feuilleton des „Neuen Wiener Journal" in der Osterſonntagnummer 1897 (18. April), das unter dem Titel „Aus dem Nachlasse Friedrich Halms" bis dahin ungedruckte Briefe an Friedrich Halm von Ottilie von Goethe und Robert Hamerling brachte.

Das Feuilleton erregte nämlich in literarischen Kreisen Interesse und wurde in Blättern mehrfach besprochen. Unter anderem warf ein Blatt, das bei dieser Gelegenheit des Nachlass-Sonetts Hamerlings „Friedrich Halm" („Letzte Grüße aus Stiftinghaus", pag. 85) gedachte, die Bemerkung hin, es wäre vielleicht nicht uninteressant, zu untersuchen, ob sich das Verhältnis der Verehrung Hamerlings zu Friedrich Halm nicht auch anderwärts constatieren lasse.

Die Bemerkung blieb nicht unbeachtet, zumal dem bezüglichen Kundigen auch in „Teut" und in „Prosa" indirecte und directe Beziehungen Hamerlings zu Friedrich Halm sich äußern.

Und so ward denn, nachdem wir bereits früher die Beziehungen Hamerlings zum größten Dramatiker Österreichs, zu Grillparzer, und umgekehrt Grillparzers zum größten Epiker Österreichs, Hamerlings, untersucht und beleuchtet,[2]) nunmehr das Verhältnis Hamerlings zu dem von ihm so hochverehrten Dichter des „Fechter" von uns in Untersuchung gezogen, und wir dürfen sagen, dass unser Bemühen von dem schönsten Erfolge gekrönt ward, und dass die nachfolgenden Ausgrabungen und Mittheilungen nicht bloß für den exclusiven Hamerlingverehrer Interesse haben werden. — — —

Zur Zeit, als Robert Hamerling sich mit den Werken der Literatur zu beschäftigen begann, da er als weiland Sängerknabe von Zwettl eben

[1]) Vergleich „Heimgarten", Decemberheft dieses Jahrganges.

[2]) „Grillparzer über Hamerling und Hamerling über Grillparzer. Mittheilungen." Wir haben das Manuscript, dessen geringer Umfang in verkehrtem Verhältnis zu der von ihm geforderten Mühe steht, auf ausdrücklichen Wunsch dem Jahrbuch der „Grillparzergesellschaft" überlassen. Dort freudig acceptiert, liegt es indes schon das — dritte Jahr und harrt der Auferstehung.

nach Wien (October 1844) übersiedelt war, schwebte der Name Friedrich Halm bereits als leuchtendes Meteor am Wiener Literaturhimmel. 1835 bereits war ja seine „Griseldis" erschienen, die sich im Sturme alle deutschen Bühnen und zahlreiche des Auslandes eroberte, und sieben Jahre später bejubelte das Theaterpublicum schier aller Hauptstädte Europas den Dichter des „Sohns der Wildnis".

Nichtsdestoweniger spielt Friedrich Halm in den Jugendtagebüchern Hamerlings nur eine untergeordnete Rolle. Da interessiert unsern Dichter der jugendliche Eckardt weit mehr, als wie der Schöpfer der „Griseldis", Ludwig Eckardt, der damals als Stürmer und Dränger das Augenmerk der Wiener Literaturkreise mehr als nöthig auf sich gezogen und auch unseren Dichter für einige Jährchen in erwartungsvoller Spannung erhielt. Über Friedrich Halm und seine Werke hat aber das Tagebuch nur wenige und kurze Notizen — schier zu unbedeutend, als dass sie hier Platz finden. Nur einige flüchtige Proben:

28. Mai 1846.

Heute habe ich erfahren, dass Friedrich Halm eigentlich Freiherr von Münch-Bellinghausen heiße und Hofrath sei.

15. Juni 1846.

Ausgelesen: „Der Adept", Trauerspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Halm, bei Gerold 1836. Ein wunderschönes Stück, im einzelnen nicht selten ganz classisch; doch befriedigt das Ende mich nicht.

Friedrich Halm ist ein Hausfreund bei der Herrschaft meines Vaters, dem Baron von Pidoll — vielleicht kann ich ihm noch einmal nahe kommen.

9. Jänner 1847.

Friedrich Halm sehe ich oft in der Hofbibliothek; sonst kenne ich keine Berühmtheiten Wiens.

6. October 1847.

Gelesen: Friedrich Halms „Sohn der Wildnis", Wien 1845, 4. Auflage (Gerolds Verlag). Die Schlussscene des zweiten Actes zwischen Jugomar und Parthenia ist meisterlich gearbeitet; alles übrige kommt mir beinahe vor wie ein hors d'oeuvre.

Ziemlich unvermittelt nach solchen kurzen, unbedeutenden Tagebuchnotizen erscheint die folgende große Abhandlung unseres Dichters „über Friedrich Halms dramatische Werke", die Robert Hamerling als junger Professor des Triester Gymnasiums für das Feuilleton der „Triester Zeitung" geschrieben.

Gewaltiges Aufsehen hatte Ende 1854 und die folgenden Monate die Tragödie „Der Fechter von Ravenna" erregt. Alle deutschen Bühnen Österreichs, sowie die Deutschlands führten das poesiegesättete, echt nationale Stück, dieses Hohelied des Deutschthums, unter dem Jubel des Publicums auf. Aber das Stück war seinerzeit anonym bei der Direction des Burgtheaters eingereicht worden, und der Verfasser hatte auch den anderen Bühnen gegenüber seine Anonymität gewahrt. Ver-

gebens alles Forschen des Publicums, alles Vermuthen der Recensenten. Die wunderlichsten Vermuthungen über den Autor wurden rege, genau wie sechzehn Jahre später über „L. Gruber". Glaubte man hinter diesem allen Ernstes einen hohen, einen höchsten Würdenträger der katholischen Kirche, so vermuthete man im Dichter des „Fechter" ein gekröntes Haupt — König Johann von Sachsen, den Dante-Forscher und Übersetzer Philalethes.

Da endlich nannte sich der Verfasser und der — — Scandal brach los. Ein Scandal, der seinesgleichen in der Literaturgeschichte sucht. Ihn hier flüchtig zu skizzieren, scheint nicht bloß um des folgenden Aufsatzes, sondern auch um der Gestalt des poetischen Schulmeisters in „Teut" geboten.

Ein Schulmeister aus Pfaffenhofen in Bayern (am Starnbergersee), namens Franz Bacherl, hatte eine Zeit vor Aufführung des „Fechters" ein Stück „Die Cherusker in Rom" dem Burgtheater eingesandt. „Dieses Stück, eine durch und durch wertlose Arbeit, roh in Form, gemein im Ausdruck, albern in der Technik, enthielt einzelne Phrasen und ein paar Scenen, die, wenn zehn Poeten in ein Conclave eingeschlossen und den in seinen Grundzügen historischen Stoff [1]) dramatisch zu bearbeiten beauftragt worden wären, jeder von diesen zehn mutatis mutandis in seinem Drama hätte anbringen müssen." Als sich nun Halm als den Verfasser des „Fechters" genannt, da trat die „Allgemeine Zeitung" für den Landsmann Bacherl ein, hob die Ähnlichkeit einzelner Scenen hervor, betonte nachdrücklichst, dass Bacherl seine Werke lange vor Aufführung des „Fechter" ans Burgtheater geschickt, hütete sich aber wohlweislich, auch nur eine Probe aus dem höheren Blödsinn der „Cherusker" mitzutheilen. Denn nicht dazuthun, dass Halm eventuell aus einem rohen Block einen Apollo von Belvedere gemeißelt, sondern den Dichter des „Fechter" zum literarischen Dieb und Betrüger, zum Plagiator schlechthin zu stempeln, das bezweckte die „Allgemeine". Und sie erreichte auch für eine Zeit diesen Zweck. Die Darstellungen des „Fechter" in München wurden von nun an stets mit einem wüsten „Pereat Halm!" und einem hellen „Hoch Bacherl!" geschlossen, Artikel hämischester Art gegen Halm erschienen selbst in seiner engeren Heimat und in Wien — und der Dichter der „Griseldis" hatte so recht Gelegenheit, die Publicumsbestie zu studieren. Erst als „Die Cherusker in

[1]) Die historische Quelle — und das mag vielleicht weitere Kreise interessieren — ist ein kurzer Satz in Tacitus; Tacitus nämlich meldete von Arnims Sohne, dass er Thusnelden entrissen und zu Ravenna erzogen worden sei, und fügt dieser Mittheilung hinzu: „Zu welchem Hohn des Geschickes er aufgespart war, werde ich später erwähnen." Nun ist aber leider der Theil der Werke des Tacitus, in dem diese Erwähnung geschah, verloren gegangen. Und so beruht denn die Fabel des „Fechters" lediglich auf der phantasievollen Commentierung der Taciteischen Worte: „educatus Ravennae puer, ludibrio conflictatus."

Rom" gedruckt erschienen und als der poetische Schulmeister seinen plötzlichen Ruhm benützte und dem Beruf der Jugendbildung entsagte, um gegen Geld als herumziehender Barde seine dramatischen Werke zum Besten zu geben, da gieng man in sich und erkannte die Größe des Stumpfsinns, dem man zum Opfer gefallen ....., denn einen noch horrenderen Blödsinn als die Dramen „Caligulas Tod" oder „Die Wagenburg der Teutonen", die Bacherl pathetisch vortrug, konnte schließlich nur ein ganz vollendeter Cretin producieren, und Bacherls Vorlesungen wurden nunmehr in der That besucht, aber lediglich nur um des Gaudiums halber.

Hamerling aber hatte sich, sowie an ihn die Kunde gedrungen, Friedrich Halm sei der Schöpfer des „Fechter", gedrängt gefühlt, seiner Verehrung für den Dichter öffentlich Ausdruck zu geben. Buchhändler Gerold in Wien sandte ihm auf seinen Wunsch die in seinem Verlag erschienenen dramatischen Werke des Dichters — damals erst fünf Bände —, und Hamerling wählte sich als Organ die „Triester Zeitung", für die als Musik- und Theaterreferent er schon seit 1855, seit Beginn seines Triester Aufenthalts, thätig. Interessieren mag indes vielleicht, dass sich seltsamerweise im Nachlass Hamerlings das Feuilleton weder im Manuscripte noch als Abdruck vorfand. Lediglich die Bemerkung, dass „die Belegnummern der Halm-Besprechung an Gerold gesandt" seien. Und da sich noch überdies Halm unterm 2. September 1858 brieflich bei Hamerling für die Beurtheilung seiner Werke in der „Triester Zeitung" bedankt, die „Triester Zeitung" aber von 1855 bis 1858 keine andere Beurtheilung der Halm'schen Werke aufweist als die nachfolgende, so müssen diese mit der Chiffre ✪ gekennzeichneten Feuilletons von Hamerling herrühren. Wir geben im Folgenden diese hochinteressante Kritik in genauer Copie, die wir nach dem in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Exemplare der „Triester Zeitung" angefertigt.[1])

Über Friedrich Halms dramatische Werke.

Es gibt dickleibige deutsche Literaturgeschichten, in welchem der Name Friedrich Halms mit keiner Silbe erwähnt ist, andere, die ihn mit ein paar oberflächlichen Worten abfertigen.

Es sind dies die Werke derselben Literarhistoriker, welche die Harlems, die Friederike Bruns und andere erblasste Größen, wie sie Schrämbl in Wien zu seiner Zeit auf Schreibpapier mit lateinischen Lettern als die „Classiker des goldenen Zeitalters" der deutschen Literatur zusammengedruckt hat — mit gewissenhafter Genauigkeit zu registrieren und zu begutachten nicht versäumen.

Der außerordentliche Lärm, welchen der „Fechter von Ravenna" vor einigen Jahren in der literarischen Welt erregte, wird nun wohl auch das Trommelfell jener Schwerhörigen erschüttert haben, und der unbestreitbare Ruhm, den Halm durch eine

[1]) Feuilleton von Freitag 22. Jänner, Sonnabend 23. Jänner, Montag 25. Jänner, Dienstag 26. Jänner 1858.

so glänzende Leistung sich errungen, dürfte selbst durch eine übelwollende Kritik nicht so bald wieder todtgespöttelt oder todtgeschwiegen werden können.

Große Bühnenerfolge verstimmen die Kritik, sie fühlt sich dadurch herausgefordert und berufen, zu sorgen, dass die Bäume des Ruhmes nicht in den Himmel wachsen. Auch liegt es in der Natur der Sache, dass auf einen ungewöhnlichen Succes eine Art von Reaction eintritt. Was heute schimmert und imponiert, wird morgen umso gewisser in den Staub gezogen. Alles echt oder unecht Glänzende auf Erden hat seine Nemesis hinter sich. — Wir haben es an manchen Erscheinungen erlebt: erst maßloser Enthusiasmus, Vergötterung, hinterdrein große kritische Hetze, Hohn in gemeinster Form, wohl auch boshaftes Schweigen.

Die Birchpfeiffer hat durch den theatralischen Erfolg ihrer schlechten Stücke die Kritik so gegen sich aufgebracht, dass man auch ihre guten schnöde und schnell abfertigt und doch sind es Stücke, die einer männlichen und weniger vom Glück vergolbeten Feder zu einem ganz anständigen Ruhme im deutschen Vaterlande verholfen hätten. —

Aber auch Grillparzers „Ahnfrau", die Halm'schen Hauptwerke, und in neuester Zeit Brachvogels „Narciß" — sie büßten und büßen unter schwerer kritischer Befehdung die Glorie ihres theatralischen Triumphes. Das Schlimmste oder im Grunde das einzig Schlimme und Bedauernswerte dabei ist, dass jene kritische Befehdung oft nur das entgegengesetzte Extrem vertritt, und mitunter in einen Ton verfällt, der dem berufensten Talente die Lust, sich geltend zu machen, verleiden könnte.

Der Verfasser dieser Zeilen stellt sich in dieser Beurtheilung Halms nicht auf diesen Standpunkt der kritischen „Nemesis". Er gesteht offen, dass ihm Halm deswegen als kein schlechter Dichter erscheine, weil seine Stücke das Theaterpublicum elektrisiert haben. Er verzeiht ihm sogar, dass sein Name vor allen dramatischen Dichtern der Gegenwart am meisten, ja man könnte sagen, ausschließlich über die Grenzen des Vaterlandes hinausgedrungen. Selbst nicht die vier verschiedenen Übersetzungen, welche er von der „Griseldis" allein in Italien gesehen, wo man sich um unsere gegenwärtige dramatische Literatur sonst sehr wenig kümmert, können ihn zu kritischer Wuth anfregen. Ja, er gesteht sogar, dass er einigen Respect vor dem habe, was man „Succes" nennt, und dass er der gewöhnlichen Ansicht zuwider nie recht glauben mochte, dass man ohne alles reelle Verdienst, mit bloßen leeren Flittern die Herzen alle Zeitgenossen bestechen könne.

Also nicht den mindesten Grund hat Schreiber dieser Zeilen, den Dichter des „Fechter von Ravenna" mit spöttelnden oder sonst verletzenden Redensarten abzufertigen, und nichts veranlasst ihn, jenes Gefühl der Achtung zu verleugnen, welches ihm dem Dichter oder Künstler gegenüber gewissermaßen natürlich scheint, Kritikern von Profession aber ohne Zweifel lächerlich dünkt, wiewohl es ihnen so wenig übel anstehen würde, als ein etwas besserer grammatischer Stil.

Man würde sich übrigens irren, wenn man nach dem Vorausgehenden geradezu eine Apologie Friedrich Halms erwartete. Soweit eine Apologie beabsichtigt war, ist sie bereits gegeben. — Was folgte, sind einzelne, in Lob und Tadel unbefangene Bemerkungen, mehr oder minder ausführlich an die dramatischen Werke Halms in jener Reihenfolge sich anschließend, in welcher sie dem Publicum in der Gerold'schen Gesammtausgabe seit einiger Zeit vorliegen.

In dem ersten Bande der genannten Ausgabe (Wien 1856) finden wir „Griseldis", „Der Adept" und „Camoens".

In der „Griseldis", seinem Erstlingswerke, hat Halm sogleich den romantischen Grundzug seiner Poesie bethätigt, indem er ein übrigens von Boccaccio ungleich schroffer behandeltes Motiv zwar der sagenhaften Roheit entkleidet und in eine höhere

Sphäre rückt, aber immer noch mit einer Strenge und Consequenz durchführt, die für das moderne Gefühl etwas Verletzendes hat.

Wenn man aber dem Dichter vorwirft, die Charakteristik Percivals und der Griseldis seien obendrein unnatürlich und es sei weder dankbar, dass ein Mann seine Gattin in einer Weise preise, wie Percival, noch, dass eine Gattin in ihrer Liebe und Selbstaufopferung für den Gatten so weit gehe, wie Griseldis — so übersieht man offenbar einige Punkte, die in dieser Beziehung zu Gunsten der Dichtung sprechen.

Warum soll eine so zarte edle Seele wie Griseldis in der Überzeugung, hiedurch ihren Gatten allein retten zu können, und mit dem steten Gedanken an ihre niedrige Herkunft, die wenigstens in ihren eigenen Augen sie dem ritterlichen Gemahl gegenüber herabdrückt und ihm seine Liebeshuldigung nur als eine unverdiente Gnade erscheinen lässt — warum sollte sie des Entschlusses so ganz unfähig sein, ihrer Liebe und selbst ihrem Kinde mit gebrochenem Herzen zu entsagen, wenn es der Gatte, den sie als ihren Herrn erkennt, gebietet und wenn sie dadurch das Leben des Theuren zu retten meint?

Andererseits wird man bei dem rauhen und schroffen Charakter Percivals seine Handlungsweise nicht psychologisch unmöglich nennen dürfen. Der rauhe Krieger ermisst die ganze Tiefe weiblichen Schmerzes nicht; er hält es nicht für allzu grausam, Wunden zu schlagen, die er mit einem Worte wieder heilen, ja sogar in triumphierende Wonne verwandeln kann, und das erwachende Mitleid wird durch sein Rachegefühl gegen Ginevra, sowie durch die Rücksicht auf seine eigene ritterliche Ehre und die seiner Gattin niedergehalten.

Viel bedenklicher scheint mir in Beziehung auf Natürlichkeit und Consequenz des Charakters Percivals ein anderer Punkt. Die resolute Art nämlich, mit welcher er Griseldis die gewichtigsten Lügen aufbindet, und die gewandte Rhetorik, mit welcher er ihr die erlogenen Gefahren seiner Verfolgung ausmalt, wollen sich nicht recht mit der sonstigen Gewandtheit dieses rauhen Kriegsmannes vereinbaren lassen.

Schließlich sollte man auch nicht übersehen, dass der Dichter durch die sinnreiche Schlusswendung das Peinliche der vorhergehenden Worte so ziemlich wieder ausgeglichen, und eine befriedigende Gesammtwirkung ermöglicht hat. Er bewies dabei, dass es ihm selbst darum zu thun gewesen, die das Gefühl verletzende Schroffheit der Sage zu perhorrescieren, und nicht auf die Aufopferung und Treue der Griseldis ließ er den Hauptaccent des Dramas fallen, sondern auf die Consequenzen der barbarischen Handlungsweise Percivals, der durch die Tortur, die er über seine Gattin verhängt, sich selbst als ihrer Liebe unwert erweist und den Verlust derselben als Strafe ertragen muss.

Das zweite Stück, „Der Adept", ist insofern ein eigenthümliches Werk, als alles dramatische Interesse darin auf eine einzige Person, die des Adepten, concentriert ist, deren Aufmerksamkeit in immer sich verändernden Umgebungen das Ganze wie eine Reihe wechselnder Tableaus erscheinen lässt. Das ist nun allerdings den Principien des Dramas nicht ganz gemäß. Indessen ist es dem Dichter gelungen, durch eine gewaltige, klar ausgesprochene, in zum Theil kühnen und immer wirksamen Zügen ausgeprägte Grundidee die Spannung des Lesers oder Hörers bis zum Schlusse wach zu erhalten.

Ein feiner, echt künstlerischer Zug liegt in der Art, wie der Adept am Schlusse der poetischen Gerechtigkeit genugthut, indem er nämlich lieber seinen Feinden sich in die Hände gibt, als dass er das Geheimnis seiner Kunst verriethe, nachdem er dasselbe als einen Fluch für die Menschheit erprobt. Um die für seine Person so ausschließlich in Anspruch genommene Theilnahme zu rechtfertigen, war es um so mehr angemessen, ihn am Schlusse mit heldenhafter Glorie zu verklären. —

Das einactige Stückchen „Camoens“ ist eine hübsche Declamationspièce, in welcher ich jedoch keine höhere Bedeutung finden kann. Fürs erste macht eine Situation kein Drama, und dann ist auch die Auffassung und Ausprägung des Motivs nicht eben tief bedeutsam.

Der zweite Band bringt neben einem interessanten Fragmente aus dem Spanischen — „Wamba“ betitelt — „Imelda Lambertazzi“ und „Ein mildes Urtheil“, Tragödien, von welchen die erstere Liebesscenen enthält, die von duftigstem Farbenschmelz der Poesie überhaucht sind. Auch „Ein mildes Urtheil“ ist nicht ohne Verdienst. Doch konnten beide Stücke keinen nachhaltigen Erfolg erringen.

Dagegen gibt uns der dritte Band nebst dem kleinen Gelegenheitsstücke „Die Pflegetochter“ und der sehr gediegenen Bearbeitung von Lopes anmuthiger Komödie „König und Bauer“ eine der farbigsten und glänzendsten Perlen Halm'scher Poesie, den „Sohn der Wildnis“.

Ein hinreißender poetischer Zauber durchweht dieses Werk, der jedes dem Eindruck sich unbefangen hingebende Gemüth bestechen muss; und dieser Zauber liegt nicht bloß in der natürlichen Grazie des Dialogs, in den zart und sinnig erfundenen und fein durchgeführten Situationen, sondern auch in der wirksamen Contrastierung der Charaktere und in der echt poetischen, lichtvoll angeordneten Conception des Ganzen.

Wir haben eine Dichtung vor uns, wie sie nur eine reiche Phantasie und ein warmes Dichtergemüth ersinnen konnte.

Damit soll aber nicht gesagt sein, dass dieses poetische Werk dem allgemeinen Lose, das alle menschlichen Productionen mit ihren Urhebern theilen, nämlich seine Schwächen und Mängel zu haben, nicht unterworfen sei. Wo ist ein Drama Shakespeares, an dem nichts zu tadeln wäre? Man sehe nur, wie die kritischen Matadore den Ehrenkranz eines Goethe und Schiller zerfasern, wenn sie die dramatischen Werke derselben einzeln unter ihr kritisches Messer nehmen. Und es liegt das in der Natur der Sache. Wenn die Kritik ihre schärfsten Gläser aufsetzt, so erscheinen die gerühmtesten Meisterwerke als mehr oder weniger geniale Verirrungen. —

So wollen wir denn ohne Bedenken den „Sohn der Wildnis“ auch von seiner schwachen Seite betrachten, ohne damit das demselben im allgemeinen gespendete Lob in Frage zu stellen. Zunächst kann man nicht leugnen, dass diesem Drama weniger eine strikte dramatische Action, als eine psychologische Entwicklungsgeschichte zu Grunde liegt. Es ist aber doch die Frage, ob man den Dichtern das Recht zur dramatischen Behandlung solcher Stoffe geradezu absprechen müsse. Will man dergleichen Producte nicht als echte Dramen gelten lassen, so könnte man ihnen ja, etwa unter dem (manchem vielleicht elastischer scheinenden) Namen „dramatischer Gedichte“ in einem separaten Schubfache der literarisch-kritischen Registratur ein sicheres Plätzchen einräumen.

Geht man auf die Idee des Stückes und die Art und Weise ihrer Exposition näher ein, so wird man den Dichter der „Griseldis“ in mehr als einer Beziehung darin nicht verkennen. Halm will zunächst den Sieg der weiblichen Schönheit oder allgemein der Cultur über die Barbarei darstellen. Es ist eine der Eigenthümlichkeiten Halms, dass er seine Intentionen immer mit großer Consequenz zu einer scharfen Spitze herausarbeitet, und das ist auch im „Sohn der Wildnis“ der Fall. Die Cultur setzt der Barbarei den Fuß etwas gar zu schnöde auf den Kopf, und der wackere Jugomar wird etwas gar zu schnell „cotto, biscotto e stracotto“, wie Goldonis „Locandiera“ in einem ähnlichen Falle sich ausdrückt. Nach einer einzigen, freilich sehr herzgewinnenden Scene mit Parthenia verfällt der wilde Barbarenfürst in eine höchst sentimentale Schwermuth und bekommt Fieberanfälle. Die ersten Liebessymptome einer jungen, gefangenen Schönheit gegenüber dürften bei einem Jugomar doch etwas anderer Art sein.

Vom dritten Acte an sehen wir anschaulich genug, wie Parthenia „den ungesell'gen Wilden hereinlockt von den Gefilden", und für das häuslich-ruhige Leben gewinnt — ein Stück Welt- und Culturgeschichte in einer Reihe von hochpoetischen und wirksamen Scenen symbolisiert.

Es war nun, vermuthe ich, weniger eine innerliche Nothwendigkeit, als das Bedürfnis eines gesteigerten Interesses und eines effectvollen Schlusses, was den Dichter veranlasste, seine ursprüngliche Intention gegen das Ende hin, ich möchte fast sagen, auf den Kopf zu stellen. Es weisen nämlich plötzlich die Vertreter der Cultur, unter welche Jugomar getreten, sich als Personen von elender Gesinnung aus, über welche der schlichte Naturmensch durch seine offene Redlichkeit eine moralische Superiorität erhält, die selbst Parthenien veranlasst, die bisher äußerst schnippisch behandelten und schmählich gehofmeisterten „Barbaren" fortan zu respectieren, ja sogar in der schönsten und ergreifendsten Scene, die Halm je geschrieben, sich ihm als sein liebend ergebenes Weib zu Füßen zu werfen.

So wie in der „Griseldis" die überraschende Schlusswendung dazu bestimmt ist, mit der vorausgegangenen Tortur zu versöhnen, so sollte im „Sohn der Wildnis" in Bezug auf die vorausgegangene Dressur dem Gefühl des Lesers am Schlusse ein Genüge geschehen; aber offenbar ist diese Reaction hier mit ungleich geringerem Glück durchgeführt werden, als dort.

Vier Acte lang meinten wir, der Dichter wolle uns den Sieg der Cultur über die rohe Natur zeigen, unser ganzes Interesse ist für die erstere in Anspruch genommen, und mit theilnehmender Spannung verfolgen wir ihren Sieg. Da sehen wir im letzten Act auf einmal, dass wir zum besten gehalten sind. Die Cultur erscheint uns plötzlich in höchst zweideutigem Lichte. Gut, wir ergeben uns nach einiger Befremdung, und gehen auf diese Wendung ein. Wir erwarten, es werde nun die Idee des endlichen Sieges schlichter Natur über morsche Verfeinerung rein hervortreten. Aber kaum haben wir uns mit dieser Idee befreundet, so macht der Schluss des Ganzen uns neuerdings irre. Wir sehen unseren Helden bei den uns gründlich zuwider gewordenen Vertretern der Cultur seinen dauernden Wohnsitz aufschlagen, unter Verhältnissen, dass sich, falls er nicht immer unter Parthenias Schürze versteckt bleiben will, unmöglich wird wohl befinden können. Mit weit größerer Befriedigung sähen wir den wackeren Sohn der Natur mit den Tektosagen ins Allobrogerland fortziehen, statt dass er bei diesem civilisierten Gelichter und unter dem Pantoffel seiner jungen Frau zurückbleibt.

Und so geht denn der dramatische Calcul am Ende nicht rein auf. Der Totaleindruck ist ein *unklarer*, und der Leser oder Hörer behält einen Rest von Nichtbefriedigung in der Seele.

Nächst diesem Tadel, der die Fabel des Stückes betrifft, ließe sich noch mancher an der Charakteristik aussetzen. Nicht ganz mit Unrecht wirft man den Hauptpersonen einen gewissen Mangel an Haltung vor. Wenn ich es auch mit Parthenia wegen des vermeintlich zu modernen Anstriches ihrer Bildung nicht so genau nehmen will, — denn die holden Evatöchter gleichen sich am Ende in allen Zeiten und Zonen, die Wissenschaft des Herzens und ihre Sophistik sind etwas Uraltes, und warum sollten im übrigen nicht auch die schönen Messalierinnen mitunter naseweise nnd schnippisch gewesen sein? — wenn man also, wie gesagt, mit Parthenien nicht rechten will, so verdient doch Jugomar wenigstens für die Phrase, wo er „des Lebens ganzen Inhalt einsetzt", die nachdrücklichste Zurechtweisung.

Wir kommen zum *vierten Bande* der Halm'schen Dramen, in welchem wir zwei in mancher Beziehung eigenthümliche dramatische *Experimente* unseres Dichters finden, „*Sampiero*" und „*Eine Königin*".

In „Sampiero" versuchte Halm, sich einmal jener bestehenden Kunstmittel ganz zu begeben, welchen er bisher seine theatralischen Erfolge zum größten Theil verdankt

haben sollte. Er legte die schirmende und flitternde Rüstung des „declamatorisch-rhetorischen Jambus ab und schnürte seine Diction in den schlichten Panzer einer gedrängten, gewichtvollen Prosa. Nicht im Gefolge der Grazien und Amoretten, sondern mit männlichem Sturmschritt beliebte es ihm, diesmal auf den Kampfplatz zu treten. Und man muss dem Dichter der Griseldis das Zugeständnis machen, dass er auch in diesem Rahmen ehrenvoll bestand. Die Kritik hat dies auch anerkannt, und erkennt es noch an, wenn sie auf dieses Stück einzeln zu sprechen kommt, denn, wenn von Halms dichterischem Schaffen im allgemeinen die Rede ist, so erinnert sie freilich, kurzen Gedächtnisses, wie sie ist, nur ungern sich an einzelne Leistungen, welche die mit apodictischer Ausschließlichkeit über den Dichter in Bausch und Bogen proclamierte kritische Sentenz einigermaßen modificieren, oder wohl gar in Frage stellen könnten.

Weit weniger ehrenvoll bewährte sich Halm in dem Versuche, den er in dem Drama „Eine Königin" anstellte. Schon dass der Dichter ein Nachspiel nöthig hatte, zeigt, dass er sich im Stoffe vergriffen. Denn ein Nachspiel beweist in der Regel schon durch sich allein, dass das Drama, dem es nachhinkt, keine einheitliche, compacte, zu fester Kunstform krystallisierte Schöpfung sei. „Eine Königin" ist nun wirklich ein bloßes Charakterbild, ohne einheitlichen dramatischen Wert. Der Dichter, der sonst die Fäden des dramatischen Gewebes so straff zusammenzuhalten versteht, blieb diesmal hinter sich selbst zurück. Die Fabel des Stückes ermangelt der Einheitlichkeit und des echten dramatischen Lebens, und weder die als Lückenbüßer eingeschaltete Episode des zweiten Actes, noch die an sich nicht zu verachtenden Knalleffecte des Nachspiels können für die Zerfahrenheit der Conception entschädigen.

Mit umso größerer Befriedigung lassen wir uns die letzten und reifsten Leistungen Halms im fünften (letzten) Bande gefallen. Das Lustspiel „Verbot und Befehl" und die Tragödie „Der Fechter von Ravenna".

Mit „Verbot und Befehl" betrat der Dichter ein neues Gebiet und gab uns einen der beachtenswertesten und wertvollsten Lustspielversuche, welche die deutsche Literatur besitzt. Dass ein Werk mit einer so ungemein glücklich erfundenen hochkomischen Fabel und einer so meisterhaften, den besten Mustern der Spanier abgelauschten theatralisch-technischen Durchführung nicht ein Zugstück aller deutschen Bühnen geworden ist, das finde ich geradezu unbegreiflich. Sollte es dem Stücke geschadet haben, dass es in Versen geschrieben und überhaupt künstlerisch vollendeter ist, als die gewöhnliche Lustspielware unserer Theater? Es wäre sehr möglich, dass derselbe Stoff von roherer Hand bearbeitet und nach der Schablone zugeschnitten, auf allen Bühnen enormes Glück machte. Wenn nach der Meinung vieler die Bacherl'schen „Chernsker" eines Halm bedurften, der ex trunco Mercurium machte, so bedurfte dieses Halm'sche Lustspiel umgekehrt eines Bacherl, der es ein wenig verhunzte, in die Sphäre der Arena herabdrückte und der Menge mundgerecht machte.

Was nun Halms berühmtestes Werk, der „Fechter von Ravenna" betrifft, so will ich mich im wesentlichen auf die Reproduction von ein paar Bemerkungen beschränken, die schon vor längerer Zeit bei Gelegenheit einer hiesigen Aufführung in diesen Blättern ausgesprochen worden ist.[1])

Man machte dem Dichter einen Vorwurf daraus, dass sein Held Thumelicus zu wenig durch große Eigenschaften unsere Theilnahme gewinne. Man findet es vor allem psychologisch unwahr, denn ein solcher Charakter wie der Thumelicus, sei unverträglich mit dem Heldenblute, das von Arnim her in den Adern desselben fließe. Aber glaubt man im Ernste, dass edle Gesinnung sich im Blute fortpflanze, dass

[1]) Über den „Fechter von Ravenna" (aufgeführt am 12. Mai im Teatro filodramatico) Feuilleton der „Triester Zeitung" — mit R. H. gezeichnet — vom Dienstag 15. Mai 1855.

namentlich Vaterlandsliebe schon im Blute liege? Was im Blute sich fortpflanzt, das hat Thumelicus auch in der That von seinem Vater ererbt: die Heldenkraft und den Heldenmuth. Doch um sein Vaterland zu lieben, hätte er es kennen, hätte Germanien ihm kein fremder Name sein müssen; um Rom zu hassen, hätte er begreifen lernen müssen, was es seinem Volke, was es ihm selbst gethan. Aber — „Was ist mir Deutschland, und was hat mir Rom gethan?" — so fragt er ja selbst. Und wenn er der Vaterlandsliebe auch nur fähig hätte sein sollen, so hätte er auch früher eine Ahnung davon bekommen müssen, was ein Vaterland überhaupt, und was Vaterlandsliebe selbst sei — und konnte er dies lernen in der Zucht der Fechterschule, unter den entarteten Römern, die selbst kein Vaterland und keine Vaterlandsliebe mehr kannten? — Der Charakter des Thumelicus ist also von psychologischer Seite vollkommen gerechtfertigt. Aber man wiederholt den Einwurf vom ästhetischen Standpunkte aus: der Held einer Tragödie *soll* durchaus große und edle Eigenschaften besitzen.

Abgesehen davon, daſs nicht eigentlich Thumelicus, sondern Thusnelda die Heldin und Trägerin des Stückes ist, wäre hierauf nur einfach zu erwidern: der Dichter muſste den Thumelicus schildern, wie er ihn schildert, oder er muſste seine ganze Tragödie ungeschrieben lassen. Denn das ist ja eben der Kern und Angelpunkt des Ganzen, daſs die römische Zucht und Knechtschaft den urkräftigen Sinn so unterdrückt, daſs er sich jener Schmach gar nicht bewuſst wird. Das eben wollte der Dichter zeigen. Und wäre Thumelicus nicht *eben ein solcher*, so *wäre auch die That der Thusnelda nicht denkbar und die ganze Tragödie wäre unmöglich*.

Aber auch so noch ist die That der Thusnelda eine fast zu kolossale, und dies mochte der Dichter selbst fühlen, da er sie ja dieselbe nicht als Mutter (denn als solche bliebe sie ihr unmöglich), sondern als verkörperte Germania vollbringen läſst. Freilich fällt die Dichtung hiedurch gewissermaßen aus dem Kreise reiner Poesie heraus und schlägt in Allegorie um, in welcher das Peinliche des ästhetischen Eindrucks nur durch die ergreifende Wirkung der darin versinnlichten politischen Idee einigermaßen ausgeglichen wird.

Auf die Seite ihrer allegorischen Bedeutung ist übrigens auch manches zu setzen, was in ihren Gedanken und Reden über ihre Zeit und Individualität hinausgeht.

Ganz merkwürdig ist an diesem Stücke die fast jugendliche Glut der nationalen Gesinnung, sowie die Tiefe und Schärfe der darin niedergelegten politischen Anschauung. Wer hätte dergleichen in solchem Maße bei Halm gesucht, der bisher den Zeitfragen in seinen romantischen Dramen so ferne gestanden? Der Schreiber dieser Zeilen wenigstens hielt vornehmlich aus diesem Grunde die Autorschaft Halms für eine Unmöglichkeit, bis sie durch desselben eigene Erklärung erwiesen war.[1])

Vollkommen fremd mögen übrigens dem Dichter des „Fechters" jene Beziehungen auf gewisse Tagesfragen, wie man sie dem Stücke zur Zeit seines Erscheinens unterlegte,

[1]) In dem Berichte über die Aufführung des Stückes im Teatro filodramatico vermuthet nämlich Hamerling bezüglich des damals noch unbekannten Autors also: „Es ist ein glühender, ich möchte sagen, zornbegeisterter Patriotismus, der nicht bloß in den Phrasen, sondern schon in der Idee des Stückes selbst sich ausspricht und in dessen Feuer sich alle Motive zu scharfen Spitzen herausarbeiten; ein Patriotismus, der nur in einer *jugendlichen* Brust glühen kann. Ist es nun nicht fast lächerlich, wenn mit gänzlicher Verkennung des Geistes dieser Dichtung die Muthmaßungen über den Verfasser so abenteuerliche Richtungen nehmen und zuletzt mit ziemlicher Einmüthigkeit bis auf Friedrich Halm concentrieren konnten? ..... Was auch diese Dichtung mit den Dichtungen Halms gemein haben mag, so viel ist gewiss, daſs die größten und besten Vorzüge derselben solche sind, welche man Halms Werken geradezu abgesprochen hat. Dazu gehört der markige, gedankenschwere Ausdruck, dahin gehört die geniale Charakteristik, namentlich des Caligula . . ."

gewesen sein. Ich finde darin eine viel höhere, über das Momentane weit hinreichende Bedeutung.

So hätten wir denn die bisherige poetische Laufbahn Halms bis zu einem Punkte verfolgt, den wir vielleicht ihren Höhepunkt nennen dürfen; doch läßt sich bei dem rüstigen Talente und dem noch nicht allzu weit vorgerückten Alter des Dichters noch nicht voraussbestimmen, welche Bahnen er noch einschlagen, und ob er nicht die literarische Welt noch öfters in der Weise überraschen wird, in welcher er es mit dem „Fechter von Ravenna" gethan.

Jedenfalls haben wir ihn als einen der begabtesten Dramatiker der Gegenwart zu betrachten. Groß ist er vor allem darin, wie er die romantischen Einwirkungen südlicher Poesie, die er gleich vielen anderen in sich aufgenommen, ungleich geschickter, als irgend einer mit den Anforderungen der deutschen Bühne zu vereinigen gewußt. Die Art und Weise seines dramatischen Schaffens hat übrigens einen ziemlich constanten Charakter. Ein interessanter, gemeinschaftlicher, scharf und klar hervortretender Grundgedanke — ein spannendes psychologisches Problem — ein effectvolles, sozusagen packendes Motiv — damit pflegt Halm von vornherein die Theilnahme des Zuschauers sich zu sichern. Ein Weib, das wie ein geduldiges Lamm die Tortur ihres Gatten erträgt, — eine Liebende, die dem Geliebten die vergiftete Wunde aussaugt, — ein Mann, der das Scharfrichteramt an der eigenen Gattin vollzieht, — eine Mutter, die den eigenen Sohn tödtet, — das sind charakteristische Probleme Halm'scher Dramatik und Belege für das Gesagte.

Die strenge Consequenz, mit welcher übrigens Halm alles auf den Grundgedanken in straffer Gliederung hinkehrt, die Schärfe und Ausschließlichkeit, mit welcher er die handelnden Personen zu Vertretern der verschiedenen Seiten seines psychologischen Problems ausprägt, gestaltet zuweilen das innere organische Leben der Handlung allzustarr, und treibt die Charakteristik auf eine Spitze der Abstraction, wo sie fast aufhört, den Eindruck des Naturwahren und Möglichen zu machen. Der Bogen der dramatischen Tendenz wird mitunter so straff gespannt, daß der Pfeil über sein Ziel hinausfliegt.

Die Diction Halms, wie überhaupt der österreichischen Dichter, wird häufig genug als eine „rhetorisch-declamatorische" bezeichnet; aber sie klingt doch, so warm und blühend sie sein mag, noch weit natürlicher und bühnengemäßer, als der rhetorische Schwulst und das lyrisch-mystische Geflunker, wie wir es gerade bei gewissen nicht österreichischen Dichtern, wie zum Beispiel bei einem Werner, Müller, Houwald und Auffenberg finden, und von welchen selbst ein Herr von Kleist nicht ganz frei ist, von Grabbe und anderen gar nicht zu reden — auch ist der jüngste dramatische Bearbeiter der „Brünhild" kein Österreicher.

Es ist sehr zu bedauern, daß die allerletzte dramatische Kundgebung Halms „Iphigenia in Delphi" noch nicht gedruckt vorliegt. Sie würde in weiteren Kreisen ein Urtheil ermöglichen, ob der Dichter den mit dem „Fechter" eingeschlagenen Weg weiter verfolgt und ob wir ihn als aufsteigendes oder sinkendes Gestirn betrachten sollen, jedenfalls ist zu wünschen, daß die Ermuthigung, welche durch den Erfolg des „Fechters" ihm geworden, ihn zu neuen rühmlichen Schöpfungen anrege, und daß er diese Anregung durch den traurigen Scandal, der sich an die Autorschaft jener Tragödie knüpfte, sich nicht verkümmern lasse. Denn allerdings lag des Entmuthigenden gar viel darin: es war eine lehrreiche Geschichte, die viel zu reden, aber mehr noch zu denken gab. Nicht die brennende Frage, ob Halm das hochkomische Product Bacherls vor der Abfassung des Fechters gelesen, war das eigentlich Interessierende, — denn diese Frage mußte dem Denkenden, der Bacherls „Cherusker" gelesen, als eine ziemlich müßige erscheinen; das Merkwürdige bei der

Sache war vielmehr die scandalöse Art, mit welcher man in Wort und Schrift über den eben noch hochgefeierten Dichter herfiel, und jenes mehr oder weniger markierte Gaudium, welches man darüber zu empfinden schien, daß ein berühmter Mann plötzlich als ein literarischer Dieb und Betrüger dastehen sollte. — Da hatte man doch einmal ein schönes Beispiel, wie nachhaltig und herzlich der persönliche Antheil sei, den man durch bedeutende künstlerische Leistungen in unseren Zeiten sich erringe .....

Aber die Bacherl'sche Angelegenheit ist noch in anderer Beziehung sehr lehrreich und was man ein „Zeichen der Zeit" zu nennen pflegt. —

Bacherl hatte das Interesse der Menge auf sich gezogen; er faßte den speculativen Gedanken, dies Interesse auszubeuten. Er trat eine Reise durch Deutschland an und las närrische Gedichte vor. Man lachte ihn aus, man verhöhnte ihn, man bewies ihm aufs deutlichste, daß man ihn für nicht mehr und nicht weniger halte, als einen Narren, und daß man nur als solchen ihn ansehe und anhöre. Bacherl wußte dies, denn der Spott der Zuhörer und der Witz der Zeitungsblätter konnte ihn keinen Augenblick darüber im Zweifel lassen.

Aber Bacherl schluckte Hohn und Spott hinunter, gab seine Ehre preis und — steckte das Geld ein. Als verständiger Mann, als großer Dichter zu reisen, das würde geringen Wert abwerfen — aber als poetischer Don Quixote sich sehen zu lassen, das war ein profitables Geschäft — das war mehr, als je die Speculationsgabe eines Barnum ersonnen.

Man lachte, zischte, heulte, johlte Bacherl entgegen, wenn er als „Teutschester der Teutschen" vom „regellosen Knabenbusen" oder vom „großen Aestima" declamierte, die Journalistik ließ ihn Tag für Tag Spießruthen laufen — Bacherl hielt ruhig aus, und lachte dabei mit einem Seitenblick auf die gefüllte Casse, heimlich in die Faust. Wußte er doch, daß ihm für die Vorlesung von ein paar närrischen Gedichten Summen zuflossen, wie sie die ersten Geister der Nation mit jahrelangem Schweiße nicht erworben. —

Und wieder war es sehr beachtenswert, daß die Tagespresse für solch eine unerhört freche Speculation, für eine solche das ganze Zeitalter entehrende Prostitution der eigenen Ehre um des Geldes willen kein ernstes Wort der Entrüstung, keinen würdigen Ton der Zurechtweisung fand, sondern den Casus nur zu mehr oder weniger seichten Witzen ausbeutete, um die Spalten der Blätter damit zu füllen und das Zwerchfell der geneigten Leser zu erschüttern.

Indessen — wir sind es in unserer Zeit schon gewohnt, das Ernsthafteste mit einem Lachen abgethan zu sehen. Die sittliche Corruption wird bekanntlich zu pikanten Lustspielen verarbeitet. Es steht demnach zu hoffen, daß nächstens irgend ein Poet den Schöpfer der „Cherusker" zum Helden eines komischen Romans machen wird. Jedenfalls aber dürfte ein Dichter der Zukunft ihn als den Helden seiner Zeit auffassen und zum Träger einer nationalen Epopöe machen, umsomehr, da neuesten Nachrichten zufolge des Barden redlich erworbener Schatz zu namhafter Vergrößerung des Nibelungenhortes in den Rhein gefallen — seine Gestalt also fortan mit dem nationalen Mythus in bedeutsamer Weise verwebt ist. —

Ach, der gute Franz Bacherl! Als die poetischen Vorlesungen nicht mehr die gewünschte klingende Theilnahme fanden, hatte er dem Berufe eines Rhapsoden entsagt, um die gemach verschmähte Milch seiner Dichtungsart dem deutschen Volke in der Form von — — — Kuhmilch anzubieten: — Franz Bacherl etablierte sich nämlich allen Ernstes zu

München als — — Milchmeier. Und als dem Publicum auch diese Art von Milch nicht mehr convenieren wollte, da kehrte er von den Melktöpfen des Kuhstalles wieder zu den Tintentöpfen der Schulstube zurück, beglückte aber nunmehr nicht mehr das undankbare Deutschland, sondern wandte sich nach der neuen Welt. Er starb als Schullehrer zu Columbus (Nebraska) 1869.

Nun, so viel wir wissen, hat den Franz Bacherl bisher denn doch noch kein Poet zum Helden eines komischen Romans gemacht, auch nicht zum Helden seiner Zeit und zum Träger einer nationalen Epopöe — aber nichts destoweniger ist es ihm vergönnt, fortzuleben durch die ferne Zukunft — fortzuleben nämlich, solange der Name Robert Hamerling dauern wird. Fortzuleben freilich aber nur als ein Held von der traurigen Gestalt. Denn nur eine getreue Zeichnung des Pfaffenhofer Schullehrers ist die Figur des „Schulmeisters und Barden Bacherl", dessen „festpoetischer Bauernhirsebrei" bei der Volksversammlung auf der Elendhalde (Teut, II. Act, I. Scene) eine köstliche Verspottung der Poesien des nachmaligen Milchmeiers ist, wie ja überhaupt Hamerlings „Teut", diese aristophanische deutsche Komödie κατ' ἐξοχήν in ihren poetischen Feinheiten und ihrer politischen Treffsicherheit nur bei genauer Kenntnis der gleichzeitigen Geschichte verstanden und genossen werden kann.

(Schluss folgt im nächsten Hefte.)

Frühjahrs-Wanderungen.

Aus dem Tagebuche des Herausgebers.

Nach einem strengen Bücherwinter, oder gar Zeitungswinter, wo man der Weltgeschichte, wie sie in den Zeitungen gemacht wird, allzuviel Aufmerksamkeit schenkt, sehnt sich das vertrocknete und verkümmerte Herz hinaus in die stille Landschaft, sobald die ersten Finken schlagen. Und schauet, wie mein Freund, der Schmiedmichel von Oberdorf sagt, dem Herrgott zu beim Welterschaffen. Wie man ihn gewohnheitsmäßig dabei auch kritisieren möchte, er kehrt sich nicht dran, vollführt ewig sein Werk ohne Hass und ohne Liebe.

Ohne Liebe?! Das dünkt mich nicht. Ist man doch nie und nirgends glückseliger, als draußen in seiner Natur. Und sollte er schon die Bäume und Berge und Wässer und Thiere und Wolken liebelos gemacht haben, so doch nicht die Sinne des Menschen, die in der Natur Liebe, Labe und Erfüllung finden. Wenn das nicht wäre, da draußen, dann möchte ich nimmer sein.

Das heurige Frühjahr war mir besonders ergiebig an wonnigen Wegen. Eine heimliche Freud! aber immerhin so ungezogen, dass man sie für die Länge nicht bei sich behalten kann.

Der geheimnisvolle Geist, den wir grobsinnig Elektricität nennen, trägt den Grazer rasch hinaus in die Gefilde von Maria-Trost, dort besteigt man von rückwärts die Platte. Der Tourist, der über einen solchen Spaziergang auch nur ein Wörtchen fallen ließe, wäre in seinen Kreisen unmöglich. Aber die sechshundert Meter hohe Platte lacht dazu und zeigt von ihrer Warte aus eine so weite lachende Welt, wie sie nicht auf jedem Zweitausender geschaut wird. Das rauchige Graz zu ihren Füßen liegt da, wie ein dampfendes Häuflein Wust gegenüber der Landschaft, die überall groß ist, wo der Mensch nicht hinkommt mit seinen Ziegelkasernen.

Ein anderesmal fährt man mit dem Geiste, Dampf genannt, auf der Ostbahn bis Lassnitz, steigt dort auf den Bergrücken, durch den zuerst der Zug gefahren ist, und wandert nordwärts. Die Straße zieht immer auf der Höhe dahin, zwischen Schachen, einzelnen weißen Häusern und blühenden Obstbäumen. Linkerhand die noch schneebedeckten Berge an der fernen Kärntnergrenze, rechterhand das Hügelgelände und die Bergwelt der Raab und der Feistritz, voller Anmuth, voller Frühlingswunder. Geradevorn die blauende Tafel des Schöckels mit den blinkenden Ortschaften von Radegund bis zur Kirche von Weizberg hin. An zwei Stunden geht es so voran, sachte wendet sich die Straße nach links, tritt aus einem Walde, und da unten liegt es wieder, das thurm- und kuppelreiche Graz.

Ein anderesmal mit unserer Westbahn und ihren Abarten nach Stainz hinaus. Wen die Zeit drängt, der gehe von der Station Preding bis Stainz zu Fuß. Das dampfende Locomotiv gewöhnt den Ortschaften das Rauchen an. Seitdem Stainz die Eisenbahn hat, rauchen sie dort schon aus großen Pfeifen, Fabrikskschlote genannt. Hinter Stainz, das stattliche Schloss auf dem Hügel bleibt links liegen, ins kleine Lemsitzthal hinein und rechts den Hügel an nach St. Stefan, dessen Thurm uns über die Höhe schämig entgegenblickt. Im Wirtshaus zu St. Stefan saß ein verdrossener Bauer und schrieb. Er hatte ein Schriftstück vor sich, das augenscheinlich zu beantworten war. Mit Noth und Schweiß gieng's vor sich, in der ersten halben Stunde brachte er glücklich drei bis vier Zeilen zusammen, in der zweiten stockte es. Dass man am Federstiel kaut, wenn's nicht vorwärts will, hat dem Manne wohl kaum jemand gesagt, und er machte es doch so. Endlich, als das Schreiben fertig war, warf er seine derbe Hand darauf, krümmte die Finger und zerknüllte es. Er weiß den Pflug zu führen, ich die Feder, vielleicht hätte ich ihm helfen können. Ablehnend und mürrisch gieng er davon. Die Sache war, dass ihm das k. k. Gericht die Licitation seines Gutes

anzeigte. Na, da läßt sich freilich mit der Feder nichts machen. Da nimmt man lieber den Stecken in die Hand und geht davon. — Nun, von St. Stefan über die Hochstraße nach Ligist. Ein gut berufener Weg, an Weingärten hinauf bis zu den Kiefern- und Fichtenwäldern; links steigt das nahe Waldgebirge noch viel höher an, rechts die weite freie Aussicht weit über die Gleichenberger Gegend hinaus und gegen Norden über das Kainachthal ins Hochgebirge. Die drei Stunden lange Wander, hinauf und eben aus und herab, erzeugt gerade die richtige Verfassung fürs Wirtshaus in Ligist, wo der steirische Natur-Champagner wächst, der süffige, tückische Schilcher. Das ist die Gegend der verwegenen Burschen. Mit den Stainzer- und Ligisterbauern ist nicht gut plaudern, wie man hört, sie brauchen dazu anstatt der Zunge manchmal die Fäuste und behalten recht! Schon die Bauernhäuser mit ihren sehr steilen Strohdächern und ihren blauen Balken an den kleinen Fenstern haben etwas Herlebiges und doch zugleich Freundliches. Wäre nur der böse Geist Fizlipuzli nicht, der im Fasse steckt, und in dem sie ihn leider nicht stecken lassen! Ja, im freundlichen Ligisterkessel brauen gerne auch Grazer, Wiener und selbst Ungarn ihre lustigen Räuschchen, und durch das Glas gesehen, ist eine Gegend doppelt schön. Ein gar niedliches Landschaftsbild gibt die kleine Strecke von Ligist bis zum Bahnhofe Krottendorf, eine Thalenge mit Gebirgsbach, Schloßruine, Kapelle, Muttergottesbild am Felsen, kurz mit allem, was romantisch ist! aber schon nach zwanzig Minuten steht man am Schalter.

Wieder ein anderesmal gleitet man auf der Südbahn bis Leibnitz, wandert dort um den Hügel des Bischofsschlosses herum an der stattlichen Sulm ins Sulmthal hinein und steigt nach einem Stündchen rechts anwärts in die Sausaler Weinberge. Kitzeck heißt der Punkt hoch oben, wo eine Kirche und zwei Wirtshäuser stehen und wo man wieder unsere mittelsteirische Gegend sieht. Jeder neue Standpunkt macht sie neu. Über dem Kranze von zahllosen Winzereien, die auf allen Hügeln liegen, ist der Ausblick freilich entzückend. Mir noch das liebste Bild war im Süden das grüne Sulmthal zwischen Waldbergen, hinter welchen sich der Bacher und die westlichen Hochalpen aufbauen.

Aber das Gebirge immer nur von ferne sehen! Da nimmt man doch einmal den dickeren Stock, fährt die Bahn nordwärts bis Mixnitz und trottet dort in den Breitenauergraben hinein. Das ist Alpenluft, Alpenwasser und an beiden Seiten Felsgebirge. Selbst das Rennfeld zeigt hier seine rostbraunen Wände; des Hochlantsch senkrechte, zerrissene Felsenwildnis starrt schrecklich drohend auf uns wieder. Wie ist es denn, daß man diese feindseligen, unwirtlichen Hochmassen um so viel lieber hat, als das liebliche wohnliche Hügelgelände? Das wilde Gebirge ist eine Folie für die titanisch ringende moderne Seele.

Ich wandere immer allein, da ist mir am wenigsten einsam. In dem tiefen Schatten himmelhochsteigender Wände, am Gewässer, das ewig und ewig heranwirbelt zwischen wildem Gestein, da sinne ich. Was denn das im Grunde doch ist? Geht einer so dahin, weiß nicht woher, weiß nicht wohin. Was das denn bedeutet: Mensch sein? Jemehr man nachdenkt, desto dunkler wird es. Und in der heiligen Dunkelheit wohnt Gott.

Am Fuße des Berges kommt der Mensch sich so klein vor, auf dem Scheitel desselben so groß. Denn was unter einem ist, das dient ihm zur Erhöhung, sei es ein Berg oder ein Knecht.

Das Lantschgebirge ist eine Alpen- und Felsenwildnis, die völlig unvermittelt dasteht mitten im Waldland — wie ein Steinblock auf grüner Wiese. Östlich bei Heilbrunn am Ofenegg steigt der Gebirgsstock sacht an, zieht sich stundenlang westwärts, wo er bei Mixnitz und Röthelstein scharf und tief abfällt zur Mur. Sein höchstes Haupt erhebt er am nördlichen Rand, scheinbar fast vorgebeugt über das Breitenauerthal. Von rückwärts wollte ich das Ungethüm einmal anpacken, wie die Hyäne den schlummernden Löwen.

Bei Weiz durch die Klamm. So unzugänglich diese Schlucht früher gewesen ist — der Karrenweg gieng brückenlos mitten durch den Bach entlang, so fein und glatt ist sie heute zu passieren auf der schönen Straße, fast eine Stunde zwischen Waldhängen und grauen Felsen hin. Am Wasser Mühlen, am Wege hie und da ein freundliches Holzhaus, mit Brettern gedeckt. Der Übergang vom sonnigen Hügelland in das ernste Gebirge ist fast plötzlich. Beim Kreuzwirt verlasse ich die Passailerstraße, biege rechts an, der Weiz entgegen und komme nach einer Stunde an die Stelle, wo der Weg wieder rechts steil bergauf steigt. Hoch oben auf dem Bergrücken steht die Kirche Sanct Kathrein am Ofenegg. Im Abenddunkel trat ich da oben ins alte, behäbige Wirtshaus, wo bei anspruchsloser Form Gutes geboten wird. Diese paar Häuser da oben haben ihre Landwirtschaft, betreiben das Wirtsgeschäft mehr nebenbei für das örtliche Bedürfnis und sind nicht darauf angewiesen, die Fremden auszunützen.

Wenn ich wieder einmal gefragt werde nach einer Sommerfrische, wo man gut aufgehoben ist, frische Luft, würzigen Waldodem, prächtiges Wasser und kräftige Hausmannskost haben kann, wo man von der Welt abgeschlossen ist und Stadtstaub aus der Lunge pumpen kann, ohne Fabriksrauch dafür einathmen zu müssen, kurz, wo man für geringes Geld das Beste haben kann und die köstliche Bergeinsamkeit als Draufgabe bekommt — so rathe ich das Kathrein am Offenegg mit seinen wenigen Häusern und seiner alten Kirche. In vier Gehstunden ist es von der Bahnstation Weiz aus leicht zu erreichen, durch einen Wagen kann man die Zeit auf zwei und eine halbe Stunde abkürzen.

Ich blieb hier freilich nur eine kurze Nacht, denn mein Streben gieng höher. Bald nach fünf Uhr morgens trat ich den Marsch an. Da erst sah ich, wie eigenthümlich schön diese kleine Ortschaft liegt. Und diese Morgenstimmung! Beinahe tausend Meter hoch blühten auf noch kahlen Wiesen die Dotterblumen, sprossten auf braunen Erdfeldern die jungen Haferhälmchen hervor — auf jeder Spitze einen Thautropfen wiegend. Nach Norden und Osten verdeckt der nahe Bergrücken jede Aussicht, im Süden blaut weit hinter dem nahen Waldkamme der Schöckel auf, den man hier einmal von der anderen Seite sieht, ganz ohne Graz. Rechts vom Schöckel zu allerweitest hinten der Koralpen- und näher der Gleinalpenzug, und noch näher die grünen Almhöhen, die Vorberge des Lantschstockes. Die Sonne stand schon eine Spanne hoch über dem Waldrücken, die Feldarbeiter rückten aus. Hier ist der Morgen noch wirklicher Morgen, bei uns in der Stadt ist das, was man so heißt, eigentlich schon fast der Mittag. Über die Berghöhe nordwärts gieng mein Weg, zwischen den moosbärtigen Fichten blitzt die Sonne durch, und hie und da ein Stück ätherschwimmendes Gebirge, im Nordosten — der Wechsel, das Stuhleck, und zu meiner nicht geringen Überraschung auch die Rax und der Schneeberg in Niederösterreich. In dieser Morgenstunde auf stiller Höhe — wie war meine Stimmung freudig! — Ach da unten, wenn man täglich den Geifer der politischen Parteien hört und so die Zeitungen liest, da ist es, als wäre die ganze Welt davon voll. Und hier auf dem Lande in der entlegenen Dorfschaft nichts davon; von hier aus gesehen, nehmen sich die Welthändel aus wie tolle Arabesken an der Ecke eines großen Landschaftsbildes. Eine unermessliche Welt für sich, wo in immer gleicher Form Leben, Arbeit und Glaube herrscht. Wie verschwindet die Stadt mit ihren Städtern, die Universität mit ihren Wissenschaften, die Fabrik mit ihren Arbeitern gegenüber der ländlichen Natur und Cultur in ihrer Ausdehnung und unverrückbaren Feststäandigkeit! Unverrückbaren? Sind nicht doch am Ende die paar handvoll Städter der Sauerteig, der allmählich auch hier alles in Wandel bringen wird? Heute noch löschen die Bauern Wegmarkierungen aus, reißen Wegweisertafeln vom Pfahl. „Fremde, die sich ohne derlei bei uns nicht auskennen, sollen fernbleiben." Sind die eifersüchtigen Hüter ihrer alten Welt darob zu tadeln oder zu entschuldigen?

Nun, der zweck- und planlose Wanderer findet auch ohne Wegweiser sein Ziel. Nach längerer Waldwanderung kam ich an einen Punkt, der „die Brandlucken" heißt; es ist da ein Straßenübergang, den mein Weg kreuzte und ein Wirtshaus, beim Weberhofer genannt. Der Name erinnerte mich an meinen alten lieben Schullehrer Eustach Weberhofer, ich kehrte zu auf ein Glas Wein und erfuhr nun, dass ich in seinem Geburtshause saß. Ein Viertelstündchen abseits von diesem

Passe steht die Wallfahrtskirche Heilbrunn. Vor mehr denn hundert Jahren, da dieser Berg noch Wildnis war, sind manchmal kummervolle Waldleute an einen Stein gekommen, aus dem eine Quelle sprudelte und über dem ein Muttergottesbildnis war. Sie tranken, sie beteten und giengen erquickt von hinnen. Kaiser Josef der Zweite, dieser „schlimme Freigeist", hat zwar große reiche Klöster abgebracht, hingegen viele Kirchen gestiftet für arme Gemeinden. Die Kirche zu Heilbrunn stammt auch von ihm.

An der Brandlucken ist man über tausend Meter hoch und nun beginnt erst der Alpenanstieg. In der Nische einer gemauerten Wegsäule steht das Bildnis der Jungfrau mit dem kleinen Sohne. Darüber ein Spruch ruft den Vorübergehenden an:

„Mein liebes Kind, wo gehst du hin!
Gedenk', dass ich deine Mutter bin,
Wenn du mich willst lieben herziglich,
So stehe still und grüße mich."

Ich stand still und grüßte sie. — Dann huben über den Bergrücken hin die Almen an, deren erste Hochkuppe der Plankogel heißt. Er ist der höchste in diesen östlichen Alpenausläufern, 1532 Meter, sagt die Generalstabskarte. Da oben stand ich in reinem Maienvormittag und sah ringsum in gewaltig weitem Umkreise hunderte von Berggipfeln; fast alle kannte ich mit Namen, auf den meisten war ich schon je einmal gestanden. Dieses Bewusstsein, „oben gewesen zu sein", scheint nicht viel zu sagen und hat doch einen Wert. Es birgt liebliche, stolze, abenteuerliche Erinnerungen, es schließt den Tummelplatz der Jugend, den Schauplatz der Arbeit ein; es ist kaum ein Gipfel, kaum ein Wald, kaum ein Thal, kaum eine Schlucht, wo nicht irgend ein Blatt meiner bescheidenen Schriften spielt. Ich sage hier bloß die Namen der Höhen und nehme die zwei auffallendsten Bergkreise. Im engeren Umkreise südlich der Grazer Schöckel, dann nach links unter anderen der Batscha, der Zetz, der Kulm, der Rabenwald, der Königsberg, der Reithkogel, der Teufelsstein, der Hochschlag, das Rennfeld, der Lantsch, der Osser, von denen zwei letzteren unser Plankogel nur durch das Hochthal der Teichalpe getrennt ist; dann die Röthelwand, der Hochfrötsch u. s. w. Der blauende Umkreis in der Ferne zeigt uns im Südosten das meerartige Hügel- und Flachland bis weit über die ungarische Grenze hinaus, Berge von Croatien, dann links hin den langen Zug des Wechselgebirges und die beiden Pfaffen (wenn's erlaubt ist, so zu sagen). Hernach steht das Stuhleck, der Schneeberg, die Rax, die Schneealpe, der Tonion, die Veitsch, dann das gewaltige Hochschwabgebirge. Weiter links die Eisenerzerberge, der Zinken, die Gleinalpe, die Koralpe, der Bacher und wohl auch ein paar Spitzen der Sannthaleralpen. Zwei Drittheile der Steiermark

liegen vor unserem Auge! Und noch einiges darüber hinaus. Über dem dunklen Blau der fernen Landschaft im Norden und Westen ragen die blinkend weißen Schneegebirge auf, so fast, als ob man vom Rigi aus in die Gletscherwüsten der Schweiz blickte. Tief zu unseren Füßen ruhen die lieblichen Ortschaften Fladnitz, Passail, und in den nördlichen Engthälern Gasen, Breitenau und den Augen verdeckt hundert andere Wohnstätten. — Es lohnt sich wohl der Mühe, heraufgestiegen zu sein.

Ob sich auch die Mühe des Abstieges lohnt? Der war weit und beschwerlich. Am Plankogel entspringt ein Wasser, das stundenlang dem Hochthale, Teichalpe genannt, entlang rinnt und bald ein stattlicher Bach wird, unter dessen eiszapfigem Rasen die Forellen hausen. Das Wasser treibt zahlreiche Sägemühlen und, an seinem Ufer hinwandelnd, zwischen Berghängen, Wäldern, Wiesen, Äckerlein, Hütten und Wirtshäusern, glaubt man kaum, dass es eine 1200 bis 1400 Meter hohe Alm ist. Nur der scharfe Wind, der uns zwischen dem Lantsch und Osser herein anbläst und in den Mulden die Schneelager, während unten ringsum schon das Korn in Halme schießt, belehrt uns über die Situation. Nach stundenlanger Wander auf der Höhe kam ich zum neuen Hotel auf der Teichalpe. Ich war an diesem schönen Maitag nebst einem einäugigen Holzknecht der einzige Gast; wohl die elenden Wege, von der Schneeschmelze noch feucht, durch Holz- und Kohlenfuhrwerk abscheulich ausgefahren, mögen Ursache sein, dass man zu dieser Zeit nicht hinauf steigt zu diesem freundlichen Alpenhospiz mit seinem doppelten Frieden. Mitten im Alpenfrieden kann man auch recht wohl mit den Leistungen des Hotels zufrieden sein. Der einäugige Holzknecht, der aus der Breitenau die Post heraufgebracht hatte und dafür von der kleinen Kellnerin ein Viertel Wein als Botenlohn heischte, hat mir dann, manchmal rülpsend, erzählt, wie er um sein Auge gekommen ist. „Vor acht Jahren. Im Wirtshaus unten in der Tyrnau. Hat ein Kamerad Fleisch gegessen. Hab' ich gesagt: Narr, frisst ja dem Wirt das ganze Fleisch weg! Hat er gesagt: Tepp! und schmeißt mir einen Knochen ins G'sicht. Hab's vier Wochen anstehen lassen, bis sie mich nach Graz schicken in die Klinik. Dort hat's geheißen: Warum kommst nit früher, Unglücksmensch! Das Aug' ist hin. Und hätt's jetzt sagen sollen, wer's gethan hat. Na, sag' ich, das sag' ich nit, ist ja eh nur aus Dummheit geschehen. Hat der Schandarm gesagt, er müsst mich einsperrn, wenn ich's nit sagen wollt! Sperrst mich halt ein, sag' ich, sagen thu' ich's nit und ist's schon gescheiter, der Blinde sitzt im Kotter, als wie der Sehende. Fünfzehn Gulden hat er mir eh gegeben, derselbige Kamerad, kann nit mehr, ist eh auch ein armer Teufel. Was hab' ich davon, wenn er sitzt. Was — hätt' ich denn! — Saggra . . ." Und setzte mit unsicherer Stimme bei: „Wenn —, no Teuxel, wenn ich nur nit schon wieder besoffen wär!?"

„Ja, muſs denn bei euch alleweil geſoffen ſein?“ frage ich.

Da ſchreit er, entrüſtet über ſich ſelbſt: „Das iſt's ja! Das iſt' s ja! Erzlump, verfluchter!“ Die Fauſt hieb er ſich an die Stirn und taumelt zur Thür hinaus.

Das ſind ſie. Vornehm handelnd gegen Kameraden und ſich ſelbſt freimüthig verachtend, weil ſie ſich trotz aller Selbſterkenntnis nicht erheben können. Sie ſelbſt ſind zu ſchwach, und niemand bietet ihnen die Hand — es müſste denn der Wirt ſein, der nichts mehr einſchenkt, wenn das Geld alle iſt. Dann ſchmeißt er den Lumpen zur Thür hinaus.

Am Hotel kreuzen ſich ſechs Wege: nach Heilbrunn, nach Gaſen, nach Paſſail, nach Frohnleiten, nach Breitenau, nach Mixnitz. Den letzteren nahm ich.

Zwiſchen Lantſch und dem Schweinegkogel die düſtere Waldſchlucht dem rauſchenden Waſſer entlang, kam ich an die Stelle, wo rechts der Fahrweg ſteil den Berg hinanſteigt, links ein glatter Fußſteig ſachte niederwärts am Waſſer dahin geht. Nach zehnſtündiger Wanderung ermüdet, wäre ich wohl gerne den letzten gegangen, doch meine Karte wies unbarmherzig den ſteinigen Berg hinan. Hätte ich ihr nicht gefolgt, ſo wäre ich mit dem Waſſer in die abſcheuliche Felsſchlucht gekommen und hätte an der Bärenſchütz mit dem Waſſerfall hundert Meter tief hinabſpringen können. Denn zum Klettern des äußerſt beſchwerlichen und gefährlichen Steiges würde ich an dieſem Tage wohl nicht mehr das Zeug gehabt haben.

Der ſteile Bergweg hat mich über das Joch treulich zu Thal gebracht. Die Wirtin unten in der Bärenſchütz habe ich doch fragen müſſen, weshalb man oben an jener wichtigen Wegzweigung keine Tafel aufſtellt? Nun, die Wirtin wuſste es auch nicht warum, ſie wuſste nur, daſs vor ein paar Jahren ſich daſelbſt ein Grazer Touriſt verirrt habe und an der Bärenſchütz abgeſtürzt ſei.

Trotzdem iſt dort — wo ſo viele unerfahrene Touriſten wandern, davon nicht jeder eine gute Karte bei ſich hat — bis heute noch kein Wegweiſer angebracht. Das iſt denn doch ein biſſel gar zu gemüthlich.

Grazer Censur.

Persönliche Erfahrungen von **Peter Rosegger.**

In Österreich ist es nicht lustig, Schriftsteller zu sein. Es ist kein Wunder, dass wir — trotz unzerreißbarer Liebe zu unserem Heimatlande — literarisch hinaustrachten ins Deutsche Reich, das in unseren Augen ein wahres Land der Freiheit ist. Zwar haben sie dort in Pressachen das sogenannte subjective Gerichtsverfahren, das heißt, das Vergehen oder Verbrechen wird nicht durch die Beschlagnahme der Schrift, durch die Schädigung des Unternehmens gesühnt, sondern an der Person des Thäters selbst bestraft. Ein Schriftsteller, der etwas Gesetzwidriges gegen den Fürsten, die bestehende Ordnung oder die Religion veröffentlicht, kommt auf die Festung. Doch, das muss schon ein großer Brocken sein, der dort als gesetzwidrig gerichtlich verfolgt und vor Geschworenen verurtheilt wird. Um ähnliche Pressfreimüthigkeiten, wie sie in Österreich täglich der Gegenstand von Confiscationen und Gerichtsverhandlungen sind, kümmert sich dort kein Polizeibeamter und kein Staatsanwalt. Ja, der ehrliche Freimuth des Schriftstellers wird in Deutschland vom Gesetze geschützt und von den Behörden gewürdigt; bei uns wird er verdächtigt, verfolgt, während der ausübende Beamte doch selbst oft persönlich mit der Meinung des gemaßregelten Schriftstellers einverstanden sein dürfte. Man könnte in der großen Ängstlichkeit vor dem literarischen Geiste leicht eine Missachtung unseres Staates erblicken, als ob dieser einer offenherzigen Presse nicht mehr gewachsen wäre. Ich habe noch immer so viel Vertrauen zu unserem alten Österreich aufgebracht, um zu wissen, dass es durch die öffentliche Meinungsäußerung einzelner, die noch dazu in anständiger Form gehalten ist, nicht Schaden leiden kann. Ein Staatsgebilde hat ja auch nur dann für den einzelnen einen Wert, wenn es die Persönlichkeit schützt, ihre naturgemäße Bethätigung achtet, ihr das Recht gibt, in ihrer Eigenart sich zu entwickeln und auszuleben. Der Mensch, wenn er ein ganzer ist, wird sich, besonders in großen Gewissens- und Lebensfragen, niemals wie ein willenloses Herdenthier behandeln lassen; ein Staat, der das versucht, würde gerade die besten seiner Bürger zu seinen Gegnern haben. Nun, das nebenbei. Was die Sache betrifft, so würde ich ganz willig im Falle einer leidenschaftlichen schriftstellerischen

Übereilung einmal ein halbes Jahr auf der Festung sitzen, wenn es mir in aller übrigen Zeit erlaubt wäre, meine Meinung mit demselben Freimuth zum Ausdruck zu bringen, wie es in Deutschland möglich ist.

Seit fünfundzwanzig Jahren ringe ich, der gemäßigte Schriftsteller, in Graz mit einer Macht, die zu stark ist, um ihrer Herr zu werden, und zu schwach, um mich gänzlich unterzukriegen. Das ist die Polizei. Trotz allen persönlichen Wohlwollens, das ihre maßgebenden Beamten mir zu schenken scheinen, ist ihre stets drohende Macht für mich ein wahrer Alp. Unmittelbar, lebendig und heiter ausgreifend wie an anderen Orten Österreichs und Deutschlands, hätten sich auch in Graz meine humoristischen Vorlesungen entwickeln können, wenn die Polizei, der in dieser Stadt vor einer Vorlesung jede Zeile Text unterbreitet werden muss, nicht jeden frischen, kecken Athemzug erstickten würde. Stücke, die schon zwanzigmal censuriert und öffentlich gelesen worden, müssen vor der einundzwanzigsten Vorlesung wieder in die Censur. Weiß nicht, wodurch ich mir das Misstrauen der Behörde zugezogen habe, denn zwischen redlichen Leuten sollte doch schon die mündliche oder schriftliche Versicherung gelten, dass der Vorleser seit der letzten Censur nichts Ungehöriges in sein Manuscript prakticiert hat.

Es geht an dieser Stelle leider nicht an, beispielsweise Wörter oder Sätze anzuführen, die mir die Grazer Censur gestrichen hat, kann nur versichern, dass ich vor Staunen manchmal geradezu sprachlos gewesen bin. Nach der Gesetzauffassung ist die Censur sicherlich im Rechte gewesen, man frägt sich nachher nur, weshalb nicht auch in Wien, Prag, Innsbruck u. s. w. die Censur einer gleichen Gesetzdeutung huldigt. Denn in diesen Orten ist mir nie auch nur ein Wort gestrichen worden, ja außer in zwei oder drei Fällen in Wien, bin ich überhaupt nirgends aufgefordert worden, mein Vorlesemanuscript der Censur zu unterbreiten. Wenn ich für andere Orte eine Auswahl von achtzig Vorlesestückchen habe, so darf ich in Graz deren nur etwa zwanzig lesen, in denen nichts gestrichen wird, oder die bei Unterbreitung nicht ganz unterdrückt würden. Und ich hatte stets geglaubt, in Graz mindestens eine so gebildete Zuhörerschaft zu haben, als in anderen Städten. Denn dass vor ungebildeten Leuten die Verantwortung des Vorlesers eine größere ist, weiß ich wohl selbst. Doch auch da — als ich vor kurzem in Wien vor fünfzehnhundert feurigen Socialdemokraten das erstemal las, hat sich keine Polizei um mein Programm gekümmert — und es ist auch so gegangen, und ganz anständig.

Ich gebe ja gerne zu, dass es oft ganz nebensächliche Dinge sind, die von der Censur gestrichen werden, dass ihr Wegbleiben das Ganze so wenig gefährdet, als ihr Dableiben — aber was uns freie Menschen, Schriftsteller und Vorleser verletzt, beziehungsweise geradezu empört, das

ist die, man möchte schon bald sagen, willkürliche Bevormundung in Sachen, worin doch der Ausübende naturgemäß mehr verstehen und einen feineren Takt haben muss, als ein von hundert anderen Obliegenheiten beanspruchter, gewöhnlich wenig poetisch veranlagter Polizeibeamter.

Wie unvergleichlich unbefangener und frischer würde sich der „Heimgarten" gestaltet haben, wenn der Dämon Censur nicht so bleischwer auf ihm lastete. Die sieben Confiscationen, die ihm seit seinem Bestehen passiert sind, haben mich belehrt, wo in Graz die Grenze gezogen ist zwischen dem, was man sagen darf, und was man für sich behalten muss. Das letztere ist der weitaus größere und wohl auch der bessere Theil. Nicht die Confiscation und die damit verbundenen Umständlichkeiten und Kosten sind dabei das Schlimmste, als vielmehr der Druck und die Befangenheit bei dem geistigen Schaffen, wie weit man wohl gehen dürfe, um das, was man zu sagen hat, annähernd zu sagen und ins Publicum zu bringen. Ist ein Wort nicht ganz glücklich oder diplomatisch gewählt, so wird das fertig gestellte Heft mit Beschlag belegt und der ganze Artikel, in welchem das ungeschickte oder treuherzige Wort vorkommt, herausgerissen und gelegentlich durch Zuchthäusler eingestampft.

Man kann freilich „recurrieren". Doch, wozu das? Dass einem Recht gesprochen werde? Das Recht ist ohnehin in den meisten Fällen nicht zweifelhaft. Dass die confiscierte Nummer zurückgegeben werde? Das würde nichts mehr nützen, weil die neue Ausgabe ja längst hergestellt sein muss. Die Censur hat nicht bloß die Absicht, die Verbreitung unliebsamer Schriften zu verhindern, sondern auch den Autor oder dessen Verlag zu schädigen. Andererseits soll diese Schädigung keine Strafe sein, als solche mangelt ihr manches Merkmal, besonders der verhältnismäßige Grad. Ein leichtes Pressvergehen wird hier mit der Wegnahme von achtzigtausend Exemplaren gebüßt, ein schweres Pressverbrechen dort mit der Confiscation von wenigen Stücken, die zufällig erwischt werden, geahndet. Damit ist's abgethan. Eine gesetzliche Strafe jedoch muss im Verhältnis zur Größe des Vergehens geregelt sein. Die Grazer Censur pflegt allerdings nur an jedem Exemplare den einen Bogen zu behalten, der den beanständeten Artikel enthält, aber das Heft ist doch zerrissen und muss unter Weglassung der Missethat durch Neudruck und Buchbinder noch einmal hergestellt werden. Aber bestraft wird man nicht, es wird einem nur was weggenommen. Und das Wichtigste, was wir zu sagen hätten — es erreicht den Leser nicht!

Übrigens bin ich mit jeder Maßregelung stärker und zielbewusster geworden — ohne Trotz und Verbitterung. Dass sich aber unter solchem Drucke bei unseren Autoren kein freier, künstlerischer Stil zu entwickeln vermag, dass die männliche Wahrhaftigkeit der Schriftsteller sich nur

schwer entfalten kann, das ist begreiflich. Es bildet sich eine vage Leisetreterei aus, eine duckmauserische Zweideutigkeit und Zwischendenzeilenleserei — Hinterhältigkeiten, die nur der noch zur Noth überwindet, dem sein Beruf über alles geht. — Und da wundert man sich, wenn Schriftsteller ihre Collegen im Reiche beneiden, oder es auch so gut haben möchten, bis einer und der andere wirklich sein Bündel schnürt und auswandert. — „Ist kein Schad' drum!" höre ich jene Factoren sagen, die eine scharfe Censur für ihren Schutz zu benöthigen glauben.

Ein vorurtheilsloser Leser meiner Schriften dürfte auf den Gedanken kommen, dass der Verfasser an Gottfreudigkeit, an Volks- und Vaterlandstreue, sogar an Liebe zur katholischen Kirche es mit manchem aufnehmen könnte, der sich über die Maßregelungen freut. Ich weiß das nicht, ich bestreite niemandem die guten Eigenschaften, verlange aber, dass man auch meine guten Absichten achte.

Es fällt mir ja um Gotteswillen nicht ein, für mich, als einen, der's halt nicht besser versteht, Sonderrechte zu beanspruchen. Allein, ich lebe unter dem Eindruck, dass andere Blätter sich einer ungleich größeren Freiheit erfreuen, obschon selbe auch noch sehr viel zu wünschen übrig lässt. Mich freut es von Herzen, dass die Clericalen, wie die Socialdemokraten manchmal von der Leber weg reden dürfen. Sie schaden damit dem Staate nicht, sie bringen Leben und Entwicklung in ihre Leserkreise. Warum ist dem „Heimgarten" die Lebensluft des Schriftstellers, das freimüthige Wort nicht in demselben Maße gestattet? Da wir schon unser volles Recht nicht finden können, so verlangen wir wenigstens gleiches Recht!

Der „Heimgarten" ist im Laufe der Jahre leider sehr zahm geworden. Er wagt es nicht mehr, Aussprüche von Kaiser Josef II. abzudrucken, oder in einem humoristischen Gedichte zu behaupten, dass es fromme Leute gibt, die den Fasttag predigen, dieweilen sie beim Braten sitzen, oder das Wort „Pfaffe" in geschichtlichem Sinne zu gebrauchen, oder dem lieben Gott in steirischer Mundart einen Namen zu geben, der zwar Greis und Vater in edlem Sinne bezeichnet, oder es der Behörde in die Schuhe zu schieben, wenn in der Grazer Herrengasse scharfe Eisenhaken aus der Wand stehen, an denen man sich Hose und Haut zerreißen kann, oder den christlichen, durch Tolstoi neuerdings verbreiteten Grundsatz von der Friedfertigkeit und Nachgiebigkeit auch auf die Militärstaaten anzuwenden, oder endlich die hehre Persönlichkeit Jesu in seiner menschlichen Seite uns näher zu rücken. Der „Heimgarten" wagt das nicht mehr, denn mit Ähnlichem hat er schon schlimme Erfahrungen gemacht.

Wie erst, wenn man sich zu bedeutenderen Ideen versteigen wollte! Jene meiner Werke, von denen es heißt, dass sie die besseren wären,

als die „Schriften des Waldschulmeisters", „Der Gottsucher", „Heidepeters Gabriel", „Das ewige Licht" und andere, sie hätten nicht in ihrer gegenwärtigen Form im „Heimgarten" erscheinen dürfen, sie wären, soweit derselbe Geist regiert, ungedruckt geblieben, oder höchstens unter vielen Verstümmelungen freigegeben worden. Ein paar der angeführten Erzählungen sind im „Heimgarten" allerdings erschienen, aber unter großen Weglassungen und Verwässerungen.

Nun, um derlei wäre es ja am Ende kein so großer Verlust. Wie aber wenn Anzengruber oder Grillparzer, oder gar Goethe und Schiller das Glück gehabt hätten, unter den Grazer Verhältnissen zu leben und zu schaffen? Und vollends Klopstock, den man den heiligen Sänger nennt! Wie ist dieser Mann mit den Dogmen umgesprungen? Nein, nein, was *vor* der Revolution in Deutschland gestattet war, das ist *nach* derselben bei uns verpönt. So weit sind wir — voraus.

Voraus sage ich, denn die betreffenden Punkte meinen allen Ernstes, die Unterdrückung der Persönlichkeit, die Unterdrückung des freien Geistes bereite eine glückliche Zukunft vor. Wenn sie das wirklich wollen und glauben, dann ist ihr Gebahren ja in höchstem Grade zu achten. Ob sie sich irren oder nicht, das ist eine andere Frage.

Persönliche Missgunst ist es selbstverständlich nicht, was die Grazer Censur so strenge macht. Vielmehr das gewissenhafte Bestreben, dem Staate recht zu dienen und nichts in die Öffentlichkeit zu lassen, was irgend einer maßgebenden Gesellschaftsclasse zuwider sein könnte. Ob aber die Censur dafür da ist, darüber zu wachen, dass der Humorist mit seinem Papierpfeil nicht einmal zufällig einen reichen Bäcker oder einen feisten Fleischer oder forschen Officier oder gemüthlichen Landpfarrer trifft, das wäre doch erst zu entscheiden. Nach meiner Meinung könnte die Polizei es in vielen Fällen den „Beleidigten" selber überlassen, sich Genugthuung zu verschaffen. Ihre Directive wäre nur das Gesetz, gut verstanden durch einen gescheiten Kopf und ein wohlwollendes Herz.

Zum Schlusse dieser Auslassungen wird, wenn sie im „Heimgarten" erscheinen, der Leser nachdenklich sein Haupt heben und sich sagen: Wenn *diese* freimüthigen Gedanken und Darstellungen über die Grazer Censur nicht confisciert worden sind, so wird es wohl doch so schlimm nicht sein.

Und ich hoffe in der That, die Censur wird diesmal mit einem großmüthigen „Passiert!" meinen Klageruf Lügen strafen.

Kleine Laube.

St. Anna beim Volke.

Wenn die Sommersonnenwende längst vorüber ist, der Juli seinem Ende naht, auf ferner Alpe der letzte Schnee schimmert und die Vorberge bis zu den höchsten Kuppen im grünen Schmucke erscheinen, dann feiert der Älpler einen Tag, der den Herbstanfang im Gebirge markiert; St. Anna, oder den Tag, wie sich's Volk ausdrückt, der Muatter Annl.

In Donnersbacherwald hörten wir seinerzeit:

Muatter Annl,
Schlag[1]) ins Pfannl
Und mach' uns dr'aus
A Äpfelmannl.

St. Anna und Joachim genossen insbesondere bei den alten Bauern hohe Verehrung, es ist dies ein traditionelles Herkommen gewesen, das sich auf verschiedene Ursachen zurückführen ließe. Alte Lieder bezeugen es, welch Verehrung St. Anna einst genoss. Als Waldbauernlehrer trafen wir ein altes geistliches Volkslied, das beginnt:

Heil'ge Annl, Hoffnungsstern,
Dich lobpreisen wir so gern,
Dich, o Mutter uns'rer Mutter,
Ahnfrau uns'res Herrn.

In Steiermark gibt es St. Anna ob Schwanberg, St. Anna am Aigen, St. Anna am Kirchenberge u. s. w., wo überall der Annensonntag festlich begangen wird.

Interessant wird der Leser finden, dass zwischen Öblarn und Donnersbachwald, mitten in einer Gebirgswildnis, in der Nähe des 1725 Meter hohen Zachenschöberl, 's Bergkreuz liegt, wo man am Annasonntage einen Festgottesdienst hält; St. Anna zu Ehren. Es kommen aus diesem Anlasse „Kreuzscharen" aus Öblarn und Bewohner von Niederöblarn, St. Martin, Donnersbach, Irdning und Donnersbachwald.

---

[1]) Hat allerdings eine Variante, doch die konnte ich der Derbheit wegen nicht beisetzen.

Der Aufstieg von Öblarn aus geschieht durch den Walchengraben, über den Sonnberg, mit einer Aussicht über das ganze obere und mittlere Ennsthal, von der Ramsau bis Selzthal. Die Aussicht ist von großartiger Schönheit, ungewöhnlich reich an Tiefblicken, und aus den tiefen Thalgründen leuchten die Kirchthürme von Ramsau, Affach, St. Martin, Öblarn, Pürgg, Niederhofen, Wörschach, Liezen u. s. w. Wem sollte bei einer solchen Pilgerfahrt zu St. Anna nicht das Herz höher schlagen? Man kommt anfangs durch förmliche Waldalleen, steigt längs der Thallehne des Walchengrabens zur Niederalpe Angern empor, kommt zu herrlichen Rhododendron-Fluren, und zehn Minuten höher liegen die Ruinenfelder der aufgelassenen Silberbergwerke.

Bietet der Weg am Donnersbachwald zum Bergkreuz auch keine reizende Fernsicht, so ist er doch wildromantisch, wie wir es als Waldbauernlehrer nicht einmal sahen, wenn uns die Lust anwandelte, 's Todtenkar, eine Alm aufzusuchen, wo die Hütte des Kirg am Bach, Gemeinde Donnersbach und Festner am Hohenberg, Gemeinde Aigen bei Irdning, in stillem Waldfrieden stehen.

Geht der Waldbauernbub und 's Waldbauerndirndl zum Bergkreuz, so hau'n sie am Vortage, zu Jacobi, noch 's Kraut, dann werden die Schuhe g'schmiert und g'nagelt und es geht noch abends bergan, weil Bauernfeiertag ist, an dem man machen kann, was einem gelüstet.

Zuerst betritt man 's Todtenkar, in der die Waldpoesie so recht zutage tritt, denn ringsum Matten, echte Gebirgsnatur und wildes Gestein. Vom Todtenkar weg geht's Waidhof zu, einer sagenreichen Gegend, von der wir im „Heimgarten", Jahrgang 21, Pag. 698, mehreres brachten. Die Schneide des Gebirgsrückens umgehend, kommt man zu „Wepprern" und „Stachzen", zwei hochgelegene Almen, von denen man bereits ins Ennsthal lugt. Des öfteren sind Latschen (Pinus montana) zu durchqueren und nur hie und da grüßen den Wanderer blaue Campagnulen, oder es machen sich Cyclamen durch ihren Duft bemerkbar. Wohl rinnt einem der Schweiß in hellen Tropfen über die Stirne, aber es verlohnt sich. Wie heimelt einem die Ruhe der Natur an! Kein Blatt regt sich. Die Sonne ist längst hinter die Berge gesunken. Höchstens, dass sich ein Penmoaserl (Parus ater) im Kieferngezweige hören lässt. Oder es guckt ein Reh durchs Gestrüpp, bewacht von einem Jägerl, das heute eine g'nädige Zeit hat, weil man nicht wissen kann, ob heute nicht mancher Schlingel ein Abschraubgewehr unter'm Lodenrocke verbirgt, um erforderlichen Falles, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend, auf der Kirchfahrt ein Böcklein zu stehlen.

Aber der Herr Schullehrer von Wald, ach, guten Abend, der ist nicht zu fürchten. Der Jäger zieht höflich den Hut. Es scheint fast, als wolle er dem Waldbauernlehrer, weil er auch zum Bergkreuz geht, seine Hochachtung bezeugen. Oder nicht?

Endlich sind wir beim Bergkreuz, einer gemauerten Kapelle. Im Innern hängen Krücken, Zeugnis davon gebend, dass St. Anna hier einst „Mirakel wirkte", denn der Glaube macht auch auf der Alpe nicht nur selig, sondern auch gesund. Die Öblarner Kreuzschar kommt am nächsten Morgen. Und man kann da singen hören:

Mutter, b'schütze uns're Früchte',
Lass sie uns verderben nicht,
Wenn man höret Donnerknallen,
Und Schauer thut vom Himmel fallen.

Später tritt der Mensch in seine Rechte. Man beginnt in den mitgebrachten Bündeln herumzukramen; eine Atzung suchend. Der riesige Schnapsplutzer, den der Waldbauer bei keiner Almpartie hinten lässt, wird neben 's Jaufenbingerl hergestellt und die Gesponsin ladet man ein, munter zuzugreifen.

Und heimlich mag da der Bub zur Seinen, die Anna heißt, wohl hinüberraunen:

's Dirndl hoaßt Nanerl,
Hat schneeweiße Zahnerl,
Es thuat ihr loans weh,
Denn frisch eing'setzt finds eh . . .

Wir besehen uns indessen die vielen Verse, die auf dem Gemäuer außen zu treffen sind: echte Volkspoesie, an denen sich der Waldbauernlehrer ergötzt. Einiges notierten wir, z. B.:

Heute sind wir hier gewesen,
Das kannst du selber lesen,
Ob wir morgen bleiben,
Das können wir dir nicht schreiben. F. E. 1864.

Sehr weltschmerzlich dagegen klingt:

Als es mir wohl gieng auf Erden,
Da wollten alle meine Freunde werden,
Als ich aber kam in Noth,
Da waren alle meine Freunde todt. J. H. 1883. 25. Juli.

Dass selbst Verliebte beim Bergkreuz ihren Gefühlen freien Lauf lassen, das bezeugt:

Die Liebe hat Flügel,
Fliegt über alles hinweg;
Über Abgrund und Hügel
Findet die Liebe den Weg.

Erst spät nachmittags denkt man an den Heimweg, denn viele machen einen Abstecher aufs 2226 Meter hohe Gumpeneck, dem schönsten Aussichtspunkte jenes Gebirgsastes, welcher sich zwischen Donnersbach und dem Sölkthale hinzieht. Man sieht auf ihm gegenüber nach Norden den Grimming (Donnersberg), Dachstein, nach Westen den Großglockner u. s. w.

Das Mädchen, d'Annl faltet ihr Busentuch, auf dem ein Sträußchen Speik (Valeriana celtica) prangt, enger zusammen und sie schmiegt sich an den Burschen, gemüthlich plaudernd. O, diese Annamirl, wie weiß sie nicht süß zu plaudern. Wir begreifen es daher, wenn der Bursche, das Waldkirchlein im Süden wieder erblickend, selig rufet:

Annamirl, wenn ich dich nit hät',
Annamirl, was thät' ih?
Annamirl, ich hab' dich gern,
Heut' hat's sein Radi.

Trotzdem sieht Mutter Anna gnädig lächelnd aufs Pärchen nieder, denn man ist ja auf dem Heimwege vom — Bergkreuz, wissend, dass auch die Welt ihren Antheil an der Kirchfahrt haben will, eingedenk der Devise, die da lautet:

Wia glaimer bei der Kirchen
Wia nahender bei der Höll'.

K. Reiterer.

Konst da's denkn.

I hon an Joghund ghobb,
s is schod um eahm,
Der hot sih valouffn,
Ih hon an Spezi ghobb,
s is schod um eahm,
Der hot sih va—

In Joghund hot,
s is schod um eahm,
Da Schinder ohni Zweifel ghult,
In Spezi hot,
s is schod um eahm,
In Stroßngrobn da — R.

Gegen das Absterben der Sprache.

Wie in der Natur neues Leben erblüht aus den Ruinen, so kann durch göttliche Vorsehung die Lebensfähigkeit wieder erhöht werden durch gesunde Bestandtheile.

Gegen das Absterben der Sprache unseres deutschen Volkes gibt es zwei Mittel, nämlich die Benutzung der eigenen Volksquellen und die mäßige Aufnahme von fremden Wörtern, die aber nach unserer Sprechweise zu formen sind, möglichst ohne Rücksicht auf die fremde Form, wie das von allen Völkern geschehen ist, am deutlichsten von den Engländern, Italienern und Franzosen. Den Deutschen ist die herkömmliche allzu große Fremdsucht in allen Dingen gerade so gefährlich, wie den Chinesen die Abschließung von der europäischen Cultur. Vernaleken.

Finnländisches Abendlied.[1])

Sonne geht,
Tag verweht,
Meereswell'n
Fern zerschell'n.
Schatten wächst auf weiter Heide,
Thau fällt feucht auf kahle Weide.
Geh mein Kind, geh nun zur Ruh,
Schlaf bei guten Engeln du!

Schlaf, liebes, sorglos glückliches, süßes Kind!
Bete, bete, bete für die, deren Sonne sinkt!

Schönes Land,
Stiller Strand,
Heimat du,
Schlaf in Ruh!
Deine starken Ströme schäumen,
Deine stillen Heiden träumen.
Schlaf bei deiner Föhren Chor,
Wach in Kraft und Licht empor!

Schlaf, dürstendes, müdes, fallendes, edles Land!
Bete, bete, bet' für dein Licht, das jetzt versinkt!

Gold'ner Rand
Still verschwand.
Kühl und lind
Schwebt der Wind.
Bleicher Mond auf Vätergrüften
Liest die halberlosch'nen Schriften.
Himmels Kleid prangt Stern an Stern.
Lob und Preis sei Gott dem Herrn!

Wache, suchende, leidvoll sehnende Seele du!
Bete, bete, bet' um ein Licht, das nicht versinkt!

Lebenslauf und Leidensgeschichte eines Pferdes.

Zuerst glückliche Jugend, das Fohlen bei der Mutter auf Wiese und Heide und neben der arbeitenden Mutter einherlaufend.

Später noch immer glückliche Tage als tüchtiges Arbeitspferd.

Es wird ausgehoben für das Militär.

Es rettet zweimal im Kriege seinen Reiter, der immer gut und kameradschaftlich mit ihm war, vorm sichern Tode. Das zweitemal bekommt es aber einige Schüsse, stürzt, springt wieder auf und verletzt sich dabei. Es wird leidlich hergestellt, lahmt aber ein wenig und wird nach dem Kriege ausgemustert.

Ein Droschkenkutscher kauft es. Er legt ihm die lästigen Scheuklappen und den quälenden Aufsatzzügel an, damit es „stolzer und feuriger" aussehe. Es muss

[1]) Aus diesem Liede, einem der letzten des im vorigen Jahre verstorbenen, in seiner Heimat hochverehrten Zacharias Topelius, tönt die Klage Finnlands um die untergehende Sonne seiner inneren Selbständigkeit und Freiheit.

Tag und Nacht, in Hitze und Kälte in den Straßen stehen und laufen, und ist zuletzt auch als Droschkenpferd nicht mehr brauchbar.

Der Droschkenkutscher verkauft es an einen Stein- und Sandführer, der es arg misshandelt, ausnützt und schlecht füttert. Je älter es wird, desto unbarmherziger wird es ausgenützt, desto roher behandelt und desto schlechter gefüttert. Es geht nur mehr auf drei Beinen, jeder Schritt ist ihm eine Qual, die trüben Augen drücken Schmerz aus. Nachts im Stalle wagt es nicht mehr, sich niederzulegen, weil es weiß, dass es nicht mehr aufstehen kann. Es schlummert nur im Stehen — ein qualvolles, jahrelanges Sterben . . .

Hier kann eine Betrachtung eingefügt werden über die eigentliche Ursache des Pferdeelends, über die unbarmherzige Ausnützung dieses edlen Thieres bis ins höchste Alter und bis zum letzten Knochen: Das unsinnige Vorurtheil gegen Pferdefleisch als Nahrungsmittel, dieses reinlichsten aller Thiere, welches nie Faules frisst oder trinkt und infolgedessen das gesündeste Fleisch bietet, viel gesünder als das meist perlsüchtige (tuberculöse) Rindfleisch. Dieses Vorurtheil wird sogar noch durch polizeiliche Verordnungen und Verbote, welche das Pferdefleisch discreditieren, unterstützt. Das Pferd sollte ebenso wie das Zugrind, wenn es anfängt alt und schwach zu werden, gemästet und schmerzlos geschlachtet werden.

Eines Tages vermag das schwache, lahmende Thier kaum mehr die schwere Last zu ziehen, es gleitet auf dem glatten Pflaster aus, stürzt kraftlos zusammen; der Fuhrmann stößt in den Leib des Pferdes mit seinen schweren Stiefeln, um es zum Aufstehen zu veranlassen, es kann sich aber nicht mehr erheben.

Da kommt zufällig des Weges sein alter Reiter und Kriegskamerad, der in der großen Stadt ebenfalls nur kümmerlich sein Brot verdient. Er sieht die Menschengruppe, sieht ebenfalls nach dem Pferde und erkennt es an den beiden Schussnarben und einem hellen Fleck auf der Stirn. Er drängt sich an das Pferd, kniet bei ihm nieder, streichelt ihm den Hals und ruft ihm seinen alten Kosenamen (Fritzel) zu. Das Thier hört noch die wohlbekannte Stimme seines geliebten Herrn, hebt noch ein wenig den Hals und Kopf, sieht den alten Herrn und Freund mit unendlich traurigem Blicke an — Hals und Kopf sinken zurück — Fritzel ist todt!

Der brave Mann kann sich kaum trennen von seinem lieben Kameraden, er kniet noch immer neben dem Hals und streichelt ihn. Der rohe Fuhrmann ruft ihn rauh an, er solle machen, dass er weiter komme. Das thut der Mann denn auch, geht langsamen Schrittes seiner Wege und denkt nach über den Dank des Menschen für treu geleistete Dienste.

An die Thüre

des ultramontanen „Grazer Volksblatt".

Liebes Volksblatt!

Du hast ohne jeden Anlass am 25. Mai d. J. gegen meine Person das folgende „Eingesendet" veröffentlicht:

„Ist Rosegger ein Gotteslästerer?

Ich bin zwar bei weitem kein Kenner von Herrn Roseggers Schriften; doch einige Abhandlungen habe ich von ihm gelesen. Den Eindruck jedoch habe ich gewonnen, dass er in diesen Aufsätzen nicht gerade für das wahre, lebendige Christenthum eintritt,

sondern, dass er es abschwächt und verflacht. Einen Aufsatz will ich bezüglich des Inhalts kurz andeuten; im selben ist die Rede, wie in Obersteier in manchen Gegenden die Pfarrleute je nach Ortschaften und Gemeinden an bestimmten Tagen zur Osterbeicht und Communion gehen. Am genannten Tage, erzählt er, sprechen die Leute nicht dem Gasthause zu, sondern eilen nach vollendeter Andacht gleich nach Hause und nehmen dort eine bessere Mahlzeit zu sich als sonst. Indem Rosegger schildert, wie sich die Leute an den köstlichen Speisen gütlich thun, da wagt er den höchst merkwürdigen Satz: „Und der Leib des Herrn fühlte sich im Magen gar nicht einsam neben den Speisen." Diese Bemerkung hat mich beim Lesen ordentlich geärgert und entrüstet. Hat Herr Rosegger wohl begriffen, was er damit ausdrückte, so war es, gelinde gesagt, eine leichtfertige Missachtung des katholischen Glaubens und grobe Verletzung christlicher Gefühle; hat er es aber nicht recht begriffen und wollte er sich einen unschuldigen (?) Scherz erlauben, dann war es recht übel angebracht. Dann wäre es ihm dringend zu rathen, über religiöse und kirchliche Dinge nicht zu schreiben, bevor er darin gehörig unterrichtet ist; jeder anständige, ich sage nicht gute Christ, würde sich in acht nehmen, solches zu berichten.

Ich möchte mir an dieser Stelle einen allgemeinen Ausspruch gestatten. Das Sprichwort mahnt: „Nemo dat, quod non habet", das heißt: „Niemand gibt, was er nicht hat", oder auf gut steirisch übertragen: „Niemand soll sich dreinmischen, wo er selber nichts versteht." Dessenungeachtet hält sich über Religion, über Kirche und Papst jedermann für gescheit genug, ein Wort mitzureden, jeder Wasserchrist und jeder Jude, auch wenn er nicht zehn Worte vom Glaubensbekenntnis beten und die sieben Sacramente nicht aufzählen kann, und wenn er auch von der Unfehlbarkeit des Papstes nicht einen hellblauen Dunst begreift (ich meine, was sie thatsächlich und wirklich bedeutet).

Man hört auch bisweilen — ich habe es mit eigenen Ohren gehört — günstige Urtheile über Rosegger, er sei im Herzen, in seiner Gesinnung nicht so schlimm, wie er schreibt; das müsse er thun, um seinen Gönnern und Lesern nicht zu missfallen. Wenn es mit ihm zum Sterben komme, werde er wahrscheinlich alles Unrichtige und Falsche von seinen Werken zurücknehmen. Ich will Herrn Rosegger nicht nahetreten oder ungerecht gegen ihn verfahren; deshalb habe ich auch das angezogen, was an ihm zu loben ist. Es mag ja wahr sein und mag ihn auch in freundlicherem Lichte darstellen, doch bleibt es immerhin sehr traurig und sehr thöricht, in einer Stunde ausgleichen zu wollen, was man durchs ganze Leben verschuldet. Es thut mir in der Seele weh, dass Herr Rosegger, der doch einer gut christlichen Familie in Krieglach entstammt, sich nicht die Krone eines christlichen Dichters, wenn auch in seiner Art, errungen hat."

—ff—

Nun, liebes Volksblatt, da der „Einsender" sich vorsichtig hinter seine ff versteckt, so muss ich dich allein für die feige Frechheit hernehmen. Ich will antworten, obschon man es dir an Perfidie nicht gleichthun kann. Das kommt halt von der mangelhaften Bildung — du weißt schon.

Dein ff deutet an, dass meine Schriften, wovon er nur ein paar Aufsätze kennt, das lebendige Christenthum abschwächen und verflachen thäten. Da muss man schon höflich anfragen, was ihr eigentlich unter „lebendigem Christenthum" versteht? Vielleicht (nebst pharisäerhafter Formfrömmelei) Andersdenkende, selbst wenn solche von den sittlichsten Absichten erfüllt sind, beschimpfen, verhetzen, sie verdächtigen, vernadern, sie kurzweg als Gotteslästerer und Seelenverführer verfluchen und so fort durch alle Grade der Nächstenliebe. — Mir gefallen diese Tugenden nicht, das muss ich dir sagen, und ich würde dir eine ganz andere Stärke und Vertiefung des lebendigen Christenthums darlegen, wenn du mich zu verstehen vermöchtest.

Dein ff führt „den Leib des Herrn im Magen“ an. Solltet ihr es nicht schon berent haben, diesen Satz, der ein so großes Ärgernis geben soll, aus alten Tagen ohne alle Veranlassung heraufbeschworen und durch eure Auslegung vergrößert zu haben? Ich weiß nicht, wo dein ff den Satz gefunden hat; in meinen Gesammtausgaben findet sich nichts dergleichen. Die Ironie ist geschmacklos, doch sachlich nicht ganz ohne Anlass, denn sie entspricht einer Empfindung meiner Kindheit. Ich fühlte mich immer verletzt in der Vorstellung, dass Christus' heiligster Leib das Schicksal irdischer Materie theilen müsse. Übrigens soll sich das ja ganz anders verhalten. Da steht zwar nicht im kleinen Volkskatechismus, aber in einem andern katholischen Katechismus folgende Frage und Antwort: „Wie lange bleibt Christus mit Leib und Blut gegenwärtig?“ „Solange die Gestalten von Brot und Wein vorhanden sind“ ... Damit wäre ja jenes schlimme Wort gegenstandslos geworden!

Doch, du hast mich hier auf einen Boden gelockt, der für dich nicht weniger gefährlich ist, als für mich, und ich will keinen Schritt weiter gehen. Ich habe gerne Frieden, nur für alle Fälle halte ich mein bischen Pulver trocken.

Nun aber kommt die Lumperei, ohne die es bei euch selten abgeht. Dein ff will gehört haben, dass ich anders schreibe, als ich denke, und zwar meiner Gönner und Leser zuliebe! Der Mann scheint keine Ahnung zu haben, welche Beleidigung er mit solcher Behauptung einem Schriftsteller ins Gesicht schleudert. Er sagt die Behauptung in einem Tone, als ob das nichts Besonderes, als ob es so fast in Ordnung wäre, wegen gewisser Vortheile anders zu schreiben, als man denkt; man könne es ja — obzwar die Säumnis unrathsam — in der Sterbestunde widerrufen. — Nein, liebes Jesuitenblatt! Stets gegen seine Gesinnung handeln und sich auf die priesterliche Lossprechung verlassen, das ist nicht meine Moral, dafür ist mein Christenthum viel zu „flach“. — Dazu ist die Verdächtigung deines ff eine bewusste; ein Wohlredner, als den er mich hinstellt, macht sich nicht ringsum Heere von Gegnern, deren ich mich, wie alle Welt weiß, zu erfreuen habe. Ganz gewiss, ihr Herren aus dem ff, das, was ich in meinen Schriften sage — es mag ja manches menschlicher Irrthum sein — ist meine aufrichtige Überzeugung. Was ich über eine gewisse Art von Christenthum sage, das ist mein heiliger Ernst, den ich auf dem Sterbebette, das vielleicht nicht mehr so fern ist, kaum widerrufen werde, weil ja gerade dieser Freimuth eines meiner wenigen Verdienste ist. Meine Überzeugung, die bin ich selber, die tastet mir nicht an! — Fühlst du eine heilige Sache angegriffen, so vertheidige sie sachlich, anstatt in deinen Polemiken immer nur Personen zu beschimpfen. Siehst du nicht, was du damit schaden thust? Gib dir doch nicht gar so viel Mühe, die Leute der Kirche zu entfremden! —

Schließlich kannst du deinem ff auch das sagen: Wenn er meine Schriften auf ihren christlichen Wert hin beurtheilen will, so soll er sie halt in Gottesnamen vorher lesen. Denn, um einen zu hängen, ist der Strick zu wenig, man muss auch den armen Sünder dazu haben.

Krieglach, 11. Juni 1899. Peter Rosegger.

Zwei gegnerische Kirchen.

Dr. Josef Müller in Würzburg schickt uns eine Entgegnung, die sich auf ein „Eingesendet“ wegen der zwei gegnerischen Kirchen von H. N. auf Seite 634 bezieht und der wir folgende Thatsächlichkeiten entnehmen:

In Sachen der kirchlichen Reform.

Ein Anonymus hat im Maiheft des „Heimgarten“ gegen meinen „Reform-katholicismus“, den er aber nur von einer Recension her kennt, Stellung genommen. Er bemängelt vor allem die Thatsachen, aus denen ich einen Rückgang des Katholicismus folgere. Aber die Zahlen, die er berichtigend anführt, sind theilweise noch schlimmer. So sind nach ihm die Übertritte zur protestantischen Kirche in Preußen elfmal (statt neunmal, wie ich angegeben) zahlreicher als die katholischen! Die absolute Zunahme der Confession besagt gar nichts, da auf der Hand liegt, dass das stärkere Anwachsen der Katholiken durch Einwanderung von Österreich, Polen und Süddeutschland bedingt ist. Es ist auch außer dem Übertritte noch in Betracht zu ziehen, welchen Zuwachs die Protestanten durch Mischehen erlangen. In Sachsen werden zum Beispiel 87 Kinder vom Hundert aus Mischehen protestantisch getauft („Feierabend“, Katholicismus und Protestantismus als Fortschrittsmächte, S. 71). Ich habe meine Ziffern der Broschüre Schuells und den „Historisch-politischen Blättern“ 1893, zweites Heft, Seite 422 ff. entnommen; ich mache aufmerksam, dass die staatliche Statistik, aus der mein Gegner andere Zahlen gewinnen will, als unzuverlässig bekannt ist und dass genauere Ziffern aus den Kirchenstandsregistern gezogen werden müssen. Es ist übrigens die Abweichung irrelevant, da ein unverhältnißmäßiges Anwachsen des Protestantismus auf Kosten der Kirche nach allen Statistiken unleugbar und bei den Massenaustritten, wie sie jetzt stattfinden, auch für den Blinden fassbar ist. Noch verschärft wird das Missverhältnis durch Umstände, die im Wesen des Katholicismus begründet sind und die ein Anwachsen der katholischen Bevölkerung beeinträchtigen, so durch den Cölibat der Geistlichkeit, durch die vielen Klöster, durch den starken Nachdruck, mit dem die Keuschheit in der Kirche betont wird, was in der Minderzahl der unehelichen Geburten seine Rückäußerung übt. Letzteres wird vom Herrn Pastor bestritten, er führt aber ganz irreführende Daten an, vorausgesetzt, dass sie richtig sind. Denn es ist klar, dass Zahlen, aus einem ganzen Land hergenommen, wertlos sind. Baiern, zu zwei Fünftel protestantisch, soll Typus eines katholischen Staates sein! Preußen, wo das umgekehrte Verhältnis, setzt er der Pfalz gegenüber, ohne zu bedenken, dass München, also eine Großstadt mit ganz eigenen Verhältnissen, fast die Hälfte der Bevölkerungszahl Oberbaierns einnimmt! Wenn solche Statistiken etwas lehren sollen, dann muss vor allem Stadt und Land auseinandergehalten werden; auch müssen die socialen Verhältnisse, die fast überall zu Gunsten der Protestanten liegen, berücksichtigt werden. Ich weise hier auf einen nach stricter Methode angestellten Vergleich in einem der letzten Hefte der „Historisch-politischen Blätter“ und auf das dort constatierte Resultat hin, ferner auf den Bericht der Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine zu Colmar 1894, welcher aus Referaten von über tausend Landpfarrern zusammengestellt wurde. Siehe auch meine „Keuschheitsideen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und praktischen Bedeutung“ (Mainz bei Kirchheim 1897) S. 78 ff.

Wenn der Herr Pastor meint, im Reiche sei „Katholisch Trumpf“, und Lieber, der Führer des Centrums, heiße „allgemein der Reichsregent“, so frage ich ihn, was hat denn das Centrum erreicht und worin hat ihm die Regierung auf Kosten der Protestanten willfahrt? Er wird nichts vorbringen können. Das Centrum wird sehr gern zum Bewilligen von Reichsabgaben benützt, seine Klagen über Verletzung der Parität aber finden ein taubes Ohr. Es wird von der preußischen Regierung eine Protestantisierung der katholischen Gegenden amtlich und systematisch betrieben; wo nur ein paar Beamte sind, muss sofort auf Kosten der katholischen Gemeinde eine protestantische Schule errichtet werden, so dass solche Schulen mit ein paar Schülern überall bestehen (die „Germania“ constatierte jüngst sogar eine Schule mit einem einzigen

protestantischen Schüler!!), wogegen in protestantischen Orten die katholischen Kinder selbst bei starken Minoritäten in die protestantischen Confessionsschulen gezwungen werden, oder höchstens eine katholische Schule mit oft 120 bis 150 und mehr Kindern zugestanden wird. Die „Germania", die „Kölnische Volkszeitung" ꝛc. sind angefüllt mit Artikeln über diese Ungleichheit, ohne irgendwelche Wirkung zu erzielen. Noch schlimmer werden die Katholiken in den kleineren Staaten (Mecklenburg, Braunschweig, den sächsischen Herzogthümern) behandelt. In Mecklenburg dürfen die katholischen Kirchen nicht einmal äußerlich kennbar sein, dürfen nicht Thürme tragen u. s. w., kein Priester darf ohne Bewilligung der Behörde amtieren, in Braunschweig dürfen die Katholiken nicht einmal ihre Kinder taufen lassen ohne Genehmigung des protestantischen Pfarrers, in Sachsen-Meiningen wurde Bezahlung des katholischen Religionsunterrichtes in den Mittelschulen verweigert, die Errichtung einer einzigen Pfarrei für das ganze Land abgelehnt, so dass es von der angrenzenden Würzburger und Bamberger Diöcese mitpastoriert werden muss. Mit dieser Intoleranz der Protestanten in grellem Widerspruch steht die sogar höhere Besoldung der protestantischen Geistlichkeit in katholischen Staaten, die Überlassung von Bauplätzen, großen Summe für Kirchen in München, Würzburg, Bamberg u. s. w., während zum Beispiel das reiche Nürnberg sich nicht schämte, zur Zeit der Restaurierung der katholischen Pfarrkirche der armen katholischen Gemeinde einen Pacht für die Interimskirche (einen unbenutzten Heustadel) abzuverlangen. Wo ist da „Katholisch Trumpf?"

Dr. Josef Müller.

Bücher.

Der Christus der Geschichte und sein Christenthum. Der Gemeinde dargestellt von Georg Längin. (Leipzig. Otto Wigand.)

Zurück zu Christus und seinem einfachen schönen Evangeliumsgedanken! Das ist die Losung dieser Schrift. Sie sagt sich, die allererste Quelle des Christenthums ist Christus selbst, seine Kernsprüche und Gleichnisse, seine neue Gottesanschauung, die „Herrenworte", wie das Christenthum der ersten Jahrhunderte sagte, das ist der einzige Maßstab zur Beurtheilung, was christlich sei. Die Schrift enthält nur im Vorwort Polemik. Im übrigen will sie in gemeinverständlichen Ausführungen auf Grund der nunmehr zu einem gewissen Abschluss gekommenen Evangelienforschungen ein Bild des wirklichen Christus geben. Was man bei Lebensbeschreibungen geschichtlicher Personen schon lange gewöhnt ist, die Darstellung des Entwicklungsganges, die Aufweisung der Bildungseinflüsse, die rein historische Schilderung des Wirkens, Ringens und Leidens, das ist hier für Christus versucht. Dass diese Betrachtungsweise bisher höchstens in den engsten Kreisen theologischer Wissenschaft sich fand, hatte zur Folge, dass die modern gebildeten Kreise die kirchliche Auffassung mit ihrem Empfinden nicht mehr in Übereinstimmung bringen konnten und deshalb verständnislos alles verwarfen. Gerade durch die rein geschichtliche Betrachtung ersteht uns in dem göttlichen Zimmermann von Nazareth eine welthistorische Größe von ebenso imponierender Kraft wie großartiger Schlichtheit und einzig dastehender Hoheit. So wird die Schrift ein Führer für die vielen, welche ernsthaft ringen in den Zweifeln zwischen moderner Bildung und dem religiösen Gefühl, das, in kirchliche Anschauungen gezwängt, unvereinbar mit der Jetztzeit zu sein scheint, und das sie doch nicht missen können und wollen. V.

Die Girondistin. Ein Frauenbild aus der Zeit der französischen Revolution. Nach Aussagen der Zeitgenossen und bis jetzt noch unveröffentlichten Documenten von Josef Turquan. Übertragen von O. Marschall von Bieberstein. (Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.)

Die Cabarrus-Fontenay, spätere Madame Tallien, zuletzt Fürstin Chimay, hat auch eine Rolle gespielt, jedenfalls ist sie indirect die Ursache des Sturzes von Robespierre geworden, erhielt sie doch in Frankreich den Namen „Madonna vom IX. Thermidor", dem Tage, an dem die Macht der Jakobiner gebrochen wurde. — Intime Freundin der späteren Kaiserin Josefine, ist es ihr trotz aller angewandten Mühen nicht gelungen, die Gunst Napoleons zu erlangen, trotzdem sie verschiedentlich auf Maskenbällen ꝛc. versuchte, den Gestrengen umzustimmen; die Thränen ihrer Freundin Josefine vermochten nicht, das Herz des starren Corsen zu erweichen. V.

Deutsches Krankheitsbuch von Dr. M. Höfler. (München. Piloty & Loehle. 1899.)

So kurz der Titel ist, er besagt alles. Das sehr umfangreiche Werk behandelt die volksthümlichen Krankheitsnamen bei Menschen und Thieren, sowie manche organische Functionen ꝛc. in sprachlicher Beziehung. So wenig wird die deutsche Volkssprache mehr verstanden, daß sie beziehungsweise in fremde wissenschaftliche Ausdrücke übersetzt werden muß, damit in diesem Falle der Arzt klug wird. Wir hätten freilich lieber den umgekehrten Fall gesehen, daß einmal die fremden Krankheitsnamen ins Deutsche übersetzt werden möchten. Doch wollen wir den großen, vielfältigen Wert dieses Werkes nicht verkennen. Es ist nicht bloß wichtig für den Arzt, sondern auch für den Germanisten, den Mythologen, den Geschichtsforscher, den Volksforscher, sogar den Botaniker. Noch praktischer würde es seinen Zweck erfüllen, wenn es weniger wissenschaftlich philologisch sein, hingegen mehr die angeführten Krankheiten kurz charakterisieren wollte. Denn es muß wohl vor allem jeder praktische deutsche Arzt wissen, was das Volk in seinen Krankheitsnamen ausdrücken will. Nachdem dieses überaus fleißige Werk nun erschienen, wird man nicht begreifen, daß man so lange ohne dasselbe hat auskommen können. M.

Die Geschichte einer hundertjährigen Schulbank. Von Josef Friedl. (Wien. Selbstverlag des Verfassers II. Leopoldsgasse 3.)

Eine Schulbank erzählt ihre Erlebnisse im Sinne der Neuschule und sagt viel Wahres und Beherzigenswertes. M.

Die **„Bibliothek der Gesammtlitteratur"** (Verlag von Otto Hendel, Halle a. d. S.) bringt in ihrer neuesten Serie wertvolle Bereicherungen ihrer Sammlung. Salvatore di Giacomo kommt nun auch in Deutschland, und zwar in der Übertragung von George Carel, zum Worte in zwei Dichtungen: „Fantasia" und „Das Kloster". — Dr. Karl Federn veröffentlicht „Essays zur amerikanischen Litteratur", die dem frisch erwachten Interesse für Emerson, dem amerikanischen Freund Carlyles, entgegenkommen. — Die Novelle ist diesmal vertreten durch ein zum erstenmal im Druck erscheinendes Werk von Georg Mengs: „Karen, eine Sylter Geschichte". — An Bühnenwerken enthält die Serie: „Die Rantzau" von Erckmann-Chatrian, Bühnenbearbeitungen von Kleists „Käthchen von Heilbronn", Raeders Posse „Robert und Bertram" und Nestroys „Lumpacivagabundus". „Lumpacivagabundus" erscheint hier zum erstenmal mit den beliebten Extempores, womit diese populärste aller Possen nach und nach durch die Mitarbeit der Darsteller und durch Tradition sich bereichert hat. Dr. F. K.

„Ausflugskarte im Schöckelgebiet." (Graz. Paul Cieslar.) Die in drei Farben ausgeführte, von der Specialkarte 1:75.000 auf das Maß 1:50.000 vergrößerte Ausflugskarte ist von dem in Graz lebenden k. u. k. Oberstlieutenant d. R. Eugen Blaschke gezeichnet und hat derselbe durch auffallende Bezeichnung der gut gangbaren Wege es ermöglicht, daß die Karte auch von ungeübten Kartenlesern zur leichten Orientierung benützt werden kann. Weitere Nummern der Grazer „Ausflugsblätter" folgen. V.

Büchereinlauf.

Das schöne Mädchen von Pao. Ein chinesischer Roman von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1899.)

Heilandsliebe. Ein sociales Drama von Bruno Wagner. (Leipzig. Wilhelm Friedrich.)

Legenden von August Strindberg. (Dresden. E. Pierson. 1899.)

In der **Allgemeinen Nationalbibliothek** (Wien. C. Daberkow) sind von Adalbert Stifter erschienen: Die Mappe meines Urgroßvaters. – Das Heidedorf. – Granit. – Kalkstein. – Turmalin.

Neue Gedichte von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1899.)

Das lyrische Wien. Eine moderne Lese, herausgegeben von Dr. August Renner. (Wien. Georg Szelinski.)

Kurzgefaßte Geschichte der Kunst, der Baukunst, Bildnerei, Malerei, Musik von Dr. Ernst Widenhagen. Mit einer Heliogravure und 287 Abbildungen im Text. (Stuttgart. Paul Neff.)

Erlebt — Erwandert. Haine und Heiligthümer von Dr. Alexander Perz. (Wien. Karl Konegen. 1899.)

Von maurerischer Art und Kunst. Vorträge von Dr. H. Seedorf. (Göttingen. Franz Wunder. 1899.)

Deutsch-Belgien. Organ des deutschen Vereines zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschen Belgien. Herausgegeben von Gottfried Kurth. (Brüssel.)

„Dies ist mein Leib." Freie Gedanken über das heilige Abendmahl in Gesprächen von Prof. Wilhelm Bunkofer. (Wertheim a. M. E. Buchheim Nachf. 1899.)

Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken. Gedanken über katholische Belletristik und literarische Kritik, zugleich eine Antwort an seine Kritiker von Karl Muth. (Mainz. Franz Kirchheim. 1899.)

Der verlorene Sohn und der ältere Bruder. Von Mag. C. O. Rosenius. (Flensburg. Verlag der „Hirtenstimme".)

„Österreichs deutsche Jugend." Geleitet von Bürgerschuldirector Franz Rudolf, herausgegeben vom deutschen Landeslehrervereine in Böhmen – Reichenberg.

Von Wilhelm Ritter v. Piwonka sind erschienen:

Die Sache liegt so einfach. Ein kleiner Beitrag zur Lösung einer wichtigen Zeitfrage.

Wozu? Eine politische Studie.

Der letzte Versuch. Ein Ruf zur Ehre, Einigkeit und Vernunft.

Der Besiegbare. Eine Antwort auf den „Unbesiegbaren". (Erhältlich in der Buchhandlung Heinrich Kirsch in Wien.)

Offener Brief zur Abwehr an den hochwürdigen Herrn Stadtpfarrcooperator und Redacteur des „Burggräfler" Herrn Schätzer von Dr. F. Selle, Pfarrer der evangelischen Gemeinde Meran. (Meran. F. W. Ellmenreich. 1899.)

Der Scherer. Erstes illustriertes Tiroler Witzblatt für Politik, Kunst und Leben. Erscheint monatlich zweimal. Herausgeber: Karl Habermann. (Innsbruck. Maria-Theresienstraße 41.)

Deutsche Krankenpflege-Zeitung, herausgegeben von Dr. Eduard Dietrich und Dr. Paul Jacobsohn. (Berlin. Elwin Staude.)

Grüß Gott. Hundert Verse für Postkarten von Anna Polka. (Neutitschein. Rainer Hosch.)

Postkarten des „Heimgarten".

J. G., Leipzig: Ja, bei uns ist das schon so: „Was der eine will, dem ist der andere entgegen und was dabei herauskommt, das will keiner."

A. Z., Wien: Verstehe Ihren Einwand vollkommen, glaube aber, daß in gewissem Sinne jeder, auch der Abhängige, sein eigenes Leben leben kann. Von äußeren Verhältnissen sind wir ja alle eingeschränkt, und doch hat jeder einen Kreis, in dem er sich frei bewegen, seinen persönlichen Geschmack bethätigen kann. Die größte Tyrannin ist die Mode und die Furcht vor dem „was die Leut' dazu sagen".

M. Z., Halberstadt: Ihr Standpunkt tapfer. „Unvernünftig ist alles, was gegen die Vernunft ist; was die Vernunft nicht erklärt, ist übervernünftig." Der Unterschied sollte stets beachtet werden.

W. Z., Ansbach: Seien Sie nicht kindisch, halten Sie es nicht mit solchen, die aus lauter Sorge für das Haben — das Sein versäumen.

„Grazer Volksblatt": Recht leid thut es mir, daß ich dir auch den einzigen Witz, den du seit Jahren aufbringst, zerstören muß. Du nennst mich immer einen Schneidergesellen, und zu einem solchen habe ich's mein Lebtag nie gebracht. Nach meinen Lehrjahren bin ich sofort ohne Freispruch nach Graz auf die Schulen gegangen. — Damals warest du noch gar nicht auf der Welt. R.

W. Pf., Wien: Bei genauerem Hinsehen hätten Sie gefunden, daß die seither bereits corrigierte Stelle nicht von mir ist. R.

Für Grasbergers Greterl von G. und E. Hirsch 10 fl.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten", Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Ihre Hand.

Ein Bild aus dem Volke.

Der junge Mann ſtand mitten auf der Straße und blickte ringsumher. Ob er noch weiter gehen ſoll an dieſem Tage? Die blauen Schatten krochen ſchon bedenklich hoch hinauf an den gegenüberſtehenden Steinbergen. Oder ob er in dieſem Weiler übernachten ſoll? — Allzu einladend ſah der Ort nicht aus. Das Haus dort mit den weitläufigen Stallungen mochte wohl einmal ein ſtattliches Hoſpiz geweſen ſein, jetzt bröckelte die Mauer aus und etliche der Fenſterbalken hiengen loſe und ſchiefeckig an den Angeln. Aber der verdorrte Fichtenbeſen über dem bogenförmigen Thor gab ein Wirtshaus kund. Es wäre noch ein friſches Wandern in der Abendkühle, allein der nächſte Ort liegt weit hinter den Bergen.

So ſtand er mit Ranzen und Stecken und überlegte. Wenn er geahnt hätte, daſs der nächſte Schritt, den er macht, ſein Geſchick entſcheidet!

Einen Marſch von neun Stunden ſchon hatte er zurückgelegt an dieſem Tag; jetzt, da er die Beine neuerdings laufen laſſen wollte, zeigte es ſich, daſs ſie doch ſchon ein bisſchen ungelenk waren. Er trat raſch in das Haus.

Daſs man da nicht verhungert, ſah er gleich. Die Wirtin war rundlich wie ein Faſs und hatte ein dreifaches Kinn, zwiſchen den hervorquellenden Wangen ein kleines Stumpfnäschen und über den Mundwinkeln Spuren eines Schnurrbartes. Das röthliche Haupthaar war an der breiten Stirn aufgekrauſet, und ein paar Gränchen davon entdeckte das ſcharfe Auge an der grauen Küchenſchürze klebend. Die Herberge wurde gerne zugeſagt und im Obergeſchoſs zeigte die Wirtin dem Ankömmling ein vornehmes Zimmer. Es hatte größere Fenſter, als die übrigen des alten Gebäudes waren, die Glastafeln zeigten Fliegenpunkte, hübſch unſymmetriſch, wie die Sterne des Himmels. Es gab einen breiten Wandſpiegel, aber die Queckſilberdeckung hatte blinde Flecken. Auf den wurmſtichigen Möbeln lag gehäkeltes Fadenzeug herum, ſtanden Vaſen mit papierenen Blumen und verſtaubte Kerzenleuchter. Das Bett war mit doppelten Eiderdunenſäcken berghoch geſchichtet; nicht ganz unverſehrt war das grüne Gefäß, das die Wirtin unanffällig mit der Schuhſpitze in den Hintergrund ſchob. „Ei ja wohl", ſagte ſie, „mit einer guten Stube können wir ſchon aufwarten. Da können ſich die Wirte in der Rainau drüben ſchon verſtecken, mitſammt dem neuen Hotel, das eh voller Wanzen ſein ſoll."

Dachte der Ankömmling, ob er nicht doch lieber weiter wandern ſollte? Dieweilen hatte ſie ihm ſchon den Ranzen abgenommen und an den Thürnagel über das Abwiſchtuch gehängt.

Sehr viele Reiſende mochten wohl nicht einkehren beim Taubenwirt in Windfilz, denn als unſer Wanderer in der großen Stube ſaß, an einem der ſechs braun angeſtrichenen Tiſche, ſtanden ihrer drei oder vier Kinder mit ſchmutzigen Barfüßen umher, kauten an den Fingern und ſtarrten ihn ſchreckig und neugierig an. Die Wirtin zeterte mit ihnen, was ſie denn da herumſtünden und Affen feil hätten! Beim Freſſen habe ſogar jeder Hund gerne Ruh, geſchweige ein ſo hoher Herr!

Denn der Fremde rüſtete ſich bereits, den vorgeſetzten Schinken zu ſondieren, was daran Eſsbares wäre, und was Schimmel und ranziges Fett. Den Wein hatte man ihm auf einem rothen Blechteller vorgeſetzt, eine Ehre, die man nur vornehmen Gäſten erweist. Allerdings hatte unſer Gaſt nicht Ehre beſtellt, ſondern echten Landwein.

Mittlerweile war auch der Wirt in die Stube gekommen, ein hagerer Mann mit vorgeneigtem, glattgeſchorenem Haupt, das fortwährend auf- und abnickte. Mit verdrießlicher Miene ſiffelte er hin und her und ließ das Greinen der Wirtin gleichmüthig über ſich ergehen, wie der naſſe Pudel einen Landregen.

„Du biſt ſchon zu gar nichts!" rief ſie ihm zu, „man hätte doch den Weilſtädter Doctor anreden können, wenn er von Pechnatzelhof zurückkehrt, daſs er 's Menſch anſchaut!"

Nachdem sie das an drei- oder viermal gesagt hatte, brummte er: „Kannst ihn ja rufen, fährt eh vorbei."

„Soll eins denn für alles Augen, Händ' und Füß' haben! Wird eh nur die ledige Faulheit sein, dass sie nit herfür geht?"

„Wegen meiner", brummte der Wirt.

Dann langte er aus dem Winkelkasten ein vergilbtes Papierheft, ebenso ein Tintengefäß mit Gänsefeder und richtete sich am Tische des Gastes mit großer Umständlichkeit zum Schreiben her.

„Wer sind mer denn?" fragte er den Fremden. „Der Polizeiordnung wegen."

Mein Name ist Achaz Keilbacher.

Der Wirt schrieb: „— Ach — Ach —"

„Achaz —"

„Der Teufel hol's, die Feder!" knurrte der Wirt. „Muss mir schon wieder so ein Rotzbub dabei gewesen sein."

In diesem Augenblick wurde das Aufnahmeamt unterbrochen. Ein graubebarteter und grünausgeschlagener Herr trat ein, lüpfte vor der Wirtin seinen befederten Hut und fragte, ob hier herum nicht ein Schmied aufzutreiben wäre? es sei ihm am Wagen ein Radreifen losgesprungen.

„Schmied wohl keiner, aber ein krankes Mensch hätten wir, wenn's der Herr Doctor wollt' anschauen. Es ist halt z'wider. So viel eine böse Hand hat's. Kann schon länger als eine Woche nit arbeiten und ist jetzt unser' einzige Dienstmagd. Verköstigt und verlohnt will sie doch sein."

Dieses Anliegen warf die Wirtin dem Ankömmling etwas gar fix an den Kopf. Der Doctor dachte indes, wäre er mit seinem kaputen Wagen denn schon einmal festgenagelt beim Taubenwirt zu Windfilz, so wolle er seinen artigen Menschen hervorkehren. Nachdem das Rösslein in den Stall gebracht war, gieng der Doctor von Weilstadt mit der Taubenwirtin hinaus zum „kranken Mensch".

Dieweilen hatte der Wirt mit dem Taschenweitel die Gansfeder geschnitten und setzte nun das Verhör fort.

„Ach — Achaz Keilbacher, na gut, gut. Und was sind mer?"

„Studierender an der Hochschule für Bodencultur zu Leims."

Da schüttelte der Wirt den Kopf und sagte: „Aber um Vergebung, Sie studieren ja nit, bester Herr!"

„In diesem Moment allerdings nicht. Weil Vacanzen sind und ich so eine kleine Gebirgspartie mache."

„Also derzeit beschäftigungslos!" murmelte der Wirt und schrieb die Worte auf sein Blatt. Dann wendete er dem Gast den Rücken zu, an dem zwischen Weste und Hose das Hemd hervorquoll, streckte den Fuß aus und rief einen der Knaben, dass er ihm „den Stiefel herabreite".

In der Stube war es dunkel geworden. Die Wirtin kam mit einem Talgkerzenlicht herein, den Doctor hinter ihr aufmerksam machend, dass er sich den Kopf, mit Respect zu vermelden, nicht am Thürpfosten entzweistoßen möge, wär' wohl schad um so einen Kopf! denn sie konnte sehr artig sein. Der Doctor legte Hut und Rock ab, strählte sich mit einem Kämmchen den Bart aus, sagte „Guten Abend!" und setzte sich an den Tisch.

Der Wirt hob den Blechteller, hielt ihn hinter der Bank der Frau hin und murmelte: „Es ist nichts. Ein Vacierender."

„Was gibt's zum Nachtmahl, Frau Wirtin?" fragte der Doctor.

Ach, lieber Gott, was wird's geben! Allerhand. Rauchfleisch, Eier in Schmalz, Schafkäse, Speecknudeln. Er ließ die Frage einstweilen offen. Dann sprachen sie vom Wagenrad, vom Ross, vom Pechnatzel und seiner Krankheit und endlich fragte der Taubenwirt, was es eigentlich mit dem Mensch sei? Ob sie aufstehen dürfe?

„Mit eurer Magd", sagte der Doctor, sich die Hände reibend, weil draußen die Finger etwas frostig geworden waren. „Aufstehen unter keiner Bedingung. Heftig Fieber. Ich muss gestehen, sie gefällt mir nicht. Es wird der Arm müssen abgenommen werden."

„Was er nit sagt!" rief die Wirtin.

„Sonst tritt Blutvergiftung ein und die Person ist verloren."

„Aber Herr, den Arm! Nachher wird sie ja nichts mehr arbeiten können!"

„Doch, doch. Ein fleißiger Mensch richtet mit einem Arm mehr aus, als ein fauler mit zwei."

„O du armes Leut! Und was sie uns schon für Unköſten macht! Geld hat's kein's, gar kein's hat's. Wer soll's denn zahlen?"

„Wenn's halt sein muſs", meinte der Wirt. „Kosten thut's so wie so was, auf alle Fäll'! 'leicht kommen wir damit noch am wohlfeilsten daraus. So eine Hand ist leicht ab, was könnt's denn auch ausmachen?"

„Nun, bis alles wieder heil ist", sagte der Doctor, „an zwanzig Gulden schon."

Die Wirtsleute schwiegen, als könnten sie es nicht fassen. Endlich sagte der Mann: „Nachher werden wir's doch sein lassen. Mehr als zwanzig kostet das Begräbnis auch nit."

Seit die Beschäftigungslosigkeit an den Tag gekommen war, hatte sich um unsern Studierenden der Hochschule für Bodencultur niemand mehr gekümmert. Nun wollte der Doctor mit ihm ein Gespräch anfangen, da kam die Wirtin mit Ranzen und Stock und rief drein: „Der Herr Student wird noch fortgehen wollen. Das Oberstübel ist jetzt halt doch nit frei."

Der Achaz war einer von denen, die alles auf die leichte Achsel legen und daher auch alles leicht tragen. Er fand es völlig in Ordnung, daſs dem Herrn Doctor das Vorrecht eingeräumt werde, nur war die Nacht pechrabenfinster geworden.

„Wenn er im Stadl ſchlafen will, auf dem Stroh?“ ſchlug die Wirtin vor.

Nun, ein Menſch der Bodencultur iſt ſchließlich auch für ſolche Betten geaicht. Er beglich ſeine Zeche, wobei die Wirtin das Stroh großmüthig ſtrich, unter der Bedingung, daſs er ſein Feuerzeug in der Stube laſſe. So weit ganz höflich, doch etwas kurz angebunden gab der Student eine „gute Nacht“ und ließ ſich durch weitläufige Schoppen und Scheunen auf den Stadl führen. Haferſtroh unter ſich, eine alte Pferdedecke über ſich, ſchlafen geſunde Studenten beſſer, als kranke Fürſten auf Eiderdunen und Seiden. Schon dieſe uralte Weisheit wirkt einſchläfernd.

Aber der Achaz ſchlief nicht lange. Ein Wimmern und Weinen weckte ihn auf. Erſt meinte er, es ſei unter ſeinem Stroh jemand, der ſo klage. Er ſtand auf und ſuchte. Vom Untergelaſs kam's her, vom Kuhſtall. Er ſtieg die Leiter hinab. Ah, das war wieder der bekannte würzige Stallduft, wie daheim im Hofe ſeines Vaters zu Biſambach. Er rief, wer denn da ſei und was ihm wäre? Da war es ſtill — mäuschenſtill. Er wollte Licht machen und hatte kein Feuerzug. Er griff ſich an der Wand hin, von Barren zu Barren, von Kuh zu Kuh; die eine blieb ſitzen und ließ ſich nicht ſtören im Wiederkauen, die andere ſtand auf und wedelte ihm den buſchigen Schweif an den Kopf. Und neuerdings hatte er das Wimmern vernommen. Er taſtete eine Karrendeichſel, eine Rad, eine Spange, eine Wollendecke.

„Wer iſt da?“ rief eine weibliche Stimme grell aus.

Jetzt war ſeine Verlegenheit nicht klein. Aber das richtige Wort hatte er doch beiläufig gefunden.

„Ich weiß nicht“, ſagte er faſt laut, „ich ſtehe jetzt ganz dumm da. Ich ſchlaf da oben im Stadl und hatte eine Stimme gehört. So, als ob wer ein Leiden hätte. Da möchte ich fragen, ob — ob man etwa dienen könnte.“

„Das iſt am End' gar der Doctor!“ kreiſchte die Stimme im Dunkeln. „Nicht? Nicht? Wer denn?“

„Ich bin ein Durchreiſender und bloß hier auf der Herberge. Der Doctor ſchläft im Herrenſtübel drinnen.“

„Iſt er noch im Haus!“ ſchrie ſie angſtvoll auf, und weinte dann in ihre Lappen hinein. „Ich will auf und fort. Es iſt nichts mehr, es iſt ſchon gut, ich kann weit laufen. Wenn der noch im Haus iſt — — die Hand will er mir abſchneiden. Die rechte Hand will er

mir wegschneiden. Aber sie thut gar nit mehr weh, da — langt nur her, sie ist bloß so eingebunden, weil ein Geschwür war am Daumen. Auch kein Fieber mehr. Jetzt ist's schon gut. Ich kann schon fort, ich kann schon."

Arme alte Haut!

Er tastete an ihr Gesicht, die Wangen waren feucht, heiß — Fieber. Er tastete den Arm hin bis zur mit Wulsten umwickelten Hand und sie weinte laut.

Um etwas zu sagen, sprach der junge Mann: „Allerdings — im Hause ist er noch. Allein mit dem Abnehmen des Armes dürfte es gute Weile haben." — Den Bestien kostet es ja zu viel Geld, dachte er dazu, das Begräbnis kostet weniger. „Sie müssen ruhig liegen bleiben, Sie sind krank. Wie? Wasser trinken wollen Sie?"

Da hatte die Magd seine Hand erfasst und begann zu bitten: „Ich weiß nit, wer Ihr seid. Wenn Ihr nur nit der Doctor seid. Nehmt mich in Schutz, um Leben und Sterben, ich bitt' euch! Keinen Menschen hab ich auf der Welt. Helft mir, dass ich fort kann aus diesem Haus. Die Hand wollen sie mir wegnehmen. Diese liebe arme Hand. Was hab' ich denn? Was hab' ich denn sonst auf der Welt, als meine zwei Händ'!"

Beim aufgehenden Halbmond, der durch ein Fensterchen hereinschien, sah der Achaz die Umrisse der Gestalt, die auf einem Heukarren lag, unter armseligen Lappen. Nicht einmal eine Bettstatt hatte man ihr gegeben. Wozu auch? Gesunde liegen überall gut, Kranke überall schlecht. Und fiel ihm nun ein: die gehört nicht hierher. Die gehört ins Spital nach Plankenwart.

„Trachten Sie jetzt, einzuschlafen", sagte er und suchte sich von den klammernden Fingern ihrer Hand zu befreien. „Morgen werden wir sehen, was sich thun lässt."

„Nit morgen! Nit morgen!" wimmerte sie. „Jetzt — jetzt auf der Stell' fort. Dieses Haus ist mein Unglück. Herr, ich weiß nit, wer Ihr seid, aber nein, ich lass' Euch nimmer aus. Tragt mich in den Wald hinaus und lasst mich dort liegen. Nur nit dableiben! Alleweil schon das groß' Messer thu' ich sehen. Meine Hand. Nur nit dableiben! Weg muss sie, hat er gesagt. Sonst musst sterben, hat er gesagt. Mein fremder Mensch, und möcht' noch so gern leben. Oh, ich halt' mich fest an diesem Arm . . . . Gelt, Mensch, thust mich nit verlassen . . . ."

Wie sie hernach wieder leise vor sich hin weinte, wie leises Wasserrieseln unter dem Katarakt, da fragte er sie: „Thut man hier mit Pferden das Heu einführen? Nicht mit Pferden? Mit Kühen?"

„Die Röthling dort beim Fenster. Freilich, mit der hab' ich noch vor paar Tagen Heu eingeführt", gab sie zur Antwort. „Ist wohl

meine einzige Freud' gewesen, die Röthling, in diesem Haus. Hab' sie schon selber wollen anspannen. Wo sie mir jetzt die Hand abschneiden wollen. Weh, weh, und lebt kein' Vater und Mutter mehr . . ."

Der Studiosus auf der Hochschule für Bodencultur sagte nichts mehr als: „Wollen Sie was mitnehmen?" Und sie: „Ich hab mein Bündel schon unter dem Kopf." Gut, wickeln Sie sich in die Decke. Aber, lassen Sie mich doch aus, Sie Klette, Sie! Na, na, ich will mir nur vom Stadl etwas holen, bin sofort wieder da."

Er tastete sich davon, kam mit seinem Ränzel wieder zurück, öffnete das Thor in den Hof hinaus, ganz ohne Lärm. Hernach gieng er ans Fenster, löste die Röthling von der Kette, warf ihr von der Wand ein Geschirr um, führte sie zum Karren, worauf die Kranke lag, und spannte sie an die Deichsel. Die Magd stöhnte vor Freude. Und nachher ist das Fuhrwerk sachte hinausgegangen aus dem dunstigen Stall, durch den breiten Hof auf die Straße und an der Straße dahin in der stillen Mondnacht.

Der Achaz hielt das Rind am Maulriemen und leitete es. Im Karren lag zusammengekauert die Magd, schaute mit großen Augen in den Mond hinein, der zwischen Baumwipfeln dahinglitt und wimmerte leise. Sie wimmerte noch immer vor Freude, dann legte sie ihre Hände aneinander, die gesunde an die kranke, und betete ein Vaterunser um das glückliche Gelingen der Flucht.

Wohin? Sie fragte nicht. Dieser Mensch kann nicht schlecht sein. Und wohin der fährt, da kann's nicht schlecht sein. Und die Röthling ist auch mit, da kann schon gar nichts geschehen. Etlichemal hob sie wohl den Kopf ein wenig, um auszulugen auf ihn, wenn ihm das Licht just ins Gesicht schien. Ein sauberer Mensch, noch so jung! Er kann nicht schlecht sein, dieser Mensch. Und die Hand nimmt er ihr schon gewiss nicht. Die Hand gibt sie niemandem! Niemandem! Diese zwei Hände, sonst hat sie nichts auf der weiten Welt.

Der Student trabte neben der Röthling ganz gemüthlich fürbass. Sie verstanden sich schon, die zwei. Er hatte nicht einmal eine Peitsche bei sich, und doch trottete sie munter voran, gleichsam, als wäre auch sie froh, dem Taubenwirtshause entkommen zu sein. Der Achaz war insgeheim hochvergnügt über das criminalistische Verbrechen, dessen er sich gerade schuldig macht. Eine Entführung! — Am Wasser entlang, in welchem das Mondlicht silberne Kettlein zog, über Wiesen mit weißen Nebelstreifen, durch finsteren Wald und wieder über weite Matten mit Pappelbäumen — so gieng die Reise. Manchmal ließ er das Fuhrwerk stille stehen und lauerte, ob die Magd wimmerte oder schlief. Sie hatte sich ganz eingehüllt, auch über das Gesicht. Und hernach, als wieder schwarzer Wald war, wusste sie sich im Karren aus ihrem Bündel umzukleiden, ohne dass er's merkte. Damit war eine Sorge dahin.

Endlich, als sie die Anhöhe vor Plankenwart bergwärts fuhren, lichtete über den Weinbergen herauf der Morgen.

„Jetzt, meine liebe Röthling werden wir bald Feiertag haben", sagte der Achaz zur Kuh und sagte es absichtlich laut. Nun regte sich die Kranke.

Was Teufel! — Das ist ja keine Magd? Das ist ja ein Mädel! Und ein sauberes noch dazu, wenn ihr auch das Haar noch so wild über das Gesicht strähnt. Der Achaz wurde unruhig. Wenn es so ist, dann wird die Sache erschwert. Eine alte kranke Magd in das Spital zu bringen, das hätte seiner Nächstenliebe ein rechtes Ansehen verliehen. Ein hübsches Mädel durch Nacht und Nebel zu entführen, das ist keine Kunst. Das wird Mißverständnisse geben.

Zum Glück war der Vorsteher des Krankenhauses ein Bekannter von ihm, mit dem sich leicht redete, obschon er ein paarmal verdächtig mit den Augen zwinkern that.

Als die kranke Hand von den Wickeln befreit wurde, es waren deren nicht weniger als sieben, und jeder roch nach einer andern Salbe — das starrte das Mädchen mit Todesangst dem Arzte ins Gesicht. Wird er sagen: Es thut sich? Wird er sagen: Sie muß ab?

Der Arzt untersuchte den schwürigen Finger, die gerötheten Gelenke und den geschwollenen Arm, dann wand er leicht ein reines Tuch darüber und sagte: „Na, wir werden sehen."

Sonst sagte er nichts.

Der Achaz sprach ihr lachend Muth zu. Das tröstete sie überaus. Wenn der lachen kann, dieser gute Mensch, dann wird's doch nicht gefährlich sein. Aber — wie kommt jetzt die Röthling mit dem Heukarren nach Windfilz? Das möchte sie sich nicht nachsagen lassen, daß ihretwegen die Taubenwirtsleute Schaden hätten.

„Es soll meine Sorge sein", sagte der Achaz, „und jetzt leben Sie wohl und halten Sie sich brav."

— Fort will er? Aber mein Gott, wie soll denn die Hand heilen, wenn dieser Mensch fortgeht? — Sie stand aufrecht und fieberte, sie war hübsch schlank, sie reichte ihm mit ihrem quellenden Gelocke bis an die Schulter. So nahe stand sie an ihm, daß er ihren warmen Athem an der Wange fühlte. Wie zitterte ihr der Busen, als sie sagte: „Gelt, das nit? Das gewiß nit? Wegschneiden?"

Er ergriff ihre rechte Hand und sagte: „Was das für Geschichten sind! Und auf einmal wirst du sie freiwillig weggeben . . ."

Du?! Hatte er nicht du zu ihr gesagt? Und dann war er fort.

In ihren zwei schwarzen Augen loderte es nur so. Und diese rothen Lippen — kirschroth, schwellend. Ein solches Fieber! Ein *solches* Fieber!

* * *

Da der Achaz einer von jenen Leuten war, die nichts halb thun (die Radicalen nennt man sie zu deutsch), so stellte er fürs erste dem Taubenwirt das Fuhrwerk zurück und setzte fürs zweite seine Gebirgswanderung fort. Die Taubenwirtin machte ein ganz höllisches Wetter, als dieser beschäftigungslose Mensch sich jetzt frechlich als Entführer vorstellte. Der Achaz tröstete sie aber mit dem Hinweis, „das Mensch" koste dem ehrengeachteten Taubenwirtshaus nunmehr weder eine Operation, noch das Begräbnis.

Auf der weiteren Wanderung begegnete ihm manche unsaubere und zänkische Wirtin, aber an die vom Taubenwirtshaus in Windfilz reichte keine hinan. Begegnete ihm auch da und dort ein feines Dirndel, allein mit dem andern — dem gewissen war keines zu messen. Nicht der Schönheit wegen. Weiß der Kuckuck, er war ja sonst kein Schürzenjäger. Aber sein thut's halt so: Wem man was Gutes thut, den hat man lieber als andere. — Dummheiten! Er *will* niemanden lieber haben.

Dann kam noch ein Jahr Bodencultur auf dem Papier und hierauf kam die Bodencultur auf der Scholle seines väterlichen Großhofes zu Bisambach.

Und „das Mensch"? Frisch und gesund, Gott sei Dank. Darf man fragen, wie es mit ihrer Hand geht?

Die ist weg. — Die hat sie dem Achaz gegeben.

R.

Die Lavendel-Ehe.

Eine Künstlergeschichte von **Otto Julius Bierbaum**[1]).

Sie war klein und schmächtig und hatte ganz hellblaue Augen, so hellblau, wie an Vorfrühlingsabenden manchmal der Himmel ist, — viel Sehnsucht ist in solchem Blau.

Und eine zage Stimme hatte sie, richtig noch die Stimme eines kleinen Mädchens, das so schreckliche Angst vorm Schullehrer hat und doch so artig ist, — eigentlich zu artig.

Und ihre Bewegungen waren gleitend, unhörbar beinahe, wie wenn sie immer fürchtete, jemanden zu stören.

Sanft schmiegte sich ihr in zwei glatten Scheitelhälften aschblondes Haar um Stirn und Schläfe. Regelmäßig war ihr Gesicht, klar und deutsch, mit viel Gemüthshauch, der sich nicht schildern läßt, und mit wenig scharf sprechendem Geist, den man aber nicht vermißt bei solchen Engelsköpfen.

[1]) Aus dessen „Kaktus, Künstlergeschichten". (Berlin. Schuster & Loeffler. 1898.)

Ihr Augenaufschlag war das Merkwürdigste an ihr, — wie ein in den Himmel gerichtetes Gebet voll tausend Ach's der Demuth sah er aus.

Ihr Großvater hatte das Richtige mit ihr getroffen: „Kleines, liebes, dummes Veilchen" nannte er sie bis zu ihrem fünfzehnten Jahre, dann „Fräulein Veilchen" und schließlich „Madame la Violette", als sie geheiratet worden war.

Ja: worden war, denn sie hätte es sich doch gewiss nie unterstanden, ihn zu heiraten, ihn, den „jungen Meister", den alle bewunderten, dem die Welt lauschte und den sie anbetete.

Aber er hatte sie geheiratet, wirklich, — ja, wie war denn das möglich!?

Sie hatte es kaum begriffen.

Er hatte — sie geheiratet.

Wie ein Gnadenstrom vom Himmel war es über sie gekommen, als er sie eines Abends gefragt hatte, ob sie seine Frau werden wolle.

Sprechen darauf? „Ja" sagen?

Oh, oh: sie hatte nur geweint und war hinausgerannt aus dem Zimmer, in die Küche hinaus, sie, in ihrem Spitzenkleide, zur dicken Resi, die sie sonst kaum sah, und hatte geschluchzt und gejauchzt.

Und wirklich, er hatte um sie angehalten, und Papa, der Herr Professor, hatte nichts dagegen, denn er war ja ein großer Künstler, und sie, sie betete ihn ja an.

Man brauchte sie gar nicht zu fragen. Schon ehe sie ihn persönlich kannte, hatte sie ihn angebetet, da sie seine Stücke spielte, und nichts als seine Stücke, und immer sein Bildnis auf dem Titelblatte ansah, dieses scharfe Südländergesicht mit den in die Stirn hereinrollenden schwarzen Locken, der kühngebogenen Nase, den vollen Lippen und dem dunkel glühenden Auge.

Nun wurde sie seine Frau.

Seine Frau. Aber nein doch, — seine Frau!?

Ach, sie konnte sich nicht hinein finden, die Arme.

Schon am Hochzeitstage: Immer von unten sah sie zu ihm hinauf, voller Anbetung, und wie Nonnenglut flammte es in ihren Augen.

„Wie geht's, Madame la Violette?" fragte sie der Großvater beim Hochzeitsdiner, als er sie einen Augenblick allein fand.

„Ach! Großpapa!"

Und wieder weinte sie, heiß, heiß.

„Aber Veilchen, Veilchen! Mein kleines, süßes, dummes Veilchen! Sei doch gescheit. Du weißt, du bist jetzt Madame la Violette, und da musst du halt vernünftig sein. Beigerl du, kleins!"

„Ach, Großpapa!"

„Du, du, du: Nimm dich zusammen! So geht's nit, wenn die Veilchen heiraten. Risch und frisch! Ja, wo fehlt's denn? Du hast ihn doch lieb?"

„Ach, so sehr!"

„Na, siehst du. Munter also, munter, mein Veilchen."

Sei lustig und blüh' ihm an die Brust, — aber nicht so weinerlich, sonst gehst mir no' ganz ausanand, und mehr reden mußt auch, mehr reden, nit bloß ihn alleweil anschaun."

Und dann war er wieder gekommen, der Große, Gebietende, Schwarze, mit den Genieaugen.

„Sie ist halt noch a bissl ängstlich, das Veilchen", sagte ihm leise der Großvater.

Das Genie nickte träumerisch mit dem Kopfe.

In ihrem Herzen aber gieng der Spruch: Blüh' ihm an die Brust!

Ja, das, das wollte sie: wie ein junger Epheu am Götterbilde, weich, zärtlich, umrankend.

Und es behagte ihm diese stille Anbetung anfangs wohl.

Mit lautlosen Schritten gieng die Liebe durch sein Haus, Blumen streuend umschritt sie leichtfüßig einen Altar, und er war der Gott, der darauf stand.

Ah, so läßt sich's schaffen! Nach jedem Accord dankleuchtende Augen, und für jede Wallung des Herzens weiche Hingabe. Das war ein Hinwandeln auf duftendem Moos, unter blauem Himmel, zwischen lauter süß duftenden Jasminen.

Und er schuf eine Symphonie: Veilchen.

Oh, ein Schaffen aus dem Glück. Aus einer schwebenden Wolke weicher Seligkeiten warf er seine Harmonien hinab in die rauhe Welt, die nur ein Vorhof seiner Wonnen war, er, der selige Gott, angebetet von der Liebe selber.

Und ihr Herz war voll der Wonne der Anbetung und Begnadung. So immerfort in alle Ewigkeit auf den Knien, den Blick nach oben übergossen von Gnadenströmen!

Und die Symphonie war fertig. Freunde hörten sie.

Zu weich, lieber Freund. Wo ist dein Schwung hin, deine Feuergarben von Tönen, die in die Hölle und in die Herzen zucken? Du verkommst in Moll und Süßholz."

Überall dasselbe:

Besinne dich doch auf deine Kraft! Leidenschaft ist deine Stärke! Schreibst du denn für Liedertafeln? Raffe dich auf, Freund, du bist nahe, Philister zu werden."

Philister?

Ja, freilich, recht besehen, war diese Weichheit, diese wollüstig parfümierte Musik ihm doch fremd. Nichts als Idylle und Schafschur, und die große Kühnheit fehlte.

Und es grub sich in seine Seele die Sehnsucht nach neuer Raserei, wie sie seine alte Art gewesen war, und er gieng wilden Tönen nach und stürmischen Phantasien.

Weg, weg diese ewige Gemüthlichkeit!

Aber wie auf weichen Pantoffeln zog da fortwährend etwas hinter ihm her.

„Rosa, lass doch endlich dein ewiges Schmachten!

Schleich' nicht so. Es macht mich nervös, dies ewige Anschau'n."

„Robert!"

„Aber so versteh' mich doch! Ich vertrage die ewige Weichheit nicht. Wir verfilzen uns noch in lauter Liebe und Langerweile."

Sie erschrak vor der Brutalität dieser Worte, und ein erster Schmerz blinkte in ihrem Auge.

„Herrgott, hast du denn gar keine Glut in dir?

Glut, heißes, brausendes Leben, Leidenschaft? Ach, dieses ewige Schmelzen!"

Er raste sich aus auf dem Clavier. Schweigend in einer Ecke lauschte sie.

Er klappte den Flügel laut zu und gieng. Kein Adieu.

Es ward ihr bange.

Aber nein, nein! Wie hatten diese Accorde wieder ihr Herz ergriffen. Sein Genie, ja sein Genie! Alles andere versank. Oh, dieser große Mann, dieser große, große Mann!

„Blühe an seine Brust! — Kann ich denn mehr?"

Erst spät kam er wieder. Er sah so wirr aus.

„Robert!"

„Lass mich!"

Was hat er? Was soll ich thun?

Sie konnte die ganze Nacht nicht schlafen.

Und am nächsten Tag begann sie wieder ihre schweigende Anbetung, und je mehr er sich einwühlte in die Leidenschaft seines Innern und es in brausende Harmonien strömte, umso mächtiger fühlte sich die Größe seiner künstlerischen Mannheit, und umso brünstiger hieng sie an ihm in ihrer wortlosen, duldenden Verehrung.

Aber er entfernte sich weiter und weiter von ihr, und sie wurde ihm ein lästiger Weihrauchduft.

Ein paarmal versuchte er, sie zu „wecken".

„Ah, nichts mit diesem — Veilchen!"

„Und sie durfte nicht mehr in seinem Zimmer sein, wenn er phantasierte und schrieb, und, war er seines Schaffens müde, so suchte er sich Erholung draußen — wer weiß wo.

Sie fühlte, dass seine Liebe schwand, aber ihre Verehrung besann sich nicht auf das, was seine Liebe wieder hätte gewinnen können.

Sie war nur geschaffen, still an seine Brust zu blühen, wie ein Epheu an ein Götterbild, und er wollte ein Weib statt einer Blume.

„Ist Madame la Violette nicht glücklich?“ fragte der Großvater.

„Glücklich . . .? Oh . . . doch . . . Großpapa!“

Der Most-Möstl.

Eine Gestalt aus dem Alpenvolke von **Peter Rosegger.**

Der Mann gehört auch zu meinen Leuten.

Die Zeit, in der ich ihn fand, war der Herbst 1874; aber den Ort, wo's geschehen, darf ich schon des Herrn Chirurgus wegen nicht verrathen. Denn der Herr Chirurgus war auch dabei, als wir beisammen saßen im Wirtshaus „zum grünen Baum“. Es waren die Werks- und Gerichtsbeamten beisammen, es war der Herr Pfarrprovisor da, es war der Kaufmann da und sein Commis, und der Friseur, und auch der Bachschneider schloss sich, seitdem er bei der letzten Wahl, er wusste selbst nicht wie, Gemeindevorstand geworden war, dieser täglichen Wirtshausgesellschaft an. Es wurde getrunken und geraucht und Karten gespielt und erinnere ich mich recht, bei einem Seitentischchen sogar gewürfelt. Die Stube war hübsch angenehm geheizt, denn draußen in der Nacht stöberte rauhes Herbstwetter — und so fühlten wir uns recht wohl beisammen. Ich saß ganz nahe beim Schulmeister, denn seit ich der Schule entwachsen, mag ich die Lehrer wohl leiden. Mein Beisitzer, ein schon betagter, durchaus nicht übertrieben genährter Mann, that bei dem Spiele nicht mit und auch nicht bei den sehr ausführlichen politischen Erörterungen, Frankreich und Spanien betreffend; gewisslich, so sollte es sein, wie der Chirurg gesagt: Alle ausjagen, die Pfaffen, und den Chambord und alle Orleanisten und den Mac Mahon dazu, und eine nagelneue Republik einführen. Da wäre gleich unser Chirurg der rechte Präsident; als praktischer Arzt ist er ohnehin nicht am Platz, denn die Patienten verkrochen sich vor ihm — unter die Erde. Gieng den Schulmeister alles nichts an; er schwieg und las fortweg in einer Zeitung. Dabei nippte er oft aus seinem Bierglase, aber immer recht milde, denn der Trank drohte zur Neige zu gehen, ehvor das Blatt noch zu Ende gelesen.

Plötzlich — der Friseur arbeitete eben an der Einführung des Communismus in Frankreich — schob der Schulmeister seine Glasaugen auf die Stirne, erhob sich und sagte: „Meine Herren, dürfte ich um eine ganz kleine Ruhe und Aufmerksamkeit bitten!“

Die erbetenen Dinge waren für den Moment allerdings zu haben, denn das mußte schon was Besonderes sein, weswegen der Schulmeister den Mund aufthat.

„Sie haben, meine Herren", fuhr der Schulmann fort, „alle von der glücklichen Rettung unserer braven Nordpolfahrer gelesen. Diese Männer sind nun heimgekehrt in ihr Vaterland. Sie bringen unserm Lande Ehre mit und der Wissenschaft einen neuen, vielleicht unmeßbaren Schatz. Die wackeren Männer haben dafür ihr Leben eingesetzt, haben über zwei Jahre in den Wüsten des ewigen Eises getrieben, haben Gefahren und Noth ausgestanden, wie sie keiner der hier Versammelten schrecklich und schauerlich genug zu denken vermag. Es ist eine Ehrenpflicht des Vaterlandes, die Heimkehrenden mit Auszeichnung und Dankbarkeit zu empfangen, besonders den heldenmüthigen Schiffern eine Gedenkgabe zu widmen. Zu diesem Zwecke werden, wie hier im Blatte zu ersehen, in allen Städten und größeren Landgemeinden Sammlungen eingeleitet. Ich dränge mich in keiner Weise gerne hervor, aber diesmal glaube ich einer wahrhaft guten Sache zu dienen, wenn ich in unserem Kreise eine Sammlung eröffne, indem ich mein kleines Scherflein auf diese Blechtasse lege."

Leider war der gute Schulmeister nicht praktisch; er legte einen ganzen Gulden auf die Tasse. Ein Gulden war den Leuten zuviel; weniger als der arme Lehrer wollten sie auch nicht geben und so sagten sie: „Ei, was gehen uns die Nordpolfahrer an; hätten herunten bleiben sollen, wenn es ihnen oben im Eise zu kalt gewesen!" — und sie gaben gar nichts. Sie tranken und rauchten und spielten weiter und der Chirurgus und der Friseur entschieden bereits über die Geschicke Deutschlands und Österreichs.

Da hinkte ein schon alter Bauersmann vom Ofen herbei, den bisher kaum jemand bemerkt hatte. Er kam mit schüchternen Geberden, wie solche der Bauer stets anwendet, wenn er höflich sein will, gegen den Schulmeister heran, und den stoppelhaarigen Kopf weit vorgestreckt, fragte er: „Mit Verlaub, ist jetzt die Red' nicht vom Eis gewesen?"

Wir nahmen den Alten an unseren Tisch und der Lehrer erzählte ihm die ganze Geschichte der österreichischen Nordpol-Expedition, soweit er sie selber wußte.

„Du verflixte Gredl!" rief der Bauer aus, als der Erzähler geendet. In diesem Rufe lag seine größte Verwunderung und Theilnahme ausgedrückt. Und dann: „Ja, da muß ich freilich auch was geben. Viel ist's nicht, aber sauer verdient und gut gemeint. Gesegne Gott, gesegne Gott! — Ja, ja, vorm Eis hab' ich auch Respect! — Wie mich die Herren da sehen, bin ich ein armer Hascher; kann meiner Sach' nicht weit nachjagen. Meine Füße allzwei sind ganz verfroren."

Wir schoben ihm ein Glas vor und schenkten ihm ein.

„Dank recht", sagte er, „aber wenn die Herren schon so gut sind, eine Pfeife Tabak wär' mir lieber. Weil ich halt mein Tabakgeld verthan hab'."

Und als die Pfeife brannte und wir wieder über seine erfrorenen Füße zur Sprache kamen, hub der alte Mann an so zu erzählen:

„Ja, das Eis, du verflixte Gredl! Das hat mich auch erwischt! — Den Most-Möstl heißen sie mich, weil ich voreh ein Häusel und einen Obstgarten gehabt und viel Most verkauft hab'. Der Most-Möstl heiß' ich noch, aber Most verkauf' ich nicht mehr. Der grüne Baumwirt selber hat den Anfang mit dem Bier gemacht; Bier hat er geschenkt, Bier haben die Leut' getrunken, weit über Durst, und mein Most ist mir im Keller geblieben und sauer geworden durch und durch. — Eine Schand', hab' ich da einmal zum Wirt gesagt, du heißest der grüne Baum und schenkst keinen frischen Trunk vom grünen Baum. Das gesottene Gesuff bringst du auf, damit bist du keines Menschen Freund und mein allergrößter Feind, und von dir will ich nichts mehr und dich brauch ich nicht und sollt' ich im Moraft liegen, ehvor ich mich von dir wollt herausziehen lassen, du Suffwirt, ehvor blieb' ich zehnmal d'rin stecken. — So hab' ich ihm's gesagt; ein gerader Wastl bin ich allerweg gewesen; hat mir viel Schaden gebracht, das."

„So, jetzt brennt's wieder, jetzt erzähl' ich weiter. Von Most wird nicht mehr viel die Rede sein; hell verschleudert hab' ihn im selbigen Herbst. Aber unser Herrgott, der ist schon so: zieht er die eine Hand zurück, reckt er die andere her. Im selbigen Winter hab' ich das meiste Geld eingenommen. Es ist eine warme Zeit, in den Städten ist kein Eis, auf den Wässern ist keines gewachsen. Nur bei uns im Gebirg ist an Kälte kein Mangel; mein Teich hinter dem Garten ist steinfest gefroren. Aber nein, Möstl, sag' ich' zu mir selber, du verkaufst kein Eis, das kriegen ja die Bräuer und kommt dem Bier zugut'. Verkaufst kein Eis, Möstl! — Doch wie ich halt seh', die Leut' links und rechts stecken schweres Geld ein für ihr gefrornes Wasser, da ist's über mich auch gekommen, hab' meinen Teich verkauft und mir die Taschen gefüllt. — Ja, freilich, sind die Taschen voll, nachher hält man erst den Hut auf; so hab' ich's als Halterbub schon gemacht, wenn mir mein Vetter Äpfel hat gegeben. Und wie jetzt schier der Winter zu End' geht und allfort noch Eishändler in die Gegend kommen, da steig' ich eines schönen Nachmittags hinüber ins Unterthal zum See. Rechter Hand hin grenzt mein Wald an das Wasser; so schau ich nach, ob nicht etwa an meinem Ufer gutes Eis wäre. — Freilich ist Eis und rechtschaffen dickes dazu und es geht wohl vier, fünf Klafter weit hinein in den See. Lustig steig' ich darüber hin und untersuch' die Mächtigkeit und denk': da geschieht

ihnen schon recht, da draußen — sie haben den Most nicht wollen, jetzt müssen sie das Wasser kaufen! — Recht geschieht ihnen! — krick! bricht die Scholle los, auf der ich steh', und rutscht langsam mit mir hinaus in den See."

„Du verflixte Gredl!" fuhr der Alte fort, „zu lachen gibt's nichts, der See ist weit und breit, der Herr Schulmeister kennt ihn. — Jetzt bin ich stundenlang umhergeschwommen auf dem Wasser; die Eistafel ist just so groß gewesen, daß ich einen Landler drauf hätt' tanzen können — wären Spiellent' bei mir gewesen. Und wie mein vornehmer Fußboden hin und her schwimmt und allfort weiter vom Lande weg und ins Wasser hinein, da frag' ich mich: Ja, Möstl, was soll denn das werden? — Der Möstl hat's selber nicht gewusst. Und jetzt geht die Soun' fort und es zieht eine messerscharfe Luft und ringsum sind lauter Wälder, ist kein Mensch zu erschreien. — Ja, Möstl, hab' ich wieder gesagt, das kommt von deiner Geldgier! Gar das Wasser verkaufen wollen, das ist schon der größte Übermuth. Jetzt kannst du dafür auf dem Wasser erfrieren! — Geschrien hab' ich, zuerst mit heller Stimm', hernach mit heiserer; leiten hab' ich die Eisscholle wollen, ist umsonst gewesen; herumgesprungen und völlig Purzelbäume geschlagen hab' ich auf der schwimmenden Tafel, dass ich mich erwärmen sollt' — ist auch umsonst gewesen. Das Zähneklappern ist mir gekommen und die Nacht ist da und die eiskalten Sterne schauen auf mich nieder. — Ja, ihr lieben Herren, da heb' ich wohl an und erforsch' meine Sünden! — Niedergekniet bin ich und hab' laut gebetet. Das Beten hat noch keinem Menschen geschadet und mir ist nicht kälter dabei worden. Und wie ich so bete, was geschieht? Hör' ich auf einmal vom Ufer her, wo der Weg geht, ein Kalb blöken. Wenn man sich schon gar keinen Rath mehr weiß, so ruft man letztlich auch ein Kalb um Hilfe an; einen fürchterlichen Lärm hab' ich gemacht. — Wer ist denn da drin? was geschieht denn da? höre ich jetzt vom Ufer her rufen und ich erkenne die Stimme vom grünen Baumwirt. — Was wird denn geschehen? schrei' ich, auf dem Wasser fahr' ich mit einem Stück Eis herum und kann mir nicht helfen. Baumwirt, mein Brudermann, trag' mir nichts nach, dass ich dich so gelästert hab' und komm' mir zu Hilfe! — Du Närrisch, ruft der Baumwirt, was soll ich dir denn nachtragen! Dein saurer Most im Keller hat gelästert, du selber bist ein braver Mann. Mein Kalb, das ich zum Schlachten hab' gekauft und heimtreiben will, bind' ich an einen Baum und such' den alten Fischerkahn, den ich heut' bei Tags dahier herum gesehen hab'; nachher, Möstl, will ich dich bald haben. — Und gerade so ist es geschehen. Aber wie ich aufstehen will und in den Kahn springen, da kann ich nicht — allbeid' sind meine Knie in das Eis hineingefroren. Hübsch lang hat der Baumwirt zu schaffen, bis er mich

ledig macht. Und endlich bin ich auf dem festen Land, Gott Lob und Dank; bei meiner Seel' ich hab' gemeint, ich müßt den Erdboden küssen — so froh bin ich gewesen. — Zu tausendmal gern geb' ich was her für die Nordpolfahrer."

Das war die Erzählung des alten Mannes, und bei einem neuen Pfeifchen aus des Schulmeisters Tabaksbeutel vergaß er sein Ungemach auf dem Waldsee.

Die andere Gesellschaft aber trank und spielte und der Friseur schürte Händel zwischen den Russen und den Türken; und der Herr Chirurgus war bei seinem Humpen süß eingeschlummert, nachdem er noch zuvor des prophetischen Geistes voll die Worte gestammelt: So gehe es nicht länger mehr fort, eine große Umwälzung müsse kommen, und sie werde kommen. — Ist hierauf unter den Tisch gepurzelt.

Hamerling zu Friedrich Halm.

(Hamerling-Erinnerungen. Zweite Reihe.)

Von Dr. Michael Maria Rabenlechner.

II.

Die nachfolgenden Mittheilungen bieten nunmehr den Briefwechsel zwischen Halm und Hamerling. —

Der Wunsch des Sechzehnjährigen nämlich, dem Dichter des „Adepten" einmal nahe zu kommen, sollte sich erfüllen.

Allerdings gesprochen haben sich beide Dichter niemals. Wohl hatte Hamerling vor, als er Sommer 1867 von Graz aus eine Heimatreise antrat und auf dieser Wien berührte, den gefeierten Dramatiker aufzusuchen und ihn mündlich seiner treuen Verehrung zu versichern; aber das üble körperliche Befinden zwang den Ahasverjänger gebieterisch, dem Dunstkreise der Großstadt so rasch wie möglich zu entfliehen. Und so wurde aus der beabsichtigten Begegnung nichts, und der Verkehr blieb auf die wenigen Briefe beschränkt, die von Triest und Graz nach Wien, und von hier nach dort giengen. —

Zu Rosegger äußerte sich einst unser Dichter: „Die Privatbriefe sind unsere besten Lebenszeugen. Niemandem glaubt man so gerne, sei es Dichtung oder Memoire oder Tagebuchnotiz, als den Privatbriefen. Solche können nach unserem Tode zum Ankläger, aber auch zum Vertheidiger werden."

Aus seinen Briefen an Halm steht Hamerling vor uns als Mensch im schönsten Sinne. Insonderheit, weil man aus ihnen wieder aufs neue erkennt, dass Hamerling, wie nur wenige heutzutage, die Pflicht des vierten Gebotes treuest erfüllt.

Wir geben die Briefe ohne besonderen Commentar.

Möglich, dass in dem Schranke der Wiener Hofbibliothek, der Halms Privatcorrespondenz bewahrt, noch drei hier fehlende Briefe unseres Dichters, die laut Tagebuch an Halm abgegangen, sich finden. Die Briefe Halms an Hamerling aber werden hier vollzählig geboten, und das Bild des Verhältnisses der beiden Männer zu einander wird ein klares und abgerundetes sein.

Die Correspondenz wird von Hamerling eingeleitet, der dem Dichter seine Artikel der „Triester Zeitung" und die eben erschienene „Venus im Exil" mit einem leider nicht vorliegenden Brief sandte, worauf Halm etliche Wochen darauf antwortete:

Verehrtester Herr!

Von einer Urlaubsreise zurückgekehrt, fand ich Ihre freundliche Gabe und würde längst meinen herzlichen Dank dafür ausgedrückt haben, wenn nicht anhaltende Kränklichkeit mich daran verhindert hätte. Lassen Sie mich denn jetzt meiner Pflicht und um so freudiger nachkommen, als ich Ihnen über Ihr Büchlein nach meinem besten Wissen und Gewissen nur Angenehmes zu berichten habe. Vor allem, dass es mir aus dem innersten Bedürfnis Ihrer Seele hervorgegangen zu sein scheint; denn der Grundgedanke des größeren Gedichtes wiederhallt auch in allen nachfolgenden kleineren, es hatte also Ihr ganzes Wesen völlig und ausschließend eingenommen; ferner dass Sie, der Sprache und des Versbaues vollkommen mächtig, gleich von vorneherein mit entschiedener Formvollendung auftreten, endlich dass Sie eine lang vernachlässigte Gattung, das philosophisch-reflective oder eigentlich didaktische Gedicht mit so viel Glück wieder zu Ehren bringen. Ich weiß in der That seit Schiller niemand, der sich mit so viel Geschmack und Geschick versucht hätte als Sie, und ich zweifle nicht, dass auch in Ihnen wie in ihm neben der Neigung zur reflectierenden Auffassung des Lebens bald das Bestreben erwachen wird, in Ballade und Drama die Idee verkörpert und darum populärer, eindringender zur Anschauung zu bringen, wozu ich Ihnen aus vollem Herzen Muth, Ausdauer und Gelingen wünsche.

Was Ihre Beurtheilung meiner Werke in der „Triester Zeitung" betrifft, so habe ich sie allerdings mit vielem Vergnügen gelesen, und es freut mich, dass Sie mir jetzt Gelegenheit geben, dem Verfasser desselben für seine eingehende und wohlwollende Besprechung danken zu können. Welcher Kunstwert meinen Dramen auch beigelegt werden mag, dass sie gegenüber den shakespearesierenden und zerfahrenen Dramen der Gegenwart mit festem compacten Bau auftreten und die Forderungen der Kunst mit jenen der heutigen Bühne in Einklang zu bringen sich bestreben, wird ihnen kein billig Denkender absprechen wollen.

Nehmen Sie denn wiederholt meinen verbindlichsten Dank für Ihre Gabe wie für Ihr Wohlwollen und erlauben Sie mir, damit die Versicherung der vorzüglichen Hochachtung zu verbinden, mit der ich bin und bleibe

geehrter Herr Ihr ergebenster Münch.

Hütteldorf, den 2. September 1858.

Lediglich Begleitschreiben bei Zusendung „Sinnen und Minnens", des „Schwanliedes" und „Ahasvers" sind die folgenden drei Briefe Hamerlings:

Hochgeborner Herr Baron!

Die mir in so hohem Maße erfreulichen aufmunternden Worte, mit welchen Euer Hochwohlgeboren im vorigen Jahre die Zusendung meiner „Venus im Exil“ erwiderten und für welche ich bei dieser Gelegenheit meinen tiefgefühltesten Dank sage, flößen mir den lebhaften Wunsch ein, auch meine neueste Veröffentlichung: „Sinnen und Minnen“ der gütigen Kenntnisnahme Euer Hochgeboren gewürdigt zu sehen. Ich erlaube mir daher auch dies Werkchen Euer Hochgeboren mit der ergebensten Bitte zu übersenden, meine erneute Annäherung, zu der mich weder das Bewußtsein eines angemessenen Wertes meiner Gabe, noch die Ehre persönlicher Beziehungen berechtigt, auch diesmals als einen Erweis meiner aufrichtigen Verehrung gütigst entschuldigen zu wollen.

Doch könnte ich es nur bedauern, wenn auch diese meine Sendung Euer Hochgeboren zu schriftlicher Erwiderung und ausdrücklicher Bestätigung des Empfanges veranlaßte. Ist doch die Zeit, die Euer Hochgeboren dem poetischen Schaffen widmen, nur allzusehr, wie ich mit Betrübnis höre, durch körperliche Indisposition geschmälert. So möge denn, wenn Euer Hochgeboren die Feder ergreifen, dies für die Öffentlichkeit geschehen, fürs Allgemeine, zur Freude und Ehre Deutschlands!

Genehmigen Euer Hochgeboren den wiederholten Ausdruck der unwandelbaren Hochachtung, mit welcher ich verharre Euer Hochgeboren ganz ergebenster

Triest, 8. December 1859. Robert Hamerling.

Hochzuverehrender, hochgeborner Freiherr!

Im lebhaften Gefühle der aufrichtigen Verehrung, die ich von jeher, wie wenigen in unserer Zeit, dem Dichter der „Griseldis“ und des „Fechters von Ravenna“ gezollt, und im ebenso lebhaften des Dankes für das unvergeßliche Wohlwollen, mit welchem Euer Hochgeboren meine „Venus im Exil“ entgegennahmen, kann ich mir nicht versagen, auch das neueste Product meines poetischen Ringens und Strebens Euer Hochgeboren vorzulegen, und durch Vermittlung eines Fremdes, der eben nach Wien abgeht, ein Exemplar meiner soeben erschienenen Dichtung „Ein Schwanenlied der Romantik“ in die Hände Euer Hochgeboren gelangen zu lassen.

Entschuldigen Euer Hochgeboren das vielleicht unbescheidene Verlangen des Kunstjüngers, sein unvollkommenes, durch der Zeiten Ungunst, wie durch persönliches Lebenslos verkümmertes und zurückgedrängtes Schaffen der Kenntnisnahme eines verehrten Meisters gewürdigt zu sehen und blicken Sie wohlgeneigt auch auf diesen wiederholten Ausdruck der wahrhaften und unwandelbaren Hochachtung, mit welcher ich verharre Euer Hochgeboren ergebenster

Triest, 28. August 1861. Robert Hamerling.

Hochgeborner Herr!

Als ich vor acht Jahren mein Erstlingswerk dem Dichter des „Fechters von Ravenna“ darbrachte, fand ich eine huldvolle Aufnahme, die mir unvergeßlich bleiben wird. Aber mit fast noch größerer Schüchternheit als damals lege ich in dieselben Hände meine neue Dichtung — denn größer ist dies mein jüngstes poetisches Wagnis als alle, an denen meine Kraft sich früher versuchte. Könnte mir die Freude zu theil werden, daß dort, woher mir die erste Ermunterung gekommen, „Ahasverus in Rom“ den Eindruck mache, ich sei in einem Fortschritte begriffen und näher dem Ziele.

In unwandelbarer Verehrung Euer Hochgeboren ergebenster

Graz, 12. November 1865. Robert Hamerling.

Mitterweile aber war Halm Vorsitzender des Verwaltungsrathes der „Deutschen Schillerstiftung“ (— Vorort Wien —) geworden und als solcher ein sehr einflussreicher Mann in ihr, die bekanntlich den Zweck verfolgt, Schriftsteller oder Schriftstellerinnen im Falle schwerer Lebenssorge durch materielle Unterstützung zu ehren.

Unser Dichter war ein Mann, der nicht nur nie einen Dienst, eine Gefälligkeit verlangte, sondern sogar seinen Freunden in seiner Selbstlosigkeit jede Gelegenheit benahm, ihm Gutes zu thun.

Es wird ihm große Überwindung gekostet haben, den nachfolgenden Brief an Halm zu schreiben, zumal ihm dieser schon seit schier zehn Jahren keine Antwort auf seine Briefe und Sendungen hatte zukommen lassen. Aber die Sorge für seine alten arbeitsunfähigen Eltern überwand alle Bedenken.

Hochgeborner Freiherr!

Die Zeilen, die ich heute an Euer Hochgeboren zu richten mir erlaube, basieren auf der Voraussetzung, dass Euer Hochgeboren sich meines Namens freundlich erinnern. Ich habe seit meinem ersten Auftreten als Dichter als Beweis meiner Verehrung jede meiner Publication, kürzlich auch meinen „Ahasverus in Rom“ in die Hände Euer Hochgeboren niedergelegt, und die freundliche Aufnahme, mit welcher Euer Hochgeboren meine „Venus im Exil“ seinerzeit beehrten, verpflichtet mich zu immerwährendem Danke. Heute veranlasst mich die Stelle, welche Euer Hochgeboren in der Oberleitung der Schillerstiftung einnehmen, eine vertrauensvolle Anfrage an Euer Hochgeboren zu richten. Ich beeile mich zu sagen, dass dies nicht in unmittelbarem Interesse meiner eigenen Person geschieht. Euer Hochgeboren werden die Uneigennützigkeit meines Motivs anerkennen. Ich bin Gymnasialprofessor in Triest, gegenwärtig aus Gesundheitsrücksichten beurlaubt. Ich habe meine Freiheit geopfert und die Last eines nicht leichten Berufes auf mich genommen, weil ich nicht bloß für mich allein, sondern auch für meine beiden gänzlich mittellosen und einzig auf mich angewiesenen Eltern zu sorgen habe. Hiedurch aber konnte ich ihre Subsistenz nur für die Gegenwart, nicht für den Fall sicherstellen, dass sie mich *überlebten*. Dieser beunruhigende Gedanke ist es, der mich veranlasst, an Euer Hochgeboren die höflichste und ergebenste Anfrage zu richten, ob es denkbar wäre, dass meine Eltern *im obenerwähnten Falle* durch eine Pension der Schillerstiftung vor Noth und Entbehrung geschützt würden? Mein Vater zählt bereits sechsundsechzig, meine Mutter sechzig Jahre; sie würden also nicht sehr lange zur Last fallen. Wenn diese meine Anfrage *unbescheiden* klingt, so möge mich der Zweck derselben und der Umstand, dass ich mit den Normen und Gepflogenheiten nur unvollkommen vertraut bin, in den Augen Euer Hochgeboren einigermaßen entschuldigen.

Es würde den höchsten Wert für mich haben, wenn Euer Hochgeboren sich veranlasst sähen, mir die ergebenst erbetene Aufklärung recht bald, wenn auch nur mit zwei Worten, zu geben. Ich ergreife diese Gelegenheit, den Ausdruck der aufrichtigsten Verehrung zu wiederholen, mit welcher ich bin Euer Hochgeboren ergebenster

Robert Hamerling

Graz, am 11. März 1866.

Graz, Sporgasse 113, 2. Stock.

Jetzt erst — seit September 1858 — griff der freilich an einem argen Augenübel leidende Dichter in Wien zur Feder:

Sehr geehrter Herr!

Als ich im Herbst v. J. Ihren „Ahasver“ erhalten, gelesen und wieder gelesen hatte, beschloss ich, darüber ausführlich an Sie zu schreiben; die mittlerweile eingetretene Conferenz des Verwaltungsrathes der Schillerstiftung in Wien, und die damit für mich verbundenen Geschäfte verhinderten mich daran; später erkrankte ich, und eine lang anhaltende, noch jetzt zu möglichster Schonung auffordernde Augenentzündung beschloss und vollendete die Kette von Hindernissen, die sich der Ausführung meines Beschlusses entgegenstellten und noch jetzt insoweit entgegenstellen, dass ich auch heute Ihnen für Ihre freundliche, den entschiedensten Fortschritt und noch schöne künftige Erfolge verbürgende Gabe nur meinen verbindlichsten Dank ausdrücken kann, und alles übrige mündlicher Besprechung vorbehalten muss, zu welcher wir doch endlich einmal gelangen werden.

Was Ihre Anfrage bezüglich der Schillerstiftung betrifft, so bitte ich Sie, aus der mitfolgenden Abschrift des ersten Paragraphen ihrer Satzung [1]) zu entnehmen, dass Sie und Ihre Hinterlassenen sich allerdings an dieselbe zu wenden vollkommen berechtigt erscheinen. Mit welchem Erfolge es geschehen wird, das hängt von der Würdigung Ihrer Ansprüche durch den Verwaltungsrath, in dem ich nur eine Stimme führe, vor allem aber von dem Stande der Stiftungscasse ab, die nach allen Seiten hin den dringendsten und begründetsten Begehren zu genügen hat. Bei diesen Umständen ist es gewiss am sichersten, und in jedem Falle für die deutsche Literatur am wünschenswertesten, wenn Sie sich die Mühe geben wollen, Ihre Eltern zu überleben und zu diesem Behufe, das heißt zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit, die Schillerstiftung selbst in Anspruch zu nehmen, wobei Sie im voraus meiner Stimme nicht nur, sondern im voraus meiner wärmsten Befürwortung gewiss sein können.

Meine Augen gebieten mir zu schließen. Mit aufrichtiger Hochachtung

Wien, den 13. März 1866. Ihr ergebener Münch.

Unser Dichter mochte wohl aufgeathmet haben, als er etliche Monate später der „Schillerstiftung“ eine Proposition machen konnte, die ein eventuelles Entgegenkommen ihrerseits ihm nunmehr wahrscheinlich erscheinen und die dann ein solches weniger ein Geschenk, als vielmehr ein Geschäft nennen ließ. Hamerling hatte nämlich inzwischen von Frau Genoveva von Milborn, die sich für den „Ahasver“sänger so sehr begeistert, die bekannte Spende von sechstausend Gulden erhalten (vergl. „Stationen“ pag. 318), und diese bot er nun der Schillerstiftung gegen eine Leibrente an.

Hochgeborener hochverehrter Herr Baron!

Ich habe noch meinen innigen Dank auszusprechen für die gütige Beantwortung, die Sie meinem letzten Schreiben zutheil werden ließen. Eine soeben in meinem äußeren Leben eingetretene Wendung nöthigt mich, Euer Hochgeboren neuerdings lästig zu fallen. Gestatten Ew. Hochgeboren, mir eine kurze, einfache Auseinander-

[1]) **Satzungen der deutschen Schillerstiftung.**

§ 1. Zweck der Stiftung.

Die Schillerstiftung hat den Zweck, deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen, welche für die Nationalliteratur (mit Ausschluss der strengen Fachwissenschaften) verdienstlich gewirkt, vorzugsweise solche, die sich dichterischer Formen bedient haben, dadurch zu ehren, dass sie ihnen oder ihren nächstangehörigen Hinterlassenen in Fällen über sie verhängter schwerer Lebenssorge Hilfe und Beistand darbietet.

Sollten es die Mittel erlauben, und Schriftsteller und Schriftstellerinnen, auf welche obige Merkmale nicht sämmtlich zutreffen, zu Hilfe und Beistand empfehlen, so bleibt deren Berücksichtigung dem Ermessen des Verwaltungsrathes (siehe § 5) überlassen.

setzung. — Mit Rücksicht auf meine andauernde Kränklichkeit bin ich in diesen Tagen meiner Stelle als Professor am Triester Gymnasium enthoben worden. Durch kaiserliche Gnade ist mein systemmäßiger Ruhegehalt von 380 fl. auf 600 fl. erhöht worden. Aber dieser Betrag reicht noch lange nicht aus, meine Subsistenz und die dreier anderer Personen, für welche ich vollständig zu sorgen habe, zu sichern. Er bildet nicht einmal die Hälfte meiner bisherigen festen Bezüge am Gymnasium, die sich auf mehr als 1300 fl. beliefen. — Nun hat eine würdige, mir persönlich unbekannte und ganz fernstehende Matrone in Wien, ebenso ausgezeichnet durch Bildung als durch Edelmuth, für meine poetischen Bestrebungen sich lebhaft interessierend und überdies von meiner häuslichen Lage Kenntnis nehmend, mit wahrhaft seltener Hochherzigkeit einen Schritt gethan und mir die Summe von 6000 fl. ö. W. übergeben, damit ich für mich und meine Eltern eine Leibrente erwerben könne. Aber die Bemühungen, eine solche zu erlangen, sind nicht leicht; es fehlt nicht an Gelegenheiten, wohl aber an Sicherheit. Mein Plan wäre darum nach reiflicher Überlegung dieser: Ich trete die mir zur Verfügung gestellte Summe von 6000 fl. ö. W. (in sechspercentigen Salinenscheinen) an die Schillerstiftung ab, falls diese sich bereit finden will, mir neben der sechspercentigen Zinsen dieser Summe einen jährlichen Mehrbetrag von 240 fl. auf Lebensdauer zuzusichern, und meinen beiden Eltern, falls sie mich überleben sollten — mein Vater ist sechsundsechzig, die Mutter sechzig Jahre alt — eine Unterstützung in noch zu vereinbarendem Betrage zu gewähren. Durch dieses Arrangement wäre die Schillerstiftung in die Lage versetzt, die Subsistenz eines Schriftstellers auf Lebenszeit zu sichern, ohne ihre eigenen Fonds dabei in Anspruch zu nehmen; denn die ihr von mir abgetretenen sechstausend Gulden reichen beinahe drei Decennien aus, um mir nebst den Zinsen den jährlichen Mehrbetrag von 240 fl. auszuzahlen, und im Falle meines zeitigen Ablebens bleibt ein namhafter Betrag als Eigenthum in den Cassen der Stiftung. Da der bisherige interimistische Generalsecretär der Schillerstiftung, wie ich höre, sein Amt niedergelegt hat, so bleibt mir nichts übrig, als mich mit dieser Angelegenheit an Ew. Hochgeboren zu wenden. Umstände zwingen mich leider, dringend um baldige gütige Erwiderung zu bitten. In diesem Augenblicke ganz auf meinen Ruhegehalt angewiesen, und durch Kränklichkeit zu vielen Ausgaben genöthigt, muss ich eine schleunige Ordnung dieser pecuniären Angelegenheit angelegentlichst wünschen. Ließe die Sache sich nicht baldigst ordnen, so würde ich in die bittere Nothwendigkeit versetzt sein, in Erinnerung der wohlwollenden Aufforderung, welche Ew. Hochgeboren in Ihrem letzten geehrten Schreiben an mich gestellt, von der Gnade der Schillerstiftung zu erwarten, dass sie mir durch einen gütigen Unterstützungsbeitrag über die Übergangsperiode hinweghelfe. — Vertrauensvoll diese Angelegenheit in die Hände Euer Hochgeboren legend und mich der Hoffnung hingebend, dass die Schillerstiftung meine Vorschläge nicht als bloßes Geldgeschäft, sondern als einen in jedem Falle leichten Ausweg, die Lage eines Schriftstellers materiell zu sichern, in Erwägung ziehen werde, verharre ich in aufrichtigster Verehrung.

Euer Hochgeboren ergebenster

Graz, 1. October 1866. Robert Hamerling.

Adresse: Graz, Realschulgasse Nr. 171/1, 3. Stock.

Halm erwiderte umgehend:

Geehrter Herr!

Ich beeile mich, Ihnen anzuzeigen, dass ich Ihre Eingabe unter Einem der geschäftsmäßigen Behandlung unterziehe, und dass Sie hierbei meiner besten Bemühungen

sicher sein können. Für den Erfolg einzustehen, bin ich freilich nicht imstande, denn ich führe nur eine Stimme, Ihr Wunsch ist ein ungewöhnlicher, und die Casse der Stiftung dermalen von allen Seiten her in Anspruch genommen.

Lassen Sie uns indes das Beste hoffen und seien Sie der besonderen Hochachtung versichert, mit der ich bin Ihr ergebenster

Hüttelborf, den 2. October 1866. Münch.

Secretär der deutschen Schillerstiftung in Wien war, da Hans Hopfen eben dies Amt niedergelegt hatte, Ferdinand Kürnberger geworden. Er führte das bezügliche Referat. Dieses begann: „Robert Hamerling — dieser Dichtername ist bekannt ... Ahasverus in Rom — wir finden Stellen von so plastischer Kraft darin, dass sie uns wie Modelle zu Basreliefs anmuthen. Mögen auch die lateinischen Quellen manches Motiv dazu geliefert haben, was der Philologe sehr gut herausfinden wird; es war von jeher des Deutschen gutes Recht, das Schöne der ganzen Welt sich zu assimilieren und seiner Literatur einzufügen. Dass „Ahasverus in Rom" kein künstlerischer Organismus ist, dass namentlich der ewige Jude in dem philosophischen Sinne, wie es der Dichter beabsichtigte, nicht in die Handlung eingreift, vielmehr zwischen Absicht und That ein starker, unaufgehobener Rest übrig geblieben ist, hat Schreiber dieses dem jüngeren Dichter in einer Reihe kunstphilosophischer Gespräche dringend genug vorstellig gemacht; er hat sich für die Bildung des Dichters um so lebhafter interessiert, als derselbe einer jener wenigen ist, welche poetische Kraft genug hätten, Einsichten in Thaten umzuprägen und nicht als todte, unfruchtbare Reflexion stofflos oder höchstens als Stoff zur Qual in sich herumzuschleppen. Trotz dieser philosophischen Unfertigkeit ist „Ahasverus in Rom" voll poetischer Schönheiten ersten Ranges, welche ich aufrichtiger zu bewundern geneigt bin, als zum Beispiel manche rhetorische Kunsttischlerarbeit des gefeierten Tennyson, welche zu bewundern jetzt Mode sein soll. Ich schreibe diese Anerkennung umso lieber im Rücken des Dichters nieder, als ich heute vor einem Jahr auf den schönen Spaziergängen der Murstadt sie ihm recht gern und aufrichtig ins Antlitz sagte ..."

Nachdem mit dieser Charakteristik Hamerlings Kürnberger das Referat eingeleitet, geht er dann über auf das rein Materielle des Gegenstandes.

Am 31. October 1866 fand die bezügliche Sitzung des Verwaltungsrathes statt.

Hamerling wusste das Datum der Sitzung. Als ihm darum innerhalb acht Tagen keine Verständigung zukam, wandte er sich neuerdings in dieser Angelegenheit an Halm:

Hochgeborener Freiherr!

Ich würde mir nicht erlauben, bezüglich der vor Monatsfrist der Schillerstiftung vorgelegten Angelegenheit an Euer Hochgeboren eine ergebene Anfrage zu richten, wenn ich nicht die Möglichkeit in Betracht ziehen zu müssen glaubte, dass die

Entscheidung bereits erfolgt und eine an mich ergangene briefliche Mittheilung durch einen Zufall nicht an meine Adresse gelangt ist. Für diesen Fall erlaube ich mir die höflichste und ergebenste Bitte an Euer Hochgeboren, mir gütigst noch einmal ein paar Zeilen zugehen zu lassen. Entschuldigen Euer Hochgeboren diese meine Belästigung und empfangen Sie zugleich den Ausdruck des innigsten Dankes für die wohlwollenden Zeilen, mit welchen Sie nach Empfang meines ersten Schreibens mir Ihre gütige Verwendung zusicherten. In aufrichtiger Verehrung verharre ich

Euer Hochgeboren ergebenster

Graz, 9. November 1866. Robert Hamerling.

Schon einen Tag später verständigte ihn Kürnberger, dass der Antrag Hamerlings, weil statutenwidrig, in der Sitzung einstimmig abgelehnt ward.

Niemals mehr trat Hamerling an die deutsche Schillerstiftung heran, wie auch die Schillerstiftung niemals unserem Dichter Unterstützung gewährte. Das zu constatieren, scheint uns gegenüber einer Behauptung des eingangs erwähnten Feuilletons des „Neuen Wiener Journals" nicht unangebracht.

Die Beziehungen zu Halm aber blieben selbstverständlich aufrecht. Dem Dichter vom „Wildfeuer", der inzwischen Geheimrath geworden, überreicht Hamerling die zweite Auflage des „Ahasver" mit folgendem Brief:

Ew. Excellenz!

Ew. Excellenz haben die erste Auflage des „Ahasver in Rom" so wohlwollend aufgenommen, dass ich den größten Wert darauf lege, nun auch die neue Ausgabe in die Hände Eurer Excellenz geben zu dürfen, umso mehr, da sie durchgehends gefeilt, demnach der gütigen Kenntnisnahme Eurer Excellenz vielleicht einigermaßen würdiger ist. Aus wahrem Herzensdrang ergreife ich zugleich die Gelegenheit, meine aufrichtige, innere Freude darüber auszudrücken, dass diese letztvergangene Zeit nicht bloß dem dichterischen Kranze Eurer Excellenz ein neues unverwelkliches Blatt hinzugefügt hat, sondern auch das engere österreichische Vaterland in Eurer Excellenz einen seiner edelsten Söhne neuerdings mit erhöhten äußeren Standesehren geschmückt sieht. Genehmigen Eure Excellenz mit gewohnter Güte den schlichten Ausdruck dieser Empfindungen, mit welchen ich immer verharren werde als Eurer Excellenz

verehrungsvoll ergebener

Graz, 9. März 1867. Robert Hamerling.

Halm dankte schon vier Tage später:

Sehr geehrter Herr!

Empfangen Sie meinen verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Gabe, die mir umso erfreulicher ist, als sie ein unzweideutiges Zeugnis für die Erweiterung Ihres Leserkreises und für die Verbreitung Ihres wohlverdienten Rufes ablegt.

Ich habe Ihre literarische Laufbahn von Anbeginn an mit reger Theilnahme verfolgt und kann nur lebhaft bedauern, dass mir die Verhältnisse nie erlaubten, in irgend einer Beziehung etwas zu ihrer Förderung beizutragen.

Lassen Sie mich hoffen, dass mir die Zukunft hiezu eine erwünschte Gelegenheit bieten werde und seien Sie, bitte ich, bis dahin der aufrichtigen Hochachtung versichert, mit der ich mich nenne

Ihren ergebensten

Wien, den 14. März 1867. Münch.

1868 erschien „Der König von Sion". Auch ihn ließ Hamerling Halm zugehen; doch liegt der bezügliche Begleitbrief nicht vor. Halm hat darauf nicht erwidert. Das aber hielt unseren Dichter nicht ab, dem gefeierten Dramatiker das Revolutionsdrama zuzusenden; und dieses Werk Hamerlings öffnete dem Theaterkundigen, obgleich er schon schwer leidend, wieder die Zunge.

Halms Brief ist interessant und harmoniert im Grunde durchaus mit den Ansichten, die Laube über das Werk in der „Neuen Freien Presse" äußerte. [1])

Euer Wohlgeboren!

Empfangen Sie vor allem meinen wärmsten Dank für die freundliche Zusendung Ihrer neuesten Dichtung und für die mir so schmeichelhaften Worte der Erinnerung, von denen diese Sendung begleitet war.[2])

Ich habe Ihren „Danton und Robespierre" seitdem mit all' jenem Interesse gelesen und wieder gelesen, welches Ihre hochpoetischen und tiefsinnigen Schöpfungen stets erregen werden. Ich fand in dieser Tragödie alle glänzen Eigenheiten Ihrer reichen Begabung wieder, welche Ihren früheren Werken mit Recht so rasch die Bahn gebrochen haben.

Je größer aber dieses Interesse war, und je voller mir diese Eigenheiten entgegentraten, umso lebhafter musste mein Bedauern sein, dass Sie nicht den Muth hatten, indem Sie den Weg der Tragödie betraten, entschiedener mit den Traditionen des Epos zu brechen.

So sehr Sie sich auch in dem Vorworte zu „Danton und Robespierre dagegen wehren mögen, so haben Sie doch die ganz richtige Empfindung dafür gehabt, dass Sie mit diesen Traditionen nicht einmal so weit gebrochen haben, als es zum Buchdrama nöthig gewesen wäre. Und es hat sich Ihnen gegenüber etwa die alte Wahrheit wieder bewährt, dass kaum irgend eine Kritik dem wahren Talente, dem es mit seiner Aufgabe ernst ist, etwas entgegenbringen könne, was dieses nicht längst sich selbst gesagt hätte.

In dieser sicheren Annahme bin ich vollkommen überzeugt, Sie schon in einem Ihrer nächsten Werke als wirklichen Dramatiker und nicht nur als Dramatiker in der äußeren Form mit demselben Rechte begrüßen zu können, mit dem ich und Ihre Zeitgenossen Sie als bedeutendsten Epiker der Gegenwart begrüßen durfte.

Mit aller Achtung

Ihr aufrichtig ergebener
Chr. Münch.

Dieser Brief Halms trägt kein Datum. Auch ist er im Gegensatz zu den übrigen Briefen nur von Halm unterfertigt. Er ist der letzte Ring in der Kette der Correspondenz der beiden Dichter. Am 21. Mai 1871 starb der Dichter des „Fechter". — — —

— Ein halbes Jahr nach Halms Tod — Februar 1872 — veröffentlichte Johannes Scherr in der „Neuen Freien Presse" ein Feuilleton; in

[1]) „Neue Freie Presse". Feuilleton vom 4. December 1870. — Es ist nun interessant, gegenüber Halm und Laube einen dritten Dramatiker von hervorragender Bedeutung über das Drama zu hören; wir meinen Nissel. Vergleiche die Stelle in Nissels „Mein Leben" pag. 258 ff., welche eine vernichtende Kritik der bezüglichen Ansicht Laubes bedeutet.

[2]) Leider liegt auch dieser Brief Hamerlings nicht vor.

diesem nennt er es „nur eine Gerechtigkeit gegen den dahingeschiedenen Halm, zu sagen, daſs sein „Fechter von Ravenna“ doch eine der wirksamsten nationalen Thaten war, vielleicht sogar die wirksamste von allen, welche seit dem Tode Schillers der tragischen Muse unseres Landes gelungen sind.“

Ferdinand Kürnberger — derselbe Kürnberger, der unter Halm und durch Halm Generalsecretär der deutschen Schillerstiftung geworden war, hatte nichts Eiligeres zu thun, als gegen diese durchaus berechtigte Anerkennung von Seite Scherrs, beziehungsweise gegen den „Fechter von Ravenna“ sich ein mörderisches Feuilleton zu leisten, das nichts Geringeres nachzuweisen suchte, als — und das sind Kürnbergers Worte — als nachzuweisen „die specifische Nichtswürdigkeit dieser Schand-Komödie“. Dieses Feuilleton hat Kürnberger später auch in seine „Literarischen Herzenssachen“ aufgenommen (pag. 48 „Schiller, Halm und Johannes Scherr“). Hamerling hat dann im „Heimgarten“ diese „Herzenssachen“ verstandesmäßig seciert und unter anderem den bezüglichen Halmaufsatz kurzum nur „eine große Schrulle“ genannt.

Kürnberger hat diese kostbare Kritik seiner Kritiken unserem Dichter niemals verziehen und glaubte schließlich als Haupttrumpf gegen Hamerling eine seiner Novellen ausspielen zu können: „Heimlicher Reichthum“.[1]) Ein literarisches Gespräch in ihr sollte die Rache vollenden:

„... Laſs mir den ‚Ahasver in Rom‘ liegen. Mir scheint, du suchst dir schon wieder neue Beute.“

„Sei ruhig. Ich krümme ihm kein Haar seines eisgrauen Schädels. Nur wundere ich mich, warum er überhaupt schon so eisgrau ist. Beim Tode Christi kann er noch ein junger Mann gewesen sein, denn die Legende zwingt nicht mit der leisesten Spur, sein damaliges Alter als hoch anzusehen. Hab' ich aber das Recht und die freie Hand, ihn bei der Kreuzigung Christi für jung zu halten, so war er dreißig Jahre später, nämlich in den Tagen des Nero, noch ein rüstiger und lebenslustiger Fünfziger. Und darum Räuber und Mörder? Und darum schon jetzt dieses urgreise Todesgestöhn? Ich habe diese Gedankenlosigkeit des Verfassers und all seiner Leser nie genug anstaunen können. Das Gedicht dichtet auf einen Begriff los, der noch gar nicht da ist, der einstweilen noch Phrase ist. Als ob man bloß Ahasverus zu heißen brauchte, um schon die geborene Phrase des Alters zu sein.“

Frau Hermine lachte auf.

Landolin fuhr fort:

„‚Ich reite in den siebenjährigen Krieg‘, sagte Friedrich der Große, und ebenso Drolliges sagt buchstäblich dieses pathetische Gedicht. Der ewige Jude kann noch gar nicht wissen, daſs er der ewige Jude ist und daſs Christi Fluch sich bereits zu erfüllen anfängt. In den Tagen Neros würde ihn noch kein Minister in den Ruhestand versetzen, wenn der Schuster General oder Professor wäre.“

„Uns Frauen kann es gleichgiltig sein, wenn sich die Männer muthwillig alt machen“, sagte Frau Hermine.

[1]) Novellen von Ferdinand Kürnberger. Aus dem Nachlasse herausgegeben von W. Lauser, pag. 39 ff.

„Wenn nur die Frauen jung bleiben, denkst du dabei im stillen. Und da hast du recht. Da ist dieser ‚Ahasver in Rom' der rechte Mann für euch Frauen. Er hat euch auch ein ganz neues poetisches Motiv auf den Leib geschrieben — die Poesie der badenden Großmutter."

„Aber nun hörst du mir gleich auf."

„Neros Mutter Agrippina könnte ganz bequem Großmutter mehrerer Enkelkinder sein. Und doch ewig jung, ewig schön, je mehr Jahre desto mehr Jugend und Schönheit — so spricht jeder Wassertropfen, der an ihr herabrinnt! Es ist zum Entzücken."

„Und es kann auch wahr sein."

„Aber hier hätte Heine oder überhaupt ein Dichter, die Tonart geändert und der koketten Großmutter mit Grazie ein bißchen die Zunge herausgestreckt. Hier ist sie sterblich, die alternde Frau. Hier war die Bewunderung ein wenig mit der Satire zu vertauschen, hier muss der Stoff, der mit wenigen Reizen gefangen nahm, die Sinne wieder freigeben und dem Kenner, dem Weltmann, kurz dem geübten Künstler ein ironisches Lächeln abgewinnen. An nichts erkennt man gewisser den Dichter, als dass er im rechten Augenblick spottet, nämlich seine Humorfreiheit an sich nimmt, während der Schüler diesen Wechsel der Stimmung nicht wagt und immer feierlich sein will und sich die Andacht nicht hoch genug spannen kann."

„Welcher Dichter es dir wohl recht machen könnte?"

„Ich charakterisiere ihn ja. Aber es muss keiner sein, der ein großmütterliches Modell in Bausch und Bogen anschwärmt, wie ein Primaner."

„Solche Reden verbitte ich mir."

„Mangel an Modellstudien! Das klagen wir auch in Düsseldorf und bei den zeichnenden Künstlern. Aber dem Verfasser des „Ahasver" könnte geholfen werden. Wär' ich sein Landesherr, ich machte ihn zum Badinspector in Pyrmont, was ein Frauenbad kinderloser, also wohl ältlicher Damen ist, damit er seine Ideale . . ."

Wie wird der an Größenwahn laborierende und überhaupt vielfach nur pathologisch zu nehmende Kürnberger selbstgefällig auf diese ihm gewiss sub specie aeternitatis geschrieben erschienene Vernichtung des „Ahasver" geblickt haben. Indes das Ding hatte nicht bloß sein Häkchen, vielmehr seinen gewaltigen Haken, und jeder Gymnasiast, der nur einmal „Ahasver" gelesen, konnte Kürnberger die ganze Größe des Unsinns seiner Behauptung nachweisen! Hamerlings Ahasvergestalt — ach, die Leidenschaft hatte den guten Kürnberger ganz blind gemacht! Er, der vor etlichen Jahren vom philosophischen Sinne dieser Gestalt ganz richtig gesprochen — nun schien ihm, dem großen Jesuitenfeinde, auf einmal der Zweck das Mittel zu heiligen und er machte im Handumdrehen Hamerlings ewigen Juden zum simplen Schuster von Jerusalem. Leider aber nur, dass er in seiner blinden Wuth nicht bedacht, dass die Geschichte eine Blamage ersten Ranges für ihn bedeutete, zumal „Ahasver" es selbst klipp und klar bekennt, dass er nicht Ahasver, der landläufige Schuster, sondern kein anderer als der ur-uralte Kain, indem er ja im sechsten Gesange der Dichtung von sich sagt: „— — — ich bin Erstgeborener der Ungebor'nen, der Erschaff'nen — bin der erste Sprosz des ersten Paares. . . Ich war das erste Menschenkind — und war der erste

Rebell — mit mir begann die Weltgeschichte. Ich schrieb ihr erstes Blatt mit blutigem Griffel. . ."

Nun, und was die übrigen hämischen Bemerkungen betrifft, so hat Kürnberger bei ihrer Niederschrift wohl nicht daran gedacht, dass einer einmal sein Referat über Hamerlings „Ahasver", das er als Secretär der Wiener Schillerstiftung verfasst, veröffentlichen werde. . .

Kürnberger — wir wollen gerechter sein, als er — ein großer Geist in einem kleinen neiderfüllten Menschen.

Denn schließlich ist's ja auch nur der Erfolg des „Fechter" gewesen, der ihn gegen seinen einstigen Gönner Halm die Feder ergreifen ließ zu jenem giftgeschwollenen Artikel, der die „Nichtswürdigkeit dieses Schandstücks" zu beweisen suchte.

Ach, Friedrich Halm behauptet trotz — Kürnberger seinen Platz in der deutschen Literaturgeschichte als einer der gewichtigsten Dramatiker unseres Jahrhunderts und einer der ersten Dichter des deutschen Österreichs, und freudig erkennen wir gerade gegenwärtig, wo nach langer Unterbrechung der „Sohn der Wildnis", der „Fechter" und „Wildfeuer" wieder ausverkaufte Häuser erzielen, dass Hamerling recht hatte, da er nach Halms Tode das Sonett schrieb:

Mich drängt's zu sagen, dass mit Leidgefühlen
Ich sah, wie ihn die Mitwelt aufgegeben,
Wie ihm mit missgunst-quakendem Bestreben
Ein Froschchor folgte bis zum Grab, dem kühlen.

Und doch — mich dünkt, rein wird die Zeit ihn spülen
Von Geifers Malen, die jetzt an ihm kleben;
Sein Name wird die Würmer überleben,
Die in dem Fleisch, dem sterblichen, ihm wühlen.

Wenn über Blumen ihr nun rümpft die Nase,
Die euch ein zarter Dichter bot, ein echter,
Und lieber schwelgt im blütenlosen Grase,

Die Folgezeit, sie ist vielleicht gerechter,
Sie anerkennt vielleicht, dass ich nicht rase,
Lieb ich den Edlen, der da schrieb den „Fechter".

Der Nationalismus ein — Elementarunglück?

Der Nationalismus ein Elementarunglück! — Kein Wort ist heutzutage so gefährlich auszusprechen, als dieses. Denn es wird sicherlich missverstanden und erregt allerseits einen Sturm von Entrüstung.

Ein Einheitsgefühl des Volkes hat's doch zu allen Zeiten und allerorten gegeben, außer dann und dort, wo die Menge durch Tyrannendruck oder innere Fäulnis stumpf geworden war — stumpf, blöde, verthiert. Es ist das Familiengefühl, auf dem die Nächstenliebe fußt, weil die Familie uns am nächsten steht. Aber der Begriff Familie hat einen engen und einen weiten Sinn. Der kleine Mensch liebt nur seine leibliche Familie, Weib und Kind. Der größere schon auch die Stammesfamilie, sein Volk. Der große die ganze Gattungsfamilie — alles, was Mensch heißt.

Wir haben ein Zeitalter hinter uns, in welchem manche Leute sich gerne auf Kosmopoliten hinausgespielt haben. Alles, was Mensch heißt, sei ihnen gleich! sagten sie in weitherzigster Liberalität. Näher besehen hieß das: Alle Menschen seien ihnen gleichgiltig. Vielleicht dass sie im egoistischen Sinne ihre engste Familie liebten — von einer Liebe zum angestammten Volke konnte bei solchen Weltphraseologen keine Rede sein.

Diesen entgegen gab es zu aller Zeit Menschen, die nicht bloß instinctiv, sondern mit Absicht und heißer Leidenschaft zu ihrem Volksthume hielten in Leben, Sprache und Sitte, die ein unzerstörbares Heimatsgefühl für ihre Rasse besaßen, sich mit ihr in unzerstörbarer Einheit fanden, mit ihrer Arbeit dem Volke dienten und zur Zeit der Gefahr für ihr Volk Gut und Leben opferten. Diese Volklichkeit ist die natürliche, die gesunde, die gedeihsame, die herrliche. Sie ist ganz positiv, gegründet auf der Liebe zur eigenen Nation, nicht aber auf dem Hasse zu fremden Völkerschaften. Ja, schon aus Klugheit wird man auch mit den Nachbarvölkern gut auszukommen suchen, weil feindliche Nachbarn für das eigene Volksthum immer ein Unglück sind, indem sie ja bei diesem die Culturthaten, die Gesittung und das Wohlbefinden zu hemmen suchen, wenn nicht gar auf den Untergang des Gegners sinnen.

Der edle, fruchtbare, positive Nationalismus ist in der Gegenwart vielfach ein negativer geworden. Nicht allgemein, denn die Menschlichkeit

ist noch nicht ausgestorben, aber zum großen Theile. Besonders in der Politik, die ja alles verdirbt, was in ihr Bereich kommt — sogar die Poeten.

Und dieser Nationalismus, der sich vorwiegend in Trotz, Hass und Rache gegen die Nachbarvölker äußert, ist das Elementarunglück, von dem hier gesprochen wird. Ein Elementarunglück nenne ich ihn, weil er aus roher menschlicher Leidenschaft kommt, weil er sich unwillkürlich gegenseitig entzündet zu einem Weltbrand, dem gegenüber der einzelne, ja die ganze Generation machtlos ist. Man kann gar niemandem eine besondere Schuld geben, dass es so ist, die Gemüther werden angesteckt von den Bacillen dieser moralischen Krankheit, werden je nach ihrer Leidenschaftlichkeit mitfortgerissen zur allgemeinen Erregung oder zum wilden Fieberparoxismus. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als diese Zeitkrankheit austoben zu lassen, aber es wäre schon viel gewonnen, wenn wir sie als Krankheit erkennen würden. Wir haben noch nicht die Macht, diesen hassenden Nationalismus zu besänftigen, aber wir haben das Recht, ihn ein Unglück zu nennen.

Dass es eine krankhafte Erscheinung ist und keine zweckmäßige, folgerichtige Bestrebung, geht schon auch daraus hervor, dass dieser Nationalismus die nationale Idee als solche gar nicht anerkennt. Ein solches Volk nimmt sich nur das Recht heraus, für sich selber rücksichtslos national zu sein, bestreitet aber dieses Recht bei den anderen Nationen. Das wäre ganz unverständlich, wenn es nicht theilweise mit der Blindheit des *Kampfes* entschuldigt werden müsste. Denn es ist nicht Entwicklung, es ist tödtlicher Entscheidungskampf, hier um ein zeitgemäßes staatspolitisches Recht, da um die nationale Existenz. Aber es ist ein Kampf, der nie zum wirklichen Siege führen kann, weil in dieser Sache *ein* überwundener Feind zehn neue, nicht überwundene gebiert. Die siegreichste Nation ist naturgemäß die gehasstefte, also die gefährdetste, die schließlich dem gewaltsamen Untergang geweihte. Man frage nur einmal die Geschichte, ob das richtig sei. Sie wird antworten: Gerade die gewaltigsten und gewaltthätigsten Völker sind untergegangen; die verfolgten, klug sich bückenden und schlau sich demüthigenden leben noch!

Dieser Gedanke bedürfte einer gründlichen Ausführung, und ich glaube, er käme zu dem Schluss, dass Gewalt und physische Kampfkraft nicht die Hauptsache sei zur Erhaltung eines Volkes, dass z. B. Klugheit weitaus wichtiger wäre. Und nun frage ich ganz bange, wie steht es jetzt in unserem armen Österreich mit der Klugheit? Ich sehe sie dort nicht und da nicht, unten nicht und oben nicht, es ist vielfach eine kindische Justamentpolitik, die aus kleinlicher Rechthaberei sich sachte zum tragischen Verhängnis steigert.

Ist der oben bezeichnete Nationalismus schon überhaupt ein Unglück, für Österreich ist er ein Schicksal. Kein Reich kann solchen Natio-

nalismus weniger ertragen, als das vielvölkerige Österreich mit seinen bekannten Staatsgrundgesetzen. Aber er ist da. Er ist da wie eine furchtbare Seuche. Alles wird davon ergriffen und der Ergriffene hat nicht mehr Ruhe zur Überlegung, hat nicht mehr das Gleichgewicht zur Klugheit, nicht mehr Zeit und Stimmung, nach Recht und Gerechtigkeit zu fragen — er muss kämpfen, kämpfen um seine nationale Existenz. Die Besten der Czechen, die Edelsten der Polen, vielleicht sogar die Ritterlichsten der Ungarn werden diesen Nationalismus nicht weniger bitter verwünschen, als die Idealsten der Deutschen, die ihr Volk wohl am meisten gefährdet sehen. Aber sie können nicht anders, sie müssen zum Streite blasen, wollen sie nicht zertreten werden im allgemeinen Aufruhr. Und das sagt sich wohl jeder Vernünftige, jeder Redliche: Weil das Unglück denn einmal entfesselt ist, so muss jeder, ohne Ausnahme jeder, in Kampf und Wehr zu seinem Volke stehen. Der Böhme, wie der Pole schreit es in nationaler Noth nicht minder wild in die Welt, als der Deutsche: Näher als der Staat steht mir mein Volk! Wir *wollen* ein Österreich, wir lieben es, wir möchten, wie so lange Zeit früher, wieder in Frieden, im Segen der Arbeit nebeneinander leben. Aber jetzt, da der nationale Kampf einmal so furchtbar entbrannt ist, müssen wir zuerst an uns selber denken, an unsere Blutsverwandten, an unser angestammtes Volk! — — Und so ist es gekommen. — Dann spielen persönliche und materielle Interessen mit und verwirren und trüben auch jene Reste des Ideals, die bisher noch rein geblieben, und so vollzieht es sich, dass der Kampf stellenweise zur Fratze wird. Jene Kräfte, die besonders berufen sind, Mäßigung, Gerechtigkeit, Liebe zu fördern, ziehen sich gerade bei uns Deutschen zurück und verdammen kurzweg ein Ideal, das doch so edel und groß wäre, wenn es nur edel und groß gehalten würde!

Wäre das Unglück nicht gekommen, wir würden heute ja alle anders reden, wir würden, jeder im ruhigen Hort seiner Nation, gemeinsam und opferwillig dem Staate dienen. Aber das Unglück ist gekommen und so gibt es keine andere Wahl, als muthig und treu für das mächtig bekämpfte Volksthum einzustehen, jeder in seiner Weise. Ich habe angedeutet, dass auch die Slaven sich in diesem Kampfe als die Bedrückten, Gefährdeten fühlen. Das liegt in der Natur des Kampfes. In wirklicher, überaus schwerer Bedrängnis sind nur wir Deutsche. Wir werden zurückgedrängt an allen unseren Grenzen, wir werden in unseren volklichen Rechten beschränkt, verkümmert, verlieren eine Position um die andere. Wenn dieser Bewegung nicht Halt geboten wird, so ist nach wenigen Generationen das Deutschthum verdrängt in den Ländern, die unsere deutschen Vorfahren ihre Heimat genannt und zur Gesittung erhoben haben. Und wer hat diese schreckliche Gefahr, dieses Unglück über uns gebracht? Der Nationalismus. Der Nationalismus, zu dem unsere nichtdeutschen Mitbürger Österreichs erwacht sind.

Der Zustand ist ein vorübergehender, wie eben eine Krankheit. Denn wäre er ein beständiger, so müsste sich die Menschheit oder wenigstens die humane Gesittung in ihr aufreiben in lauter Nationalismus. Dieser vorübergehende Zustand aber kann den Deutschen in Österreich das Leben kosten, wenn sie sich jetzt nicht erwehren. Darum bin ich durchdrungen von der einen Nothwendigkeit: Wir müssen alle am Platz sein. Jeder muss aus seinem Hause, aus seinem Berufe hervortreten und sich zur Gegenwehr stellen nach seinen Kräften. Es ist eine Seuche, es ist eine Feuersbrunst, es ist eine Überschwemmung. Was jetzt gerettet wird, das ist gerettet, was jetzt nicht gerettet wird, das ist verloren. Keiner darf beschwichtigen: Sei ganz ruhig, das Feuer wird dein Haus nicht ergreifen, das Wasser wird dich nicht davonschwemmen! Jeder, der ein Wort frei hat, muss rufen: Schütze dich! Vertheidige dich und dein Heim! Wenn die Gefahr vorüber ist, dann magst du ruhen! Aber nicht allein rufen, auch arbeiten muss jeder.

Welcher Grundsatz soll uns in diesem dunklen Streite leiten? Der, dass wir unseren nationalen Gegnern in Österreich auf ihrem eigenen Boden die culturelle Entwicklung reichlich gönnen, ja wo „thunlich" ihnen in derselben beistehen, dass wir aber nicht ein Jota unseres historischen Rechtes, nicht eine Handbreit deutscher Scholle aufgeben, sondern unsere nationalen Besitzthümer bis auf das äußerste vertheidigen. Zu sondern und durchzuführen ist dieser Grundsatz freilich schwerer, als er sich denken und sagen lässt. Das Eine ist wohl gewiss: je gerechter die Art unseres Vertheidigungskampfes, je mehr Bundesgenossen werden wir haben. Dann ist immer wieder auch daran zu erinnern: Während wir das Deutschthum nach außenhin vertheidigen, vernachlässigen wir es im Innern. Deutsche Schule, deutsches Leben, deutsche Wahrhaftigkeit und Treue, deutsche Großherzigkeit und Einigkeit. Diese Dinge machen den Inhalt unseres Volksthums aus. Während wir nach außen hin und in der Politik so pathetisch streiten, vergessen wir oft unser deutsches Herz. —

Es wird ja wieder die Vernunft erwachen, es wird wieder Billigkeit und Verträglichkeit sein, und dann werden wir das, und genau das haben, was wir uns jetzt zu erhalten wussten. Wir Deutsche in Österreich haben in diesen Wirren nur eine Aufgabe, die, das bisher Bestandene zu erhalten. Damit erhalten wir uns und erhalten das historische Österreich. Österreich wird noch eine große Mission in der Geschichte haben und wir Deutsche noch eine große Mission in Österreich. Unsere Mitbürger anderer Nationen werden dabei sicherlich nicht zu kurz kommen, denn im Frieden werden sie allen Culturfortschritt wirklich durchsetzen, den sie in der Leidenschaft des Krieges nur proclamierten. Die Erfolge des Friedens sind dauerhafter, als die des Kampfes.

Und eines Tages wird man hier, wie dort jubelnd den Propheten hören, der da ruft: Brüder, seien wir national, denn unsere Nation ist

die ganze Menschheit! Aber auf diesem Grundgesetze hat jeder das Recht, die am meisten zu lieben, die ihm am nächsten stehen — die Stammesverwandten. Auf seiner Scholle und vereint mit seinem Volke wird er das Ersprießliche leisten für das ganze Menschengeschlecht.

Den möchte ich sehen, der dann noch kommt und sagt, der Nationalismus sei ein Unglück!

Napoleon I. erzählt den Brand von Moskau.

Bei seiner Gefangenschaft auf St. Helena ergieng Napoleon sich stets in Erinnerungen an seine Vergangenheit und dictierte dem treuen Grafen Las Cases fast täglich Memoiren aus seinem Leben. Der Aufenthalt auf der öden Insel war dem gestürzten Emporkömmling von dem englischen Gouverneur daselbst vielfach mit Absicht zur größten Qual gemacht, wie Las Cases in seinem Werke „Napoleon I. Tagebuch von St. Helena", 2 Bände (Leipzig, Schmidt & Günther, 1899) erzählt. Bonaparte hatte zwar unermessliches Unglück über Millionen von Menschen gebracht und die politischen Erfolge seiner ungeheuren Opfer hat — wie das bei Gewaltmenschen und Eroberern schon so zu sein pflegt — die Geschichte bereits verwischt. Und doch können wir dem außerordentlichen Manne unser menschliches Mitleid nicht versagen. Napoleon war der Meinung, mit seinen Thaten den Völkern und Fürsten zu nützen, freilich nachdem ganz Europa unter seiner Oberhoheit gelegen wäre. Seine Bekenntnisse lassen wohl manchmal den Diplomaten spüren, öfter aber machen sie den Eindruck von Aufrichtigkeit. Aus seinen Erinnerungen heben wir den Brand von Moskau hervor, wie er ihn seinem Schreiber in die Feder dictiert hatte.

Sonnabend, 24. August 1816.

Man kam auf Moskau zu sprechen, der Kaiser meinte, es wäre für zwei Milliarden kaum wieder aufzubauen. Der Brand Trojas könne nicht schrecklicher gewesen sein, als der Moskauer. „Die hölzernen Häuser, der heftige Wind, keine Spritzen — es war in der That ein Flammenmeer! Nichts war bei Seite geschafft, unser Vorstoß und Einmarsch so rasch erfolgt. Diamanten wurden auf den Toilettentischen der Damen gefunden. Wir erhielten nach einigen Tagen Briefe, in welchen die Damen mittheilten, sie wären vor den Gefahren, die das Eindringen der siegreichen Scharen für sie mit sich gebracht haben würde, entflohen, dass sie ihr Hab und Gut dem Edelmuth des Siegers empfehlen und dass sie in einigen Tagen wiederkommen würden, um ihren Dank auszusprechen. Die Bevölkerung stand dem Complot der Brandstiftung fern, ja sie

lieferte uns 300 bis 400 Verbrecher in die Hände, die den Gefängnissen entflohen, das Feuer angelegt hatten. Wäre Moskau nicht in Brand gesteckt worden, so hätte ich dort Winterquartiere bezogen und der Welt das seltene Schauspiel eines mitten im feindlichen Lande friedlich überwinternden Heeres geboten, wir wären das im Eismeer eingefrorene Schiff gewesen. Ihr hättet in Frankreich mehrere Monate lang keine Nachricht von mir gehabt; aber ihr hättet euch nicht beunruhigt. Cambacérès hätte wie gewöhnlich in meinem Namen die Staatsgeschäfte geführt, alles wäre so gewesen, als wäre ich anwesend. Im Frühjahr wäre dann das Erwachen ein Allgemeines gewesen. Ich wäre dem Feinde entgegengezogen, hätte ihn geschlagen, wäre Herr seines Reiches geworden. Alexander aber, glauben Sie mir sicher, hätte mich bis dahin nicht kommen lassen. Er hätte alle meine Bedingungen angenommen — dann endlich wäre Frankreich seiner selbst froh geworden: wir waren so nahe daran. Armeen habe ich vernichtet, aber gegen Feuer, Eis, gegen den Tod reichen meine Kräfte nicht aus. Das Schicksal war mächtiger als ich — ein Unglück für Frankreich, für Europa!

Wir waren nur noch einige Meilen von Moskau entfernt und um uns her war nichts als eine sich weit bis zu den Vorstädten hinbreitende sandige Ebene, der jede Vegetationsspur fehlte. Mühsam kamen die Colonnen vorwärts, erschöpft von Hunger und Durst: die Verpflegung war auf große Schwierigkeiten gestoßen. Der Schnaps hatte namentlich in den Reihen der jungen Garde, als ein völlig ungewohntes Getränk, Verheerungen angerichtet; man sah die Leute um einige Schritt aus der Colonne heraustreten, taumeln, sich um sich selbst drehen, dann in die Knie sinken, oder sich unwillkürlich niedersetzen. In dieser Stellung blieben sie unbeweglich, starr: so ereilte sie schnell der Tod, ohne dass eine Klage über ihre Lippen kam.

Am 14. September abends hatten wir endlich eine der Vorstädte Moskaus erreicht. Wir hörten, dass die russische Armee bei ihrem Durchmarsch durch die Stadt alle Bürger und Beamten mit sich genommen hatte; nur Leute niederen Standes und Dienstboten wären zurückgeblieben. Als wir am anderen Morgen in die eigentliche Stadt einzogen und uns in den Hauptstraßen umsahen, begegneten wir sozusagen Niemandem; die meisten Häuser standen leer. Was uns erschreckte aber war das Feuer, welches man an verschiedenen entfernteren Stellen der Stadt, wohin unsere Soldaten noch nicht vorgedrungen waren, auflodern sah; so brannte auch der schöne Bazar des Kremlin, welcher einige Ähnlichkeit mit dem Palais Royal in Paris hatte.

Wir waren nach dem, was wir in Klein-Russland gesehen hatten, ganz erstaunt über die Großartigkeit Moskaus, über die Zahl seiner Kirchen und Paläste, über die schönen Façaden der Häuser, den reichen

Schmuck der Mobilien und die vielen Luxusgegenstände in denselben. Die Straßen sind meist breit und gradlinig; alles machte einen harmonischen Eindruck, überall Zeichen des Überflusses und eines blühenden, weitverzweigten Handels.

Wir hatten kaum Besitz von der Stadt ergriffen und hatten kaum mit großer Mühe der Feuersbrunst Einhalt gethan, als diese von neuem, und zwar in noch heftigerer Weise als zuvor ausbrach. Drei Tage und drei Nächte währte der Brand. Vergeblich versuchten unsere Soldaten durch Niederreißen der Häuser dem gefährlichen Element Einhalt zu gebieten, die Flammen züngelten über die Ruinen hinüber, denn es wehte ein starker Wind — das Feuer nahm eine furchtbare Ausdehnung an: es ist kaum möglich, dieses Bild des Schreckens, wie es vor unsern Augen lag, zu schildern. In der Nacht vom 18. zum 19. September hatte die Feuersbrunst ihren Höhepunkt erreicht. Während dieser grauenvollen Nacht sah man ringsum die verschiedenfarbigen Feuergarben bis in die Wolken hinauf züngeln, weithin wie einen Feuerregen die Funken sprühen; es schien, als stünde der ganze Horizont in Flammen, eine unerträgliche Hitze breitete sich weithin aus, mit dem pfeifenden Luftzuge mischten sich gewaltige Detonationen, die von Pulver-, Branntweiu-, Salpeter- und Ölvorräthen herrührten; rothglühende Theile der Blechbedachungen flogen in die Luft; brennende Balken sah man vom Winde weithiu tragen. Die Garde, das Hauptquartier mußten schließlich den Kremlin räumen, es mußte ein Lager in der Nähe eines alten Schlosses Peters des Großen, auf der Straße nach Petersburg gelegen, aufgeschlagen werden. Ich selbst blieb mit einigen Kameraden in einem aus Steinen erbauten Hause, welches isolirt lag, zurück: es lag auf einer kleinen Anhöhe unweit des Kremlin. Ich konnte von meinem Fenster aus alles Detail des großartig schrecklichen Anblicks studieren. Wir hatten unsere Equipagen nach dem Lager geschickt, wir waren auf alles gefaßt, um nicht von den Ereignissen überrascht zu werden.

Die zurückgebliebenen ärmeren Bewohner, durch den Brand von einem Hause ins andere gejagt, stießen laute Klagerufe aus; um nur etwas von ihrer Habe zu retten, liefen sie schwer beladen mit Säcken, Kisten und Kasten daher, oft auch warfen sie alles von sich, um ihr nacktes Leben aus den Flammen zu retten. Die Frauen, ein oder zwei Kinder auf den Schultern, die anderen hinter sich her zerrend, liefen mit hochaufgeschürzten Kleidern, um einen Platz zu finden, der einigen Schutz gegen die Flammen bot; bald mußten sie ihn wieder verlassen, denn das alles verzehrende Feuer kam näher und näher und oft wurde es ihnen unmöglich, dem lodernden Labyrinth zu entkommen. Ich habe Greise gesehen, deren lange Bärte von den Flammen versengt waren, die Ihrigen versuchten sie in kleinen Handwagen vor dem Feuertode zu retten.

Unsere Soldaten, von Hunger und Durst gequält, boten allen Gefahren die Stirn, um in den Kellern brennender Häuser nach Eßwaren, Wein oder Likören zu suchen. Sie liefen pêle-mêle mit den verzweifelten Bewohnern, alles mit sich schleppend, was sie dem beutegierigen Element hatten entreißen können.

Endlich — nach acht oder zehn Tagen — war von der großen, prächtigen Stadt nichts mehr übrig, als ein qualmender Schutthaufen, ausgenommen der Kremlin, die Kirchen und einige massive Häuser. Die Lage der Armee war eine sehr bedenkliche, die Truppen, niedergeschlagen und mürrisch, litten Mangel am Nothwendigsten; inzwischen war nach Beendigung des Brandes das große Hauptquartier in den Kremlin zurückgekehrt, die Garden hatte man in den stehen gebliebenen Kirchen und Häusern untergebracht. Endlich nach langem Suchen wurden unterirdische Mehlmagazine, Wein-, Branntwein-Vorräthe, auch große Mengen eingesalzener Fische und anderer Mundvorrath gefunden. Das frühere Zuwenig wandelte sich in ein Zuviel, Unmäßigkeit trat an Stelle der Entbehrung mit ihren nachtheiligen Folgen — die Disciplin litt. Diese Umstände hätten den schleunigen Abmarsch nach Polen veranlassen sollen, allein wir blieben und Moskau wurde uns zu einem Capua!"

Ein Mitternachtsgespräch mit dem Grafen Leo Tolstoj.

Schon vor zwei Jahren hatte Joseph Lewinsky, der Hofschauspieler, Gelegenheit, den Grafen Tolstoj in Moskau persönlich kennen zu lernen. Bei einem zweiten Besuche in der russischen Krönungsstadt, um die Jahreswende 1897/98, war es ihm vergönnt, diese mehr als interessante Bekanntschaft zu erneuern. Lewinsky berichtet darüber im Januarhefte der „Deutschen Revue" („Das russische Theater und Tolstoj"):

„Tolstoj pflegt in der zweiten Hälfte des December nach Moskau zu kommen, und ich fürchtete schon, ihn nicht zu sehen, da er bei meiner Ankunft noch nicht in der Stadt war. Aber nach wenigen Tagen erschien er und war so überaus gütig, mir durch einen freundlichen Vermittler sagen zu lassen: er wolle mich um Mitternacht empfangen, da er vor ein Uhr nie zu Bette gehe und ich doch nicht früher von der Bühne kommen könne.

Am 22. December nachts führte mich mein liebenswürdiger Vermittler und guter Bekannter des Hauses Tolstoj nach des Grafen Wohnung, die ziemlich weit vom Mittelpunkte gelegen ist. Bei meinem Eintritt

hörte ich im Salon ein Stück auf dem Clavier spielen und blieb, um nicht zu stören, in dem anstoßenden Zimmer neben der Gräfin, welche, sich unwohl fühlend, auf einer Chaiselongue lag. Nach kurzer Zeit endete das Clavierstück, und ich trat in den Salon. Es waren ein paar Leute da, die ich nicht kannte, seine Söhne und seine Tochter, die ab und zu giengen.

Der Graf kam mir sehr freundlich entgegen und reichte mir die Hand. Ich hatte den angenehmen Eindruck, daſs er an meinem Wiedererscheinen Gefallen finde, so gütig war das leise Lächeln, das über sein tief ernstes Antlitz huschte. Frisch und kräftig stand er in seinem dunkeln Bauernkleid vor mir. Unter dem ersten Eindruck erschienen mir seine Züge ernster, strenger als vor zwei Jahren.

Er fragte freundlich nach meiner Thätigkeit in Moskau, lobte mein Repertoire, und indem ich von dem literarischen Inhalt desselben sprach, kamen wir auf die Literatur unserer Tage. Er bemerkte: „Hauptmann ist wohl der bedeutendste. Ich finde aber manche Mittel im Hannele unkünstlerisch. Das Beste, was er geleistet hat, scheinen mir die Weber, auch das angefochtene Ende ganz richtig."

Im Tolstoj'schen Sinne liegt eine hervorragende Bedeutung von Hauptmanns genannten Stücken darin, daſs sie aus dem Gefühl des Mitleids entsprossen sind und uns von dieser Seite her ergreifen. Unter den Bemerkungen, die er über Hauptmann noch hinwarf, war die bezeichnendste: „Die versunkene Glocke verstehe ich nicht." Ehe es aber zur Aussprache darüber kommen konnte, machte er einen Seitensprung mit der Frage: „Was halten Sie von Victor Hugo?"

Ich erwiderte: „Seine Gesinnung scheint mir weit höher als sein dichterisches Talent — denn er spricht selten anders als in tönenden Phrasen, aber er hat ein großes Herz für die Menschheit, insonderheit für sein Vaterland."

Er stimmte dieser Ansicht bei. Die mir knapp zugemessene Zeit nöthigte mich, so rasch als möglich auf eine Frage zurückzukommen, welche ich vor zwei Jahren an ihn gestellt, die in den Worten bestand: „Wie stellen Sie sich das Verhältnis der Kunst zum Volke vor?" Ich hatte damals diese Frage gestellt, weil ich durch mehrere seiner Urtheile tief betroffen war, welche hervorragenden Meisterwerken ein richtiges Verhältnis zum Publicum absprachen. Er äußerte: „Unter allen Dichtern haben doch nur die Griechen das Höchste im Drama erreicht. Ich schätze selbst Shakespeare nicht so hoch. Er spricht mir nicht unmittelbar genug zum Volke."

Im weiteren Verlaufe der Unterredung erklärte Tolstoj:

„Die Kunst soll religiös sein, nicht aber im Sinne der Kirche, sondern human. Jeder soll einen großen Gegenstand verstehen können.

Die schönsten und größten Stoffe sind in der Bibel. Die Griechen kamen eben durch ihre religiöse Anschauung der Aufgabe der Bühne am nächsten. Das Mittelalter hat eine andere, eine kirchliche Anschauung — unsere Zeit aber muss eine humane haben. Shakespeare ist ein Heide, ganz objectiv, und die Clowns (?) sind widerlich."

Ich theilte dem Grafen mit, dass ich seither alle seine Werke, die mir zugänglich sind, gelesen habe, und bekannte ihm, wie tief dankbar ich mich fühle für die Erleuchtung, die er mir durch seine beiden Hauptwerke gebracht hat.

Seine beiden Bücher „Worin besteht mein Glaube?" und „Das Reich Gottes ist in euch" haben ja wohl Tausenden wie mir eine Klarheit über den Sinn der christlichen Lehre gespendet, die wir vor ihm nicht besessen haben. Auch ich war über David Strauß nicht hinausgekommen und glaubte, hierüber aufgeklärt zu sein, bis ich an Tolstoj kam und durch ihn ein ganz neues Verständnis erwarb. Er darf wohl in Anspruch nehmen, was er sich selbst zugute schreibt: ein neuer Entdecker des Christenthums zu sein; und man darf ohne Übertreibung die That seines Lebens eine apostolische nennen. In der Besprechung dieses hohen Gegenstandes schien er mir strenger, in seiner Überzeugung felsenfest. Jede Äußerung, die er von seinem Standpunkte im Hinblick auf das gegenwärtige Treiben der Welt thut, ist frei von jeder Rücksicht. Als zum Beispiel das Wort „Patriotismus" fiel, sagte er mir mit unbeengter Offenheit:

„Ich habe gar keinen Patriotismus. Es ist mir ganz gleichgiltig, was aus Russland oder aus irgend einem andern Reiche wird. Das hat keine Bedeutung für das Ziel der Menschheit in meinem Sinne. Die kleinen Staaten sind glücklicher. Holland thut sich in neuerer Zeit hervor. Sechs Pfarrer haben da bereits in meinem Sinne über den Militarismus von der Kanzel herab gesprochen. Ein Christ kann kein Soldat sein. Der Patriotismus ist ein Hindernis auf diesem Wege. In Freiburg war ein Socialistencongress, und man schlug vor, einen allgemeinen Streik zu veranstalten bezüglich des Waffendienstes. Da stand Bebel auf und erklärte, die Deutschen könnten das nicht, weil sodann die Franzosen über Deutschland herfallen würden, um Elsass-Lothringen wieder zu gewinnen. Das sind nicht die Wege, zum Glück der Menschheit zu kommen. Ich verglich neulich China mit einem Pferde, das aus vielen Wunden blutet. Eine Zeitlang scheute sich jeder, das Thier anzurühren. Da kommt ein Hund, der durch die Wunden gelockt wird, und fällt es an. Alsbald kommen die andern Hunde alle, und da sie das sehen, stürzen sie sich auf das blutende Thier, um ihm auch ein Stück aus dem Leibe zu reißen."

„Aber, Herr Graf", erwiderte ich, „eben diese Führung der Menschen gibt mir im Hinblick auf Ihre Lehre viel zu denken über die

Erziehung des Menschengeschlechts. Wohl bin ich von der unzweifelhaften Richtigkeit Ihrer Bibelerklärung, Ihrer Anschauung über die Wesenheit des menschlichen Heiles und über den Weg dahin völlig überzeugt worden, aber ich fürchte, dass nur einzelnen, sittlich stark Begabten es möglich sein kann, diesen Weg so geradeaus aus eigenen Kräften zu verfolgen, um zum Heile zu kommen. Der Militarismus in seinen Anfängen und seiner furchtbaren Entwicklung, die Unterdrückung und Verfälschung des Geistes durch die Kirche, der Patriotismus in seinem verworrenen, schädigenden Treiben, das gar selten die Liebe zur Heimat zum Grunde hat, sind mir nur die Erweise der Beschränktheit und Schlechtheit der Menschen. Ich muss es daher im Hinblick auf die unendlich langsam errungenen, oft unterbrochenen geistigen und sittlichen Fortschritte, als die tiefe Absicht eines uns Unbekannten, Namenlosen, ob wir Blinden ihm den Namen „Gott" oder „Weltgesetz" beilegen, ansehen, dass die Menschheit, durch diese ihre Beschränktheit und Schlechtheit in namenlose Leiden gestürzt, nur eben dadurch zeitweilig zur Besinnung kommt, um in dieser Besinnung wieder einen kleinen Schritt vorwärts geführt zu werden. Wir sehen ja, in die Geschichte rückblickend, dass die Menschheit jedes bescheidenste Maß freien, ruhigen Selbstbesitzes durch Ströme von Blut erkaufen musste. Ich habe keinen Zweifel über die Richtigkeit des Zieles, das Sie uns weisen, aber die Weltordnung scheint bei der schlecht gearteten Natur der Menschen einen dornenvollen, unendlich langen Weg wählen zu müssen, sie zum Heile zu leiten, wenn sie es anders jemals erreichen. Ich traue den Menschen nicht zu, es erreichen zu können auf geradem Wege durch eigene Kraft."

Er darauf in festem, entschiedenem Tone der Überzeugung: „Der Mensch ist nicht schlecht. Das ist die That der Kirche, die den Menschen eingeredet hat, sie seien schlecht, sie seien in der Sünde geboren, damit die Kirche die Rolle des unentbehrlichen Vermittlers und Besseres spielen kann — damit bei ihr allein die Hilfe gesucht werde. Der Mensch braucht diesen Vermittler nicht, um zu seinem Gott zu kommen, er muss und kann das aus sich selber. Unter diesem Vermittler hat sich unsere Lebensweise bis zu solchem Grade von der Lehre Christi entfernt."

Es war ein Uhr nachts geworden, seine Schlafenszeit war da, und ich musste Abschied nehmen. Ich vermag es nicht, den Eindruck der persönlichen Macht und Überzeugung zu schildern, die aus diesem erhabenen Menschen spricht, aber ich hege das sichere Gefühl in mir: Ein solches Gepräge haben nur jene Auserwählten, die bestimmt sind, auf Jahrhunderte hinaus zu wirken, wenn auch Millionen finsterer Geister bestrebt sind, ihr Wirken zu hemmen, es zu verhöhnen, zu verleumden und mit allen Waffen der Hölle zu vernichten."

So weit Lewinsky. — Wir wollen hier nicht erörtern, inwiefern Tolstoj recht hat. Auch dieser bedeutende Mann kann dem Irrthum unterworfen sein. Groß an ihm aber ist seine Liebe zur Menschheit und die wahre Heldenhaftigkeit, mit der er in Wort und Leben für seine Weltanschauung eintritt.

Die Seele und das Glück.

Armseelchen kauert an der Brück',
Es wartet und wartet auf das Glück.

Da kommt ein altes Weib heran
Und lächelt und deutet die Zeile hinan:

„Lieb' Seelchen, hörst du den himmlischen Klang,
Die Harfen, die Pfeifen, den Elfengesang?

„Lieb' Seelchen, nun hebe der Augen Blick,
Nun hebe die Arme entgegen dem Glück! . . ."

Armseelchen, es starret mit Aug' und Ohr
Dem Glücke entgegen, die Giebel empor.

Nun wehet ein Brausen voll Stärke heran,
Es wirbelt das Seelchen aus seiner Bahn.

Das will sich erfassen, es sucht eine Hand,
Es hascht nach der Göttin gold'nem Gewand.

Es findet nicht Halt, ihm entgleitet der Saum,
Es taumelt zu Boden, es schrickt aus dem Traum.

Es richtet sich auf, es wanket zurück — —
Verklingend im Klang noch . . . Und das war das Glück . . .!

Hermann Hango.

Bornierte Menschen.

„Alles Gute kommt von oben." Die Genesis dieses alten Ausspruches ist mir unbekannt, aber, dass er oft im Leben angewandt wird, speciell dann, wenn man ihn als Entschuldigung anführen will für bornierte Menschen, die ob ihres Mangels an geistiger Befähigung füglich nicht zur Verantwortung gezogen werden können, das habe ich während einer langen Lebenslaufbahn oft zu erproben Gelegenheit gehabt. „Borniert" ist das Beschönigungswort für „dumm"; mit dem Mäntelchen umhüllt klingt es weniger hart und besagt doch dasselbe. Wir Deutsche aber lieben es nun einmal so, soweit die deutsche Zunge reicht, für alle Mängel, die wir bezeichnen wollen, ein fremdes Aushängeschild hervorzuholen. In

Wien gibt es einen Platz, der sich „Neuer Markt“ schreibt und den alle Welt „Mehlmarkt“ nennt, allerdings nicht ohne Begründung, da seit undenklichen Zeiten, bereits vor achthundert Jahren, dort Mehl verkauft wurde. Von diesem Platz nun sagt man im Volksmunde: „Mehlmarkt heißt er und Neuer Markt schreibt er sich.“

Genau so geht es uns mit vielen Dingen, die wir in fremdländische Beschönigung drapieren wollen. So z. B. sagt man „borniert Menschen“ für Dummköpfe, „genieren“ anstatt schämen, „affectiert“ anstatt unnatürlich, „blasiert“ anstatt frühreif u. s. w. Daſs es für Leute, die von der Natur mit einer raschen Auffassungsgabe ausgestattet worden sind, die rasch denken und leicht erfassen, folglich auch naturgemäß die Attribute aller geistig entwickelten Personen, Lebhaftigkeit und Ungeduld besitzen, kaum eine ärgere Qual gibt, als mit geistig Lahmgelegten in stetem Verkehr zu stehen, liegt in der Natur der Sache. Dummheit paart sich stets mit Eigensinn und Widerspruchsgeist, den beiden einzigen Waffen, durch welche die Dummen selbst die Klügsten aus dem Sattel werfen, weil an denselben eben jede gesunde, normale, logische Schlussfolgerung zerschellt und man waffenlos ist gegen die kleinlichen Nadelstiche bornierter Seelen, vielleicht auch ungerecht wird, weil man mit rascher erfassendem Verstande dem geistig Schwachen Schlussfolgerungen und Consequenzen imputiert, zu denen sein Denkvermögen gar nicht ausreicht. „Alles Gute kommt von oben“ sagen wir, oder wir nennen es Naturanlage, was so ziemlich gleichbedeutend ist. Man kann also den minder Begabten, im Grunde genommen, für das Minus, mit welchem Mutter Natur ihn bedachte, auch nicht zur Verantwortung ziehen, ihm keinen Vorwurf daraus machen, und daſs man sich dazu hinreißen läſst, es doch zu thun, das ist eben der Tadel, welchen die geistig Begabten sehr oft an sich selbst zu machen haben. Ein mitleidiges Achselzucken, der Gedanke, jede Polemik sei nutzlos, weil der oder die Betreffende es ja doch um so besser versteht, das würde dem Klugen manchen Ärger, dem Dummen manche Kränkung ersparen. Wer aber nicht Fischblut in den Adern hat, wer von übersprudelnden Gedanken immer vorwärts gedrängt wird, dem ist es schwer, sich in die mangelhafte geistige Entwicklung anderer und in die aus derselben hervorgehende halsstarrige oder streitsüchtige Eigenart hinein zu denken. Man glaubt, durch Vorstellungen, durch Logik, durch klare Auseinandersetzungen den anderen überzeugen zu können, und vergisst dabei, daſs der Dumme sich nie überzeugen läſst, weil seine große Waffe in der Annahme besteht, daſs er stets im Rechte sei, daſs ihm nur Unrecht geschehe und er nie nach Gebür und Verdienst anerkannt und gewürdigt werde. Eigentlich sind dumme Leute beneidenswerte Menschen, einerseits, weil sie stets von dem eigenen „Ich“ begeistert sind und nichts so reizend finden als sich selbst, dann auch, weil ihr Gesichtskreis ein

viel zu enger ist, um sich durch tausend Vorstellungen und Gedanken peinigen zu lassen, die dem Denkenden die Ruhe stören, den Schlaf rauben. Dumme Menschen sind immer empfindlich, haben immer das letzte Wort und bilden sich immer ein, im Rechte zu sein! Merkwürdigerweise sind aber selbst die Dümmsten immer schlau, wenn es sich um den eigenen Vortheil handelt, den sie stets zu wahren wissen. Dummheit und Berechnung gehen sehr gut Hand in Hand. Um das „Epitheton" dumm zu verdienen, ist es auch nicht absolut nothwendig, unwissend zu sein. Es kann sogar Leute geben, die recht viel gelernt haben und doch keinen natürlichen Verstand, keine entwickelten Geistesgaben besitzen. In der Regel versteht der Dumme auch keinen Scherz und nicht umsonst besteht das alte Vierzeil:

Der Scherz ist eine Blume,
Mithin ein Schmuck der Welt,
Drum schmähet ihn der Dumme,
Dem nur das Heu gefällt!

Dumm zu sein ist aber doch ein Unglück, ein Unglück, das die Natur über einzelne Menschen verhängt, für das man diese nicht zur Verantwortung ziehen kann. Es ist ein Unglück für die von der Dummheit Behafteten, ein weit größeres noch für die Umgebung, für jene, die von Dummen herangebildet werden sollen oder ihnen untergeben sind, ebensosehr wie für die über ihnen Stehenden, die in täglichem geschäftlichem oder häuslichem Verkehr mit ihnen zu thun haben. Ich kenne viele, welche behaupten, es sei leichter, mit einem schlechten, als mit einem dummen Wesen zu leben! Dieser Ausspruch erscheint mir ungerecht, denn eben weil der Dumme das Mitleid des Begabten erregt, kann er ihn doch leichter ertragen als denjenigen, welchen er im Charakter schlecht finden muss, wenn auch noch so geistig entwickelt. Gegen die Dummheit ist kein Kraut gewachsen, das steht fest. Damit sie aber erträglich werde und sich wenigstens der Außenwelt gegenüber einigermaßen maskiere, muss sie sich mit gewissen gesellschaftlichen Formen paaren, die, wenn auch nicht darüber hinwegtäuschen, doch im Moment blenden, müssen Eigensinn und Widerspruchsgeist in dem Kinde von ganz klein auf mit unerbittlicher Strenge gebrochen werden. Jener dumme Mensch, welcher es gelernt hat, im rechten Moment zu schweigen, sich weder in Widerspruch noch in Polemik einzulassen, hat schon die erste Stufe der Verstandesleiter erklommen und wird dadurch wenigstens erträglich. Man soll folglich bei geistig minder begabten Kindern erst recht darauf sehen, Widerspruch und Eigensinn zu brechen, um sie in ihrem weiteren Lebenslauf davor zu schützen, durch die Unarten und Ungezogenheiten ihres Temperamentes, welches sich nicht von dem Verstande beherrschen läßt, ihre Umgebung und last not least auch sich selbst unglücklich zu machen. „Ich habe gedacht", „ich habe gemeint", „ich habe geglaubt", „ich habe

gewollt", das sind die ewigen Entschuldigungsphrasen dieser Geisteskrüppel, mit denen sie normal veranlagte Menschen zur Verzweiflung bringen, weil diese wissen, dass ihr Denken und Glauben immer blöd sein muss, zum Theil unverschuldeterweise, denn das Manco an geistiger Kraft ist nicht ihre Schuld, wohl aber das Plus an unerträglicher Streitsucht und Rechthaberei, welches mit dem ganzen zu Gebote stehenden Arsenal von Kinderstrafmitteln, mit Güte und Strenge rücksichtslos gebrochen werden muss, solange die Kinder noch klein sind. Das zu verstehen ist Sache der Mutter, die sich auch über die geistige Befähigung ihres Kindes klar werden muss, um zu wissen, wie viel oder wie wenig es von demselben fordern darf.

Max v. Weißenthurn.

Ein Flug über das Bereich der Südbahn.[1]

Heil euch, Wanderer! Es hebt eine schöne Fahrt an.

Sie geht über die Ostalpen gegen das Land, wo die Citronen blühen und die blauen Wässer dämmern unter der Sonne Homers. Welch ein vielgestaltiger, wundersamer Weg! — Wir reisen auf der schönsten und ältesten unserer Alpenbahnen. Sie erstreckt sich in ihren Hauptlinien und zahlreichen Seitenarmen über zwei Königreiche, vier Herzogthümer und drei Grafschaften. Das Dampfross der Südbahn bläst heute seine Rauchwolken empor in die Masten der Weltumsegler und pfeift morgen um die Wette mit den Gemsen des Hochgebirges. Heute spiegelt es sich in den weichen Wässern des Plattensees, morgen löscht es seinen Durst mit Gletscherwasser. Wenn im Ostende der Südbahn, das ist dort, wo das magyarische Paris an der Donau liegt, die Sonne aufgeht, leuchten im Westende über den Thürmen von Bozen und Innsbruck noch die letzten Sterne der Nacht.

Damit ist das weite und mannigfaltige Bereich angedeutet, über das wir nun einen flüchtigen Schwalbenflug unternehmen wollen.

Mählich versinkt die schlanke Nadel des Stefansthurmes im Dunstmeere Wiens. Von dieser gewaltigen Stadt aus zieht sich eine meilenlange Kette blühender Ortschaften und Städte, über denen freilich noch hunderte von Fabrikschloten ihre rußigen Schleier spinnen. Aber schon hebt sich die Idylle der goldig grünen Weinberge von Gumpoldskirchen und Vöslau, und hinter den Kiefernwäldern des Steinfeldes blauen die Rücken des Wienerwaldes und die Höhen des Schneeberges. Die Alpen sind da. — Das erste Prachtstück der Südbahn, das Semmeringgebiet, wird durch Schlangenwindungen fast schmeichelnd erobert, unversehens

[1] Aus dem neuen Südbahnbuche. (Brünn. Rohrers Verlag.)

kommen wir hinan in die Hänge der Felsen, zu den blumendurchdufteten, vogelsangumklungenen Almen und zu dem eigenartig schönen Sommer- und Winterfrischcurort, wie ihn in solcher Nähe nur unser Wien und keine andere Hauptstadt der Welt aufzuweisen hat.

Der höchste und der längste Semmeringtunnel ist das Thor zur grünen Steiermark. Über thaufrische Matten des Hochthales rollt es glatt dahin an den Ufern der Fröschnitz, der Mürz, der Mur, zwischen schattigen Waldbergen und den rosig leuchtenden Almkuppen. Die Ortschaften in weißen Mauern blinkend, die Einzelnhöfe zumeist aus Holz mit steilen Bretterdächern, weißen Rauchfängen und malerisch durchbrochenen Söllern. Auf Hügeln graue Burgruinen, im Thale Eisenwerke und andere Fabriken, deren elektrische Lichter in der Nacht den reisenden, solchen Glanzes ungewohnten Wiener fast erschrecken. Endlich im weiten Hügelkranz das frei hingebreitete Graz mit seinem Wahrzeichen, dem Schlossberg.

Weiter südlich die kornreichen Ebenen der mittleren Steiermark, die Obst- und Weingärten der Windischen Büheln. Wir überbrücken die Drau, den größten Fluss des Landes, aus dem uns schon graues Gletscherwasser grüßt. Hinter dem malerischen Thalkessel von Cilli das thermenreiche Sannthal, die Schluchten der Save. Vom Radgebrause der Industrie ist im Lande der Wenden nicht viel zu hören. Die Landhöfe sind kleiner als in deutschen Gegenden, zumeist gemauert, mit Stroh gedeckt und hocken bisweilen etwas kümmerlich da, unter Obstbäumen. Gerne schmückt so ein Hänschen seine Außenseite mit den goldgelben Kukuruzzapfen und mit kanarifarbigen Riesenkürbissen. Von Berghöhen schimmern weiße Wallfahrtskirchen weit in die Gegend hinaus, denn die Wenden lieben es, ihrem Gott bis zu den Bergspitzen entgegen zu kommen.

Über das Laibachermoor, auf welches die lichten Wände der Steineralpen herabgrüßen zur krainischen Hauptstadt, führen die Schienen zwischen herrlichem Tannenbestande hinan in die Steinwüsten des Karst — unserem staunenden Auge eine neue Welt. Und nach kaum zwölfstündiger Fahrt von der Donaustadt her, taucht der Eisenbahnzug an Miramare, dem betrübten vorbei, nieder zu den Wellen des adriatischen Meeres. Weichen wir von dieser Hauptstrecke bei Nabresina nach Westen hin ab, so geht's an dem balsamathmenden Görz vorüber in das Seiden- und Weinland Italien. Biegen wir bei Divacca gegen Süden ab, so rollt es über das Gebiet der Höhlen und unterirdischen Wässer dahin bis in die Marinestadt Pola an der südlichen Spitze von Istrien. Und rollen wir bei St. Peter am Karst auf den Eisenschienen gegen Süden, so ist das eine Fahrt schnurgerade in den Orient hinein. Nicht viel mehr als eine Stunde dieser Fahrt und man steigt nieder, wie etwa in Samaria

an den Strand des mittelländischen Meeres. Da spielen die bewaldeten Hinterberge wie der Libanon; der Karstboden mit den kümmerlichen Ölbäumen, Lorbeerbüschen, Palmen und dem morgenländischen Bau der Dörfer und Steinhütten erinnert thatsächlich an das Heilige Land. Wir sind am Quarnero, im Paradiese von Abbazia!

Das ist nun die Strecke von Wien bis zum adriatischen Meere. Wir könnten von ihr mehrmals nach links ablenken, so bei Wr.-Neustadt und Pragerhof nach Ungarn und bei Steinbrück nach Croatien. Gewiß auch Wege mit vielen Merkwürdigkeiten, allein sie würden uns zusehr abseits führen von unserem Hauptziele, den deutschen Alpen. Die armseligen Lemhütten der Puszta, sowie die stolzen Paläste von Budapest würden uns mit ihren schönen Ungarinnen allzuleicht aus jener einheitlichen Stimmung bringen, die wir uns für die lieben Hochländer zu bewahren haben. Also setzen wir beiläufig in der Mitte der Hauptlinie ein und fahren von Marburg draunaufwärts ins Hochgebirge.

Zur Rechten haben wir noch die Weinberge, zur Linken die finsteren Waldhänge des Bachergebirges. Hinter der Grenze Kärntens tauchen die kahlen Felsberge der Karawanken auf und bei Klagenfurt erscheint das Prunkstückchen dieses Landes — der langgestreckte Wörthersee mit seiner Villenstadt. Hinter dem freundlich gelegenen Villach nordwärts nahen wir der Tauernwelt in Sehweite, überbrücken die graue Möll, die herab von den Eisfeldern des Großglockners kommt, und biegen ein in das Tirolerland. Die Landschaft Kärntens weist wenig Fabriken, umsomehr Schlösser und Ruinen. Die Bauernhäuser, vielfach noch aus Holz, mit halbspeilem, an den Firstenden abgeschopftem Bretterdache, dem steirischen Gehöfte ähnlich. In Oberkärnten die Berge wuchtig und steil, bis hoch hinauf von Häusern und Hütten bestanden. Die Bauernwälder durch das landesübliche Schnaideln arg gelichtet. Die Hänge und Schluchten reich an Wasserfällen.

Am Fuße der ersten Dolomiten fahren wir ins einzige Tirol hinein. Die Lienzerschlucht führt uns stets der wildstürzenden Drau entlang auf die sanften grünen Böden des Pusterthales, wo selbst die Thalsohle in hoher Alpenregion gelegen ist. Im Norden die großen einfachen Linien des Urgebirges, im Süden die berückenden Kalkgebilde der Dolomiten, an deren schauerlichem Thore das gastliche Toblach ruht. Überall baumlose Dörfer. Die Häuser stattlich, zumeist aus Stein, weiß getüncht, ein bis zwei Stock hoch, mit langen Fensterreihen. Die Schindeldächer nach Schweizerart flach, mit rohen Steinen beschwert, geziert mit dem hölzernen Glockenthürmchen, in dem das Glöcklein zum Beten und Essen läutet. Kein Fabrikesschlot trübt die Bergluft in dem Lande Tirol, hingegen zeigen unzählige Kirchthurmspitzen zum Himmel empor. Keine Häusergruppe, an der nicht eine Kapelle stünde. An den Straßen

stehen heilige Standbilder und Martertafeln, auf Feldwegen hohe, roth-angestrichene Schutzkreuze gegen böse Wetter und andere Höllenmächte. Auf dem Plane weiden friedlich braun- und weißgefleckte Rinder. Lebendige klare Wässer überall, und hinter grünen Waldbergen leuchten graue Felsen oder weiße Gletscher herüber. — So sieht es in Tirol aus, besonders im Pusterthale bis dorthin, wo die Eisenbahn durch Tunnels und über Brücken einbiegt in die düster gebettete Station Franzensfeste.

Wir sind hier zur dritten Hauptstrecke der Südbahn gelangt, die von der Grenze des Deutschen Reiches bis zur Grenze von Italien zieht. Wir nehmen gleich die südliche Strecke, am schäumenden Eisack entlang, kommen sehr bald in die historischen Gelände der Bischofsstadt Brixen und durch unwirtlich dämmernde Schluchten zwischen dem Ritten- und dem Schlerngebiet hinaus in ein Thal, wo man hell jauchzen muss vor Entzücken. — Es grünt der Lorbeer, es fächelt die Palme, es reift köstlicher Wein. Im Spiegel der Etsch zittert der glühende Rosengarten, über die Gefilde Merans hernieder leuchten die winterlichen Passeierberge Andreas Hofers. Es ist das unvergleichliche Thal von Bozen. Weiter an der Etsch hinab bleibt die Gegend noch hoch alpin, allein in den mit rohen Steinwällen eingefriedeten Gärten gedeihen üppig hesperische Früchte; es kommen die castellartigen Dörfer mit ihren ebenen Dächern und massigen Campanilen, und in welscher Sprache voll weicher Grazie grüßt uns der sonnengebräunte Italiener. Bei Ala übergibt die Südbahn den Weiterreisenden dem Königreiche Humberts, und wenn das an einem frühen Sommermorgen ist, kann er einziehen zu den Thoren Roms, bevor die Sonne sinkt.

Nein doch, anstatt einmal hinaus, wollen wir zweimal herein in die lieben Alpen, die heimtraut bald für jeden sind, und käme er auch aus hohem Norden oder aus fernem Westen. — Also der Weg von Deutschland her.

Bald hinter München schon frischt sich des Fremdlings Herz, wenn sachte die blaue Zackenkette auftaucht im Süden und im Westen und im Osten. Auf einmal ist er im Kranz der Berge. Die Festung Kufstein am Fuße des Kaisergebirges bietet ihm das erste entzückende Bild der österreichischen Alpen. Hier gleitet er nach einer nicht besonders schmerzhaften Zollrevision dem Inn entlang, schon im Bereich der Südbahn, die sofort beginnt, ihrer Berge Herrlichkeit zu entfalten. Aus den Zillerthaleralpen her leuchten dem Fremden die ersten Gletscher zu. Und zur anderen Seite, ganz nahe, oben zwischen dem Felsgebirge, durch einige Sprünge der Zahnradbahn leicht zu erreichen, dämmert der poesieumwobene Achensee. Dann entwickelt sich das großartige Landschaftsbild von Innsbruck, dessen Lage nicht ihresgleichen hat. Der Reisende mache hier das Buch zu und die Augen auf.

Sofort hinter der Hauptstadt Tirols, am Fuße des glorreichen Berges Isel, muss der Reisende dem gewaltigen Gesammtbilde entsagen. Er wird entschädigt durch das Wandelpanorama der Brennerbahn, das mit jeder Minute einen anderen Berg, ein neues Hochthal oder einen reizenden Aufenthaltsort zeigt. In dem Baustile der Häuser glaubt der fremde Gast bereits italienischen Einfluss zu verspüren und mit gehobener Stimmung blickt er hin auf die glatte, sich durch Schluchten und über Matten schlängelnde Reichsstraße, wo einst Goethe gewandert ist gen die classische Welt im Süden, merkwürdigerweise, ohne die Schönheit der Alpen gesehen zu haben. Die Offenbarung dieser Schönheit hat des Himmels Gnade zur Erquickung dem gehetzten Menschen von heute aufgespart. — Endlich ist es still geworden, die Wässer rauschen nimmer, die Maschine pfaucht nimmer, ganz eben rollt der Zug dahin im hohen, grünen Wiesenthale. Wir sind auf der Höhe des Brenners. Die Locomotive thut einen frischen Trunk aus dem Bergquell und dann jodelt sie einmal einen klingenden Almer. Der Reisende steigt aus und schlürft Luft, frische, prickelnde Alpenluft, die berauschend ist, wie in Eis gekühlter Sect — wenn man das profane Gleichnis verzeihen kann. An den Berghängen, wo einzelne Hütten kleben, singen und jauchzen junge Kehlen. Die Bergfreude ist so groß, nicht zu sagen, darum muss man sie singen.

Südwärts hinab grüßen uns zur Rechten plötzlich — fast erschreckend nahe — die Gletscher des Stubaiergebirges. Von den Sommerfrischstätten Gossensass und Sterzing aus thun sich nach allen Seiten die Thore auf in das Hochheiligthum der Alpenwelt, wir sind im Herzen von Tirol. Wie drüben auf dem Berge Isel, so haben in den deutschen Freiheitskriegen auch hier auf dem Sterzingermoos siegreiche Kämpfe gegen die Franzosenherrschaft stattgefunden. In den nahen Eisackschluchten, gegen Franzensfeste hinaus, ist die Stelle, wo der Tirolerheld Peter Mayr, der Wirt an der Mahr, sein grauenhaftes Werk vollführt hat. Landes- und Sagenkundige zeigen den Berghang, wo dieser Bauernführer eine Lawine schichten und dann niedergehen ließ auf den ins Land ziehenden Feind, wobei an fünfzehnhundert Franzosen zugrunde gegangen sein sollen. Aber nicht bloß hier im geographischen Centrum des Landes stoßen wir auf Erinnerungen an die Tiroler Freiheitskämpfe, auch draußen an den Grenzen und Pässen stehen die Gedenksäulen, erzählend von der Größe dieses armen Bauern- und Hirtenvolkes in jenem beispiellosen Streite.

Hinter den Eisackschluchten gelangt der Reisende aus dem Norden nach Franzensfeste, wo er die Südbahnstrecke durch das Pusterthal oder die gegen das Etschland wählt, um überall zu finden, dass alle Beschreibung die Naturschönheit dieser Länder auch nicht annähernd wiederzuspiegeln vermag. Um wie weniger kann meine flüchtige Übersicht einen

eigentlichen Begriff geben, sie soll ja nur zur kurzen Orientierung dienen in der landschaftlichen Welt unserer Südbahn.

Unzähligemale bin ich diese Strecken schon gefahren und nie noch hab' ich mich eigentlich satt schauen können, selbst an dem, was man aus den Wagenfenstern sieht. Dann erst das Hinterland! Die unzähligen Ausflüge, die von den Bahnhöfen aus sich bieten, die Erschließungen ungeahnter Naturschönheiten und eines noch ursprünglichen Volksthums. Dieses Volksthum stellt sich durchaus nicht an den Hauptstraßen zur Parade auf, da ist alles verwischt und verweltlicht; es hat sich zurückgezogen in die langen Seitenthäler, in die halbverlorenen Enggräben, in die Walddörfer und auf die Almen. Höfe, die so weit hinten und so hoch oben liegen, dass ein Sonntags-Kirchgang von ihnen aus eine Tagreise bedeutet, hüten noch Schätze eines großen heiligen Volksthums. Dort sehen wir mit Staunen, wie altgestammt unsere Älpler sind. Wie altgestammt und wie festhältig, wie tapfer und wie fröhlich, wie derb anfassend und wie mild gesinnt, wie entzückend heidnisch und wie rührend christlich zugleich!

Die Südbahn durchzieht vier große Völkerschaften und ungezählte kleine. Ich will bloß den deutschen Bewohnern noch einen Blick zuwenden, und von diesen wieder nur jenem Theile, der im Kernpunkte unserer Runde steht: in Steiermark, Kärnten und Tirol.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse sind sich durch das ganze Alpengebiet ähnlich: Feldwirtschaft, Waldcultur, Bergbau, Viehzucht, Wein- und Obstbau, Gewerbe. In Steiermark hat die Großindustrie schon Boden gefasst, in Tirol herrscht noch das Kleingewerbe. In Steiermark überwiegt der Feld- und Obstbau, in Tirol die Viehzucht; Kärnten steht so ziemlich im Gleichgewichte zwischen beiden. Die Holzcultur blüht in der verkehrsstraßenreicheren Steiermark am meisten; die entlegenen Waldungen des Hochgebirges können kaum entsprechend ausgenützt werden. Die Berge sind auswendig in Tirol schöner, inwendig in Steiermark wertvoller. Hier das weltberühmte Eisen! — Die Häuserart haben wir schon gesehen. Der tirolische Bauer wohnt im ganzen schöner und würdiger, als seine östlichen und südlichen Nachbarn. In Bezug auf die Tracht geht die lederne Kniehose, die Lodenjacke, der Brustfleck, der gefederte Hut und der Bundschuh von Semmering bis an den Ortler, an Form und Farbe natürlich verschiedenartig. Der Etschthaler mit der rothausgeschlagenen Jacke, dem mächtigen weitkrempigen Filzhut und dem breiten, zierlich gesteppten Ledergurt sieht ganz anders aus, als etwa der Ennsthaler in dem leichten Grünhütel, der grünausgebrämten Lodenjacke und der weißen Gattie am Knie, wo die schwarze Hirschlederne und die dunkelgrünen Wadenstrümpfe sich treffen. Die nackten Knie und der Gemsbart sind nicht überall daheim, wie es Volkssänger und Salontiroler glauben

machen wollen. Am wenigsten auffallend schließt sich der alpinen Tracht der Kärntner an, der überhaupt vielfach seine eigenen Wege geht. Nach meiner Wahrnehmung bleiben in Steiermark und Tirol lieber die Männer, in Kärnten (siehe z. B. das Gailthal) die Weiber der alten Tracht treu.

Den Tirolerinnen könnte man ob ihrer Tracht allzugroße Eitelkeit nicht zum Vorwurfe machen, besonders denen nicht, die sich mit einem brettsteifen Fischbeinleibel den Busen verkümmern, wie man das im Pusterthale sehen kann. Diese Vorkehrung soll, wie der Herr Pfarrer meint, thatsächlich die reine Magdlichkeit bewahren. Na, dann ist's ja gut. Aber freilich noch lange nicht schön. Dass in Tirol das junge Menschengeschlecht noch nicht so aus trüben Nebenquellen sprießt, sondern aus der Hauptquelle, der Ehe, das ist auch was wert.

Die Mundarten der drei Länder sind gerade so ähnlich, dass sie z. B. der Norddeutsche kaum von einander unterscheiden kann, und gerade so verschieden, dass ein steirischer Waldbauer und ein tirolischer Almer einander nicht verstehen. Die steirische Mundart ist weich, geschliffen möchte ich sagen, die tirolische hart und eckig. Zwischen dem steirischen „Diandl" und dem tirolischen „Dirndl" steht das kärntnerische „Diandle". Die steirischen „Büabla" haben die kärntnerischen „Diandlan" gern, aber der tirolische „geweihte Buar" jagt sie auseinander.

Der Grundzug des Charakters ist beim deutschen Älpler Altständigkeit, Bedachtsamkeit und gelassener Frohsinn. Beim Steirer schlägt eine gewisse leichtlebige Gemüthlichkeit vor, dann eine Art von Gleichgiltigkeit und Unentschlossenheit, die trotzdem nicht immer frei von Eigensinn ist. Eine wortkarge oder unter nichtssagenden Worten verdeckte Verschlossenheit, Misstrauen dem Fremden und Neuen gegenüber mag wohl davon kommen, dass im Laufe der Zeiten von außen her oft recht schlimm mitgespielt worden ist. Übrigens ist der Steirer sicher der gutmüthigste, weichherzigste und dabei der sinnigste unter den Alpenländlern. Der Kärntner ist radicaler angelegt, obwohl das Sprichwörtlein vom „lei lassen" (gleich nur so gehen lassen, wie es geht) gerade bei ihm aufgekommen ist. Im Wesen ziemlich derb, im Handeln zielbewusst, hängt er, so viel mir aufgefallen ist, weniger am Althergebrachten, weshalb er leichter die Interessen der Zeit wahrnimmt. Zudem erfreut er sich einer gesunden Sinnlichkeit und die Prüderei ist ihm völlig fremd. Ein heller Kopf ist der Tiroler. Er ist der Frömmelei bei weitem nicht so ergeben, als der Ruf geht. Vielfach auch aus Klugheit hält er mit dem Clerus, an dem er stets eine verlässliche Stütze gehabt hat. Zu seinen Kirchen und kirchlichen Festen zieht ihn nicht bloß seine natürliche Frömmigkeit, sondern auch sein Kunstsinn. Wo aber Kirche oder Pfarrer seinem gut wahrgenommenen Interesse einmal entgegensteht, da wirft der Tiroler die „Rosenkranzbeten" weg und ballt die Faust. Er kann ein gar

unguter Geselle sein, wenn nicht Religion und Kirchsinn auf ihn einen sittigenden Einfluss nehmen. Über religiöse Unduldsamkeit wird sich der Fremde in Tirol wenig zu beklagen haben. Verlangt er Freitags nicht besonders herausfordernd sein Fleisch, lässt er dem Bergführer seine Frühmesse und macht sich dem Cultus gegenüber keiner auffallenden Frevelhaftigkeit schuldig, so mag er Jude, Heide oder Atheist sein, er wird nicht angefochten. In der kräftigen Dorfschaft Tirols, der man noch den alten Bauernadel anmerkt, gibt es Wirtshäuser, unter deren patriarchalischem Regiment der Fremde sich wohl fühlen kann. Ich pflege die neuen prunkhaften Hotels mit allem, was drum und dran ist, fernab liegen zu lassen und in solchen Dorfgasthäusern einzukehren, da ist es besser, billiger und heimlicher, man wird nicht wie eine Nummer behandelt, sondern wie ein Mensch, und das thut selbst auf Reisen wohl. — Was besonders den Kunstsinn der Älpler anbelangt, so möchte ich dem Steirer vorwiegend die Dichtung, dem Kärntner die Musik, dem Tiroler die bildende Kunst zuschreiben. Nicht die Kunstdichtung meine ich beim Steirer, in der sind die Tiroler den östlichen Nachbarn zu jeder Zeit voraus gewesen. Wenn es sich aber auf dem Tanzboden um Vierzeilige handelt, oder in langen Winterabenden um Märchen, da können die Steirer dichten, und ihre Poesien werden Gemeingut weit über die Grenzen hinaus. In demselben Falle ist der Kärntner mit seinem berühmten Kärntnerlied, das in aller Welt gesungen wird, aber freilich nirgends so gut und recht als daheim. Das Talent der Tiroler für Bildschnitzerei ist allbekannt, ebenso auch, dass uns dieses Land hochberühmte Bildhauer und Maler gegeben hat. Und ihre dramatische Kunst, die wohl theils von den kirchlichen Scenen und Umzügen ihren Ausgang nehmen mag, sehen wir in den Passionsdarstellungen, besonders in den Meraner Volksschauspielen, zu einer Art Vollkommenheit gediehen.

Der Tiroler ist unter den dreien der Selbstbewussteste und der Schneidigste, er hat unter ihnen das schönste Land, die größte Geschichte und den weitreichendsten Ruf. Aber ein Fremder, der nach Tirol will und zufällig nach Kärnten oder Steiermark kommt, wird auf das allerangenehmste überrascht sein, auch hier das zu finden, was er sich von Tirol erwartet hatte. Unbedenklich kann er an jeder Station aus seinem Coupee steigen, er wird auch, wenn schon nicht immer bei dem ersten Anklopfen, so doch bei näherem Zusehen, eine gute Statt finden.

Will nun der Leser diesem Fluge zu Fuß, zu Rad oder zu Wagen folgen, so hätte ich noch ein kleines oder vielmehr großes Anliegen vorzubringen. Man hat bisher gehört, dass sich überall in den Alpen Fremdenverkehrsvereine bildeten. Das war schön und kam nach beiden Seiten zustatten. Nun werden aber in neuester Zeit hie und da Stimmen laut, die von — Fremden a b w e h r s vereinen sprechen! Es sei durch die Fremden nicht viel

Gutes ins Land gekommen. Sie hätten allerlei neue Meinungen, Sitten, Gebräuche und Bedürfnisse gebracht, die Einheimischen auf ihrer Scholle gelockert, viele unzufrieden gemacht oder gar fortgelockt. Solches Weltgift richte bei weitem mehr Schaden an, als das bischen Geld, das die Fremden daließen, Nutzen brächte. Die Leute systematisch erziehen, bilden, das wäre ja schön, aber das Raisonnieren, Locken und unsinnige Proselytenmachen für den modernen Geist könne nur vieles niederreißen, nichts aufrichten. — Stimmen in diesem Sinne mehren sich von Jahr zu Jahr. — Darum möchte ich allen, die das Glück haben, aufs Land, ins Gebirge zu gehen, nebst meinen Glückwünschen noch das eine herzlich bittend zurufen: Schonet das Volksthum! Schonet eine alte Weltanschauung, mit der es noch möglich war, glücklich zu sein. Schonet eine Überzeugung, bei der noch Charaktere gediehen sind. Ihr seid in unseren Bergen die lieben willkommenen Gäste, die Erholung, Anregung, Erweiterung von Kenntnissen und edle Genüsse finden sollen — so freuet euch harmlos mit uns über die herrliche Natur und über die einfachen Menschen, die trotz des kümmerlichen Loses bisher zufrieden gewesen sind bei ihrer treuen Arbeit und schlichten Lebensweise, in einer Art Idylle lebend, wie man sie draußen in der Welt nicht mehr findet. Und soll schon Handel und Wandel sein, so traget nicht mit zu großer Absicht Cultur in die Alpen hinein, freuet euch ihrer Natur, nehmet davon ein wenig mit in die Städte.

Peter Rosegger.

Das Bozner „Batzenhäusl".

Ein Künstler- und Dichterheim.

Von **Franz Goldhann.**

Im Lande Tirol, da glüht ein Berg
Im Schimmer der Abendsonne,
Es geht die Sage: Laurin der Zwerg
Haust da mit Blumen und Wonne.

Sein Rosengarten glänzt und blüht
Da droben in duftigen Fernen,
Und ist der letzte Strahl verglüht,
Schlummert er unter den Sternen . . . . .

Und zu Füßen dieses aus Fels und Schnee zusammengefügten Rosengartens, des herrlichsten Dolomitengebildes der südtirolischen Alpen, breitet sich im sonnigen, rebenumsponnenen Thalkessel die alte Handelsstadt Bozen aus, heute eine Touristenstation ersten Ranges, die alljährlich von viel tausend Fremden heimgesucht wird. Italienischer Himmel und

ebensolches Klima gepaart mit deutscher Gemüthlichkeit sind die Eigenschaften, welche das Gebiet von Bozen mit seinen Burgen, Dörfern und Kirchen, üppigen Rebengeländen, Obstgärten und rosigschimmernden Felszacken zu einem so angenehmen Reiseziele gestalten. Daß der Wein unter den landschaftlichen Vorzügen eine Hauptrolle spielt, kann nicht wundernehmen, in einer Gegend, wo das milde feurige Naß in solcher Fülle wächst, wie im Thale von Bozen selbst, dann an den rothen Porphyrhängen des Guntschnaberges, auf St. Magdalena, auf den sonnigen Höhen von Eppan, an den Ufern des Kalterer-Sees, auf den Kalkbergen von Tramin u. s. f.

Wenn Heinrich Noë sagt: „Der Wein ist ein wahrer Auszug aus der Natur dieses Landes, eine feurige Vorrede des Bilderbuches, welches der Wanderer zu genießen sich anschickt", so gibt er mit diesen Worten das tiefe Verständnis für unseres Urahns — des Vaters Noah — Vermächtnis kund.

Von den vielen Fremden, die alljährlich hierherkommen, entsendet insbesondere München — Bozen wird scherzweise Münchens Vorstadt genannt — den Löwenantheil, und ist unter den Söhnen der bayrischen Hauptstadt hauptsächlich die Künstler- und Professorenwelt stark vertreten, welche sich in dem originellsten Weinhause Tirols, in dem berühmten „Batzenhäusl", ein Stelldichein zu geben pflegt. Wer echtdeutsches Künstlerleben kennen lernen will, komme daher um die Osterzeit nach Bozen und besuche das „Batzenhäusl" in der Zollgasse.

Ehe wir daran gehen, ein Bild dieser deutschen Künstlerrast zu zeichnen, so wie dieselbe heute aussieht, mag ein Rückblick auf die Vorgeschichte und den Werdegang der einstigen „Buschenschänke" geworfen werden.

Die Weinschänke „Batzenhäusl", in welcher stets ein guter Tropfen gereicht wurde, befand sich ursprünglich im Besitze des Deutschen Ritterordens und wurde von einem Pächter bewirtschaftet, der aus den zahlreichen Rieden des Ordens um Bozen den Wein bezog, wie aus einer Urkunde des Jahres 1404 hervorgeht. Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts legte der siebenjährige Krieg auch Tirol schwere Steuern auf, so daß sich der Magistrat von Bozen im December 1756 genöthigt sah, eine neue „allgemeine Kellerbeschreibung" vorzunehmen und für jede im kleinen zu verkaufende Yhre (Ein Weinmaß von 76 Litern) Wein, eine Steuer von 40 bis 45 Kreuzer vorzuschreiben. Diese neue Auflage zu den bereits bestehenden Lasten däuchte den Weinverschleißern in den sogenannten „Buschenschänken" zu viel; sie nahmen denn ihre „Buschen", das Zeichen einer Weinschank, herab und stellten den Verkauf ein. Nur der Wirt vom Batzenhäusl ließ den „Buschen" ausgesteckt und bezahlte die Steuer, wie sich in der Folge zeigte, nicht zu seinem Schaden, denn die weindurstigen Bürger Bozens, deren es zu jeder Zeit genug gab und gibt,

strömten nun zum Batzenhäusl, wo es trotz der Steuer guten wohlfeilen Wein gab. So billig war damals noch der Wein, dass man in der Ordensschänke die alte Maß (d. s. vier Seitel) um einen „Batzen", das sind vier Kreuzer nach alter süddeutscher Rechnung (nach unserem Gelde etwa fünf Kreuzer), erhielt, daher wohl auch der Name: „Batzenhäusl".

Als zu Beginn unseres Jahrhunderts Tirol unter französisch-italienische Herrschaft gerieth, zog die italienische Regierung einen Theil der Besitzungen des von Napoleon aufgehobenen Deutschen Ritterordens ein. Die ebenfalls eingezogene Weinschänke zum „Batzenhäusl" überließ sie am 20. September 1813 dem Ballenzieher (eine Art von Spediteur) und Buschenwirt an der Wegscheide Josef Lun; diesem nun mag die volksthümliche Bezeichnung „Batzenhäusl" zu wenig vornehm gewesen sein, denn er gab sie auf und nannte sein Wirtshaus nach dem damals ihm gegenüberliegenden Posthof: „Zum Postbaum". Diesen „nobleren" Namen behielt die zumeist von Postbediensteten, Müllern, Bäckern u. s. f. besuchte Schänke, welche darin ihre landesübliche „Marend" (Jause) einnahmen, oder bei einem „Viertele" allerlei Geschäftsangelegenheiten besprachen, unter verschiedenen Besitzern bei, bis 1882 das inzwischen ziemlich herabgekommene Haus von Engelbert und Maria Trebo käuflich erworben wurde. Dieser Besitzer nun stellte das altgeschichtliche und ganz in Vergessenheit gerathene „Batzenhäusl" wieder her und was dem Wirt von anno 13 zu vulgär vorgekommen war, ist heute dem Haus ein Ehrenschild geworden.

Trebos Streben war gleich von Anbeginn darauf gerichtet, aus dem „Batzenhäusl" eine stimmungsvolle Künstlerkneipe zu gestalten; die Idee hatte umsomehr für sich, als Bozen schon seit jeher einen Zusammenkunftsort der Künstler- und Gelehrtenwelt abgab und also gewissermaßen auch eines geselligen Sammelpunktes bedurfte; auch war anzunehmen, dass der Wirt auf seine Rechnung kommen würde, wenn er das Sprichwort „in vino veritas" in Ehren halten wollte.

Aber so schnell, wie sich's der Unternehmer gedacht hatte, gieng es nicht, da sich einerseits die Bozner mit der „narreten Idee" nicht befreunden wollten und lieber die gewohnten Buschenschänken aufsuchten, während andererseits der Name des Batzenhäusls für die Fremden noch keinen Klang hatte und nichts Anziehendes bot. Schon wollte der verzagte Wirt darangehen, die Schankräume als Wohnzimmer zu vermieten, als gerade noch zu rechter Zeit zwei Retter in der Noth erschienen. Der berühmte Maler Defregger und der Dichter Steub waren es, die dem Herbergsvater ihre Hilfe zusagten, wenn er ausharren wolle. Von diesem Augenblicke an änderte sich die Situation, da nun Feder und Pinsel für den tönenden Ruhm dieser „Kunst- und Weinstätte", worin die Kunst hochgehalten und der Wein unverfälscht gereicht wird, wirkten.

Künstler von Weltruf begannen die Wände mit Werken ihrer Meisterhand zu schmücken und die Fremdenbücher wurden zu Kunstmappen, welche Gedichte, Skizzen und Zeichnungen in bunter Folge brachten und noch bringen, wie sie eben nur der unberechenbaren Laune echter Künstlernaturen entspringen.

Lasst uns nun das Batzenhäusl eingehend besichtigen. Ober dem Eingangsthore hängt der „Krug im grünen Kranze". Gleich rechts, zu ebener Erde, liegt die „Schwemme", ein anheimelnder Raum, welcher nach dem Entwurfe des Malers Oberstolz künstlerisch ausgestattet wurde. Zinnteller schmücken die Wände, an denen Sinnsprüche angebracht sind, welche den Münchner Humoristen Benno Rauchenegger zum Verfasser haben.

Einige dieser Trinksprüche seien hier mitgetheilt:

Wenn wir froh beim Glase weilen,
Und die Stunden schneller eilen,
Lasst die Stimmung ja nicht sinken!
„Z'sammrucken — weiter trinken!"

Komm Moidele, setz' di nur her,
Das Trinken ischt wohl nöt so schwer.
A Tröpferl, a Tropfen, a sakrischer Schluck,
Ast gibst mir a Busserl; i gib dir's ja z'ruck!

Das Bier war an sich nöt dumm,
Doch sieden's zu viel dran herum;
Ganz anders ist's jedoch beim Wein,
Den kocht die Sonne uns ganz allein.

A Viertl macht gustig,
A Halbe macht lustig,
A Liter macht Schneid —
Und nachher red'st g'scheidi.

Nun fort mit den Sorgen und fort mit dem Leid,
Lasst draußen den Zwiespalt und unnützen Streit!
Seid's lustig und g'müthlich, stoßt's an miteinand'!
Hoch lebe der Wein und Tirol, unser Land!

Nach dem Trinkspruchdichter führt diese Räumlichkeit den Namen: „Rauchenegger-Stube" und wird hier gewiss jeder einkehren, der mit dem Volke gerne verkehrt.

Einen Stock höher liegt dann die „gute Stube"; eigentlich sind es der Stuben zwei, welche sozusagen eine Gallerie zeitgenössischer Meister in sich bergen: Defregger, Matthias Schmid, Gabriel Max, Grützner, Kaulbach, Prölß, Ludwig Voltz, Anton Braith, Oberstolz und noch viele andere aus der Künstlergilde haben dem Batzenhäusl prächtige Ölbilder, Aquarelle, Zeichnungen 2c. zugeeignet. Auch liegen Riesenfolianten umher, welche Dichter- und Künstlerschätze bergen, die von den Großen des Reiches der Poesie als Dank für die dort verlebten, feuchtfröhlichen Stunden gespendet wurden.

Wer die engeren Beziehungen, welche zwischen Poesie, Kunst und Wein schon seit urdenklichen Zeiten weben, kennen lernen will, der nehme

Platz am großen Tisch im traulichen Erker, dem die altdeutschen, bunten Butzenscheiben mit den Wappen der Alttiroler Burgen ein trauliches Dunkel verleihen, und blättere dort in einem dieser dickleibigen Bände, die schon manch stillem Zecher frohe Stunden bereitet haben, nach.

Die Physiognomie der Trinkstube ist ganz darnach angethan, den Gast in die richtige Stimmung zu versetzen. Jeder Stuhl, jedes Glas, ja sogar der Federhalter trägt den Namen irgend eines illustren Gastes, der sich einmal derselben bedient hat. Im Erker sind in Holz kunstvoll — als Flachzieraten — die Namen derjenigen Berühmtheiten eingeschnitzt, welche hier den Traum des weinseligen Erschlandes geträumt haben. Ueber den Sitzen schwebt, als Leuchte, ein aus Kupfer getriebener Drache, das metallene Sinnbild verborgenen Wissens. Die Wände der Stuben garniren alte Krüge, Kannen, Schüssel, Teller und dergleichen Zierat.

Auf dem Tische aber steht vor uns das herrliche Nass irgend eines rubinfunkelnden Tirolers, von dem das Lied sagt:

Es ist ja der süßeste, sonnigste Wein,
Erquickend Leib und Seele,
Er fließt wie Nektar mild und fein
Dem Pilger durch die Kehle.

Und auch einige Kunstfolianten haben wir hergenommen, um darinnen zu blättern. Auf jeder Seite dieser gewaltigen Bände hat ein Dichter, ein Maler, ein Illustrator seinen Besuch in irgendwelch künstlerischer Form verewigt. Wir finden Autogramme von Paul Heyse, Hermann Lingg, O. v. Redwitz, Heinrich Noë, Franz Goltsch, Berlepsch und vieler anderer.

Um dem freundlichen Leser zu zeigen, welche Wirkung echter Wein in bedeutenden Köpfen hervorzurufen vermag, mögen hier einige Proben folgen.

Paul Heyse begrüßt das Batzenhäusl mit folgenden launigen Worten:

Das Boz'ner Batzenhäusl,
Das sei mein Standquartier.
Ist kein alltäglich Beisel,
Manch' Wackern trifft du hier.

Professoren, Künstler, Dichter,
Geheimeräthe gar,
Ein mannigfalt Gelichter,
Das mehrt sich Jahr für Jahr.

So möge der und jener
Sich hier des Lebens freu'n,
Bei jungem Magdalener
Und firnem Walther-Wein! —

Frei nach Scheffel dichtet Heinrich Noë:

Noch immer freut's mich, o Batzenhaus,
Daß vor zweihunderttausend Stunden
Durch der Binder dämmerige Gaß' heraus
Ich den Weg zu dir hab' gefunden!

Und sitz' ich beim Krug am alten Tisch,
Versinkt der Alltäglichkeit Kerker,
Und wie vor Jahrzehnten, so leuchtend und frisch
Schaut der Tag herein in den Erker.

Da schwindet die Zeit, da schwindet der Raum —
Der Ort hat eigene Tugend:
Es bringt dir der Tag in wachem Traum
Den Gruß entflohener Jugend.

Eine gar nothwendige Probe seiner Vielseitigkeit gibt uns der Maler Oberstolz, wenn er schreibt:

Ich bin der Maler „Himmelblau",
Ergebenst vorzustellen,
Ich male alles: Blumen, Thau,
Sauställ' und Meereswellen.

Ich liebe alles Ideale,
Ich bin ein Freund von gutem Wein,
Ich hasse alles das Banale,
Bei jedem Wirte kehr' ich ein.

Doch nirgends bin so oft wie hier,
Ich hinter'm Glas gesessen;
Bei diesem Wein, Freund, hätt' ich dir
Die Heimkehr bald vergessen.

Dass bei solchem Weine ein unverbesserlicher Zecher ausruft:

„Trinkt, dass euch die Nase glänzt
Hell wie ein Karfunkel,
Habt gleich eine Leuchte dann
In des Daseins Dunkel."

finden wir begreiflich; und recht hat auch der andere, welcher da sagt:

Trink', solang' der Becher winkt,
Nütze deine Tage,
Ob man droben auch noch trinkt —
Das ist eine Frage.

Ein Anti-Kneippianer thut folgenden Stoßseufzer:

O du heiliger Sebastian
In Wörishofen draußen;
Denk' ich an deine Wassercur
Erfasst mich kaltes Grausen.

Zum Wickeln und zum Barfußgeh'n,
Scheint's bin ich nicht auf Erden;
Jetzt bet' ich zu St. Magdalen' —
Dann wird's wohl besser werden!

Ein guter Christ „thät sich Sünden ferchten", Wasser zu trinken und kleidet sein Bedenken in folgende Worte:

Zu Bozen in dem Batzenhaus,
Da geh' ich lieber ein als aus,
Mariechen, füll' den Becher!
Hier sitzt ein durst'ger Zecher.
Wer Wasser trinkt an diesem Ort,
Man sagt, dass dem die Zung' verdorrt.
Behüt' uns, Herr in Gnaden,
Die Sünd' auf uns zu laden;

Mariechen, ach, erbarme dich,
Die größten Gläser bring' für mich,
Mariechen, im Vertrauen!
Hier lafs uns Hütten bauen.

Ein Erdenpilger, dem das nichtige Dafein gewifs der Enttäuschungen genug gebracht haben dürfte, schreibt dem Magdalener Weine zum Lobe folgende Reime nieder:

Ich hab' von Glück und Ruhm dereinst
Geträumt, 's ist längst vorbei;
Von meiner Jugend Regungen
Blieb mir nur eine treu.

Der wackere Freund, der mir allein
Noch blieb, es ist der Durst.
Und da er gar tyrannisch herrscht,
Ist sonst mir alles Wurst.

Von ihm geleitet, zog ich auch
Im Batzenhäusl ein
Und hab gar weidlich ihn gelabt
Mit Magdalener-Wein.

Heidi! das ist ein Tropfen
Gar ungetauft und echt!
D'rum fort mit Tint' und Feder
Und frisch d'rauf los gezecht.

Felix Caligola geht noch weiter, sein „Grabgesang" ist überschrieben:

Der letzte Rodensteiner.

Auf meinem Sarg schlagt meinen Krug in Scherben
Und setzt die Trümmer mir zum Leichenstein
Und schreibet drauf: Hier ruhet — sonder Erben
Des Stammes letzter, der von Rodenstein.

Hat viel geliebt, gesungen und getrunken,
Wie's ihn gelehrt sein nimmersatter Ahn',
Und ist vergnügt darauf ins Grab gesunken,
Als er den letzten, tiefen Trunk gethan.

Woran er starb? wer weiß es wohl zu sagen?
Ob Zipperlein, ob an der bösen Gicht?
Ob Podagra, ob an verdorb'nem Magen?
Eins ist gewifs — verdurstet ist er nicht! —

Echt deutsch und inhaltsschwer sind die wenigen Worte, welche Dr. Franz Goltsch auf ein Pergament gesetzt hat; sie lauten:

An wälscher Zunge Grenzen,
Wo Walthers Harfe klang,
Lafst deutsche Treue glänzen
Und tönen deutschen Sang!

Hermann von Lingg nimmt mit einem: „Auf Wiedersehen!" vom Batzenhäusl Abschied:

Gleiche Blumen finden
Sich auf gleichen Höh'n,
Schön ist doch nur schön,
Wo die Herzen gleich empfinden.

Alle, die an edlem Wein
Sich erheben und erfreuen
In dem Lande, weit hinein
Grüß' ich sie, die Treuen.

Ungern gieng noch jeder fort,
Keinen ließ ich dankos gehen,
Allen rufe ich das Wort:
„Auf ein frohes Wiedersehen!“

Noch sehr viel Lesenswertes ist vorhanden, wenn auch nicht alles auf dichterische Begabung Anspruch machen darf; die Versuchung, hier den Pegasus zu besteigen, ist eben zu stark.

Nun thun wir den letzten Schluck und schließen auch das letzte Buch, um noch einen Stock höher zu steigen, woselbst sich das Defregger- und Millöcker-Zimmer befindet; es ist sauber ausgetäfelt und mit Originalbildwerken bester Meister, sowie mit altdeutschem Hausrath ausgestattet. Die Stühle enthalten in ihrem Schnitzwerke Widmungen an Professor Franz von Defregger, an dessen Gattin, sowie an den Componisten Karl Millöcker. Unter Glas und Rahmen erblicken wir die geistvollen und interessanten Köpfe bekannter Größen, wie denn auch Briefe und Zuschriften aus den entferntesten Gebieten der Erde in ähnlicher Weise aufbewahrt erscheinen.

Da der verehrte Leser nun schon so genau Bescheid weiß im Batzenhäusl, so wollen wir ihn auch noch mit jener duftigen Sage bekannt machen, welche die Entstehung der Magdalenatraube, die nicht wenig zum Berühmtwerden unserer Weinstube beigetragen hat, schildert.

De Lacrimis Sanctae Magdalenae.

Nach langer Wallfahrt kam vor grauen Jahren die büßende Magdalena gegen Bozen gepilgert und —

Hier wollt' in tiefster Einsamkeit
Sie führen ein heiliges Leben,
Voll frommer Andacht Dem geweiht,
Der ihr die Sünden vergeben.

Aus Moos und Reisig baute sie
Am Felsen sich eine Zelle;
Sie nährte von Wurzeln und Kräutern sich
Und trank das Wasser der Quelle.

Und wo ihrem Aug' eine Thrän' entfiel
In Liebe, Sehnsucht und Glauben,
Da sprossten duftige Reben empor,
Sich wölbend zu luftigen Lauben.

Den blutigen Zähren der Reue entquoll
Das feurige Roth der Traube
Aus Freudenthränen der Liebe schwoll
Helleuchtendes Gold im Laube.

— — — — — — — — — — — — —

So soll der Magdalener-Wein entstanden sein und der Volksglaube behauptet:

Es hat der Wein die Eigenschaft:
Je mehr — ihr könnt mir's glauben! —
Das Jahr hindurch getrunken wird,
Je besser gedeihen die Trauben.

Das thäten wir wünschen zum Wohle des Batzenhäusls im besondern und zum Wohle der Menschheit im allgemeinen.

Beim Verlassen dieser seltenen Weinraststätte kommt uns noch recht lebhaft der schlichte, treffende Ausspruch des „Schützenmoastas" von Schliers in den Sinn, der da lautet:

„Ich bin koa Dichter — i ko net mal'n
Aber in dem Stübi — hot's ma g'fall'n!"

Diesen Worten werden wohl die meisten Besucher des Batzenhäusls beistimmen müssen.

Die „Gartenstadt" an der Mur.

Ein Capitel für die Grazer.

Nach einer alten, anmuthigen Sage war Graz einst eine Gartenstadt. Nicht, als ob sie von Gärten begrenzt und umgeben gewesen wäre, das ist bei sehr vielen Städten der Fall; vielmehr mitten in der Stadt soll Graz seine zahlreichen und ausgedehnten öffentlichen Gärten gehabt haben. Man spricht heute noch von einem Joanneumgarten, der dem Studium und der Erholung geweiht gewesen wäre. Man erzählt sich von dem Berg mitten in der Stadt, der einen ganz ländlich idyllischen Charakter gehabt hätte. Es war ein Unicum, dieses Graz. Es kamen Fremde, um die große Stadt zu sehen, die auf dem Lande stand und alle Vorzüge von Stadt und Land in sich vereinigte; das gefiel ihnen, sie blieben da und heimten sich ein.

Obschon die steirische Hauptstadt weder eigentlich eine große Industrie noch einen hervorragenden Handel hat und auch kein Touristenverkehrscentrum ist, so ist sie doch in einem merkwürdig lebhaften Wachsthum begriffen, so dass seit etwa dreißig Jahren ihre Einwohnerzahl sich nahezu verdoppelt hat und gegenwärtig an 125.000 Köpfe zählt.

Aber — viel Köpfe, viel Sinn, sagt das Sprichwort. Während die einen der vielen Köpfe noch von der alten Idylle träumen, wegen welcher sie sich hier niedergelassen hatten, von der schönen staub- und rauchlosen Gartenstadt Graz, sind die anderen sich ihrer modernen Aufgabe bewusst, den grünen Rasen in staubige Straßen und Plätze zu verwandeln, mit dem Kohlenrauch der Fabrikskschlote die Gegend einzuhüllen, den Stadtboden überhaupt aufs äußerste zu fructificieren. Wo in der modernen Stadt irgend ein grüner Baum steht oder ein frisches Gärtlein liegt, da wird erwogen, ob der Platz sich nicht besser verwerten ließe. Der Baum wird gefällt, das Zinshaus wird gebaut, da wie dort und so nach der Reihe hin. Und wenn so ein neuer Stadttheil entstand, dann zeigt sich wieder das Bedürfnis nach einem Garten. Es werden vielleicht Häuser zusammengekauft, abgetragen, an der Stelle Bäume gepflanzt,

die aber ein Menschenalter warten lassen, bis sie so sind, wie diejenigen gewesen, die leichtfertig niedergeschlagen worden waren. So treiben sie's, die neuerungssüchtigen Städter, und dem raschen Gewinn folgt ein langwieriges Elend. — Wir haben, heißt es, heutzutage ja Verkehrsmittel, die uns rasch aufs Land hinausbringen. Allein, wenn's auch billig ist, wenn's auch rasch geht, so kostet es doch immerhin mehr Zeit und Geld, als früher der Garten vor der eigenen Wohnung gekostet hat. Ich denke eher, dass gerade unsere raschen Verkehrsmittel uns veranlassen sollten, die Häuser nicht in Haufen eng zusammen und übereinander zu stellen, sondern uns vielmehr zu verbreiten über das Land, in schöner Abwechslung von Gebäuden und Gärten. Und ebenso könnten die Ämter, Schulen, Krankenhäuser, Kasernen und Industriestätten vertheilt sein über das weite grüne Land, für sich allein Ansiedlungen und doch innig verbunden durch die unzähligen Verkehrsmittel. Man sollte meinen, das würden die Städte der Zukunft sein und weitschauende Köpfe müssten schon heute darauf hinwirken, dass die Städte sich decentralisieren, anstatt in ihren Weichbildern alle Spur natürlichen Lebens auszurotten.

Es gibt ja allerdings Städte, die sich derart vergrößern und vervollkommnen, dass man Bäume in die Stadt und Häuser aufs Land setzt und so einen praktischen und wohlthuenden Ausgleich erzielt. Unser Graz jedoch —?

Unser Graz setzt noch einen Stolz darein, ein möglichst „großstädtisches" Centrum zu haben, die Gärten mit stattlichen Häusern zu besetzen und die Bäume für Steine umzuwechseln. Wer was Grünes und Freies haben will, der soll auf den Schlossberg! Damit sie lieber hinaufkommen, gründet man oben Wirtshäuser, und damit die Wirtshäuser sollen bestehen können, baut man Drahtseilbahnen. So gütig wird für alle gesorgt. — Weil sich auf den ausgedehnten Schlossbergwegen nie ein Gedränge entwickelt, im Gegentheil eine wohlthuende, gegendenweise geradezu einsame Ruhe zeigt, so ist man der Meinung, die Leute wollten nicht hinaufgehen und der Schlossberg müsse ihnen erst erschlossen werden. Das ist ganz unrichtig. Die Grazer haben ihren Schlossberg seit jeher sehr fleißig besucht. Selbst im Winter gibt es kaum eine Stunde des Tages, an welcher nicht ihrer hundert Spaziergänger umherstreichen, da oben auf den zahlreichen Wegen und Steigen. Und wenn im Sommer oft gleichzeitig tausend Menschen dort sich ergehen, so kann man immer noch einsame Stellen finden, wo etwa das localpatriotische Herz einen Seufzer thut: Ach, dass der schöne Schlossberg gar so wenig besucht wird! Trotz der Seilbahn, die seit fünf Jahren besteht, hat der Besuch des Schlossberges sich weder merklich gesteigert noch verringert. Leute, die der Bahn oder des Wirtshauses wegen den

Schlossberg besuchen, sind keine rechten Naturfreunde, sie fänden auch in der Niederung das, was sie suchen. Den wirklichen Naturfreunden, die heute zahlreich und mit Genuss den Schlossberg besteigen, würde dieser einzigschöne Spaziergang verleidet sein, sobald er zum Tummelplatz der verständnislosen Menge geworden wäre. Also alles nur auf den Schlossberg jagen wollen, was in Graz Bäume und Luft haben will, das ist nicht gut berechnet. Man muss auch in der Niederung noch ein bisschen für Licht und Lebensodem sorgen.

Wir haben doch aber den schönen Stadtpark! heißt es. Ja, den haben wir, aber der verkleinert sich in dem Maße, als die Stadt sich vergrößert.

Vor etwa vierzehn Jahren hat man die Stiftung des Erzherzogs Johann, den schönen Joanneumgarten, abgeschlachtet. Derselbe lag mit seinen kostbaren alten Bäumen fast im Herzen der Stadt. Man hatte es damals sehr eilig, alle Bäume zu fällen, während viele davon heute noch stehen könnten auf noch unverbauten Flächen, die seit Jahren kahl und nahezu als Kehrichtstätten daliegen. An solchen vorübergehend suchte man den richtigen Platz für ein neues Theater und fand ihn nicht. Man wählte also den unrichtigen. Auch hier gab es wieder „einige" Bäume zu fällen. Wir wissen, wie weit dieses „einige" ausgedehnt werden musste, wir haben mehr als hundert gesunder, herrlicher Laubbäume stürzen sehen. Es war ein wahrer Baumkrach. Sie stürzten schmetternd stets früh morgens, solange die Leute noch schliefen. Eine That, die das Tageslicht scheute! An solcher Stelle steht nun das zopfige Monstrum des Theaters, ein undeutscher Bau mit überladener, kostspieliger Außenseite. Dazu steht der Bau verkehrt, wendet seine Vorderfront einer ganz unpassenden Seite zu. Das soll nun möglichst corrigiert werden und weil außen am Bau allerlei hübsche Sächelchen zu sehen sind, so will man ringsum einen freien Platz schaffen, von wo aus sie gesehen werden können. Zu diesem Zwecke müssen wieder Bäume fallen und allerlei Änderungen geschehen. Die guten Grazer dürften in nächster Zeit viel Herzleid erleben, von dem sie heute noch keine Ahnung haben. Denn die löbliche Verwaltung hütete sich seit jeher, der Öffentlichkeit genaue Pläne vorzulegen darüber, was zu geschehen hat und wie es dann aussehen wird. Und die Bevölkerung muss sich zufrieden geben mit dem völlig eigenmächtigen Vorgehen, denn sie hat ja die Verwaltung selbst bestellt. In nächster Zeit dürfte sich aber Folgendes ereignen. Dort, wo die Burggasse in den Park ausmündet, werden links und rechts die Bäume fallen, wird der grüne Rasen in einen sandigen Platz verwandelt werden. Die Allee vom Theater bis zum Schillerdenkmal wird niedergemacht, der Damm abgetragen, das Schillerdenkmal von seinem jetzigen Platz entfernt werden; gleichzeitig sollen die umliegenden Anlagen wegkommen oder ganz anders gestaltet werden. Die Rechbauer-

straße wird in den Park hereinstoßen, die Allee, welche vom Schiller bis zum Burgthor führt, durchbrechen und in den Ring einmünden. Damit ist der südliche Theil des Stadtparkes glücklich vernichtet. Und das alles, weil das neue Theater auf dem unrichtigen Platze steht. Es hatten sich zur Zeit hundert Stimmen gegen diesen Platz erhoben, jetzt erst zeigt sich mit grauenhafter Deutlichkeit, wie recht sie gehabt haben. Das alte Stadttheater, das jetzt noch neben dem neuen steht, wird niedergerissen werden, aber einstweilen wahrscheinlich nur theilweise, damit auch ans diesem Platze noch nichts gemacht werden kann.

Ich glaube nicht, dass unsere Stadtväter persönliche Feinde des Grünen und der Bäume sind, aber ich vermuthe, dass sie für materiellen Gewinn der Stadt im Stande sein würden, den letzten Baum zu opfern. Und diese Speculation ist schief, denn was heute noch als Gewinn erscheinen mag, ist morgen Verlust. War es bisher eine blühende Stadt, so wird es dann eine blühende Stadt sein, aber gewiss nur für ein kurzes Weilchen. Die Vorzüge einer mittelgroßen Landstadt schwinden in dem bereits von zahlreichen Fabriken besetzten Graz immer mehr, die Wohnungs- und die Lebensmittelpreise nahen sich denen der Großstadt — wenn in dieser Stadt die Gärten und in der Umgebung die Wälder nicht mehr sind, dann ist wohl kein Grund vorhanden, sich Graz zu seinem Wohnsitz zu erkiesen. Dem Baumkrach wird der Häuserkrach folgen. Hernach wird es allerdings Straßen und Plätze geben, wo wieder Grünes wächst — aber so wird es die Stadtverwaltung nicht gemeint haben wollen. Weil eine „aufstrebende" Stadt auf halbem Wege nicht stehen bleiben will, so fürchte ich, wird in dieser Richtung so weit fortgewirtschaftet werden, bis die öffentlichen Gartenidyllen von Graz wirklich nur mehr in den Ammenmärchen vorkommen werden. Aber schon die Säuglinge werden überlegen sagen: Papperlapap, in die Stadt gehören Häuser, aber nicht Bäume! Denn die Kinder der Zukunft werden sehr früh altklug sein, weil sie in den widernatürlichen Wüsten der Großstadt die Jugend nicht haben und das Alter nicht erleben werden.[1])

Wir schimpfen ja gern, wenn etwas Neues gemacht wird, und nicht allemal mit Recht. Diesmal dürften wir wohl leider recht behalten, auch dann noch, wenn die Bevölkerung mit den neuen Zuständen sich resigniert abgefunden haben wird und nichts mehr sagt.

Ich weiß recht gut, dass sich in Wirklichkeit nicht alles so machen lässt, wie es im Kopf sich träumt. Aber ein bisschen arg leichtsinnig springt man in Graz doch um mit der lieben Natur, die, wenn sie einmal verscheucht ist, in ihrer frischen Lieblichkeit nimmermehr kommen wird.

Graz, im Frühjahre 1899. K.

[1]) In Bezug auf Graz wohl etwas stark aufgetragen. Die Red.

Der Floning.

Ein Spaziergang in der Heimat.

In Steiermark, zwiſchen dem Lamingthal und dem Thörlgraben, erhebt ſich der Gebirgsſtock des Floning. Seine Hänge ſind ſteil und waldig, aus ſeinen Quellen rieſeln kalte Wäſſer herab. Seine 1584 Meter hohe Kuppe bedecken grüne Almen. Er ſteht nach allen Seiten völlig frei und bietet den günſtigſten Anſichtspunkt für das ſüdliche Panorama der Hochſchwabenkette.

Aber in der Touriſtenſtation Thörl, die den beſten Aufſtieg hat, fragte ich im Wirtshauſe vergebens nach Weg und Entfernung. Der Weg ſteigt gleich an der Kapelle an, das wuſste man, wie er ſich weiter entwickelt, konnte mir niemand beſchreiben. Die Angabe der Aufſtiegzeit differierte bei mehreren Leuten, die ich fragte, zwiſchen drei und ſieben Stunden. Der Weg iſt ohne jegliche Markierung. Für Thörl exiſtiert nur der Hochſchwab, alles andere iſt nichts. Ich aber wollte dem Schwaben gerade einmal objectiv gegenüberſtehen und machte mich denn an den Aufſtieg, dort, wo bei der Kapelle der Weg von der Kapfenbergerſtraße abbiegt. Nach wenigen hundert Schritten ein paar Holzknechthütten, hinter denſelben ſteil die Waldwieſe an. Dort beantwortete meine Wegfrage nach dem Floning eine Wildheuerin: „Floning? Uh, das iſt ja ein hochmächtiger Berg, das! Bin mein Lebtag nit oben geweſen. Sieben Stunden wird's wohl ſein bis ganz hinauf. Na, Hütten wird keine oben ſein, glaub' ich.“ — Schöne Ausſichten. Es war zwei Uhr nachmittags. Doch, wer viel fragt, geht weit irr, heißt es. Da wollte ich lieber gar nicht mehr fragen, ſondern nach dem Augenmaß immer ſo fort gehen — wohin, das ſollte Gott beſorgen. Nach einer Weile bog von der Wieſenmulde mein Fußſteig links an durch dichten, hochſtämmigen Wald, nicht ſteil. Dann kam eine Blöße, und zu meinen Füßen lagen, im Dreieck des Thalwinkels, das ſonnige Aflenzthal und einige Ausläufer des Schwaben. Schon dieſer Blick allein verlohnte die bisherige Mühe. Den Bergrücken umgangen, eine friſch gemähte Matte mit köſtlichem Heuduft, dann ein Bauernhaus. Aber zwiſchen mir und meinem dort anſteigenden Berge ein tiefes Thal! Doch der Conflict löſte ſich wunderbar, der Weg geht vom Hauſe hin handeben an der rechten Berglehne, bis das Engthal

die Gefälligkeit hat, so hoch heraufzusteigen, dass sein Wasser überbrückt wird, dann links den Berg hinan auf stets redlichen Bauernwegen, bisweilen steil, bisweilen eben hin. Unterwegs Schatten, Wasserquellen und glänzende Aussichtslücken auf das Hochgebirge, das sich im Norden immer prachtvoller entfaltet. Diese von steilen Bergen und finsteren Bäumen begrenzten Bilder sind oft berückender, als der Gesammtausblick von der Spitze. Unterwegs, auf halber Höhe, sehen sich die gegenüberstehenden Bergriesen großartiger an, als oben, wo einer den andern schlägt und der Gesichtskreis ein mehr oder weniger gezackter Ring ist. Aber stehen bleiben muss man und Zeit muss man sich nehmen und nicht thun, als laufe man nur der Bergspitze wegen. Das Aflenzerthal hat sich entwickelt über das blinkende Turnau hinaus, bis an die nebeligen Hänge der Hohen Veitsch. Die wüsten Wände der Fölz haben sich entfaltet bis hinüber in die Schauerwildnis der Dulwitz. Das St. Ilgnerthal hat sich aufgethan bis in den hinteren Winkel, wo das Touristenhaus Bodenbauer steht. Die scharfen Conturen der Tragösserberge ragen massig und öffnen ihre wildgezackten Engschluchten.

Hoch am Bergrücken ein Holzgattern, hinter demselben ein anderes Bild — nach Osten, Süden. Über den Gipfeln der Vorberge lacht das breite untere Mürzthal herauf mit seinen zahlreichen Ortschaften und Höfen. Dort draußen, wo unser Bergstock sacht zu Thale sinkt, das stattliche Kapfenberg, hinter demselben die Hochkuppe des Rennfeldes, an dessen halber Höhe die Wallfahrtskirche Maria-Rehkogel leuchtet. Man könnte wohl auch die geologischen, botanischen und zoologischen Eigenschaften eines solches Berges schildern, wäre aber zu gründlich für den Tag — ist nicht Touristenbrauch. Alles nur so im Vorbeigehen.

Ein weiches, trockenes Lüftchen umfächelte meine erhitzten Glieder. Ob es der rechte Weg war? Ich wusste es nicht, wusste nur, dass längs des Zaunes der Haltersteig den Grat hinaufführt bis zur Spitze. Nachdem ich von Thörl her etwa drei Stunden lang gegangen war, grüßte von der grünen Mattenhöhe herab die vierbalkige Pyramide. Die Spitze des Floning. Aber die Kuppe war so reich von weißen und grauen Ochsen bevölkert, dass sie die Aussicht verdeckten. Die Thiere drängten sich lebhaft an mich heran, es schien ihnen auf ihren freien Höhen heimlich zu sein, wieder einmal einen Menschen zu sehen, der möglicherweise eine Handvoll Mehl, oder ein Stück Salz in der Tasche hat. Allein, den Inhalt meines Sackes verzehrte ich selber — es war Brot und Fleisch. Ich hatte mich auf den breiten Rücken eines gutmüthigen Ochsen gesetzt und betrachtete das Rundbild. Vier Thäler liegen hingebreitet. Im Osten schließen das Stuhleck, im Süden der Grazer Schöckel, im Westen die Seckauer Alpen und im Norden der meilenlange Hochschwabenzug die Fernsicht. Ich wüsste keinen Punkt, von dem aus man mit einem Blick so

viel Hochschwab überschauen könnte, als diese Flouinghöhe. Zu dieser Nachmittagsstunde stand er wie eine graue Wand da, wenn aber die Sonne vorne steht, oder schräg im Süden, dann entfalten sich plastisch alle seine Grate, Riffe und Schründe, die Wände strahlen im Silberglanz, die Schluchten dämmern im tiefblauen Schatten. Heute gab der wolkenlose Himmel keinen Wiederschein, man könnte sagen, es war fast finster vor lauter Licht. Zu solchen Zeiten will man auf hohen Bergen mitten im Tage sogar Sterne gesehen haben. — Mein Ochs begann mit dem Schweif auf den Rücken zu schlagen, ich glaubte ihn zu verstehen und glitt sachte herab. Er begann zu grasen, das zarte, wohlduftende Gräslein. Die anderen schauten mich immer noch betroffen an, etwa darauf hin, weshalb so ein Geschöpf denn heraufsteige, wenn es nicht grasen will. Aber wir Menschen grasen anders. Wir wissen es gar nicht zu sagen, was es denn ist, das uns so glücklich macht auf hohen Bergen. Dass einen statt lieber Mitmenschen Rinder umgeben hier oben, kann doch nicht der einzige Grund sein . . . .

Übrigens hätte ich nun ganz gern einen lieben Mitmenschen in der Nähe gehabt, um ihn befragen zu können nach dem Abstiege gegen Einöd, wo ich den Abendzug erreichen wollte. Da kein Weg und kein Steig sichtbar war, so nahm ich auf gut Glück meine Richtung den nächsten Berggrat ostwärts über die Graberhald. Nach wenigen hundert Schritten war ich schon mitten im Gewuste der Erlbüsche, stellenweise einen Ochsenpfad entdeckend und wieder verlierend. An einen Zaun hielt ich mich, der sich den Grat hinabzog, aber wohin führte dieser Zaun? In steile Hänge nieder, durch finsteren Wald mit uralten Baumungeheuern und wüsten Wetterbrüchen. Mehrmals musste ich Halt machen und fragen: Was nun? Hier geht's nicht weiter. Aber umkehren? Umgekehrt bin ich auf Bergtouren selten, eher versucht man's mit rechts und links, am besten allerdings immer noch gerade aus, falls nicht plötzlich ein Abgrund da ist. Um Leben und Tod konnte es sich an diesem Tage nicht handeln, eher um eine verlor'ne Nacht. Denn mir zitterten vor Erschöpfung alle Glieder, kein Fuß blieb mehr stehen, wohin ich ihn setzte, das Ding kollerte mehr, als es gieng. Der Schweiß rieselte aus allen Poren, und wo ich hinfiel, blieb ich ein Weilchen liegen. Aus der Tiefe rauschte Wasser, aber es war noch weit unten. Zwischen wetterzerzausten Tannen blinkte das Dach einer Hütte herauf. Gottlob, die höchste Zeit, bereits brachen mir die Beine ein. Aber die Halterhütte war unbewohnt, versperrt. Eine tropfende Quelle versickerte in Jauche. Und auch von hier fand sich kein Weg thalwärts. In der Erwartung des nahen Zieles vorher hatte alle Spannung der Kräfte nachgelassen und ich fühlte mich plötzlich ohnmächtig. Als es sich nun herausstellte, dass noch eine lange, steile Strecke bis ins Thal überwunden werden

mußte — mußte, da rafften sich die Reste der Kraft noch einmal zusammen, ich ward wieder stärker und also rutschte, kollerte ich weiter, humpelte, wo es ebener war, mühsam auf drei Füßen, wovon der dritte, der Stock, noch der verläßlichste war. Endlich am Punkte, wo der Floningbach sich in den Thörlfluss ergießt, wo die weiße Straße geht und daneben die Eisenbahn. Ich war allerdings den denkbar kürzesten Weg vom Floning herabgekommen, aber nun im Wirtshause bei der Hanfenhütte fiel ich endgiltig um.

Ein Weilchen so. Dann galt es, den Durst zu löschen. Seit meinen Jugendwanderungen vor dreißig und mehr Jahren hatte ich nicht mehr erfahren, was Durst ist. Ich leide nicht daran und bin deshalb stets ein so begeisterter Prediger gegen das Trinken. Heute erfuhr ich's anders. Heute wußte ich, daß das Trinken die wichtigste aller Aufgaben des Menschen ist — wenn man Durst hat. Als ich den ersten Trunk Bier that, zischte der Gaumen. Ich glaube wirklich, daß vom ersten Glas kein Tropfen weiter hinabkam, so wurde alles aufgesogen von Gaumen und Kehle. Aber auch das zweite und dritte Glas kleckte noch nicht und beim fünften mußte ich mir gestehen, daß Bier überhaupt den Durst nicht löscht. Ich beauftragte die Kellnerin, sie solle das größte Glas nehmen und vom Brunnen Wasser holen. Als der mächtige Stutzen so vor mir stand, mit dem silberigen Reif der kalten Frische überzogen, da klang's: „Ich grüße dich, du einzige Phiole!"

Und dann wurde das lechzende Ungethüm im Busen getödtet.

Auf meine Erkundigung nach dem Abendzug die freundliche Mittheilung, daß derselbe noch nicht vorüber sei und an diesem Tage auch nicht vorübergehen werde, weil er bloß an Sonntagen fahre. Auch gut. So kam wieder einmal ein Steirerwäglein dran, das mich nach dem Kapfenberger Bahnhofe brachte. Auf der nächtlichen Fahrt wurde es neuerdings lebendig, aber als das lechzende Ungeheuer merkte, daß es weiter nichts gab, als frisches Wasser, zog es sich gänzlich zurück.

R.

Kleine Laube.

Dem Klopfer von Tirol.

(Zum achtzigsten Geburtstage Adolf Pichlers.)

Als Gelehrter klopft er „Steiner“,
Und als Lehrer harte Köpfe.
Doch als Dichter noch viel feiner
Klopft er aus die alten Zöpfe.
Klopft er aus den Geistern Funken
Klopft er Schaben aus den Kutten.
Ehret, Jünger, sangestrunken
Pichler, den Tiroler Hutten!

Die Pflicht zu geben — das Recht zu nehmen.

Die Socialdemokraten haben in vielen Stücken recht, aber nicht in allen. Ganz in Unrecht steht ihr Verhalten gegen die moderne Armenpflege. Sie wollen von reichen Leuten kein Almosen, sagen sie, sie wollen ihr Recht und erklären, für sich und ihre Familien auf derlei Wohlthätigkeitsanstalten zu verzichten. Wenn das Stolz wäre — recht schön, aber es ist kindischer Trotz, um nicht zu sagen Undankbarkeit.

Wenn die Armen nicht verkommen sollen, was gibt es denn sonst für Mittel, als sie zu unterstützen? Wir sind außer Stande, ihnen Arbeit zu geben, noch mehr außer Stande, ihnen Kraft und Gesundheit zu verschaffen, die socialen Verhältnisse können wir auch nicht ändern von heute auf morgen — was bleibt dann übrig, als die Nothleidenden wenigstens mit dem Allernöthigsten zu versorgen, vor allem, um ihnen zur Erlangung einer besseren Existenz behilflich zu sein. Und dagegen lehnen die Socialdemokraten an ihren Rednerbühnen sich auf, während ihre Familien manchmal wohl trotzdem auf die so verachtete Wohlthätigkeit angewiesen sind!

Man kann begreifen, wenn der arme, betheilte Socialdemokrat sagt: Ich protestiere gegen einen socialen Zustand, der es nöthig macht, daß der Arbeiter Almosen annehmen muß, um nicht zu Grunde zu gehen. Aber ich nehme das Almosen, weil ich sonst verhungern muß, und danke denen, die es aus gutem Herzen geben.

Es wäre ja zu wünschen, daß die Socialdemokraten in der Lage wären, über die Gesammtwohlthätigkeit ein Boykott zu verhängen und selbst gegen alle Noth aufzukommen. Sollten sie wirklich heute schon so weit sein, wozu dann ihre steten Klagen und Beschwerden? Dann ist die Frage ja ohnehin gelöst.

Nein, wir sind alle miteinander nicht so weit und werden nie so weit kommen, daß die Barmherzigkeit überflüssig würde. Wir haben nur zu verhindern, daß die Bettelei nicht Grundsatz des Volkes wird, wie es in manchen Ländern noch der Fall ist. Daß aber brave, fleißige Leute, wenn sie in Elend und Unglück gerathen, auf die Hilfe der Glücklicheren Anspruch haben, das wird doch nicht aus der Welt disputiert werden können. Und sollte man die Pflicht, unserem Nächsten beizustehen, ableugnen, so bliebe uns immer noch das *Recht* dazu. Wären nur auch stets die genügenden Mittel vorhanden.

Wenn die Socialdemokraten aus Princip keine Wohlthaten annehmen wollen von einer Gesellschaft, die sie bekämpfen, so müßten sie sich ja auch ferne halten von aller Cultur, die diese Gesellschaft gegründet hat, dürften keine wirtschaftlichen Einrichtungen, keine Bildungs- und Vergnügungsanstalten benützen. Dafür leisten wir was und zahlen unsere Sache, können sie sagen. Und ich sage, sie bekommen auch die Wohlthaten nicht geschenkt. Sie haben sie entweder im vorhinein verdient, oder werden sie nachher abstatten. In besserer Zeit werden *sie* die Geber sein und andere die Nehmer. Denn sie dürfen nicht glauben, weil sie Socialdemokraten sind, stünden sie außerhalb dem allgemeinen Menschengesetze, und Barmherzigkeit und Nächstenliebe gienge sie nichts an.

Über das protzige und rücksichtslos bevormundende Gehaben mancher Wohlthäter klagen sie. Lieber Gott, es kann ja auch wohl sein, daß selbst dieser und jener Socialdemokrat dem ärmeren Nebenmenschen sein Almosen protzig und herrisch hinwirft und dem Empfänger bei dieser Gelegenheit allerhand unter die Nase reibt.

Das werden aber Ausnahmen sein. Ein guter Mensch, der Gutes thun will, thut es stets in einer Form, die den Empfänger nicht verletzt. Und wenn er dabei Rathschläge, Lehren und Merks austheilt, so kann es doch wohl auch in bester Absicht sein. Und ist einmal ein herbes Wort am Platz, so wird es der humane Geber mit zehn gütigen und aufmunternden wieder gut machen.

Wir hoffen ja, daß eine Zeit kommt, in welcher kein braver Arbeiten darben muß. Heute aber ist sie noch nicht da, heute darben viele Arbeiter, auch viele Bürger und zahllose Leute der sogenannten gebildeten Gesellschaft. Wir können nichts dafür, daß es so ist, wir müssen helfen, wo wir helfen können. Wenn ihr die Wohlthätigkeit abschafft, so wird deshalb der socialistische Staat noch lange nicht da sein. Die Armen werden auch nicht Revolution machen, sondern einfach verhungern.

Und wenn unsere Wohlthätigkeitsanstalten auch sonst eine Brücke werden zwischen Bürgerthum und Proletariat, so wird das kaum zum Schaden des letzteren sein. Ohne eine große Verständigung zwischen den Parteien vollzieht sich keine Reform. Vor allem — und das gilt besonders den Besitzenden — dürfen wir nicht einen Augenblick vergessen, daß wir Menschen alle zusammengehören. Der Reiche hat die Pflicht zu geben, der Arme das Recht zu nehmen. Und demüthigen kann eine Hilfe nur den Empfänger, der kein Verdienst dafür einzusetzen hat oder einsetzen will. Die Dankbarkeit besteht nicht im Kriechen und Handküssen, sondern darin, daß man sich muthig wieder aufzuraffen und für sich und das Allgemeine Ersprießliches zu leisten sucht.

M.

Poetenwinkel.

Am Lenauhügel bei Aussee.

Was einst von dieser stillen grünen Stelle
Dein träumerisches Auge hat geschaut:
Die Felsen rings gewaltig aufgebaut,
Bald rein und klar zum blauen Äther ragend,
Den Himmel, ob es fern dahin noch, fragend,
Und glänzend von des ew'gen Eises Helle; —
Bald schmückend sich mit mächt'gen Wolkenkronen,
Die formenreich zu ihren Häupten thronen, —
Mit lichten Nebeln wieder sich vermählend,
Die aus den Tiefen, denen sie entstiegen
Manch sond're Mär dort oben wohl erzählend,
Mit leichter Hast den starren Leib umfliegen,
Wie Schleier bald umhüllen das Gestein.
Und scheidend flocht die Sonne Rosen ein.
Sahst Hügel, Berg und Thal, in hehrer Pracht
Durchzog der Mond die stille Alpennacht.
Am grünen See das Dörflein unten liegend,
Als hätt' des lauten Treibens Lust besiegend
Es sich geflüchtet einst mit Freud und Leid
In diese wunderbare Einsamkeit. — — —
Wenn du gehorcht — wie früh durch Waldesdüfte
Vom Kirchlein Klang um Klang herüberschiffte,
Und wieder dann, dem ahnungsvollen Lauschen
Von fern genaht des grünen Baches Rauschen,
Dies alles blieb, wie du's geseh'n, vernommen.
Und was an solchem Ort dich überkommen,
Wie du gefühlt, geahnt, geträumt, gedacht,
Was tiefst im Herzen du gepflegt, bewacht —
So wie es war, so ist es uns geblieben,
Du hast's mit deinem Herzblut uns verschrieben. —

Nur du, du fehlst, du großer Sangesmeister,
Dess Lied, wie Aolsharfenton so mild,
Wehmüthig bald, wie Ungarns Heidebild,
Und wie des Schmerzes Aufschrei bald so wild,
Bestrickt die Herzen und beherrscht die Geister.

Wenn eine Glocke klagend ist gesprungen,
Ist auch ihr Sangesleben mitverklungen.
So — als dein Geist im Wahnsinn war verglommen,
Zogst du dahin, woher kein Wiederkommen.

Gebell-Enns burg.

* * *

Im Zauberbann.

Dem Wasser zu schwebt die Libelle;
Die Motte lockt der Schein des Lichts!
Die erste stirbt beim Spiel der Welle,
Die and're flammt, zerstäubt, in Nichts!

So glüht und lockt, im frevlen Spiel
Manch menschlich Aug' dämonenhaft!
Bis das ersehnte Opfer fiel,
Gebannt, von düstrer Zaubermacht!

Irma Braska.

* * *

Viel Burschen vor dem Fenster.

(Im Volkston.)

Viel Burschen vor dem Fenster,
Mein Schatz ist nicht dabei!
Ich hab' ihn müssen begraben,
Das wissen alle Raben
Und machen ein groß Geschrei.

Was hast du ihn gefangen,
Du böser Landgendarm?
Hundert gelbe Gulden
Das war'n sein ganze Schulden.
Der Bauer ward drum nicht arm!

Und hätt'st du ihn behalten,
Wär er gestorben nicht bald!
Du hast ihn frei gelassen,
Da gieng er von der Straßen
In den tiefen, tiefen Wald.

Ach, hätt'st du ihn behalten,
Wär' er gesund und roth! —
Die Buchen hiengen so niedrig,
Und war ein Duft, so widrig,
Und war ein Duft wie der Tod.

Und da, nach vielen Tagen,
Die Raben schrien sehr,
Da haben sie ihn gefunden
Und haben ihn abgebunden. —
Hab keinen Schatz nicht mehr!

F. A. Bunzendahl.

* * *

Wenn zwei sich lieben...

Wenn zwei sich lieben
Unwandelbar,
So sendet der Himmel
Ein Engelpaar.

Das geht mit ihnen
Auf Schritt und Tritt
Und pflückt ihnen Blumen
Und singt ein Lied.

Es schirmt die beiden
Vor Sturm und Frost,
In Leid und Wonne,
Und würzt die Kost.

Er weiht die Stunden,
Getreu es wacht, —
Der Friede des Himmels
Im Aug' ihm lacht.

Wir kennen die Engel
Und lieben sie;
Sie heißen: die Treue
Und Poesie!

Theodor Kappstein.

* * *

Der Taufnam'.

Verwichen is der Sepp ins Pfarrhof kumma;
Hat schon im Vorhaus draußt sein Huat a'g'numma,
Aft fahrt er über d' Haar, dann klopft er an,
Er hat a Höllenangst, der arme Mann.
„Was willst denn da?" so fragt' der geistli' Herr.
„O Gott, Hochwürden, dös is a Malheur!
Mei' Wei is heut fruah g'storbn, die guate Seel,
I bitt, a schöne Leich, kost's, was da wöll."
Da nimmt der Pfarrer d' Sterb'Matrik herbei
Und fragt: „Wia war der Taufnam' von dein Wei?"
Der Sepp sagt nix und kratzt si' hinter d' Ohr'n,
In geistli'n Herrn, den packt schon glei' der Zorn.
„Wia hast's denn g'nennt?" hat drauf der Pfarrer g'fragt.
„Ja mein! i' han halt allweil „Alte" g'sagt."

A. Schwarzinger.

Mein kühles Zimmer.

In Wien wohnte ich vor Jahren im Erdgeschosse eines alten klosterähnlichen Hauses. Mein Zimmer war kühl und dunkel. Fast niemals drang ein Sonnenstrahl hinein. Wenn mich im Sommer jemand besuchte, hieß es: Wie kühl, wie angenehm! Und ich war nicht wenig stolz auf mein kühles Zimmer. Es schützte mich gegen alle Qualen des heißen Wiener Sommers.

Draußen schleppten sich die Menschen mühselig in der drückenden Hitze hin; ich blieb daheim in meinem kühlen Zimmer. Im gegenüberliegenden Hause sah ich die Leute Thüren und Fenster öffnen, um die herrschende Schwüle zu mildern; ich verwehrte der warmen Luft den Eintritt in mein kühles Zimmer. Erst abends, wo sich der feuchte Sommernebel über Wien legt, öffnete ich die Fenster; erst abends verließ ich meine Wohnung. Tagsüber blieb ich in meinem kühlen Zimmer.

So lebte ich drei Sommer in der Überzeugung, klüger zu handeln und angenehmer zu wohnen, als viele reichere und unabhängigere Menschen. Der Urlaub war mir kein so dringendes Bedürfnis, wie meinen Berufsgenossen: ich mußte ja nicht so sehr von der Hitze leiden; ich hatte ja mein kühles Zimmer!

Eine Krankheit warf mich aufs Lager. Die Ärzte beriethen sich und sagten: Vor allem muss der Patient transferiert werden. In diesem Zimmer kann er niemals genesen.

Man brachte mich ins Krankenhaus. Dort lag ich lange Monate . . . Als endlich die Genesung kam, und ich zum erstenmal wieder im Freien saß, da sog ich gierig die Strahlen der Sonne, die ich so lange gemieden hatte.

Ich dachte an mein dunkles, kühles Zimmer; es erschien mir düster und kalt.

Dort hast du dich feige versteckt und glaubtest wunder wie klug zu sein, weil du des Sommers Hitze zu vermeiden wußtest!

Die Natur erglänzte im ersten Frühlingsschmuck. Auf der Straße zogen singende Burschen vorüber. Die ganze Welt schien Lust und Fröhlichkeit zu athmen.

Meine Pflegerinnen führten mich ins Krankenzimmer zurück.

Da überkam mich der Gedanke, dass jenes Absondern von der Welt, das uns oft eine Wohlthat scheint, Gefahren in sich berge; dass die Selbstsucht zur Selbstvernichtung führt.

Und ich sagte zu mir: Trage von nun ab willig das allgemeine Leid, auf dass du auch die allgemeinen Freuden mitgenießen kannst!

Mein kühles Zimmer habe ich seitdem nicht mehr bewohnt.

Gerhard Ramberg.

Die Einen und die Andern,

oder die Hosen des Herrn von Mephisto.

Was muss doch unser im Kern so tüchtiges, wackeres deutsches Volk von seinen „Führern“ alles über sich ergehen lassen! Da arbeiten die einen mit heißem Bemühen an der Heranziehung eines Geschlechtes, dem Saft und Kraft schon im frühesten Kindesalter gewaltsam ausgepreßt werden, das nur noch platteste Nützlichkeitserwägungen, beileibe aber keinen Aufschwung der Phantasie über die nüchternste „vernünftige“ Alltäglichkeit kennen darf! Und doch ist die Phantasie die Grundkraft alles menschlichen Schaffens, Bildens, Gestaltens, die Voraussetzung jeder höheren geistigen Bethätigung, nicht nur jedes künstlerischen,

oudern auch jedes wissenschaftlichen und politischen Höherstrebens. Haben sich die neunmalklugen Pädagogen der Socialdemokratie niemals die Frage vorgelegt, ob denn ein ausgedörrtes, phantasieloses, lendenlahmes Geschlecht, wie sie es geflissentlich heranziehen wollen, auch nur noch fähig sein wird, seine eigenen Kämpfe erfolgreich auszufechten? Werden solche geistigen Mäßigkeitsvereinler und Vernünftigkeitsfexe sich überhaupt noch für irgend ein Ideal begeistern können, das nicht den einzig „vernünftigen" Beweis sofortiger Zahlungsfähigkeit erbringen kann? — Das sind die einen Extremen. Und die andern? Sie, die die Großthaten des deutschen Geistes und seine Helden in ihrem blindwüthigen Eiferwahn, ihrer tiefinneren Unbildung und Roheit in den Straßenkoth werfen, die Goethe'sche Werke „auf den Scheiterhaufen oder Schindanger" wünschen und in ihnen „das Grunzen des Thieres" vernehmen? Es muß das wohl die „innere Stimme" des Hörers gewesen sein! Und bei diesem Ergusse eines als literarische Autorität geltenden Jesuitenpaters wird gewissen gesinnungsverwandten Blättern „ganz kannibalisch wohl, als wie fünfhundert Säuen", und wir sind uns wenigstens nicht mehr im Zweifel darüber, woher das „Grunzen" stammt: „Wenn uns das Gift und der Schmutz des Unglaubens und der Unsittlichkeit in goldenem fein ciseliertem Pokale dargeboten werden — und das ist bei Goethe der Fall, der seine neuheidnischen Lehren in herrliche Formen gezogen hat — dann weisen wir, angeekelt, Gefäß sammt Inhalt weit von uns weg."

Das heiße, faustische Ringen des Menschen nach der höchsten Erkenntnis, seine Sehnsucht, den Unfaßbaren zu fassen, den Unbegreiflichen zu begreifen, das enge Ich zur Aufnahme des Allwaltenden und Allgütigen zu erweitern, den Kampf Jakobs mit dem Engel des Herrn —: dafür haben jene Leute nur das eine trockene, liebloße, harte, in alle Ewigkeit verdammende: „Unglauben". Die Freude an der Natur, das Entzücken der doch auch von Gott geschaffenen und dem Menschen zum Gebrauch verliehenen Sinne an der herrlichen Welt der Farben, Formen und Gestalten, das ist ihnen „Gift" und „Schmutz" und „Unsittlichkeit". Daß die reinste Keuschheit die nackte ist, daß die höchste Kunst naiv ist, wie Adam und Eva vor dem Sündenfalle, das geht über ihr Begriffs- und Vorstellungsvermögen hinaus. Für sie sind Nacktheit und Keuschheit unversöhnliche Gegensätze, und läge es in ihrer Macht, sie ließen die kleinen Mädchen in Unterröcklein und die Knaben in Badehosen zur Welt kommen. In ihren Zwangsvorstellungen sind sie außer stande, ein nacktes Kunstwerk ohne unsaubere Nebengedanken zu betrachten. Vorstellungen, die dem schaffenden Künstler, wie sein Werk beweist, nie in den Sinn gekommen sind, werden von ihnen künstlich hineingetragen, werden dem unbefangenen Beschauer durch ihre „Warnungen" und „sittlichen Bemühungen" erst suggeriert. Der entblößte Mutterbusen der das Jesuskind nährenden Madonna, der „hohen Himmelskönigin" (Rembrandt), erweckt in ihnen Vorstellungsmöglichkeiten, auf die sonst kein vernünftiger, normaler Mensch verfallen wäre. Denn wären solche Vorstellungsmöglichkeiten nicht in ihrer eigenen Phantasie thätig, wie kämen sie sonst dazu, sie bei anderen vorauszusetzen? Was nützt wohl bei derart entwickelter und gerichteter Phantasie die Bekleidung? Durch sie hindurch sieht diese Phantasie doch den nackten Körper. Und das ist die wahre Unkeuschheit, nicht das Nackte an sich. Das kann nie unkeusch sein, wohl aber der Blick, mit dem es betrachtet wird.

„Gefäß und Inhalt" der herrlichsten Geistesschöpfungen, deren Dasein ohne Mitwirkung göttlicher Gnadenkräfte ganz unbegreiflich wäre — so hoch ragen sie über den Durchschnitt menschlichen Wachsthums hinaus — „Gefäß und Inhalt" weisen sie „mit Ekel zurück". Daß darin auch der „Faust" mitinbegriffen ist, wird von Pater Kreiten durch den unsagbar lächerlichen Hinweis auf die „Un-

anständigkeit" des — Mephisto (!!) ganz ausdrücklich bestätigt. Ja wirklich, selbst dem leibhaftigen „Junker Satan" möchte das Völkchen die moralischen Hosen anziehen, und „spürt" doch nicht, dass er es schon „beim Kragen hat". Holen darf er die Leute schon, nur muss dies auf „anständige" Weise geschehen und nicht mit Verletzung des Schamgefühls. „Die Cultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf den Teufel sich erstreckt!" („Thürmer.")

Die Armensünder-Bank.

Die eine Anrempelung des „Grazer Volksblatt" vom 25. Mai war noch nicht quittiert, als schon die nächste folgte. Diese war keine halbversteckte Verdächtigung, vielmehr eine offene Anklage. Es kommen denn doch mit der Zeit alle meine Niederträchtigkeiten zutage. Nur bin ich jeden Tag ein anderer Sünder. Vorgestern war ich ein alles Gute verhöhnender Schneidergeselle, gestern war ich ein Gottesläst'rer, heute bin ich ein Freimaurer — was ich morgen sein werde? Wir wollen es abwarten.

So soll nun hier eine ständige Armensünder-Bank eingerichtet werden, auf welcher ich die Anklagen erwarte und mich, so gut es halt geht, in gebührender Demuth vertheidigen werde. Ich stehe vor einer Art Vehmgericht. Meine Ankläger haben schwarze Larven im Gesicht. Auch der Freimaurerkläger ist wieder so ein „eingesendeter" Anonymus. Während ich mit meinem armen, kleinen Persönlein ganz ungedeckt dastehe, sind sie mit hundert Hüllen vermummt und mit tausend Privilegien geschützt. Doch ist es mir allen Ernstes erwünscht, mit meinen Gegnern mich manchmal etwas näher auseinanderzusetzen.

Die Anklage des „Grazer Volksblatt vom 18. Juni lautet wie folgt:

„Ist Rosegger ein Freimaurer? Rosegger fördert die Ziele der Maurer, ob er nun in den Bund eingeschrieben ist oder nicht. Es ist bekannt, wie der ehemalige Schneidergehilfe academisch gebildeten Katecheten Vorschriften und Belehrungen über den Religionsunterricht geben wollte. Es ist in allgemeiner Erinnerung, wie er in ‚Schule und Haus' unter der Maske eines Dorfpfarrers, der an seinen Bruder, den Consistorialrath, schreibt, gegen den Liechtenstein'schen Schulantrag auftrat. Es muss jüngeren Herren, die Rosegger zu wenig kennen und ihn wegen einiger wirklich schönen Schriften verhimmeln, in Erinnerung gebracht werden, wie die Freimaurer am 21. April 1889 zu Ehren Roseggers eine Kneipe hielten. Alle Kenner seiner Schriften wissen, wie verächtlich er die katholischen Priester behandelt, die ihn sozusagen aufgepappelt haben.

‚Der Pfarrer am Altar berechnete, was bei der Trauung des Großbauern wohl für ihn abfallen könnte.' (Höhenfeuer 289.)

‚Der Pfarrer wollte eine bessere Stelle und beim Bischof ein Bildl sich einlegen mit dem Bußtag.' (Seite 158.)

‚Die Jesuiten legten den Samen zu vielen Tugenden, aber auch den der Frömmelei, der Unduldsamkeit, der Verachtung gegen Schule und Fortschritt, selbst gegen Eisenbahn, Telegraph' u. s. w. (Seite 115.)

‚Am Scheitel war eine runde Glatze ausgeschnitten, weil die Regel durch solche weiße Scheibchen den Heiligenschein andeuten will' u. s. w.

Seine religiöse Gesinnung zeigt sich aus folgenden Citaten:

‚Beten sie ein ‚Vaterunser' oder ein ‚Schnadahüpfl". — ‚Schon als Kind von zehn Jahren kamen mir Zweifel bei den Worten: ‚Den du o Jungfrau vom heil. Geiste empfangen hast." — ‚Die Bibel ist das Buch, wo die uralten Träume der Menschheit geschrieben sind.' (Feierabende 443.)

Sein ‚Josef der Zweite' verhöhnt den heil. Josef nach echter Maurerart. Die Consequenzen für Volksbibliotheken ergeben sich von selbst."

Nun also, da haben wir's. Freimaurer! prrr! — Ich kenne sie zwar nicht, diese Freimaurer, aber es müssen schlechte Leute sein. Nach dem „Grazer Volksblatt" ist der Freimaurer ein Mensch, der die Katecheten bittet, den Kindern das Evangelium Jesu recht eindringlich zu verkünden und der darauf hinzuwirken sucht, dass unsere Volksschule durchaus christlich sei, aber nicht ganz den Ultramontanen ausgeliefert werde. Vor einem solchen Verführer müssen besonders die jungen Geistlichen gewarnt werden, die ihn sonst wegen seiner „schönen Schriften verhimmeln" könnten. Man muss es denen auch so darstellen, als ob der Mann „unter der Maske eines Dorfpfarrers" die Leser hätte täuschen wollen, während der nette Herr Einsender doch recht gut weiß, dass unter dem bewussten Aufsatz gegen den Liechtenstein'schen Schulantrag mein voller Name gestanden hat!

Eine weitere Niederträchtigkeit von mir ist es nach dem anonymen Ankläger, dass am 21. April 1889 die Freimaurer mir zu Ehren eine Kneipe gehalten hätten. Ich weiß zwar nichts davon und bedauere, dass die Herren Freimaurer mich nicht dazu eingeladen haben.

Und nun kommt etwas Hübsches. Es kommt in der gegenwärtigen Anklage die unvergleichliche Behauptung: „Alle Kenner seiner Schriften wissen, wie verächtlich er die katholischen Priester behandelt, die ihn so zu sagen aufgepappelt haben!" Darum unvergleichlich, weil ich selbst im „Grazer Volksblatt" bisher noch keine so impertinente Doppellüge gefunden habe! Ich behandle die katholischen Priester verächtlich! Was sagen die Kenner meiner Schriften dazu? Will denn dieser „Einsender" in der Tarnkappe die katholischen Priester mit gewissen menschlichen Fehlern identificieren? Solche Fehler behandle ich bei allen Menschen „verächtlich", also natürlich auch beim katholischen Priester. Wenn ich einmal ein besoffenes Schwein als solches bezeichnet haben würde, so wäre das in Ordnung. Aber der versteckte Herr soll mir auch nur einen Fall nachweisen, wo ich einen Priester verächtlich behandle, seines Priesterthums wegen!

Und dann — ich von Priestern aufgepappelt!

Es sei mir eine kleine Rückerinnerung gestattet.

Meine Mutter ist jahrelang an manchem Sonntage in der Gegend umhergegangen, von Pfarrhof zu Pfarrhof, bittend, es möchte sich ein guter Herr annehmen um ein armes Bübel, das gerne in die Studie gehen möchte. „Wenn kein Geld da ist", hat's geheißen, „so läßt sich nichts machen". Nun, das wird ja auch wahr gewesen sein. Als später ein Mann, der kein Priester war, sich meiner angenommen hat, als in den Blättern ein freier Schulplatz gesucht wurde, hat sich kein katholisches Lyceum und kein geistliches Seminar gerührt. Einer aber war doch, der mich endlich in einer Lehranstalt untergebracht hatte, thatsächlich, ein Geistlicher war's, aber er hieß — Rudolf Falb! Als hernach mein erstes Büchlein in die Welt gieng, mit harmlosen Schwänken und Vierzeiligen, wie ich sie aus dem Geiste unseres Volkes mitgebracht hatte, da haben alle Blätter mich ermuthigt, nur clericale Zeitungen haben gegen mich Stellung genommen. Aber nicht etwa wegen des schlechten Büchleins, als vielmehr, weil ich der Schützling freisinniger Männer geworden war. Und seither hat sich ihre Feindseligkeit fast ununterbrochen glänzend bewährt. Dass dadurch meine Sympathie für jene Presse nicht gesteigert worden ist, wird man natülich finden. Dass ich nachher die Herren manchmal sogar ein wenig gereizt habe, wird bei einem heiteren, schalkhaften Burschen auch nicht groß wunder nehmen. Allmählich wurde es ernster, ich hatte ein offenes Auge für das Leben, sagte was ich sah und dachte, sie fühlten sich getroffen und konnten mir nicht an. Sie wurden immer giftiger, suchten mir zu schaden und hätten mich unterdrückt, vernichtet, wenn es möglich gewesen wäre. —

So sieht es aus mit der „Aufpappelung!"

Ich habe mich zu hüten gesucht vor Verbitterung und Ungerechtigkeit, habe einen markigen Strich gezogen zwischen einer solchen Agitation und der Geistlichkeit und habe mir gedacht: Der Priesterstand als solcher kann nichts dafür und ist mit einer schlechten Parteipresse wohl selber nicht einverstanden. —

Und nun kommen die Verbrechen in meinem Buche „Höhenfeuer" an die Reihe. Der Pfarrer berechnete seine Trauungsgebüren. Ist das etwas Schlechtes? Nein — denn das „Volksblatt" berechnete viele Monate lang die Stolagebüren, als sie in Gefahr standen. Aber jener Pfarrer berechnete sie *am Altare*! Er that also nichts Schlechtes, sondern nur was an heiliger Stelle Ungebürliches. Es mangelte an Andacht. Kann das in der Kirche nicht jedem von uns passieren? — Dann, dass dem Pfarrer auf Seite 158 eine Beförderung im Kopfe lag! Kommt das nicht vor? Das kommt nicht bloß auf Seite 158 vor, sondern schon auf allen Seiten der Welt, hüben und drüben. Selbst die Redacteure des „Grazer Volksblatt" dürften sich manchmal nach einem noch würdigeren Posten sehnen. —

Dass ich die Jesuiten als schul- und fortschrittsfeindlich bezeichnete, ist allerdings ein unerhörter Irrthum. Verzeihe, liebes „Volksblatt", dass ich mich in diesem Punkte nicht vertheidige. Es ist ein alter Kniff der Angeklagten, dass sie ihre hochmögenden Gegner an deren empfindlichsten Stellen schonen. — Hingegen musst du mir den Spass von der Glatze stehen lassen, schau, der freut mich! Ist ein Andenken. Hab' ihn von einem gemüthlichen alten Herrn. Der Pfarrer zu Ratten. Gott habe ihn selig! Der trank gerne manchmal ein Seitel Wein, aber nie mehr, als eins, wurde aber allemal lustig dabei. Seine Stirne war freilich schon so hoch, dass sie weit hinter den Scheitel zurückgieng, da fuhr er denn manchmal mit der Hand darüber und sagte lachend: „Das ist halt einstweilen der Heiligenschein." Wir hatten den alten Herrn überaus lieb, weil er bei seiner wahren Frömmigkeit auch einen Spass verstand. — Arglos, wie ich war, hatte ich manches, was mir damals im Leben so unterkam, aufgeschrieben und drucken lassen. Und das hätte ich nicht thun sollen, ich sehe es heute ein. Das, was aus dem Volke ist, wird im Volke zwar kaum viel Ärgernis erregen, aber die henchlerischen Gegner finden daran willkommenen Anlass, mich schlecht zu machen.

Woher der Berichterstatter die Stelle vom Vaterunser und dem Schnaderhüpfel hat, weiß ich im Augenblicke nicht, denn er verschweigt die Quelle. Jedenfalls ist es ein aus dem Zusammenhange gerissener und undeuteter Satz. Denn, dass ich das Vaterunser nicht verspotten wollte, so weit kann ich mich auf mich verlassen. Gelegentlich sollst du mein liebes „Volksblatt" hören, was ich über das Vaterunser als solches und seine unglaubliche Verballhornung durch das unendliche Lippengebet denke. — Über das ferner von dir angezogene Dogma wollen wir auf Zehenspitzen hinweg-eilen. „Den ehrlichen Zweifler hat Gott lieb!" schrieb mir einmal die Königin Elisabeth von Rumänien, im Gegensatz zu jenen Pharisäern, die das Gottsuchen längst aufgegeben haben, weil sie vermeinen, allein ihn steinpumpenfest gepachtet zu haben. — Dann meine Bemerkung von „der Bibel uralten Träumen der Menschheit!" Dieser Satz ist mit dummem Kopf und plumper Hand aus einer Situation gerissen worden, deren Stimmung er völlig entspricht. Von poetischen Ausdrucksformen hat dieser Kritikaster wohl keinen Dunst. Nach solchen Deutelungen, wie er sie prakticiert, wären in der Bibel selbst tausendmal mehr Blasphemien zu finden, als in allen meinen Büchern zusammen.

Damit aber der Denunciant nicht ganz mit Schand und Spott abziehen muss, sei zugegeben, dass ich in Stückchen, wie „Sanct Josef der Zweite" zu weit gegangen bin. Derlei ist unter dem Eindrucke übertriebener Dogmenbetonung der Culturkampf-jahre unbedacht niedergeschrieben worden und wird in künftigen Ausgaben weggelassen.

Ich frage dich, mein liebes „Volksblatt“, nur um eines: Warum reitest du immer auf meinen ersten, unreifsten Producten herum? Warum sprichst du nicht über die neuen? Denn — gestehe es nur ein — meine neuen Schriften sind dir weitaus unangenehmer, als die alten, aber du findest in ihnen keine rechten Angriffspunkte. Sie streben mit Außerachtung des Nebensächlichen dem positiven Christenthume zu — nicht den trennenden Kirchen-Principien, sondern der einigenden Jesuslehre im Worte und im Leben. — Und darum, darum muſs dieser Autor discreditiert werden.

Nun, liebes „Volksblatt“, thue halt, was du thun muſst, aber — diligite veritatem, filiam dei!

Peter Rosegger.

(Wird, wenn nöthig, fortgesetzt.)

Bücher.

Unter zwei Sonnen. Von Anton Renk. München. A. Schupp.)

Jungtirol regt die Flügel. Franz Kranawitter warf den „M. Gaismair“ auf den Markt, ein Trauerspiel voll Kraft und Charakter, wenn auch nicht von fingerfertiger Routine. Es spielt in der Zeit des Tiroler Bauernkrieges: unser modernes Drama will nicht mehr heroisch, sondern social sein, das gilt auch vom Werke unseres derben Nassereiters. Hinein gehörte auch noch der Erzherzog, man begreift, warum ihn der Dichter zwar am Schlusse nennt, aber nicht persönlich einführt. Wir leben ja in Österreich! — Dann Arthur v. Wallpach; in seinen Adern rollt heiſses, sinnliches Blut, da ist nichts conventionell, nichts schablonenartig wie bei so manchen Dichtern der jüngsten Vergangenheit. Endlich Anton Renk. Wir führen nur diese drei vor, — ja warum denn nur sie? — Eben weil sie neulich in unserem clericalen Blatte zusammen angestunken wurden, — auch ich, ich gehöre ja mit achtzig Jahren noch immer zu den Jungen: ein sauberer Bierklee!

Nun zu Anton Renk. Wir kennen ein kleines Bändchen „Ranken“ von ihm, auch verschiedene Prosaaufsätze, darunter manches Gute, aber mit einer eigenthümlichen Physiognomie tritt er uns erst in dem oben angeführten Buche entgegen.

Wir Deutsche sind Pedanten, wir wollen alles ästhetisch einschachteln und classificieren, hier kommen wir aber in Verlegenheit. Wie die bildenden Künste, zeigt auch die Poesie zwei Ströme; — entlehnen wir von jenen frischweg die Bezeichnung: plastisch und malerisch. Beides ist in seiner Art berechtigt. Renk ist nun ein prächtiger Colorist. Sollen wir den Ausdruck lyrische Verse oder lyrische Phantasien, oder — weiß Gott was anwenden? Ein Beispiel gilt mehr als Worte. Er ist Lehrer in einer höheren Töchterschule. „Meine Mädchen hatten helle Blousen an und trugen Rosen oder Maiglöckchen: kleiner leise redender Frühlingszauber! kleine, kleine Frühlingssünden! — Ja fast wie lockende Frühlingssünden zogen die Düfte zu mir und den jungen Mädchen ins Schulzimmer herein. Die jungen Mädchen hatten ihre Augen auch gerne draußen im funkelnden Frühling und brachten der Literaturstunde herzlich wenig Aufmerksamkeit entgegen. Ich ließ sie gewähren; sollte denn ich, ich der Schulmeister, mit dem allmächtigen Frühling in den Kampf treten um junge Mädchenseelen? Das war wohl aussichtslos. Was wollte ich mit meinen schwarzen, kalten, todten Buchstaben, welche die Poesie vermitteln sollten, wenn der Frühling Jasmin, Rosen, Flieder, Goldammern, Pfauenaugen und Sonnenstrahlen hat, ihre lieblichsten Geheimnisse zu erläutern. Jetzt kam gar ein Besuch herein aus dem Sonnenreich, ein goldgelber Citronenfalter, der zuerst den Versuch machte, auf Pias dunklem Haar sich niederzulassen, dann zum Christusskreuze an der Wand emporschwebte, es umkreiste und endlich in die Ecke huschte, wo ein unheimlicher Gast aus der Anatomiestunde fühllos in den Frühling stierte: ein Todtengerippe.“

Nun der Gegensatz. „Da klopfte es laut und hart an die Thüre. Ein Schrecken zuckte über die Gesichter der jungen Mädchen: der Inspector kommt! — Er tritt ein: Ein sehr alter und magerer Mann. Er war blass, seine Augen lagen tief in den Höhlen. Er war vollständig rasiert, und die wenigen ganz weißen Haare, die er noch besaß, stachen kaum von der Bläße der Stirne ab. Er stellte den Cylinderhut auf einen Stuhl und nahm der

Luise das Lesebuch aus der Hand." — Das ist doch poetisch gefühlt!

Eingestreut sind in die Prosa, wenn man diese überquellenden Zeilen so nennen darf, allerlei lyrische Intermezzos: manche echte Perlen neu und in neuer Fassung. Hie und da eine kleine Correctur? — Das sind Flausen eines Schulmeisters!

„Das war in der Septembernacht
Ein Licht-in-einander-fließen!
Mir war, als wollte sich die Pracht
Der Lebensblume mir erschließen,
Als ob der Gott für dich und mich
Die Weltensatzung schriebe,
Die Seele sagte feierlich
Das Gotteswort: ich liebe!"

Und so weiter S. 94, 162. Und so weiter! Es gibt jedoch schöne, sehr schöne, seelenvolle Bücher, die der Dichter nur einmal schaffen darf. Wir könnten manche nennen, nicht gerade viele. Dazu gehört auch Renks „Unter zwei Sonnen". Täuschen wir uns vielleicht, wenn wir meinen, daß das „Album und Nocturno" bereits wegbleiben könnten?

Adolf Pichler.

Barwies, am 3. Juli 1899.

Kirchenreform! „Der Schneidergeselle!" heißt es, wenn ich manchmal mit blutendem Herzen, vom Gewissen getrieben, auftreten muß gegen gewisse Krebsschäden des Ultramontanismus. „Der Schneidergeselle, der nichts gelernt hat, der's nicht besser versteht, der sich nicht in Sachen mischen soll, die ihn nichts angehen." Gesetzt den Fall nun, ich wäre ein Schneidergeselle, oder je einer gewesen, so müßte mich trotzdem die katholische Kirche, die mein ganzes Leben umspannt, beeinflußt von der Wiege bis zum Grabe, etwas angehen. Und wenn der Clerus ununterbrochen durch Katechismus, Christenlehre, Predigt, Beichtstuhl, Gebet und Erbauungsbücher und durch seine Journalistik das Volk erleuchtet, so müßte doch selbst ein Schneidergeselle, wenn er anders von solchen Mitteln fleißigen Gebrauch macht, manchmal ein bißchen mitreden können — oder der ganze Unterricht war nichts wert.

Nun bin ich aber kein Schneidergeselle, für den ein hochmüthiges Nasenrümpfen eine so bequeme Abfertigung wäre, wenn man anders nicht gegen ihn aufkommt; sondern ich bin ein Volksschriftsteller, der sich einigermaßen im Lande umgesehen hat und dem das Wohl und Wehe der Menschen nahe geht. Diesem Schriftsteller fällt es allerdings nicht im Traume ein, die katholische Kirche anzugreifen, vielmehr hat er ihre Vorzüge stets zu verherrlichen gesucht. Aber den vor aller Welt offen daliegenden Krebsschäden tritt er manchmal mit einem Freimuth entgegen, der den Herren nicht gefällt. „Der Schneidergesell versteht's nicht besser."

Nun tritt aber ein Mann auf, der's besser versteht. Dieser ist Doctor der Philosophie, hat Theologie studiert, ist katholischer Priester. Und dieser Mann schreibt ein Buch, in welchem er die bewußten Krebsschäden ebenso freimüthig tadelt und verurtheilt, als ich, nur ungleich schärfer und rücksichtsloser.

Der „Heimgarten", Jännerheft 1899, hat unter der Überschrift: „Zwei gegnerische Kirchen" ein Buch besprochen und citiert, von dem jetzt auch der zweite Theil erschienen ist. „Der Reformkatholicismus", für die Gebildeten aller Bekenntnisse dargestellt von Dr. Josef Müller in Würzburg. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1899).

Die Erkenntnis der Schäden ist halber Weg zur Heilung, darum halte ich es im Interesse der katholischen Kirche für gut, wenn solche Werke besonders von dem Clerus gelesen und beherzigt werden.

Allerdings behandelt der geistliche Verfasser seinen Stoff mehr negativ, er bespricht in seinem „Reformkatholicismus" (zweiten Theil) vorwiegend den nicht reformierten Katholicismus. Er führt mit Belegen und Beispielen in glänzender Dialectik vor die Schäden des Clerus, die Auswahl und Heranbildung desselben und seine Wirksamkeit. Er spricht von der unwürdigen und thatsächlich bettelarmen Stellung des niederen Clerus zu den Oberen (ein besonders interessantes Capitel), von der Bezahlung des Geistlichen, von dem politischen Katholicismus und seinem Verhältnis zur Schule, von den geistlichen Orden und besonders von den Jesuiten. Was da von diesem Weltpriester über die Jesuitenmoral gesagt wird, möchte ich nicht nacherzählen. Der Verfasser wird allerdings seine Quellen haben, allein mir fehlt der Glaube.

Ich kann allen Ernstes nicht glauben, daß eine solche Niedertracht unter religiösem Deckmantel möglich ist. — Wahre Offenbarungen, die dem Laien sonst verborgen zu bleiben pflegen, enthält der Aufsatz „der Index". Meine gelegentliche Äußerung, daß bald auch das Evangelium auf den Index gesetzt werden würde, ist als „Witz" viel belacht worden. Man lese nun, was Dr. Müller über das kirchliche Bibelverbot schreibt, und das Lachen wird schon vergehen!

Der Verfasser fordert vor allem — und gewiß im Namen Unzähliger — daß die Kirche (unbeschadet ihres religiösen Bereiches) endlich auch der Zeit, ihren Fortschritten und ihrem modernen Geistesleben Rechnung trage, wenn sie sich nicht allmählich ganz isolieren will. Er fordert, daß sie sich verinnerliche und zum Geiste des Evangeliums zurückkehre — einem Geiste, nach dem die Welt wieder zu dürsten beginnt, der wohl mit der Scholastik im Widerspruche steht, nicht aber mit den lebendigen Wissenschaften und den ebenso lebendigen Sittlichkeitsbegriffen.

Die Kirche will doch auch die Gebildeten, die Kinder unserer Zeit, besser und glücklicher machen. Da müssen sich ihre ausübenden Organe allerdings ganz anders verhalten, als bisher.

Mit Feuer und Eisen schneidet der muthige Verfasser ins kranke Fleisch, und die katholische Kirche liebt er trotzdem, wie das Kind seine Mutter. Denn er hofft Reform. Zwar gesteht der Verfasser selbst, dass er Dinge sich vollziehen sieht, die seine Hoffnung herabdrücken, und dennoch hofft er. Es ergeht ihm wohl, wie Tausenden, denen es kaum möglich erscheint, diese uralte, uns so vielfach in Leib und Seele übergegangene Institution aufzugeben, sofehr Überzeugung und Gewissen manchmal dagegen sprechen mögen. Sie hoffen, die Kirche wird sich reformieren!

Wenn sie sich aber nicht reformiert? Werden wir morgen das wieder schweigend hinnehmen können, was wir heute mit Leidenschaft öffentlich tadeln mussten?

Wunder nimmt es mich nur, dass der Verfasser, dieser glühende Freund einer reformierten Kirche, so heftig Stellung nimmt gegen den Protestantismus. Und das thut er in seinem letzten Capitel „Ausblick". Er muss es doch selber sehen, wie nahe seine reformierte katholische Kirche dem Evangelismus kommt. Das, was noch bleibt, die Sacramente, die Muttergottes- und Heiligenverehrung u. s. w., sind heute kaum mehr das Umstrittene, mancher Protestant sehnt sich feierlich nach Mystik und glänzender Liturgie; die christlichen Kirchen könnten sich auf halbem Wege treffen. Eine solche Verständigung, eine Versöhnung! Wäre das bei so vielem gutem Willen, der doch vorhanden ist, denn gar so unmöglich? Ist doch hüben wie drüben der Weinberg des Herrn.

Allein anstatt die Hügel abzutragen und die Schluchten auszufüllen, sind manche Kirchen immer noch lebhaft bestrebt, sich feindselig von den anderen abzuschließen und alle Wege zur Verständigung zu zerstören. Wir aber dürsten nach Duldsamkeit und Liebe, nach Gemeinsamkeit des Heiles.

Wenn ich als Katholik wirklich in den Himmel kommen sollte, so möchte ich nicht allein drin sitzen. Ich möchte meine Blutsverwandten, mein Volk (auch das jenseits des Erz- und Riesengebirges) neben mir haben, und wo möglich die ganze Menschheit.

Rosegger.

Goethes Werke. In einer Auswahl herausgegeben von Heinrich Düntzer. Ein Band Lexikon-Octav. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Hier werden die Hauptwerke des Dichterheroen in einem Bande und zu einem Preise dargeboten, der als geradezu einzig im deutschen Buchhandel erscheint. Wir finden hier alle Werke beisammen, durch die Goethe mächtig auf seine Zeit, wie auf die Nachwelt gewirkt, worin er dauernde Kunstwerke geschaffen hat. Zu den Gedichten, die fast vollständig aufgenommen sind, gesellen sich der West-östliche Diwan, die Sprüche und Xenien, die Epen „Hermann und Dorothea" und „Reineke Fuchs". Ebenso sind die Dramen sämmtlich vorhanden, an die sich die Prosaschriften anschließen: „Leiden des jungen Werther", „Wilhelm Meister", „Wahlverwandtschaften", „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter", „Novellen" und „Aus meinem Leben" (Wahrheit und Dichtung). Dem Bande vorausgeschickt ist eine Würdigung von Goethes Leben und Schaffen, und besondere Anerkennung verdient es, dass dem Inhaltsverzeichnis Angaben über Art und Entstehung der einzelnen Schriften beigefügt sind. Ein würdigeres Denkmal zum hundertfünfzigjährigen Geburtstage kann dem Altmeister deutscher Dichtkunst kaum errichtet werden, als mit seinen eigenen Schriften, mit dem „Goethe für das Volk". V.

Jesus als Volksmann. Von Friedrich Naumann. (Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht.)

Eine Schrift, an der sogar die Socialdemokraten Freude haben können. Mich wundert es schon lange, dass diese nicht längst die Fahne Jesu vorantragen, sie finden keinen mehr, der so gewaltig für ihre Sache gewirkt hat und immer noch wirkt. Das zeigt Naumann unter besonderer Hervorkehrung jener Stellen der Jesuslehre, die sich auf die Armen und Unterdrückten beziehen. M.

Es sei hier auf das seit kurzem in Innsbruck erscheinende Tiroler Witzblatt **„Der Scherer"** hingewiesen. Herausgeber Karl Habermann. „Der Scherer" ist derzeit das literarisch wertvollste Witzblatt Österreichs, ein jugendlicher Kämpfer für Freiheit und Deutschthum gegen alles Rückständige, Überlebte und Volksfremde. V.

Über den Kampf der Humanität gegen die Schrecken des Krieges. Von Professor Friedrich von Esmarch. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Mit einem Anhang: Der Samariter auf dem Schlachtfelde. Mit mehreren Abbildungen. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

Einer der Altmeister unserer Chirurgie, der hochverdiente Förderer des Samariterwesens, ergreift in der vorliegenden Schrift das Wort, um den Weg zu zeigen, wie die Schrecken des Krieges sich, wenn auch nicht beseitigen, so doch wesentlich mildern lassen. — Unter dem Titel

„Der Samariter auf dem Schlachtfelde“ gibt der Verfasser als Anhang zu seinem Werkchen eine Skizze aus dem Kriegsleben von 1870/71, aus welcher der Nutzen der Samariterhilfe auf dem Schlachtfelde besser, als aus langen Abhandlungen erhellen dürfte. V.

Obstruction und Patriotismus. Von Dr. Otto Lecher. (Znaim. Fournier & Haberler. 1899.)

Wir werden in Österreich kaum einen zweiten Volksredner haben, der die schweren politischen Fragen so frisch, einfach, klar, witzig und überzeugend darzustellen vermag, als Lecher. M.

Das Hausierwesen in Steiermark. Von Dr. Otto von Zwiedeneck-Südenhorst. (Wien.)

Ein gar beachtenswertes Schriftchen. Es behandelt in fleißiger Zusammenstellung die Verbreitung des Hausiergewerbes, die Kategorien desselben, die Hausierer in socialer Beziehung, die Waren der Hausierhändler, die Absatzverhältnisse, Preis und Concurrenz, Bedeutung des Hausierwesens für die Bevölkerung u. s. w. Die hausierenden Handwerker, als Schuster, Schneider, Weber, die auf „Stör“ gehen, u. s. w. sind nicht miteinbezogen, und mit Recht; diese Leute fühlen sich, als zum Gewerbe-, gleichsam zum Bürgerstand gehörend, gesellschaftlich höheren Ranges, als die Bauern, vollends als etwa die Kesselflicker, „Reiterträger“ u. s. w. Ein Kleidermacher muß schon arg zum Flickschneider herabgesunken sein, wenn er um Arbeit betteln geht von Haus zu Haus. — Der Verfasser plaidiert dafür, daß nur österreichische Staatsbürger für den Hausierhandel Bewilligung erhalten sollen. Die Erscheinungen zeigen, wie berechtigt dieser Wunsch ist. M.

Büchereinlauf.

Das höchste Gut. Schauspiel in vier Aufzügen von Theo Seelmann. (Halle a. S. Kämmerer & Co. 1899.)

Der Fünfzigguldenschein. Erzählung von Renata Pfannschmidt-Beutner. (Berlin. Martin Warnek.)

Späte Sühne. Erzählung von Renata Pfannschmidt-Beutner. (Berlin. Martin Warnek.)

Aus dem Buche des Lebens. Zwei Novellen von E. Thyrnau. (Leipzig. Friedrich Fleischer. 1899.)

Nordböhmische Klänge. Eine Sammlung von Arbeiterdichtungen. Herausgegeben von Heinrich Bartel. (Chemnitz. A. Langer.)

Auf dem Erntegang. Gesammelte Dichtungen von Ernst Victor Bunzendahl. (Berlin. Hermann & Co.)

Aus dem Tagebuch eines Verliebten von Peter Nansen. (Berlin. S. Fischer. 1897.)

Neue Dialectdichtungen. Mair Al., Schnackerlfidel. Lustige Gedichte in oberbayerischer Mundart. (Regensburg. W. Wunderling. 1899.)

Der Entwicklungsgang des Lebens Jesu im Wortlaut der drei ersten Evangelisten vom Beginne des öffentlichen Auftretens bis zum Beginne der Leidensgeschichte. Von Friedrich Nippold. (Hamburg. Lucas Gräfe & Sillem.)

Zur geschichtlichen Würdigung der Religion Jesu. Das Naturbild in den Reden Jesu. — Die psychiatrische Seite der Thätigkeit Jesu. — Engels- und Satansidee Jesu. Abhandlungen von Friedrich Nippold. (Bern. K. J. Wyß. 1891.)

Amtsrichter Burckhalter und seine Briefe an Jeremias Gotthelf. Herausgegeben von G. Joß. (Bern. K. J. Wyß. 1899.)

Aus Heimat und Ferne. Vier Vorträge von Franz Herfurth. (Wien. Carl Graeser. 1898.)

Ein praktischer Fall zu rechtlichen Stellung Confessionsloser in Österreich. Von Fritz Reininghaus. (Graz. Leykam.)

Literaturbilder fin de siecle. Herausgegeben von Anton Breitner. IV. Bändchen. (Leipzig. Robert Baum. 1899.)

Die Noth der Gewerbetreibenden und die Bodenreform. Von Karl Marfels. (Berlin. J. Harrwitz Nachf.)

Die Honterus-Jubelfeier und die sächsischen Vereinstage in Kronstadt. 19. bis 23. August 1898. Festbericht von Professor Lutz Korodi. (Kronstadt. H. Zeidner. 1898.)

Bühne und Welt. Halbmonatsschrift für Theaterwesen, Literatur und Kunst. Reich illustriert. (Berlin. Verlag von „Bühne und Welt“.)

Welchen Wert hat die Bildung für die Arbeiterin? Vortrag von Wally Zepler. (Commissionsverlag der Ersten Wiener Volksbuchhandlung.)

Theoretischer Anarchismus. Von Alfred Clefs. (Monterney. A. Clefs. 1898.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Auf zahlreiche Anfragen von Lesern, ob sie „übertreten“ sollen: Leset das Evangelium und dann fragt euer Gewissen. — Gute Evangelienübersetzungen, katholische wie protestantische, sind in jeder Buchhandlung zu haben. Die vollständige Ausgabe des Neuen Testamentes von Leander van Eß z. B. kostet gebunden — zwölf Kreuzer! Wählet eine ohne viel Commentar. Leset täglich mit Aufmerksamkeit ein paar Capitel, vergleichet die Evangelisten unter einander, denket darüber nach, besprechet euch darüber. Ihr werdet sehen, wie wunderbar dieses unvergleichliche Buch allmählich auf euch wirkt. Erst wenn ihr das Evangelium innehabt, geht an die wichtige Gewissensfrage. Eher nicht! dann wird auch noch der katholische und der protestantische Katechismus verglichen werden müssen. Man tauscht doch nicht „ungeschaut“. R.

Z. O., Peitsch: Der Spruch für die Jubiläumsscheibe in Kindberg lautet:

Die alte Schützenherrlichkeit,
Sie lebt aufs neue,
Das Feuer blitzt, das Pulver schreit
Von Kraft und Treue.
Ein Gleichnis nur ist dieses Spiel
In lerem Schalle,
Und unser Schützen letztes Ziel,
Ihr kennt es alle.
Für Freundesnutz und Feindestrutz
Stets allbereit,
Dem Steirerland zu Schirm und Schutz
In Ewigkeit.

R.

H. K., Pöllau: Morre hat in Bruck a. M. eine Denkbüste aus Erz. So oft der Mann etwas Bedeutendes gesagt hat, haben sie ihn angefeindet oder ausgelacht. Deswegen hat er sich entschlossen, sein weiches Herz unter die Erde zu retten und nur in gefühlloser Erzgestalt unter den Menschen zu bleiben.

Deutsches Kirchenlied. Im Jahre 1885 ist in der Diöcese Seckau eine Verordnung herausgekommen, daß beim Hauptgottesdienste, also beim Amte, bei der Vesper, in den katholischen Kirchen keine deutschen Lieder gesungen werden dürfen. Es soll nur lateinisch gesungen werden — auch auf dem Lande bei den Bauern. Ist diese Verordnung aufgehoben? Das „Grazer Volksblatt“ versichert wiederholt und neuerdings am 11. Juni d. J., daß die „Cäcilianer“ (unser kirchlicher Verein für Musik) sich die Pflege des Kirchenliedes in der Volkssprache sehr angelegen sein lasse. Wir wissen wohl, daß der Cäcilienverein ein deutsches Liederbuch herausgegeben hat mit Gesängen, die unter den vorgeschriebenen Melodien in der Kirche außerhalb des liturgischen Gottesdienstes gesungen werden dürfen. Wir bitten das „Grazer Volksblatt“ nur um deutliche Erklärung, ob diese deutschen Lieder nun auch wieder beim Haupt-, dem sogenannten liturgischen Gottesdienst gesungen werden dürfen oder nicht. Denn gerade der Umstand, daß unsere Muttersprache vom Hauptgottesdienste ausgeschlossen sein soll, hat uns schon vor Jahren gezwungen, zu protestieren. Unsere katholischen Vorfahren haben auch beim Hochamte deutsche Lieder gesungen, wir verlangen also nichts Neues, nichts Unkatholisches.

Z. W., Graz: Die Rede des Herrn R. v. Kralik über „moderne Intelligenz und Katholicismus“ ist in vielfacher Beziehung beherzigenswert und der Kirche ist nur zu gratulieren, wenn sie sich solche Grundsätze zu Herzen nimmt.

K. K., Tröhl: Glücklich, wer so weit ist!

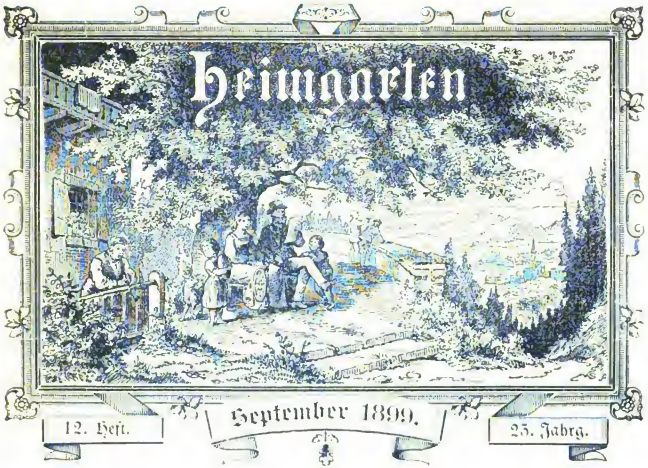
E. Z., Brünn: Erschien in der „Christlichen Welt“, Leipzig.

R. P. Z., Berlin: Mit derlei Beiträgen auf lange Zeit versehen.

Für Grasbergers Greterl von Frau Ida H. 5 fl. eingelaufen.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möglich.

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.



Der singende Schabelwirt.

Ein Sonderbild aus dem Volksleben von **Peter Rosegger.**

Der dicke Schabelwirt in Rusterholz hatte zwei Stimmen, eine im Gemeinderath und die andere auf dem Kirchenchor. Die erstere war so gewichtig, dass sie mit Leichtigkeit ein halb Dutzend Häuslerstimmen in die Luft schnellte; die zweite war so mächtig, dass in der Kirche die Leute sich umwendeten, um diese Stimme nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen. Sie musste wie ein Strick von Bärenhaar aus dem viereckig aufgespreizten Munde des Schabelwirtes hervorgewirbelt kommen. Die Stimme dieses Chorsängers weckte gar viele Scalen in der Menschenbrust; wer sie das erstemal hörte, dem war zum Lachen, wer sie oft hörte, dem war zum Weinen.

Selbst dem Chormeister war zum Weinen. Allein ohne Schabelwirtsgesang in der Kirche gab's keinen Kaffee zum Frühstück. Mehrmals hatte er es versucht und nur solche Messen auf die Pulte gelegt, die ohne Männerstimme gegeben werden konnten. Alsogleich jammerte der Wirt seinen Gästen vor über den Niedergang der Musik und dass der Chormeister Sägespäne im Kopf haben müsse! Ob die menschliche Stimme nicht der Höhepunkt aller Musik wäre — besonders eine schöne

kräftige Männerstimme! Wenn dieser Herr thöricht werde, so müsste man ihm die Zitzen höher halten! — Und dem Chormeister blieb die Milch aus. Des Wirtes Kuhmädel kam des Morgens nicht mehr mit der Zinnkanne, wie sonst, und da fand der Chormeister endlich doch allemal wieder, dass zur würdigen Kirchenmusik auch eine kräftige Männerstimme gehöre. Der Schabelwirt „musste" wieder singen, und das Mädel erschien mit der Zinnkanne.

Kamen Fremde nach Rusterholz, so eiferte sie der Wirt an, doch auch die Kirche zu besuchen, womöglich beim Gottesdienst, es wäre sehr feierlich, besonders mit der Musik wären sie gut bestellt. Der Chormeister hingegen, der sonst auch nicht unchristlich dachte, rieth den Fremden lieber einen Ausflug auf den Schirmberg, oder auf den Rothkofel an, als den Gottesdienst in Rusterholz. Die einheimischen Kirchenbesucher opferten ihre Ohrenpein für die armen Seelen im Fegefeuer auf und so oblag der Schabelwirt ungestört seinem Gesang. Ein halberauschter Zecher wagte eines Tages den Zweifel laut werden zu lassen, ob der Wirt wohl auch alle Noten kenne! Der kam an! Prügel bekam er nach Noten! Da hat er's blau auf weiß! Aber ungarische Schweinetreiber, die eines Tages während der Messe ihre Herde vorbeiführten, machten doch Halt vor der Kirche und der eine lugte zum Thor hinein, ob nicht Hilfe noth thäte. Er schien sich nicht sicher, ob es Gesang oder Nothschrei wäre. — Sollen sich nur beruhigen, die Herren Sauhändler — es ist Gesang!

Auch in dem Jungen steckte es, in Schabelwirts Sohn, dem Damian. Stimme hatte der keine zum Singen, sie gixte. Eine Weile meinte der Chormeister, sie mutiere, bis erst die Mannbarkeit eingetreten, würde die Stimme des Burschen alle anderen Sänger der Erde gründlich ausstechen. Nun war der Junge richtig mannbar geworden, allein die Stimme gixte noch immer, der Chormeister hatte Todesangst. Wenn ihm der auch noch auf den Chor kommt! Er wagte es nicht auszudenken.

„Dem Damian seine Stimme muss geschont werden", sagte er vorbeugend, „wenn sie jetzt einige Jahre lang auf das Sorgfältigste geschont wird, dann können wir einmal etwas Phänomenales erleben!" Einstweilen schlug er dem Burschen vor, geigen zu lernen. Das Geigen aber gefiel dem Alten nicht. „Die Geige ist ein Concurrent der menschlichen Stimme, aber ein ganz unfähiger! Trompetenblasen, *das* ist das richtige. Blech, *das* gibt Musik, Blech, Blech!"

Indessen — ein großes Dorfwirtshaus hat noch andere Aufgaben, als Singen und Trompetenblasen. Man weiß ja doch nicht, *wann* er einmal dazukommt, der Gottesblitz, und das neuerrichtete Thörlwirtshaus da drüben in den Boden zündet! „Der Thörlwirt ist ein hautfalsches Luder! Sein Süßthun mit den Gästen — alles nur

ums Geld! das kennt man. An Süßthun bist ihm nicht gewachsen, Damian!“ So der Schabelwirt, und dann kamen Lehren und Rathschläge.

„Es ist möglich, mein Sohn, dass ich mich einmal vom Geschäfte zurückziehe, um ganz der Musik zu leben. Da musst du wissen, wie man es mit den Gästen macht, dass sie sitzen bleiben. Unser Herrgott, musst bedenken, schickt einem Gastwirt allerhand Kostgänger ins Haus. Wie viel Geld sie da lassen, das ist deine Sache, dass du die Tanzpfeifen hernimmst, wenn junge Leut' kommen, so gescheit wirst wohl selber sein. Dass du sie wegschmeißt, wenn Viehhändler und Hausierer vom Geschäfte reden wollen, na, das wirst auch noch einsehen. Selber musst dich ausspielen, mein Lieber! Thut einer bei seinem Glas Trübsal blasen, so musst dich zu ihm hinsetzen und ihm allerhand vorreden, bis du draufkommst, was ihm ist. Nachher, wenn er mit seinem Anliegen ausrückt, hör' ihm aufmerksam zu, nicke bisweilen mit dem Kopf und schlag mit der Hand immer einmal vor Überraschung oder Entrüstung, oder woran es halt ist, auf den Tisch, damit er sieht, dass du Antheil nimmst und er sein Glas nachfüllen lässt. Überhaupt, bei Gästen, die gern schwatzen, die musst schwatzen lassen und dich aufs Zuhören verlegen — denken kannst dabei, was der will. Merk' dir nur das: hast ein gutes Benehmen, so brauchst keinen guten Wein. Unterhalten sie sich mit dir, ist auch das wohlfeile Gesüff gut. Wird manchmal ein besoffener Patron mgnt, so musst du ihn der andern wegen hinauswerfen, aber ja nicht so, dass er's merkt. Ich hab zu so einem halt allemal gesagt: Geh, sei gescheit, Michel, lass die dummen Leut' dort sitzen, die verstehen keinen Spass. Geh einmal bissel in die frische Luft hinaus. Halt, ich führ' dich, dass du nicht stolperst! — und derweil hab ich ihn hinausgeschoben. So einer hält dich für seinen besten Freund und kommt dir allemal wieder, wenn er Geld hat. Gibt dir aber auch Bockige. Der Riffel-Toni, das ist noch der harbste! Wenn der anhebt zu schimpfen, so muss man alle Stallthüren zusperren, sonst laufen die Vieher davon. Am besten ist's, man schimpft mit. Wenn man ihm hilft, da wird er ehzeit fertig, wenn man ihn löschen will, da zündet er sich erst recht an und schlagt drein. Und so wie du beim Riffel-Toni mitschimpfen musst, so musst beim Krautruben-Barthel mitröhren! Weißt eh, dass der Alte allemal zum flennen anhebt, wenn er einen Rausch hat. Lachst ihn aus, so vertreibst ihn. Wär' ein Unsinn! Der Krautruben-Barthel zahlt allemal fleißig die Zech! So Leut' muss man estimieren! Ist eh ein Kreuz. Wer heut' im Dusel nicht zahlt, zahlt morgen beim Kopfweh noch weniger. Dass man die Tafel mit den Angekreideten an die Wand hängt, wo sie jeder vor der Nase hat, brauch' ich dir wohl nicht zu sagen. Überhaupt wirst du mit der Zeit

selber drauf kommen, wie die Leut' behandelt, gefoppt, gerupft sein wollen. — Ich hab' in den ersten Jahren mit dem Singen die Leut' vertrieben. Und das hab' ich dumm gemacht. Wer so ein Mords-Ochs war und über den Gesang geschimpft hat, den hab' ich hinausgeschmissen, aber anders, als ich es g'rad vorher auseinandergesetzt hab'. Den hab' ich das letztemal gesehen gehabt. Den anderen, den mehr Gebildeten, die eine Musikfreud' gehabt und mir zugehört haben, ist immer einmal ein Maß vom Bessern aufgetischt worden, geschenkterweis. Wie ich aber seh', dass trotzdem einer um den andern bei der Thür hinausschlupft, hab' ich mir gedacht: Die Pölli verstehen nix. Was sollst deine Perlen den Säuen vorschmeißen! und hab' im Wirtshaus das Singen sein lassen. Jawohl, mein Sohn, ein Wirt muss sich aufopfern können für seine Gäst' — wenn er ein Geschäft machen will." —

Man wird nun wohl überzeugt sein von der Großmuth des Schabelwirts. In der Kirche, allerdings, wollte er seine Perlen nicht zurückbehalten; er sei sein Talent dem Herrgott schuldig! war sein Bescheid, wenn er manchmal theilnehmend befragt wurde, warum er sich auf dem Chor so abmühe für nichts und wieder nichts, und hätte doch nur Undank dafür. „Undank ist Künstlerlos!" Diesen Spruch hatte er sich aus einem alten Volkskalender herausgeschrieben, citierte ihn aber nicht oft, weil er überzeugt war, dass seine Stimme wohl von allen Verständigen gewürdigt werde. Nun, und die Unverständigen? Auf die pfeift die Katz, damit sie auch was Musikalisches haben.

Beim Schabelwirt hielt sich zeitweilig ein hinkender Mann auf, der hatte ebenfalls was Musikalisches. Nämlich einen redenden und singenden Kasten. Hielt man sich daran zwei Schläuche an die Ohren, so hörten sich die Stimmen berühmter Redner und Sängerinnen und ganze Musikchöre heraus, wie sie einst in großen Städten und anderswo hineingesprochen, gesungen und gepfiffen worden waren. Diesen Kasten verehrte der Wirt als den größten Künstler der Neuzeit, der — wie er liebenswürdig scherzend sagte — deshalb auch in den Grafenstand erhoben worden sei. Denn es war der Phonograf. Für das Horchen zog der Hinkende Geld ein, nur der Wirt zahlte nichts, leistete dafür jedoch dem Eigenthümer freie Kost und Verpflegung, nur das Getränk musste bezahlt werden. Als der Mann den Schabelwirt einlud, einmal mit seiner phänomenalen Stimme etwas in den Kasten hineinzusingen, gab der Wirt das Lied „In diesen heiligen Hallen" ab. Der Hinkende jedoch that geheimnisvoll und ließ ihn das gesungene Product nicht zurückhören, den er fürchtete für seinen lieben Kasten . . . .

Eines Tages kehrten zwei Herren aus Murstadt beim Schabelwirt ein. Er war sehr artig, ließ vom „Besseren" auftragen, in der Absicht, ihnen nachher etwas vorzusingen. Denn das waren offenbar ge-

bildete Leute. Die Fremden hinwiederum luden ihn ein, mitzutrinken, in der Absicht, ihm dann eine Angelegenheit vorzutragen. Und als sie beiderseits lustig waren, meinte einer der Fremden, ein so wackerer Gastgeber, wie der Schabelwirt in Rusterholz, verdiene, dass er ein Geschäft mache. Sie wollten an einem der nächsten Sonntage seinen großen Tanzboden mit Gästen anfüllen. Sie möchten bei ihm nämlich eine Volksversammlung veranstalten und Reden über den Fortschritt und über die Freiheit halten.

„Ah, meine Herren, seid ihr die Aufklärung?" fragte der Wirt, „hab' schon gehört davon. Thut einer eine Red' reden? Schön, brav! Thu' meinen Tanzboden schon hergeben dazu. Nachher zum Schluss können wir auch was singen — dass es recht lustig wird."

So wurde ein Freidenkertag beschlossen. Waren die Rusterholzer auch nicht gerade fortschrittlich gesinnt, so waren sie doch neugierig. Und waren durstig. Je mehr ihrer zusammenkamen in die warme Stube, desto durstiger waren sie allemal. Das sollte sich wieder einmal machen.

Nun sandte der Schabelwirt seinen Laufbuben aus: „Geh' im ganzen Gai um, von Haus zu Haus, und die Leute sollen nächst' Sonntag zum Schabelwirt und Gemeinderath kommen, nachmittags nach dem Segen wäre dort Freidenkerversammlung!"

Der Knabe lief mit dieser Freudenbotschaft, so schnell er konnte und überall schrie er es gleich zur Thür hinein: „Nächst' Sonntag nach dem Segen ist beim Schabelwirt Freitrinkerversammlung. Alle sollt's kommen!"

„Donnerwetter noch einmal, der dicke Wirt! Will er bei der nächsten Wahl wieder in die Gemeinde? Die Klügeren riethen: Anfingen wird er uns wieder einmal wollen, und da gibt er halt einen Labetrunk. — Nun, sie wollten dabei sein bei dieser Freitrinkergesellschaft. „Müssen ihn in der Kirche umsonst anhören; dasmal kriegen wir dafür was zu trinken. Brav von ihm, dass er was lohnt."

Der Pfarrer von Rusterholz jedoch hatte ein feineres Ohr, oder eine bessere Nase. Kam er kurz nachher ganz langsam ins Wirtshaus getreten, gieng aber nicht in das Extrastübel, wo der Tisch mit einem roth und weiß quadrierten Tuch bedeckt war, sondern stand in der großen Stube ein wenig so herum, lehnte endlich seinen Stock an den Uhrkasten, den Hut behielt er heute auf und so setzte er sich zum Leuttisch. Als auch diesen der geschäftige Schabelwirt rasch mit einem rothen Tuch überziehen wollte, that der Pfarrer mit der Hand einen Deuter: „Lassen Sie's, lassen Sie's. Es ist auch so gut."

Aber feierlich war heute der alte Herr und es wollte keine Ansprache recht verfangen. Von dem Achtel Wein, das er sich bestellt, hatte er kaum erst genippt.

„Es wird ein anderes Wetter kommen", meinte der Wirt.

„Ich muſs Sie doch fragen", sagte nun der Pfarrer, „sollte es wahr sein, daſs Sie in ihrem Hause eine Freidenkerversammlung abhalten wollen?"

„Ah na, ich nicht", antwortete der Wirt. „Ein paar Herren aus Murstadt sind da gewesen und haben sich angefragt. Wenn sie wollen, hab' ich gesagt. Muſs eh froh sein, wenn man wieder einmal was hört. Über das elektrische Licht, oder so was, werden sie sprechen."

„Das sehe ich wohl nicht gern, lieber Nachbar. Schauen Sie, unsere Leut' sind alle gut christlich. Die verstehen solche Sachen ja gar nicht und wozu sie beunruhigen?"

„Bei unserer Wasserkraft, sagen sie, könnten wir so viel Elektricität haben, daſs die Mühlen und Dreschmaschinen davon gehen könnten und extra noch für Licht genug übrig bliebe."

Unterbrach der Pfarrer den Wirt: „Gehn's, gehn's! Für die Elektricität wird man Freidenkerversammlungen machen! Da ist was anderes dahinter. Sie lesen doch von der Übertrittsbewegung. Die Lutheraner kommen, und weil Sie ein alter Liberaler sind, so will man Sie mit der Freidenkerei fangen. Ist übrigens ein's wie 's andere. Thun Sie mir den Gefallen, Nachbar, und sagen Sie ab."

Der Wirt hatte eine dicke Cigarre angeraucht, es war eine mit der Bauchbinde.

„Will mir's noch überlegen", sagte er dann.

Das Überlegen fiel aber zu Ungunsten des Pfarrers aus. — Wesweg soll just in Rusterholz keine Versammlung abgehalten werden? Von überall hört man. Wenn der Wirt einmal ein volles Haus haben will, wen geht's was an? Und eine Unterhaltung. Ist ohnehin so selten Gelegenheit zum Singen. Weil sie von Musik nichts verstehen, diese Bauerngogel. Und wenn sich einmal ein Schüberl gebildete Leut ansagen — gleich das Geschrei: Die Lutherischen! Freidenker, was schadet's denn? Wird eh jeder denken, was er will. Und wer anders spricht als er denkt, ist eh ein Lump! Abhalten thun wir die Freidenkerversammlung!

Und am Vortage derselben schrieb der Pfarrer an den Schabelwirt solchen Brief:

„Euer Wohlgeboren!

Indem Sie sich trotz wohlmeinender Abrathung doch für eine Freidenkerversammlung bestimmt gefunden haben und hiermit offenbar gegen die Absichten der Kirche verstoßen, so muſs ich zu meinem Bedauern für die Zukunft Ihre musikalische Mitwirkung auf unserem Kirchenchore ablehnen, denn Gott kann unmöglich Gefallen finden an dem Gesange eines Freidenkers, der die christliche Gemeinde in Gefahr bringt.

Mit gebürender Achtung N. N., Pfarrer."

So! — — So! — —

Der Schabelwirt war empört. Hat der Mann das Recht, mir den Kirchenchor zu verbieten? — Aber an demselben Tage bedeutete ihm auch der Chormeister, dass er mitsammt allen Musikern leider unter Botmäßigkeit des Pfarramtes stehe. Es thue ihm aufrichtig leid! — Um was es ihm leid that, hat er weiter nicht dargethan. Aber bitter ist es schon, anstatt des gewohnten Frühstückkaffees sich mit Einbrennsuppe abfinden zu müssen.

Gut. — Auch Kaiser Heinrich ist nach Canossa gegangen, was liegt dran. Das will der brave Schabelwirt dem Herrgott nicht anthun, dass er an Sonntagen seines Gesanges entbehren müsse. Auch die Mehrzahl der Andächtigen wird sich eine ungesungene Messe nicht gefallen lassen wollen. Und dann trägt auch der Gesang zur Herzensbildung bei. Vielleicht mehr, als ein Freidenkertag. Den zwei Freidenkern aus Murstadt wird schleunig und heimlich abgewinkt. Den Leuten braucht man nichts kund zu thun, sie sollen nur zusammenkommen. Statt so einer gespreizten Freidenkerrede wird gesungen, da unterhalten sie sich weit besser und ist nach keiner Seite ein Verdruss.

Also am folgenden Sonntag nach dem Segen kamen sie zusammen, die Bauern und Häusler und Handwerker von Rusterholz beim Schabelwirt zum — Freitrinken. Der Tanzboden wurde viel zu eng, die Gaststube und das Extrazimmer waren so gesteckt voll, wie bei einem Viehmarkt. Mehr als vier Bierkrügeln in jeder Hand kann die Kellnerin auf einmal nicht befördern. Der Sohn Damian schoss auch herum, goss aber den größten Theil seiner Bierkrüge über die Achseln der Gäste aus, weil das nicht geht, Getränk auftragen und dabei mit jungen Weibsleuten schäkern. Der Wirt selber machte es sich mit dem Wein leichter, er schleppte Thonplutzer aus dem Keller und ließ daraus ununterbrochen in die Gläser rinnen. So nagelt man sie fest auf ihren Bänken und dann wird gesungen.

Als sie nun aber merkten, dass der Wirt mit dem blauen Sacktuch seine Augengläser putzte — denn ohne Augengläser konnte er nicht singen — da schlichen sich etliche sachte ins Vorhaus und von dort ins Freie. Auch der Steinbrecher Einsel wollte es so machen, den hielt jedoch der Wirt an und fragte, ob er in der Stube nichts vergessen habe? Der Einsel tastete nach dem Haupte — der Kopf war da, der Hut saß auch drauf; den rothen Regenschirm hatte er in der Hand. Nein, vergessen hätte er nichts. — Ob er doch wohl das Geldtaschel in den Sack gesteckt habe, als er die Zeche beglich?

Bei dieser Erinnerung machte der Einsel große Augen.

„Zech'? Zech' sagst, Wirt? Wer wird denn heut' Zech' zahlen, wenn Freitrinkertag ist!" — Dem Schabelwirt gab's einen argen Stoß in

der Brust. Wenn es ein Missverständnis wäre? Er hatte sich ohnehin gewundert, dass die Rusterholzer so plötzlich bildungsdurstig geworden und so zahlreich erschienen waren! Wenn's ein verhängnisvoller Irrthum wäre? — Sogleich stieg er auf eine Bank und machte laut, dass heute bei ihm nicht eine Freitrinker-, sondern eine Freidenkerversammlung hätte stattfinden sollen, dass aber die Herren aus Murstadt nicht gekommen seien.

Himmel Hagelstern, wurden jetzt die Gesichter unschön! Die einen krebsroth, die anderen käseblass — in die Länge zogen sich alle.

„Du Wirt!" begehrte ein alter Pechbrenner auf, „wenn du wieder einmal einen Boten schickst, so schau erst, ob er auch reden kann. Alle ehrenwerten Manner, die da sind, werden meine Zeugen sein, dass dein Schickbub Freitrinkerversammlung hat gesagt!"

Des stimmten ihm alle bei. Der Wirt zuckte die Achseln. Das sei ihm wohl höchst unlieb. Darum, das undeutliche Reden hätt' er eh auf dem Zug! Da käme gewiss allemal ein Balawatsch heraus. Übrigens werde es ja kein Unglück sein, am Sonntag nach dem Segen einmal ins Wirtshaus zu gehen, besonders, wenn gesungen würde. Er wolle sie für die ausgebliebenen Freidenker entschädigen und ihnen jetzt eins vorsingen.

„Für die Freidenker branchen wir keine Entschädigung", sagte der Pechbrenner, „aber zahlen thun wir heut' nix!"

Sie stimmten alle bei, schrecklich stimmten sie bei. Ein Gelächter war entstanden. Allein der Bauer kann „Crowaten zerreißen und lachen dabei", ein Sprichwort, das dem Wirt nicht unbekannt war.

„Alles was recht ist", sagte er und stellte sich mit großer Geistesgegenwart auf einen Dreifuß. In der Hand hielt er ein Notenblatt, aber — wie ein Nebenstehender wissen wollte — verkehrt. Wie sein Singen zu hören war, das soll ein anderer sagen, ich kann bloß beschreiben, wie es zu sehen gewesen ist. Mit ausgespreizten Beinen, über deren eines noch die weiße Schürze niederhieng, stand er da, den Bauch weit hervorgewölbt, den Oberkörper nach rückwärts gebogen. Das Doppelkinn quoll vorne und der wulstige Nacken hinten über den Rockkragen hinaus. Das rothe Gesicht breit gepolstert, den Mund aufgesperrt und ausgeböschi, dass er schier viereckig wurde — so kam es nun hervor aus dem mächtigen Brustkorb und das Blatt wurde von einem zarten Sprühregen befeuchtet.

Nach dem ersten Liede „Im tiefen Keller" — erschollen einige Rufe. Das „Bravo" ist in Rusterholz nicht der Brauch, aber nach Vergeltung riefen sie und frisch Bier und Wein wollten sie haben. Auf der Ofenbank, in den Wolken des Tabakqualms verschleiert, stand ein Mensch und der rief, sie sollten einmal auf ihn hören, er wisse auch was. Das war der Riffel Toni.

„So red', Toni!" sagte der Wirt. Es war zwar der harbe Kampel, doch man kann vorbauen. „Willst noch ein Glas Wein haben?" Denn er dachte, der Mensch wolle ihm vielleicht doch eine Gesundheit ausbringen.

„Wein ist mir allemal recht", hub der Riffel Toni knurrig an. „Erst will ich dich aber einmal fragen, Schabelwirt, was wir heut' sind, da in der Stuben — Freitrinker oder Freidenker?"

„Freidenker, schon gewiss auch!" beschied der Wirt.

„Das glaub' ich auch", rief der Toni. „Und dazu brauchen wir nicht einmal die feinen Herren aus Murstadt. Und derohalben wollen wir reden, was wir uns denken."

Dann riss er mit den Fingerspitzen der beiden Hände den wüsten Bart auseinander, dass die freie Rede auch freien Ausweg habe durch den Mund, aus dem ein par scharfe Oberzähne hervorstanden, wie bei einem Eber.

„Schabelwirt!" begann er, „willst du wissen wie du singst? Sollst es hören. — Wenn ein kropfeter Hahn in ein altes Kochhäfen hineinkräht, wenn der Altweibersommer-Wind ein rostiges Stadlthor auf und zu wirft und dem Elmbauern sein Moidel mit dem Nussensack reizelt, so meinen die Rusterholzer allmiteinand, es singt unser Schabelwirt."

„Hau!" lachten die Bauern, „han sayen, das lei schon auch!"

„Du bist ein Lästermaul!" rief der Wirt, doch sein Gelächter, das er dazu ausstieß, gieng ihm nicht vom Herzen. Allein, wenn er nicht gute Miene macht, so gehen sie mit der Zeche durch und zum Thörlwirt hinüber.

Der Riffel Toni hielt einen alten Hut hin, als wolle er Geld sammeln. „Zusammenschießen, Leut', dass uns der Maurer und der Schmied-Franzl in der Kirchen die Heiligen festmacht, die wackelig sind worden an der Wand vom Schabelwirt seinem Singen! Und wegen was soll der Krämer-Bastel just mit der Baumwoll ein so gutes Geschäft machen? Stecken wir uns Lärchenzapfen in die Ohrwaschel, die thun's auch und halten besser. Den Engeln über dem Altarl binden wir mit den blauen Fastentüchern die Köpfe ein — nachher soll er halt wieder singen, der Schabelwirt."

Stürmisches Gelächter und etliche warfen Kreuzer in den Hut, um gegen den bedrohlichen Gesang Vorkehrungen treffen zu können.

„Wie du das nur anstellst, Schabelwirt", setzte der schreckliche Mensch auf der Ofenbank seine Auslassungen fort, „dass du selber nichts hörst von deinem Singen. Sonst wär' es weiger nicht möglich, dass du so gesund und wohlgenährt könntest ausschau'n. Oder nimmst Gegengift ein?"

Der Wirt rief heiser nach dem Hausknecht. Die Versammelten jedoch erinnerten ihn an den Freidenkertag, wo man wohl frei denken

und reden werde können. Und riefen heiter durcheinander: „Laſs das Singen sein, wir laſſen das Frozeln sein und thun dich nächſtmal wieder in den Rath, daſs du deine Stimm' beſſer kannſt brauchen. — Erkennſt es denn nicht ſelber, daſs du ganz ſchandmäßig ſingſt? Narr, daſs du's nicht beſſer kannſt, iſt kein Geſpött, aber daſs du's nicht ſein laſst, iſt dumm. Wir lachen dich ja all aus, ha, ha, ha, ha, ha!"

Der Wirt hielt ſich mit beiden Händen die Ohren zu und ſchoſs von einem Winkel zum andern. — Wenn ich ſie jetzt hinausſchmeißen laſſe, dachte er, ſo iſt die Zeche verloren und ſie laufen zum Luderskerl hinüber. Ach, Künſtlerthum, Künſtlerthum! In der Stadt ſind es die Zeitungsſchreiber, hier ſind es die Bauernmäuler. — Aber ich werde ſingen, juſtament, und ſie werden ihr Trinken bezahlen. Das möcht ich ſchon ſehen, ob man kein Recht mehr hat, in ſeinem eigenen Haus!

Dieweilen war jener hinkende Mann zur Thür hereingetorkelt, der Beſitzer des in den Grafenſtand erhobenen „großen Künſtlers der Neuzeit". Heute fand er ſich gedeckt und ſo lud er den wüthenden Schabelwirt wohlwollend ein, die Schimpfer ſchimpfen zu laſſen und in das hehre Bereich der Kunſt zu flüchten. Er habe im Kaſten einen großartigen Sänger.

Der Wirt beruhigte ſich gutmüthig, gieng in die Vorlauben, wo das Zeug ſtand, ſteckte die Gummiſchläuche in die Ohren und horchte, während der Hinkende das Werk ſpielen ließ.

„Abſcheulich!" ſchrie der Wirt zurückfahrend, „das kräht ja wie ein altes Kameel!"

Drinnen ſchnarrte und pfauchte und röchelte und gixte das Lied: „In dieſen heiligen Hallen, da herrſcht die Rache nicht!"

Der Wirt rannte umher nach einer Axt, um den Kaſten zu zertrümmern. Der Hinkende jedoch ſagte beſänftigend: „Herr Vater, der Phonograf kann nichts dafür. Der ſingt halt heraus, wie hinein geſungen worden iſt. —"

„Ja Teuxel, welches Ungeheuer hat denn hineingeplärrt?"

Der Hinkende grinste niederträchtig und verneigte ſich vor dem Wirt. — —

Dieſer befahl ſeinem Sohn, ſeiner Kellnerin und ſeinem Hausknecht, ſtrenge acht zu geben, daſs niemand ungebüßt entkomme. Er ſelber zog ſich zurück in ſeinen tiefſten Keller.

Von ſolcher Zeit an hatte der Schabelwirt zu Ruſterholz keinen Freidenkertag mehr veranſtaltet und keinen Sang mehr gethan. Seine Wirtſchaft gedieh, ſeine Perſon gewann an Vertrauen — denn man fühlte ſich in ſeiner Nähe ſicher.

Der Seppbauer.

Ein Volksbild aus dem Kärntnerland von R. J.

Der Seppbauer war eine ſtattliche Erſcheinung. Um Haupteslänge überragte er alle Männer in ſeinem Dorfe. Man ſchätzte ſeine Klugheit und Erfahrung im Rathe der Gemeinde. Ein wenig half ihm zu dieſem Anſehen ſein ausgedehnter Beſitz. Er hatte ſich durch Fleiß und treue Arbeit zu einem begüterten Bauern emporgeſchwungen. Drei Huben waren ſein eigen, in Haus und Hof alles wohl beſtellt und die Ställe gefüllt mit prächtigen Rindern, von welchen das eine und andere in der Stadt bei der Vieh-Prämiierung einen Preis errungen hatte.

Es war zu Medardi, da wurde das Jungvieh auf die Alm getrieben. Vor dem Bauernhauſe ſtand der Sepp mit vergnügtem Sinn. „Gelt, das g'freut dich halt, wann's deine Terzen und Kalbinnen auf die Alm zieh'n ſiehſt.“ Mit dieſen Worten lehnte ſich des Bauern Weib, eine rundliche Perſon mit rothen Backen, zärtlich an ihren Gatten. „No ja“, entgegnete zufrieden lächelnd der Bauer, „mit dem G'troad' is eh nix, wenn der Bauer nit noch die Viehzucht hätt', war eh nimmer zum aushalten.“

Da kam des Bauern ſiebenjähriges Söhnlein herangeſprungen. „Vater, der Waidmoſer Hani iſt da und will mit dir was reden.“ Im gleichen Augenblick kam der Angekündigte beim neugebauten Stadl des Seppbauern hervor. „Grüß Gott, Sepp, gut, daſs d' daheim biſt, ich hob' mit dir was Wichtiges zu reden. Wirſt wohl heint kei Ausred' haben, wann ich dich auf a Glasl Wein zu'n Wirt einlad, es diſcuriert ſich do leichter. Bäurin, ſchaut's mich ni ſo harb an, Ihr könnt dem Bauern, der ſich von der Fruh bis ſpat in die Nacht rackert, a wos vergunnen; ma lebt ja do nur amol auf dera Welt.“ Der Hani grinste bei dieſer Rede und vom Huſteureiz erfaſst, nahm ſein geröthetes Geſicht eine faſt bläuliche Färbung an. Die Bäuerin war ohne ein Wort der Erwiderung unmuthig ins Haus getreten, Sepp folgte dem Hani zum Dorfwirt.

„Na, was haſt denn mit mir zu thun“, hub der Sepp an.

„Erſtlich hab ich a Beſtellung auf deine Ochſen; der Unterhuber, der Fleiſchhauer in der Stadt will ſie haben, er zahlt, was ſie koſten. Der Unterhuber, das iſt a Schlankl — — — aber heda, Wirtin, wo bleibt denn der

Wein, glaubt's Ös, ma hätt' kan Durst, wann ma auf Enkeren Berg auftraxelt — — also der Unterhuber, der Schlankl, der weiß scho, wo er sei G'schäft machen soll. Dreihundert Guld'n für a Paarl, gelt Sepp, das lasst sich hören. G'sundheit Sepp, du bist a rechter Bauer und a Freud kann ma mit so ein'm wackern Mann hab'n."

Man sprach dem Weine tüchtig zu und bald musste die Wirtin die Flasche aufs neue füllen.

„Du fürcht'st dich wohl vor deiner Alten, dass du schon heim willst, geh' sei nit fad, Sepperl, bleib sitzen, ich hob dir noch wichtigere Sachen zu verzähl'n. Weißt scho, dass ma den Oberegger zum Burgermeister machen will?" Dem Sepp stieg das Blut in den Kopf. „Gelt, du ärgerst dich, ich hab' auch immer g'sagt, hat ma denn kein' Sepp droben auf'm Berg? Aber 's is allemol a so, die Würdigen übergeht ma, geh', schwemm deinen Ärger obi, der Wein erfreut des Menschen Herz, auch wann's sich gekränkt fühlt." Und wieder erklangen die Gläser; es dauerte nicht lange, da hatte die Wirtin bereits zum fünftenmale die Flaschen gefüllt.

Es war acht Uhr abends, als der Franzbauer in die Wirtsstube trat. Er hatte schwere Arbeit in seinem Walde gethan und wollte mit der Wirtin wegen des Verkaufes des Holzes noch reden.

„G'sundheit Franz", sprach der Hani, „du bist a fester geachteter Mann, setz' dich a bisserl zu uns."

Der Franz nippte nmunthig von dem Glase des Hani. „Zu Euch setzen kann ich mich nicht, die Bäurin wartet daheim und zudem hab' ich im Stall noch manche Verrichtung."

Diese Rede des Franzbauern fand beim Hani arges Missfallen. „Bist wohl a einer von denen, die der Lehrer verruckt gemacht hat mit seiner Enthaltsamkeits-Predigt. Ja, drunt in der Stodt, da macht's nix, wenn d' Leut bairisch' Bier um achtzehn Kreuzer das Krigel saufen und nachher no die Schampanjer-Flaschen knallen lassen. Nur unsereinem, der eh so wenig Freud' auf der Welt hat, sich nur schinden und rackern kann, vergunnt ma kein Glaserl Wein und klein Stamperl Schnaps. Du Franz bist wohl a ang'steckt wurden von dem neumodischen Verein, der drunten in Klagenfurt sich gebildet hat. Himmelsacrament, jetzt werd' ich wild, Wirtin, bring amol a Flaschen Kerschenschnaps."

„Franz, i geh mit dir", sagte der Sepp, „ich muss a heim." Aber da hielt ihn der Hani beim Gewand fest.

„Loss mi aus, Hani, ich will ka Lump werden, ich muss heim."

„No, no, wos wirst denn glei so rabiat, wenn ma deine Gesellschaft gern hat. Gelt, fürcht'st die halt vor deiner Alten, dass sie dich am End' wie an Schulerbub'n auf Erbsen knien lasset, weil du nicht zur rechten Zeit schlofen gehst." Die Knechte in der von Tabaksqualm erfüllten Stube lachten hell auf, aber des Seppen Antlitz verfärbte sich.

„Hani, hör auf, mi zu tratzen, sonst versteh i kein Spaß", versetzte der Sepp in einem bei ihm ungewöhnlichen Zorn. Dann setzte er sich fast unwillig wieder zum Tisch, auf den die Wirtin eine große Flasche Kerschenen gestellt hatte.

„Wer wird denn wegen an Scherzwort glei so fuchtig werden", lallte der halb betrunkene Hanni, der schon einige Gläschen des Kerschenen hinter die Binde gegossen hatte. „Trink erst amol dei Stamperl und dann will ich dir derzählen, wie ma uns Bauern von allen Seiten ruinieren will. Alleweil neue Steuern und immer kannst nur zahl'n. Die Umlagen sollen erhöht werden, natürli 's Militär frisst alles auf; und nachher die Herren Lehrer, den ist der G'halt a schon zu niedrig. Sepp, du bist ja a Schulfreund, drum sauf nur recht viel Schnaps, denn weißt, aus der erhöhten Brantweinsteuer soll'n die Schulmeister die Lohnaufbesserung beziehen."

Und so schimpfte der Waidmoser Hani ohne Ende, wobei er aufs Einschenken nicht vergaß.

Was man einen dummen Kerl zu nennen pflegt, das war der Hani gerade nicht, er hatte Vieles in der Welt gesehen und den Feldzug in Bosnien mitgemacht. Aber ihm fehlte eines, freilich das Wichtigste: Ruhe des Gewissens, Charakterfestigkeit und die Kraft eines christlichen Gottvertrauens. Von der Kirche hielt er gar nichts. Bei dem Spruche: Bete und arbeite, war ihm das eine wie das andere gleich zuwider, darum gieng's aber auch mit dem Besitzthum des Hanibauern seit Jahren bergab. Was den vollständigen Ruin verhinderte, war sein abgehärmtes, trotz schwerer Prüfung getreues Weib.

Die Mitternacht zog näher schon, da befanden sich der Sepp und der Hani auf dem Heimweg. Der Vollmond goss sein weißes Licht auf den dunklen Forst und die grünen Halden, ein kalter Wind strich von dem nahen Hochgebirge. „B'hüt Gott, Sepp, schön g'sund bleiben", rief der Hani dem Sepp nach, der sich still wie ein Dieb in sein Bauernhaus schlich. Dann machte der Hani noch einen tiefen Schluck aus einer in der Brusttasche wohl verwahrten Flasche und trollte in den Wald hinein, seiner Behausung zu. Ob der schwer Beladene sie wohl erreichte?

* * *

„Heint schloft ober der Bauer lang", sagte des andern Morgens zur Stalldirne der Rossknecht, ein kräftiger hübscher Bursche, der seinen Sonntagsstaat angelegt hatte und eben seinen grünen Hut bürstete, um zur Kirche zu gehen. „Is wohr, dass er gestern auf d' Nacht mit'm Hani ins Wirtshaus gangen is?" — „Leider is es a so", gab die Stalldirn zur Antwort, „und wann i die Bäurin war, i schläget dem Hani den Buckel blau, wann er mir no amol auf die Sepphuben kamet. A so

a gottvergeſſ'ner Mann, der Hani, und täglich hot er ſein Rauſch. Den Hinteregger Toni hot er am G'wiſſen, o mein, wos wor dos für a feſcher Menſch! Un wie ſchandvoll hot er obgehaust und ſeine armen Kinderlan und ſei Weib ins Elend g'bracht."

„Sei ſtad, dummes Nannerl, wos machſt denn ſo an Aufhebens, wann unſer Bauer mit'm Hani amol ins Wirtshaus geht. Er koun jo ſich wohl a amol wos vergunnen. Ihr Weibsleut ſeht glei immer 's Schlimmſte kommen."

„Hiesl", und mit geballter Fauſt ſtand das Nannerl vor dem ſchier erſchrockenen Roſsknecht, „ich bin dir gut und mei Will' is, daſs wir übers Jahr unſern Ehrentag halt'n. Mei guate Mutter will uns ihr klein's Hüble übergeben und dei' Göd ſchenkt dir a Kuh und wenn wir treu z'ſammenhalten und redlich arbeiten, wird unſ're Keuſchen a Wohnung der Zufriedenheit werden. Aber", und jetzt funkelten des ſchlanken Mädchens Augen im hellen Zorn, „wann's du in dem Johr mir amol als a rauſchiger heimkehrſt, da mag dei Göd die Kuh nur behalten und mich und das Hüble kriegſt nimmer."

„No, no, kroß mir nit d' Augen aus. A Stamperl wirſt mir do hie und da nit übel nehmen, und ins Wirtshaus wirſt mi alle Monat do g'wiſs amol gehn loſſen", lachte der Roſsknecht und kniff der ſaubern Dirn in die Wangen.

„Akrat nit", ſchrie 's Nannerl und ſtampfte dabei mit dem Fuße, „nit a Stamperl Schnaps, hörſt's, Hiesl, ich ſog' dir's; 's Waſſer oder a Milch, dös iſt und bleibt alleweil das Beſte für'n Durſt; und wann du ſcho richtig dos Verlangen hoſt, no, ſo trink a Glasl Bier oder a Viertel Wein, aber nur nie ka Schnaps, Hiesl, mirk dir's. O, die gottsverfluchte Brantweinpeſt, wie viel Leut — und oft a recht brave — hot ſie umbracht! Der Pforrer hat gewiſs recht, als er nailich in der Predigt meint': Kinder, im Schnaps ſtecken mehr als ſieben Teufeln. Der eine verbrennt'n Magen, der andere macht's Beiſchl dampfig, der dritte führt Ratten und Mäuſ' ſeinem Opfer für die Augen, der vierte durchſticht die Adern und das Herz, der fünfte verdirbt's Gehirn und den Verſtand, Füß' und Händ' machen lahm und der ſechste und ſiebente, aber no a Schock andere Teufeln lauern um ſo an unglücklichen Menſchen. Ja, recht hot der Pforrer, der Brantwein is a hölliſch' Gift und jeder Schnapsbruder is a Lump."

Die Seppbäuerin trat in den Stall. Sie hatte die letzten Worte der Stalldirn mit angehört. Ein Zug traurigen Unmuthes lag auf ihrem Antlitz, als ſie dem Roſsknecht angab, was für die Arbeit des kommenden Tages vorzubereiten ſei. Sonſt hatte das immer der Seppbauer ſelbſt beſorgt.

* * *

Ein Jahr war seitdem verflossen. Wieder war es Sommer geworden. Auf dem von Holzfuhren übel zugerichteten Wege, der nach Salbrechtshofen führte, zog mit festem Schritt ein wohlgenährtes starkes Pferd ein Wäglein hinan. Auf dem Gefährt saß der Arzt aus der nahen Stadt. Hinter dem Wagen gieng der Franzbauer, die Zügel in den Händen. „Hü Braun, du Sakra, immer dos Groas schmecken, wart du!“ Während der Franzbauer solche Anrede an sein Roß hielt und ihr mit den Schwingen der Peitsche Nachdruck verlieh, wollte der Arzt vom Wagen steigen. „So bleiben's sitzen, war nit übel, wann mei Braun Sie nit auf'n Berg brächt.“

„Franz, wie geht's denn eigentlich mit dem Koglerbauern, zu dem Ihr mich führt.“

„Herr Docter, nit g'rad zum besten, sei Roß hat ihn schandbar zug'richt. Dos kann ma halt von an rauschigen Knecht derleben. Der hot'n Schimmel mit sei'm groben Schlogen wild gemacht; mei G'schwisterkind — der Koglerbauer — will's scheuche Roß aufhalten und kriagt an bösen Schlag in den rechten Fuß und an blutigen Riß im G'sicht a noch. Aber i mein', Sie wer'n ihn scho curieren, Herr Docter.

„Hü, Braun, host bei unser'm Dischkurs g'nug g'rast“, also trieb der Franz sein Roß aufs neue an, das dampfend am ganzen Leibe nun wieder den Wagen auf dem steilen Wege hinaufzog.

Da trat von einem Fußpfade, der durch den dichten Bergwald führte, ein Mann auf den Weg. „Grüß Gott, Sepp, scho wieder in die Stodt, worst ja erst vorgestern drunten.“

„Weißt, Franz, drunt ist heint a Besprechung des Gauverbandes wegen's Hebung der Viehzucht und dann hob i a auf der Sparcass' zu thun. Daheim hätt' ma freili a g'nug zun arbeiten mit der Heumahd, aber mogst halt a nit bei einer so wichtigen Sach' fehlen, wann's einen zum Vertrauensmann gemacht hab'n. B'hüt Gott, Franz, guten Abend, Herr Docter.“

Nach einiger Zeit, als man kaum noch die Tritte des zur Stadt eilenden Sepp hören konnte, sprach der Franzbauer: „Herr Docter, wann's den do a curieren könnten“, und dabei wies er mit dem Daumen über die Achsel nach der Richtung hin, in welcher der Sepp verschwunden war. „'s is a Graus, die eine von seinen drei Huben hat er scho verkaufen müssen, der liederliche Sepp. Und wos für a schöne Huben! Jetzt wird draus wieder a Wildnis werden, in der die Hirsch und Reh umanand laufen.“ — „Ja, warum denn das“, warf der Doctor ein.

„Mein Gott, a reicher Herr, der's Jagern liebt, fragt nit darnach, ob a Bauer z'grund geht. Dem Reichen sei Schuld is es am End a nit, schuld is allein der gottsverdammte Schnaps. Schaun's, dem Sepp sei Bäurin, a kreuzbraves Weib, weint sich die Augen roth. Aber er, alleweil auf

der Gaude seit einem Jahr, früher war alles ganz anders, aber jetzt kei Bestschießen und kei Gasselfahren, kei Kirchtag, allemol muss er dabei sein, der Sepp. A liederlicher Mensch is er g'worden, seitdem er dem Weitmoser Hani in die Klauen gefallen."

„Ja, lebt denn der Weitmoser Hani noch immer?" fragte verwundert der Arzt, „ich dachte, den hätt' der Brantwein schon längst umgebracht."

„No nit, Herr Docter, aber ich mein', bald wird's amol krachen. Die Flinten hot er geladen in sein Zimmer. Er fürcht' sich vor an jeden Menschen, denkt alleweil an Rauber und an böse Geister. Und dann eifert er wieder mit seiner Frau und schlägt sie, die arme Hascherin, die wohl bald ums Brot für ihre Kinder wird betteln müssen. Denn heint in vierzehn Tagen soll sei ganz verschuldete Huben verlicitiert werden."

Der Doctor wurde nachdenklich und sprach halblaut vor sich hin: „So reicht denn die Sündflut der Branntweinpest schon bis auf diese Bergeshöhe."

„No no", meinte der Franz, 's gibt a noch nüchterne Bauern da droben, aber 's is höchste Zeit, dass was g'schiecht. Es gibt a Versicherung gegen Brandschaden, no nöthiger wär a solche geg'n Schnaps, der Huben und Bauern verbrennt. Da sollt' die Regierung und 's Land halt dazu schau'n und helfen, mein' i in mei'm einfältigen Verstand."

Mittlerweile war man zum Kogler-Gehöft angelangt. Der Doctor vernähte des Koglers Wunden, die arg, aber keineswegs lebensgefährlich waren.

Während der Franzbauer den Doctor wieder heimführte — es war bereits Nacht geworden und die Sternlein glänzten am wolkenlosen Himmel — gieng es drunten in der Stadt im „gold'neu Brunnen" recht lustig zu. Die Kellnerin konnte kaum die Bier- und Weingläser tragen, die an einem großen runden Tisch von einer zahlreichen Gesellschaft rasch vertilgt wurden. Einige Handwerker, drei oder vier Bauern, dann Leute, die selber nicht wussten, was sie wären, gehörten zur fröhlichen Tafelrunde.

„Leuteln, lost amol, was i sog: Was an Grund gibt für's Volk und für'n ganzen Stoot, dos ist und bleibt amol der Bauernstand. Wo nehmat mir denn's Brot wohl her, wann's kane Bauern net gebat mehr? Drum mein' i, ihr werd' nix dawider hob'n, wann i 'n Seppbauern — dös is a kommoder, a g'schaidter und a lustiger Moun — hoch leben los's. Ein Vivat hoch alsdann unserm Sepp!" Ein donnerndes dreimaliges Hoch erschallte aus den durstigen Kehlen auf diese Rede des Schneidermeisters Ellenberger. Der nicht mehr nüchterne Sepp belohnte diese Ehrenbezeugung mit zehn Liter Wein. Die Kellnerin überhäufte den Seppbauer

mit Zärtlichkeiten, die er nicht unerwidert ließ. Das gab zu recht leichtfertigen Reden und vielem Lachen und nicht gerade feinen Späßen willkommenen Anlaß.

Es schlug elf Uhr, da saßen die meisten von der lustigen Gesellschaft des „goldenen Brunnen" im nächsten Kaffeehaus. „Sepp, wie wär's mit einem Spiel", fragte der Huber Thomas. Er war einmal Fleischhauer gewesen, jetzt seines Zeichens ein von ehrlichen Leuten nicht gar gerne gesehener Roßhändler, der, wie man an vielen Orten munkelte, schon drei Jahre Zuchthaus mitgemacht habe. Einstmals ist er mit dem Seppbauern in die Schule gegangen.

Anfangs war das Spielglück dem Sepp günstig, er gewann. Und er triumphierte: „Wart's ös Sakra, i werd' enk schon helfen. Die Gauversammlung, die scho gestern gewest ist, hob i natürli versäumt, aber die Kosten von meiner heintigen Reis' sollt ihr mir zohlen."

Der Thomas und der Ellenberger blinzelten bei dieser Rede des Seppbauern. Der kleine Gewinnst des Sepp schmolz rasch zusammen; bald mußte er in die Brusttasche greifen, wo er das von der Sparcasse entliehene Darlehen von dreihundert Gulden wohl verwahrt hielt. Ein Zehner nach dem andern gieng verloren. Der Seppbauer fieng an zu fluchen, aber die Spielwuth und der Schnaps, den er unaufhörlich beim Spiele trank, reizten ihn zu immer größeren Einsätzen. Die dreihundert Gulden waren verloren. „Herr Wirt, leichen S' mir zwanzig Guld'n, i schick Ihnen morgen zeitli in der Fruh mei Kalb, 's is acht Wochen alt und a prächtiges Thierl. Wann's mir nit trauen, können's selber holen lossen."

Aber auch die zwanzig Gulden waren bald zerronnen. Nun hatte Ellenberger plötzlich Kopfweh bekommen und der Thomas gab vor, daß er morgen — es war schon Morgen, denn von dem Thurm der Pfarrkirche schlug es zwei Uhr — mit dem ersten Zuge um fünf Uhr verreisen müsse. Beide erklärten, nicht mehr mitspielen zu können.

So schlich denn der Seppbauer endlich nach Hause. Die Zeche im Kaffeehause hat er schuldig bleiben müssen. Auf dem Heimweg fluchte er über sein Unglück im Spiel. Dann suchte er sich wieder zu trösten: „Ha, i wer dem verhungerten Schneidergesellen und dem Roßhandler, dem elendigen Lumpen, mei verspieltes Geld schon wieder abnehmen. Glei morgen auf d' Nacht sollt ihr mi wieder sehen, ös Hallunken." Nur wo er das Geld zu neuem Spiel wieder hernehmen sollte, machte ihm einige Bedenken. Dann lachte er in seiner Trunkenheit hell auf: „Richti, der Hiesl hat ja fufzig Guld'n mir zum aufheben geben; droben in der Stuben im Kasten liegt's Geld. Stehlen thu ich's ja nit, i leih' mir's bloß aus." — —

Der Morgen graute, da war die Seppbäuerin schon beschäftigt in Küche und Stall. Ihr einst so frisches rothes Gesicht war eingefallen,

des Kummers Bläſſe lag auf ihrem noch ſchönen Antlitz. Die Ärmſte hatte in den letzten Zeiten, ſeitdem ihr Mann dem Trunke ergeben war, viel gelitten. Die eine Hube war verloren und ſchon ſtreckten unerbittliche Gläubiger ihre gierigen Hände nach der zweiten Hube. Überall fieng es an, an dem Nothwendigſten zu fehlen, zwei Dienſtboten hatten bereits den Dienſt verlaſſen wegen grober Behandlung von Seite des ſelten nüchternen Bauern. Und wenn die Bäuerin in den Stall gieng, da füllten ſich ihre Augen mit Waſſer, ſo mancher Platz, wo einſt die beſten Milchkühe ſtanden, war leer geworden. Die Bäuerin fühlte mit blutendem Herzen, wie man Schritt für Schritt unaufhaltſam dem Abgrund des Verderbens näher kam. Wie oft lag ſie auf den Knien und betete inbrünſtig, aber es blieb alles beim Alten. Wer ihr in all dieſem Jammer beiſtand, das war allein das einfältige Nannerl, die hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Da drangen heftige Scheltworte an das Ohr der Bäuerin. Im nahen Wagenſchuppen fluchte der übernächtige Seppbauer, eben erſt aufgeſtanden, wegen einer recht geringfügigen Sache. Der Roſsknecht widerſprach und erregte dadurch noch mehr den Zorn ſeines Bauern. Es war hohe Zeit, daſs die Bäuerin kam und ſich ins Mittel warf. „Hiesl, ſei ſtad und thu um Gott'swillen, was dich der Bauer heißt." Aber als der Hiesl ſich entfernt hatte, trat das ſonſt ſo zaghafte Weib im heiligen Zorn vor den immer noch ſchimpfenden Bauer. „Du biſt a rechter Lump worden, alleweil nur gleich in die Stodt laufen und 's Geld vertrinken und verſpielen und daheim die Wirtſchaft verlndern laſſen und Weib und Kind ins Elend bringen! Pfui, daſs dich nicht ſchamſt, du Taugenichts!"

Der Sepp war ganz verwirrt, wie niedergedonnert. Eine ſo ſcharfe Rede hatte er aus dem Munde ſeiner Gattin noch nie gehört. Er verſuchte kleinlaut etwas zu erwidern. Doch da trat ein Burſch aus der Stadt in den Hof. „I bitt, mei Herr hat mi g'ſchickt, 's Kalbl holen, was Sie eahm geſtern auf d' Nacht um zwanzig Guld'n verkauft hob'n, weil Sie beim Kartenſpiel Geld braucht hob'n." — „Wos, dös liebe Kalbl, dos mir zum Zuchtſtier hätten ziegeln wollen, dös muſs a fort, um ſo an Schandpreis, o du mein . . ." ſchluchzte die Bäuerin, doch dann ſprach ſie mit bitterem Hohn: „No ja, es muſs ja alles hin werden, der Schnapsteufel is in unſerm Haus."

Unterdeſſen zerrte der Stadtburſche an einem Strick das blökende Kalb aus dem Stalle. Des Seppen Söhnlein weinte und nahm von dem ihm lieben Thiere zärtlichen Abſchied. In einer Anwandlung von Rührung ſuchte der Seppbauer ſein Weib zu beſchwichtigen.

In dieſem Augenblicke kam mit müdem Schritt die alte Kathi in den Hof. „Grüß Gott, Katherl, wos bringt di denn her?" ſagte die

Seppbäuerin, die mühsam ihre Erregung zu bemeistern suchte und sich rasch die Thränen aus den Augen gewischt hatte. „Ihr schaut ja so traurig aus, Katherl!"

„Es is a nichts gutes, wos i enk zu berichten han. I komm zu einer Leich' bitten. Der Pfarrer, ma konn's eahm nit verdenken, hot amol nit woll'n, aber nochher hot er holt do eing'seh'n, dass nur im Wahnsinn gescheh'n is."

„Aber Katherl, um Christiwillen, wos hot sich denn bei enk zugetragen?" fragte erschreckt und theilnahmsvoll die Seppbäuerin, is lei a Kind bei Enk gestorben?"

„Der Hani hot sich derschossen", war darauf des Katherl tonlose Antwort.

„Wos, der Weitmoser Hani, mit dem i no vor fünf Täg drunten in der Stadt gesprochen han, na, 's is nit möglich." Und fahle Blässe fiel auf das Antlitz des Sepp, als die alte Kathi auf seine Worte wehmüthig nickte.

„Gestern auf d' Nacht hot er's gethon droben im Heustadel. Die letzten Täg, ja eigentli seit etlichen Wochen is er mir nit richti vor'kommen. Bald hot er g'weint, bald is er rabiat g'worden und dann wieder hot er sich g'fürcht als wie a Kind, als ob er G'spenster sähet und nachher hot er sei Kopf in die Händ vergroben und gestöhnt. O die armen fünf Kinderlan und die Hascherin, sei unglücklich's Weib!"

* * *

Klagend ertönten die Glocken vom Kirchthurm des Dorfes. Ein herbstlicher Regen, ab und zu vom Winde gepeitscht, fiel auf den Berg, auf dessen Rücken sich ein Leichenzug zum nahen Friedhof bewegte. Der Sarg ward in die Grube gesenkt, die kirchliche Ceremonie vorüber. Da hielt der Pfarrer noch eine Ansprache, deren Inhalt hier kurz wiedergegeben sei: „Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet, heißt's freilich in der heiligen Schrift und wir alle flehen zum Himmel, dass Gott der Herr der abgeschiedenen Seele ein gnädiger Richter sein wolle. Aber ein ernst richtendes Wort an euch zu sprechen, dazu zwingt mich das traurige Ende dieses Unglücklichen. Es wäre Feigheit, es wäre eine grobe Unterlassungssünde, wenn ich als euer Seelenhirt an diesem offenen Grabe nicht ins Gewissen euch redete. Seht, in den stillen Frieden, in das Glück und die Wohlfahrt dieses Dorfes, ja des ganzen Landes ist, freilich nicht erst seit gestern, ein böser Feind eingebrochen. Die Trunksucht, die Branntweinpest ist's, die Wälder und Felder und Hütten und Huben verzehrt, und alljährlich Tausende von Menschen in gräßliches Elend stürzt. Man sagt, das sei das Grundübel unseres deutschen Volkes. Nun haben

wir unser Volk wirklich lieb, so müssen wir uns zu dem ernsten Gelöbnis verstehen, wider diesen alten Erbfeind mit aller Macht anzukämpfen. In diesem Streite winken uns mehr als vergängliche Lorbeeren, hier gilt es um unser und unserer Mitmenschen zeitliches und ewiges Heil, und wer noch ein rechtes Herz im Leibe hat, der helfe mit Rath und That den armen Brüdern zur Erkenntnis: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben."

* * *

Vom Gottesacker zogen die Leute dem nahen Wirtshaus entgegen, um dort den üblichen Leichenschmaus zu halten. Der Seppbauer war zum Verwundern seiner Freunde nicht anwesend. „Der is heim'gangen, den hot der Pforrer z'viel ins Gewissen g'redet", meinte vorwitzig ein junger Bursche.

Doch, es war so. Sepp hatte alle Einladungen ausgeschlagen und mit seinem Weibe den Heimweg angetreten. Als beide in der Stube ihr Sonntagsgewand mit dem Werktagskleid vertauschten, sprach der Seppbauer schüchtern: „Bäu'rin, kannst mir's vergeben? Ich weiß, i bin a elendiger Lump g'worden. Ich wia's aber nimmer sein. Am Grab des Hani hob ich's geschworen und i mein', wann's d' mer hilfst und der Himmel gnädig ist, soll alles wieder gut werd'n."

„Sepp, is dies wirkli ernst und host an fest'n Entschluss g'fasst, oder is nur so a seichte Rührung, weil der Pforrer so a ernste Lehr' geben hat? Hier host mei Hand, die ich bei unserm Ehrentag dir gereicht hob. Schlag' ein, und wann's du's ehrlich meinst und mich und dei Kind bedenkst, so halt' dei Wort."

Der Sepp schlug ein und hielt sein Wort.

Der Liebesbrief.

Eine Liebesgeschichte von **Karl Wolf.**[1])

Drei Menschen haben mit dem Briefe, von dem ich heute erzählen will, eine große Freude gehabt. Erstens der ehrsame Schustermeister — nun, da die Geschichte wahr ist, nennen wir ihn „Krumm". Vielleicht war's auch gar kein Schuster. Dann zweitens sein schmuckes Töchterlein Rosa und drittens ich, weil ich die Geschichte heute erzählen kann, diese wahrhaftige Geschichte von einem Briefe, der in unrechte Hände gelangte.

[1]) Aus dem lustigen Büchlein: „Geschichten aus Tirol" von **Karl Wolf.** Vierte Sammlung. (Innsbruck. A. Edlinger. 1898), welches bei dieser Gelegenheit sehr empfohlen wird.

Rosa, des ehrsamen Schuhmachers Tochter, war ein gar munteres Ding. Eigentlich müßte ich sagen, sie ist ein munteres Ding, denn sie lebt und wird herzlich lachen, wenn sie ihre Geschichte lesen kann. Die Rosa schlug nicht die Augen nieder, wenn sie die Mannsbilder anguckten, und geschah dies vielleicht einmal zu keck, so schnitt sie eine Grimasse und ließ ein gar herziges Zünglein roth durch die Zähnchen blitzen. Gar oft kam sie über die Meraner Promenade und besonders an Sonntagen, wenn die Curmusik spielte. Da stand am Musikpavillon regelmäßig ein junger Curgast; dem gefiel das lebfrische Mädchen außerordentlich und darum machte er auch so verliebte Augen auf sie hin, wie ein Kater im März auf die Kätzchen zu schielen pflegt. Ja er wurde sogar keck und eines Sonntags stand er plötzlich vor ihr und überreichte mit steif in die Höhe geschobenen Ellbogen einen Nelkenstrauß.

Über die unvermittelte That war Rosa so erstaunt, dass sie den Strauß annahm, worauf der Curgast wie ein Verzückter lächelte. Zu begleiten wagte er das Mädchen aber doch nicht, denn neben ihr stand ein handfester Bursche, der ein minder erfreutes Gesicht machte, als er die Episode bemerkte. Als der Spender sich entfernt hatte, nahm dieser den Strauß aus der Hand des Mädchens und warf ihn in die Passer. Rosa aber, schnell gefasst, lachte hellauf über die eifersüchtige Regung des „Ihrigen“ und die Sache war insoweit abgemacht.

Innerlich aber nahm sie sich vor, den curgästlichen Verehrer zu foppen. Aus der Schublade daheim langte sie einen Carton, auf dem „High life“ stand und der fünfzig spröde Briefbogen enthielt, welche im Bug abbrachen, wenn man die zweite Seite beschreiben wollte, und fünfzig Couverts, deren Gummierung nicht klebte.

Dann kaute sie einen Centimeter von dem Kreuzer-Federhalter ab, legte sich mit breitem Ellbogen tief in den Tisch hinein und schrieb:

Geehrter Herr!

Mit dem Strauß haben Sie mich so überrascht, dass ich nicht ein Wort herausbrachte zu danken. Ich bin aber nicht so ungebültet und darum bithe ich Sie, kommen Sie am Sonntag um drei Uhr zum oberen Gilfgider bei der Thirolerstraße und thun sie mich dort erwarthen. N. N.

Der Lehrbub grübelte vergebens nach, warum ihm die Rosa, des Meisters Tochter, heute gar fünf Stück Zucker in den Kaffee warf und das Stück Weckenbrot war wahrhaftig und Gott fettig! Das sollte ein Butterbrot markieren. Als er aber den Brief in der Tasche hatte, begriff er das alte Sprichwort: „Jeder guten That der Lohn!“ Er hatte sich vorgenommen, den Brief treu und richtig zu bestellen. Allerdings schwer, denn die Adresse fehlte und er musste seinen Pfad nur nach der Beschreibung suchen.

* * *

„Was wollen S' denn?“ So das Stubenmädl zum Lehrjungen, der zaudernd in der Pension Rudolfi mit seinem Brief auf der Stiege stand.

„A langlechter Herr sei's, a magerer. A ausg'stopft's Achselg'stell, als hätt er den Kleiderhalter no im Rock drinnen und die Haar also glatter, als hätt's ihm a Hund hingeleckt. Auf der Nasen Föch'n (Sommersprossen) und die Knie druckt er beim Auftreten hinten durchi, wie a Storchenvogel.“

„Ui je, das ist ja der Einundzwanziger“, lachte die Stubenmaid und stellte das Theebrett auf die Stiegenstufen. „Was willst denn von dem? Ist er leicht 's vorige Jahr die Rechnung schuldi blieben?“

„Kann sein“, sagte der Lehrjunge, froh um die bequeme Ausrede, warf den Brief auf die papierdünne Portion Butter und schlappte die Treppe hinunter. Die Jungfer aber bestellte den Brief mit schadenfrohem Schmunzeln, denn bei dem „Einundzwanziger“ waren keine besonders großen Aussichten auf Trinkgeld. Daher war auch sein Holzkorb immer „schütter“ gemessen, denn ein Scheit musste er für die „Fünfzehnerin“ herlassen und drei für den „Zwanziger-Herrn“. War so viel ein lieber Schatz, der „Zwanziger“. Der Lehrbub schritt aber, im Bewusstsein einer gewissenhaft vollzogenen guten That, den Rennweg hinein und pfiff den Teuchert-Marsch so falsch, dass sich der Volksschauspiel-Pudel entsetzt in das Gasthaus „zum Burggräfler“ flüchtete.

Im Zimmer aber stand der „Einundzwanziger“ vor dem Spiegel und schaute sich an, en face zuerst, dann en profil, dann nahm er einen Handspiegel, hielt ihn hinter sich in die Höhe und betrachtete die semmelblonde Allee, die sich hinter dem hohen Stehkragen verlief, und schüttelte den Kopf dazu. Es war ihm absolut nichts bekannt von einem Strauß, den er einer N. N. überreicht haben sollte, aber war fest entschlossen, am Sonntag um drei Uhr „am oberen Gilfgider“ zu warten. Eindruck zu machen war er sicher überzeugt, nach der Musterung im Spiegel.

„Donnerwetter, so 'was!“

Der „Einundzwanziger“ war aber nicht der einzige Mann, welcher den Brief der schönen Rosa gelesen hatte. Just als er fertig war, musste die Schreiberin zu einer Kunde in den Laden, und der biedere Meister, der gerade durch das Zimmer schritt und im Bozener Schreibkalender, welcher sein Hauptbuch ausmachte, etwas nachsehen wollte, sah und las den Brief.

Merkwürdig! Der Brief machte auf den Vater denselben Eindruck, wie auf den „Einundzwanziger“. Auch er sagte: „Kreuz-Teufel-Donnerwetter, so eppes!“ Als kluger Vater schwieg er aber. Reden wollte er erst am Sonntag nachmittag um drei Uhr, „beim obern Gilfgider“.

Der arme Straußpender hatte keine Ahnung, dass der für ihn bestimmte Brief in falsche Hände gelangt war. Vor- und nachmittags

stand er beim Musikpavillon und schmachtete in die Welt hinaus und harrte seiner Flamme.

Ob sie ein ermunterndes Lächeln für ihn haben würde? Oder einen dankbaren Blick? Oder ein kleines Zeichen, dass er ihr folgen dürfe? Einmal, als er gerade wieder verliebte Luftschlösser baute, bemerkte er den kleinen Blondkopf über die Meranerhof-Brücke huschen.

Ein gewaltiger Satz vom Eisengeländer fort, an dem er zu lehnen pflegte; Carambolage mit einer dicken Dame, welche gerade das Programm studierte. Erschrocken zurückweichend, kam er einem Herrn, der im Rollwagen daherfuhr, gerade auf die Beine zu sitzen. Der brüllte laut auf, denn für einen an Podagra Leidenden ist dies nicht eben angenehm. Mit einer höflichen Verbeugung entschuldigte sich der junge Heißsporn und kam dabei auf einer Dame Schleppe zu stehen, die sich mit einem Krach vom Taillenbund löste. Dann trat er noch einem „Takt" auf die Pfoten: sonst geschah weiter nichts.

Die Maid aber war verschwunden. —

Der Schustermeister hatte seine Tochter am Sonntag nach der Zehnuhrmesse tüchtig ins Gebet genommen. Zu seinem größten Vergnügen hörte er, dass es der schönen Rosa nicht im Traume einfiel, mit einem Curgast „anzubandeln". Sie wollte sich mit dem jungen Herrn nur einen Jux machen und am Sonntag würden sie und der Johann von der Ortensteinterrasse aus zusehen, wie ihr Verehrer unten passe und warte.

„Na, wie der Vater nur so was denken könne. A Curgast! Wo sie doch den Johann habe; einen Bozner Meistersohn!"

„Hab mir's eh denkt", schmunzelte der Alte. „Curgäst sein für unsereins schon rechte Leut. So a paar Pariser anz'messen, oder a paar z'sammeng'rennte Fabrikschuh neu zu sohlen und ordentli zu rechnen. Aber sonst! O na, dös wär mir a schöne Maschgillanz."

Dem sehnenden Ritter Toggenburg am Musikpavillon wurde kalt und warm. Beim Himmel, die schöne Schusterstochter hatte ihm zugelächelt am Sonntag bei der Curmusik. Eine Täuschung war ausgeschlossen. Jetzt wieder! Da kommt sie herunter mit einer Freundin, einer Vertrauten, denn auch diese lächelt.

Als sie das nächstemal vorbeigeht, legt er seine Hand aufs Herz, markiert leise, ganz leise einen Seufzer und sticht der schönen Rosa mit seinen stahlgrauen Augen fast bis ins Herz hinein. Ha, das hat gewirkt. Wie sie erröthet! Wie die herzigen Grübchen auf den frischen Wangen zum Vorschein kommen!

Rosa und ihre Freundin konnten das Lachen kaum verbeißen. „Du, pass' auf, dös Salzstangl kommt heilig und Gott auf in d' Gilf. Jesses, dös werd a Hetz'n! Du, mir sagen den Meinigen nix und geh'n mit'nand auf Ortenstein und schaugen zu, wie er passt, der Semmelg'farbte."

In der ersten Meraner Blumenhalle wird hastig die Thüre aufgerissen, dass die Scheiben nur so klingen.

„Pardon, tausendmal pardon! Bitte, ist es richtig, dass hier unter dem Volke die rothe Nelke als Blume der Liebe angesehen wird? — Dann bitte ich so schnell wie nur möglich einen Strauß aus hundert Blüten. — Das geht nicht? Na, dann sagen wir achtzig — auch nicht? — Dann fünfzig, — kurz, so viele Sie auftreiben können. — Bis wann ist der Strauß fertig? — Nein, das ist zu spät. Mindestens bis drei Uhr! Machen Sie ihn aber ja recht schön. Am liebsten möchte ich gleich mein eigenes Herz hineinbinden lassen."

Am Sonntag nachmittags um drei Uhr zog, es war ein herrliches Wetter, eine förmliche Procession hinauf zu den sonnigen Höhen des Küchelberges. Die Rollwagenführer machten auf jedem Plateau Rast, denn es war schon recht warm. Die Damen trugen die Schirme aufgespannt und die Gigerln waren nicht die einzigen, welche die Hosen umgekrämpelt hatten, denn die Sonne sog die Winterfeuchtigkeit förmlich aus dem Boden.

Diese Menschenmasse war dem „Einundzwanziger" aus der Pension Rudolfi sehr, aber schon sehr unangenehm. Wie sollte er die unbekannte N. N. herausfinden. Er hatte zwar die Überzeugung, dass der Brief nicht an ihn gerichtet gewesen, denn einen solchen Luxus, an Mädchen Sträuße zu verschenken, trieb er nicht. Er brach Mädchenherzen mit seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Halt! Die kleine Blonde mit dem Schirm, die könnte es sein.

„'Morgen, mein Fräulein! Jetzt strahlt mir die Sonne noch einmal so hell, da Sie kommen. Jetzt zieht für mich der holde Frühling ins Land."

„Was wollen S' denn?" frug verwundert das Fräulein.

„Hatte zwar nicht das Glück, dieser holden Fee Blumen zu Füßen zu legen, aber mein Herz schlägt dennoch stürmisch."

„Gengen S', hör'n S' auf, Sie Fadian. Hab eh schon gnua von Eanern Gschrapl, wann i d' Wäsch bring."

Jetzt erkannte er erst seine Wäscherin. Nein, wie sich so ein Mädel Sonntags fein macht! — Also wieder nichts. Nun nahm er auf der Bank neben der Mauer Platz und harrte geduldig weiter.

Da schritt ein behäbiger Bürger durch das Gitterthor. Einen schwarzen, steifen Hut hatte er auf, eine Jagdstück-Meerschaumspitze zwischen den Zähnen. Acht Hunde deckten einen Hirsch, der einen Kopf hatte wie eine Kuh. Ein langer, blauer Überzieher mit fettigem Kragen, je einen glänzenden Streifen im Rücken und Sitz, graue Hose und auffallend schön gewichste Schuhe.

Schmunzelnd nahm er neben dem „Einundzwanziger" platz und griff zum höchsten Erstaunen desselben nach seinem linken Fuß. Trotz

aller Gegenwehr zog er den Fuß in die Höhe und musterte aufmerksam den abgetragenen gelben Schuh des Herrn.

„Schau, schau, wie die Leut z'sammenkummen. Schau, schau! Haben gut ausgehalten die Schuh, saggerisch gut. Die Absätz sein a bissele durchtreten, aber 's Übergschüach hebt. Ja ja, i mach a gute Arbeit, schon recht a gute! Aber im Frühjahr sein S' abg'reist und haben mei Adress' vergessen. Aber sell macht nix, beileibe. Acht Gulden fünfzig, sein S' so gut, sonst müßt i Ihnen 's Manterl ausziehen und es thät halt doch zu kühl sein, wenn d' Sonnen untrigeht. Fast a bissele zu kühl."

Der arme „Einundzwanziger" wechselte die Farbe. So aufzusitzen! Um jedes Aufsehen zu vermeiden, zählte er dem Meister das Geld zu, der es mit vieler Umständlichkeit in seiner Brieftasche versorgte. „Haben Sie vielleicht a Cigarl? Ich hab's verloren da drobmet auf der Straßen." Nachdem er die Cigarre erhalten, deren Spitze abgebissen, das Kraut des langsamen Brennens halber ringsum abgeleckt und in seiner mächtigen Spitze versorgt hatte, bat er den Fremden noch um Feuer.

„Paff paff" machte er und blies den Rauch über die Spitze, um sie zu bräunen, „paff, paff, Sie, noch eins — paff, paff — wenn i Ihnen amal derwisch — paff, paff — wie S' meiner Tochter nachsteigen — paff, paff — nagl i Ihnen mit an guten Schusterzweck — paff, paff — bei die Ohrwaschl an der Hausthür an. Paff, paff — — a recht gut's Cigarl. Adijes."

In diesem Augenblicke ertönte ein markerschütternder Schrei von der Ortenstein-Terrasse.

Die beiden Freundinnen hatten sich dort eingefunden und konnten sich nicht genug verwundern, was Rosas Vater da unten in der Gilf mit dem fremden Herrn vor hatte. Ritter Toggenburg aber hatte sich mit einem mächtigen Nelkenstrauß der Angebeteten nachgeschlichen und wollte die günstige Situation zu einer Annäherung ausnützen. Mit anmuthiger Bewegung wollte er eben den Strauß überreichen, da trat ihm jemand ganz fürchterlich auf den rechten Fuß.

Johann war es, der Anbeter Rosas.

„Au! au! au!" schrie der Mißhandelte. „Das ist ja mein bestes Hühnerauge!"

„Macht nix", entgegnete trocken Johann und nahm seine Rosa am Arm, „und das ist mein Schatz, verstanden."

In weitem Bogen flog der schöne Nelkenstrauß hinunter auf die Tiroler Straße, und somit ist die harmlose Briefepisode aus.

Ein seltsames Buch.

Als vor Jahren „Rembrandt als Erzieher" erschienen, hatte das Werk in Deutschland und weiter hinaus das größte Aufsehen erregt. Heute ist es verklungen, doch steht zu vermuthen, dass manche Anregung daraus still fruchtend fortlebt in der Nation. An jenes Werk erinnert ein neues Buch: „Die plastische Kraft in Kunst, Wissenschaft und Leben" von Heinrich Driesmans. (Leipzig. C. G. Naumann. 1898.)

Der Verfasser hat über alles Wichtige seine eigenen Gedanken und stellt die ganze Cultur von heute lustig auf den Kopf. Er liebt die große Vergangenheit und er liebt die geahnte Zukunft. Aber er hasst die Gegenwart.

Hören wir dem neuen Propheten ein wenig zu.

Niedergang des geistigen Vermögens im Laufe der Geschichte. — Wenn wir in der Geschichte zurückgehen, haben wir die Empfindung, dass wir uns auf ansteigendem Boden bewegen. Wir erheben uns mehr und mehr, wir nähern uns einem Gebirge, und je weiter wir in die Vergangenheit vordringen, desto höhere Gipfel tauchen vor uns auf, bis uns aus einer nebelhaften Ferne, zu der unser Fuß keinen Weg mehr findet, die mit ewigem Schnee bedeckten Häupter himmelragender Bergriesen entgegenleuchten. Die gegenwärtige Menschheit befindet sich wie in der Ebene, sie ist herabgestiegen von den alten Sitzen der Vorfahren, sie hat es sich in den Niederungen bequem gemacht, und kann es nicht mehr fassen, wie ihre Ahnen in solch erhabenen, kalten Regionen hausen konnten. In der That wohnten unsere Vorfahren, mit uns verglichen, in der Höhe. Ihre grauenhaft-strengen Lebensgewohnheiten, ihre tiefsinnigen, hochaufstrebenden Religionssysteme — die gothischen Dome der Vorzeit — haben etwas Übermenschliches, Göttergleiches an sich, mit dem wir uns nicht mehr messen können, das wir nicht einmal mehr begreifen, vor dem uns heimlich graut. Das geistige Leben des Menschengeschlechtes hat sozusagen mit dem Ende angefangen. Es ist, wie der menschliche Embryo, mit dem Kopf zuerst auf die Welt gekommen, und hat erst sehr spät gelernt, sich seiner Gliedmaßen zu bedienen. Die größten, erhabensten und tiefsten Gedanken hat der Mensch

gedacht in der Zeit, da er überhaupt zu denken begann: die großartigsten und, sozusagen, geistreichsten Culturen, welche die Welt gesehen, waren die ursprünglichsten. Die Urculturvölker der Chinesen, Inder, Ägypter haben die gesammte menschliche und menschenmögliche Lebensweisheit allen nachfolgenden Völkern und ihren geistigen Heroen vorweggenommen. Es ist nach ihnen kein tiefer Gedanke gedacht, keine Erhabenheit der Lebensauffassung erklommen worden, die sich nicht schon bei ihnen nachweisen ließe. Welche spätere oder neuere Geistesgröße kann sich an seelisch-geistiger Kraft und heroischer Lebensauffassung wohl mit einem Laotse, Buddha, Jesus vergleichen? Alle späteren Denker erscheinen neben diesen geistesgewaltigen und tiefsinnigen Menschen nur wie blasse Schatten, wie dürftige Nachbeter dessen, was jene an geistigen Conceptionen ins Leben gerufen.

Das neue Deutsche Reich und die Kunst. — Mit der Neugestaltung des Reiches hatte das deutsche Volk sein Lebensziel, nach dem es Jahrhunderte lang sich gesehnt, gesenfzt und gerungen, erreicht. Es hatte eine feste Lebensbasis gewonnen, auf welcher es seine Eigenart frei und kräftig entfalten konnte. Zwar blieb noch immer viel zu wünschen übrig, aber ein unerschütterlicher Grundstein war gesetzt. Man hatte „freie Hände" bekommen und glaubte nun zuversichtlich, dass mit dem allgemeinen Wettstreit der Kräfte und Fähigkeiten auch die Kunst und Dichtung einen mächtigen Aufschwung nehmen müsse. Ach, wie sehr verkannten diejenigen das Wesen der Kunst, welche solches glaubten und erhofften! Der erwartete Aufschwung blieb natürlich aus — von hochfliegender Begeisterung, von einem Streben nach erhabenen, idealen künstlerischen oder geistigen Zielen keine Spur. Im Gegentheil, ein Rückfall der Kunst, die sich vor dem glücklichen Kriege noch immer auf einer gewissen idealen Höhe gehalten hatte, ins Materielle, Grobsinnliche, Alltägliche, Gemeine, Triviale. Man suchte seine künstlerischen Ziele nicht mehr in den Wolken, sondern begann die Erde umzuwühlen, um dort nach Schätzen zu suchen: und die alte Erde barg freilich noch immer Gold genug, das auch in den derben, oft nicht ganz reinen Fäusten derer, die es hoben, seinen Wert nicht verlor. Aber ihm klebten Schlacken und aller mögliche Unrath an, der da sehr gegen den guten Geschmack mit ans Licht gezogen wurde. Am liebsten freilich mühte man sich nicht an dem harten Gestein, das die Edelmetalle barg, sondern grub dort, wo der Boden recht weich und bequem umzuwühlen war — im Moor. Da ließ sich schön patschen und pantschen. Das war ganz natürlich. Denn jede Zufriedenstellung seiner Wünsche erhebt den Durchschnittsmenschen nicht, sondern zieht ihn herunter. Die Hybris, die Übersättigung, ist die Amme der Zügellosigkeit, der Auflösung, der entfesselten Triebe. Man wollte sich ausleben, sich austoben; man wollte

nach der langen materiellen Dürftigkeit und Entbehrung auch einmal sich etwas gönnen und zugute thun. Wie einzelnen Menschen, so ergeht es ganzen Völkern: wie der Einzelne um so blöder und plumper der Versuchung eines Tages erliegt, je strenger er bisher seine Neigungen bekämpft, je widernatürlicher er seine Triebe unterdrückt, so verfällt auch ein Volk in um so größere Zügellosigkeit und in um so rohere Ausschweifung, je asketischer es lange Zeit hindurch von den Verhältnissen, in die es sich geworfen sah, zu leben gezwungen war, wenn einmal durch eine glückliche Wendung des Geschickes seine gesammte Lebenslage sich plötzlich verbessert. So ergieng es dem deutschen Volk seit dem Jahre 1870. Seine edleren Kräfte wurden von dem wachsenden und sich ausbreitenden politischen Leben völlig verschlungen; die roheren andererseits suchten die sich ihnen eröffnenden günstigeren Lebensverhältnisse auszubeuten. Einem solchen Zuge erlagen auch die künstlerischen Naturen: sie kamen dem Bedürfnis entgegen, das sich überall im Volke geltend machte, dem Bedürfnis nach Genuss, Glanz und Üppigkeit. Die Kunsthandwerke schossen dabei ins Kraut, aber die keusche künstlerische Gestaltungskraft erhielt den letzten Stoß: sie erstickte im Kunsthandwerk. Das neue Deutsche Reich ist nicht, wie man gehofft, die Wiege, sondern das Grab der erwarteten neuen deutschen Kunst geworden.

Wozu die künstlerischen Symbole? Wir *vergessen* uns über ihnen, wir vergessen über ihnen unsere *wesentliche* Aufgabe — das Leben: wir vergessen, zu leben! Das ist die verhängnisvolle Täuschung, der der Mensch durch den letzten Cultus, der ihm noch verblieben, unterliegt — den Cultus der Kunst.

Jedem Cultusdiener kann man entgegenrufen: *Werde* das, was du nur anbetest und verehrst! Dem Cultusdiener der Religion: Werde gut! Dem der Wissenschaft: Werde wahr! Dem der Kunst: Werde wohlgestaltet, werde schön!

Dass das Publicum zu allen Zeiten aus — anderen Gründen ins Theater lief, als diejenigen waren, die, im besten Falle, den Autor des Stückes beseelten, als er sein Werk hervorbrachte; dass es zu allen Zeiten ins Theater gelaufen ist, um sich zu amüsieren, und nicht, um *Kunst* zu genießen — darüber sich noch zu wundern oder gar zu entrüsten, ist eigentlich naiv.

Suchte die große Masse jemals etwas anderes in der Kunst, als Kitzel für ihre Begierden oder Zeitvertreib? Nur ein Schwärmer kann sich darüber täuschen. Und wenn dies in tiefgreifenden und kunstfrohen, in kunstverständigen und künstlerisch durchgeistigten Zeiten der Fall war, wenn die Masse niemals durch das Gewand und den Schleier der Gestalten und Vorgänge zu dem Sinn der Handlung hindurchsah — was sollen wir dann in unserer materialistischen und durch die fortschreitende

Ausbildung der Technik und die wachsende Erleichterung aller Lebensbedingungen nothwendig immer materialistischer werdenden Zeit erwarten? Es ist das Ende der Kunst, das heißt des künstlerischen Cultusspieles, was Julius Hart richtig vorausgesagt; aber wie jeder Prophet, sieht er nur die halbe, die ungefähre Wahrheit. Er fragt: „Was hat die Dichtkunst mit der auf Effect gerichteten Bühnenschriftstellerei zu thun? Hören wir doch endlich auf, vom Theater als von einer Kunstanstalt zu reden." Die volle Wahrheit, der Hauptsatz, von welchem das Hart'sche Wort nur ein Untersatz ist, lautet: Was hat das künstlerische Gefühl mit der — auf Effect gerichteten — Kunst der Kunstwerke zu schaffen? Hören wir doch endlich auf, von unserem künstlerischen Schaffen als von einer Kunstveranstaltung zu reden! Hören wir auf, uns darüber zu wundern, zu ärgern, zu entrüsten, dass diese Veranstaltung dem künstlerischen Gefühl unaufhörlich roh ins Gesicht schlägt, und fangen wir endlich an, — — — ja, was? Nun, fangen wir zunächst damit an, bevor wir etwas Besseres thun können, über diese ganze Komödie der künstlerischen Irrungen zu lachen! —

Die wissenschaftliche moderne Bildung erfordert es, dass man sich schäme, etwas nicht zu wissen, aber sie entbindet davon, sich dessen zu schämen, etwas nicht zu empfinden. —

Was für ein verschrobenes und widersinniges Ding ist nicht unsere sogenannte Bildung! Man könnte versucht sein, dem falschen Bildungsbegriff einen großen Theil der Schuld an all den Übelständen zuzumessen, die wir an unserer Zeit so sehr beklagen — an der Oberflächlichkeit, Blasiertheit, Frivolität, Charakterlosigkeit, Weichlichkeit und Genusssucht, kurz, an der allgemeinen Decadenz. —

Die Antriebe und Kraftäußerungen der früheren Menschen, welche die gesellschaftliche Ordnung unaufhörlich durchbrachen und keine allgemeine, durchgebildete Gesittung aufkommen ließen, kurz, die Lebensenergie, welche sich in ihnen kundgab, konnte indessen in ihren Nachkommen, den modernen Menschen, nicht erstickt werden und der Vernichtung anheimfallen. Sie ist durch die Hemmung des gesellschaftlichen Zwangs und des guten Tons nur auf ein anderes, auf das geistige Gebiet hinübergeleitet worden, wo sie in ungeschwächter Kraft zum Ausdruck kommt. Es ist die gleiche Summe von Lebensenergie, es sind dieselben Triebe, welche von unseren Vorfahren her noch in uns fortwirken, mit dem einzigen Unterschiede, dass sie in zweckmäßigere, gemeinnützige Bahnen geleitet sind. —

Das künstlerische Schaffen ist ein Absenker der plastischen Kraft im Menschen, seiner Zeugungskraft. Man kann es mit gewissem Recht eine Verirrung des Zeugungstriebes auf das Gebiet des geistigen Lebens

nennen. Der natürliche Trieb, der den menschlichen Leib gestaltet hat und noch fort und fort Menschenleiber zu bilden verlangt, diese prometheische Begier ist in dem künstlerisch veranlagten Menschen in die Seele und den Geist übergesprungen und hat sich dieser ideellen Seiten seines Wesens bemächtigt. —

Das Genie ist als andauernd und im höchsten Grade „brünstig" zu betrachten; seine ganze Überlegenheit erwächst ihm aus der Fähigkeit, sich mit Leichtigkeit in den Zustand der Brunst zu versetzen, den wir Liebe nennen. Das Wort Brunst kommt von brennen und ist identisch mit Brand: es bedeutet das innere Feuer, die „allbelebende Liebe", wie Goethe sagt, die aus dem Geschlechtsleben stammt und dem Manne die ihm tief innewohnende Sehnsucht nach dem Weibe einhaucht.

Hochgesteigertes geistiges Leben entzieht der Sinnlichkeit die Kraft und verschuldet deren Verkrüppelung, in demselben Grade, wie sinnliches Genußleben andererseits die Geistigkeit erschöpft und lahmlegt. Man könnte die Gelehrten im Hinblick auf ihre Unbehilflichkeit im gewöhnlichen Leben mit gewissem Rechte „sinnliche Idioten" nennen; sie sind gleichsam umgekehrte Schwachsinnige, oder Schwachsinnige — das heißt, Schwachsinnliche — im eigentlichen Verstande, während die sogenannten Schwachsinnigen besser Schwachgeistige hießen; denn in demselben Grade, wie bei den eigentlichen Idioten das geistige Vermögen, ist bei ihnen das sinnliche Vermögen in der Entwickelung zurückgeblieben. —

Sie können noch gar nicht einmal leben, diese Menschen, sie haben gar nicht den Muth zu sich selber, zu ihrer angeborenen Natur. Sie zeigen sich immer nur so, wie sie gern sein möchten, nie, wie sie wirklich sind. Wie ihres nackten Körpers, so schämen sie sich auch ihrer nackten Seele. Und doch ist die Lust an seiner Nacktheit das vornehmste Gefühl, dessen der Mensch fähig ist, doch ist das Lachen über seine Nacktheit das Höchste, wozu er es in sittlicher, in künstlerischer und in religiöser Hinsicht bringen kann. Dieses Lachen wird das erste Zeichen seines erwachenden neuen Lebens, seiner Wiedergeburt sein. —

Wilhelm von Humboldt behauptete, daß das Weib als solches der Natur einen Schritt näher stehe, als der Mann. Selbst das gebildetste, vergeistigteste Weib ist immer noch um einen Grad mehr „Thier", als der entsprechende Mann; und umgekehrt ist der vollkräftigste Mann immer noch um einen Grad mehr „Gespenst", als das entsprechende Weib.

Welcher moderne Mensch ist es, der, wenn man ihn aufs Gewissen fragte, was er von dem Leben bisher gehabt habe und ob denn das wirklich ein Genuß seines Lebens gewesen sei, nicht aufseufzend antworten müßte, daß er noch niemals zu sich selber gekommen, daß er zu einem Herz und Geist erhebenden Gespräch kaum einmal die Muße gefunden, daß die Arbeit für andere, für den Beruf, den Staat, alle

seine Kräfte verschlinge, daſs er über seiner Pflicht noch niemals habe wahrhaft aufathmen können. Es ist eine wilde Jagd, und wir alle lassen uns sinnlos von ihr mit fortreißen. Und doch hat der Mensch ein natürliches Recht, „aufzuathmen", sich selber leben, dem plastischen Triebe in ihm sich überlassen zu dürfen — den höchsten Empfindungen sich hinzugeben. —

Wir haben zur Kennzeichnung des freimüthigen Buches ganz bedenkliche Stellen unbedenklich herausgezogen. Zeit und Leben werden darüber richten, ob und inwiefern solche Philosophen recht oder unrecht haben. Man darf schier der Meinung sein, das Werk: „Die plastische Kraft" enthielte mehr Wahrheit, als Irrthümer. M.

Ein Kriegsrath.

Ein Erinnern und Plaudern von **Peter Rosegger.**

Was ist im Menschen natürlicher und mächtiger: die Liebe zur Nation, oder die Liebe zur Heimat? — Diese Frage ist in diesen Blättern schon einmal aufgeworfen worden, sie gibt zu denken. Die Nomadenvölker einer früheren Cultur lehren das Erstere, die neueren Culturvölker das letztere. Wenn der heutige Mensch die Heimatsscholle verlassen könnte, um sich seiner Nation örtlich anzuschließen, so wären unsere nationalen Fragen durch geographische Verschiebung der Völkerschaften lösbar.

Eines der gewaltigsten Beispiele von der Liebe zur heimatlichen Scholle und zur Freiheit in den alten Sitten des Landes haben ja die Tiroler geliefert in ihrem großen Befreiungskampfe gegen die Bayern und Franzosen. Nicht so sehr die politische Seite, als vielmehr die Opferlust für die alte freie Heimat hat diesen merkwürdigen Kampf so menschlich groß gemacht. Von den drei Zündfunken: Gott, Kaiser und Vaterland war sicher letzterer der mächtigste. Selbst der Fremde, der heute nach Tirol kommt, begreift es, wie man für dieses wunderbar herrliche Land sein Leben lassen kann, und wäre es auch nur durch einen touristischen Sturz vom Felsen. Und erst, wenn es das Vater- und Mutterland ist! Das Land des alten Gottesglaubens, der süßen Jugenderinnerungen, der herben Arbeit, der redlichen Besitzthümer und der theuren Gräber! —

In entlegener Almhütte haben sie sich versammelt, Anderl, der Sandwirt, der rothbärtige Kapuziner, der Seppel vom Rinn, Peter der Mahrwirt und andere. Bauern, Hirten und Pferdehändler, aber auch Beamte und Lehrer waren herbeigeeilt, um Raths zu pflegen. Die Bayernherrschaft im Lande, behaupteten sie, sei nicht mehr auszuhalten. Gar in

Haus und Kirche mische sie sich drein und wolle alten Landesbrauch abbringen und fremde Sachen einführen überall. Man könne nicht einmal mehr beten, schon darum nicht, weil die gefalteten Hände sich immer zur Faust krampften. Aber den „Boarn-Klacheln" würde man doch noch den Herrn zeigen; sie hätten nichts zu suchen in Tirol. — Ein Netz von Vertrauensmännern war schon seit langem gespannt gewesen durch das Land, vom Inn bis zur Etsch, von der Trisana bis zur Drau. Die Post- und Landwirtshäuser waren zu diplomatischen Kammern geworden; auf grünen Almen hatten sie unter dem Vorwande des „Scheibenschießens" ihre Kampfübungen abgehalten, in den Heuschennen die Waffen verborgen, in den Felshöhlen ihr Pulver versteckt. So gerüstet, konnten sie schon herausfordernd auftreten gegen die „fremden Zodeln", die als Beamte mit starker Soldatenbesatzung sich niedergelassen hatten, um das von Bonaparte ihnen hingeworfene Alpenland zu regieren. Diese Herren zogen also die Ketten strammer, ließen jeden Versammlungsort, selbst die Gotteshäuser, mit Bütteln bewachen und drohten mit schärferer Besetzung des ganzen Landes durch bayrische und französische Truppen.

„Sollen nur kommen!" sagte Peter, der Mahrwirt, jetzt in der Almhütte.

Der Sandwirt setzte bei: „Im Namen des heiligen Herzens Mariä, wenn's Ernst wird, rucken wir aus."

War ein alter Kohlenbrenner da, der wackelte mit dem Kopf — es sei eine bedenkliche Sach'! „Was werden wir armen Bergleute ausrichten gegen die wilden Boarn, gegen den grauslichen Bonaparte! Unser Herrgott weiß es — "

„Dass du ein feiges Luder bist!" unterbrach ihn ein klobiger Hirte. „Geh du zu deinem Kohlenhaufen, ist gescheiter. Wo Manner zusammenkommen, hast du nix zu thun."

„Ah na", antwortete der Alte, „fortschaffen lass' ich mich nit. Ein Tiroler bin ich wohl doch!"

Jetzt kam ein Bauer aus dem unteren Innthal an — rasch, hastig trat er ein. Er wusste Neuigkeiten. — Bei Kufstein und durch den Pass Strub seien bayrische und französische Truppen eingebrochen, thäten sengen und brennen, dass es ein Graus ist! Kein Haus und kein Mensch sei vor ihnen sicher. Die Tabernakel thäten sie ausrauben in den Kirchen, bei Kitzbühel an der Straße stehe ein Muttergottesbildnis, darauf hätten sie geschossen wie auf eine Scheibe!

„Was sagst? Was sagst?" harrschte der alte Kohlenbrenner, „auf die Muttergottes?" — Ein langes Messer riss er aus der Scheide. Blass war er bis über die Lippen. Fortrasen wollte er — „Boarn derstechen!"

„O du närrischer Wastel!" rief ihm der Sandwirt zu. „Wenn wir's so machen wollten, na, do möchten wir freilich nichts ausrichten."

„Weil's halt gegen unsere lieb Frauen geht, hat er doch Kurasch, der Kohlenbrenner", sagte der Kapuziner und hieb dem Alten wohlgefällig die Hand aufs Knie.

Sprach der Anderl: „Kurasch allein ist halt zu wenig, da heißt's auch gescheit sein."

„Das denk' ich wohl auch", sagte der Seppel vom Rinn. „Wir müssen die Höllteufel erst weiter herkommen lassen. In die Bergschluchten hinein! Aus den Schachen hinabpfeifen mit den Kugeln! Von den Bergen Steine niederlassen! In den Klausen die Wasserwehren aufbrechen! Da werden wir schon was ausrichten. Unser Tirolerland selber hilft Krieg führen."

„Und unsere liebe Frau wird uns auch nit verlassen", sagte der Rothbart.

„Verhoff's!" versetzte Peter der Mahrwirt. „Aber — will ich sagen — wir dürfen uns auch nit auf sie verlassen. Heißt das, wir müssen selber machen, was wir können. Und jeder so viel, als wenn er ganz allein wär'."

Sie hielten die Hände hin, faßten sie, drückten sie derb: „Das wird sich nit fahlen!"

„Ich für meinen Theil weiß schon was", fährt der Peter fort.

„Pulver in die Jaufenhöhlen, so viel als der Will", sagt der Sandwirt.

„Ich brauch keins", antwortet der Mahrwirt, „ich schieß' die Berge los."

„Wie ist das gemeint, Peter?"

„Das werdet ihr schon sehen."

So redeten sie und besprachen alles. Ob sie fertig wären im „Puschterthal" und im oberen Innthal? „Die Puschterthaler, das sind stade Locherln, die kommen nit vorwärts!" rügte der Sandwirt.

„Im Zillerthal sind sie bereit."

„Im Stubaithal auch."

„Die Etschthaler warten schon hart auf den Tanz!"

Der Sandwirt weist auf einer alten Landkarte die Marschlinien, die Übergänge, die Versammlungspunkte und bestimmt Stellen, die zum Angriff sich eignen. Jeder wußte irgend einen Vorschlag. „Das thät's, das kunnt ma probieren!" sagte der Sandwirt zum einen; „das ist zu dumm!" zum andern.

„Manner!" rief plötzlich ein knochiger Holzknecht, „redet's nit so lang und geht's glei mit. 's Pulver dersparen wir für's Gamsleschießen. Den Boarn schlagen wir die Schädel mit dem Kolben ein!"

„Bedank' mich für den guten Rath!" spottete ein bärtiger Grobschmied.

„Zum Lachen isch't's!" schrie der Sandwirt auf. „Was glaubst denn, Schmied? Handgemenge nur, wenn die gleichen Waffen sein. Die

Boarn und Franzosen, die sein dir ein bissel anders gestellt, mein Lieber, als wir! Vor Augen kommen dürfen wir ihnen nit! Von hinterwärts! Immer von hinterwärts, merkt's euch das! Als ihnen einmal in den Schuss laufen — lieber zehnmal flüchten. Aber nit flüchten zum Nachgeben, nur zum Rasten und dann wieder voran! Mit dem Waffenzeug wären wir so weit bei einander. Fuhrwerk, wenn wir noch mehr hätten! Wer zurück muss, nit in sein Haus, nur ins Hochgebirg'! Da droben in den Hütten sind Rüben und Erdäpfel. Wer sein Vieh auf die Almen bringen kann, der soll's gleich thun. Und Weib und Kind wohl auch. Haus und Hof leer stehen lassen, sich nichts draus machen, wer's nimmer sieht."

„'s ischt wohl eine harte Zeit!" seufzt ein Waldbauer und schneuzt sich heftig in sein blaues Sacktuch.

„Zum Dunner!" sagt ein anderer, „wenn's mich trifft, ich rait's fürs Sterben ab."

„Dumme Rederei!" verwies ihn der Sandwirt. „Scharfschützen, wer sagt denn was vom Sterben! Rösser, wenn du noch auftreiben kannst, und Bergkarren. Und beim Pulver, gebt's mir mit dem Feuer achting, ich sag' euch's!"

„Und meine hölzerne Kanon' wär' nit zu brauchen?" fragt der Wagnermeister von Pfunds, der aus Ahornholz eine Kanone verfertigt und mit wuchtigen Eisenreifen beschlagen hatte.

„Alles ischt zu brauchen", antwortet der Sandwirt. — „Weiß noch einer was? Nit. Also die Karten habt's ang'schaut. Ausgeredet ischt's. So wollen wir halt jetzt noch Einen dazu einladen."

Sie verstanden ihn. Ihre schweren Hüte zogen sie vom Kopf und beteten laut ein Vaterunser.

Wenige Tage später ist Tirol in hellem Aufruhr gewesen.

Ein beispielloser Kampf, heldenhaft und schlau — betend und jauchzend haben sie die Feinde erschlagen und vertrieben. Und auf dem Berge Isel haben die Tiroler am 15. August 1809 einen Napoleons-Geburtstag gefeiert, wie der corsische Welteroberer bis zur Zeit wohl keinen erlebt hatte. Dann saß zu Innsbruck in der Kaiserburg einer, der unterschrieb die neuen Verordnungen und Landesgesetze mit schwerfälliger Hand: „Andres Hofer, Komandant von Dirol."

Wenige Monate später aber, mitten im Winter, da sitzt derselbe Andreas Hofer als Flüchtling in einer öden Berghütte der Passeiralpen. Ein hoher Preis ist auf seinen Kopf gesetzt. — Die Bayern und Franzosen überfluten Tirol, sie marschieren plündernd und brandschatzend über den Brenner gegen das paradiesische Thal von Brixen hinab, wo Peter der Mahrwirt sein Heimwesen hat.

Dem Peter, der auch als Flüchtling im Gebirge umherstreift, fällt nun jene Sache ein, die er sich einst ausgedacht, aber bisher noch nicht

zur Ausführung gebracht. Es hatte ihm zu sehr davor geschaudert. Nun aber, da der Feind das Herz Tirols, und auch das seine getroffen, versammelt er eine Anzahl entschlossener Männer. — Durch die wilden Engschluchten des Eisak, wo heute die Brennerbahn geht, einst aber auf enger Straße Kaufherren, Fürsten und Cardinäle gezogen, wo auch Wolfgang Goethe gewandert gegen sein geliebtes Italien — durch jene schattendunklen Schluchten fluteten die feindlichen Scharen. Und dort war es, wo Peter, der Mahrwirt, mit seinen Mannen hoch am steilen Berghang die unerhörte That vollführte. Am Hange, der nach unten durch Buschwerk verdeckt war, zog er mittelst aneinandergebunder Baumstämme wagrecht eine lange Brücke hin und belastete sie mit Erdreich, Geröll und Gestein bis hoch hinan. Und als die Feinde unten heranmarschierten, arglos mit klingendem Spiele, da ließ er auf ein gegebenes Zeichen die Bänder abhauen; die ungeheuere Lawine fuhr zur Tiefe und begrub fünfzehnhundert Soldaten. Der Eisak, so erzählt die bauende Sage, staute sich gegen Sterzing hinauf, und als er den Schuttwall durchbrach, wälzten sich die Leichen hinaus ins Brixnerthal.

Diese Gewaltthat des Mahrwirtes war aber geschehen nach dem Wiener Friedensschluss, der die Bayern zu endgiltigen Herren von Tirol gemacht hatte. Peter wurde gefangen und zu Bozen als Rebell gerichtet. Sein Richter, der französische General Baraguay, wollte dem Manne wohl, der seine Heimat so übermenschlich vertheidigt hatte, er ließ ihm nahelegen, dass Peter durch eine Angabe, als habe er zur Zeit der That vom Friedensschluss keine Kenntnis gehabt, sein Leben retten könne. Peter antwortete: „Ich *habe* aber vom Friedensschluss gewusst und mit einer Lüge kaufe ich mein Leben nicht." — Dann ist er erschossen worden. Zur selben Zeit, als zu Mantua auch Andreas Hofer sein Leben lassen musste — aus Treue zum Heimatland.

Diese Geschichten sind so groß wie antike Heldensänge. Nimmer kann man an sie denken, ohne dass einem warm wird hinter dem Brustfleck. In meinem Buche „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr", habe ich die herrlichen Männer poetisch zu fassen gesucht; sie sind in ihren geschichtlichen Zeit- und Raumverhältnissen dem Dichter gegenüber kaum weniger spröde, als sie es dem Feinde gewesen. Der Bildner bannt sie leichter in den Raum. Im Anschauen von Meister Defreggers Gemälde „Ein Kriegsrath im Jahre 1809" ist mir wieder das Herz aufgegangen und also dieses Plaudern geschehen über längst Bekanntes und doch immer neu Erhebendes — über die Helden von Tirol.

Bei Adolf Pichler.

Zu seinem achtzigsten Geburtstage von **Dr. H. M. Prem.**

Die Innsbrucker Festlichkeiten waren verrauscht, als ich mich eines nebeligen Tages mit einem Grazer Collegen nach dem Hochlande von Barwies aufmachte, um Adolf Pichler in seiner stillen Sommerfrische einen Besuch abzustatten. Gegen die Mittagsstunde erreichten wir das reizend an einem Bergvorsprunge gelegene Dörfchen Obermieming und das dortige Posthaus, wo sich die Fremden gerne ein paar Tage aufhalten, die zwischen dem Innthale und dem Fern Rast machen. Der kaiserliche Rath Speckbacher, ein Großneffe des berühmten Freiheitshelden von 1809, und selbst ein gefeierter Spruchdichter, saß vor der Thüre des gastlichen Hauses, in dem seine Wiege stand; er wurde nämlich hier am 3. Juni 1819 geboren und ist jetzt der älteste lebende Tirolerdichter, ein Greis in Silberhaaren, aber noch frisch am Geiste. Mit Andacht begrüßte ich den liebenswürdigen „Alten vom Berge", der mir seit dem Tage unseres Bekanntwerdens unwandelbar geneigt und wohlgesinnt geblieben: ich stand wie Odysseus vor Laertes.

Nach dem Essen machten wir uns nach dem kaum eine halbe Stunde entfernten Barwies auf. An den Mieminger Bergen hiengen die Nebel und verhüllten uns das malerische Kalk- und Dolomitgestein, von dem sich die Föhren bis zur Straße herabziehen und den Glacialschutt bedecken, aus welchem die Landschaft besteht. Düster blickte auch das vom Innthale südlich aufragende Urgebirge darein. Vom Weiler Lehnsteig, der jetzt infolge eines Druckfehlers der „Neuen Freien Presse" (Morgenblatt vom 30. August 1889) in der Literatur „Lahnsteig" heißt, führt die alte Straße eben dahin zu dem kleinen, stillen Dörfchen Barwies. Es ruht mit seinen alten, im romanischen Geschmacke erbauten Häusern auf grünem Anger; eine mächtige Ulme beschattet das friedensvolle Kirchlein. Auf dem Platze vor demselben segnete Papst Pius VI. am 7. Mai 1782 das herbeigeeilte fromme Landvolk, und beim einstigen Postwirte gegenüber hielt am 20. März 1790 Goethe an, um sich eine Erfrischung reichen zu lassen. In dem ersten unterhalb der Kirche befindlichen, mit einer Mauerstiege versehenen Bauernhause hält seit zwei Jahren Adolf Pichler seine Sommerfrische, nachdem er das gewohnte Fremds-

heim verlassen, das weiter dem Gebirge zu bei den Überresten des Lustschlosses Siegmundsfreud liegt.

Wir betraten gedämpften Schrittes das Haus. Im Flur desselben hiengen die von der Südmarkgruppe Kufstein gespendeten Kränze, der Dichter aber hielt Mittagsruhe. Seine Tochter, Fräulein Mathilde von Pichler, führte uns in den Obstanger, wo unter einem Birnbaume Sitze angebracht waren, und leistete uns indessen Gesellschaft. Auf dem Tischchen lagen lyrische Gedichte eines norddeutschen Reimschmieds, die das Zwerchfell in wellenförmige Erschütterung brachten und uns gewaltiglich ergötzten. Endlich kam Pichler barhaupt die hölzerne Hintertreppe des Hauses herab und lenkte seine Schritte gegen den Garten. Wir erhoben uns und eilten ihm entgegen, ihn zu begrüßen. Er breitete die Arme aus und hieß uns von Herzen willkommen, so lebhaft und heiter, daß niemand an die achtzig Jahre denken konnte, die auf seinem Scheitel ruhen. Sein Aussehen war vortrefflich. Er führte uns wieder zu den Sitzen, die Thresl, des Hauses dienstbarer Geist, mußte Teller und Gläser bringen und setzte eine wuchtige Flasche Terlaner schelmisch blinzelnd auf den Tisch, worauf sich das bildsaubere, gesundheitstrotzende Dirndl rasch entfernte. Das Gespräch kam zunächst auf die große Pichlerfeier in Innsbruck, die Freund und Feind in mächtige Aufregung gebracht und namentlich die undeutsche clericale Presse in schäumende Wuth versetzt hatte. „Wissen Sie", begann Pichler, die graue Locke aus der Stirne streichend, „mir selbst war an der Sache nicht gelegen, denn ich bin alt, aber das hat mich gefreut, daß die Feier zu einer großen nationalen Kundgebung wurde, die alle echten Deutschen erfreuen muß." Fräulein Mathilde brachte den silbernen Lorbeerkranz in schwarzrothgoldener kostbarer Schleife, den die Kunst- und Literaturgesellschaft „Pan" in Innsbruck gespendet hat, und hängte ihn an ein zartes Obstbäumchen. Indessen war die Sonne durch die Wolken gedrungen und sandte, Gebirge und Hochland scharf beleuchtend, ihre Strahlen zur Erde. Der ganze Zauber der schönen Landschaft that sich auf, und die Unterhaltung wurde immer lebhafter und interessanter, da Pichler aus seinem reich bewegten Leben erzählte und die Rede mit manchem Kernspruche würzte. Es war ein mir unvergeßlicher Tag.

Adolf Pichler wurde als Sohn eines kleinen Zollbeamten in Erl bei Kufstein am 4. September 1819 geboren und wuchs in der Einsamkeit einer erhabenen Natur auf. Frühzeitig erwachte in ihm auch die Liebe zur lichten Gotteserde. Im Jahre 1832 kam er an das Gymnasium zu Innsbruck, das er 1838 mit Auszeichnung zurücklegte, um dann die beiden philosophischen Jahrgänge an der Universität durchzumachen. Hier beschäftigte er sich viel mit den alten Classikern, die er zu seinen Lehrmeistern erwählte, und mit modernen Sprachen, die ihm später

die Thore fremder Literaturen öffneten. Auch die bildende Kunst regte ihn an, und er begann nach Stichen von Winckelmann im Museum zu zeichnen. In den Ferien schnürte er sein schmales Ränzchen, hieng die Guitarre um und wanderte dem Unterlande zu, wo er sich am liebsten in der freien Natur bewegte. Als armer Student musste er sich mit eigener Kraft durch die Welt schlagen, denn von Hause aus konnte man ihn nicht unterstützen. Schon mit fünfzehn Jahren war er so ziemlich auf sich selbst gestellt, aber das machte ihn auch früh zum Herrn über sich und das Schicksal. Als Jurist fand er keine Befriedigung, daher wandte er sich 1842 der Medicin zu und begab sich mit seinem Freunde Adolf Purtscher nach Wien. Bereits in Innsbruck hatte er an den verbotenen Früchten jungdeutscher Poesie genascht, die sich in Dr. Schulers Bücherei fanden, und der panlogischen Philosophie Hegels zugeschworen, die das neue Evangelium der tirolischen Dichter wurde. Ein starker Geist, der „auf den Wolken reiten und in ihre Mähnen trotzig seine Faust schlagen will", dabei von den Idealen der Jugend erfüllt, trat auch Adolf Pichler in die tirolische Literatur ein und kehrte sofort seine Waffen des Geistes gegen den allgemeinen Druck, der seit langem auf dem armen Vaterlande lag. Der düstere Senn, der Sänger des „Tiroleradlers", und der feurige Gilm giengen in dem Kampfe voran, Pichler folgte. Sein „Student" ist ein hegelisch philosophierender, für die Polen schwärmender und darum ungefährlicher Faust, sein in Knittelversen geschriebener „Hutten" (1839) dagegen ist antikatholisch und ein echtes Sturmlied Jungtirols. In dem Werke „Zu meiner Zeit" (1892), worin Pichler sein eigenes Leben bis 1848 schildert, sind diese Stücke zuletzt gedruckt und seinen Jugendfreunden gewidmet, „welche noch die Sonne sehen".

In Wien, dem „Capua der Geister", schritt Pichler auf der Bahn seiner Entwicklung rüstig weiter, obwohl sein Existenzkampf den Einsatz aller physischen Kräfte forderte. Hier zog ihn namentlich das Theater an; wie Grillparzer, mit dem ihn ein Landsmann bekannt machte, entwarf auch er ein Trauerspiel „Die Habsburger", welches die Ermordung Albrechts I. zum Gegenstande hatte, aber nie vollendet wurde. Dagegen sind die beiden Dramen „Die Tarquinier" und „Rodrigo", deren Anfänge ins Jahr 1844 zurückreichen, später zur Ausführung gelangt, letzteres kam sogar auf die Bühne. Nicht ohne Einfluss blieb auf ihn der Verkehr mit hervorragenden Geistern und eine Jugendliebe, der wir die „Emma-Lieder" verdanken. Dabei vergaß er niemals seines Vaterlandes, in dem inzwischen der Kampf zwischen Liberalismus und Ultramontanismus zum Ausbruche gekommen war. Eine heftige Fehde, deren Geschichte uns L. Steub geschenkt hat, entbrannte in den Zeitungen. Pichler wollte tiefer gehen und durch den Einsatz überlegener Geisteskräfte den vormärzlichen Lindwurm vernichten. Nach mancherlei Censur-

schwierigkeiten erschienen 1846 die „Frühlieder aus Tirol“ mit Beiträgen jungtirolischer Dichter, die Pichlers Namen mit einem Schlage berühmt machten, obwohl er selbst nur ein paar Epigramme beigesteuert hatte. Das bescheidene Heftchen bildete ein Programm. Da brach die Bewegung des Jahres 1848 aus. Pichler, eben Doctor der Medicin geworden, stellte sich in den erregten Märztagen sofort in die Reihen jener beherzten Jünglinge, die für Deutschland und die Freiheit zu kämpfen glaubten. Als jedoch die Nachricht nach Wien kam, dass die Grenzen Tirols von den Wälschen bedroht seien, erließ Pichler einen Aufruf an seine Landsleute, sich zum Schutze des heimatlichen Herdes zu sammeln und auszurücken. Pichler wurde zum Hauptmann dieser akademischen Legion gewählt, nahm den greisen Kapuziner Haspinger als Feldkaplan mit sich und zog schon Mitte April durch Steiermark und Kärnten nach Tirol. In Bozen musterte Erzherzog Johann die Compagnie und ermahnte sie, treu der schwarz-roth-goldenen Fahne zu folgen. Bei Ponte tedesco und Caffaro bedeckte sich die Legion mit kriegerischem Ruhme, so dass Feldmarschall-Lieutenant Fürst Lichnowsky in einem Tagesbefehle das Verhalten derselben öffentlich belobte. Pichler erhielt später den eisernen Kronenorden und wurde in den Ritterstand erhoben. Es waren zweiundsechzig schwere Tage, die Pichler an der Spitze von hunderteinunddreißig Schützen im Grenzkampfe zubrachte, um Tirol und Österreich von dem ländergierigen Feinde zu schützen. Und trotzdem hat ein heuchlerischer Geselle — ohne Namen — Pichler zum jüngsten Jubelfeste mit den Versen bedient:

„Dein Nam' ward Schlachtruf aller Landeshasser.
Wir glüh'n den Vätern gleich für Freiheit, Recht,
Doch du warst achtzig Jahre Judenknecht.“

Das Gemeine muss man nicht rügen, das bleibt sich immer gleich, sagt Goethe — und damit überlassen wir den Namenlosen der namenlosesten Verachtung! Als der Feldzug um war, brachte Pichler die Fahne nach Schloss Tirol. Zu seinem jüngsten Ehrentage wurde sie von einem seiner Kampfgenossen aus Bozen herbeigeschafft und am 7. Juli abends während des Fackelzuges in seine Wohnung gebracht. Tief gerührt bestrich der greise Dichter das deutsche Feldzeichen und küsste es. Über seine Erlebnisse in Wien und an der italienischen Grenze hat Pichler in zwei historischen Schriften berichtet, die bereits von Helfert benützt worden sind und uns über sein Denken und Handeln beredten Aufschluss geben. Pichler erschien im Herbste wieder in Wien, wo er sich als Zahnarzt niederlassen wollte, aber von den Verhältnissen rasch angewidert wurde. An den October-Ereignissen nahm er keinen Antheil mehr, als er sah, wie Bürger gegen Bürger kämpften und elende Demagogen mit dem Volksgeiste „schändliche Unzucht trieben“.

Auf eine Anregung seiner edlen Freundin Cornelie Schuler kehrte er nach dem Wiener Hexensabbath nach Innsbruck zurück, um sich dort niederzulassen. Im folgenden Jahre erhielt er eine Lehrstelle am Gymnasium, und nun wurde es ruhiger in seinem Leben; 1857 begründete er sich einen eigenen Hausstand. Neben der deutschen Literatur, die ihm manche wertvolle Abhandlung verdankt, betrieb er besonders Geologie, ohne je die Poesie zu vergessen; 1853 veröffentlichte er „Gedichte", 1855 die berühmten „Hymnen", die 1897 um zwei Stücke vermehrt in dritter Auflage erschienen sind und von denen besonders die von J. Pembaur vertonte „Wettertanne" reichen Beifall fand. Mit seinen Schilderungen „Aus den Tiroler Bergen" (1861) lenkte er die Aufmerksamkeit der Fremden auf Tirol und seine landschaftlichen Schönheiten, die er meisterhaft zu behandeln versteht; in „Kreuz und quer" (1896) finden wir die besten zu einem Bande vereinigt. Auf seinen zahlreichen Ausflügen, die der geologischen Erforschung der tirolischen Alpen galten, lernte er auch das Volk und seine Denkweise genau kennen, und daraus entsprangen seine Volksgeschichten auf dem heimatlichen Hintergrunde, von welchen die „Allerlei Geschichten aus Tirol" (1867) hervorragen, denen Pichler in neuester Zeit noch zwei Bände hinzufügte, die im Verlage von G. H. Meyer in Leipzig erschienen. Dorfgeschichten im herkömmlichen Sinne sollte man diese markigen Erzählungen Pichlers, die meist volksthümliche Geschichten in Verbindung mit Schilderung von Land und Leuten sind, nicht nennen, am ehesten wäre noch „Im Allbach" als Dorfgeschichte zu bezeichnen, worin dargestellt wird, wie ein tüchtiger Bauer im Allbach, namens Hochmair, zu einem braven Weibe gekommen ist. Als Idyll hat A. Englert die schildernde Erzählung „Ein Brautpaar" besonders gerühmt; alle haben aber das frische, gesunde Wesen Pichlers an sich, des „männlichen Dichters", der keine Ziererei und keinen äußeren Prunk, keine Halbheit und Lascivität duldet. Ganz zutreffend hat darum R. M. Werner Pichlers Poesie mit dem „nährenden Kornbrote" verglichen. Er liebt das Gesunde, derb Kräftige und Wahre. Darum schrieb er auch nie einen Roman und keine Festgedichte, wohl aber hat er in scharfen Epigrammen die literarischen Auswüchse rücksichtslos bekämpft. Dies schließt aber nicht aus, dass er in der Lyrik, wie in dem „Letzten Lied der Lerche" die zartesten und ergreifendsten Töne findet. Sehr stark verräth sich überall sein nationales Empfinden; 1870 jubelte er der Erhebung des deutschen Volkes zu und bedauerte, dass Tirols Fahne nicht flattern dürfe in dem heiligen Kampfe, in jüngster Zeit ist er zum Mittelpunkte der nationalen Bestrebungen in Tirol geworden, denn die Cultur hat Vaterland und geistige Freiheit zur nothwendigen Voraussetzung:

„Sind Wissenschaft und Kunst des Himmels Töchter,
So brauchen sie ein Vaterland auf Erden,
Und das gewährt ein freies Volk allein!“

Im Jahre 1874 veröffentlichte Pichler eine größere Sammlung episch-lyrischer Gedichte unter dem Titel „Markſteine“, die seinen Dichterruhm wieder auffrischte. Darunter ragt „Der Hexenmeister“ durch Kraft und Ursprünglichkeit hervor, eine kleine Erzählnng in Versen von einem im Geruche der Zauberei stehenden Einsiedler im tirolischen Gebirge, der sich dahin zurückgezogen, der Welt grollend, die ihn betrogen. Während hier trotzige Weltflucht und die Resignation der tiefsten Verbitterung hervortritt, finden wir in Pichlers abgeklärtester Dichtung, im Versepos „Fra Serafico“ (1879), die ausgeglichene Entsagung eines Einsiedlers veranschaulicht. Auch die Sprache klingt mild und schön, ohne jedoch süßlich und weichlich zu werden. Professor A. Brandl nannte diese Dichtung ein Epos von wahrhaft classischer Knappheit, Schönheit und Originalität, und Fritz Lemmermayer erblickte darin das „hohe Lied des vermenschlichten Christenthums“. Die Idee der Entsagung im Kampfe mit sich selbst ist selten einmal so wahr und ergreifend dargestellt worden, und darum gehört auch Pichlers „Fra Serafico“ zu den Perlen der deutschen Dichtung; an dem eingestreuten Marienlied können sich die frömmsten Leute erbauen. Pichler ist eben im Innern tief religiös gestimmt, ohne jedoch Kirche und Religion zu identificieren, oder gar die Gewissensfreiheit aufzugeben:

„Greift Unverstand mir frech in das Gewissen. —
Wer's immer wagt! — Dann wird es, ein Cherub,
Empören sich und mit dem Flammenschwert
Ihn von der Pforte meines Innern jagen.“

Man hat ihn oft und lange genug missverstanden, und das hat ihn gleich seinem „Hexenmeister“ tief verbittert. In der Literatur war es die Theilnahmslosigkeit der Landsleute, in der Politik der Geldsack-Liberalismus, und im Leben die allgemeine menschliche Erbärmlichkeit, die ihm das Dasein oft sauer machte. Er hat darum manchmal seinem Unmuthe in starker Form und in ungeeigneten Organen Luft gemacht, so dass der Zwiespalt zwischen ihm und den Zeitgenossen immer ärger zu werden schien. Die lyrische Sammlnng „Vorwinter“ gab er resigniert hin: „Es liest's doch kein Mensch“, und begann seine Gedichte geradezu — zu „verstecken“. Er dichtete nur mehr für sich, denn er hielt sich selbst für vergessen:

„Weht auch zu dir kein Hauch der Liebe mehr, so trägt dich kühnen Schwunges
Empor Begeisterung hoch über Trug und Wahn zu Bildern ewiger Schönheit.“

Da kam sein siebzigster Geburtstag. Ich suchte ihn an einem herrlichen Sommertage, den ich in dem Buche „Über Berg und Thal“ geschildert habe, in Freundsheim auf und sagte ihm, dass sein Jubeltag

in Kufstein festlich begangen werden solle und dass ich über ihn „in den Blättern zu schreiben" gedächte. Da streckte er abwehrend die Hand aus und sprach: „Lassen Sie das, man nimmt Ihnen doch nichts, denn dazu sind die Juden da!" Es kam anders. Ein großes, eingangs dieses Aufsatzes genanntes Wiener Blatt brachte meinen ziemlich langen Artikel „Im Oberland" unverkürzt und machte damit die weitesten Kreise auf Pichler selbst aufmerksam, während über Anregung meines Freundes R. Simwel die Stadt Kufstein eine eigene Geburtstagsfeier veranstaltete. Die dortige Alpenvereins-Section unter dem unvergesslichen Decan Dr. Hörfarter, dem jetzt das dankbare Kufstein ein Denkmal stiftet, ließ am Zollhause bei Erl eine Gedenktafel anbringen, die am 4. September 1889 feierlich enthüllt wurde, worauf in Kufstein ein Festzug mit gemüthlichem Waldfest im Mühlboden und ein Festabend im Eggersaale stattfand. Beim Stadtjubiläum wurde Pichler außerdem noch zum Ehrenbürger von Kufstein gemacht, und die Festschrift brachte zwei Bilder Pichlers und zum erstenmale sein Geburtshaus nach einer Zeichnung von J. Pöll; 1889 erschien übrigens in Kufstein auch eine Biographie Adolf Pichlers. Damals rührte sich in Innsbruck keine Hand, um Pichler zu ehren. Es wurde dies erst heuer gutgemacht, doch war es nicht sehr nobel, bei dem lauten Feste in Innsbruck jene Thatsache einfach zu verschweigen. Pichler widmete zum Danke den Kufsteinern seine „Neuen Marksteine" (1890). Von da an stieg langsam, aber nachhaltig die Wertschätzung seiner Poesie, und er selbst trat aus der Zurückhaltung hervor, die er seit den Siebzigerjahren beobachtet hatte. In jüngster Zeit veranstaltete der rührige Leipziger Verleger G. H. Meyer eine neue Ausgabe der Werke Pichlers mit Ausschluss des „Fra Serafico", der sich in letzter Gestalt in den „Neuen Marksteinen" findet. Im Jahre 1896 erschienen in jenem Verlage Pichlers „Spätfrüchte", die Gedichte verschiedener Art und im ersten Theile auch die Poesien des „Vorwinters" enthalten. Als neue Gabe bescherte er uns in dieser reichhaltigen Sammlung die „Todtentänze" und die kleine Erzählung in Versen „Der Jörgl von Lahnsteig".[1]) Diese ländliche Idylle mit einem Stich ins Reich der Symbolik vergegenwärtigt die Schicksale eines bäuerlichen Liebespaares in Lahnsteig und schließt mit einer historischen Erinnerung an den unglücklichen Konradin, der unter dem Henkerschwerte des finsteren Anjou starb, woran noch heute die Stauferglocke im Stifte Stams gemahnt:

[1]) Reizend verdruckt als „Jörgel vom Bahnsteig" wird dieses Gedicht im vierten Bändchen (S. 82) der Literaturbilder fin de siècle" von A. Breitner (Leipzig 1899) durch Dr. Bernhard Münz besprochen. Diese Lebensbeschreibung Pichlers fußt auf den Angaben in dem Buche „Zu meiner Zeit" und auf kurzen Inhaltsangaben der erzählenden Werke Pichlers, besitzt aber keinen wissenschaftlichen Wert. Der Verfasser steht trotz redlicher Mühe dem Gegenstande und dem eigenartigen Charakter Pichlers völlig fremd gegenüber.

„Konradin! Die Mönche singen,
Horch! Die Hora dir im Kloster
Dort am Innstrom, doch kein Lied
Weihte dir ein Minnesänger!
Konradin! Nimm diese Klage
Spät, zu spät leg' ich sie nieder
Auf dein blutiges Schaffot."

Seitdem Pichler als Professor der Geologie an der Innsbrucker Universität unter allerhöchster Anerkennung seiner wissenschaftlichen Verdienste in den Ruhestand trat, hat er noch ungebrochenen Geistes rüstig weiter gearbeitet und die deutsche Literatur mit reichen Gaben bedacht. Im Laufe der Zeit überwand er auch manchen schweren Schicksalsschlag, und so steht er nun heute noch da wie die Wettertanne. Eines jedoch hat sich geändert; es wendet sich ihm, im Alter versöhnend, die Liebe und Verehrung der guten Menschen zu. Vor Jahren sang er einmal in einem kleinen Herbstliede:

„Ob sich auch das Haar schon färbe,
So verdenkt mir's nicht,
Möcht' ich gern noch, eh' ich sterbe,
Seh'n ein lieb' Gesicht!"

Dieser Wunsch geht nun auch, Gott sei Dank, in Erfüllung! Daran dachte ich, als der Dichter fließend und ohne zu ermüden, aus seinem Leben erzählte und immer heiterer durch die altmodisch eingefaßte Brille oder über dieselbe hinweg in die herrliche Landschaft blickte. Er legte die Hand auf den Tisch, ein kleiner Rüsselkäfer fiel vom Baume herab, den er, der gewiegte Erforscher der Natur, sogleich besah und dann behutsam in das Gras gleiten ließ, indem er lächelnd sprach: „Ich laß dich laufen, armer Kerl!" Ich mahnte endlich zum Aufbruche, denn wir hatten zweieinhalb Stunden im Garten gesessen und den Erzählungen Pichlers gelauscht. Jetzt erhob er sich und gab uns noch das Geleite zur Straße, wo der Weg nach Untermieming abzweigt, den wir lebhaft befriedigt einschlugen, um dann im Stiftskeller zu Stams bei funkelndem Valentiner den erinnerungsreichen Tag würdig zu beschließen.

Versöhnung zwischen Bürger und Proletarier.

Versöhnung zwischen reich und arm! — Daran wird in modernen Staaten lebhaft gearbeitet, theils aus Wohlwollen, theils aus Angst vor den Socialdemokraten. Zwischen reich und arm Versöhnung? Gibt es eine Versöhnung zwischen Feuer und Wasser? Gerathen beide zusammen, so ist es mit dem einen Theil geschehen. Nein, zwischen arm und reich gibt es keine Versöhnung, am wenigsten in aufgeklärter Zeit. Die Reichen allerdings zeigen sich überaus friedfertig, sie bieten beide Hände zur Versöhnung. oft sogar volle, sie sind zu allem Entgegenkommen bereit, ihr einziger Vorbehalt ist nur der — selber reich zu bleiben. Die Armen, ich spreche hier von einer gewissen Gattung, aber sind für diesen Frieden nicht zu haben, sie versöhnen sich nur unter der einzigen Bedingung, dass sie selber reich werden, oder wenn das nicht möglich, die Reichen arm. Sie fordern die Gleichheit.

Wenn diese socialistischen Armen Leute wären, die sammeln, haushalten und wirtschaften könnten und wollten, so wäre es ihnen schon möglich, wenigstens vielen von ihnen, allgemach wohlhabend zu werden. Aber das geht gegen ihre socialistischen Grundsätze. Und die Reichen könnten ja die Wohlthätigkeit in so großem Maße üben, dass ihr Reichthum allmählich bis zur bescheideneren Wohlhabenheit herabsänke. Es gibt ihrer, wenn auch nicht viele, die das imstande wären. Aber die socialistischen Armen wollen auch das nicht. Sie wollen nicht Gnade, sie wollen Recht. Wohlthaten aber sind Gnade. Die größte Wohlthat, wenn unsere Gesellschaft wirklich wohlthätig sein will, erweist sie den Armen, wenn sie ihnen ihr Recht gibt. Das aber ist leichter gesagt, als gethan. Die Leute beider Seiten müssen erst dazu erzogen werden, die einen, dass sie geben, die anderen, dass sie nehmen lernen. Heute kann der edelste Wohlthäter mit den abscheulichsten Beleidigungen überhäuft werden, und zwar gerade von dem, dem er helfen wollte. Sie haben es nicht weg. Der eine muss erst lernen, wie man die Hand reicht, der andere, wie man sie fasst und daran auffsteht.

Die Wohlthätigkeit ist vielfach Modesache geworden. Man gründet Wohlthätigkeitsvereine, gibt Unterhaltungen und Festlichkeiten zu wohlthätigen Zwecken, wobei jedenfalls die Spender, oft auch die Beschenkten

öffentlich genannt werden. Das öffentlich Genanntwerden ist die Hauptsache. Die Gesellschaft zerstreut und ergötzt sich und der Reinertrag fällt den Armen zu. Die Reichen werden öffentlich bestolzet, die Armen öffentlich gedemüthigt. Dann überreicht man die Gaben unter guten Lehren und wartet auf Dankbarkeit. Das ist die rechte Liebe nicht, und mancher also Betheilte hat das Gefühl, es würde ihm sein eigener, ihm entwendeter Rock zurückgegeben, nachdem die Silberknöpfe abgetrennt worden.

In London und Berlin ist es Sitte geworden, dass Vereine, Wirtshausgesellschaften, Familien öffentliche Massenbescherungen armer Kinder veranstalten. Die Noth wird dem Überfluss gegenüber zur Schau gestellt und der Überfluss erhält den Ehrenpreis. Millionäre laden die Armen des Hinterhauses in ihre Prunkgemächer, geben ihnen „Versöhnungsmahle", machen ihnen Musik vor und suchen sich ihnen in frohseliger Weinstimmung anzubrüdern. Man braucht kein principieller Socialdemokrat zu sein, schon das einfache Taktgefühl ist genug, solche Einladungen höflich abzulehnen. In England gab es einen wohlwollenden Lord, der sich auf der Gasse jugendliches Lumpengesindel auflas, mit demselben mehrtägige Reisen machte, um ihm Interesse für Kunst, Natur und gute Sitte beizubringen. Die Lentchen litten unterwegs keine Noth, waren aber allemal froh, dem aufdringlichen Schulmeister wieder entkommen zu sein.

Das sind schlecht angebrachte Gnaden.

Bevor man jemandem etwas Gutes thut, muss man zusehen, wer es ist. Ist's ein Hungernder, dann Nahrung, ist's ein Siecher, dann Verpflegung, ist's ein junger Mensch, dann Erziehung und Schule, ist's ein Strebsamer, dann Gelegenheit zur Leistung, ist's ein Beschäftigungsloser, dann Arbeit. Jedem das Seine. Um die Anlagen und Bedürfnisse kennen zu lernen, gibt es kein anderes Mittel, als den persönlichen Verkehr. Aber nicht einen, gerade um einzulauern und auszuhorchen, um wie ein Inquitator Herz und Nieren zu durchforschen. Es muss ein unbefangener, vorurtheilsloser und durchaus rücksichtsvoller Verkehr sein. Taktgefühl ist auch ungebildeten Menschen eigen und mit dem muss man rechnen. Man mache eine Christbescherung armer Kinder nicht zur öffentlichen Schaustellung, sondern bringe den Familien die Sachen discreterweise ins Haus. Man beanspruche von den Unterstützten nicht Unterwürfigkeit und Dankbarkeit für etwas, das ihnen schließlich zu Recht gebürt. Für ihr erhaltenes gutes Recht werden auch die undankbaren Socialdemokraten dankbar sein, freilich nicht so, dass sie die Hand küssen, sondern so, dass sie den Arbeiterstand heben und ihn der Civilisation einfügen.

Nach meiner Meinung ist in dieser Frage das Allerwichtigste die Abschaffung der Grenze. Die Beseitigung des eingebildeten Unterschiedes

zwischen Menschen. Zwei neugeborene Kinder, das eine von einer reichen Aristokratenfamilie, das andere von armen Arbeitersleuten — sie sind nicht zu unterscheiden. Wird das Arbeiterkind in Reichthum und Adelsstolz erzogen, so steht es dem Plebejerthum einst mit denselben Vorurtheilen gegenüber, wie ein hochgeborener Graf. Und wächst das Fürstenkind unter Armut und moralischem Elende auf, dann verkommt es oder wird ein Socialdemokrat. Die Standesgeburt entscheidet weder über Anlage, noch über Adel des Wesens, und jedes Kind hat, sobald es in die Menschheit eintritt, naturgemäß seine Rechte, sich zu entwickeln je nach seinen Anlagen. Ach, dass diese Urgroßvaters-Wahrheiten noch immer gesagt werden müssen!

Es gibt zwei radicale Wege. Erstens die Rückkehr zur Sclavenhalterei, wenn man das entsprechende Gewissen und die entsprechende Macht hat, und zweitens die praktische Anerkennung des Principes von der natürlichen Gleichwertigkeit der Menschen, sofern sie nicht durch persönliche Eigenschaften beeinträchtigt wird. Das Princip wird allerdings nicht mehr leicht geleugnet, aber in der Durchführung fehlt's. Wir dürfen nur das herrische und persönlich demüthigende Gebaren manches Arbeitsgebers gegen seinen Arbeitnehmer betrachten, oder die Behandlung, die so viele gebildete „gnädige Frauen" ihren weiblichen Dienstboten angedeihen lassen. Zanken die Frau und die Magd, so wird in sehr vielen, wenn nicht in den meisten Fällen, die größere Taktlosigkeit seitens der Frau begangen. Dass ein Mensch, der sich zum Dienen verdingt, eben dienen muss und dem gerechten Willen des Herrn gehorchen, das wird kein vernünftiger Socialist bestreiten. Außerhalb des Dienstverhältnisses aber gibt es weder Herrn noch Diener. Wer das altehrwürdige Patriarchenthum, wie es noch vor 40 bis 50 Jahren im Bürgershause und besonders im Bauernstande geherrscht, so gleichgiltig, ja fast mit cynischem Behagen verfallen ließ, wie es unsere großindustrielüsternen Staaten und Herren gethan, der muss sich die Folgen eben gefallen lassen; wir haben zu rechnen nicht mit dem, was sein sollte, sondern mit dem, was ist — mit dem Proletariat.

Haben wir zur Grundlage das Princip der Gleichheit anerkannt und brauchen die Leute nur zu unterscheiden je nach ihren persönlichen Eigenschaften und Fähigkeiten, dann stehen wir auf dem Boden, wo eine Verständigung und eine Aussöhnung zwischen den Classen möglich ist. Natürlich werden sich dann die Classen mehr und mehr ineinander vermengen, die allgemeine Bildung, die über die ganze Gesellschaft gleichmäßiger ausgebreitete milde und rücksichtsvolle Verkehrsform wird die Unterschiede verwischen, und die gesetzlich geschützten Sonderinteressen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer werden nicht mehr in roher und feindseliger, vielmehr in anständiger, geschäftskluger Form zum Ausdruck kommen.

Zwischen reich und arm gibt es freilich keine Versöhnung, weil diese Begriffe aus dem Wörterbuche des modernen Socialisten gestrichen sind. Doch zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sowie zwischen durch Unglück in Noth Gerathenen und Normalgestellten wird die Knüpfung des Menschenbandes doch hoffentlich herzustellen sein.

Die Armen von heute fühlen sich ausgeschlossen von der eigentlichen Gesellschaft, selbst solche, die ihr einmal angehört haben. Sie sind arm geworden und müssen sich die Behandlung wie Minderwertige gefallen lassen. Sie „riechen nach armen Leuten", jeder Stuhl, auf dem sie gesessen, wird sorgfältig abgewischt. Eine wahre Abneigung! Die Armen wissen es, und das macht sie noch ärmer.

Und nun sollen die vornehmen Herren und feinen Damen wöchentlich Besuch machen in schlechten Bodenkammern, dumpfigen Kellergewölben, wo das Elend und die Verzweiflung daheim ist? Sollen sich noch Mühe geben, höflich und zart und rücksichtsvoll sich zu betragen, damit die Armen auch so gnädig sind, sich was schenken zu lassen! — Es ist schon wieder ein schiefer Standpunkt. Die Armen leiden allerhand Mangel — den größten Mangel an Freunden. Man denkt immer nur, man müsse ihnen Geld geben; nein, vor allem gebe man ihnen Menschen. So meint es auch unsere neue Armenpflege, nach welcher die Armenbezirke einer Stadt vertheilt sind an Armenpfleger, Privatpersonen gebildeter Stände, die persönlich mit ihren Armen verkehren, ihnen Schützer, Förderer, Rathgeber, Freund sind. Elberfelder System. So meinen es die Hausvaterverbände in Deutschland, welche einen naturgemäßen persönlichen Verkehr des Proletariats unter und mit anderen Gesellschaftsclassen vermitteln. Da gibt es unter anderen in den verschiedenen Bezirken Gemeinde-Unterhaltungsabende mit einfachen, aber edlen Kunstgenüssen. Dabei treten sich verschiedene Gesellschaftsclassen unbefangen näher, der Arme gilt gleich wie der Vermögende, der Ungebildete wie der Gebildete. Taugenichtse und bemakelte Personen sind ausgeschlossen. Da wird es wohl selbstverständlich sein, dass der Vornehme ein wenig näher rückt; der Arme wird sich Mühe geben, gesittet zu sein. Die Gesichtspunkte erweitern sich, allmählich finden sich seeliſche Berührungspunkte, deren Pflege dem Gebildeten kaum minderen Vortheil erschließt, als dem Fabriksarbeiter. Dann zeigt es sich sehr bald, dass beide Theile von einander ganz falsche Begriffe gehabt hatten, der Proletarier vom Bürger und dieser vom Proletarier. Es zeigt sich, dass der Reiche an seinem Reichthume oft so unschuldig ist, als der Arme an seiner Armut. Es kommt heraus, dass der Wohlhabende den Proletarier gerade so leicht zu sich heranzieht, als dieser jenen zu sich hinab. Es stellt sich dar, dass Reichthum durchaus kein so großes Glück ist, als der Arme sich eingebildet und dass die körperliche Arbeit das Leben besser würzt,

als der Geistigarbeitende geglaubt hatte. Kurz, es zeigt sich, dass die Kluft zwischen Proletariat und Bourgeoisie durchaus nicht so tief ist, als man angenommen — hüben und drüben Menschen mit Pflicht und Rechtssinn und einer guten Portion Egoismus.

Wir haben erfahren, dass Almosen die Armut nur züchtet, dass Unterstandsanstalten, Wärmestuben u. s. w. oft nur eine Brutstätte von Verbrechen werden, dass öffentliche, der Eitelkeit huldigende Wohlthätigkeitsfeste die Armen nur reizen und verbittern u. s. w. Gut. Schenken wir den Enterbten nichts mehr als — uns selbst. Lassen wir sie zu uns herein, politisch und gesellschaftlich, betrachten wir die Arbeiter werktags als unsere Geschäftsfreunde und Sonntags als unsere Lebensgenossen. Es müsste mit dem Teufel zugehen, wenn die schlimmen Agitatoren dann noch eine große Anhängerschaft fänden.

Wenn uns bei den Lebensgenossen der Unterschied an Bildung unbequem ist, so geben wir — falls das Manco nicht an unserer Seite liegt — ihnen Gelegenheit zur Ausbildung; falls uns im Concertsaal das leichte Tuch des Nachbars geniert, so stellen wir den Geschäftsfreund derart, dass er sich ein besseres kaufen kann.

O bitte doch! Dass es sich gerade so buchstäblich nicht machen lässt, weiß ich. Im Ganzen könnt ihr euch denken, was ich meine. Erstens Ablegen des Vorurtheils, als ob wir, die Bürger, Aristokraten, Priester und Soldaten von Haus aus bessere Leute wären, als die Proletarier. Zweitens wohlwollende persönliche Annäherung an den Stand, den wir bisher als minderwertig abzustoßen geneigt waren. Wir werden ihn lehren und wir werden von ihm lernen. Wir werden ihm geben und wir werden von ihm empfangen. Wir werden einen gefährlichen Feind verlieren und wir werden eine starke Hilfstruppe gewinnen im Kampfe um die Zukunft.

Aber diese liebreiche Annäherung bedarf von beiden, besonders von unserer Seite eine helle Vernunft und ein gut Stück Selbstlosigkeit, die nicht für wenige Tage ausreichen, sondern ständig bleiben muss.

Ich habe es in meinen kleinen Kreisen, besonders an meinem Hauspersonale stets erfahren, dass Güte und Rücksichtnahme Wunder wirken. Selbst bei den sogenannten „eingefleischten Socialdemokraten". Nur müssen sie empfinden, dass das Wohlwollen nicht fingiert ist. Die Behandlung von Dienstboten, zuvörderst in der Stadt, ist manchmal geradezu empörend. Die Herrschaft, besonders die Hausfrau, nimmt im vorhinein dem Dienstpersonale gegenüber eine feindliche Stellung ein, aus der sie kein Hehl macht. Will man von den Dienstboten Edleres verlangen? — Daheim in meinem Vaterhause gehörten die Dienstboten wie zur Familie. Und damals im ganzen Lande so. Das ist überall dahin, durch beiderseitige Schuld. Aber kann Zerstörtes

denn nicht wieder aufgebaut werden? Auf alter Grundlage natürlich nicht. Wir müssen uns sehr bald angewöhnen, auf einer neuen zu bauen. Wie soll man die so oft gerühmte Nächstenliebe denn anwenden, als an den Nächsten, zu denen auch die uns umgebenden dienenden Personen gehören? Was sollen wir ihnen denn bieten, als das, was sie den Zeitumständen gemäß brauchen und verlangen? — Vor allem die Einführung ihres Standes in die Gesellschaft und die entsprechende Behandlung. Ich behandle meinen Diener wie meinesgleichen, und warum denn nicht? Er ist ein Mensch wie ich, nur daß wir vertragsmäßig gegenseitige Verpflichtungen eingegangen sind, wodurch er mir die Stiefel putzt. Ein anderesmal leiste vielleicht ich ihm denselben Dienst — was verschlägt denn das?

Ich sollte es mit diesen schönen Idealen nur einmal praktisch versuchen, meinen sie. Warum denn nicht? Sich selbst beherrschen und anderen dienen, das gefiele mir nicht schlecht. Doch noch einmal zur Sache, und die ist: Miteinschluß der dienenden und arbeitenden Classe in die Gesellschaft. —

Ohne Enttäuschungen geht es bei wohlgemeinten Bestrebungen freilich nicht ab. Enttäuschungen, Undankbarkeit in Haufen! Wo man's mit Menschen zu thun hat, ist das unausbleiblich. Warum Leute, die Wohlthaten empfangen, undankbar sind, das wäre ein Capitel für sich; wie alles, so hat auch die Undankbarkeit ihre natürlichen Gründe, der Undankbare muß nicht gleich als schlechter Mensch betrachtet werden. In unserer großen Frage handelt es sich nicht um Dank oder Undank, es handelt sich um die Rettung der menschlichen Gesellschaft, und zwar so, daß sie den „unteren" wie den „oberen" Ständen besser entspricht, als die unseligen Zustände, wie sie jetzt sind. Wenn mit der Werkthätigkeit eines ernsten, lebendigen Wohlwollens alle dahin wirken, denen es um die Versöhnung zwischen arm und reich, oder besser zwischen Proletariat und Bürgerthum zu thun ist, dann vollzieht es sich. Nie war der Haß schöpferisch, immer nur die Liebe, sie wird und sie muß es sein, die das Volk der Arbeiter dem geistigen und materiellen Wohlstand der Civilisation einverleibt. Ein Bruchtheil Gesindels wird immerhin zurückbleiben, es ist der natürliche Abfall aller Entwickelung und gehört dem Criminal an.

Bisher haben wir den Armen und „Niedrigen" die Hand mit der Gabe gereicht, sie war ungesegnet; reichen wir sie ihnen einmal ohne Gabe — die Freundes-, die Bruderhand, und sie wird gesegnet sein. R.

Wie sollen wir unsere Todten begraben?

Wisset ihrs schon? Ich habe mein Lebtag noch keinen todten König gesehen. Auch keinen todten Bettler. Alle Todten, die ich gesehen, waren bloß Menschen. Und ich konnte bei Menschen und Menschen den Unterschied der Begräbnisfeierlichkeiten nicht fassen. Mir ist wohl einleuchtend, dass der Leib dessen, der Bettler gewesen, schlicht und einfach in die Erde gelegt wird, allein mir ist es unfasbar, dass der heilige Menschenleib dessen, dem das Glück Kronen oder Millionen geschenkt, mit dem Prunke kindischen Tands und weltlicher Eitelkeit entehrt zu werden pflegt. Vor der Majestät des Todes nimmt sich alle Herrlichkeit, die nur im irdischen Tage ihren Cours haben, kurzweg lächerlich aus. Ei doch, lächerlich, das ist recht. War ja ein Possenspiel, dieses Leben, diese Welt war ja ein Irrenhaus, weshalb soll das Ding nicht mit bunten Narrenmänteln beschlossen werden!

Wenn der Tod nur auch einen Spass verstünde?

Mir ist es nie gelungen, die Sitten des Lebens nach meiner Einsicht zu ändern, vielleicht gelänge es mir, die Sitten des Todes nach meinem Willen zu gestalten. Wenigstens für mich. Keinesfalls möchte ich mir das Vergnügen nehmen lassen, für die Begräbnisfeierlichkeiten meiner werten Person das Programm aufzustellen.

Im Leben hat der Mensch Genossen, sterben muss er für sich allein. Mit dem Schwinden der Sinne umfassen ihn allmählich die Einsamkeiten des Todes; es hilft nichts mehr, wenn ihn liebe Menschen an der Hand halten, seine Stirne trocknen, seinen Namen rufen — alle Brücken sind gefallen. Der arme Leib bleibt auf dem Sterbebette liegen. Der arme Leib, aus einem Menschen plötzlich eine Sache geworden, ist der Willkür, der rücksichtslosen Hand, dem schamlosen Auge Fremder überantwortet. — Lasset die Hülle unberührt! Waschet das Antlitz, strählte das Haar, denn es ist der hohe Festtag gekommen. Vielleicht weht die abgeschiedene Seele, bevor sie den Flug weiter nimmt durch die Ewigkeiten, noch ein Weilchen ums Bett und schaut die Gestalt an, in der sie gewohnt hat, und Rast gehalten, und genossen und gelitten. Manches Menschenantlitz ist in den ersten Stunden des Todes schöner, als es im Leben je gewesen; vielleicht weil sich die ihn von außen betrachtende Seele noch an ihm spiegelt.

Drei Tage lang, dass der Leib noch im Lichte sei, damit denen, die in Liebe und Nachsicht ihn gewohnt worden, das Entschwinden nicht zu plötzlich ist. Sie sollen noch einmal inne werden, dass sie ihm gut gewesen sind, und die es nicht waren, mögen im schlafenden Gesichte lesen, dass es auch so gut ist.

Übrigens, der Todte hat nichts mehr zu sagen. Und doch wirkt er in diesen paar Tagen der Bahresruh' lebhafter auf die Herzen, als vielleicht in seinem ganzen Leben zusammen und sein ehernes Schweigen ruft mit mehr als Donnergewalt den Umstehenden zu: Lieb', so lang du lieben kannst! — Die Bahre selbst aber und das Grab gehört nicht dem Todten, dem gehört überhaupt nichts mehr — es ist ein Gut der Lebendigen. So sollen sie es einrichten nach ihrem Belieben, und je persönlicher dieses Belieben ist, je befreiter von Brauch und Sitte, desto besser.

Wenn sie den Leib in ein kapellenartig hergerichtetes dunkles Gemach legen, wenn sie eine Ampel anzünden und zu Häupten ein paar Kerzen, und wenn sie dem Todten endlich ein einfaches Kreuz in die Hand geben, so entspricht das vielleicht seinem Verhältnisse zur Religion. Das Sterben könnte man ja überhaupt als eine religiöse Handlung betrachten, als ein Opfer seiner selbst dem Ewigen. — Dann auf die Brust eine Rose und fünf Knospen; wer sie brechen und dort hin legen soll, ist leicht zu errathen. Kommen noch weitere Blumen, so sollen sie lebendig sein, und nicht todt. Was macht ein Todter mit todten Blumen? Erdreich will Lebendes hegen.

Mit Heftigkeit wünsche ich eines: Keinen Metallsarg,[1]) keine Gruft. Keine Kerker, die mich vom Leben absperren, vom Leben der frischen, fruchtbaren Erde, die ein Anrecht auf mich hat, wie ich auf sie; wir wollen miteinander ja noch Vieles schaffen, wir wollen die Welt der Zukunft noch überraschen mit dem, was wir können, die Erde und ich, der Wille! Also ein Sarg aus Fichtenholz, wo möglich gar nicht angestrichen, denn die Farbe „conserviert", das heißt in diesem Falle, sie hält lange todt, was todt ist. Das will ich aber nicht, ich will sobald als möglich wieder anfangen. Am nettesten wäre es, den Leib bloß in Leinwand gewickelt, der Erde zu übergeben. — Verbrennen? Mir ist die natürliche Auflösung lieber, als die künstliche.

Was das Leichenbegängnis angeht, bin ich unbescheiden. Ich will nicht von Thieren gezogen, sondern von Menschen getragen werden. Auf zwei Bahrstangen, die auf den Achseln der Männer liegen. Kranzspenden verbeten. Wie das grüne Zeug und das bunte Bänderwerk haufenweise in Wägen dem Sarge nachgeschleppt wird, das hat mir immer missfallen. Dieser und anderer Prunk, dieses kindische Liebäugeln mit Eitelkeit und welt-

[1]) Außer er ist zur Überführung nöthig. Nach dieser aber weg mit ihm.

lichem Glanz paßt so gar nicht zur Herrlichkeit des Todes. Ursprünglich hat ja jede Sitte ihren guten Sinn, wenn sie aber ausartet, wenn sie gedankenlos, taktlos wird und allerlei lächerliche Kleinlichkeiten und Untugenden hervorkehrt, dann muß man sie zustutzen. Es ist ja gewiß wahr, daß der Mensch, wenn er sein Innerstes und Heiligstes offenbaren will, zur Blume greift — eine Blume der Braut, eine Blume dem Todten. Allein die Vielheit des Kranzes heißt Laub, und die Vielheit der Blume heißt Heu. Aber man will doch den Todten ehren? Gut. Könnte man mit der Verehrung für den Todten nicht Hungrige speisen, Frierende bekleiden? Ich habe Leichenzüge gesehen, deren Kränze ein kleines bürgerliches Vermögen ausgemacht haben. Solange noch unverschuldet darbende Mitmenschen ihre mageren Hände nach unserer Hilfe ausstrecken, ist es nicht an der Zeit, unsere Liebe für Todte vorwiegend den Gärtnerwirtschaften und Zwischenhändlern zukommen zu lassen. Jenen Armen, deren fleißige Hände vielleicht die Todtenkränze winden, kommt der hohe Preis derselben nur in einem geringen Bruchtheile zugute. Das Kränzekaufen ist also kein Almosen, es ist ein Geschäft, wie man Stiefel kauft.

Das ist für alle jene gesagt, die sich — oft widerwillig genug — an dem bestehenden Brauch und Unfug halten zu sollen glauben. Was aber aus freiem Antriebe das Herz thun will, was die Liebe thut, um sich zu genügen — Gott sei vor, daß ich es tadle! Wenn an manchem Todtenkranze Blutstropfen des Schmerzes hängen, dann ist er heilig. Doch solche Tropfen kleben eher an bescheidenen Kränzlein, als an den unförmigen Prunkgewinden, die gewiß immer mit den Namen der Spender geschmückt sind, damit alle Welt sieht, wer sich um die Trauer auch was kosten lassen kann.

Ich lasse die Kränze aus Liebe zum Kranz. In der Masse erstickt das Symbol. Man hat nicht das Zeichen der Liebe, der Verehrung, man hat eine Kranzsammlung, eine Schaustellung von Kranz-, Strauß-, Bänderformen. Ein Kranz auf dem Sarg würde rühren, viele Kränze lassen gleichgiltig, falls sie nicht unangenehme Empfindungen wecken. — Dem Menschen einen Blumenkranz, dem Künstler einen Lorbeerkranz, dem heldenhaften Dulder einen Palmenzweig! Diese drei Kränze auf den Sarg von Berufenen gewidmet, sind die würdige Gabe, die ergreifende Zier, deren Bedeutung ich höher schätze, als sie in dieser Zeit des Kränzeunfuges geschätzt werden.

Und nun die letzte Station: das Grab. Mir graut niemals vor der nackten Erde, doch verstehe ich, wenn die Wände des Grabes mit Reisig verdeckt werden, der Grund mit Blumen bestreut wird. Denn dieses Hinabrollen des Sarges mit dem geliebten Menschenleib thut den Hinterbliebenen furchtbar weh.

Ein tiefes eigenes Grab, aus dem die Reste nicht nach einigen Jahren wieder heraus müssen, wo sie ruhen und sich naturgemäß zu neuem Leben umsetzen können — das ist auch ein Ziel „aufs innigste zu wünschen".

Der Hügel aber wird ein Garten sein. Denn hier erst beginnt das Reich und die Herrlichkeit des Kranzes und der Blume. Des lebendigen Kranzes, der lebendigen Blume. Seit jeher begleitet mich der Gedanke, dass unsere Todten in der Blume wieder zu uns heraufkommen. — An der Ecke dort noch der Wust welker, modernder Kränze, den niemand wegschaffen will, sosehr er den Friedhof auch verunziert. In jungem Leben aber stehen auf dem Grabe die Rosen, und die Vergänglichkeit spricht zu uns milde, rücksichtsvoll, gleichsam durch die Blume.

Alles zusammen: Hängt an das Bestatten eines Menschenleibes nicht zu viel Prang und Flitter. In der Einfachheit liegt die Größe, in dieser die Würde. Das Menschenbegraben ist ein Anlass zu tiefer Demuth und an unserem Vermählungstage mit der Natur ist der Schmuck der schönste und passendste, den die Natur selber uns reicht in ihrem Schweigen, in ihrem Leuchten, in ihren lebendigen, süßen, beredten Blumen. R.

Volksthümliches aus dem Ennsthale.

Von **Karl Reiterer.**

Im 16. October 1886 kam ich als definitiver Schulleiter nach Donnersbachwald, einem Gebirgsdorfe bei Irdning. Dort verblieb ich bis 16. September 1896. Früher wirkte ich einige Jahre an verschiedenen Schulen Untersteiermarks, zumeist in belebten Orten, so dass in meinem äußeren Leben ein starker Contrast eintrat, allein gerade das öffnete mir die Augen. Ich fieng urplötzlich an, mich fürs Volksleben zu interessieren.

Beim Waldwirte Johann Höpflinger, vulgo Stöger, neben dem Schulhause, lernte ich eine Menge Originalgestalten kennen. Meine Frau und ich besprachen manch Gesehenes und Gehörtes, bis es mir eines Tages einfiel, interessante Bräuche, Volksmeinungen, Poesien u. s. w. aufzuzeichnen.

Aus den gemachten Notizen stellte ich kleine Arbeiten zusammen, die man vor allem deshalb gerne publicierte, weil ich in der Lage war, beinahe immer anzugeben, von wem, wann und wo ich den Stoff erhielt, und weil ich direct aus der Quelle schöpfte, sonach alles aus dem Munde verlässlicher Gewährsmänner selbst vernahm.

Das Sammeln von Volkskundlichem ist mir nun, ich möchte beinahe sagen, zum geistigen Bedürfnisse geworden, und ich bringe deshalb auch heute wieder einiges, manches schon in meinem neuen Domicile Weißenbach bei Liezen gesammelt. Das meiste stammt noch aus Donnersbachwald. Doch auch aus der Schladminger Gegend, Ardning bei Admont und anderen Orten gieng mir Material zu. Ich citiere jedesmal die Gewährsmänner, dabei Bräuche, Aberglaube und Volksheilmittel berührend.

Sitten und Bräuche.

Beim Baue eines Hauses bringen die Nachbarsleute ein „Weißert" für die Zimmerleute: Eßwaren und Kleinigkeiten als Geschenke für die Zimmerer. Auch die Bäuerin gibt den Zimmerern ein „Weißert", wenn der Dachstuhl aufgesetzt wurde. Im „Weißertkorbe" befinden sich: kleine Stoffreste, Halstücher, Tabakspfeifen und dergleichen Geschenke; jeder Zimmerer erhält ein Stück. Beim Firstmahl ist der Firstmahltanz, wobei man die sogenannten Zimmererbriefe verliest, eine eigenartige Volkspoesie, die allerlei Anspielungen auf einzelne Zimmerleute enthält, zumeist ist der Inhalt delicater Natur.[1])

Zum Beispiel:

Der Gföller Peter is a ordentlicher Bua,
Es gehn eahm d' Menscher so gern zua.
Wenn er die Olte (Geliebte) neama möcht',
Wär 's g'schwind oaner andern recht.

Ein Zimmerer, verehelicht, ist zugleich Bauerndoctor. Von ihm hört man:

Der Koller is a guater Monn,
Weil er 's Doctern so guat konn.

Und:

Der Hundsbichler is a föster Bauer,
Er steht do, als wia a Mauer.
Mit eahm is gor nit aus,
Er hot a Tochter vom Haus.

Oder:

Der Müller Peter is a junger Bsitzer,
Wann er nit heirat't, wars eahm nützer.

Beinahe im ganzen Ennsthalerischen ist's üblich, daſs man zu Weihnachten einen großen Fichtenbaum setzt, was ans altgermanische Julfest erinnert. 's Rachen (Räucherungen) nimmt man in der nordwestlichen Steiermark nur am heiligen Abend, zu Neujahr und Dreikönig vor. Während dieser Zeit darf man, wie mir Therese Wischnitzky, seinerzeit bei mir bedienstet, erzählte, in der Rottenmanner Gegend kein Fleisch in der Selch haben. In Kallwang ist, was Freund Galler mittheilte, in den drei Rauchnächten 's Josefitragen

[1]) Vergleiche meine kurze Angabe in der „Zeitschrift für Volkskunde", Berlin, Jahrgang 1896, pag. 129. Wie mir der pensionierte Lehrer J. Brugger mittheilte, ist dies auch im Seewegthal bei Schladming gebräuchlich.

üblich. Neun Knaben tragen nämlich eine Josefstatue herum in der Zeit von Weihnachten bis Dreikönig. An jedem Tage wird die Statue des heiligen Josef von einem anderen Knaben getragen. Dabei betet man. Den Knaben schließen sich neun alte Weiber und neun Mädchen an. Durch Losung erfährt man, wer im kommenden Jahre die Statue zuerst heimträgt.

In Liezen ist's üblich, dass man zu Maxlaun zur Kapelle nach Reithal (zwischen Liezen und Ardning) pilgert, processionsweise: damit's mit'm Vieh glücklich sind.

In Donnersbachwald sind die sogenannten Wetterevangeli gebräuchlich. Beim Umzuge betheiligen sich viele Leute, besonders am ersten Sonntag nach Frohnleichnam, da man meint, dass von dorther die meisten Wetter im Sommer kommen, nach welcher Richtung der Pfarrer z'lest schaut. In Krakauebene betheiligen sich, wie ich weiß, beim letzten Wetterevangeli schmucke Hirtinnen. Zu Nikolo und Martini geht der Waldbauer Wisch (Tannenreisig) brocken, um Besen für den Winter zu binden. In Seckau ist's Besenbinden zu Allerseelen gebräuchlich.

Volksaberglaube.

D' alt Mörschbacher-Angerl, gestorben an einem Schlagflusse in Donnersbachwald am 18. März 1896, glaubte, dass dann, wenn beim Einschießen (Schieben) des Brotes in den Backofen zu Weihnachten ein Teig im Körblein kleben bleibt, die betreffende Hausdirn, welche diese Arbeit verrichtet, in andere Umstände kommt. Wenn beim Backen des gewöhnlichen Kletzenbrotes die Hausdirn über d' Ofenschüssel steigt, so wird 's Brot schön „gupft" sein, eine hübsche Form bekommen. Wenn beim Herausschaffen der Glut aus'm Backofen der „Backwisch" recht „brezelt" (knistert), so kommt abends wer Seltsamer, zum Beispiel ein Bursche. Wenn ein Stoß aufgeschlichtetes Krapfenbackholz (hartes Holz) zusammenfällt, so sieht der Bauer einem freudigen Familienereignisse entgegen, 's geit bei der Bäuerin was ah, drückt man sich aus. Wenn der weiche „Holzzoan" einfällt, so kommt die Dirn in d' Hoffnung, 's beißt's a weng, sagt man.

Beim vorgenannten Gastwirte Johann Höpflinger, der auch eine Hausmühle, Schmiede und Brettersäge besaß, war einst ein gewisser Schmied-Seppel bedienstet. Wie mir meine Frau erzählte, sagte dieser, man könne jemandem rothe Läus' schicken, die sogenannten Feindläus'. Um dies machen zu können, muss man den Namen seines Gegners auf ein Papier schreiben und ein Stückchen Kleidung von ihm besitzen; sobald dies, in die Erde vergraben, zu faulen beginnt, bekommt der Feind die Läus'.

Der Schmiedseppel hatte 's Leibsprüchel:

Saparamau', Saperati,
Schmiedsepperl bin ih!

Maria Wendner, geborne Schaffer, vulgo Lahrer Moiz, schnitt sich in den Finger, weil sie glaubte, ihr Blut, dem Geliebten in Brantwein gegeben, habe die Wirkung, dass er ihr treu bleibe: damit d' Liab nit auslasst, wie man sagt.

Maria Decasta, vulgo Schnauzen-Mirl, einst Besitzerin vom vulgo Obermaurer, gestorben als Einlegerin im Alter von einundachtzig Jahren, wusste viele uralte Krippenlieder, Volksmeinungen und Sprüche. Einst erzählte sie, dass die Percht einer faulen Magd den Bauch aufschlitzte und ihn mit „Bochtlat" (Kehrricht) füllte, mit den Worten:

Hätt'st die Thür gspirrscht (verschlossen)
Und in Herd kirrscht (gekehrt),
So war ih vorbeibirrscht (vorübergezogen).

Die Meinung, dass die Percht faulen Mägden den Bauch aufschlitzte, trifft man ziemlich verbreitet, neu wird aber gewiss obiges Sprüchel dem Leser sein.

Katharina Schweiger, vulgo Brottrager Kathl, zuständig nach Donnersbach, seinerzeit bei mir bedienstet, theilte mit, dass es einen Haarteufel gebe, einen Teufel, der beim Flachsrösten erscheine. Der vulgo Unterklammer in Donnersbach soll einst einen Haarteufel beim Haarheizen gesehen haben. Donnerstag darf man nicht spinnen, sonst kommt der Haarteufel. War einst eine Bäuerin, die ließ ihre Mägde stets Donnerstags spinnen. Einst war nun beim Fenster außen eine glühende Hand zu sehen und man hörte:

Thats Pfingstags nit spinna,
Hätt' ih nit so fuirige Fin(g)a!

Sophie Lettmeier, eine Wirtstochter aus Oberhaus bei Schladming, nun verehelichte Häusler in Admont, kannte die Variante:

Hätts Pfingstags nit gspunna,
Wär'n mir meine Finger nit brunna.

Man glaubt, nach Christi Himmelfahrt werde stets die Witterung günstiger, es regne weniger, weil da der Herr wieder im Himmel regiere, wie mir Peter Hochpeer, vulgo Goldbacher, im Gasthause einst sagte. Es wird gesagt, wenn der Petrus regiere, habe es beim Wetter kein' „Model" (Ordnung), weil er immer Enzian-Schnaps trinke, den ihm verstorbene Bäuerinnen in den Himmel bringen. Bemerkt sei, dass man Christi Himmelfahrt im Ennsthalerischen 'n Aufforschtstog nennt.

Hexenglaube.

In der „Zeitschrift für Volkskunde" in Berlin, Jahrgang 1895, publicierte ich pag. 407 manches Material über Hexenglauben. Seitdem kam mir über den Gegenstand folgendes neue Material im Original zu:

Am 28. Mai 1897 erzählte mir Herr Hausbesitzer Franz Weichbold beim Wagnerwirt in Weißenbach, dass man auch in Weißenbach den Hexenglauben kenne. Es werde behauptet, die alt' Sixin, die frühere Besitzerin vom Haus Nummer 29 in Weißenbach, sei vor circa zwanzig Jahren eine Hexe gewesen. Dies sei so allgemein geredet worden, dass selbst Weichbold, damals sechzehn bis siebzehn Jahre alt, daran glaubte. Einst gieng er gegen die Enns hinunter jagen, mit dem Gewehr über die Schultern. Da sah er, wie die alte Sixin gerade Vieh weidete, ein Feuer angezündet hatte und sich anschickte, um dasselbe einen Kranz aus allerlei Gegenständen, Federn, Holz ꝛc. zu machen. Als Weichbold vorbei gieng, schritt die Hexe auf ihn zu und meinte: „Geh, Bua, lass dich a weng angreifen!" Der Angesprochene ließ die Alte aber nicht in die Nähe und drohte ihr, dass er schieße, sobald er angerührt würde. Er meinte nämlich, das Weib könne ihm was anthun, wenn sie ihn berühre. Viele Nächte habe Weichbold darnach von diesem Zusammentreffen geträumt, eine solche Furcht hatte er. Ich führe diesen sicheren Gewährsmann an, um zu zeigen, welch Eindrücke der Glaube, dass eine Person hexen könne, auf einen jungen Menschen macht. Auch zeigt's, wie Hexensagen entstehen. Auf der Strobl-Alm sah der alt' Tiesenthaler aus Donnersbach eine Hex' mit herabhängenden Haaren (Zotten) in der Erde mit den Händen ein Loch scharren, dass „die Kothpatzen aufflog'n". Es war die Strobl Lena, eine Wetterhexe, die Wetter herbeizauberte: Hexenkugeln (Schlossen), in denen sich Hexenhaare (Viehhaare) befinden. Wenn man die Hexenkugeln ins g'weichte Feuer wirft, verbrennt die Hexe. Im Hinter-Mörschach, einer Alm in Donnersbachwald, waren zwei benachbarte Sennerinnen, von denen eine eine Hexe war. Die Kameradin sagte zu ihr: „Um dich kommt eh der Teufel ah nit, du musst im Paradies Aschen fassen."

Beim vulgo Riesner in Donnersbachwald kamen öfters Hexen in den Stall, wenn es Nacht geworden. Um zu sehen, wer die Hexe sei, richtete sich — es mochte vor fünfundzwanzig Jahren gewesen sein — die heute noch lebende Stanz (Constantia) abends in den Stall hinaus, sich in der sogenannten Futterkuchel verbergend. Die Hexe erschien richtig, mit einem Lichtlein in der Hand. Doch bald gewahrte sie die Lauscherin. Es machte einen Schnalzer, das Licht erlosch und die Hexe war verschwunden. Man sagt, es sei die Strobl Lena gewesen. Von dieser — sie schrieb sich Magdalena Weichbold — erzählt man allgemein, dass sie eine Hexe gewesen sei. Der Bauerssohn Franz Zeiringer, vulgo Schauppen Franzl, derzeit Jäger in Strechau bei Rottenmann, erzählte beim vulgo Stögerwirt, Johann Höpflinger in Donnersbachwald, beim vulgo Strobl die Lena in der Sennhütte, nackt und mit einem Lichte versehen, gesehen zu haben. Als Zeiringer einen Stein zur Streuhütte warf, erlosch das Licht und es war, wie ein volksthümlicher Ausdruck lautet, a Ruah bei der Keusch'n.

Die im Jahre 1889 als Einlegerin in Donnersbachwald verstorbene Maria Decasta, vulgo Schnauzn Mirl, erzählte, dass sie damals, als sie auf der Alm Brenntlerin war, eine Kameradin gehabt hätte, die eine Hexe gewesen sei. Als die Mirl einst mit ihr „Gleck" (Grünfutter) schneiden gieng, fieng die Hexe plötzlich an, über Schmerzen in den Eingeweiden zu klagen. Sie wand sich krampfhaft und gestand, einer feindlich gesinnten Sennin Kasmaden geschickt zu haben. Diese röste nun die Maden, davon die Schmerzen.

Der im Jahre 1879 an Wassersucht im Alter von vierundsechzig Jahren verstorbene vulgo Grasch, der Vater des gegenwärtigen Besitzers der Graschen-Realität, erzählte, er hätte im hinteren Ebenbach, seiner Alpe, in der Hütte einst gebuttert. Es wollte aber keine Butter zustande kommen. Da that er menschliche Excremente in die Kübel. Sogleich wurde Butter, und die Excremente hatte eine Sennin im vorderen Ebenbach, die Hexe, in ihrem Kübel.

In Donnersbach lebt auch eine Auszüglerin, die vulgo Hoanzin, von der der Volksmund erzählt, sie könne Kasmaden „schicken". Ignaz Höpflinger, vulgo Stöger Naz, gestorben 1883 beim Militär, und der Mörschbacher Bros behaupteten, auf dem Wege zur Mörschbachalm die Kasmaden gesehen zu haben: ganze Zeilen, so lang, wie ein Rechenstiel.

Ich war zehn Jahre in Donnersbachwald, aber man brachte mir nie einen Kaswurm zu Gesichte, so sehr ich auch darnach fahndete. Ich glaube vielmehr, dass die Kasmaden ebenso räthselhaft-sagenhafte Thiere sind, wie zum Beispiel der Tatzelwurm, recte Bergstutzen, von dem man in Donnersbachwald auch redet. Wunderlich ist der ganze Hexenglaube gewiss, weil alle Gewährsmänner ganz bestimmt ihre Aussagen machten und ich alles oft aus ihrem eigenen Munde vernahm.

Volksheilmittel.

Diesem Thema neue Seiten abgewinnend, führe ich an, dass sich der Älpler im Ennsthale durch „'s Rachen" „Abbeten", Schmieren und verschiedene andere Mittel helfen. Darüber nur einiges, das interessant ist. Am 23. März 1898 starb in Frauenberg bei Admont der Bauerndoctor Karl Warschenegger, vulgo Ebner am Sonnberge. Der wusste Folgendes: Für die Blutstillung: Jesus, geborener Vorsteher, Jesus in Jerusalem gekreuzigt und im Flusse Jordan getauft worden; am Calvarienberge ist Jesus gestorben. Nun müssen fünf Vaterunser gebetet worden. Dann ist ein Wasser zu trinken und zu sagen: dass erstens dieses Wasser, das ich trink', zu Ehren unseres Herrgott sein heiliges Fleisch und Blut; dass zweitens dieses Wasser, das ich trink', zu Ehren der 72 gut; dass 3. dieses Wasser, das ich trink', zu Ehren unseres Herrgott seines bitteren Leidens und Sterbens.

Für den Schwund: Ein g'weichtes Schmer, ein Fleckerl Hanfernes und Bleichtes und einen Lärchen Nagel in die Lärche, aber vor dem Sonnaufgehen und nicht auf seinem Grund ein Loch in gedachten Baum bohren, sondern in einen Baum, der auf benachbartem fremden Grund und Boden steht, und beim Hineinstecken ist zu sagen, der Blutschwund, der Bohrschwund und der Fleischschwund † soll den Sonnenuntergang gehen. † Der Brandschwund vorher muss herein; wo der Schwund beim Vieh ist, die Stelle aufschneiden, damit man ein Blut bekommt, das mit drei Stück aufzuwischen ist; und dabei sagen: Im Namen † des Vaters und des † Sohnes und des heiligen † Geistes. — Amen muss wegbleiben!

Ein zweites für den Schwund: Ich fange an N. N. im süßen Namen Jesu; es sind nun die Zahlen von 72 zurückzuzählen bis nichts, nämlich: 72, 71, 70, 69, 68 u. s. w. bis 0. Dann betet man: Hast du, N. N. den Schwund? Hast du den Fleisch-Schwund? Bein-Schwund? Flächsen-Schwund, Blut-Schwund? Nerven-Schwund? So wahr, dass Christus am Kreuz gestorben ist, so wenig wird der N. N. schwinden. Dann muss man dreimal aufstreichen und jedesmal durchspucken, ebenso dreimal abkreuzen. [1])

Zur Naturgeschichte der Stadtleute.

Sie meinen, alter Freund, ich könnte es wissen, was der Alpenbauer sich von den Stadtleuten denkt. Bigott, das weiß ich in der That. Ist Ihnen ernstlich darum zu thun? Gut, ich will es Ihnen sagen, will aber nichts gesagt haben.

Doch kaum von jenen Bauern will ich sprechen, die schon mit Städtern Bekanntschaft gemacht haben, deren Urtheil ist nicht mehr unbefangen, solche halten die Stadtbewohner wie andere auch sind, haben über sie theilweise sogar die richtige Meinung — und die interessiert uns nicht.

Ja, Steinhaufen-Höhlengenosse, wenn wir Stadtleute so wären, wie das Gebirgsbäuerlein im hinteren Eisluckengraben uns sich noch vor kurzem vorgestellt hat, wir könnten mit aufrichtigem Respect voreinander die Cylinder ziehen — mit unaufrichtigem thun wir's auch so. Der dumme Bauer glaubte nämlich, die vornehmen und gebildeten Stadtherrschaften wären um ein paar Grade vollkommenere Menschen, als es deren im Eisluckengraben gibt. Und sie thäten in ihrer güldenen Stadt ungefähr das, was er thun will, wenn er einmal im Himmel ist. Nur

[1]) Solcher und ähnlicher Aberglauben wird allerdings heutzutage im Volke selbst nicht mehr ernst genommen. Er ist ein traditionelles Überbleibsel aus dunklen schullosen Zeiten. Die Red.

das Studieren und Bücherlesen und allerhand verdächtige Bogen vollschreiben, das nahm er aus, das wollte er nicht thun, einstmals da oben, wenn's Gott gibt. Aber man ist halt in der Stadt einmal so eingerichtet und sie lassen sich ja gut zahlen dafür. — Aufs Geld geht jeder Stadtmensch, umsonst, oder für ein Büschel Hafer thut keiner was. Sogar der Herr Pfarrer und der Herr Lehrer und der Herr Bader in Jörgendorf haben diesen Brauch mitgebracht. — Die übrige Zeit lassen sie sich gutgeschehen da drinnen z' Graz oder z' Wien. Und denke dir, da hat einer, der einmal eine Weile in der Stadt gewesen, die folgende Beschreibung vollzogen, nach welcher unser Bäuerlein sich eines andern belehren kann.

Heißt es: „Auf dem Heu können sie nicht liegen, weil sie keines haben sollen. Die dürren Heublumen kaufen sie ums theure Geld und nennen sie russischen Thee. Dort trinken nicht die Kranken Thee, sondern die Gesunden, und zwar mit viel Zucker, so lang, bis sie krank werden. Sind sie krank, dann trinken sie ihn ohne Zucker. Viele legen sich, wenn sie krank werden, nicht ins Bett, sondern gehen weit fort in die Fremde, was man Bad heißt, und baden so lang, bis sie todt sind.

Also, dass ich wieder auf's Heu komme — auf dem liegen sie nicht, sondern auf rothsammtenen Polstern; aber wenn sie sich fest draufwerfen, so kracht das Zeug und bricht durch. Überhaupt, in den schönen Stadtherrenzimmern soll alles krachen, weil die Tischler nicht erwarten können, bis das Holz todt ist. Wenn der Mensch nur ein paar Tage auf der Bahre liegt, denken sie, so wird's beim Brett mit ein paar Monaten Abliegen genug sein. Unser Zimmermann im Eisluckengraben lässt die Laden sieben Jahre lang liegen, ehe er die Kästen macht — nachher stehen sie zweihundert Jahre long und muckseu sich nicht. In der Stadt wäre das unnütz; dort steht kein Haus mehr zweihundert Jahre lang, weshalb ein Kasten? Die Stadtherrschaften sind so, dass sie derlei Zimmereinrichtungen auch nicht lange mögen. Alle zehn Jahre eine andere Mode, ein anderer Kasten. Die Häuser wechseln sie auch so, alle paar Jahre ein anderes, und aufgestapelt über einander, wie beim Kaufmann die Kisten.

Aber ein schönes Gewand haben sie. Die feinsten Herren kohlschwarz und schneeweiß; am Hintern Schwalbenschwänze, auf dem Kopf eine Butten aus Packpapier, mit schwarzem Seidenhaar überzogen. Die Frauen scheckig wie das Umgangsfigürl am Frohnleichnamstag. Bei Festlichkeiten, wo recht viele Leute zusammenkommen, decken die Weibsbilder ihre Finger ein, und den Arm bis ganz hinauf lassen sie nackend. Andere Sachen lassen sie auch noch nackend.

In den Gassen und Straßen haben sie an Pfähle große Stallaternen gebunden und wenn die Sonne untergeht, hebt erst recht der

Tag an. Nachher laufen sie in einen Stadl zusammen, aber es ist keiner, sie heißen's Theaterhaus, setzen sich hin, eins ans andere, stockfremde Leute zusammen — denn in der Stadt kennen einander gar nicht alle — und lassen sich was vormachen. Lauter so Dummheiten, manchmal so ernsthaft, dass es zum todtlachen ist. Keiner glaubt's und reden dann doch den ganzen Tagen mit einer Wichtigkeit davon, als wäre alles wirklich wahr. Und das Gute ist: wenn ihrer mehrere wo zusammen kommen und ihnen der Gedanken still steht, so reden sie vom Theater. Strohdreschen thun sie nicht, weil sie keins haben. Später in der Nacht gehen sie ins Kaffeehaus. Da wird Tag und Nacht Kaffee getrunken, aber nicht, als ob lauter alte Weiber herumhocken thäten mit ihren Töpfeln. Fast lauter Mannsbilder, und damit sie die nöthige Bewegung dazu machen, hüpfen sie um einen flachen, grünen Trog herum und thun Kugeln stoßen. Um die Zeit, wenn der Morgenstern aufsteigt, gehen sie heim, schlafen; vorher werden die Vorhänge niedergezogen, damit der helle Sonnenschein nicht stört. So um zwölf Uhr mittags denken sie dann ans Frühstück.

Die körperliche Arbeit fürchten sie, wie den Hexenschuss; damit ihnen aber die Knochen nicht verschimmeln, thun sie turnen, schwimmen, kraxeln und lauter so Bubensachen; das entehrt nicht, die körperliche Arbeit aber thät entehren. Mit der Ehre haben sie ihr wahres Kreuz, die Stadtherrschaften, die ist bei ihnen ein gar krepierlich Ding; ein schiefer Blick, ein krummes Wort — und hin ist sie, mausetodt, und müssen ein paar zueinander fechten gehen, um doch wieder ein bissel Ehre zusammenzubringen.

Die Stadtherrschaften haben zumeist lange Beine, sie brauchen dieselben vor allem zum Sitzen, um den Rumpf in den Polsterstuhl zu spreizen, dann aber auch, um schöne Lackstiefel dranzustreifen. Zu Fuß gehen sie nicht gern, sie haben dazu nicht Zeit; die Stadtleut haben für nichts Zeit. Da gibt es Kobelwägen, in die sich jeder hineinsetzen und abfahren kann. Beim Aussteigen muss er so viel Geld hergeben, als vorgeschrieben steht, und wenn er das thut, ist's immer zu wenig. Auf Straßen und Plätzen sind gläserne Stuben hergerichtet, da kann man sich auch hineinsetzen und wird mit Rössern fortgezogen. Es gibt auch solche Stuben, die ganz allein gehen, ohne Rösser. Das nennen sie elektrisch und wissen nicht, wieso. Namen haben die Stadtleut für alles und meinen, damit wüssten sie's schon. Zuwegbringen sie in manchen Sachen wohl viel mehr, wie unsereiner, und wegen der Landwirtschaft haben sie alles in ihren Bücheln, was wir im Kopf und in den Händen haben müssen. Einmal hat mich einer gefragt, ob ich den studierten Herren ihren großen Kopf sehen wolle. Und hat mich in ein kirchenbreites und thurmhohes Haus geführt — lauter Bücher. Das

ist den Gelehrten ihr Kopf, sie haben ihn gemeinsam. In ihren gewöhnlichen Köpfeln, die nicht größer sind, wie die unserigen, hat gerade so viel Gescheitheit Platz, dass sie sich im gemeinsamen Kopf auskennen.

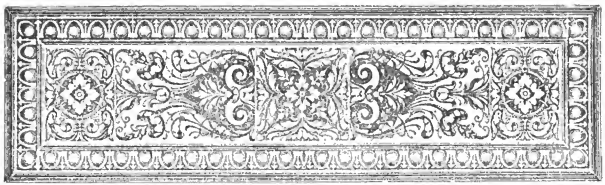
Alle Tage ein- oder zweimal kommt die neue Zeitung, die von der ersten bis zur letzten Seite gerüttelt voll Druck ist, und in der nichts drinnen steht. Das ist, unter wenigen Ausnahmen, schon seit undenklichen Jahren so, aber der Stadtherr glaubt's nicht und hat keine Ruh' und Rast, bis er noch vor dem Frühstück seine Zeitung durchgeschaut und gesehen hat, dass wirklich nichts drinnen steht. Wenn aber einmal, dann ist's zumeist ein Schrecken oder ein Ärger oder ein anderer Jammer, und jetzt steht was drinnen, jetzt kommt der Zeitungskäufer auf seine Kosten.

In der Stadt gibt's auch viele Kirchen, die sind aber nur für die gemeinen Leute. Der richtige Stadtherr geht nicht hinein. Der geht in einen großen Saal, wo Musik getrieben wird, oder andere Kurzweil; oder er geht in ein großes Wirtshaus. Dort steigt einer hinauf und hält eine Predigt über dies und das; gefällt sie, so schreien sie: Bravo! Gefällt sie nicht, so schreien sie: Pfui!

Können thun die Stadtleute alles, was sie wollen. In der Wienerstadt habe ich eine Kinderbrutanstalt gesehen. Da werden kleine, unausgebackene Kinder fertig gemacht. Ist aber nur eine Halbheit. Die bisherige Einrichtung wird fallen und auch bei den Menschen das Eierlegsystem eingerichtet werden müssen. Das wird aber noch lange nicht werden, denn die Sache muss in den Reichsrath. — —

Das, meine Steinhausen-Höhlenmitbewohner, ist nur ein kleiner Theil der infamen Frotzlerei, die ich in einer Hütte des Eisluckengrabens aufgefunden habe, und aus der die dortigen Bewohner ihre Weisheit über uns Stadtleute bilden.

Dann ist es kein Wunder, dass die Bauern dort oben denken, wir — die vornehmen, gebildeten Stadtherrschaften wären — ich will nicht sagen, was.



Kleine Laube.

Die Presse und die Friedensconferenz.

Die Erfolge der Haager Friedensconferenz können noch nicht ermessen werden. So viel jedoch hat die Gelegenheit uns sonnenklar gezeigt: Der Friede ist nicht populär! — Die Idee eines beständigen Weltfriedens, die Aussicht auf Verringerung der Kriege ist nicht bloß nicht Bedürfnis unserer Generation, ist ihr vielmehr etwas Widerliches. Man hat während der Conferenz bloß unsere Presse beobachten dürfen. Selbst die friedensfreundlichen Blätter — wie lau, wie bar jeder Begeisterung! Und erst die radicalen Zeitungen, die politischen Flegelorgane, die Sensationsjournale, die freilich nur vom Unfrieden leben — welch ein Gehöhne und Gespötte über die Friedensfreunde und die Versammlung im Haag! — Man hätte ja wohl den versammelten Diplomaten kein allzu großes Vertrauen entgegenzubringen gebraucht, die Hoheit der Idee aber immerhin ehren können!

Ein sehr großer Theil deutscher Zeitungen hüllte sich in absolutes Schweigen über die Conferenz, als wären die Vorgänge auf derselben nicht einmal der Druckerschwärze wert, oder begnügte sich mit dem Nachdruck einzelner durch die ganze Presse laufenden Phrasen, die natürlich im ungünstigen Sinne lauteten. Im übrigen aber bemühte sich mit wenigen Ausnahmen die Presse fast aller Parteien, in Leitartikeln das große Ereigniß lächerlich zu machen, oder gar unfläthig zu beschimpfen. Leider hat sich nicht eine einzige Partei in Deutschland gefunden, die sich in ihrer Presse der Conferenz angenommen hätte.

Ein künftiger Culturhistoriker wird jedenfalls vor der Haltung der Presse einem so großen und wichtigen Ereignisse gegenüber, wie vor einem Räthsel stehen. Er wird es unglaublich finden, daß ein Blatt, wie z. B. der „Frankfurter Generalanzeiger“, die dreiste Stirne finden konnte, von dem „widerlichen Schauspiel im Haag“ zu sprechen. Ein Blatt, das auf seinem Titelkopfe prahlerisch die Bemerkung trägt: „90.000 Abonnenten!“ Ein anderes Blatt, die „Nordbayerische Zeitung“ in Fürth findet es sogar angebracht, angesichts der Friedensconferenz den Ruf auszustoßen: „Die jetzige Friedensweichheit unseres Volkes ist vielleicht ein Zeichen, daß wir einen kräftigen Krieg brauchen!!!“

Der Wiener „Figaro“ ist natürlich witzig:

Die ewige Friedens-Bertha.

Was kraucht beim „Haag im Busch“ herum,
Ist's nicht die Suttner wiederum?
Jawohl, die Bertha lobesam
Ist's, die nach Haag gezogen kam,
Um für ihr Buch in allen Sprachen
Ausgiebige Reclam' zu machen.

Was nun beweisen solche Erscheinungen? Sie beweisen immer wieder unsere Behauptung, dass die Hauptursache der Kriege nicht etwa in der unverrückbaren Natur liegt, sondern in dem jeweiligen menschlichen Vorurtheile, in dem positiven Widerwillen gegen Friede und gesittete Entwickelung. Man sollte meinen, im schlimmsten Falle würden die Menschen aufrichtig bedauern, dass der Friede unmöglich sei. Nein, sie gehen nachgerade mit leidenschaftlichem Grimm auf die Friedensfreunde los, als wollten ihnen diese etwas Heiliges zerstören.

Na freilich: Krieg ist Natur, und Natur ist manchmal Dummheit. Nicht bloß die Wildheit der Völker ist schuld, dass wir Krieg haben, sondern auch der Eigennutz der Diplomaten und — die Frivolität der Presse. Frivolität? Nicht immer. Manchmal nur bürgerlicher Geschäftsgeist. Denn der Friede ist nicht populär, jeder Krieg aber bringt tausend neue Abonnenten.

Nun gut. Man hat das, was man haben will. Man hat den Krieg, weil man ihn haben will, ebenso gut könnten wir den Frieden haben, wenn wir wollten. Die Aufgabe der Friedensfreunde bleibt also nach wie vor, durch Erziehung, Unterricht, Presse, Kunst u. s. w. den Glauben an die Möglichkeit des Friedens in den Culturländern und den Glauben an den göttlichen Wert des Friedens in das Volk zu tragen. Das wollen wir stetig und unverzagt thun. Die Ideale der Haager Friedensconferenz, die weit tiefer greifen, als unsere kriegshungrigen Zeitungen wahrhaben mögen, stärken uns wunderbar.

Reimzeilen.

Im Leben es bunt zu treiben
Ist Brauch bei der Jugend,
Das Streben, gesund zu bleiben
Ist auch eine Tugend. R.

Die Kunst, lange zu leben.

Von Heinrich Müller.

Der Mensch braucht wenig nur hienieden,
Und dieses Wenige nicht lang.

Die Menschen haben von jeher die Erlangung eines hohen Alters als ein besonderes Glück angesehen, obschon die Ansichten der Leute über den Wert des Lebens, je nach dem Grade der Bildung verschieden sind. Jeder möchte gern alt werden, übersieht aber dabei ganz, dass es ihm in die Hand gegeben ist, dieses Glück in vollem Maße selbst zu erreichen. Wir treffen deshalb die Makrobiotik schon in den ältesten Zeiten an, wenn sie auch deshalb aus einer Summe von Unkenntnis bestand,

wissen wir doch, dass es auch heute noch viel Unkenntnis gibt und dass namentlich die Ernährungsfrage wirr ist. Das Durchschnittsalter nach den neuesten Statistiken beträgt etwa 37 Jahre, an welcher Ziffer wohl die Sterblichkeit der Neugeborenen participiert. Ferner sagt man den mittelgroßen, den untersetzten Leuten von heiterer Gemüthsart mehr Zähigkeit nach und prophezeit ihnen ein längeres Leben, dann glaubt die Wissenschaft an die Erblichkeit einer Lang- oder Kurzlebigkeit. Dies ist ja ganz richtig, weil von kranken Eltern keine gesunden Kinder erzeugt werden können. So finde ich in einer Statistik, dass von 61 Kindern mäßiger Eltern sich 50—82% normal entwickelten, während von 27 Kindern trunksüchtiger Eltern bloß 15% aufkamen. Bekannt ist ja auch, dass das weibliche Geschlecht widerstandsfähiger ist, als das männliche. Diese Eigenschaft kommt wohl von dem durchschnittlich mäßigeren Leben der Frau. Selbstredend spielt auch das Alter eine Rolle. Die Widerstandsfähigkeit Neugeborener ist sehr gering, steigt aber dann bis zum 40. Lebensjahre, um von da an wieder abzunehmen. Was müssen wir nun thun, um ein möglichst hohes Alter zu erreichen, ohne indessen dabei in Extreme zu verfallen? Wir dürfen nie vergessen — wie es leider oft geschieht — dass wir Culturmenschen, und nachdem wir nun bemüßigt sind, in diesen Verhältnissen zu leben, auch auf dieselben Rücksicht nehmen müssen. Vor allem ist das Leben in freier Natur unentbehrlich. Licht und Luft wirken als Reize auf die Nerven und diese wieder auf die inneren Lebensorgane. Daher bewege man sich so viel als möglich im Freien und sorge thunlichst für die beste Luft. Schlafen bei offenem Fenster! Viele campieren in Wohn- und Schlafzimmern, angefüllt mit schlechter Luft, und haben vielleicht das schönste und größte Zimmer als Salon zum Ansehen, viele dagegen wieder müssen, durch die traurigen socialen Verhältnisse bedingt, in dunklen ungesunden Kammern oft zu Dutzenden hausen. Die frische Luft ist immer wichtig, bei Tage und nachts. Ganz besonderer Wert ist auf die Ausathmung zu legen. Man thut dies beim Gehen am besten, indem man langsam geht und hinter dem Rücken durch die gebeugten Ellenbogengelenke einen Schirm oder einen Stock trägt. Sehr wichtig ist es, dass die Lungenspitzen recht oft in Function treten, da dieselben beim gewöhnlichen Athmen am wenigsten arbeiten. Jedermann soll täglich regelmäßig zehn Minuten auf Athemübungen im Freien oder am offenen Fenster, möglichst ganz bloß, als Luftbad verwenden. Wie man sich täglich wäscht, so soll man auch täglich diese Blutreinigung vornehmen. Dafür muss jedermann Zeit finden.

Ein ebenso wichtiger Factor zur Erhaltung der Gesundheit und eines langen Lebens ist die Ernährung. Hier wird außerordentlich viel gesündigt. Schlechte Ernährung vermindert die Widerstandsfähigkeit und ist besonders bei eintretender Krankheit von unheilvollen Folgen. Kinder sind in Bezug auf Ernährung besonders empfindlich. So schädlich wie schlechte Ernährung ist auch die zu gute: Der „gute Appetit", der nur eine schlimme Angewohnheit ist. „Der Mensch ist, was er ißt", das ist ein Ausspruch, welchen man sehr beherzigen sollte. Die Nahrung liefert das Baumaterial für unsern Körper, und je geeigneter die Nahrung ist, desto solider wird der Körper gebaut sein. Theodor Halm war es, der als erster für die fleischlose Kost nicht nur als ein Heilmittel gegen ein Heer von körperlichen Leiden sein Wort ertönen ließ, sondern dieselbe auch als die einzige richtige Ernährungsweise bezeichnete, und selbst Professor Virchow erklärte, dass er den Vegetarismus für die Ernährung der Zukunft halte.

Hier schlägt auch die Frage des Alkoholgenusses ein, der — nicht oft genug kann es gesagt werden — ein Krebsschaden der Cultur ist und bleibt. Die schädlichen Folgen dieses Gewohnheitslasters pfeifen schon alle Spatzen am Dache, während die Trunksucht immer mehr und mehr zunimmt. So z. B. sterben in München 7%

der arbeitenden Bevölkerung an „Bierherz“ und von allen Geisteskranken sind 70% Trinker. In Deutschland soll jährlich eine Summe von 1500 Millionen Mark für alkoholartige Getränke ausgegeben werden. Ein solch riesenmäßiger Consum von alkoholischen Getränken muss natürlich ungeheueren Schaden in unserem Volksleben anrichten. Wer z. B. beobachtet, in welch sinnloser Weise auf den deutschen Hochschulen auch in unserer Zeit immer noch der studentische Trinkzwang betrieben wird, was in ganz natürlicher Weise auch die jungen Leute der anderen Stände nachzuahmen suchen, der muss sich über die Langmuth der guten Mutter Natur nur wundern, dass sie für solche Thorheiten nicht noch stärkere Strafen vorschreibt, als ohnehin der Fall ist. Tabak, Kaffee, Thee, die fremden Gewürze, dies sind alles Feinde unserer Gesundheit. Dann wären noch die Modethorheiten, die kleinen Schuhe mit hohen Absätzen der Damen, das Corsett, der Schleier, die Ohrringe, die viel zu wenig luftige Kopfbedeckung der Männer, die enganschließenden Krägen u. s. w. zu nennen. Von großem Einflusse in der Makrobiotik sind auch körperliche und geistige Arbeiten. Auf geistige Arbeit soll immer eine körperliche Übung folgen. Mehr als zwei bis höchstens drei Stunden kann man ein- und dieselbe geistige Arbeit, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, nicht ausführen. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ein paar Worte über das Radfahren sagen. Nicht jedem thut es gut, besonders nicht Herzkranken und Bleichsüchtigen. Ich halte überhaupt eine vernünftige Touristik für entsprechender als das Radfahren. —

Nun alles Gesagte zusammenzenommen ergibt ja nicht viel Neues, aber es enthält, richtig verwertet, die Kunst, lange zu leben. Es kann viel geschehen zur Verlängerung des Lebens durch vernünftige und gemäßigte Lebensweise, die Makrobiotik der Kinder ist in die Hände der Eltern und Erzieher gegeben, die der Erwachsenen in ihre eigenen Hände. Mögen sie sie gut bewahren!

Ein Protestant über die katholische Kirche.

Im vorigen Hefte dieser Zeitschrift ist ein Buch besprochen worden, welches die gegenwärtigen Schäden des Katholicismus freimüthig und rücksichtslos rügt. Das Buch ist von einem katholischen Priester geschrieben. Heute berichten wir von einem anderen Werke, welches die katholische Kirche und ihre Einrichtungen von der idealsten, edelsten Seite mit wahrer Hingebung und tiefem Verständnisse behandelt, und dieses Werk ist — von einem protestantischen Geistlichen verfasst. Nun fehlt als Gegensatz noch, dass ein protestantischer Geistlicher die Mängel des Protestantismus behandelt und dass ein katholischer Priester warm und vorurtheilslos die Vorzüge des Protestantismus beurtheilt. — Es wird auch das geschehen. Denn dass bei gegenseitigem guten Willen innerhalb des Christenthums keine Verständigung möglich sein soll, das zu denken erscheint mir als eine Gotteslästerung.

Bei Müller, Warder & Comp. in Zürich ist ein Buch erschienen: „Katholicismus und Protestantismus.“ Acht Vorträge von Dr. theol. Konrad Furrer In diesem Buche werden die wichtigsten Grundsätze der beiden Bekenntnisse erörtert und einander gegenübergestellt. Also kommen zur Erörterung: Die Grundlagen des katholischen und protestantischen Glaubens. Das Oberhaupt der Kirche. Maria und Gottes Erbarmen. Der katholische Priester und der protestantische Pfarrer. Messe und Abendmahl. Kloster und Welt. Die letzten Capitel behandeln das, was wir thun müssen, um selig zu werden, endlich das Sterben und das Jenseits.

Das Werk ist in einer außergewöhnlich schlichten und schönen Sprache geschrieben, und zwar vom Standpunkte eines modernen, hochgebildeten Geistes aus.

Jeder Philosoph, jeder Freigeist kann es mit Vergnügen lesen und religiöse Gemüther werden wahrlich dadurch erhoben und erbaut sein. Besonders in der gegenwärtigen Bewegung möchte ich dieses Buch meinen Lesern recht eindringlich empfehlen. — Viele werden mir dafür danken, ich weiß es gewiss. — Der Verfasser ist ein protestantischer Geistlicher und bleibt Punkt für Punkt strenge seiner Richtung treu. Und doch muss ich gestehen, trotz meiner eifrigen Umschau in der katholischen Literatur seit lange nichts mehr gelesen zu haben, was so vorurtheilslos, so historischen und religiösen Sinnes, so verständnisvoll, so warm und ehrerbietig von der katholischen Kirche spricht, als dieses Buch es thut. Mir hat das in ganzer Seele wohlgethan. So recht habe ich bei solcher Beleuchtung wieder gesehen, wie schön und erhaben diese Kirche ist, wenn sie in ihrem ganzen ursprünglichen Idealismus gedacht wird, frei von allen jenen Auswüchsen und Missbräuchen, die ein religiöses Herz manchmal so bitter empfindet. Da wird z. B. die Unfehlbarkeit erläutert, dass sie nichts Neues und Überraschendes sei, vielmehr der längst proclamierten Lehre von der Göttlichkeit der Kirche und ihrem Zusammenhang mit den Aposteln entspreche. Da wird die Heiligkeit des Messopfers als unendlicher Trost- und Gnadenquell für die Gläubigen besprochen, die Bedeutung der Ohrenbeichte, die geschichtliche und seelische Begründung des Klosterlebens. Sogar in dem Rosenkranzgebet weiß dieser hochsinnige Protestant jenen tieferen Sinn zu finden und zu ehren, den die Kirche hineinlegt. Von besonderem Interesse ist die Zurückführung der Käuflichkeit des Ablasses auf eine altgermanische Sitte. Rührend ist das Verständnis des Verfassers für den Mariencultus. Es ist eine wahre Rechtfertigung der katholischen Geheimnisse und Heiligthümer, wie man sie von solcher Seite nicht gewohnt ist. Ein großes Christenherz muß es sein, das — selbst rein protestantisch nach Zwingli — sich ganz und geradezu innig in die Lage eines katholischen Gläubigen versetzen kann.

Allerdings lässt es der Verfasser damit nicht gut sein. Denn jeder Erhabenheit des Katholicismus stellt er eine Erhabenheit des Protestantismus entgegen, und zwar in seinem Sinne eine noch größere. Da will es mich nun aber bedünken, als könne er manchmal nicht leicht über die von ihm anerkannte und verherrlichte Größe des Katholicismus hinaus. Und da fällt einem bei, dass einer mit demselben hochherzigen christlichen Sinn ebenso gut Katholik als Protestant sein kann. Thatsächlich ist ja auch die Kirche nicht so engherzig, als sie sich stellt, sonst müsste sie heute Millionen excommunicieren. Wenn es nur gelänge, gegen ihre allzu weltlichen und Ärgernis erregenden Entartungen sieghaft oder gleichgiltig zu werden, das übrige gäbe sich. Verehren all die uralten, so vielfach beseligenden Heiligthümer der Kirche und glauben das Evangelium. Der wahre evangelische Freisinn findet sich auch im Katholicismus zurecht und beweist durch seine Rechtfertigung einer jeden Gewissenssache am allerbesten die Hoheit seines Standpunktes.

Poetenwinkel.

Die Seifenblase.

Fröhliche Kinder
Unter dem Birnbaum
Senden jubelnd
Schillernde Blasen
Aus dünnen Halmen
In die sonnige Luft.

Jauchzend erheben
Sie ihre Stimmen,
Wenn eine große
Lange geflogen,
Und unermüdlich
Entsenden sie neue.

Aber das Jüngste
Mit ernsthafter Miene,
Möchte die Dinger
Näher besehen,
Möchte das Wunder
Mit Händen sich greifen.

Eilig zerstieben
All die Gebilde,
Fallen als Tröpfchen
Seifigen Wassers
Nur auf die Hand,
Die danach haschte.

Lachend betrachten's
Weise und große
Kinder, die schon sich
Erfahrung gesammelt,
Nur das Jüngste
Zieht weinend den Mund.

Lächelnd steh' ich
Dabei und gedenke
Eigenen Lebens
Herber Erfahrung,
Und leise im Auge
Zerdrück' ich die Thräne.

E. Winkl.

* * *

Waldfriedhof auf dem Kahlenberg.

Dichtgeflocht'ner Sträucherzaun,
Buchengrün gehißt,
Sei betreten Friedensraum —
Lange schon gemißt.

Unter'm Fuße raschelt's dicht,
Dürres Holz, du weinst,
Dort den Müden läd't der Strunk
Ganz wie dermaleinst.

Friede hier, um den umsonst
Überall ich warb,
Und den Geist verläßt der Leib,
Ohne daß er starb.

Wie Posaunen tönt es mir
Durch den grünen Hag,
Schläfer hier, schon feiert ihr
Jetzt den jüngsten Tag.

Durch's Geäste Sonnenstaub
Lebenweckend bricht,
Goldgrün, so geheimnisvoll
Wie ein Traumgedicht.

Unbewegt der Epheu deckt
Hügel, Kreuz und Gruft,
Nur die Sehnsucht wie ein Hauch
Zittert durch die Luft.

Michael Maria Rabenlechner.[1])

* * *

Mit der Exc'llenz.

Guat woar's Revier vom Peterl,
Da woar'n gar brave Hirsch,
Viel „Herrn" sein auffilemma,
Am Hirbst z' eahm auf die Pirsch.

Da woar zum erscht'n oana,
Graf Wrbna Dominik,
Der 's mit'n Brandner ganga,
Mit dem woar er ganz dick.[2])

Da Graf nennt eahm „du Peterl",
Er ruaft an Graf'n „Ös";
Das hört da Herr Direct'r,
Und schimpft eahm z'samm ganz bös:

„Hörst Peterl, dös geht nimma,
Das is koa Reverenz,[3])
Das nächstemal zum Graf'n
Sagst Herr und Excellenz!"

Da Peterl d' nexte Woch'n
Führt'n Graf'n auf sein Stand;
Der is wia imma gnädi,
Und plauscht so allahand.

Da Peterl is vadraißt'i,
Kaum macht er 's Maul heunt auf:
„Herr Graf beföhl'n", so brummt er,
„Exc'llenz hier gehn ma 'nauf".

---

[1]) Nachbemerkung. Auf dem Kahlenberge (Wien, XIX. Bezirk) befindet sich ein kleiner Friedhof. Der schönste Bergfriedhof vielleicht unseres ganzen Vaterlandes. Gegenwärtig freilich schon außer Benützung, triumphiert in ihm bereits das Leben und die Natur. Die Grabkreuze auf den eingesunkenen Hügeln schlafkrunken-schief, die Goldlettern der verrosteten Inschrifttafeln regenverwaschen und unleserlich und der sturmgerüttelte Marmorblock auf de Lignes Grab höchstens die zu Stein gewordene Thräne des Waldes ob der Vergänglichkeit, die einst auch ihm beschieden ... Noch aber sind die Baumrecken unseres Friedhofs die Krone des Waldes auf dem Kahlenberg. Und es lockt uns nicht, daß gegen Mittag durch den Sträucherzaun an einzelnen Stellen hereinlugt aus dem Thale der liebe Häuserjarkophag der großen Stadt — auf irdischem Schiff ein buntes Flammenirrlicht. Und sie bezwingen uns nicht — herniederdringend vom Gipfel — die verzitternden Sirenenklänge der Musik des Kahlenberg-Hotels — Viel hundert und aber hundert sehen wir vorübergehen an der Friedensstatt. Sie traben hinab neu ins gierige Hasten oder sie wandern erst empor zum tollen Walzerhaus. Sie kennen ihn nicht, den dichtversteckten Ort auf der Höhe, oder sie schauen ruhelos die Stätte wirkungsreicher Ruhe. — — Vielleicht daß unser Ruf gleichgestimmte Saiten weckt. M. M. R.

[2]) gut befreundet. [3]) Respect.

„Ja Peterl, hörst, zum Kukuk,
Was fallt denn dir heunt ein?
Was san denn das für Titeln,
I' was red'st denn gar so fein?"

Da sagt da schlaue Peterl
Und grinst mit'n ganz'n G'sicht:
„I thua eh nix drauf halt'n
Auf solch'ne dumme G'schicht.

Da Herr Direct'r b'fühlt's halt,
Er woaß net wia Se san, —
Mit Eahna kann ma red'n,
Se san halt so viel „g'moan!"[1])

Bücher.

Ein neuer Wiener Dichter.

Tage und Nächte. Gedichte von Adolph Donath. Mit einem Briefe von Georg Brandes und einer Umschlagszeichnung von H. Rauchniger. (Berlin und Leipzig. Schuster & Loeffler. 1898.)

„Heutzutage Gedichte zu veröffentlichen, das bedarf gewichtiger Entschuldigung." Ein Wahrwort! Versäumen darum moderne Poeten die prosaische Einbegleitung ihrer Gedichtensammlung fast niemals ... Nun, auch obiges Büchlein hat seine prosaische Einbegleitung, die aber der jugendliche Dichter nicht selber geschrieben. Ein Geistesriese unserer Zeit ists, der Patenstelle vertritt — Georg Brandes. Wenn ein solcher Mann einer lyrischen Gedichtensammlung drei Octavseiten begeisterte Anerkennung mit auf den Weg gibt, dann Hut ab vor den Gedichten, noch ehe man eines aus ihnen gelesen!

Als Moderner — doch nicht als Hypermoderner oder Extremer tritt uns Donath aus vorliegender Sammlung entgegen. Das Hauptcharakteristikon seiner Lyrik liegt in der Musik und in dem sich wiegenden Rhythmus. Hierin überragt er all unsere modernen überschwänglichen Wiener Lyriker, deren Producte oft so wenig Farbe und so schwachen Ausdruck zeigen. Ein ganz besonderer Vorzug aber von Donaths Lyrik ist das Übergehen in das Volksthümliche. Man höre nur z. B. Verse wie die folgenden:

Ich saß mit ihr im Sternenglanz,
Und hielt sie sanft umschlungen,
Als in der müden, weiten Welt,
Der letzte Ton verklungen.

Doch als das freie Lied erscholl:
Es ist der Mai gekommen,
Da hab ich meiner Nachbarin
Das Herzchen weggenommen.

Und hab es schnell zu mir gesteckt.
Sie hat es Gott befohlen —
Da hab ich ihr trotz Gott und Welt
Den ersten Kuß gestohlen.

Donath muß ein sehr stark ausgeprägtes Gefühlsleben haben. Dabei ist es ganz wunderlich, mit welch einfachen Worten er zu wirken versteht:

Meine bleiche Schwester sang
Süße Kinderlieder ...
Meine große Sehnsucht bringt
Mir die Schwester wieder.

Und ich sitze Tag und Nacht
Träumend in dem Garten,
Will die Sehnsucht scheiden seh'n,
Und die Schwester warten ...

Alles in allem, Donath ist ein Talent, das Hohes verspricht. Es thut sich aber auch für den jungen Dichter und sein prunkvoll ausgestattetes Werk großes Interesse kund. Wir freuen uns, daß es uns gegönnt, die Leser des „Heimgarten" auf A. Donath nachdrücklichst aufmerksam machen zu können.

Dr. Michael Maria Rabenlechner.

Das neunzehnte Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Culturgeschichte von Hans Kraemer in Verbindung mit hervorragenden Fachmännern. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 1898—99. Lieferung 1—17.)

Unter den verschiedenen Veröffentlichungen, welche dem scheidenden Jahrhunderte und der anerkannten hohen Bedeutung desselben für den Fortschritt auf allen Gebieten der Cultur gewidmet sind, ist das vorliegende reich illustrierte und glänzend ausgestattete Werk, von dem bisher siebzehn Lieferungen erschienn, die vorzüglichste und reichhaltigste. Ein vom Herausgeber in Verbindung mit Fachleuten auf

[1]) gemüthlich, lemtselig.

den einzelnen Gebieten hergestellter fesselnder und geschmackvoller Text erscheint begleitet von Illustrationen innerhalb desselben und auf separaten Tafeln, welche in der schönen und feinen Weise ausgeführt sind, die man an allen Werken des deutschen Verlagshauses in Berlin rühmend hervorheben kann. Wer die wissenschaftlichen Erfolge auch nur flüchtig bedenkt, welche im neunzehnten Jahrhunderte auf dem Felde der Physik und Chemie, der Industrie und des Verkehrswesens errungen worden sind, wer die Bedeutung der Literatur und Kunst innerhalb dieser Zeit, aber auch wer die großen weltgeschichtlichen Ereignisse ins Auge faßt, wird sich einen Begriff von dem Umfange dieses Werkes machen können, das in alle wichtigen Details eingeht und in dem nichts Bemerkenswertes übersehen ist.

Die zunächst vorliegenden siebzehn Lieferungen geben eine Übersicht alles dessen, was in den ersten Jahrzehnten des Jahrhundertes geschaffen wurde und cultur- und weltgeschichtlich Merkwürdiges sich ereignet hat. Die Einleitung führt uns zunächst die Gestaltung des Lebens und der Ereignisse nach der französischen Revolution vor, darauf tritt die Persönlichkeit Napoleons I. in den Vordergrund, welche auf die Geschichte Europas für längere Zeit so bestimmend gewirkt hat. Es folgt sodann die Darstellung der merkwürdigen Forschungsreise Mungo Parks, Alex. v. Humboldts und anderer, jene des geistigen Lebens bis zum Tode Kant und Schillers, die politische Geschichte von 1805, welche zunächst bis 1821 fortgesetzt erscheint, eine kunstgeschichtliche Darlegung über den Empirestil und die Besprechung der Rechtspflege und Gesetzgebung in der Napoleonischen Periode, daran schließen sich die wichtigen Abschnitte, welche die Technik, Industrie, Chemie und Physik und die merkwürdigsten Erfinder auf diesem Gebiete behandeln, sowie ein Capitel über die Musik. Die weiteren Ausführungen behandeln das Frauenleben der Napoleonischen Zeit, die Entwicklung der Typographie, die politischen historischen Ereignisse bis 1840 und wieder die entsprechenden merkwürdigen Erfolge nach dieser Periode auf dem Gebiete der Forschungsreisen, der exacten Wissenschaften und des Verkehrswesens. Auf letzterem Gebiete ist ja die in diese Zeit fallende Entwicklung der Eisenbahnen von besonderer epochaler Bedeutung geworden. Neben dem klaren und übersichtlichen Texte sind, wie schon erwähnt, die trefflichen Bilder rühmend hervorzuheben. Wahre Kunstblätter erscheinen z. B. in den farbigen Tafeln: „Personenzug auf der ersten Eisenbahn 1825“, „Fürst Schwarzenberg auf dem Schlachtfelde bei Leipzig 1813“, „Die Cheops-Pyramide“, „Entdeckung des Victoria-Landes 1838“, „Nasmyths erster Dampfhammer“, „Napoleons Kaiserthron“, „Gay-Lussacs Ballon-Aufstieg 1804“, „Napoleons Abreise 1814“, „Die Leipziger Messe 1830“. Auch die kunsthistorisch und culturgeschichtlich bemerkenswerten farbigen Tafeln gereichen dem Werke zur Zierde. Aber auch die schwarzen Bilder sind in vorzüglichem Holzschnitt vortrefflich ausgeführt; wir finden Porträts aller bemerkenswerten Persönlichkeiten, Bilder von Schlachten und anderen Weltereignissen vielfach nach den Originalen berühmter Meister (z. B. das schöne Blatt „Victoria“ von A. Menzel), ferner Facsimiles von Handschriften, von merkwürdigen Zeitungsblättern, kurz eine Menge der merkwürdigsten illustrativen Beigaben. Man kann dem Fortschreiten dieses belehrenden und bedeutenden Unternehmens mit großer Spannung entgegensehen, da es uns schon in den erschienenen siebzehn Lieferungen ein großartiges Gemälde der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts entrollt.

A. Schlossar.

Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst von Dr. Josef Müller. (Mainz. Franz Kirchheim.)

Man meint, es wäre doch wahrlich überflüssig, die hunderte von ästhetischen Lehrbüchern noch um eines zu vermehren. Insoferne eines aus dem andern abgeschrieben, aus allen Meinungen zusammengestoppelt wird, gewiß. Das vorliegende Buch indes darf Anspruch auf besondere Beachtung machen, denn es beruht auf originellen Standpunkten, auf einer persönlich freien Weltanschauung, wie mich dünkt, und wird vielfach auch modernen Richtungen gerecht. M.

Für Freunde des Jeremias Gotthelf. Im vorigen Jahrgang, Seite 717, ist ein Büchlein besprochen worden: „Briefe von Jeremias Gotthelf an Amtsrichter Burkhalter“, herausgegeben von G. Joß. (Bern. K. J. Wyß.) Von demselben Herausgeber und demselben Verlage sind nun auch die Briefe des Amtsrichters Burkhalter an Jeremias Gotthelf erschienen. Eingeleitet werden sie durch eine kurze Selbstbiographie des schlichten Mannes aus dem Volke. Es ist eine Freude, diesen merkwürdig abgeklärten Bauern über Gotthelfs Schriften, sowie über die damaligen Schweizer Verhältnisse sprechen zu hören. Strenge und Milde geht in Harmonie durch diesen Menschen und wohl zumeist trifft er den Nagel auf den Kopf. Freunden des Schweizer Dichters wird auch dieses Bändchen willkommen sein. R.

Hochlandfahrt. Gedichte aus den Tiroler Alpen von Rudolf Perger. (Meran. F. W. Ellmenreich.)

Das sind wieder einmal Gedichte voll Mark und völkischer Kraft. Ein ungebundener Geist spricht aus diesen gebundenen Zeilen,

die das Evangelium der wahren Naturfreunde verkünden. Jedes Blatt spiegelt den geraden, echtdeutschen Sinn des treuen Tirolers wieder, der in seinem schweren Berufe als Arzt noch Zeit gefunden hat, die unerschöpflichen Reize seiner gottbegnadeten Heimat poetisch zu verklären. F. G.

Die Zeit. Wochenschrift, herausgegeben von Dr. J. Singer, Hermann Bahr, Dr. Heinrich Kanner. (Wien, Günthergasse 1.)

Diese Zeitschrift bringt gute Orientierung besonders über die innerpolitischen Verhältnisse, dann auch über weitere Culturfragen. Ein guter Theil wird der Volkswirtschaft eingeräumt, ohne daß deshalb das Ideale in Kunst und Literatur zu kurz käme. Der eigentliche Vorzug besteht in der freimüthigen Haltung und der zumeist glänzenden Form der Aufsätze. Man kann sich nach solchen concentrierteren Zeitschriften viel leichter ein richtiges Bild über die Zeitgeschichte machen, als nach Tagesblättern. K.

Der König von Rom. Historischer Roman von Ch. Laurent. Uebertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. (Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.)

Dieser Roman schildert das Leben des Herzogs von Reichstadt, des einzigen Sohnes des Kaisers Napoleon.

Bücherein lauf.

Aus dem literarischen Nachlaß eines verkannten Genies. Von Alfred Kühn. (Straßburg i. E. Commissionsverlag von E. d'Oleire.)

Die Macht der Stunde. Broni. Zwei Novellen von Paul Heyse. Illustriert von Fritz Reiß. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

Allgemeine Nationalbibliothek (Wien. C. Daberkow):

Abdias von Adalbert Stifter.

Bilder aus Wien von Adalbert Stifter.

Ein Märtyrer des Lebens von Anton Schlossar.

Balladen von Joh. Nep. Vogl.

Hamburger Bilder für Hamburger Kinder von Ilse Frapan. (Hamburg. Otto Meißner.)

Eine Philosophie des Schönen in Natur und Kunst. Von Dr. phil. Josef Müller. (Mainz. Franz Kirchheim. 1897.)

Julius Mosen. Ausgewählte Werke. Herausgegeben und mit einer Lebensgeschichte des Dichters versehen von Dr. Max Zschommler. (Leipzig. Arnold Strauch.)

Gedichte von Hans Gabriel. (Wismar. Willgroth & Menzel. 1899.)

Die Lebensanschauungen der großen Dichter. Eine Entwicklungsgeschichte des Lebensproblems der Menschheit von Plato bis zur Gegenwart. Von Rudolf Eucken. (Leipzig. Veit & Comp. 1899.)

Kirchenglaube und Vernunftreligion, oder Christenthum Christi. Von J. G. Fiedel. (Leipzig. J. G. Fiedel. 1899.)

Leo Taxil. Von P. Bräunlich. (München. J. F. Lehmann. 1899.)

Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Unter der Leitung von Dr. Josef Pommer und Hans Fraungruber. Herausgegeben von dem Deutschen Volksgesang-Vereine in Wien. Erscheint in zehn Monatsheften. (Wien. Alfred Hölder.)

Knecht Ruprecht. Kinder-Weihnachtsblatt. Herausgegeben von Ernst Brausewetter. (Köln. Schaffstein & Co.)

Unsere Pflanzen. Ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben. Von Dr. Franz Söhns. (Leipzig. B. G. Teubner.)

Die Südbahn und ihre Verkehrsgebiete in Österreich-Ungarn. Herausgegeben von der k. k. priv. Südbahn unter Mitwirkung zahlreicher Schriftsteller und Künstler. Mit 197 Illustrationen, 4 Karten und einem Fahrplan sämmtlicher Linien. (Brünn. Rudolf M. Rohrer.)

Katechismus für Radfahrer. Von Dr. Ernst G. Häfner (Max Hesses illustrierter Katechismen 49. Band).

Katechismus für Radfahrerinnen. Von Dr. Ernst G. Häfner (Max Hesses illustrierter Katechismen 50. Band).

Gedenkbuch zum fünfundzwanzigsten Bestande des deutschen Landes-Lehrervereines in Böhmen. 1874 1899. Zusammengestellt von Reinhold Erben. (Reichenberg, Verlag des Vereines.)

Verdeutschung der im kaufmännischen Verkehr vielfach noch vorkommenden Fremdwörter. Von Eduard Gencke (Lauenstein i. S. Selbstverlage des Verfassers. 1899.)

Postkarten des „Heimgarten“.

Dr. J. M., Würzburg: Schreiben Sie in Ihrem glänzenden Stil doch eine Abhandlung über das Schöne in der modernen Technik, das müßte ja ein dankbarer Stoff sein. Die Schönheit der Maschine z. B. ist unbestreitbar, nur ist die Ästhetik bisher dafür nicht eingerichtet.

* Unsere reichsdeutschen Correspondenten scheinen in neuerer Zeit auffallend schlechte Couverts zu benützen. Viele Briefschaften kommen, wenn überhaupt, zerrissen und offen bei uns an und sehen aus, als ob die Mäuse daran genagt hätten. Da sollte man doch Katzen in die Postämter stellen!

Nach beiden Seiten: Loben Sie Ihre Kirche so viel Sie wollen, aber schimpfen Sie nicht über andere Bekenntnisse, das ist denn doch ein wenig zu banausisch.

„Anhängschloss am Munde“:

Hm, hm, kann man sagen,
's ist freilich nicht viel,
Doch denken, hm, hm,
Kann man doch, was man will.

An die nicht geladenen Einsender: Unverlangt eingeschickte Manuscripte werden in der Expedition des „Heimgarten“, Graz, Stempfergasse 4, hinterlegt und können dort abgeholt werden. Solche Einsendungen zu lesen, zu beurtheilen, zu verwenden, ist der Redaction leider nicht möch.

Zur Nachricht!

Mit dem nächsten Hefte tritt unser „Heimgarten“ in seinen 24. Jahrgang. Dieses Jahr der Großjährigkeit wird eröffnet mit einer größeren zeitgemäßen Erzählung von dem Herausgeber:

„Christ auf der Haide.“

Der Grundstoff dieser Erzählung bildet die Übertrittsbewegung, für die der Verfasser eine ungeahnte Lösung findet. Ferner enthält auch der nächste Jahrgang alles, was seinem Herausgeber Peter Rosegger durch Herz, Kopf und Feder geht — seien es Geschichten, Schilderungen, Lieder, Schwänke oder Betrachtungen über die Fragen der Zeit.

Von Beiträgen anderer volksthümlicher Autoren nennen wir „Eine unheimliche Nacht“ von Josef Wichner und „Herrgotts Schwiegermutterl“ von Karl Schönherr. Von Rosa Fischer und Karl Reiterer haben wir allerhand merkwürdige Volkskunden auf dem Lager. Für Literaturfreunde werden wir Briefe und Erinnerungen an Robert Hamerling, Ludwig Anzengruber, Gottfried Keller und andere Geistesgrößen bringen können. Mittlerweile regen sich in Deutschösterreich junge Kräfte, die bereit sind, die altbekannten Ideale des „Heimgarten“ in neuer Kunst und neuem Lichte zu zeigen. Ein frisch erwachtes Geistesleben der Älpler wird im „Heimgarten“ stets einen fröhlichen Tummelplatz haben.

Die Verlagshandlung.

Für die Redaction verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Princeton University Library
32101 042855559